Hochland

JOS. KÖSEL'SCHE BUCHHANDLUNG
KEMPTEN · · MÜNCHEN

H·B·6

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von

Karl Muth.

Zweiter Jahrgang · Band II.
April 1905 · September 1905.

Kempten und München
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

LIBRARY
FEB 15 1994
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
H67
Jg.2
Heft 2

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes II. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen, Gedichte.

	Seite
Handel-Mazzetti, E. v.: Jesse und Maria	12, 149, 274, 396, 549, 688
Kröger, Timm.: Fritz Twisselmann	58, 192
Lawson, Henry: Wie er's der Frau Baker erzählte	513
* * *	
Dreves, S. J., Guido Maria: Judica me, Deus	57
Witkop, Philipp: Im Frühling	68
Bernhart, Joseph: Gottesnähe	235
Kiesekamp, L. Raphael: Sommermittag	273
Schmid-Noerr, F. A.: Später Gang	313
Strauß-Torney, Lulu von: Ahnung	395
Knodt, Karl Ernst: Wolkenwandlungen	472
Herbert, M.: Il Santo	578

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen.

Dr. Schell, Hermann: Worte Christi. Das Charakterbild Jesu nach Houston Stewart Chamberlain	1
Dr. Baumgarten, Paul M.: Tiara und Mitra	99
Mumbauer, Johannes: Kraliks „Leben Jesu"	108
Dr. Thürmann, Otto: Häckel als Hylozoist	216
Mumbauer, Johannes: Was ist uns Bismarck?	257
Dr. Drerup, Engelbert: Moderne und antike Kultur	385
Dr. Schmid, F. A.: Ein Glaubensphilosoph (Friedrich Heinrich Jacobi)	527
Klein, Rudolf: Das Christentum und die Zukunft	599
Dr. Switalski, Wladislaus: Die Erziehung zur Selbsttätigkeit. Ein Beitrag zur modernen Erziehungsreform	641
Dr. Sauer, J.: Leo XIII. im Licht der neuesten Forschung	677
Dr. Foerster, Fr. W.: Die Angst vor dem Lachen	757
* Dr. E.: Der Großbetrieb der Wissenschaft	110
* P.: Von der Ethik ‚vergöttlichter' Natur	230

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.

Seite

* Mumbauer, Johannes: Karl Lamprecht als Geschichtschreiber der neuesten Zeit 236
* P.: Technik und Ethik 359
* Dr. E.: Freie Ehe und Freie Scheidung 361
* -rr-.: Die Aufgabe der Volksschule 366
* L.: Christus als Erzieher 481
* Dr. Ettlinger, Max: Der internationale Psychologenkongreß zu Rom 486
* Dr. E.: Eine Krisis in der ethischen Kulturbewegung . . 608
* J. M—r.: Annäherung der Konfessionen oder gegenseitiges Verständnis 610
* Rudolphi, Otto: Die neueste Enzyklika Pius X. . . . 617
* Dr. Ettlinger, Max: Die geschichtliche Erforschung der mittelalterlichen Philosophie 621
* Dr. Ettlinger, Max: Eine Philosophie der Botanik . . 623
* ** Unmögliche Forderungen 766
* r.: Eine Klärung in der Frauenbewegung 768
* ag.: Unionsbestrebungen in England 772

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik.

Dr. Voll, Karl: Adolf Menzel 40
Muth, Karl: Schiller im 20. Jahrhundert 129
Gruber, Karl: Buttlers Lohn. Ein Dialog nach dem Feste . 179
Muth, Karl: Goethe und Schiller in neuer Darstellung . . 226
Dr. Schneidewin, Max: Ida Gräfin Hahn-Hahn . . . 303
Dr. Kralik, Richard von: Homer in neuer Beleuchtung . . 330
Dr. Ettlinger, Max: Gervinus als Literarhistoriker . . . 338
Gracht, Ernst van der: Die Gräfin Hahn-Hahn in niederländischer Beleuchtung 345
Lennemann, W.: Bauernkultur. Ein Beitrag zur Frauenliteratur 424
Dr. Spahn, Martin: Ungedruckte Briefe von Friedrich von Schlegel 434
Mumbauer, Johannes: Vom ‚kirchlichen' Stilelend . . . 542
Dr. Popp, Joseph: Franz von Lenbach 579
Dr. Ettlinger, Max: Hermann Lingg 587
Dr. Weinmann, Karl: Gregorianischer Choral und Grammophon . 591
Dr. Endres, Jos. Ant.: Henry Thode's Michelangelo-Biographie 605
Kröger, Timm.: Fritz Reuter 671

* Literatur und Theater.

* M.: Otto Erich Hartleben 118
* **: J. Spillmann 120
* **: Lewis Wallace 121
* M.: Münchener Theater 122
* M.: Schiller, ‚der Formalist' 240
* Jörgensen, Johannes: Amalie Skram 242
* Dr. M. E.: Jules Verne 243

Seite

* Mumbauer, Johannes: Ein englischer Jules Verne? . . 243
* J. O.: Berliner Theater 246, 374, 628
* Prévôt, René: La figlia di Jorio von Gabriele d'Annunzio . 371
* F. L.: Fiona Macleod 373
* J. O.: Georg Brandes 490
* Mumbauer, J.: Neue Dichtungen von Wilhelm Jensen . . 493
* L.: Max Geißler 495
* Weiß, K.: Die ‚Kreuzesschule' in Oberammergau . . . 497
* J. M.: Strindbergs Bekenntnisse 627
* Dr. L. P.: Wilhelm Storck 770
* M.: Paul Keller 774
* **: Julius Stinde 778

* Kunst.

* Dr. Popp, Jos.: Aus den Münchener Ausstellungen . . . 123
* **: Zwei Rembrandtwerke 125
* th.: Der Berliner Dom 249
* Heilmeyer, Alexander: Constantin Meunier 249
* **: Rudolf Alt 250
* Dr. M. E.: Die Konkurrenz für einfache Grabmalentwürfe . . 376
* M.: Die sechste internationale Kunstausstellung in Venedig . . 499
* ** Ein deutscher Kunstsalon in Paris 502
* Dr. Moser, J.: Pietro Canonica 630
* ** Ein Streit um das deutsche Kunstideal 779
* *: Moderne Restaurierungen 781
* Dr. H. M.: Anton Burger †. 782

* Musik.

* Kolb, Annette: Antiwagnerische Vorkämpfer der Gegenwart . 377
* Dr. Weinmann, K.: Volks-Singakademien 502
* Kolb, Annette: Dem ‚Verklärten' 505
* „ „ : Zerstörung Trojas, Oper von Berlioz . . 505
* Dr. Schmid, A.: Griechische Volkslieder 633

IV. Biographisches.

* Alt, Rudolf. Von ** 250
* Bastian, Adolf. Von Dr. M. E. 114
* Bäumker, Wilhelm. Von K. Höber 369
Bismarck: Was ist uns —? Von Johannes Mumbauer . 257
* Denifle, Heinrich. Von Dr. S. Merkle 614
Gervinus als Literarhistoriker. Von Dr. Max Ettlinger . . 338
Hahn-Hahn, Ida Gräfin. Von Dr. Max Schneidewin . 303
Hahn-Hahn, die Gräfin, in niederländischer Beleuchtung. Von Ernst van der Gracht 345

Seite

* Hüffer, Hermann. Von ** 236
Lenbach, Franz von. Von Dr. Joseph Popp 579
Leo XIII. im Licht der neuesten Forschung. Von Dr. J. Sauer . 677
Lingg, Hermann. Von Dr. Max Ettlinger . . . 587
Menzel, Adolf. Von Dr. Karl Voll 40
* Mikulicz, Wernicke, Rotnagel †. Von Dr. H. Ziesché 624
Radowitz, Joseph Maria von. Von Dr. Luzian Pfleger . . 750
* Reclus, Elisée. Von * 621
Reuter, Fritz. Von Timm Kröger 641
Rosmini, Antonio. Von J. A. Laros 462
Schanz, Paul von †. Von Dr. Wilhelm Koch 458
Schiller im 20. Jahrhundert. Von Karl Muth . . . 129
* Storck, Wilhelm. Von Dr. L. P. 770
* Stroßmayer, Joseph Georg. Von Dr. M. . . . 365
* Wißmann, Hermann von. Von ** 620

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde.

Wolf-München, Eugen: Deutsch-Südwestafrika . . . 69
Dr. Bumüller, Johann: Ein Jesuit als Anhänger der Entwicklungstheorie 103
Foucauld, Vicomte Charles de: Die Juden in Marokko . . 139
Dessauer, Friedrich: Die drahtlose Telegraphie, ihre Grundlage und Bedeutung 205
Dr. Pohle, Joseph: Die sog. ‚Neuen Sterne' 314
Bieberstein, Rogalla von: Die heutige Bedeutung Gibraltars . 341
Dr. Cardauns, H.: Der Südpolrekord 466
Kühne, Joseph: Zoologie und Blitzlicht 595
Rostietz-Rieneck, R. von, S. J.: Schöpfung oder Entwicklung. Eine Parabel 597
Ostheim, F. U.: Die Marokkaner 659
* Dr. Ettlinger, Max: Kirchliche Abstammungslehre . . 115
* Dr. Plaßmann, J.: Astronomische Projektionsvorträge . . 368
* Dr. Gockel, A.: Die Farbe der Seen 368
* Müller, Alois: Die Astronomie im Alten Testament . . 488
* Dr. Gockel, A.: Die amtliche Wetterprognose . . . 489
* Dr. Ziesché, H.: Mikulicz, Wernicke, Rothnagel † . . . 624

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik.

Dr. Hertling, G. Frhr. von: Politische Parteibildung und soziale Schichtung 47
Prévôt, René: Ein Arbeitsgesetzbuch 220
Dr. Stange, Albert: Die Chemie im Dienste der deutschen Volkswirtschaft 449
Dr. Ott, Adolf: Ein neues System der politischen Ökonomie . 603

Seite
Mumbauer, Johannes: Das Staatslexikon der Görresgesellschaft . 760
* Dr. Klein, Peter: Laiengerichte 239
* ** Die Interessen des Schriftstellerberufs 783

VII. Leuchtende Gedanken.

Hahn-Hahn, Gräfin Ida 336

VIII. Neues vom Büchermarkt.

253, 380, 507, 636

IX. Verschiedenes.

Dr. Thürmann, Otto: Die Reform der Geselligkeit . . 96
Mumbauer, Johannes: Neue Bismarckliteratur . . . 355
Dr. Baumgarten, Paul Maria: Über Prachtwerke aus Anlaß eines Prachtwerkes 473
* r.: Im Kampf gegen die unsittliche Literatur 112
* L. P.: Eine Gefahr für unsere Bücher 117
* M.: P. Luis Coloma und das Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung 126
* r.: Der Kolportagebuchhandel 233
* **: ‚Der Krieg‘ 234
* Dr. Hagelstange, Alfred: Über Leserlichkeit von ornamentalen Schriften 252
* Dr. Pohle, Jos.: Ein englisches Konversationslexikon . . 379
* r.: Journalismus einst und jetzt 483
* Dr. Baumgarten, Paul Maria: Vorträge 635

X. Unsere Bilder.

128, 255, 382, 512, 639, 784

XI. Offene Briefe.

128, 256, 383, 512, 639, 784

XII. Kunstbeilagen.

Burger, Anton: Häusliche Andacht 641
„ „ : Die Judengasse zu Frankfurt im Winter . . 672
„ „ : Kuhhornhof 704
Canonica, Pietro: Sterbender Christus 736
Defregger, Franz von: Beim Kesselflicker 129
Greuze, J. B.: Die Dorfbraut 257
Landseer, Edw: Löwenstudie 464

	Seite
Lenbach, Franz von: Hermann von Lingg	513
„ „ „ : Bischof Stroßmayer	544
„ „ „ : Mommsen	576
„ „ „ : Ignaz von Döllinger	608
Maes, N.: Alte Frau beim Gebet	385
Menzel, Adolf von: Tafelrunde Friedrichs des Großen	1
„ „ „ : Der alte Fritz	32
„ „ „ : Prozession in Hofgastein	64
„ „ „ : Abreise des Königs Wilhelm zur Armee 1870	96
Moderfohn, Otto: Herbstmorgen am Moorkanal	192
Neer, A. von der: Flußlandschaft bei Mondschein	288
„ „ „ „ : Mondscheinlandschaft	336
Overbeck, Fritz: Stürmischer Tag	416
Simanowitz, Ludowica: Schiller im 35. Lebensjahre	160

Tafelrunde Friedrichs des Grossen

Zweiter Jahrgang. April 1905. 7. Heft.

Worte Christi.

Das Charakterbild Jesu nach Houston Stewart Chamberlain.

Von

Herman Schell.

I.

Einer der stolzen Ansprüche des modernen Geistes ist es, mit der Sehnsucht religiösen Empfindens und der Fackel exakter Forschung die geschichtliche Persönlichkeit Jesu Christi gesucht und gefunden zu haben. In bewußtem Gegensatz zur kirchlichen Christologie, welche den geschichtlichen Jesus durch das Dogma nur scheinbar verherrlicht, tatsächlich der psychologischen Wahrheit und sittlich-religiösen Vorbildlichkeit beraubt habe, ist die moderne Forschung vor einigen Jahrzehnten in die Welt der geschichtlichen Urkunden eingezogen, um, wie sie sagt, aus den Evangelien selber den wirklichen Jesus zu entdecken und für die Religion der Zukunft damit den Grundstein zu legen. Der moderne Geist rühmt sich nunmehr der im wesentlichen glücklich vollzogenen Entdeckung Christi als einer seiner wertvollsten Errungenschaften. Erst jetzt sei dieses einzigartige Menschenleben im eigenen Glanze sichtbar geworden. Allzulange sei das im besten und höchsten Sinn wahrhaft Menschliche in einem innerlich unwahren und psychologisch wie ethisch unmöglichen Logosroman verhüllt und begraben gewesen.

Es ist in der Tat ein eigentümliches Schauspiel, wie die Laienwelt sich mit Energie und Begeisterung des Christusproblems bemächtigt hat. Sie

kann sich des Erfolges rühmen, daß die theologische Christusforschung ihr bereits in weitgehendem Maße Rechnung tragen muß. Es kommt hier noch mehr wie im Bibel-Babelstreit aus tiefliegenden Gründen fast nur die protestantische Theologie in Betracht. Man fordert eben in den weiten und tief erregten Kreisen der Christusforscher und Gottsucher vor allem den rückhaltlosen Ausdruck der persönlichen Forschungsergebnisse des Schriftstellers, der in der Wiedergabe seiner Gedanken durch keine persönlichen und keine dogmatischen Verpflichtungen gehemmt sein dürfe. Man glaubt in den meisten Verteidigungsschriften, ob sie gegen die ethische Kritik oder gegen die religionsgeschichtliche Forschung der Gegenwart gerichtet sind, den offenkundigen Charakterzug der sophistischen Dialektik zu finden und legt ihnen darum für die große Wahrheitsfrage keine Bedeutung bei. Zur Wahrheit, sagt man, könne nur der Geist rücksichtsloser Wahrhaftigkeit und vollen Wahrheitsmutes führen!

Houston Stewart Chamberlain, der Verfasser der ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts' und der Herausgeber der ‚Worte Christi' (München, o. J.) gehört in die erste Reihe der Laienforscher über die Person und Bedeutung Christi. Die größte Tat habe Jesus vollbracht: er hat die sittliche Macht des Willens entdeckt und der Menschheit zu sittlicher Tatkraft verholfen. Wodurch Christus diese Wiedergeburt der altersmatten Menschheit vollzogen habe, will uns H. S. Chamberlain in dem Überblick der ächten ‚Worte Christi' enthüllen.

Die Worte Christi sind Christi Taten: von diesem kaum bestreitbaren Gesichtspunkt geht Chamberlain aus. Folglich sei es von höchstem Wert, die ächten Worte Jesu wie Diamanten aus ihrer zufälligen Umrahmung auszulösen, systematisch mit einander zu verbinden und sie mit nichts anderem als der eigenen Glut leuchten zu lassen. Dann werden sie sich als eine Sonne erweisen, die aus heiterm, wolkenlosem Himmel strahlt.

Was den Quellenwert der Evangelien betrifft, so anerkennt Chamberlain den apostolischen Ursprung für den Kern des Johannesevangeliums. Er nennt Johannes bereitwillig den größten der Evangelisten: denn er rückt uns Christus in unmittelbarste Nähe. Aber eben dadurch, sagt Chamberlain, rückt er Jesum in die Ferne. Er nimmt ihm nämlich die menschliche Herbheit und damit seine ächte Eigenart; er zeigt uns dafür den sich in Liebe zu uns herabbeugenden Gott und läßt anstatt des geschichtlichen Jesus das fleischgewordene Wort reden. ‚Nur selten schlägt das schlichte, herbe, fast harte Wort Christi an unser Ohr. Wir hören eigentlich nur die Stimme des Johannes, ein weicher, glühender, zur Ekstase neigender Ton. Sie ist uns aus seinen Briefen gut bekannt, — dort ja, nicht im Evangelium, sagt er: ‚Gott ist die Liebe.' . . . ‚Das künstlerische Prinzip der Darstellung ist hier das im Altertum bei historischen Werken übliche: die Schilderung der Persönlichkeiten durch Reden.' ‚Nur muß man sich klar darüber sein, daß Johannes redet. Man darf nicht die unverkennbare Stimme des Donnersohnes mit der unverkennbaren Stimme Christi verwechseln; eben so wenig wie man verkennen darf, daß dieser Dichtung nicht Phantasie, sondern geschichtliche Wahrheit zu-

grunde liegt, und daß hier nicht bloß Johannes, wie er Christus geliebt und angebetet, redet, Johannes, wie er sich nie hat genug tun können in der Betonung der Hoheit, des Überirdischen, der Göttlichkeit, vor allem der göttlichen Liebe, — nein, sondern Christus, wie ihn Johannes gehört hat, Christus, wie er von Johannes allein unter allen erblickt, erfaßt, verstanden wurde. Dieses Hohelied auf den Gottmenschen ist ein Hohelied der Wahrheit.' (S. 33.) Mit J. G. Herder ruft Chamberlain aus: ‚O Johannes! Wie habe ich dich jedesmal bewundern und lieben lernen! Du rufst Licht und Äther hinab auf die Erde; nur aber, daß sein Bild strahle und sich verkläre und dein Bild sei!' ‚Daß wir Christus so strahlend und verklärt erblicken, geschieht, weil wir durch Johannes Augen ihn sehen lernen. Sein Bild ist dein Bild!' — ‚Nach den drei ersten Evangelien, sagt Herder mit Recht, hat Christus in kurzen, gedrungenen Denk- und Machtsprüchen geredet, nach Johannes in langen, oft harten Allegorien, sich selbst wiederholend, in dunklen Wendungen.' — Chamberlain sieht des Rätsels Lösung darin: ‚Wer einen Charakter dadurch schildert, daß er ihn sich selber durch Reden malen läßt, wird (wenn er ein Donnersohn ist) sein Ziel erreichen; er wird die Persönlichkeit lebendig vor uns hinstellen — bis auf eines: bis auf die persönliche Art zu reden. Wie sollte ein gemessener, in sich gekehrter, wortkarger Mann in endlosen Reden immerwährend von sich sprechen und, was er als heiligstes Geheimnis im Busen trägt, umständlich verkünden? Das ist der Preis, der für Vollendung bezahlt werden muß. Christus spricht bei Johannes fast unausgesetzt und ist doch stumm; denn seine eigene Stimme vernehmen wir fast nie.' ‚Johannes war eben berufen, uns den Gott, nicht den Menschen zu geben, und der Gott befindet sich jenseits von allem Reden und Schweigen.' (S. 36.) ‚Wer aber die Stimme des Menschen vernehmen, wer Christi eigene Worte hören will, wird die andern Evangelien aufschlagen sowie die Berichte der frühen Väter.' (S. 39.) ‚Christus der Gott gehört den Theologen; hier dagegen sollte Christus der Mensch vernommen werden.' (S. 43.)

Chamberlain will allem Streit mit der kirchlichen Orthodoxie aller Konfessionen aus dem Wege gehen; darum bezeichnet er als den Gegenstand seiner Darstellung den Menschensohn, nicht den Gottessohn. Allein er sieht sich in der späteren Ausgabe bereits zu einer Auseinandersetzung genötigt, deren Gegenstand am besten folgender Gedanke Chamberlains andeutet: ‚Die Scheidung zwischen Gott und Mensch, zwischen Dogma und Evangelium reicht so tief, daß diejenige Aussage, welche alle Grundlagen des dogmatischen Glaubens zusammenfaßt, und welche der römischen, der orientalischen, der lutherischen und kalvinistischen Kirche gemeinsam ist, nämlich das sog. apostolische Glaubensbekenntnis, über das Leben Christi nicht ein einziges Wort enthält, seine Lehren mit Stillschweigen übergeht und nur meldet: ‚Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben. Also „geboren — gestorben"; dazwischen lebte aber der Mensch!' (S. 46.)

Hier setzte der Gegensatz tatsächlich ein. Chamberlain erklärt im Vorwort: ‚Nach dem Mißverständnis noch ein Unverständnis. Einige Beurteiler haben uns entgegengehalten: nicht das Leben Christi, nur sein Tod besitze für die Menschheit Wert. Es sagten das sehr Fromme, die in der Menschwerdung Christi nur eine kurze Phase der göttlichen Heilsordnung erblicken, und es sagten es Philosophen der entwicklungstheoretischen Richtung, für die Christus nicht eine Persönlichkeit, sondern eine Idee ist, geboren aus geschichtlicher Notwendigkeit und verkörpert in einem beliebigen zufälligen Menschen. Für uns dagegen ist die Persönlichkeit Christi die Wurzel aller Religion im Christentume, und wir bekennen uns zu dem Glauben Goethes: ‚Christi Wandel ist für den edeln Teil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod.‘ — ‚Welchen Augenblick dieses Lebens aber wir auch immer ins Auge fassen mögen: Christi Worte sind seine Taten.‘ (IX, X.)

Der einzig richtige Grundsatz in dieser Hinsicht lautet: ‚Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen!‘

Es ist nicht notwendig, auch nicht im Interesse des kirchlichen Glaubens, die Behauptung aufzustellen, Jesus habe der Menschheit durch seine Lehre weniger genützt als durch sein Leiden. Der Tod ist eine Großtat Christi als Opfertat. Die Worte Christi sind Großtaten der Offenbarung. Das Todesleiden darf den Lehrworten nicht gegenüber gestellt werden, noch die Lehrworte dem Todesleiden; denn sie haben in diesem ihre kraftvollste Erfüllung und ihre erschütterndste Erklärung gefunden. Das Todesleiden Jesu würde seinerseits nicht im Strahlenglanz der freiwilligen Opfertat leuchten, wenn die Lehrworte des Evangeliums uns nicht sagen würden, wie viel Göttliches im Lebens- und Todeskampf Jesu wirksam geworden ist. Gerade für das Todesleiden Jesu in seinem düstern Vollzug bedurfte die Menschheit das erleuchtende Wort: ‚Drei sind, die Zeugnis geben auf Erden: das Blut, das Wasser und der Geist. Diese drei sind eins. Drei sind es, die Zeugnis geben im Himmel: der Vater, das Wort und der Geist. Diese drei sind eins. — So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Eingeborenen für sie hingab. — Und wir haben die Liebe erkannt und geglaubt, welche Gott zu uns hat.‘ (1 Joh. 4, 5; Joh. 3, 16.)

II.

Welches ist nun das Bild, das sich Chamberlain von Christus auf grund seiner Lehrworte als der großen Lebenstaten des größten Welterneuerers entwirft? Es ist von Interesse, das Christusbild eines Kulturphilosophen kennen zu lernen, der ohne alle dogmatischen Verpflichtungen rein geschichtlich an die Wirksamkeit Jesu herantritt. Für den Kirchlichgläubigen kann es sogar von erbauendem Werte sein; denn Chamberlain hat in seinem Hauptwerk die Bedeutung Christi so hoch gewertet, daß der kirchliche Glaube darin ein gewaltiges Zeugnis für seine Berechtigung finden kann. ‚Christus hat auf die verborgene Kraft hingewiesen, drinnen in der unerforschten und unerforschlichen

Welt des Menscheninnern, eine Kraft, fähig, den Menschen selber völlig umzugestalten, fähig, aus einem elenden, leidbedrückten Wesen ein mächtiges, seliges zu machen. . . Der menschliche Wille, von jeher die Saat allen Unheils und Elends . . sollte jetzt selber zur Wiedergeburt des Menschengeschlechtes dienen, zur Entstehung einer neuen Menschenart. Daher die unvergleichliche weltgeschichtliche Bedeutung des Lebens Christi. Keine politische Revolution kann ihr gleichkommen. . . . Was das Griechentum für den Intellekt, das tat Christus für das sittliche Leben: eine sittliche Kultur hat die Menschheit erst durch ihn gewonnen.' Das folgende zeigt, wie Chamberlain ebenso ein Verehrer Christi wie ein Gegner des Kirchentums ist.

‚Vielmehr müßte ich sagen: die Möglichkeit einer sittlichen Kultur; denn das kulturelle Moment ist jener innere, schöpferische Vorgang, die freiwillige, herrische Umkehr des Willens. Und gerade dieses Moment blieb mit wenigen Ausnahmen gänzlich unbeachtet. Das Christentum wurde eine durchaus historische (= autoritative?) Religion, und an den Altären seiner Kirchen fanden alle Aberglauben des Altertums und des Judentums eine geweihte Zufluchtsstätte. Dennoch bleibt die Erscheinung Christi die alleinzige Grundlage aller sittlichen Kultur. Und in dem Maße, in welchem diese Erscheinung mehr oder weniger deutlich hindurchzudringen vermag, ist auch die sittliche Kultur unserer Nationen eine größere oder geringere.' Grundlagen, 4. Aufl., S. 206, 207.

Bei solcher Wertung kann auch der Glaube hoffen, bedeutungsvolle Gesichtspunkte für das Verständnis Christi zu gewinnen. Allerdings wird sofort der Verdacht des rationalistischen Pelagianismus auftauchen, wenn davon die Rede ist, Jesus habe in der Kraft des Willens die welterneuernde Macht entdeckt; Jesus sei der Entdecker und Lehrer des sittlichen Willens. Der schmale Pfad sei die Selbstbezwingung und Selbstbetätigung, die kraftvolle Tat des Selbsterlebens der Religion. Wird dadurch nicht die Gnade Gottes geleugnet? Es gibt ja allezeit Kritiker, welche wenigstens bei denen, die sich nicht von vornherein ihrer Gunst erfreuen, vor allem unter dem Gesichtspunkt untersuchen, ob nicht irgend eine Irrlehre hinter ihm versteckt sein könnte? Als Christus seine Wunderheilungen vollbrachte, trat ihm die geistliche Kritik mit dem Vorwurf entgegen, wie er es wagen könne, am Sabbat seine Wundermacht zum Heile der Kranken zu betätigen. Sie lieferte dadurch den Beweis, wie sogar das Mittel der Gottesgemeinschaft zum Hemmnis der richtigen Gotteserkenntnis und zur Entfernung von Gott wird, wenn der Geist und die Wahrheit mangelt. Wer die Bergpredigt durcharbeitet und darlegt, darf es doch als selbstverständlich voraussetzen, daß der Mensch ohne Gott nichts, mit Gott alles vermag. Im Natürlichen nichts ohne den Schöpfer, im Übernatürlichen oder im Gottesreich nichts ohne die Gnade Gottes. Von beiden Ordnungen gilt: Was bei den Menschen unmöglich ist, wird möglich durch Gott.

Sogar ein Freidenker wie Chamberlain betrachtet diese Grundwahrheit als selbstverständlich. Sonst hätte er nicht als den ersten Gesichtspunkt, unter dem er die Worte Christi als die Taten der schöpferischen Wiedergeburt der Menschheit im Geiste Gottes zusammenstellt, ‚Glauben und Beten' genannt. Chamberlain will damit offenbar sagen, Jesus habe der Menschheit die Kraft des sittlichen Wollens dadurch gegeben oder zugänglich gemacht, daß er sie glauben und beten lehrte. Das Evangelium ist in der Tat eine hohe Schule des Glaubens und des Betens. Es hat der Menschheit das Auge geöffnet, um die höchste Wahrheit in ihrer Unentbehrlichkeit für alles geistige Denken und Fragen, Erkennen und Forschen, Sinnen und Leben zu empfinden. Er hat an die Stelle unzähliger Formen des Aberglaubens und zu Buchstaben verknöcherten Scheinglaubens den Glauben im Geist und in der Wahrheit als das Erste und Notwendigste gesetzt.

Der Glaube im Sinne Jesu ist das Organ für das Licht der übernatürlichen Wahrheit, wie das Auge, die Empfindung und Vernunft das Organ für das Licht der natürlichen Welt ist und die erste Voraussetzung, um in ihr zu leben. Daher zielt die Forderung Jesu ohne weiteres und schlechthin auf den Glauben: ‚Fürchte nicht! Glaube nur!' Öffne das Auge, dann leuchtet das Licht der sich offenbarenden göttlichen Wahrheit herein! Es handelt sich bei der Forderung Jesu nicht um den Glauben an einzelne Lehren, sondern an Gottes Offenbarung selber, darum, daß sich das geistige Auge für die höhere Wahrheit des Gottesreiches überhaupt öffne, und zwar mit voller Bereitwilligkeit, ohne Kleinglauben, mit der Unbefangenheit der Kindesseele. ‚Glaubet an Gott und glaubet auch an mich!' (Joh. 14.) ‚Wenn du glaubst, kann dir alles werden!' (Mark. 9, 23.)

Wie der Glaube das Organ ist, um die höhere Welt ins Licht des Bewußtseins aufzunehmen, so ist das Gebet die Lebenstätigkeit, wodurch ihre Kraft und belebende Frische in das Herz aufgenommen wird. Das Gebet ist gewissermaßen der Lebensodem der Seele. Was sie durch das Gebet in sich einatmen soll, ist der Hauch des göttlichen Lebensgeistes, der gute Geist, den Gott bereitwillig denen gibt, die ihn darum bitten. (Luk. 11, 13.) Wie beim Glauben, handelt es sich auch beim Gebet um die göttlichen Güter und Kräfte. Nicht die Gottheit soll dem betenden Menschen und seinen weltlichen Begierden dienstbar gemacht werden, sondern der Mensch soll durch das Gebet dem Willen Gottes dienstbar werden. ‚Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!' ‚Vater! Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!' In diesem Sinn ist Jesus der göttliche Lehrer des Glaubens und des Betens, um durch den Glauben die Güter des Himmelreiches wahrzunehmen und im Gebet die Kräfte dieser höhern Welt in sich einzuatmen. Christus hat der Menschheit die Kraft sittlichen Wollens gegeben, weil er sie glauben und beten lehrte, wie sie es seither nicht gekonnt hatte.

‚Gott und Gottes Reich' ist der zweite Gesichtspunkt, unter dem sich in Chamberlains Zusammenstellung die Lehrworte Christi als die Er-

lösertat der Erneuerung darstellen. Gott ‚als Gott der Lebendigen und nicht der Toten', Gott als Vaterwille, der nicht das Verderben des Strafgerichtes, sondern die Bekehrung und Rettung der Verlorenen will, ist der Gegenstand des großen Glaubens. Gottes Herrschaft in allen Herzen, in der Innenwelt der Seele wie in der Außenwelt der Schicksalsordnung, ist das Ziel des großen Betens: Es komme dein Reich! So erweist sich die Gottesoffenbarung Christi als der große Wahrheitsgehalt des Glaubens, das Reich Gottes als die große Herzensangelegenheit des Gebetes im Sinne Jesu. Jesus gab der Menschheit neuen Lebensgeist, indem er ihr in der wahren Gotteserkenntnis ein unüberbietbares Ideal und in dem Gottesreich auf Erden, in Seele, Kirche und Welt eine unerschöpfliche Kraft und Aufgabe, eine erhabene Pflicht und eine beseligende Hoffnung gab.

Christus selbst ist das Vorbild der Kraft: seine Jüngerschaft ist darum die hohe Schule der Kraft. In seiner Nachfolge, vor allem aber in dem fortschreitenden Verständnis seines sittlichen Charakters ist der Jungbrunnen der Erneuerung für die Menschheit von heute wie morgen gelegen.

Was Christus bringt, ist nicht ‚Frieden', sondern das Schwert; das ist ein Ton, den man nicht überhören darf, will man die Erscheinung Christi begreifen. Das Leben Jesu Christi ist eine offene Kriegserklärung, nicht gegen die Formen der Zivilisation, der Kultur und Religion, die er um sich her fand . . ., wohl aber gegen den inneren Geist der Menschen, gegen die Beweggründe, aus welchen ihre Handlungen hervorgehen, gegen das Ziel, auch das jenseitige, welches sie sich stecken. Die Erscheinung Christi bedeutet vom welthistorischen Standpunkt aus die Erscheinung einer neuen Menschenart'. (Grundlagen, S. 204) ‚Entweder ist das Wort vom Kreuz eine Torheit, oder es ist eine Gotteskraft; zwischen beiden hat Christus selber die gähnende Kluft der „Zwietracht" aufgerissen, und um jede Überbrückung zu vereiteln, das flammende „Schwert" gezogen. Wer die Erscheinung Christi begreift, kann sich darüber nicht wundern. Die Duldsamkeit Christi ist die eines Geistes, der himmelhoch über allen Formen schwebt, welche die Welt trennen.' (S. 205) ‚Er (Christus) nimmt einen Kampf auf. Und da genügt nicht die Demut; wer Christo folgen will, braucht vor allem Mut, Mut in seiner geläutertsten Form, jenen täglich von neuem geglühten und gehärteten inneren Mut, der nicht allein im sinnenberauschenden Schlachtgetöse sich bewährt, sondern im Dulden und Tragen, und in dem wortlosen, lautlosen Kampf jeder Stunde gegen die Sklaveninstinkte in der eigenen Brust. Das Beispiel ist gegeben. Denn in der Erscheinung Christi finden wir das hehrste Beispiel des Heldenmutes. Die moralische Heldenhaftigkeit ist hier so erhaben, daß wir fast achtlos an dem sonst bei Helden so viel gepriesenen physischen Mute vorübergehen; gewißlich können nur Heldengemüter Christen im wahren Sinne des Wortes sein, nur ‚Herren'. Und sagt Christus: ‚Ich bin sanftmütig,' so verstehen wir wohl, das ist die Sanftmut des siegessicheren Helden; und sagt er:

‚Ich bin von Herzen demütig,‘ so wissen wir, daß das nicht die Demut des Sklaven ist, sondern die Demut des Herrn, der aus der Fülle seiner Kraft sich hinabbeugt zu den Schwachen.‘

‚Als Jesus nicht einfach als Herr oder Meister, sondern als ‚guter Meister‘ angerufen wurde, wies er die Bezeichnung zurück: ‚Was heißest du mich gut? Niemand ist gut.‘ Das sollte wohl zu denken geben und sollte uns überzeugen, daß jede Darstellung Christi eine verfehlte ist, wo die himmlische Güte und die Demut und die Langmut in den Vordergrund des Charakters gedrängt werden; sie bilden nicht dessen Grundlage, sondern sind wie duftende Blumen an einem starken Baume.‘

‚Was begründete die Weltmacht Buddhas? Nicht seine Lehre, sondern sein Beispiel, seine heldenmütige Tat; diese war es, diese Kundgebung einer schier übermenschlichen Willenskraft, welche Millionen bannte und noch bis heute bannt. In Christus jedoch offenbarte sich ein noch höherer Wille; er brauchte nicht vor der Welt zu flüchten, das Schöne mied er nicht, den Gebrauch des Kostbaren - das seine Jünger ‚Unrat‘ hießen — lobte er; nicht in die Wüste zog er sich zurück, sondern aus der Wüste heraus trat er ins Leben ein, ein Sieger, der eine frohe Botschaft zu verkünden hatte — nicht Tod, sondern Erlösung! Ich sagte, Buddha bedeutet den greisenhaften Ausgang einer ausgelebten, auf Irrwege geratenen Kultur; Christus dagegen bedeutet den Morgen eines neuen Tages; er gewann der alten Menschheit eine neue Jugend ab, und so wurde er auch der Gott der jungen, lebensfrischen Indoeuropäer, und unter dem Zeichen seines Kreuzes richtete sich auf den Trümmern der alten Welt eine neue Kultur langsam auf, an der wir noch lange zu arbeiten haben, soll sie einmal in einer fernen Zukunft den Namen ‚christlich‘ verdienen.‘ (S. 208, 209.)

Die Erfüllung dieser hohen Aufgabe, in der Jüngerschaft Jesu selber die Kraft des Geistes zu gewinnen, muß den Bann und Zauber der Scheinheiligkeit, der Buchstabenreligion, der pharisäischen Werkgerechtigkeit und des sadduzäischen Zeremonialpriestertums überwinden. Vgl. hiezu Schell, Christus, S. 117—131; 144—147. Die vierte Gruppe von Lehrworten Christi, ‚Über die Priester und ihre Religionsgebräuche,‘ bringt den Gegensatz zur Geltung, in dem Jesus zu dem Religionswesen des Tempelpriestertums und der pharisäischen Gesetzesreligion stand. Diese Lehrworte Christi haben in Chamberlains Zusammenstellung eine weitergehende Bedeutung, weil er in der Hierarchie und im Kirchentum das eigentliche Hindernis des Christentums Christi findet, nicht den berufenen Apostel und Propheten des Evangeliums, nicht die ächte Verkörperung des Gottesdienstes voll Geist und Wahrheit.

Es ist hier nicht der Ort, um eine Widerlegung von Chamberlains ablehnender Beurteilung des Kirchentums zu bieten. Ich kann um so eher hier darauf verzichten, weil ich in meinem ‚Christus‘ aus innern Gründen dargetan habe, wie das Evangelium nach Christi Willen zur Kirche werden mußte, weil es das Gottesreich der Innerlichkeit, der Tatkraft und Gerechtigkeit, der

Liebe und des vollkommenen Geisteslebens verwirklichen sollte und wollte. (S. 120—124, 131, 144—147.) Dann erst, d. h. auf der Grundlage dieser innern und wesentlichen Gründe, ergibt sich auch die Unentbehrlichkeit der Kirche für die Verwirklichung des Gottesreiches im Hinblick auf die autoritative Erziehungsbedürftigkeit des Durchschnittsmenschentums. Wenn die Autorität auch in idealen Notwendigkeiten wurzelt, die für alle und immerfort gültig bleiben, so läßt sich doch nicht die Wahrheit des Satzes verkennen: La mediocrité fonda l'autorité! Harnacks Irrtum bei der Anrufung dieses Gedankens bestand darin, daß er die Tatsache nicht zur Geltung brachte, daß die Mediocrité eben die gegebene Wirklichkeit ist, daß sie in jedem irgendwie drinnen steckt, und daß sie in jedem durch gewaltige Erziehungsarbeit wie durch Selbstzucht überwunden werden muß. Das ist eben das Ideal der Kirche, als der hohen Schule zur Freiheit der Kinder Gottes, des königlichen Priestertums!

Die Worte Christi über die Welt und die Menschen bilden die fünfte Gruppe. Die Kraft des sittlichen Heldentums bezweckt die innere Befreiung von der Welt der Vergänglichkeit und von der Verführungsgewalt aller Geister, die trotz ihrer gottebenbildlichen Natur der Welt des Vergänglichen durch eigene Schwäche und Niedertracht leibeigen sind. Jesus ist auch im Vergleich zu Buddha allein berechtigt, das gewaltige Siegeswort zu sprechen: ‚Seid getrost, ich habe die Welt überwunden!' (Joh. 16, 33.)

Denn Buddha hat mit ungeheuerer Willenskraft die Welt des Vergänglichen und allen geschichtlichen Strebens als Nichtigkeit durchschaut und von sich geschleudert. Aber Christus hat mehr getan: er hat die Vergänglichkeit als Baumaterial erklärt, aus dem der Tempel der Unvergänglichkeit aufgerichtet werden könne und solle, wenn nur der Wille dem Material gegenüber die herrisch-stolze Überlegenheit des Baumeisters und Künstlers, des Priesters der unvergänglichen Aufgaben behauptet. Dann braucht der kritische Geist rücksichtsloser Prüfung allen Glaubens, Hoffens und Liebens sich weder aus der Welt des Vergänglichen durch Weltflucht und Weltverachtung zurückzuziehen, noch an dem positiven Wert der Persönlichkeit und ihrer geschichtlichen Entwicklungskämpfe zu verzweifeln. Nicht Nirwana, sondern das im Kampf und Opfer der Kulturarbeit zu erringende Gottesreich ist Christi Losung. Das Ziel der Kraft ist die Überwindung der Welt aber nicht durch verzweifelnden Pessimismus und durch Weltflucht, sondern durch deren Verklärung zum messianischen Gottesreich der Wahrheit und Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens! Die Perle des Gottesreiches ist im Ackerboden dieser Welt vergraben!

‚Über Tun und Lassen' lautet der abschließende Gesichtspunkt für die sechste Gruppe der Lehrworte Jesu. Wenn der Sieg über die Welt des Vergänglichen und über das Reich des Satans errungen werden soll, dann muß vor allem im eigenen Innern alles mit unbestechlichem Herrschersinn bekämpft und vernichtet werden, was eng und beschränkt, schwach und weichlich,

selbstsüchtig und hart, äußerlich und gewohnheitsmäßig ist, kurz alles, was nicht Geist und Wahrheit ist. Wenn das Werk der welterneuernden Kraft und des gottbeseelten Wollens vollbracht werden soll, dann gilt es in der eigenen Innenwelt alles auszureuten, was nicht Pflanzung des ewigen Vaters ist. ‚Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit!‘ Das Kunstwerk der geistig-sittlichen, sich selbst beherrschenden Persönlichkeit, das Kunstwerk des reinen Ebenbildes Gottes: das ist der Zweck und innere Erklärungsgrund für alle, vielleicht oft befremdlichen Vorschriften Jesu über Tun und Lassen! Den Armen, d. h. denen, die mit Sokrates und Kant, mit der Weisheit des Brahmanismus und Buddhismus die Beschränkung und Bedürftigkeit des Menschengeistes tief empfinden, diesen Armen ‚steht das Reich Gottes offen, jenes Reich, welches in diesem Leben wie der Schatz im Acker vergraben liegt‘ und durch den starken Willen gewonnen werden will. (S. 316.) ‚Für Jesus ist alle Religion ein Vorgang im geistigen Innern. Die neun Seligpreisungen gelten den geistig Armen, den geistig Betrübten, den Sanftmütigen, den Gerechten, den Barmherzigen, den Reinen, den Friedfertigen, den Standhaften, den Getreuen.‘ (S. 315.)

Zum Gesamtausdruck dessen, was in den Lehrworten Christi an Gotteskraft zur Welterneuerung nach Chamberlains Auffassung enthalten ist, ist wohl am besten geeignet, was er in den ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts‘ sagt: ‚Bis auf Christus war die Blutrache das heilige Gesetz aller Menschen der verschiedensten Rassen. Der Gekreuzigte aber rief: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ — Wer hier die göttliche Stimme des Mitleids für schwächlichen Humanitarismus nimmt, der hat keinen einzigen Zug an der Erscheinung Christi verstanden. Die Stimme, die hier redet, ertönt aus jenem Reich Gottes inwendig in uns. Schmerz und Tod haben die Gewalt über sie verloren; sie reichen ebensowenig an sie heran wie jener Backenstreich und jene diebische Entblößung. An diesem Willen bricht sich wie eitler Meeresschaum an einem granitnen Felsen alles, was den menschlichen Halbaffen treibt und drängt und nötigt: die Selbstsucht, der Aberglaube, das Vorurteil, der Neid, der Haß. Im Angesicht des Todes (d. h. für diesen Göttlichen der Ewigkeit) achtet Jesus kaum des eigenen Schmerzes und der Angst; er sieht nur, daß die Menschen das Göttliche in ihnen ans Kreuz schlagen, daß sie den Samen des Himmelreichs zertreten, den Schatz im Acker verschütten, und voll Mitleid ruft er: Sie wissen nicht, was sie tun!‘

‚Man durchsuche die Weltgeschichte und sehe, ob man ein Wort finde, das diesem gleichkäme an hochsinnigem Stolz! Hier redet eine Erkenntnis, die weiter geschaut hat als die indische; zugleich redet hier der stärkste Wille, das sicherste Selbstbewußtsein.‘ (S. 206.)

So gestaltet sich das Bild der Worte Christi, wie sie Chamberlain aus den Evangelien ausgewählt und zusammengestellt hat. Die Auswahl war, wie er ausdrücklich sagt, von dem unwillkürlichen Eindruck bestimmt, den die Lehrworte Jesu auf sein innerstes Empfinden ausgeübt haben. In die Aus-

wahl aufgenommen wurden von Chamberlain nur diejenigen Worte, in denen er Jesum als den wahren Menschen reden hörte. Ausgeschlossen wurden von ihm alle Worte, in denen der eingeborene Gottessohn spricht. Damit wurden viele gewichtige Lehrworte ausgeschieden, welche dem Glauben, der in Christus die menschgewordene Weisheit des Ewigen erkennt, als die höchsten, ergreifendsten und fruchtbarsten erscheinen. Es fehlen demnach fast alle Lehrworte des Johannesevangeliums, aber auch sehr viele geistesgewaltige Lehrsprüche der drei ersten Evangelien.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier mit dem Freidenker Chamberlain zu rechten oder über seine Auswahl vom Standpunkt des kirchlichen Glaubens aus zu richten und den gelehrten Nachweis zu erbringen, daß sein Christusbild unendlich weit hinter der geschichtlichen Wirklichkeit Jesu und der von ihr bezeugten Fülle von Wahrheit und Gnade zurückbleibe. Der Freidenker würde sich all dem gegenüber darauf berufen, daß er nicht mehr beansprucht habe, als seinen persönlichen Eindruck von Christus wieder zu geben. Der einzige Wahrheitsbeweis, den er dafür habe, der ihm indes vollauf genüge, sei eben der Beweis des Geistes und der Kraft, mit dem er in seiner innersten Persönlichkeit den Christus der Evangelien als seinen Heiland erlebt habe.

Unsere Arbeit hat den Zweck verfolgt, den inneren Zusammenhang aufzuweisen, der die Worte Christi in Chamberlains Auswahl zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließt. Indem sich so das Christusbild eines modernen Freidenkers lebensvoll vor dem geistigen Auge entfaltet, ist dem bekenntnistreuen Christen die Möglichkeit geboten, das Christusbild des Glaubens mit dem des modernen Christussuchers zu vergleichen.

Chamberlain selbst ist weit davon entfernt, dem gläubigen Christen irgendwie das Recht zu bestreiten, daß ihm aus den Lehrworten Jesu nicht nur der wahre Mensch, sondern Gottes menschgewordenes Wort, Gottes strahlendes Wesensbild, Gottes Weisheit und Kraft entgegenleuchte: der Abglanz des ewigen Lichtes, der fleckenlose Spiegel der göttlichen Majestät, die lebendige Erscheinung von Gottes menschenfreundlicher Güte.

‚Der Geist des Herrn ist über mir: darum hat er mich gesalbt und gesandt, um den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, um den verwundeten Herzen Heilung, den Gefesselten Befreiung, den Blinden das Gesicht, den Gefangenen Erlösung zu bringen: das gnadenreiche Jahr des Herrn und den Tag der Vergeltung.‘ (Luk. 4.) ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Das ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum.‘ (Joh. 11, 13. 17.)

Jesse und Maria.

Ein Roman aus dem Donauland

von

E. von Handel-Mazzetti.

XVIII.

Es war der fünfzehnte November, St. Leopoldtag. Wolfius stampfte rauh hustend in die Sakristei. Die war wüst und kalt wie ein Keller. Und in Wolfens Seele war's auch wüst, Trübsinn und Grimm kämpften darin miteinander. Er ist im Hinterwald gewesen und hat seinen letzten Bruder, auch einen Pfarrer, begraben. Und als er von der Leich gestern heimkam, erwartete ihn von drei Tagen her ein Brief vom Pfleger. Mit den dreißig Eimern Zöbinger ist's heuer nichts. Kurz und gut; Gründe standen keine. Von dem Zöbinger hat Wolf aber bisher nicht bloß für die Messe genommen, sondern er hat damit die armen Spitalsleut zu den heiligen Zeiten beschenkt. Die sind also eigentlich bestohlen. Von der Kirche herüber kamen greuliche Mißtöne, der Ludirektor und seine Gesellen stimmten die Instrumente, uralte Melker Scherben, zur Festmesse in d, opus Dominici Catancani.

‚O du lieber Heiland!' seufzte Wolf laut auf. Dumbeck warf ihm die Albe über. Das Leinen hauchte Eiskälte aus. ‚Husch — sch — sch!' schauerte Wolf und betete zähneklappernd die Vorbereitung auf die Messe. Dumbeck schürzte unterdes die Albe.

‚So, — gut is's.' Vorn zipfte sie, hinten sahen die Stiefel heraus.

‚— — Was do wird gesagt.'

Ego volo celebrare'* betete mit erhobener Stimme der Pfarrer. ‚Für der heiligen Meß gibt's keinen Schwatz. Wirst's niemalen merken? — ‚Kasel!'

Verdrießlich holt sie der Mesner aus dem Schrank, und zwar die gefehlte Farbe, denn was die Welt sagt, geht ihm im Kopfe herum.

‚. . . . O du caput vituli!'** Hin ist die Wehmut, her fahrt das Donnerwetter. ‚Gibt der mir die grüne Kasel auf St. Leopold! Wann ist

* ‚Ich will zelebrieren.'

** ‚. . . . Kalbskopf.'

grün? Do steht er und schaugt, wie wann ein Kalb vom Himmel g'fallen wär. Grün ist an den Sonntägen zwischen Ostern und Pfingsten, wann de ea ist. Und heunt ist Leopold und ist weiß, du Troddel.'

Der Mesner hat's ja eh gwußt; es kann ihm doch einer einmal vertun. Brummend holte er die rechte Kasel, weiß mit Gold, von der Wittib Nagel aus Eisgrub eine Spende, das Prachtstück der Sakristei, bekleidete den Pfarrer damit und wollte wieder zu schwätzen anheben:

‚. . . . Was do wird erzählt. — Von der drentern Ufer seins gestert kommen, han erzählt — '

‚Volo celebrare!'* schnarchte Wolf. Gewuchtig auftretend, von dem goldenen Meßgewand umrauscht, den Kelch in seiner groben Faust fast grimmig wie der Bannrichter das Schwert haltend, schritt er jetzo hinaus in die Kirche. Viel Leut da. Das ist recht. Heunt söllt ihr all euren Senf haben. Doch für allen du, der du dort im Chorstuhl leinest, mit deinem Wanst und deinen Sporen, üppig trotz einem Grafen, und die Augen zuzwickst wie Reinicke, da er wallfahrten ging, — gleich als wären nicht deiner Schandtaten soviel als Haar auf deinem Kopf. Das Amt hebt an. Nach dem Evangelium kam die Predigt. Die Pechlinger sind von ihrem Hirten allerlei gewöhnt. So dick doch ist's noch nie gewesen. Aber ist nicht besser eine kotzengrobe Predigt, darin schwarz schwarz, weiß weiß und Lottergesind Lottergesind wird genannt, als die auserlesen feine eines Doctor Doctorum, jedes Wort eine Perle und jede Perle falsch?

‚. . . . Leopoldus ist gewest ein heiliger Beter, ein tapferer Ritter, ein trewer Sohn St. Petri — seind die positiven Titel und seind sehr bekannt; wir wöllen die negativen anschauen. Leopoldus ist nit gewest: ein falsche Hofkatz, die da Sammtpfoten macht, wenn ein Mächtiger die Kirchen verfolgt und die Seelen blendt und schändt, aber mit Karbatsch, Turn und Eisen furchtbarlich einherfahrt wider den armen Bauer, der einmal sich vergißt und mit Gottsmarter schilt oder den Zehnten aus bittrer Not nit zahlen kann. Lepoldus ist auch nit gewest ein Schmarotzer, der zu der Ketzer Saturnalien lauft und dort dem Weine so übrig zuspricht, daß er zu guter letzt toll und voll unterm Tisch liegt wie ein Schwein; Leopoldus ginge nicht hinterm Rucken seiner Gemahl zu Lies und Lene, noch viel weniger in die gemeinen Frauenhäuser, so daß man sich's im ganzen Ort erzählt, gestert ist er um drei Uhr früh heimkommen, heunt aber um vier; sondern er hat mit seiner heiligen Gemahl Agnes eine christliche Ehe geführet und achtzehn Kinder in Züchten mit ihr erzeuget, davon zweene gar heilige Bischöf sein gewest. Heilige Bischöf zu Kindern haben kann nit ein jeder, aber anständig

* ‚Zelebrieren will ich.'

leben kann ein jeder Mann; was sage ich kann, — muß! Leopoldus hat in seinem ganzen Leben nie einen Geistlichen verkürzet, geneckt und ihm die Gülten abgezwackt; vielmehr mit fürstlicher Huld sie begabt, unter anderm einmal einem bedürftigen Clerico zweihundert Dukaten aufm Fleck geschenkt. Gibt aber Leut, die, geschweige von Dukaten schenken, dem Pfarrer die 194 Gulden G'halt über ein Jahr schuldig sind, dem Schauer 60, dem Pater Posseni 150, dem Schober gar 570 Gulden, welches doch alle arme Priester sein und wenig mehr als ihre Notdurft haben, und das ist alles noch nichts. Aber man hinterzieht den Wein, davon die armen Krüppel im Spital alle Jahr ein Christkindl hatten und fröhlich waren. Schreit das nit zum Himmel? — Hätte Leopoldus jemals einen Priester ausgespottet oder ruhig zugeschaut, wie ihn die Ketzer spotteten, so wär er zur Ehr der Altär schwerlich je erhoben worden. Nicht einmal einen Hund soll man spotten, aber was geschieht? Der Hirte ist vogelfrei, und steht schon fast ein jeder Tagwercher und Kraxentrager allhie zur Altenpechlarn in bessern Ehren dann der Provisor, an dessen Nam und Ruf die Teufelskinder, der, den ich nit nennen mag, an der Spitz, ihre boshaftigen Zungen auf derer Schärf erproben, wie die heidnischen Schulbuben ihre Griffel am Leib des heiligen Kassian, so daß mit Wahrheit ich mit dem David am 128. Psalm klagen kann: ‚Super dorsum meum fabricaverunt peccatores, auf meinen Buckel han die Sünder losgedroschen, et prolungaverunt iniquitatem suam, und haben ihre Bosheit fortgesetzet.' — Und ist das ein Wunder, wann derjenige, der den Teufelsstrick fassen söllt und zur Straf ziehen, sich bei dessen Bruder einladen laßt und trinkt mit ihm Tokayer? O Leopolde, der du sitzest im Himmel und trageſt die Heiligenkron! Schau herab auf meinen Schafstall, welchen der Mietling und seine Kumpane dem Mörder preisgeben, und ich armer Hirte steh allein! Erwirb mir von Gott einen Helfer, sei's Engel oder Mensch, daß er den Werwolf vertreibe, dem Mietling Mores lehre und die unglücklichen Schaf, in welche die 2000 geraseniſchen Teufel gefahren zu sein scheinen, wieder zurecht bringe! Eja, wann er kummt, der Retter! Wann er kummt. Da wird es geben Spektakel! ‚Laudate eum in cithara, laudate eum in tympano et choro' von der einen Seiten, ‚vae, vae' von der andern.

Eja, da werden die Nasen henken lassen Kore, Dathan und Abiron, unter einander sprechend: Wir haben gedacht, mit dem Grobian ist es aus, aber fecimus die Raitung ohne den Wirt; Gott ist über Nacht kommen, hat uns kurz und klein gehaut und ihn erhöht. Deposuit de sede virum superbum Jesse cum cohorte ejus et exaltavit humilem pastorem Wolf. *

* ‚Vom Throne hat er gestürzt den übermütigen Jesse samt seinem Anhang, und den Wolf, den verachteten Hirten, hat er erhöht.'

Daß solches bald geschehe, das walt der hl. Leopold, der österreichischen Erblande Schützer und Patron; denn lang kann die Luderwirtschaft nimmer fortgeh'n, etwas mueß geschehen, sonst oder so. — Amen.'

Als Leo Wolf, ganz in Schweiß, das Gesicht rot vom Schreien, nach vollbrachtem Feiertagwerk heimging, begab sich etwas sehr Wunderbares.

Die Kirchenleute, von denen er sich für sicher Gelächter und Gespött, ja daß sie ihn mit Messern und Steinen wie zu Mariä Himmelfahrt anfallen würden, erwartet hatte, benahmen sich so gesittet, daß ihm billig Zweifel vonwegen der 2000 Teufel kamen. —

Und Weinmaister, den er schon im Geist wie einen Stier hatte brüllen gehört: ‚Nach Regensburg! Nach Regensburg! Gefängnis, Strick, Strang vor den Hetzpfaff!' war gar nicht einmal zu sehen. Was ist denn fürgangen? Etwa — schämt sich der Patron? Der freche Fresser, der Wollüstling mit der eisernen Stirn?

Kopfschüttelnd und halblaut mit sich selbst redend stiefelte Wolf auf den äußern Kirchplatz hinaus, Nachschau halten, ob denn sein Peiniger, der Velderndorff, heunt auch nicht kommen ist. — Es scheint nicht; an seinem gewöhnlichen Standort, zwischen dem Brunnen und der Linde, ist dafür ein Grüpplein Männer zu sehen, die, kaum nähert sich der Pfarrer, die Hüte beflissen abreißen und den christlichen Gruß ihm überlaut zurufen.

Einer aus ihnen kommt stracks auf ihn los — Khnoll, der Stadtrichter, Wolfen verhaßt als ein Achselträger; ihm auch haben die Mietlinge gegolten.

Wie sich Herr Pfarrer dann befindt: Hoff zu Gott, gut! — ‚Das ist aber ein feine Predigt gewest, wahrhaftig, ich muß sie mir im Albo auszugsweis notieren.'

‚Fein war sie nit, sie war grob!' chnitt Wolf rauh die Schmeichelrede ab. ‚Schreib Er sich andres ins Album, Herr! Meine Predigt aber sollen ihnen die, denen sie gegolten hat, hinter die Ohren schreiben, das wird baß fein dann Album.'

Der Richter lächelte wie ein Holzfuchs, meinte, ja, das sollten die nur fleißig tun; ‚. . . welche Herren Herr Pfarrer gemeint, wir wissen's wohl,' und er zeichnete um seinen dünnen einen umfangreichen Leib in die Luft.

‚Ha, den nit allein!' lachte Wolf polterig auf, frug dann, ob der Velderndorffer heut nit kommen sei?

‚Leut erzählen (ich selbst war in der Kirchen, hab ihn nicht gesehen), er sei unterm Amt ankommen, nach dem Landersperger gefragt, und da er gehört, daß dieser nicht hier, sei er eilig nach Melk weitergeritten. Werde jedenfalls das Prävenire bei seinem Spezi spielen wöllen.'

‚Also ja,‘ grölte, den Sinn der letzten Wendung nicht auffassend, der Pfarrer. ‚Soll spielen, was er will, aber nit hier den Herren. Ich leid's nimmer; es ist eine Schand, daß Ihr es leidet!

Khnoll legte die Hand aufs Wams: ‚Herr Pfarrer, fürwahr, ich hätt's nie gelitten, aber was will einer denn machen, wenn der Pfleger mit der Bagage hält? Gibt nichts als still sein . . . . Will man nit selbst in was hineinkommen, — mit Gunst, — weiß der Herr ein Genaueres, wann sie kommen?‘

‚Wann wer kommt?‘

‚Die Kommission.‘

‚Kommission?‘

‚Zur Abschaffung der Ketzer, eigentlichst Reformationskommission, das ist der kanonisch juridische Terminus.‘

‚Nichts weiß ich, — war im Hinterwald zwei Täg,‘ stammelte Wolf. Kalt und heiß ist ihm geworden bei dem Wort. Reformations-Kommission! Manna, — Heil für alle Schäden! — Stumm, mit hervorgewälzten Augen stiert er jetzo dem Khnoll ins Gesicht. Ist's wahr, oder leugst du? Wie ihr alle Lügner seids?

Khnolls roter Bart wackelte höhnisch, und seine Augen zwinkerten frech.

‚Ist nichts damit‘ — ‚leugt dich an, wie neulich der Wachter mit des Dr. Kalteneggers Kanonisation. Aber du wirst ihm nit die Freud machen und aufsitzen, — nein!‘

‚Es ist ganz sicher wahr, Herr Pfarrer, so wahr —.‘

‚Ja, so wahr, wie neulich die Gschicht vom Dr. Kaltenegger. Ich glaub euch Kerlen gar nichts mehr. Ergebener Diener,‘ kehrte Wolf dem Khnoll und allen den Rücken und stampfte in wilder Verdrossenheit nach dem Widum. Auf dem Weg hin überfielen ihn ein paar Kinder, liebe Blondköpflein, und küßten ihm die Hände. Ist seltsam das, — sunst kommens nie; die Eltern reden sie ihm ab. — Vieles ist seltsam. — Etwan ist doch etwas geschehen? — Etwan ist's wahr — von der Kommission? Hergott, wann's wahr wär, wüßt nit, was ich dir zum Dank söllt tun . . .

Er kam zu Widum. Im Gartel führt der Widumsknecht einen stattlich geschirrten Braun herum. Der Pfarrer frug: ‚Wem ist das Roß?‘

Der Knecht ist törisch. Aber da erscheint schon die kanonische Urschel, fröhlich blöckend: ‚Öh, öh, Herr Dechant von Gresten Gnaden seind kommen zu Roß, sitzen obnet in der Stueben, öh, hab schon so hart gewart auf den hochfertigen Herrn, dann nit weiß, was Se. dechantliche Gnaden trinken tun, Wein oder Bier? Öh!‘

‚Wein,‘ schrie der Pfarrer und stampfte an der Urschel vorbei das Flur entlang — treppauf. Die Hoffnung, die in seinem Herzen lieb und wärmend noch eben geschienen, ist weg, denn was kann's sein, als daß ihm

der die Antwort von Regensburg auf sein letztes — August — Gravamen bringt — einen Rüffel.

Der Dechant von Gresten, Johann Hoffmann von Ankerskron stand in der Wohnstube und sah sich die Bilder an. Ein hoher, stattlicher feueräugiger Mann, dem man das Edelblut von weitem ankennt. Kaum des Pfarrers gewahr, wandte er sich ihm zu, grüßte herablassend: ‚Wie geht's, Frater charissime? Habet Leid gehabt, Euer Bruder gestorben?'

‚Dem geht's guet!'

‚Und Euch?'

‚Wie sollt's mir gehen, einer lebt halt!' — Ja, hat ihn schon in der Hand, den Wisch, den langgefalteten! — Du lieber Heiland!

‚Ich bring Euch eine Intimation vom Generalvikar,' sprach Hoffmann freundlich und bot dem Pfarrer das Blatt. Wolf nahm's und brach's zitternd auseinander, sich gegen's Licht aufstellend, damit dieser Fremde, der ja doch kein Herz für ihn hat, nicht alsogleich seine Verstörung sieht.

Scheu tat er einen Blick in die Schrift, die ominösen Worte: ‚Rumorgeist' ‚Ungehorsam' ‚Väterliche Ungnad' mit den Augen suchend. Von diesen Worten steht keines da; aber ein andres fällt ihm groß, schwarz, lapidar im verdrießlichen Wirrsal der Kanzleischreibschrift sogleich auf: Reformations-Kommission wider Ketzer in Pechlarn. Ist dannoch wahr! Alles sein Blut drängt nach den Herzen, die große Orgel von Melk braust in seinen Ohren. ‚Ist wahr! Ist wahr!' Wild fächert er mit den Armen in der Luft über seinem Haupt, dann, die Freude bricht ihm die Glieder, fällt er schwer, bleich auf einen Stuhl.

‚Herr Bruder, wie ist ihm?' sprang der Dechant bestürzt herzu und wollte ihm das Kollar lösen. Da war er aber schon in der Höhe, und in seiner Freude, die ihn schier närrisch machte, lief er wie ein Kind zum Kreuz und hielt Unserm Herrn die Intimation hin; lief dann zur blutweinenden Raaber Mutter und tat ihr ebenso, und erst als er ihn den Himmlischen sozusagen aufgeopfert, machte er sich daran, den kostbaren Brief selbst genau zu lesen, und zwar mit schallend lauter Stimme, mit seltsamen Geberden, die den Dechant leise lächeln machten. — Wolfius denkt an den Dechant gar nicht mehr. Er ist mit seinem Gott und seiner Herzensfreud allein, wie vor soviel Jahren am Tag, als er ausgeweiht wurde in Ingolstadt. O Gott, mein Gott, was soll ich dir zum Dank tun? — Alle Indianer und Heiden bekehren und Konstantinopel erobern möcht ich dir und die Hagia Sophia wieder christlich machen.' — Der Generalvikar schrieb also:

‚Unsern vätterlichen Grueß und Seegen zuvor.

Wir tun Dir, Leo Wolf kund vnd zue wissen, daß zu abhilff Khezerischer Umtrieb und machinationum in Deiner pfarrey, an denen Du

gleichwoll unschuldig, auff khayserlichen Bevelch durch ein hohe n. ö. Landesregierung in Übereinkunft mit Euer Gaistlichen Oberkeit alß Ihr Hochfürst. Drt. Herrn Herrn Leopoldt Wilhelmb Erzherzogen zu Osterreich Bischouen zu Passau, vnd Euer Weltlicher Grundt Herrschafft als Ir Drt. Herrn Herrn Frantz Wilhelmen Graffen zu Wartenberg, Bischoven Zu Regenspurg, auff hochfürstlichem gebieth ein ordentliche Reformations-Commission wird angericht.

Welche zur Alten Pechlarn am ersten Mittewochen im Advent sich einfinden, genandten Vnfügen Ernstlich nachvorschen und dieselbigen an ihren Adelichen fautoribus wie auch an deren Nachbettern unnachsichtlich straffen auch vürsorgen wirdt, daß derlay schanndhafftem Unwesen im hochfürstlichen Krayß vor immer und eewig ein Endt gemacht werde. Womit wir übrigens in Gnaaden Dir gewogen bleyben.

Tollen den 20sten 9bris 1658.

Jodocus Hoepffner von Prendt m. p. Offic et Vic. Gen. Passav.'

‚Aber saget mir, Herr Dechant, aber saget mir!' Hunderterlei, als er soweit sich gefaßt hatte, daß er wieder in Ordnung denken und sprechen konnte, hatte Wolfius zu fragen, — ‚primo loco: Wer, wer hat es uns versorget, veranstalt, prokuriert? Dieses Manna, diese himmlische Wohltat vor Leib und Seel.' Ja, wenn das Herr von Hoffmann wüßte! Nicht ein Idea hat er, wer hier Deum ex machina gespielt haben kann .... Wann's der Herr Bruder herausbekommt, möcht er's doch nach Gresten schreiben. Und wer die Kommissari seind und wie die heißen?

‚Es kommen: Nr. 1 der hochwürdigste und gnädige Herr Matthäus Kohlweiß, Abt von Lilienfeld, Nr. 2 Hochwürden P. Georg Maury, der P. P. Jesuiter zu Krems Rektor, Nr. 3 Baron Jakob von Windhag zu Großpoppen, Großpertholtz etc. Exzellenz. Dieser Trias seind noch 10—12 zum Teil geistliche, zum Teil weltliche Adstanten beigeben, unter andern Herrn Matthäum der berühmte Malachias Rosenthal und dem Pater Maury der Pater Raffinger, ist in Krems Spiritual.'

‚Soviele seind's? — das ist ja ein ganzes Konzilium — macht aber nichts, je mehr je besser ..... Wo's dann wohnen werden?'

‚Auf dem Schloß.'

‚Gute Nacht, Weinmaister!' — ‚Ob dann der Herr Dechant meint, daß das Pfarrhaus nit zu schlecht ist? Daß man sie kunnt her zu Tisch bitten ... Möcht schon schauen, guete Fisch schaffen, guet Obst und Wein.' —

‚Wenn der Herr Brueder Unkösten nit scheut, kommen tun sie gewiß,' sagte, unter seiner schwarzen Bartlinie lächelnd, der Dechant. — Schau, der gute Mann da! Lebt in solcher Armutei und Bettelei, in dem elenden Häusl; Fenster schließen nit, Türen sind zerkloben, Schwämm wachsen aus

der Wand. Und will dennoch die Kommissäre laden und ihnen etwas Gutes auftafeln, wofür er selber wohl ein Jahr lang Quatember halten muß. Viel Pfarrer im Land, wenn sie hören, die Kommissäre kommen Ordnung schaffen, . . . murren heimlich oder laut: ‚Zu was die Komöd, ist so alles in Ordnung!‘ Und dieser Mensch da freut sich wie ein Kind, wie ein recht frommes Kind Gottes. — Über den wird nun so viel geschimpft. Von seinen Kirchkindern und von den Konfratres. In Regensburg schüren sie, dem Dechant liegen sie in den Ohren. Jetzt denkt der Dechant: Wenn's keine üblern Priester gäb als den Wolf, könnten wir Gloria singen. Da gibt es andere Geschichten in eccelsia sancta Dei.

* * *

Indes die beiden geistlichen Herrn beisammen sitzen und nichts als Kommission sprechen, steht außen an der Tür die kanonische Urschel und spitzt die Ohren. Herrtag, was hans nur die Herren! Sagen allweil nichtes dann Kom, — Kom —, und einmal hört sie deutlich Konstantinopel. Hilf Gott, das ist ja die Stadt, wo die grausamen Türken hausen! Schuhu, kommen die etwan her zu uns? Soll uns Gott behüten und die liebe Frau. — Da geht die Tür auf, die Herren treten heraus und schreiten stark redend nach der Treppe; nun kann sie nicht anders, sie muß ihnen nach und fragen, ob die mörderischen Türken schon diesseiten der Granitz seind oder nicht. —

Die Herren schauten groß; dann — das schmerzt die Urschel — lachen sie beide aus vollem Hals; der Pfarrer erklärt ihr die Sache, nein, keine Türken kommen nicht, brauchst dich nit förchten (notabene, wenns ja kommeten, dich wurdens nit stehlen), sondern es kommen viel ehrwürdige Pater und etliche Excellenzien, Ordnung schaffen und die Ketzer wie auch die schlechten Christen zu Paaren treiben. Da meint die Urschel und kreuzigt sich groß: ‚Herrtag, das ist ja dannoch schier das gleich wie Türkennot,‘ worauf Wolfius die Hände überm Kopf aneinanderschlagt: ‚O du dreidoppelte Strohgans!‘ Der Herr Dechant aber, — schau, das ist ein feiner Herr, — der so ehrenrührig Benamseten sich annimmt, und zwar gar auf Latein: ‚Charissime Confrater, mulier est; tibi notum enim esse debet de illis valere sententiam, non habent totalitatem intellectus, imo omnino non habent.‘*

Der Dechant sprengte auf seiner Fuchsstute, Furiosa genannt, ins Gebirg gen Gresten und machte sich seine Gedanken über die Geschichten in ecclesia sancta Dei. — Wolfius unterdessen rannte im Widum treppauf

* Teuerster Confrater, sie ist ein Weib! Dir aber sollte bekannt sein, daß von diesen der Spruch gilt: Sie haben nicht den ganzen Verstand, ja, was sage ich, sie haben überhaupt keinen. D. R.

und ab, kommandiert herum, daß es eine Art hatte, und zwischen jedem Befehl redete er mit sich selber, aber nicht grantig, sondern pudelmunter.

‚Urschula, höreſtu, die Wochen wird putzt, von unten auf bis oben; nehme dir die Glickin zur Hilf, wann du's allein nicht dermachſt! Ja, ja, Herr von Velderndorff, der Krug geht ſo lang zum Brunnen, bis er bricht. Euer Gnaden haben gemeint, der Hergott hätt das Zipperlein und könnt nimmer dreinſchlagen, aber acimus die Raitung ohne den Wirt, haha! Urſchel! Daß ich's nit vergeß: Hole die alte Tafel aus meiner Schlafſtueben, ſtellt für den hl. Ignatius im prieſterlichen Ordenskleid und I. H. S. im Strahlenkranz auf der Bruſt, wiſche die Spinnwetter fleißig ab und häng das Bild in der zwoten Stueben zwiſchen Fenſtern auf, damit die Herren Pater aus Krems gleich ein bekanntes Gſicht ſehen, ſowie ſie bei mir eingehen, und ſich da heimiſch fühlen! Ja, ſie kommen, ſie kommen und machen eine Ordnung. Hab die Regensburger dannoch umaſonſt Schlafhauben g'heißen, ſöllt halt einer den Tag fürm Abend weder loben noch ſchimpfen. Urſchula! ... Und wir wöllen kochen vor die Herren: Stoßſuppen (wegen Advent) Schill, Karpf und ein Torten. Urſchula! Kannſt du ein Torten machen? Jetzt kann die wieder kein Torten! Iſt das ein Kreuz! So mach einen Gugelhopf! Viel Roſin hinein! Wein — da geht's uns ſchlecht. Da müſſen wir borgen. Will umſchaun; wird doch in Pechlarn einer dem Proviſor ein Fäßlein reinen borgen? Krieg ich in Pechlarn nicht, fahr ich nach Nikola.‘

Auf dieſe Weiſe tut der wackere Mann fort, von Morgen bis zum ſpäten Abend des Leopolditags und noch die ganze Oktav. Die Urſchel bekam Ferſenweh und Schwindel vor lauter Hin- und Herrennen und Werken im Haus; öh, wanns nur ſchon da war'n, daß 's bald wider abfahr'n taten, die Türken, öh! Daß der hochfertige Herr bei der Hausarbeit kräftig mitanpackt, ſollte ihr lieb ſein und iſt ihr doch leid; dann Mannsleut, wanns der Frauen Arbeit tun, alles verwüſten und verderben, der hochfertige Herr ſchon gar! In der Stuben ſchlagt er Nägel vor die Bilder ein, wo dann die fauſtgroßen Stücke Mauer herausfallen und die Stuben langſam ein Geſicht wie Raubershöllen bekommen. In der Küche ſchlagt er Teller und Hafen zuſammen. Käſten will er umtragen, die fallen um und erſchlagen ihn faſt. Die alt vermorſchte Bettlade ſchiebt er in den Winkel links, weil ſie ihm rechts nicht gefallen tut. Die bricht mit Krach mittenentzwei; jetzt tuet ſie Euch aber gefallen, öh!? Oder was! Er aber lauft nur und werkt weiter, ſo friſch und munter, als wär er ein Junge, 20 Jahr alt. Während alſo Leo Wolf in ſeinem Hauſe das Unterſte zu oberſt kehrte, gingen in weiterm Umkreis auch Veränderungen ſehr ſeltſamer Art vor ſich. Was im Lauf von fünfzig Jahren weder Peter Rietmüller, noch Niklas Wein-

berger, noch der heiligmäßige Dr. Kaltenegger und sein Freund Posenius, noch auch der arme Leo Wolf, ob er sich gleich die Lunge herausschrie, vermocht, — vollzog sich jetzt in kaum dreizehn Wochen; Pechlarn, das zweite Ninive, das neue Sodoma, bekehrte sich. Man hörte auf den Gassen keinen Himmelsakra und Kreuzteufel mehr aus dem Munde besoffener Mannen, sondern man hörte: ‚Gelobt sei Jesus Christus,' ‚Morgen ist großer Ablaß,' ‚Ich geh heunt beichten, wann gehst denn du?' und ander erbauliches Gespräch. Sonntags lagen die Wirtshäuser, aus denen sonst wildes Gebrüll, schlechte Lieder, Kreischen der Dirnen und Zetermorior der Gestochenen zu hören war, öd und leer; dafür starrte in der Kirche Kopf an Kopf von der ersten Meß bis zum Armeseelenrosenkranz.

Wachter ließ seine grünende Jugend statt verdächtiger Verslein von reinem Wort Denksprüche des seligen Pater Scherer abschreiben, und A. E. I. O. V. ward ihnen nicht mehr ausgelegt: Allein Evangelium Ist Ohn Verlust, sondern: Aller Ehren Ist Oesterreich Voll.

Wälzl setzte die Statue St. Johanns von Nepomuk, die er dem Velderndorffer zu Gefallen abgeräumt hatte, wieder an ihren alten Platz überm Haustor und erzählte überall, das Bilde sei verschwunden gewest — wohin? Kein Mensch wisse es. Jetzt auf einmal sei es wieder zurückgekehrt, müsse in Altbunzlau wallfahrten gewesen sein.

Weinmaister selbst, der Mann mit der eisernen Stirn, nahm in der Zeit einen Anlauf zur Lebensbesserung. Die Bübinnen in Marbach machten lange Gesichter und stückelten ihre goldenen Kleider mit alten Lumpen aus; das Geschäft ging schlecht, der beste Kunde hatte sich verlaufen. Eines Tages fiel ihm bei, daß er dem Provisor die Stol fürs Sebastiani- und Corporis-Christiamt schon zwei Jahre schuldig war (der 194 fl. Gehaltsrückstand entsann er sich nicht), sowie daß es doch edel wäre, dem Pfaffen den Eimer Zöbinger und den Metzen Sommergetreid jetzt noch zu spendieren. Er ließ dann auch ein Faß Wein und ein paar Getreidesäcke auf einen Wagen verladen und diesen durch zwei dicke pinzgauer Gäule nach dem Widum führen, ging, mit sechzehn Schillingen, das sind vier Gulden, in der Tasche klimpernd, selbst nebenher und sagte, so oft ihm jemand begegnete, zum Griesmayer:

‚Schuldig bin ich es ihm nicht, aber ich geb's gern her. Almosen armet nicht.'

— — — — — — — — — — — — — —

Wolfius sah all diese Zeichen und Wunder teils erfreut, teils mißtrauisch an. Aber er war ein kindlich Gemüt, und drum überwog die Freude. Manchmal des Abends stellte er sich inmitten der schönen Stube auf, und das Stoppelkinn mit der linken, den linken Ellenbogen mit der rechten Hand

umfassend, sprach er feierlich: ‚Sende aus deine Kommission, und sie werden geschaffen werden, und du wirst das Angesicht von Pechlarn erneuern;‘ fiel dann in tiefes Sinnen: ‚Wer — wer ist's gewesen?‘ — Ja, wer ist gewesen der Urheber von dieser großen und herrlichen Aktion? Das möcht doch wissen, — das muß ich für mein Leben wissen. Der Dechant hat nichts gewußt, und seine Amtsbrüder zu Marbach und Kleinpechlarn, die er befragt, wissen genau ebensoviel. Im Volke freilich gehen zwanzig Gerüchte für eins herum. Dietrichstein war's. Nein, Hoyos. Nein, die Poymund, die den Hans Adam haben will, und der Jesse ist gegen die Heirat.

Wolfius gibt auf keine dieser sinnlosen Mutmaßungen etwas; hingegen einen kleinen Umstand der ihm ganz zufällig zu Ohren kommt, schreibt er sich ins Gedächtnis, dies nämlich, daß Schinnagel und sein Weib die ersten sollen gewesen sein, die im Göldenen Ochsen zu Marbach von der Kommission erzählt. Waren die ersten, die's erzählten; — haben es also als die ersten gewußt, jedenfalls aus bester Quelle. Wenn jemand hier, so wissen die den Namen des Anstifters. — Somit, wenn überhaupt von jemanden, kannst du den Namen von den Schinnaglischen erfahren. Mit dem Schinnagel selbst ist Wolf seit dem Tag, wo jener aufs Schloß zu den Ketzern ging, über Kreuz. Sonst wäre das Einfachste, nach Kleinkrummnußbaum fahren und dort anfragen. Immer bleibt ihm aber frei, sich an die Frau zu wenden, wann sie zu ihm beichten kommt. — Kommt zwar jetzo nicht so regelmäßig alle Wochen wie früher zuzeiten. — Bleibt oft zehn, vierzehn Tage aus. Auch diese Woche, Leopoldioktav, verstreicht, ohne daß sie sich blicken läßt. So hart hat Wolf noch niemals auf ein Beichtkind gewartet. — Endlich, an einem Donnerstag, vormittags gegen zehn, fand sie sich beim Beichtstuhl ein, und Wolfens Herz pochte freudig, als er das schwarze Kopftuch von weitem sah und den blauen Faltenrock, der ihr im Gehen ganz anders als allen andern Weibern, züchtig und zugleich anmutig, fiel, und als er, da sie sich nun neben dem Beichtstuhl anstellte, ihren Rosenkranz klirren hörte auf die ganz besondere Art. Wär' er auch blind und sähe gar nichts und hörte den Rosenkranz so klirren, so wüßte er, die Schinnagel ist da.

Sie beichtete und empfing ihre Absolution wie gewöhnlich. Als er aber das Kreuz über sie gemacht hatte, preßte er seine mächtige Stirn ans Gitter und murmelte rauh: ‚Hast etwan Zeit, einen Nun in die Sakristei? Möcht dich ichtes fragen.‘

‚Ich komme schon, Euer Hochwürden,‘ neigte sie den schönen Kopf in der Dunkelheit.

‚. . . . Was wisset ihr dann, dein Mann und du, über diese Kommission, wie es zugegangen ist, daß wir sie bekommen?‘ frug Wolf in

der Sakristei, den Ellbogen auf den Sakran gestützt, die Augen fest auf Maria geheftet. ‚Leut sagen nämlich, daß ihr mehr als andre wißt.‘

‚Leut reden soviel,‘ sagte sie und senkte die Augen, und feines Rot überzog ihr Gesicht.

Seine Frage kommt ihr ungelegen. Sie hat sich fest fürgesetzt, keinem Menschen zu sagen, daß sie die Hand im Spiele hatte. Kommt noch früh genug an den Tag, wann die Kommissäre einmal da sind. Sie will nicht im Mund der Leute sein . . . Ihm auch, wenn er nicht gradaus fragte, tät sie's verhehlen. Beichtsach ist's ja nicht. Aber er fragt und fragt: ‚Weißt dann nichts? Wer's prokuriert, wer's angericht?‘ Sie schob die Unterlippe etwas vor, tändelte mit dem Rosenkranz. ‚Habens die Pater Jesuiter von Krems angricht,‘ sprach sie, sah dabei zu Boden.

‚Ja gut, aber denen mueß es doch wer gesteckt haben.‘

‚Wird schon sein.‘

Wolfius schnaufte ärgerlich. ‚Asoviel, grad soviel weiß ich auch.‘ Es war still. Nur leis klirrte der Rosenkranz, mit dem sie spielte.

‚Wann du's wußtest, so tatst mirs sagen,‘ dachte der Pfarrer laut vor sich hin. ‚Und wann nit, — so — so halt nit. Es ist ja nichtes dabei im Grund, wer's ist; aber wissen tat ich's schon gern, damit ich vor dieselbige Person kunnt ein paar hl. Messen lesen zum Dank der Woltat, die sie dem ganzen Land erwiesen hat.‘ —

Jetzt sah sie plötzlich auf und sah ihn an mit einem seltsamen, halb ängstlichen, halb schalkischen Blick. ‚. . . Ich weiß, wer's war . . . Aber Euer Hochwürden dürfen mich nit verraten.‘

‚Wer? Wer?‘ schrie Wolf; seine grobe Hand fiel schwer auf ihre Achsel, und mit gierigen Augen las er das Kommende von ihrem Mund.

Sie hob den Finger an den Mund. ‚Aber *nicht* mich verraten. — Bin's — ich — gewest.‘ —

‚Du?‘ Er stand einen Augenblick erstarrt, Augen offen, Mund offen, ein Gegenstück zur berühmten Frau Lot selig. Und dann: ‚Ja *aber* — ja aber *Marie*!‘ tost er, packt ihre beiden Hände und kegelt sie ihr schier aus vor Wucht des Schüttelns. ‚Ja, du bist ja ein Teufelsweib! Aber Marie! Und heunt erst sagt sie mir's, — die Malefiz-Gredl!‘ — Und wie sie dann draufkommen, und wer ihr den Weg gezeigt? Und wie sie's dann angangen, — und wie sie's dermacht? . . . .‘. Sie sollt's erzählen. Und sie erzählt. So war's — aber er darf's *nit* verraten, Leut seind so viel bös. *Gedrungen* worden ist sie dazu durch des Velderndorffers Bosheiten, sonderbar durch den letzten Anschlag wider das Bild, so er ihrem Mann mit teuflischer List herauslocken wöllen, um es zernichten, — ja, zernichten, — und da schwoll ihr das Herz, und ihre weiche Stimme wurde

hart, und rasch und ungestüm flossen die Worte von ihrer Lippe: ‚Ja, und da bin ich halt nach Krems, meinem armen Herrn ein Geld zu schaffen, und da hab ich am Schiff gehört, daß in Langenlois ein Kommission ist gehalten worden von den Pater Jesuitern wider die aufrührischen Ketzer, und da hat mir's Gott und die heilige Jungfrau eingeben: Gehst zu die Pater und bittest auch um eine Kommission. Und alsdann der Pater war lieb und gut und hat sich gar alles von mir erzählen lassen und versprochen, daß die Kommission zu uns kommen söllt im Advent, die Gegend von dem Velderndorffer, diesem abscheulichen Bueben erledigen. Trieben mit uns hat er's grad lang genug; meinet der hochwürdige Herr nit auch?'

Ob das der hochwürdige Herr meint! — ‚Aber du Schlangerl!' Er kann sich noch immer nicht getrösten. ‚Mir gar nichts sagen! fix nochmal!' schlug er mit der Faust auf den Sakran. Wannst noch ein einigmal solich Geheimniskramerei für mir hast, kriegst ein poenitentiam salutarem,* daß d' dich anschaust! . . . . . Na, na, na, förcht dich nit, ist nur ein Gespaß, bist ein guetes, frummes Kind; sollst auch die drei heiligen Messen haben, die dir schuldig bin zum Dank, und dem Herrn Dechant zu Gresten werd' ich schreiben, seine Regel hat eine Exzeption, und diese ist die Schinnaglin, welche meins Erachten den totalen Intellekt trotz einem Mannsbild hat!' Er lachte und sah dabei aus wie die gute Laune in Person.

Maria aber blieb ernst, ja, ein Schatten von Traurigkeit legte sich über ihr Gesicht. ‚Ich dank dem hochwürdigen Herrn gar vielmals für die heiligen Messen,' sprach sie langsam. ‚Das ist ein großes, ist gar das schönste Angebind . . . Loben soll mich der Herr Pfarrer nit, ich hab nichts tan als mein Pflicht und Schuldigkeit. Ich möcht aber den Herrn um eines, nur um eines bitten. Glaubt er mir Dankes schuldig zu sein, so söllt er mir um Jesu Christi Lieb willen diese Bitte nicht versagen.'

‚No?' fragte Wolf, freundlich sich zu ihr beugend.

‚. . . . . Mir macht's das Herz so schwer, — o Herr Pfarrer, jedlich Ding auf Erden hat seine zwo Seiten! — daß mein lieber Mann . . . auch für die Kommission wird müessen.'

‚Warum dann macht dir das das Herz schwer? Wann er doch gut katholisch ist?'

‚Mein Gott, wer ist guet katholisch für so gestrengen Herrn?'

‚No, no,' brummte beruhigend der Pfarrer; ‚förcht dir nit, Mirzl! Daß er ein so frumme Ehefrauen hat, meinst, das wird ihm nit groß ang'rechnet?'

‚O sagt das nit! Ihr tut mich spotten. — Höret zu, hochwürdiger Herr, mein Bitte, und erhöret mich! Wann der bitt're Tag bricht an und er für diese Herren muß, helfet ihm mit Eurem Zeugnis, dann einer

* Eine heilsame Buße.

armen Frauen ihr's gibt nichts aus für so große Herren, und wann sie Euch über ihn befragen, so sagt von ihm nur Guetes aus! Ich bitt Euch,' hob sie flehend die Hände, ‚tut mir's versprechen!'

‚Ich muß die Wahrheit in allem sagen, auch über deinen Mann,' sprach Wolf. ‚Und dein Mann hat —'

Sie aber unterbrach ihn leidenschaftlich: ‚Nur Guetes tan, Herr Pfarrer! Er ist der beste Mann und bravste Christ immer gewest, bis dieser schlechte Bueb über ihn kommen ist und ihn als wie verzaubert hat, daß er hat alles tun müssen nach des Buben Willen . . . Ja, so wahr Gott mir gnädig sei, wenn je etwas gefehlt war, was mein armer Mann hat tan, nicht sein ist die Schuld, sondern einzig allein des schändlichen Bueben.'

Wolf wiegte nachdenkend den mächtigen Kopf. ‚Dieses sagst du, weil du ihn gern hast. Dein Mann ist kein Gimpel nit, daß er dem Bueben hätt ins Garn so blind laufen müssen . . . . . Dein Mann ist kein Dummer nit. — Sei dannoch ruhig! Ich bin es dir schuldig, weil du dem Land diese große Guttat hast erwiesen, und will, das versprech i ch dir, deinen Mann soviel loben, als ich nur immer nach der Wahrheit kann. Du aber als eine fromme und kluge Frau sollst Sorge tragen, daß ihn in Hinkunft seine Taten nit schelten und ich nicht gelogen habe, wenn ich sage: Er war ein gueter Christ und wird es immer sein.'

* * *

Ein stilles Lächeln im Gesicht verließ Marie die Kirche. Des Pfarrers letzte Worte legten sich beruhigend auf ihr um den teuren Mann bangendes Herz. Beim Herfahren über die Donau hat's Wetter getrutzt, waren die Nebel so dicht, daß man kaum die Hand für den Augen sah und der Fährmann bald in ein Floß wär geraten. Und jetzt, schau, wie die Sonn glanzen anhebt, wie alles blitzt und funkelt in ihrem Schein, das Wasser, das vom Brunnen lauft, ja die kleinen Pfützlein um den Brunnen — des Bäcken altmächtiger Hausschild! Geht doch allweil so, wann's eine Zeit recht trübselig—.

Was fährt da vor ein Wagen mit Rappen um den Platz herum? Muß ein Herrschaftswagen sein. Etwan gehört er der Frau, die dort fürm Bäckenhaus sitzt. . . . Ein feine Frau, — hat zwei Kinder mit sich; — sind das ihre? — Neugierig spähend nähert sich Maria dem Bäckenhaus, es ist ihr Weg. So bekannt kommt die Frau ihr vor, — ist das nicht —? erschrickt Maria jäh. Im selben Augenblick hört man in der klaren Herbststille eine zarte Stimme: ‚Regina, wo hast du —?' Ja, sie ist es, sein Weib. — ‚Muß die grad jetzt dasitzen!' gor es zornig in Marien. ‚Ach was! Brauchst sie ja nit kennen, sie wird dich auch nimmer kennen, von einmal Sehen! Gehst deiner Straßen und schaust dich nit um.'

Gebetbuch und Rosenkranz fest an die Brust drückend, schritt sie rasch fürbaß. Aber horch, da ruft die zarte Stimme sie an: ‚Frau, Frau!‘ — Und schon kommt etwas schwerfälligen Ganges, den Radmantel sittig unterm Busen zusammenhaltend, die Velderndorffische auf sie zu und lächelt sie lieb wie ein Engel an.

‚Grüß Gott, Frau Schinnagel! Hab Euch doch gleich gekannt. Seht Ihr, und Ihr mich nicht! In dem Pelz schau ich anders aus, geltet? — Hab oftermalen an Euch gedacht, wie ich im Krautgarten gesessen bin, und Ihr habt mir Kirschen geben. Was schafft Ihr in Pechlarn, liebe Frau? Einkaufen, nicht wahr? Ich warte hier auf meinen lieben Friedel, er ist nach Melk geritten zum Lehrer auf Besuch. Und wie geht es denn Euch, Frau Schinnagel, und Eurem Mann und Kindern?‘

‚Mueß gut sein,‘ entgegnete Marie. Sie sah dabei der jungen Frau nicht ins Gesicht und berührte nicht das Händchen, zart und durchsichtig wie ein Blumenblatt, das sich aus dem Zobelmantel ihr entgegenstreckte.

Amey will zu plaudern anfangen, daß sie beim Wällischen war und dort gekauft hat Mandel — Weinberlein — Rosin; — aber Maria gibt ihr kein Gehör. ‚Verzeihet, ich mueß heim, daheimet wartens;‘ kurz den Kopf neigend wollte sie fort. Da hielt Amey sie am Schultertuch fest:

‚Ein ganz klein wenig Zeit — habt Ihr nicht? — Möcht Euch was fragen.‘

‚Was denn?‘ sagte Marie, blieb widerwillig stehen.

Amey, mit den dünnen Händen sie allweg am Umschlagtuch haltend, nahm einen Anlauf und brachte leise, unter Herzpochen vor, was ihr schon lang am Herzen liegt: ‚Liebe Frau, sagt mir: Euer Mann ist doch nicht bös auf meinen Friedel — von wegen des alten Mariabild?‘

Sie hat einen gar geringen Verstand, die arme Kleine, aber eine große, reine, innige Liebe, und kraft dieser ahnt sie die Gefahr und den Feind des Geliebten. Die Flügelein um ihn breiten will sie, — besprechen den Feind, daß er ihm Freund wird. — ‚Ist ein Einbildung von mir, Fraue, geltet, — kann aber nicht davor, es quält mich so!‘ . . .

Mariens Brauen, kaum daß jene das Wort Mariabild ausgesprochen, hatten sich finster gerunzelt. Streng und herb klang ihre Stimme, als sie erwiderte: ‚Die gnädige Frau hat recht geraten. Das wird mein Mann dem ihren nie vergessen, daß er das Bild uns rauben wollt.‘

‚Aber rauben doch nicht! K a u f e n!‘ stammelte Amey. Im Schrecken ließ sie Mariens Tuch los und fuhr sich mit beiden Händen ins Gesicht.

‚Kaufen hat er's wollen, — ja gewiß, liebe Frau, ich war dabei, wie er Eurem Mann viel Geld gegeben hat für das Bilde — aus Barmherzigkeit, da Euer Mann über seine Armut so klagte.‘

‚Wie das war, weiß ich gar genau,‘ sprach Maria, zu einem ruhigen Ton sich zwingend, ob ihr auch das Herz vor Unwillen überquoll. Die arm Kreatur tragt ein Kind von ihm, das darfst nit vergessen. — ‚In der bittern Not, in der mein Mann sich befand, hat Euer Mann ihm viel Geld zeigt und davor gefordert das Liebst und Heiligste, was wir haben, Unser Frauen Bild, um es zu zerstümpeln. Ist das bei Euch Barmherzigkeit?‘

Amey antwortete nichts, ihre Hände zupften schwach am Mantelkragen; auf einmal legte sie sie zusammen und fing wie ein Kind zu betteln an: ‚Nicht bös sein, Frau, auf meinen Friedel! Ich bitt Euch gar schön. Seid gut und vergeßt ihm's von dem Bilde und Euer Herr auch! Er hats gut gemeint. Er meint ja immer alles gut — so ein lieber, goldener Engel wie er ist.‘ —

Süß klang das Flehen, aber Marien rührte es nicht. O dieses Püpplein redet daher! — Gut gemeint, der goldene Engel! Und all des Leides und Elends, das er uns angethan? Sie kann sich nicht halten; schier ohne daß sie's will, tritt ihr die Wahrheit, die ganze, herbe, bittere, auf die Lippen. ‚Was er getan hat, war eine Schlechtigkeit, eine Todsünd war's! Und die soll er guet g'meint haben? Da kunnt ich auch hergehn und einen umbringen und nachhero sagen: Ich hab's guet gmeint! Wir seind arme Leut und Bauren, aber wir kennen die Gebot Gottes. Euerm Mann, dem Hochgelahrt, sollen sie nit wissend sein? — Nein, nein! Er hat's gar guet gewußt, was er tut! Ja, ich möcht einen heiligen Eid darauf nehmen, er hat sich die Schändlichkeit, wodurch sie noch schändlicher wird, schon lang mit allem Fleiß ausstudiert. Danach war sie und danach ist auch er geschaffen. Die gnädig Frau hört das nit gern, ich kann nicht helfen; so, wie ich sage, so ist's und nit anderst.‘

Amey hatte unter diesen Worten fort und fort verneinend den Lockenkopf geschüttelt. Jetzt nahm sie, die Arme unter dem schwachen Brüstlein verschränkt, den Kopf zurückgeworfen, die Haltung einer beleidigten Matrone an, und ihre sanfte Stimme nach Möglichkeit schärfend rief sie: ‚Es ist nicht so, es ist ganz anders. Ich laß meinen Mann nicht schlecht machen, ich leid's nicht, hört Ihr? Er hat niemalen Böses tan, niemalen, niemalen, mein lieber goldener Engel! Seid Ihr mir neidig um ihn, daß Ihr ihn schimpft? — Ja? Ich will's glauben, mit Eurem alten Bär! Verkriechen muß sich Euer Forster für meinem Friedel — für meinem süßen, lieben schönen Herzens —‘, und da war's mit der beleidigten Matrone vorbei; im Kreuz geknickt, das Brüstchen bebend, große Tränen in den unschuldigen Augen, stand Amey vor Marien und: ‚O Frau!‘ klagte sie, ‚wie mögt Ihr denn so sein! Mich so kränken in meinem Liebsten auf der Welt! Was hab ich Euch denn zuleid getan?‘

‚Die Muhma weint!‘ schrien die Kinder und kamen bestürzt von ihrem Spiel herbeigerannt. Regina liebkoste die Weinende, und Hans drohte der fremden Frau mit der Faust und schrie ihr etwas Trutziges zu.

Maria faßte Rosenkranz und Gebetbuch fest zwischen die Hände und schritt, die Augen starr auf das Rosenkranzkreuz geheftet, ihres Weges gegen die Donau. Es war ihr jetzt leid, daß sie dieser Armen hatte wehgetan; aber was hätt sie denn tun sollen, sagen: Ja, Euer Herr ist ein Engel?‘

Unter die Lauben des Donaugäßleins einbiegend wandte sie verstohlen das Haupt, ob die noch weint. — Da schreckte sie scharfer Hufklang, der von der Melkerseite sich rasch näherte, und nun sah sie nicht weiter um, sondern rannte wie gehetzt die Gasse hinuter und durchs Pörtlein hinaus. Vor seinem Schelten und Dräuen hat sie keine Angst. Aber zusehen, wie er seine weinende Frau in den Arm nimmt und küßt, kann sie nicht und will sie nicht.

Jesse stieg vom Pferd, dem prächtigen spanischen, das dampfenden Odem in die Frostluft blies, und nahm sein Liebchen in den Arm; da sah er ihre roten Augen und nassen Wangen und fragte sogleich, was ihr geschehen. Sie lehnte den Kopf müde an seine Schulter und sagte mit dünner Stimme nichts als: ‚Leut kränken mich.‘ — Die Kinder berichteten, wie's gewesen; eins überschrie das andere. ‚Eine Frau ist aus der Kirchen kommen, hat ein schwarzes Tuch gehabt und ein blauen Rock, — war grob — pfui, so grob mit der Muhme.‘

‚Aus der Kirchen?‘ Mit einem blitzenden Blick übersah er den Platz, der jetzt leer und öde dalag, fragte dann seine stillweinende Liebste, ihr sanft den Rücken streichend: ‚Sag mir einmal, Anna! . . . . Du kennst die Schinnagel?‘

Da weinte das Kind auf: ‚Die ist's gewesen.‘

Er tat einen schneidenden Lacher. ‚Hab's gedacht, kommt aus der Kirch und quält meine Frau. Das ist die wahre Heiligkeit. . . . Was hat sie dir denn gesagt? Über die Ketzer losgezogen, wie der Pfaff sie anlernt? Daß wir all in die Höll kommen, da uns feurige Gäns zwacken werden ꝛc.? Mach dir nichts daraus! Es ist alles Lyrumlarum.‘

Sie sagte, während ihr die Tränen übers Gesichtchen liefen: ‚Aus feurige Gäns . . . mach mir gar nichts draus. . . . Aber . . . sie hat wider . . . dich geredet! Sie und ihr Mann sind bös auf dich!‘

‚Ei wirklich! Das ist ein Unglück, eine Kalamität, — die Lappenhäuser!‘

Lappenhäuser — obwohl sie ihn vor nicht ganz einem Mond, als es um den Fetisch ging, so schmählich, schmählich aus dem Feld geschlagen, . . . obwohl sie und nur sie — er weiß das, ohne daß ihm's einer sagt — nun auch die geistlichen Richter ihm haben auf den Hals gehetzt. „. . . Und die da weint! Bist Du recht gescheit?‘

Sie faßte mit den kleinen Händen seine Hand, hielt sie an ihre Wange und sagte mit ihrer frommen Stimme: ‚Verzeih, Friederl! Ich kann nicht davor. Sie hat so häßlich geredt und so böse Augen gemacht.‘

‚Böse Augen machen, ja, das kann sie. Ihr armer Tropf von Mann mag sich davor förchten. Wir aber lachen uns eins — über die Augen und über die ganze Frau. Hahaha!‘ brach er schallend los; vom Beinhaus das Echo lachte schebberig mit ha — ha — ha.

‚Komm, Mädel! Wir wollen etwan pflastertreten, bis meine farige Hispanierin ist ausgerastet. Willt du?‘

Das Lieb, das nun schon wieder lächelte, am Arm, stolzierte er den Kirchenplatz auf und ab. Hans Adams Kinder schwärmten um das Paar herum wie zudringliche Käferlein um Rosen im Juni, mit all ihren kleinen Sinnen lauernd, was sie flüstern, — ob sie sich küssen.

‚Und was hat sie sich mit meinem Taler gekauft?‘

‚Rosinbeerlein — Mandeln — Zibeben —.‘

‚So! Und dann wieder den ganzen Tag schlecken. Weiß Madame, daß Süßessen schwarze Zähn macht?‘

‚Mz!‘ lachte sie ihn spitzbübisch an und ließ zwei Perlreihen zwischen den rosenen Lippen hervorblitzen. ‚Kucke meine schwarzen Zähn!‘

‚Bitte, nicht impertinent zu sein. Warum werden Sie jeden Tag hübscher?‘

‚Weiß nit. Bin ja gar nicht arg hübsch.‘

‚Lugen Sie nicht, sonst holt Ihnen der Teufel. Sie wissen wohl, daß Sie die Schönste sind.‘

‚Ich wollt's ja gern sein! Aber die Freyle Freyle Dietrichstein ist zehnmal schöner als ich. Ach, wer so schön sein kunnt wie die!‘

‚Was? — Die ist schön? — Dieser weibliche Koloß von Rhodos, deren Tritt den Erdboden erschüttert wie der Bucephalus, deren Busen mit dem Capo di bona Esperanza wetteifert und ihr Appetit mit dem des großen Hans in Ambras? Sie ist imstande, ihren Mann arm zu essen; ich bin neugierig, wem dieses Glück fallen wird.‘

‚Schlimmer Friedel!‘ zwitscherte das Lieb, sah doch dabei ganz vergnügt drein. ‚Aber gelt, die Freyla Freyla Roggendorff, die ist doch schön. Wann sie geritten kommt im himmelblauen Kleid! — Ach, wer so schön sein kunnt, wie die!‘

‚Soll sich in einen Glaskasten setzen und sich Weihrauch anbrennen lassen; was Polyphema — Pardon Polyxena — an Taille zu viel, hat sie zu wenig. Mit ihrem langen Liliengesicht, ihren langen Lilienfingern, ihrem langen Rock, der hinter ihr her die Stiegen kehrt! Wenigstens braucht ihr Mutter kein Aschenbrödel halten.‘

‚Mz! Schlim—mer Friedel! — Du! Ich weiß aber doch eine, — die ist wirklich die Schönst, — an der ist kein Fehl noch Mangel, — und das ist deine Schwester. Ach, wer so schön kunnt sein wie die!‘

‚Nun ja, ich geb's zu, die läßt sich anschauen, und ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich, wenn ich nicht ihr Bruder wäre, ihr Mann — nicht um ein Schloß sein wollt.‘

‚Aber warum denn nicht, Friederl? Die ist doch schön vom Kopf zum Fuß. Ach, wenn ich sie mir nur fürstell, denk ich, was bin ich vor ein Niggl! So schöne, blaue Augen, so wunderbare goldene Haar! Und so schön gewachsen und so weiß wie der Schnee, — wo ist da ein Mangel?‘

‚Sie weiß es zu gut, daß sie schön ist, das ist der erst. Sie wendet an poudre Gabrielle und Eau de la Reine de Hongrie, das ist der zweite, und der dritte ist, sie hat unter ihrem gewiß sehr hübschen Busen kein süßes, kleines, goldenes Herzi wie mein Mädel.‘

‚Ach, Friederl, ich hab aber kein goldenes Herzi nicht! Ich tu mich mannigmal ganz schreckbar ärgern und hab ein Wut — ja wirklich ein Wut, als heut auf die Schinnagel. — Doch ja,‘ sagte sie leis und sah ihn innig an, ‚mein Herzi ist schon gölden, — denn es wohnt darin mein göldener Friedel. — Schlüsselein ist verloren, — mußt immer bei mir sein.‘

‚Schlüsselein ist verloren, — mußt immer bei mir sein,‘ — wiederholte Regine dem Hans ins Ohr und schaute ihn süß an.

Hans sagte: ‚Nicht um ein Schloß! Setz dich in einen Glaskasten und laß dir Weihrauch anbrennen, du Aschenbrödel!‘

Herr Jesse wurde immer lustiger. Er erzählte forsche Geschichten, zu denen das Mäusl „Bäh“ sagte, und lachte mächtig viel und stieß sein Schwert — klirr! — wieder und wieder aufs Pflaster. Mit Absicht lärmt er so. Er will, daß seine Leut endlich kommen und ihm den Hof machen. Warum, zum Teu, sind sie noch nicht da? —

Was ist das für eine Totenstadt? . . . Ein paar Weiber und Kinder, ein paar Bettler aus dem Spittel, sonst keine Seel aufm Platz. Schlafen sie? Oder sollten sie sich — fürchten, ihm zuzugehen, weil die Pfaffen nach Pechlarn kommen? Nein pfui! Das wären nicht seine Pechlinger!

Die Stella hatte ausgedampft, es war auch schon elf Uhr geworden. Amey stieg mit den Kindern in die Kutsche ein, Jesse stieg zu Pferd. Die Kutsche fuhr gens Linzertor davon, Jesse verweilte sich noch, umritt den Kirchplatz, ritt zum Schloß und wieder zurück, immer hoffend, es würde sich doch einer von seinen Getreuen zeigen. Zwei, drei sah er, die hatten's aber wunder wie eilig, grüßten ihn nur eben und wischten davon. Sollten sie wirklich —? Halt! das Haustor neben dem Bäcken kracht, und heraus-

kommt, eine Rolle unterm Arm, der Elias Wachter, Ludirektor. ‚Meines gnädigsten Herrn untertänigster Diener.‘

Wie fällt Jessen dieser Gruß so wohl! ‚Freut mich, daß ich Euch sehe. Sind alle gesund zu Hause, Frau, Margarete und der klein Elias? — Geht Musik machen? — Wohin?‘

‚In die Kirchen,‘ sagte Wachter, trat ans Pferd, dem jungen Herrn die Hand zu küssen, trat aber ebenso schnell wieder zurück, als er das Geräusch sich nähernder Schritte vernahm. Jesse fühlte die Bewegung wie einen Schlag, und als Wachter, sich vergewissernd, daß niemand als ein alter Spielmann herankam, den Handkuß einbringen wollte, zog er heftig die Hand zurück.

‚Laßt! — In die Kirchen, — so, — ist dort was Besonderes los?‘

Nicht eben, gnädigster Herr, mueß mir nur die Begleitung vor zwei neuche Lieder einspielen.‘

‚Was vor Lieder?‘

‚Ein Sakramentslied und ein Marienlied.‘

‚Ist was dran?‘

‚Ja, es seind sehr feine Lieder. Sonderbar das Marienlied höret sich sehr rührend an.‘

Jesses Augen erglänzten zornig. ‚Sehr rührend, da ist's wohl das: Maria Taferl, schönste Ziahr! Ich treffe den Ton nicht ganz. — Leider habe ich keine Stimme wie eine Kuh.‘

‚Nein, es ist das nicht!‘ sagte Wachter, mit der Rolle, die er in der rechten Hand hielt, auf die innere Handfläche der linken ungeduldig schlagend: ‚Es ist der Hymnus St. Casimiri:

Omne die dic Mariae
Laudes, mea anima,
Ejus festa, ejus gesta cole devo —‘

‚Danke, hab schon genug. Worte, nichts als Worte! Lateinischer Scholasterquark. — Ihr hattet mir versprochen, auf Weihnacht in der Kirche beim — Offertorium, glaub ich, sagt man — Eurem alten Pfaffen zum Trotz zu spielen und zu singen: Es kam ein Engel hell und klar. — Was ist's damit?‘

Wachter bog den Kopf und sah auf seine Fußspitzen. ‚Damit wird es nichts sein, gnädigster Herr!‘

‚Aus was Gründen? Ihr habt es mir versprochen, wißt Ihr wohl?‘ rief Jesse; seine Stimme wankte vor Aufregung.

‚Jo, aber der gnädigste Herr weiß doch, wie bei uns die Sachen aufliegen, und daß die geistliche Kommission fürhanden ist?‘

‚Ich danke Euch, daß Ihr mich dran erinnert. Ein Mann ist kein Mann, und ein Wort ist keins, weil dritthalb Pfaffen schnüffeln kommen,

ob's ketzerlt. . . . Nun erklärt sich mir vieles. — Meine herzhaftigen Burschen, die heute nirgends zu sehen sind, wiederholen zweifellos den Katechismus, um bei den Pfaffen Ehr einzulegen, und Ihr spielt Euch das Marienlied zu gleichem Zweck ein; . . . habt ganz recht. Da wird's dann heißen: Der Organist ist ein guter Katholik, weil er die heilige Maria hochverehrt; laßt ihm uns eine Zulag von ein und einem halben Gulden geben! Gestern ein feste Burg, heute Omne die, morgen meinethalben la illah il Allah, je nachdem ein Evangelischer oder Katholischer oder ein Türk obenauf ist. So laß ich mir's gefallen.'

Wachter hob den Kopf; seine Augen blitzten auf, als er sagte: ‚Der Herr hat guet reden, die Herren brauchen auf niemanden hören und können tun, was ihnen gefällt; der arme gemeine Mann aber muß tanzen, wie ihm fürgepfiffen wird, oder es geht an den Kragen.'

‚Und ist der soviel wert?'

‚Dem gnädigsten Herrn freilich liegt an meinem nichts,' sagte der Mann erbittert. ‚Aber darum, daß ich ein armer Teufel bin, darf mich doch unterstehen, lieber lebendig als tot, lieber heil als verhauen zu sein.'

Jesse wiegte sich im Sattel und sprach wegwerfend: ‚Es soll einmal in hiesiger Gegend, ich hört's vom Freinthaller, evangelische Blutzeugen gegeben haben; — damals war der Klesel am Ruder. Das war doch wer, heute kommt ein gewisser Kohlweiß daher, der nichts ist, nichts geleist hat, von dem kein Mensch was weiß, und vor diesem elendigen Figuranten einer noch elendigeren Regierung verkreucht ihr Ritter Gideons euch wie die Frösch fürm Bloch . . . Ihr forcht euch, verhauen zu werden; wißt ihr dann nicht, daß die gekrümmten Buckel zum Schlagen allweg besser taugen als die aufrechten? — Mut haben ist alles. — Da wollen ein paar zuhören,' wandte er sich auf dem Pferd herum, zwei Männern zu, die von der Donauseite gekommen waren und nun lauschend standen. ‚Ich habe eben gesagt, Mut haben ist alles. Was meint Ihr dazu, Fux?'

‚Ich wiensche einen gueten Tag dem genädigen Herrn; wie befinden sich Euer Gnaden?' frug mit dünner Fistelstimme der alte Fux.

‚Gut. — Ihr? — Wie gesagt, ich streite mich grad mit dem Wachter. Der förcht sich für den Pfaffen, und das fuchst mich. Ihr förcht Euch nicht, mein Alter, das weiß ich schon! Mut haben ist alles. Wer den Papsten nicht scheut, den scheut der Papst.'

‚—ß, ß,' tat der alte Mann, beide Hände erhebend.

‚—Was soll das?' runzelte Jesse die Stirn. Rundherum ward ein Summen und Schwirren, die Fenster füllten sich mit Köpfen an. ‚Der gnädigst Herr söllt soliche Reden nit reden,' sagte der alte Fux und nickte dem Wachter vielsagend zu und der Wachter ihm. ‚Soliche Reden kunnten

Menzel del. *Jos. Kösel autotyp.*

Der alte Fritz.

Hoch Land

ihm groß schaden, wenn die Kommission kimmt, und es wird ruchbar; man kunnt dem gnädigen Herrn nachsagen, er hätt Auflauf gemacht .... Tut der junge Herr schön heimschauen, es ist nichtes mit solche Reden da.'

An den Fenstern, in den Einfahrten murmelten und deuteten die Leute. Ihre Geberden sind nicht mißverständlich: ‚Ja, ja, heimschauen soll der Herr, was sucht er da?'

Jesse ward bleich und rot vor Grimm und Scham; seine Hand zerrte krampfhaft am Zügel, daß das Pferd zu schlagen und zu stampfen begann. Das sind seine Pechlinger. Schön heimschauen, es ist nichts mit solche Reden. Wann sie ihn lästerten, brüllten wie die Marbäcker Hauer im Kretscham, es wär im hundertmal lieber. — Nie hat's ihm solche Müh gekostet, zu lachen, als wie jetzt; — aber die sollen nicht denken, daß er sich was aus ihnen macht.

‚Jawohl, ich muß nach Hause. Sehe eben, daß ich von Melk falsch geritten bin. Das ist nicht Alten-Pechlarn. Das ist Pfaffstätten; und anstatt meiner Pechlinger, die mir lieb waren, sind ich da wildfremde — Philister. Fürwärts, Stella!'

Er gab seinem Pferd die Schenkel und ritt im Schritt, lächelnde, verachtende Blicke um sich werfend, gegen's Linzertor davon. Als er fort war, kamen mehr Leute aus den Häusern auf den Platz und fragten die, die schon da waren, was er den geredet hätte.

‚Geschimpft hat er, erst den Wachter, nachher den Furen. Und nachher hat er gesagt, wir sind keine Pechlinger, sondern Philister.'

‚Was sein dann das, Philister?' Wachter, der die Schrift kennt, weiß Auskunft: ‚Philister seind Heiden im alten Bund weliche' — Das steigt den Pechlingern nicht schlecht in die Nasen.

‚Was? Heiden söll wir sein? So ein Bueb, ist selbst ein Ketzer und schimpft uns Heiden? — Meint er, weil er ein Landmann ist —?* Wir seind davor freie Bürger! Wann wir alles auf ihn aussagen wollten für der Kommissioni, was wir wissen! Er hätt nichts zu lachen, der gnädig Herr.' — So brummt und murrt es lang am Kirchenplatze fort.

* * *

Jesse ritt langsam seines Weges. — Die Kutsche, darin seine Frau mit den Kindern saß, war ihm gar nicht weit voraus. Er strengte sich aber nicht an, sie einzuholen. Er ließ das Pferd gehen, wie es wollte. Nachlässig im Sattel sitzend starrte er auf die mit dünnem Schnee bedeckten, traurigen Auen, dann blickte er hinüber auf die Örter jenseits der Donau. Der Greuelberg war nur schwach, gespenstig zu sehen, wiewohl die Luft rein

* Mitglied der Landmannschaft, Edelmann.

war. Klein-Krummnußbaum, das abscheuliche Nest, lag in dichten, lichten Rauch gehüllt, der aus den Schornsteinen stieg und vom Wind niedergeschlagen wurde. Doch sah man deutlich das Neugebäu beim Forsterhaus; schneeweiß schrie es zwischen den Uhuhütten.

‚Dort drüben ist's vor dich aus,' sagte sich Jesse. ‚Und in Altenpechlarn ists auch so gut wie aus. Und die Baalith — lacht dich aus.'

Er hielt auf seiner Stute. Er ließ den Kopf hängen und sie auch. Alles umher war traurig, öde und still. Nichts zu hören als Rabengekrächz. Er dachte: ‚Auf Ostern da war es hübsch. Da umrangen sie mein Pferd, küßten mir Händ und Sporen, — schrien sich heiser: Vivat der gnädige Herr. — Und heunt — sagen sie mir, ich soll heimschauen!'

Armer Bub, das ist noch das Ärgste nicht, das ist nicht Crucifige.

XIX.

Wind von Böheim brauste durchs Donauland, schob dunkle Schneewolken für sich her. Die Donau war gestiegen, rollte und grollte.

Für allem Übel bewahre uns, o Herr!

Für deinem Zorne bewahre uns, o Herr! — — — — — — —

Unter Wind und Schneewehen, unterm Rauschen und Donnern der großen Donau kamen fünf Karossen auf dem Heerweg von Melk gen Pechlarn langsam angefahren. In der ersten, die mit falben Hengsten bespannt war und drei Lilien und eine Rose auf dem Schlag hatte, saß ein bleicher, dunkelbärtiger Mann, schneeweiß angetan, mit noch drei weißen Männern; in den weitern waren lauter schwarzgekleidete und schwarzbemäntelte Leute. Kriegsmannen mit Piken gingen neben den Wagen einher, die Piken klangen auf dem gefrorenen Boden, und die Harnische rasselten. Die Krieger redeten miteinander laut und rauh in fremder Sprache und spotteten über Land und Volk. Die Herren aber in den Wagen sprachen leise und nur heilige Dinge.

Das Melkertor war angelweit geöffnet; in der Kälte und im Zuge stand, in einen Pelz vermummt, eine Rolle in Händen, Weinmaister mit den Komitatsherren, neben ihm Khnoll mit der Stadtwache. Etwas abseits standen der Pfarrer Wolf und der Benefiziat, eine Abordnung der Himmelfahrtsbruderschaft anführend.

‚Höllisch blast's; friert einem die Seel aus'm Leib!' knurrte der bepelzte Weinmaister, trat dabei von einem Bein aufs andere.

Wolfius, blau vor Frost, im bloßen Talar mit der Albe drüber, dachte in seinem Herzen: ‚Und wann's bis zur Mitternacht hergeht, es macht nichts. O Adonai! O Emmanuel!'

Horch! Es knarrt was auf der Straßen. Es stampft, es klirrt. — Im Schnee kommt ein Wagen daher, — noch einer, — kommen Soldaten.

Sie sind's. Nun Gott sei Dank. Die Stadtwache blies Tusch, aber das Blech will im Sturm nicht tönen. Alsbald schlug dumpf die Pfarrglocke an, und das Johannisglöckerl wimmerte, als gelt es eines armen Sünders Tod.

‚Jesus, Maria und Joseph!' sprach zitternd in der Stadt das Volk, und alles kreuzigte sich und betete wie vorm Hochgewitter.

Die Wagen hielten, die Herren stiegen zur Begrüßung aus, zuerst der bleiche, schwarzbärtige Mann aus dem ersten Wagen. Er hat die Prälateninsignien, es ist der Abt von Lilienfeld, Matthäus. Ihm folgen seine Doktoren. Der Jesuitenrektor Maury steigt aus dem zweiten Wagen, der Pater Minister und zwei jüngere Väter bilden seine Begleitung. Aus dem dritten steigt der furchtbare Windhag, sieht aus wie ein erzgegossener Römer. Diesen großen Männern reihen sich etwa noch zehn andere geringerer Ordnung an, teils geistlich, teils weltlich.

Aus dem Kreise der ehrfurchtsvoll gebogenen Pechlinger Notabeln trat Weinmaister vor, bückte sich auch nach Möglichkeit tief, legte die Hand auf die Fehwammenbrust und ergriff das Wort zu folgender Begrüßung:

‚Hochwürdig in Gott geistlich, edel und hochgelahrte Herren!

Hoch- und wohlgeborne Herren! Wohledelgeborne Herren!

Gleichwie der zarten Jugend von Natur diese Qualität ist eingeboren, daß sie, wo ihnen ein Widrigkeit zustoßt oder eine Gefahr drohet, bei niemand denn ihren frommen Eltern Schutz und Beistand suchen, also und in gleicher Weis haben wir arme, von denen frevlerischen Ketzern, maxime von dem frechen Buben Velderndorff bedrängte Leut, nichts anderes tun mögen, als zu den hochwürdig in Gott geistlich edelgnädig ꝛc. ꝛc. Herren um Schutz, Beistand, Protektion und Asyl zu laufen. Wir haben Sie gebeten und bitten Sie jetzt wiederum, daß Sie in Kraft der Gesetz wider die Sünder befahren und selbige unverschont in Straf nehmen wöllen, mit uns andren aber, die wir Kinder und nicht Sünder sein, wollen Liebe, Geduld und Barmherzigkeit haben. Dann wie schon unser Herr gesagt hat: Es ist mehr Freud über einen Sünder, brhm — Bueß — mhmhm — oder vielmehro an einundneunzig Gerechten, wie zu lesen — mhmhm — bei Matthäus am — mhm. — Dannenhero ich im Namen der Stadt Pechlarn Sie begrüße und Ihnen zu Füßen falle als unsern Rettern und den Rettern der Religion.

Gegrüßet sei dann für allem Herr Generalkommissarius, Herr Matthäus Kohlweiß, seines Ordens Generalvikarius, der größist Dokter der Welt, ein würdiger Emul des Herrn Kornelius, von welchem Herrn Kornelius eine sinnreiche Feder hat gesagt: Er war g'wiß nicht der letzte aus der Prälaten Stand. Sein Leben er auffetzte zulieb dem Vaterland. Er in die Grub

sich stürzte wie Curtius zu Rom, sein G'sundheit sich abkürzte, drum stirbet nie sein Nam. Gegrüßet sei Herr Pater Maurus, welicher dem Orden entsprossen, der den Luther entlarvt, den Katechismus ans Licht geben und nova Hispania entdeckt hat, und dessen heiliger Stifter Franz Borgias, auch Salesius genannt, dem heiligen Antlitz Christi sonderbar gleichsiehet, dawährend gedachten Luthers abschewlich und grewlich Gefriß das gerade Widerspiel dieses hochheiligen Antlitzes ist. Gegrüßet sei auch der hoch- und wohledelgeborne Herr Freiherr von Windhag Exzellenz. Seine Wiege stand in Suecia, sein Ruhm aber stehet in Austria. Dann er hat in zwei Jahren an die hunderttausend protestantische Kanaillen zur heiligen römischen Kirche bekehrt, so daß die selige Majestät von ihm mit Fug hat sprechen können: Nefandam haeresin ex Austria inferiori ejecit. Hunderttausend Teufel sind ausgetrieben, einer ist noch fürhanden und peinigt uns. Euer Exzellent wollen mit demselben energice befahren, so werden wir in Dankbarkeit dem Epitheton der heiligen Majestät beifügen: Jessen vero virum pessimum ejecit ex Arelape.'

Die Rede gehörte, wenn man von dem kleinen Holperer beim Bibelzitat absah, neben jener denkwürdigen Lobeshymne auf Phöbus Apoll und die Eos von Hart zweifellos zu Weinmaisters Glanzleistungen. Zwar war die Einleitung aus der Ebersdorfer Supplikation, der Schluß aus einer Predigt Leo Wolfs gestohlen; dafür war das Mittelstück durchaus Eigentum des Orators, und trug auch den Stempel seines Geistes. Den edlen Vortrag unterstützten wirkungsvolle Gesten. Komplimente bis zum Boden, so oft das gottgesandt Dreigestirn, Kreuze über die ganze bepelzte Front, so oft der Teufel, der Luther und der Velderndorffer zur Sprache kam. Die in Gott geistlichen Herren waren denn auch hocherbaut und geruhten sogar den Orator mit kleinen Randbemerkungen auszuzeichnen. Windhag sagte: ‚Suevia, nicht Suecia, vor ein andermal.' Maurus: ‚Auf die Ehr, nova Hispania entdeckt zu haben, müssen wir leider verzichten, im übrigen war unser Stifter der heilige Ignatius;' und der Abt Matthäus: ‚Er hat recht, unsern gottbegnadeten Vorgänger zu loben; ich wollte, er lebte noch; ja, wenn ich könnte, mit meinen Händen wollte ich ihn ausgraben und ihm die Infel wieder aufsetzen. Der Nachfolger eines so großen Mannes hat es immer schwer, und ich fühle nur zu gut, daß ich ihm weder in der Heiligkeit noch in der Gelehrsamkeit je gleichen werde.' Wider diesen letzten Ausspruch ihres Herren erhoben sich alle drei Lilienfelder Doktoren wie ein Mann: ‚O Euer Gnaden, dies ist nicht so,' worauf Matthäus sanft, aber entschieden erwiderte: ‚Ja, es ist so.'

Leo Wolf hatte auch eine Rede vorbereitet, über die Güte Gottes und das Glück des wahren Glaubens, aber seine Ergriffenheit angesichts der lang, so lang ersehnten Retter Pechlarns war so groß, daß er nichts her-

ausbrachte als: Gratias maximas. Darob grieflachte Weinmaister, mehrere Doktoren rümpften die Nasen. Herr Matthäus, der Mann von Welt, sprach mit einem Schatten von Lächeln auf seinem wachsweißen Gesicht: ‚Wir danken unserm Bruder in Christo für den Willkommengruß, er wolle sich mit Tituln weiter nicht plagen,‘ und bot dem Redeungewandten huldvoll die beringte Hand zum Kusse; und Wolfius faßte sie mit seiner derben wie eine Reliquie und küßte sie, drückte sie an sein Herz, und zwei große Tränen fielen aus seinen Augen auf die fahle Gelehrtenhand. ‚Was bewegt dich, Bruder in Christo?‘ frug der Abt, die Tropfen sorgsam von seinem Handrücken abtupfend. Der Pfarrer antwortete nichts. Er deckte sein Gesicht mit den Händen, ein Schluchzen kam aus seiner mächtigen Brust, — ‚in Frieden fahren, dann meine Augen . . .‘

Der Abt Matthäus wandte sich ruhig zu einem seiner Doktoren und sprach, ein früheres Gespräch fortsetzend: ‚. . . . . Du irrst dich ganz und gar. Es ist nicht der Häresiarcha selbst, es ist ein kleinerer Ketzer, der 2 Petri in tertium et infimum auctoritatis locum verwiesen hat. Und ich kann dir auch den Namen sagen, es ist Carlostadius. Luther hat die Epistolas ad Hebraeos, Jacobi, Judae und Apocalypsin hinausgeworfen. Sieh es doch ein, du hast dich geirrt!‘

* * *

Beim Progreß der Wagen durch die Stadt herrschte in den Straßen tiefe Stille, obwohl alles schwarz von Menschen war, die sich all vor den in Gott geistlichen und hochwohlgeborenen Herren bis zur Erde beugten. Auf dem Kirchplatz stiegen die Herren aus; hier gab der Abt Matthäus dem Volk, das auf die Knie fiel, den apostolischen Segen, worauf er mit seinen Doktoren, dem Pater Rektor und Pater Minister von Krems und dem Baron Windhag, sowie den Herren geringerer Ordnung im Zug zur Kirche schritt, wo Wolfius, der eiligst vorausgelaufen war, bereits im Rauchmantel am Altare harrte. Mit gewaltiger Stimme intonierte er das Tantum ergo, mächtig donnerte er die Anrufungen der lauretanischen Litanei; frommer Freude voll ist sein Herz, wie er sie im Presbyterium so feierlich alle knien sieht, den Abt inmitten auf dem rotbehangenen Betstuhl . . . Ja, es ist dannoch wahr, sie sind es wahrhaftig, o Emmanuel, o Messias! — — —

— —

‚Ich habe bemerkt, Bruder in Christo, daß dein Velum arg zerflickt war, und so ich nicht irre, mit schlechtem Grasgrien gefüttert. Hast du denn gar keinen bessern Zeug; karmesin oder gelben? Und hier sehe, Bruder, ich eine Beichtstola, die man auch allbereits in Ehrfurcht verbrennen sollte, und was ein armseliges Kommuniontuch ist dieses hier! Sag' an, wenn du des Kaisers Majestät bewirten söllteſt, tätest du den Tisch mit so alter, schlechter, schleißiger Leinwand decken?‘

Der Abt sprach sehr sanft, damit die andern Herren, die auch in der Sakristei zugegen waren, es nicht hören sollten.

Wolfius ward dunkelrot, sein rauhes Herz zog sich schmerzlich zusammen. O die Armutei in seinen Paramentenkästen drückt doch ihn selber am schwersten! Wie manchmal hat er schon von seinen paar Groschen zugesetzt, damit unser Hergott schönere Hemdlein und Mäntelein sollte haben! — Aber Seide und Karmesin kosten Geld, viel mehr Geld, als ihm der Pfleger — schuldig ist, und seiner Urschel Augen sind schon blöde; andere Paramentenschneiderinnen aber hat der grobe Wolf, der sich bei den frommen Jungfern nicht einschmeicheln kann, niemals gehabt.

‚Ich rate dir, Bruder in Christo, auf diese Dinge mehr Sorgfalt zu verwenden; denn siehe, Bruder in Christo, in einer von Ketzern infizierten Gegend ist es unbedingt notwendig, selbst die geringfügigsten kirchlichen Vorschriften genau zu beobachten; sonst könnten die Ketzer kommen und sagen: Ihr pellt wider uns und unsern Glauben von der Kanzel; seid doch still, ihr kennt ja eure eigene Religion und ihre Fürschriften nicht!‘

Bei diesem Vorwurf stieg dem armen Wolf das heiße Blut zu Kopf, und in Bitterkeit redete er heraus: — ‚Mein doch nit, Euer Gnaden, daß der Velderndorffer jemals um Farb' und G'stalt meiner Stola und Kommuniontücher sich geschoren. Der lacht ja doch nur über unser Parament; ob sie nun Gold und Silber oder Lumpen sein, sie seind nichts als ein Mummenschanz, darein wir Pfaffen tanzen gehen.‘

‚Bruder in Christo,‘ sprach tadelnd der Abt, ‚gebrauche dich, wo du nicht mußt, der schlechten Reden dieses Menschen nicht wörtlich! Wer dich hört und dich nicht kennt, könnte von dir eine schiefe Meinung bekommen. Nämlich die Welt unterscheidet nicht: Wolfius sagt, daß Velderndorffer habe gesagt; sondern sie spricht: Wolfius hat's gesagt. Manch einer, der's nicht träumte, ist durch ungeschickte Zitat zum Ketzer worden. Wenn du schon den Feind zitierst, so setze mindestens allweg bei: Der Feind sagt's, ich verdamm's!‘

Die Herren verließen die Sakristei und sahen sich die Grabsteine in der Kirche an. Wolfius schloß seine alten Kästen seufzend zu. In seinen Freudenbecher ist schon ein Wermutstropfen gefallen; so ist's immer auf der Welt. Als er den Kasten mit den heiligen Gefäßen zuschloß, sah er auf einer Patene etwas blitzen. Muetter Gottes Maria! — Liegt da ein schweres ungarisches Goldstück. Wie jubelt da des armen Mannes Herz! Alle Bitterkeit ist vergessen. Seide kaufen, Leinwat! Karmesin auf ein neuches rotes —. Ach, unser Hergott ist doch guet! — Und seine Diener auch. Gewiß war's der Abt, der's hingelegt, das Gold, der guete Herr! ... Es ist aber nicht der Abt, es ist Pater Maury aus Krems gewesen.

* * *

Um die Vesperzeit ritten vom Schloß, wo die Kommissäre Wohnung genommen, vier Bewaffnete und ein Lilienfelder Konventual ab; von den erstgenannten hatte der eine die Vorladung an Johann Landersperger in Melk, der zweite die an Alexander Schinnagel in Klein-Krummnußbaum zu bestellen; die beiden andern begleiteten den Lilienfelder Doktor, der im Busen verwahrt die Vorladung für Jesse von Velderndorff trug, nach Schloß Krummnußbaum.

Um die Vesperzeit erschien auch an der Pfarrkirche von Alten-Pechlarn ein geschriebener Anschlag mit den Namen aller Pechlinger Bürger, die für den nächsten Tag aufs Schloß befohlen waren, über gewisse Dinge wahrhaftigen Aufschluß zu geben und eine Prüfung in Glaubenssachen auszustehen. Khnoll der Stadtrichter zog mit dem Schwerte auf und verlas unter Trommelschlag die Liste zu dreimalen, damit keiner eine Ausrede, nicht zu erscheinen, hätte. Den ganzen Nachmittag war ein Drängen und Stürmen um den Anschlag. Die zwei aufgestellten Schildwachen hatten alle Arbeit, zu verhüten, daß er nicht in Fetzen gelesen wurde.

Nachdem das Volk sattsam geschauert, sich verwundert und gekreuzigt vor der Schrift, schloff es in seine Häuser. Der Platz ward leer. Die Dämmerung kam. Es war bitterkalt. Die Schildwachen froren, eine Branntweinhütte war in der Nähe. ‚Bestia!‘ sagten sie einander, ‚non v'è anima viva che varda, andiam.‘ Als sie aber von der Branntweinhütte guter Dinge zurückkamen, da hatte das Plakat einen Schwanz bekommen; rechts unten, gerade unter den Namen der Kommissäre war ein Oktavzettel angepappt, hatte auch Schrift darauf; das aus der Bäckerstube gegenüber fallende Licht beleuchtete diese deutlich. Die Italiener konnten sie zwar nicht, sie konnten überhaupt nicht lesen; um so besser konnten's zwei Bürger, die eben des Weges kamen. Sie lasen, schüttelten die Köpfe, schworen, daß es schändlich wäre; alsobald kamen andere Leut herzu und wollten wissen, was die Schändlichkeit sei. Bald wußte ganz Altenpechlarn, daß unter dem Aufruf der Kommission folgende Gesätzlein zu lesen stünden:

‚Matthäus ist der Hannas.

Geörg ist der Caiphas.

Jochen* ist der Herodes.

Jr arme Alten Pechlinger seyds das Getruckte und leyder wanckelmiethig juden Volkh.

Jesse ist der verfolgte Jesus.

O GOtt stehe Jhme bey und mache seine Gottlose feindt zueschanden, sagt der Apostl Johanes.‘

* Joachim (Windhag).

(Fortsetzung folgt.)

Adolf Menzel.

Von

Karl Voll.

In Menzel hat die deutsche Malerei denjenigen ihrer Großen verloren, der seit den Tagen der alten Meister zum erstenmal wieder einstimmig von seinem ganzen Volke, von allen, die sein Werk kannten, als ein Künstler ersten Ranges anerkannt worden ist. Diese Einmütigkeit der Anerkennung hat so mancher andere nicht zu erringen vermocht, dem doch des Ruhmes Stimmen lauter zugejubelt haben; mancher auch hat sie nicht errungen, der sich lebhafter um Gunst und Lohn bemüht hat als der kleine Mann, den in Deutschland jeder Erwachsene so gut kannte wie seinen Kaiser oder wie Bismarck. Darum darf man hier wohl ausnahmsweise einmal im Reich der Kunst des Volkes Stimme für die unfehlbar gerecht urteilende Stimme Gottes nehmen. Wir haben wirklich in ihm einen großen Meister verloren. Menzels Kunst ist gewissermaßen der Typus der deutschen Kunst gewesen. Was unser Volk stark gemacht hat: die zähe, gegen jeden Mißerfolg gleichgültige Tüchtigkeit, das ist auch das Charakteristikum seiner Arbeitsweise gewesen.

Wer Schlesien kennt, wo Menzel im Jahre 1815 geboren wurde, hat gern die reine schlesische Art in ihm verkörpert gesehen, wie sie sich in den Nachkommen der Pioniere christlicher Kultur an der deutschen Grenze noch aus den Zeiten der erbitterten Kämpfe gegen Slaven und Mongolen erhalten hat. Dem Fernerstehenden galt er jedoch als ein typischer Berliner, und mit Berlin ist er ja schließlich auch so verwachsen, daß in seinem Lebenswerk sich ein guter Teil der Geschichte der ersten Stadt des deutschen Reiches wiederspiegelt. Er ist als ein armer Lithographensohn nach Berlin gekommen, bald genug darauf angewiesen, daß er nicht nur sein eigenes Brot verdiene, sondern auch noch eine Familie mit dem geringen Verdienste unterstütze. Das ist so oft im Leben großer Künstler der Fall gewesen. Es hat ihm auch so wenig geschadet wie den vielen anderen, die auf gleichem Wege zur Größe gelangt sind. Der junge Mann hatte Humor und Vertrauen auf sein Talent, auch wohl genügend Aufträge. Manchmal schien es freilich recht geringfügiger Natur zu sein, was ihm zu machen aufgegeben wurde, z. B. Etiquetten für Weinflaschen, aber er hat nichts verachtet und das Einfachste zu ernster Bedeutung erhoben. In den früheren Arbeiten offenbarte sich soviel Phantasie

und Solidität, so viel Esprit und Gewandtheit, daß ihr Urheber nicht unbemerkt bleiben konnte. Menzel war in glücklicher Stunde geboren. Er, der die Zeichnung mit so besonderer Vorliebe sein ganzes Leben gepflegt hat, durfte jung sein in jener erst jetzt wieder zu Ansehen gekommenen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo die graphischen Künste einen Aufschwung genommen hatten, wie nicht mehr seit den Tagen des beginnenden 16. Jahrhunderts. Die wichtigsten Taten Menzels auf diesem Gebiet sind die Illustrationen zu der Geschichte und zu den Werken Friedrichs des Großen. Hier wird seine ganze kunstgeschichtliche Bedeutung von Anfang an klar. Menzel ist kein Bahnbrecher gewesen. Genies pflegen diese Rolle überhaupt gewöhnlich anderen zu überlassen. Seine historische Stellung ist vielmehr die, daß er die Tendenzen seiner Zeit rücksichtsloser und konsequenter aufgegriffen hat als irgend einer seiner Genossen, daß er sie aber auch zu höherem Ziel, zu größerem Gelingen geführt hat. Menzel hat nicht etwa die Freude an Illustrationen historischer Werke ins Leben gerufen. Die ganze unter dem vieldeutigen Namen ‚Romantik' zusammengefaßte Epoche hat Liebe daran gehabt und diesen Zweig gepflegt; aber Menzel war der einzige, der mit der Gründlichkeit, die ihn auszeichnete, diese Illustrationen zu Geschichten einer abgelebten Epoche so auffaßte, daß sie nicht nur Buchschmuck, nicht nur poetische Beigabe, sondern außerdem auch noch wirkliche Illustrationen im ursprünglichen Sinne des Wortes bedeuteten. Er machte das wieder klar, was in der Nacht der Vergessenheit versunken zu sein schien; er warf helles Licht auf die Gestalten des siebenjährigen Krieges, so daß sie unter diesen erwärmenden Strahlen wieder zu leben begannen, und er rief sie alle wieder zu neuem Dasein zurück: Friedrich den Großen und seine Paladine, seine Freunde und Feinde, seine ganze Epoche. Eine solche Leistung bedurfte einer Phantasie, die viel gestaltenreicher und viel fruchtbarer war, als sie irgend ein Historienmaler besessen hatte. Aber neben der Phantasie, die alle diese Formen erfaßte und entstehen ließ, bedurfte es auch des emsigsten geschichtlichen Studiums. Darin liegt der Kern von Menzels Tätigkeit als Illustrator. Er hat nicht wie die anderen Illustratoren und Geschichtsmaler sich mit einigen flüchtig erworbenen Kenntnissen der alten Trachten und Sitten begnügt, sondern hat sich in die alte Zeit versenkt wie ein wahrer Forscher und Gelehrter. Hier hat sich dann auch das schöne, aber so wenig geglaubte Wort bewährt, daß Kunst und Wissenschaft eins werden, so wie sie auf höchster Spitze angelangt sind. Was die großen Philologen, Geschichtschreiber, Philosophen, Juristen und Naturforscher der romantischen Periode an organisch aufbauendem Erkennen der Bedingungen und positiven Formen des Daseins geleistet haben, das wollte in ihrer Art die Kunst auch geben. Menzel ist jedoch der einzige, der den wissenschaftlichen Charakter solchen künstlerischen Strebens fühlte und ihm Rechnung trug; er ist auch der einzige, dessen Illustrationen von einem durchaus möglichen, jederzeit nachfühlbaren Leben durchströmt sind. Indem er alles gab, was seine Zeit verlangte, hat er sich über sie erhoben, und nichts

von den ärmlichen Zufälligkeiten, die schließlich jeder Stil an sich hat, wenn er nicht einen besonders ausgezeichneten Vertreter findet, kann den Wert dieser Zeichnungen verringern.

Während Menzel in diesen Jahren, d. h. zwischen 1840—1850, hauptsächlich als Zeichner tätig gewesen ist, hat er die Malerei nicht vernachlässigt. Hier wiederholt sich nun das, was wir schon beobachtet haben. Er ist kein Bahnbrecher gewesen. In seinen jungen Jahren geht er mit dem biederen Pathos der ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, späterhin, als man etwas stolzer zu werden anfing, hat er ebenfalls mitgetan. Zeugnis ist das frühe Gemälde, das eine Gerichtsszene darstellt, in der Auffassung genau so theatralisch, genau so novellenmäßig zugespitzt wie all das, was damals im effektvollen Novellenbild die Neugierde reizte. Aber auch hier trennt Menzels Kunst sich von allen übrigen, äußerlich so ähnlichen Produktionen der Zeit durch die für jene doch verhältnismäßig primitiven Verhältnisse geradezu unglaubliche Sachlichkeit und Tüchtigkeit.

Es war nicht möglich, daß Menzel sich so intim mit Friedrich dem Großen und seiner Umgebung abgab, ohne daß er auch schon, fast möchte ich sagen, aus rein technischen Gründen das Bedürfnis fühlte, die Gestalten, die vor seinem geistigen Auge standen, im Gemälde festzuhalten; es war ferner nicht möglich, daß Menzel sich dem Zug zum Novellen- und Genrebild überließ, ohne daß er zur Erkenntnis gelangte, wie viel besser eine pointenlos auf reine Schilderung und auf Intimität gerichtete Kunst sei. So trafen gegen 1840 bei ihm zwei Richtungen zusammen, die scheinbar auseinanderlaufen: Der Historienmaler, der so liebevolle Treue selbst pflegte, wurde zum Interieurmaler, der den stillen Reiz der Stimmung suchte und andern mitteilte. Die Zeit von 1840—1850 ist in der Tat die herrlichste innerhalb von Menzels ganzem Schaffen. Hier auch hat er Freiheit in Farbe und toniger Haltung gefunden und ist zu einer Zeit, wo in Deutschland keiner so recht gut zu malen verstanden hat, ein Farbenkünstler von großem Rang, dessen Kunst wir gerade in dieser Beziehung loben dürfen, ohne Konzessionen zu machen wie bei so vielen anderen damaligen Malern.

Die Friedericianischen Bilder, deren beste die Berliner kaiserlichen Schlösser und die Nationalgalerie aufbewahren, sind in ziemlich rascher Aufeinanderfolge entstanden und sind, wenn sie nicht in zu großem Format ausgeführt sind, wobei Menzel nicht immer eine glückliche Hand hatte, schlechterdings das Vollkommenste, was er uns überhaupt geschenkt hat. Heitere Laune und starke Schlagkraft, die äußerste Anschaulichkeit und die feinste Beweglichkeit, unendlicher Reichtum des Details bei großzügigem Herausstellen des Hauptsächlichen, kurz, die vollendet lebenswahre Darstellung der Umstände in Friedrichs des Großen Zeit sind die inneren Qualitäten dieser Bilder, die zugleich aber auch in ihrer unendlich feinen Behandlung des Tones echte malerische Meisterwerke sind. Als eine stille Begleiterin ging nun diesen großen Schöpfungen jene meistens in Gouache, mitunter aber auch in Ölfarbe arbeitende

Interieurmalerei, die uns nicht nur bei Menzel, sondern auch in der ganzen damaligen Zeit überrascht. Es sind wahre Entdeckungen über den eigentlichen Charakter unserer deutschen Malerei vom 19. Jahrhundert, wenn man aus Menzels Werk diese alten Studien auftauchen sieht, in denen bereits Probleme aufgeworfen sind, die erst Dezennien danach mit Folgerichtigkeit behandelt zu werden begannen. Das merkwürdigste in der Art ist ein Fackelzug, der vor einigen Jahren in der Münchener Kunsthandlung Heinemann ausgestellt war. Menzel hat hier mit einer unendlich sicheren Kraft die Wirkungen des blutroten grellen Fackellichtes mit dem durch den Kontrast doppelt starken Effekt der nächtlichen Dunkelheit behandelt; aber es war doch weniger noch die Originalität und Kraft, die man bewunderte, als die taktvolle Zurückhaltung, mit der Menzel vermied, den Kontrast unmalerisch und gröblich auszunützen. Er verzichtete darauf, zu blenden, was gerade bei Lichtbildern damals gern getan wurde, was selbst Böcklin getan hat, und darum überlebte das schlichte Bildchen die lange Zeit, um endlich gewissermaßen neu entdeckt zu werden als ein Vorläufer eines der bedeutendsten Werke des Künstlers.

Die erwähnten Interieurs, die heutigentags mit so viel Eifer aufgesucht werden, sind meistens sehr einfach, beinahe kahl. Ihnen stehen andere Bilder zur Seite, wo Menzel den größten Reichtum der Ornamente entfaltete; das sind seine Studien aus Rokokokirchen. Diese sind ja auch eine Folge seiner gelehrten Erforschung Friedericianischer Zeit. Man bewunderte sie früher wegen der unnachahmlichen Sicherheit, mit der der Künstler die krausen Linien erst durcheinander geschlungen und dann wieder entwirrt hat; aber heute schätzt man noch mehr an ihnen jene Errungenschaft, von der man so lange bei Menzel nicht redete, weil man sie nicht erkannt hatte: die Großzügigkeit. Wie lange hat man nicht an seinen Rokokobildern die Tadellosigkeit der Schärfe gerühmt, wie oft hat man sie nicht auch als photographisch gleichgültige Reproduktionen getadelt! Aber Lob wie Tadel haben nicht den Kern getroffen. Menzels Stil ist freilich von einer unnachahmlichen Genauigkeit in der Wiedergabe jeden Details; aber wo wir es mit guten Werken seiner Hand zu tun haben, da hat diese Schärfe ihren Wert doch erst durch die Leichtigkeit der Ausführung und durch die unbesorgte Rücksichtslosigkeit gegen das wirklich Nebensächliche. Man muß nur Menzel mit Gerard Dou oder gar mit Mieris vergleichen, um zu sehen, welche Größe in seiner Feinmalerei lag; man muß nur an Meissonniers meistens so harte Modellierung denken, um Menzels ganze Geschmeidigkeit lieben zu lernen, und man muß endlich aufs neue den Vergleich mit Zola machen, der früher gern als ein Strebensgenosse von Menzel geschildert wurde, und dessen öder, hyperbelreicher Stil mit den endlosen Wiederholungen und der pedantischen Lehrhaftigkeit geradezu das Gegenteil zu Menzels Ruhe und verschwiegener Gelassenheit bildet.

Die Studien nach alten Kirchen und Plätzen sind der Übergang von des Künstlers Freude am Historischen zu der Pflege des Tatsächlichen, das ihm vor Augen lag. So hat er zeit seines Lebens, aber später viel mehr

als im Anfang, sich die leibhafte, um ihn lebende und wirkende Gegenwart angelegen sein lassen. Das ist das wahrhaft Bewundernswerte und beinahe Geheimnisvolle an ihm: er, der die Vergangenheit so liebevoll durchforscht, sie so schöpferisch zu neuem Leben erweckt hat, ist auch der Meister der Darstellung unserer Zeit in all ihren Formen. Der Mann, dessen Unerschütterlichkeit man gepriesen hat, war von dem regsten Interesse für alles Sichtbare erfüllt; die Ruhe seiner Arbeit war die geniale Konzentration des schärfsten Beobachters, den die neuere Kunst kennt. Seine kunsthistorische Bedeutung ist also nicht nur die, daß er das romantische Streben der Kunst von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das aus trauriger Gegenwart sich in eine herrliche Vergangenheit geflüchtet hat, besser vertrat als irgend ein anderer. Er hat auch die ungeheure Tatkraft unserer Zeit, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine ganz neue Kultur geschaffen hat, indem sie mit einer sehr zu Unrecht geschmähten Konsequenz sich auf die Vervollkommnung der materiellen Lebensbedingungen warf, ins künstlerische Gebiet übertragen und hier ganz staunenswerte, jeder Theorie spottende Erfolge erzielt. Man sieht das am besten aus seinen Bildern, die wichtige Momente aus der neueren preußischen und deutschen Geschichte darstellen. Wie oft hat man nicht gesagt, daß das Kostüm unserer Zeit sich nicht für monumentale Kunstwerke, wohl überhaupt gar nicht für künstlerische Darstellung eigne! Aber wer kann Menzels großem Krönungsbild den Rang einer bedeutend wirkenden Monumentalität abstreiten? Wer will dem kleinen Gemälde, das die Abreise Kaiser Wilhelms I. nach Versailles darstellt, nicht das Lob zugestehen, das interessanteste Historienbild der neueren Malerei zu sein? Das große Krönungsbild wird für immer ein Markstein in unserer Kunst sein. Hier haben seit langer Zeit die Deutschen zum erstenmal ihre große Begabung für das Porträt wieder bewiesen. Man hat an Menzel herumgenörgelt, und besonders in München ist die Parole ausgegeben worden, daß, wenn er auch alles könne, ihm doch die Kraft für das Porträt fehle. Er vermöge nur das Äußere des Menschen, nicht aber sein inneres Wesen darzustellen, und ohne psychologische Vertiefung sei nun ein Porträt eben kein Kunstwerk. Diese Behauptungen treffen durchaus nicht zu. Das Große an seiner Porträtmalerei ist gerade das, daß er seine eigene Meinung über dem darzustellenden zurückgedrängt hat. Er entwickelt die ganze Persönlichkeit vor uns, indem er jeden Zug und jede kleinste Form in voller Klarheit und im organischen Zusammenhang der einzelnen Teile schildert. Damit muß unbedingt auch ein zuverlässiges Bild der geistigen Stellung gegeben werden; denn der Körper ist für einen scharfsinnigen Beobachter wie Menzel der Spiegel der Seele. Die Zuverlässigkeit des Aussehens verbürgt dem Beschauer die Gewißheit, daß der Eindruck, den er sich von dem Charakter des Dargestellten macht, auf guter Grundlage ruht. Gerade die berühmten Studien, die Menzel zu den Porträts auf dem Krönungsbilde machte, reihen ihn unter die bedeutendsten Porträtisten ein. Er gibt den Mann, wie dieser ist, und nicht ein in des Künstlers Phantasie entstandenes Gebilde. Dazu kommt noch

ein Vorzug besonderer Art. Menzel hat die Personen ohne irgend welche historische, von alten Meistern herübergenommene Draperie und Pose gemalt, und er hat das zu einer Zeit getan, wo gerade die Kreise, aus denen sich seine Klienten zusammensetzten, an solche altmeisterliche Maskerade gewohnt waren, wie sie es ja zum Teil noch heute sind.

Wie neben den großen Friedericianischen Geschichtsbildern noch so manches Genrestück aus jener Zeit nebenherging, so hat Menzel nicht nur einzelne große Momente aus der Geschichte des Hohenzollernfürsten, dem er diente, behandelt, sondern geliebt, das Berliner Hofleben in den berühmten kleinen Bildern darzustellen. Bei diesen mischt sich wie bei vielen ähnlichen Werken das Bedeutende mit dem weniger Wertvollen. Die Rücksichtslosigkeit und Treffsicherheit bleiben stets erhalten, aber gewöhnlich sind diese Gemälde zu unruhig in der Farbe und haben nicht mehr den feinen Ton der Arbeiten aus den Jahren zwischen 1840—1850. Ferner kommt noch ein Element in Betracht, das bei Menzel je länger desto mehr durchbrach: eine speziell Berliner burleske Erzählungsweise. Die Treue wird um eine Idee übertrieben, und wenn es auch noch nicht Karikatur ist, was entsteht, so fehlt doch die alte gemütliche geistvolle Wärme des Vortrags.

Das gilt nicht allein von den Darstellungen des Berliner Gesellschaftslebens, sondern auch von seinen Bildern aus dem Tuileriengarten, aus dem Kissinger Badetreiben und selbst von dem berühmten Marktplatz von Verona. Besonders das zuletzt erwähnte Bild hat als Malerei viel hartes und in der Erzählung so viel Berliner Nuance, daß das italienische Lokalkolorit ganz verloren geht. Aber gerade derartige Arbeiten zeigen dann doch auch die ungeheure Stärke von Menzels Gedächtnis und damit eine seiner Hauptstärken: sie sind nicht vor der Natur, sondern in Berlin nach den allerdings sehr zahlreichen und gründlichen Studien gemalt, die er an Ort und Stelle angefertigt hatte. Nun, mögen diese noch so ausführlich gewesen sein, so bedurfte es doch einer ungewöhnlichen Kraft der Anschauung und einer noch selteneren Fähigkeit, die einmal gewonnenen Eindrücke auch für immer festzuhalten, um aus der Ferne nach mitunter langer Frist noch solche Werke wie die Prozession in Hofgastein oder den Marktplatz von Verona schaffen zu können.

Wenn man an solchen Fällen die mächtige Intensivität von Menzels Beobachtungsgabe erkennt, so kann man leicht begreifen, warum gerade er, der Hauptmeister der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen ist, ein solch gewaltiges Bild wie das Eisenwalzwerk schaffen und sich damit auch trotz Leibl zum Hauptmeister des Realismus vom Ende des Jahrhunderts machen konnte. Hier hat Menzel ein für allemal den Beweis geliefert, daß die scheinbar so prosaischen Themen, die die neuen Realisten zu bringen geliebt haben, künstlerisches Leben erhalten, sobald sie nur von einem echten Künstler behandelt werden. Es ist nicht die Richtigkeit, die hier so zu betonen ist, sondern die Kunst, die eigentlich verworrene Szene so als ein Gesamtbild anzulegen, daß das vielfältige Treiben sich zu einer einzigen großartigen Bewegung zusammen-

schließt. Man hat dem großen Meister abstreiten wollen, daß seine Werke Stil und selbständige künstlerische Anschauung haben; angesichts des Eisenwalzwerkes läßt sich diese Behauptung nicht aufrecht halten. Das Bild zeigt endlich auch Menzels Eigenart als Maler. Er hat gewiß in der Farbe nicht die hellen durchsichtigen Nuancen gekannt, die seitdem unsere ganze Kunst so fortschrittlich und günstig weiterentwickelt haben; trotzdem ist die Szene malerisch gesehen und durch ein ganz hervorragendes Verständnis für die Werte der einzelnen Töne zu einer Hauptleistung der neueren Malerei im wörtlichen Sinne des Wortes geworden.

Es ist aber nicht abzuleugnen, daß das Kolorit bei Menzel für uns heute veraltet ist; darum tut man gut, um sich über seine Bedeutung als Maler klar zu werden, seine Zeichnungen zu sehen, wo gewisse altertümliche Sonderbarkeiten der Wahl und Zusammenstellung der Farben nicht mehr störend wirken. An den guten Zeichnungen sieht man immer, daß sie von einem Mann gemacht sind, der überall malerisch sah. Als besten Beleg zitiere ich nur die Aquarelle des Kinderalbums, eine seiner glücklichsten Schöpfungen; aber auch bei vielen der Schwarz-Weiß-Blätter läßt sich der gleiche malerische Sinn beobachten.

Das Kinderalbum, wo Menzel so viele scheinbar harmlose Beobachtungen verwertet hat, zeigt nun eine weitere Eigenart seines Schaffens. Menzel ist geradezu ein universeller Meister gewesen, von einer echt neuzeitlichen Freiheit des Blickes. Tatsache ist es freilich, daß er in dem unablässig waltenden Bedürfnis, alles, was er sah, sogleich in der Studie festzuhalten, vieles produziert hat, was nur augenblicklichen Wert hat, was gewissermaßen nur den Charakter einer statistischen oder topographischen Aufzeichnung besitzt. Aber aus diesen nach tausenden zu zählenden Studien ist sein Rang nicht einzuschätzen, sondern aus den hunderten von Arbeiten, wo er als reiner Künstler gearbeitet hat, und die schlechthin meisterhaft sind. An ihnen zeigt es sich, daß er einer der wenigen war, wo das ganze Leben künstlerisch gehalten ist; da zeigt es sich auch, daß er mit einem warmen Sinn und ungemein scharfen Esprit alles zum Kunstwerk umzugestalten wußte; an ihnen endlich zeigt sich immer wieder die wahrhaft edle und großartige Ehrlichkeit seines Stils, durch die er für immer zu den vornehmsten Gestalten der deutschen Kunst gehören wird.

Politische Parteibildung und soziale Schichtung.

Von

G. Frhr. von Hertling.

Auch wenn dichter Nebel das Tal bedeckt, kann sich über den Höhen ein wolkenloser Himmel wölben, und in reinem Lichte stehen die nahen und fernen Gegenstände vor dem Auge des Bergsteigers! — Ich möchte ein politisches Problem erörtern, aber alles zurücklassen, was die Politik unliebsam zu machen pflegt, jede Erinnerung an das niedrige Niveau, auf dem das Tagesgetriebe nur allzu häufig sich bewegt, an die unreinlichen Elemente, die sich hineindrängen, an das gerüttelte Maß von persönlicher Leidenschaft, von Unehrlichkeit und Ungerechtigkeit, von Scheelsucht und Eitelkeit, welches dort zu Hause ist. Es soll auch kein Programm verteidigt und zu keiner aktuellen Streitfrage Stellung genommen werden. Das Problem ist ganz allgemeiner Natur, es liegt jenseits aller Parteistellung, denn es handelt sich dabei um die Faktoren der Parteibildung überhaupt. Und ganz ohne aktuelles Interesse ist es trotzdem nicht. Warten wir doch seit Jahrzehnten darauf, daß die französischen Katholiken sich endlich zu einem organisierten Widerstand gegen die kirchenfeindlichen Machthaber aufraffen, also eine politische Partei zustande bringen, und gibt es vielleicht Optimisten unter uns, die da meinen, aus dem vereinzelten Eingreifen der italienischen Katholiken bei den letzten Parlamentswahlen die sichere Hoffnung herleiten zu dürfen, daß demnächst ein italienisches Zentrum in den Palast auf Monte Citorio einziehen werde.

Welches sind die Faktoren politischer Parteibildung? Was bindet die Mitglieder an einander? Was gibt die Anwartschaft auf Erfolg, auf Erfolg bei den Massen? Denn darauf kommt es an in unserem demokratischen Jahrhundert, auf Einfluß in den gesetzgebenden Körperschaften, auf Macht.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schrieb Bluntschli eine Abhandlung über die politischen Parteien, welche er nachher auch seinem bekannten großen Werke einverleibt hat. Kopfschüttelnd steht man heute vor solcher Weisheit. Da werden die drei Parteien der Radikalen, Liberalen und Konservativen mit den drei Altersstufen, dem Knabenalter, Jünglingsalter und reifen Mannesalter, verglichen und der langweilige Vergleich recht eigentlich zu Tode gehetzt. Sonst erfahren wir nichts, und für die Gegenwart läßt sich nichts daraus lernen. Nur daran werden wir erinnert, wie leer und

unfruchtbar, wie ganz und gar abstrakt und dem Leben entfremdet die politische Doktrin war, welche zu jener Zeit fast ausnahmslos auf den Kathedern und in den Parlamenten herrschte.

Wenn man bei politischen Fragen nur an Verfassungsfragen denkt, also zuletzt immer nur an die Formen, innerhalb deren das eigentliche Leben der zivilisierten Menschheit pulsiert, wenn von Religion nicht die Rede sein darf, weil die mit Politik nichts zu tun habe, wenn das geschichtlich Gewordene kein Recht für sich in Anspruch nehmen kann, sondern sich erst vor der flachen Vernünftigkeit als berechtigt ausweisen muß, wenn man in naiver Verblendung vor den trennenden Gegensätzen der wirtschaftlichen Interessen die Augen verschließt, weil es ja die Interessen der durch die französische Revolution zur Vorherrschaft gelangten Bourgeoisie sind, als deren Repräsentant der moderne Staat gedacht wird, — dann bleibt freilich nur der Unterschied des Alters übrig, an dem man noch versuchen kann, eine Differenzierung innerhalb der übrigens als völlig gleiche Größen gedachten Staatsbürger verständlich zu machen. Heute, wo im deutschen Reichstage nahe an achtzig sozialdemokratische Abgeordnete sitzen, ließ sich so etwas wie ein blutloser Anachronismus.

Der innige Zusammenhang zwischen politischer Parteibildung und sozialer Schichtung kann nicht mehr ernsthaft bestritten werden. Nicht die Utopien des Zukunftsstaates und nicht das durchlöcherte Eisenacher Programm führen den sozialistischen Kandidaten die Tausende von Wahlstimmen zu, sondern der Arbeiter wählt den Arbeiter, der Proletarier den, der sich ihm als Vertreter des Proletariats vorstellt. Nichts schien mehr dazu angetan, jeden Rest ständischer Gliederung zu zerschlagen, als das allgemeine gleiche Wahlrecht. Das Gefühl ständischer Zusammengehörigkeit hat es bei uns in Deutschland wenigstens — trotzdem nicht auszulöschen vermocht. Im Gegenteile, die aus allen anderen Zusammenhängen losgelösten Menschheitsatome werden durch Standesgefühl und Standesbewußtsein zu neuen Zusammenhängen verbunden.

Soziale Schichtung ist durch wirtschaftliche Differenzierung bedingt, aber sie geht nicht darin auf. Die Unterschiede von landwirtschaftlicher und gewerblicher Produktion werden nicht nur durch den des großen, mittleren und kleinen Besitzes gekreuzt, es kommen die von Stadt und Land, von Lebenshaltung, Sitte und Bildung hinzu. Diese Unterschiede vertiefen und verfestigen sich durch Gewöhnung im Ablauf der Generationen, so daß sie als standbildende Faktoren wirken, auch wenn die wirtschaftliche Unterlage nicht mehr besteht, aus der sie erwachsen sind. Adel ist ursprünglich Großgrundbesitz. Alles andere hat sich daran angeschlossen oder daraus entwickelt, Kriegsdienst und Hofdienst, politische und gesellschaftliche Vorrechte. Heute besitzt nur ein Bruchteil des Adels noch Grundbesitz; die politischen Vorrechte sind überall verschwunden, aber als Element sozialer Gliederung besteht der Adel fort. Nicht nur diejenigen rechnen sich dazu, welche von Alters her auf ererbtem Grund und Boden sitzen, sondern auch solche, die nur durch Titel und Name mit

dem Adel verbunden sind. Zu dem erwerbenden Bürgertum der Städte, welches einstmals den dritten Stand bildete, sind längst die Beamten, Gelehrten und Künstler und die ganze Klasse der Gebildeten getreten, ohne scharfe Abgrenzung nach unten oder oben. Aber gerade innerhalb dieser scheinbar gleichartigen sozialen Schicht greifen nun wieder wirtschaftliche Differenzen Platz. Kapitalisten und Großindustrielle bilden eine Interessengemeinschaft, welche sie von den übrigen trennt. Maschinelle Massenproduktion und Handwerksbetrieb, Warenhäuser und Vorstadtskrämer bezeichnen die weiten Abstände, welche die moderne Entwicklung innerhalb des Bürgerstandes hervorgetrieben hat.

Und die Gegensätze sind damit nicht erschöpft. Im modernen Großstaat fällt die geographische Lage seiner einzelnen Teile und im Zusammenhange damit die Beschaffenheit der Verkehrsmittel ausschlaggebend ins Gewicht. Nicht nur Seeküste und Binnenland setzen sich naturgemäß gegen einander ab, auch die verschiedenen ackerbauenden Distrikte des nämlichen Staatswesens können in ihren vitalen Interessen auseinandergehen, je nachdem sie für den Export oder für den inländischen Konsum produzieren und je nach der besonderen Richtung, welche sie bei ihrer Produktion eingeschlagen haben. — So scheint der Hinweis auf die soziale Schichtung die Frage nach den Faktoren der politischen Parteibildung eher zu komplizieren, als daß er eine einfache Formel für die Lösung des Problems böte.

Bei zweien unter den großen politischen Parteien, welche zur Zeit in Deutschland positiv oder negativ in Betracht kommen, ist der Zusammenhang trotzdem vollkommen deutlich. Von der Sozialdemokratie als der Partei der kapitallosen Lohnarbeiter war zuvor schon die Rede. Sozialistische und kommunistische Ideen sind keine Errungenschaft der Neuzeit. Auch in früheren Jahrhunderten hat die besitzlose arbeitende Menge sie gegen die Herren oder die Reichen ausgespielt. Aber niemals zuvor hatten sie auch nur annähernd die gleiche werbende Kraft wie heute. Denn in dem Neid und dem gierigen Verlangen nach den versagten Genüssen des Lebens und dem wilden Hasse gegen ungerechte Bedrücker fanden sie auch früher schon die Spannkräfte vor, welche nur der Auslösung bedurften, um da und dort zu gewaltsamen Ausbrüchen zu gelangen. Und auch an falschen Propheten hat es nicht gefehlt, welche durch schwärmerische Lehren das sittliche Empfinden fälschten und den Tod der Reichen forderten, um den Gottesstaat auf Erden zu begründen. Aber keiner früheren Sophistik war es gelungen, jenen Ideen eine solche Formulierung zu geben, daß sie auch ohne Beimischung religiösen Wahnsinns eine unwiderstehliche Gewalt über die empfänglichen Massen ausübten. „Nur Arbeit schafft Eigentum, arbeitsloses Eigentum ist Diebstahl. Nur die Arbeit schafft den Wert der produzierten Ware; darum ist der Arbeitslohn eine kümmerliche Abschlagszahlung, und der Gewinn des Unternehmers ist Wucher. Alle bisherige Gesellschaftsordnung war Klassenherrschaft; erst der Sozialismus, der die Arbeitsmittel der Gesamtheit zurückgibt und dadurch einem jeden die Anwartschaft verleiht, durch seine Arbeit den ihm gebührenden Anteil an Besitz

und Genuß zu erhalten, wird mit der Klassenherrschaft jede Unterdrückung und Ausbeutung aus der Welt schaffen und die gerechte Ordnung begründen."

Und niemals zuvor waren große Massen der Bevölkerung so empfänglich, diese Ideen in sich aufzunehmen. Der moderne Industrialismus mit Maschinentechnik, Arbeitsteilung und Massenproduktion hat den vierten Stand geschaffen, der seine Mitglieder nach Millionen zählt und über alle staatlichen und nationalen Grenzen hinausgreift. An Geschlossenheit übertrifft er alle anderen Stände, denn nirgendwo sonst findet sich eine ähnliche Übereinstimmung der Lebensverhältnisse, der Interessen und Anschauungen. Jede persönliche Beziehung zwischen dem Arbeiter und dem fertigen Arbeitsprodukt hört auf, wenn seine Herstellung in eine Summe mechanischer Einzelleistungen aufgelöst ist. Die charakteristischen Verschiedenheiten der Handwerker unter einander verwischen sich, der ‚Arbeiter' ohne nähere Bestimmung macht den modernen Typus aus; Arbeitslohn, Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen sind die Momente, von denen seine Interessen bestimmt werden. Jedes derselben begründet für sein Empfinden einen Gegensatz gegen den Unternehmer, dessen Bestreben es sein muß, den Lohn herabzudrücken, die Arbeitszeit zu verlängern und tunlichst alles zu vermeiden, was eine Steigerung der Produktionskosten mit sich führen könnte. So erhalten die Leidenschaften, an welche die sozialistischen Schlagworte sich wenden, ihr bestimmtes Ziel. Der Arbeitgeber ist der Feind und mit ihm alles, was zu ihm hält, alle somit, welche nicht zum Stande der kapitallosen Arbeiter gehören, jedes Mitglied der herrschenden Klassen, die gesamte Gesellschaftsordnung und der darauf aufgebaute Staat. Darum fort mit dem allem! Die soziale Schicht wird zur politischen Partei. Das allgemeine gleiche Wahlrecht gibt ihr das Mittel an die Hand. Die Tage der Parlamentswahlen sind die Schlacht- und Siegestage des Proletariats, sie bekunden seine Zahl und begründen seine Macht. Und wenn dereinst die letzte, entscheidende Schlacht geschlagen sein wird, dann — ja dann bricht das goldene Zeitalter ein, über dessen nähere Ausgestaltung man sich einstweilen den Kopf nicht zerbricht.

Und man begreift auch, daß diese Ideen über die Klasse der Industriearbeiter, wo sie ihren eigentlichen Nährboden haben, in andere Kreise hinübergreifen, in denen keineswegs die gleichen Verhältnisse vorliegen. Im Handwerksbetrieb, beim Kleinhandel ist die scharfe Scheidung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht vorhanden, trotzdem schließen sich Gesellen und Gehilfen den Industriearbeitern bereitwillig an; denn Meister und Prinzipal können befehlen, von ihnen sind sie abhängig, und darum sehen sie in ihnen gleichfalls den Gegner, und auch sie möchten gerne hohe Löhne, kurze Arbeitszeit, ausgiebige Pausen. Dazu kommen dann noch die Unzufriedenen aus allen Ständen; auch ihre Zahl ist in der modernen Welt, wie es scheint, größer als je zuvor. Sie vor allem bilden die Schar der Mitläufer, die sich den Sozialisten anschließen, die einen, weil sie von einer radikalen Umwälzung aller Dinge eine Verbesserung ihrer Lage hoffen, die andern, weil der Anschluß an die Partei der extremsten Opposition ihrer verärgerten Stimmung Befriedigung schafft.

Aber den Grundstock und den festen Rückhalt der Partei bilden doch immer die industriellen Lohnarbeiter, und das ist zuletzt auch der Grund, warum die sozialdemokratische Propaganda auf dem Lande so geringe Fortschritte macht. Zwar die Unzufriedenheit des Bauernknechts und seine Unbotmäßigkeit gegen den Bauern oder Gutsherrn lassen sich leicht wachrufen oder schüren, aber Lebensweise und Beschäftigungsart verleihen dem ländlichen Arbeiter ein viel zu bestimmtes soziales Gepräge, als daß er ohne Rest in jenem allgemeinen Arbeitertypus aufgehen und sich mit den städtischen Genossen zu einer dauernden Interessengemeinschaft verbinden könnte.

Die zweite große politische Partei, deren Ursprung aus der sozialen Schichtung keinen Zweifel zuläßt, ist die Partei der preußischen Konservativen. Ihre vornehmsten Träger sind die ostelbischen Grundbesitzer, wie man sie heute zu nennen pflegt; früher hießen sie mit Vorliebe die Junker. Hier handelt es sich nicht um ein Produkt neuzeitlicher Entwicklung; der Grundstock ist ein uraltes soziales Gebilde, das sich in seiner ausgeprägten Eigenart durch die Jahrhunderte erhalten hat. Und auch die Verknüpfung des Standes mit der Politik ist uralt. In der Geschichte des preußischen Staats haben die preußischen Junker von jeher eine in die Augen fallende Rolle gespielt; noch heute wissen es die Zugehörigen nicht anders, als daß ihnen vornehmlich die Stellen in der Armee und der Staatsverwaltung gebühren. Die politische Partei war da, längst ehe sie sich parlamentarisch zur Geltung brachte. Gleichartigkeit der wirtschaftlichen Unterlage, der Lebensweise und Lebensgewohnheiten, der gesellschaftlichen Ansprüche und Anschauungen machen den Stand aus mit seinem gesteigerten Standesbewußtsein; die enge Verbindung mit dem Bestand und den Einrichtungen des Staatswesens gaben der Partei von Anfang an ihre Richtung, die auf Erhaltung des Bestehenden abzielt. Naiver Standesegoismus verbindet sich mit sicherem staatlichen Empfinden, eines geht in das andere über. Dem Staate zu dienen gilt dem preußischen Adel keineswegs nur als Versorgung, sondern ebenso sehr als Ehre und Pflicht, welcher sich darum auch die vermögenden Standesgenossen nicht entziehen. Patriotismus und Anhänglichkeit an die Krone haben religiöse Färbung. An den grundbesitzenden Adel schließt sich darum an, was gleich ihm mit dem Bestande des Staates verflochten ist, das altpreußische Beamtentum mit seiner vom Vater auf den Sohn übergegangenen Loyalität und Tüchtigkeit.

Zu der sozialdemokratischen Oppositionspartei bildet die Partei der preußischen Konservativen das entgegengesetzte Extrem durch ihre Bodenständigkeit, ihr zähes Festhalten am Überkommenen, ihre gegebene Stellung zur Regierung in Preußen, aber auch durch ihre untrennbare Verbindung mit der ostelbischen Landwirtschaft. So repräsentiert sie eine Summe von staatserhaltender Kraft, welche nicht leicht aufgebraucht werden wird.

Dagegen hat die liberale Partei, welche noch während der ersten Legislaturperioden des Reichstags die Richtung der Politik in maßgebender Weise bestimmte, den zersetzenden Einfluß sozialer Divergenzen an sich erfahren müssen.

Ihre Machtstellung war zu Ende, als der vierte Stand sich ernstlich anschickte, die von der Bourgeoisie erkämpften Freiheiten im eigenen Interesse zu verwerten. Was aber übrig geblieben ist, das droht immer mehr zu einer einseitigen Vertretung des Kapitalismus zu werden, der Industriemagnaten und Bankfirmen. Denn die große Zahl von Angehörigen der gelehrten Berufe, welche der liberalen Partei angehörten und ihre Doktrinäre ausmachten, ist selbst von der Krisis mitbetroffen. Eines festen sozialen Rückgrates beraubt schwanken sie hin und her, manche von ihnen geneigt, sich der Partei des vierten Standes anzuschließen, falls nur erst aus der kommunistischen Arbeiterpartei eine Partei des bloßen politischen Radikalismus geworden wäre und die Flegelhaftigkeit der Allüren nicht länger als Parteirequisit gelten würde.

Je schmerzlicher im liberalen Lager der Zusammenbruch der ehemaligen politischen Machtstellung empfunden wird, desto beweglicher ist die Klage und desto lauter der Groll, daß nun seit Jahren eine Partei zu Einfluß und Bedeutung im politischen Leben gelangte, welcher die alte liberale Doktrin geradezu die Existenzberechtigung absprach. Ich meine natürlich die deutsche Zentrumspartei, welche in der gleichnamigen Fraktion des Reichstags ihre charakteristische Vertretung besitzt. Von ihr aber ist zu sagen, daß sie nicht nur der doktrinären Schablone der früheren Zeit völlig widerstreitet, sondern auch im Vergleiche mit dem, was zuvor über den Zusammenhang von politischer Parteibildung und sozialer Schichtung gesagt wurde, eine höchst auffallende Anomalie darstellt.

Die Zentrumspartei fällt nicht mit einem Stande oder einer sozialen Schicht zusammen, und die Fraktion im Reichstage vertritt in ihren Mitgliedern keineswegs gleichartige wirtschaftliche Interessen. Sie umfaßt die verschiedensten Elemente, adelige Großgrundbesitzer und kleine Bauern, Kaufleute und Industrielle, Handwerker und Vertreter der gelehrten Berufe. Sie umschließt ebenso Angehörige der verschiedenen deutschen Stämme in Nord und Süd, Ost und West.

So ist sie von vornherein nur als ein geschichtliches Gebilde zu verstehen. Besondere Vorkommnisse haben sie entstehen lassen, und der Gang, welchen die Entwicklung des öffentlichen Lebens in Deutschland genommen hat, sichert ihren Fortbestand. Jedermann weiß, daß sie ihren Ursprung dem sogenannten Kulturkampfe im Reiche und in Preußen verdankt. Für die preußischen Katholiken war der Gedanke an eine parlamentarische Vertretung ihrer religiös-kirchlichen Interessen nicht neu. Man konnte hier an die Traditionen der katholischen Fraktion des Abgeordnetenhauses anknüpfen, welche Männer wie die Brüder Reichensperger und H. v. Mallinckrodt zu ihren Mitgliedern gezählt hatte. Und im Bewußtsein des katholischen Volksteils waren der Gegensatz gegen die protestantische Regierung und das Gefühl imparitätischer Behandlung stark genug, um der Partei alsbald zahlreiche Mitglieder aus Rheinland, Westfalen und Schlesien zuzuführen. Für die Mobilisierung des katholischen Südens kam noch ein anderes Moment dazu. Mit gutem Bedacht hatte das Programm der Zentrumsfraktion vom ersten Anfange an den föderativen Charakter des Reichs betont. Das ent-

sprach vor allem dem Empfinden der bayerischen Wähler, welches seit 1859 und 1866 stark antipreußisch orientiert war. Wer sich gegen übergreifende unitarische und zentralistische Tendenzen wandte, konnte ihrer Unterstützung sicher sein. Die gemeinsame Opposition gegen gesetzgeberische Maßregeln, welche rücksichtslos in den Organismus und das innerste Leben der katholischen Kirche eingriffen, und der gemeinsame Kampf gegen die übermächtige und übermütige liberale Majorität ließen eine enge Waffenbrüderschaft entstehen, welche auch noch nachwirken mußte, als die große Wendung eingetreten war und Fürst Bismarck selbst begonnen hatte, dem Kulturkampfe ein Ende zu bereiten.

Inzwischen aber hatte sich für die Zentrumspartei ein neuer Faktor des Zusammenschlusses herausgestellt. In den Reihen der Gegner, mehr noch draußen im Lande als in den Parlamenten, spielten die Interessenten der rasch emporgeschossenen Industrie, spielten Gründer und Börsenmänner eine hervorragende Rolle. Und auf der anderen Seite riefen die Not und Gefahr, welche die zunehmende Industrialisierung der Gesellschaft mit sich gebracht hatte, immer dringender um Abhilfe. Wer den Ernst der sozialen Frage erkannte, durfte nicht müßig bleiben. 1877 brachte die Zentrumsfraktion des Reichstags den Antrag Graf Galen ein. Seitdem hat sie an allen sozialpolitischen Maßnahmen und an dem ganzen Aufbau der sozialpolitischen Gesetzgebung, wenn nicht führend, so an erster Stelle mithelfend teilgenommen. Sie hat dadurch ihre Mitglieder zum sozialen Denken erzogen und der Gefahr für immer vorgebeugt, zu einer Bourgeoispartei zusammen zu schrumpfen.

Endlich aber. Das denkwürdige Jahr 1879 brachte den vom Fürsten Bismarck inaugurierten völligen Umschwung der Wirtschaftspolitik. Seitdem bestimmt der Gegensatz der wirtschaftlichen Interessen den Gang der politischen Diskussion und den Streit der Parteien. Der erbitterte Kampf um den Zolltarif vom Jahre 1902 ist noch in frischer Erinnerung. Aber während dieser Gegensatz andere Parteien zersprengte, hat er dem Zentrum abermals die einigende Richtlinie gegeben. Die idealen Motive, welche die sehr verschiedenen Elemente ursprünglich zusammenführten, hatten sich stark genug erwiesen, sie zusammenzuhalten. Wollen sie aber zusammenbleiben, so müssen sie unter sich den Ausgleich der widerstreitenden Interessen, sie müssen im wirtschaftlichen Kampfe die mittlere Linie behaupten, auf welcher die Gesamtheit zu ihrem Rechte kommt. Gerade dies aber ist es, was wieder die von den Gegnern angefeindete Machtstellung des Zentrums bedingt. Denn auch die Regierung muß diese mittlere Linie suchen. Sie kann nicht Maßregeln treffen oder Gesetze vorschlagen, welche ausschließlich zugunsten der ostelbischen Agrarier oder der sozialistisch verhetzten Industriearbeiter oder auch der Bank- und Börsenwelt ausschlagen müßten. Gern oder ungern sieht sie sich damit auf die Unterstützung derjenigen Partei hingewiesen, für welche die Einhaltung der gleichen Linie die Voraussetzung des eigenen Fortbestandes bildet. Das ist es, was den Neid der anderen Parteien erweckt und in letzter Zeit sogar zu einer beklagenswerten Entfesselung konfessionellen Hasses geführt hat. In dem törichten

Gezeter über die wachsende Macht Roms kommt nur der Ärger über die politische Bedeutung des Zentrums zum Ausdruck. Aber die Taktik der Gegner ist eine falsche. Ihr vereinigter Ansturm trägt nur dazu bei, die verschiedenen Bestandteile der Partei um so fester aneinander zu schließen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die deutsche Zentrumspartei keine kirchlich-religiöse, sondern eine politische Partei ist, wenn auch die Faktoren, welche sie ursprünglich entstehen ließen und auch jetzt noch auf ihren Fortbestand einwirken, dem religiösen, ja sogar dem konfessionellen Gebiete angehören. Man wird noch einen Schritt weiter gehen und den allgemeinen Satz aufstellen können, daß eine Partei, welche für die Wahrung religiöser und kirchlicher Interessen eintritt, im öffentlichen Leben der Gegenwart nur dann Bestand gewinnen und Erfolge erlangen kann, wenn sie zugleich eine politische Partei ist oder sich dazu entwickelt. Die religiösen Motive allein reichen dazu nicht aus. Der Versuch, eine Partei derjenigen zusammen zu bringen, für welche Religion und religiöses Leben einen höheren Wert besitzt, eine Partei der guten Katholiken also oder der eifrigen Protestanten, würde voraussetzen, daß in der großen Masse der Wähler diese Wertschätzung in solcher Stärke vorhanden wäre, daß dahinter alle trennenden Unterschiede sozialer Schichtung und politischer Schattierung zurückträten. Sie müßte mit der Übermacht des Instinkts wirken, so daß kein Spott über die Frommen, die Kirchgänger, die Pfaffenknechte dawider etwas vermöchte. Es bedarf außerordentlicher Umstände, einer drohenden oder schon ausgebrochenen Verfolgung, damit diese Voraussetzung zutrifft. Sodann aber, die Zugehörigkeit zu einer solchen religiös-kirchlichen Partei gibt noch keinerlei Direktive für alle die andern Aufgaben, welche den Inhalt des politischen Lebens bestimmen. Die Fragen, welche sich auf Handel und Verkehr, auf Schutzzölle und Handelsverträge beziehen, auf Eisenbahnen und Kanäle, auf Heerwesen und Steuerwesen, haben mit der Religion nichts zu tun; sie werden bei den Mitgliedern einer solchen Partei, je nach ihrer sozialen Stellung, eine sehr verschiedene Beantwortung finden und dieselben immer wieder nach verschiedenen Richtungen auseinander führen. Umgekehrt wird der normale Verlauf des politischen Lebens den Mitgliedern nur selten Gelegenheit geben, Entscheidungen zu treffen, bei denen die gemeinsamen religiösen Gedanken und Empfindungen den Ausschlag geben.

Hier liegen die Schwierigkeiten, welche überwunden werden müssen, wenn die französischen Katholiken dem kirchenfeindlichen Regiment, welches nun schon seit beinahe einem Menschenalter am Ruder ist, erfolgreichen Widerstand entgegensetzen, oder die papsttreuen Italiener im öffentlichen Leben eine beachtenswerte Rolle spielen sollen. Das deutsche Zentrum ist zu Ansehen und Bedeutung gelangt, weil es den föderativen Gedanken, die soziale Gerechtigkeit und den Ausgleich der wirtschaftlichen Interessen vertritt und sich so als eine politische Partei erweist. Man sieht sogleich, daß dies nicht ohne weiters in anderen Ländern nachgeahmt werden kann. Denn, wie zuvor schon gesagt wurde, hier handelt es sich um ein geschichtliches Gebilde, bei dessen Aus-

gestaltung bestimmte, geschichtlich gewordene Umstände mitgewirkt haben. Sollen also die französischen und italienischen Katholiken dem oben erörterten Zusammenhange zwischen politischer Parteibildung und sozialer Schichtung Rechnung tragen und sich auf einen bestimmten Stand, eine einzelne soziale Schicht oder Gruppe stützen? Vielleicht wird es nötig sein, zumal für den Anfang; aber daß daraus neue Schwierigkeiten erwachsen müßten, läßt sich unschwer zeigen.

Je demokratischer die Einrichtungen eines Staatswesens sind, desto leichter kann sich ein Gegensatz zwischen politischer Macht und sozialer Bedeutung herausstellen und bis zur Unerträglichkeit steigern. Daß im deutschen Reichstag die mächtigen Hansestädte ausschließlich durch Sozialdemokraten vertreten sind, gehört zu den absurden Konsequenzen, welche von dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht unabtrennbar sind. Denn die Bedeutung von Hamburg und Bremen beruht doch nicht darauf, daß Tausende von Lohnarbeitern innerhalb ihrer Territorien leben, sondern darauf, daß Großhandel und Seeschiffahrt diesen Tausenden Beschäftigung geben. Schädliche Konsequenzen hat der Sachverhalt einstweilen nicht, weil die Interessen von Großhandel und Seeschiffahrt beim Bundesrat und auch in anderen Parteien hinreichenden Schutz finden. Was aber würde geschehen, wenn die Sozialdemokratie einmal an das Ziel ihrer Wünsche gelangen und die ganze politische Macht in sich vereinigen würde? Dann müßte sich — weil der kommunistische Zukunftsstaat ein unrealisierbarer und nicht einmal ein schöner Traum ist — wiederholen, was immer eingetreten ist, wenn der ‚Demos', die besitzlose Masse, die Herrschaft an sich gerissen hatte; ein Niedergang der Zivilisation wäre die unabwendbare Folge. Und da die Menschheit nicht dauernd auf die Güter der Zivilisation verzichten will, so würde früher oder später, und wenn auch erst nach schweren Kämpfen und unheilvollen Erschütterungen einem skrupellosen Gewaltmenschen das Verdienst zufallen, eine Ordnung wiederherzustellen, unter deren Schutz der soziale Organismus mit seinen verschiedenartigen Kräften und Funktionen sich neuerdings entfalten kann.

Aber man braucht, um den möglichen Widerstreit zwischen politischer Macht und sozialer Bedeutung zu illustrieren, keineswegs solche Extreme heranzuziehen. Man denke sich beispielsweise, daß in einem Lande auf Grund der Bevölkerungsverhältnisse einerseits und der Verfassungsbestimmungen anderseits die Majorität im Parlamente einer Partei zugefallen wäre, welche sich nach ihrer wirtschaftlichen Unterlage und dem sozialen Milieu ihrer Mitglieder als eine Partei der Bauern und Handwerker und der ‚kleinen Leute' überhaupt darstellte. Handelt es sich dabei um eine Republik, oder steht der Volksvertretung eine schwache Regierung gegenüber, so wird jene Majorität die Herrschaft ausüben. Die natürliche Folge wird sein, daß sie dabei die Interessen der ‚kleinen Leute' vertritt zuungunsten der höheren Gesellschaftsschichten. Klagen der untergeordneten Beamten und Bediensteten werden bei ihr stets ein williges Ohr finden, Gehaltsaufbesserungen für höhere Beamte dagegen als unerhörte Zumutung erscheinen. Über Wiesenmelioration und Wald-

nutzung wird sie wochenlang diskutieren, für Industrie und Handel dagegen wenig Verständnis zeigen. Größere Aufwendungen für Kunst und Wissenschaft wird sie als überflüssigen Luxus abweisen.

Man erkennt sofort, daß es für die französischen und italienischen Katholiken verhängnisvoll wäre, wenn sie die Vertretung ihrer religiös-kirchlichen Interessen in die Hände einer solchen Partei legen müßten, auch wenn es ihnen auf diesem Wege gelingen könnte, zu Macht und Einfluß zu gelangen. Denn nicht nur, daß damit den Gegnern die beste Handhabe geboten wäre, den Kampf gegen Religion und Kirche als einen im Namen der höheren Gesellschaftsklassen geführten Kampf für Bildung und Wissenschaft hinzustellen, sondern das Banausentum der Mitglieder müßte auch alle diejenigen Elemente aus dem eigenen Lager hinaustreiben, welche die Hingabe an religiöse Ideale mit gesteigerter Lebenshaltung und der Wertschätzung aller geistigen Lebensgüter zu vereinigen wissen. Eine Partei, welche für das Recht und die Freiheit der Kirche eintreten will, darf keine bloße Bauernpartei sein, ebensowenig, wie sie einseitig die Interessen der Bourgeoisie oder der kapitallosen Lohnarbeiter vertreten dürfte. Bringen es die gegebenen Verhältnisse mit sich, daß sie zumeist nur innerhalb einer einzelnen sozialen Schicht Verständnis für ihre Ziele findet, so muß doch das ganze Bestreben dahin gehen, die Einseitigkeiten und unliebsamen Begleiterscheinungen einer bloßen Standesvertretung zu korrigieren und zu beseitigen. Andernfalls wird sie sich unvermeidlich diejenigen Gesinnungsverwandten entfremden, deren wirtschaftliche oder geistige Interessen nach anderen Richtungen gehen. Sie wird die Bourgeois zum sozialen Denken erziehen und den Industriearbeitern begreiflich machen müssen, daß nur im Einvernehmen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern der soziale Friede und die allgemeine Wohlfahrt und damit die Wohlfahrt der Arbeiter zu erreichen ist. Sie wird in dem Bemühen nicht erlahmen dürfen, die ‚kleinen Leute', welche etwa ihre vornehmste Stütze bilden, auf ein höheres Niveau hinaufzuheben. Selbstbescheidung und eine Gesinnung, welche auch solche Werte respektiert, die sich der eigenen Schätzung entziehen, sind hiezu die unerläßlichen Vorstufen. Geht sie auf diese Art zu Werke, so darf die Partei hoffen, mit der Zeit Mitglieder auch außerhalb des einzelnen Standes zu finden, welchem sie zuerst ihre Unterlage verdankte. Alsdann wird sie mit der deutschen Zentrumspartei nicht nur die soziale Gerechtigkeit und den wirtschaftlichen Ausgleich in ihr Programm einbeziehen, sondern wegen der so gewonnenen Zusammensetzung jederzeit in sich selbst die zwingende Aufforderung vorfinden, das Programm zu verwirklichen. Und ihr politischer Einfluß müßte in dem Maße steigen, als ihre Mitglieder auf allen Gebieten des geistigen Lebens die Führung übernähmen!

Eine so geartete Partei wiederholt im kleinen die soziale Schichtung des großen Gemeinwesens. Sie kann darum auch einen extrem agrarischen Flügel vertragen, und intellektuell wie moralisch hochstehende Arbeiter werden ihr zur besonderen Zierde gereichen. Schon der hl. Augustinus führt, in

anderem Zuſammenhange, den Gedanken aus, wie ein großes Hausweſen die verſchiedenſten Beſtandteile und Funktionen umfaſſe, und jedes darunter gut ſei, wenn es ſich dem Ganzen fügt und an der richtigen Stelle ſteht und geſchieht. Eine große Wirtſchaft braucht auch einen Hausknecht; ſchlimm iſt es nur, wenn der Hausknecht den Herrn ſpielt oder den Ton angibt.

So alſo wäre das Ergebnis, daß ſoziale Schichtung der natürliche und urſprüngliche Faktor politiſcher Parteibildung iſt, daß aber infolge beſonderer Umſtände einer politiſchen Partei auch die höhere Aufgabe zufallen kann, in ſich ſelbſt die Gegenſätze zu überwinden, welche aus dieſer Schichtung ſtammen, und daß insbeſondere eine Partei, welche die Verteidigung religiöſer Intereſſen auf ihre Fahne ſchreibt, für dieſe letzteren nur dann einwandfrei und erfolgreich einzutreten vermag, wenn ſie in ihrem Programm und in ihrem Gebahren alles von ſich fern hält, was die Anlehnung an eine einzelne Schicht von Elementen der Einſeitigkeit und Beſchränktheit mit ſich zu führen droht.

Judica me, Deus.

Steh auf, o Herr, dein Urteil künde,
Sei Richter zwiſchen uns, o Gott!
Gib deinen Knecht dem Mann der Sünde,
Dem Sohn der Lüge nicht zum Spott!

Denn meine Kraft biſt du alleine,
O Herr, was wirfſt du mich von dir?
Warum geh' einſam ich und weine,
Indes der Feind ſich bläht vor mir?

O laß dein Licht mich wieder ſehen,
Das einſt mir ſchien ſo wonneſam,
Daß ich den Flug zu deinen Höhen,
Zu deinem heil'gen Hauſe nahm!

Ach, laſſe wieder dem Altare,
Dem heiligen, mich nahen heut,
Gott meines Herzens, der die Jahre
Der früh'ſten Jugend mir erfreut!

Ach, laß mich wieder Pſalmen ſingen,
Wie ich ſie ſang zum Lautenſchlag!
Warum mein Herz ſo zum Zerſpringen?
Warum dich grämen Tag für Tag?

O hoff auf Gott, es kommt die Stunde,
Da du im Danklied ihn bekennſt,
Ihm wieder ſingſt mit frohem Munde,
Ihn wieder Held und Heiland nennſt!

(Pſ. 42.) Guido Maria Dreves.

Fritz Twisselmann.

Von

Timm Kröger.

III. Ob England an Fritz Twisselmann wohl Krieg erklären wird?

Die große Welt hing in der Schulstube am Balken; für Fritz Twisselmann waren es Sonnentage, wenn Persetter die Leine löste und das Abbild der Welt herunterschurren ließ.

Holsteins Kartenfigur hatte Aehnlichkeit mit einem Huhn. Fehmarn war der kühn nach Rußland schauende Kopf, Dithmarschen ein bescheidener Schweif; bei Hamburg-Altona war die Gegend, wo man den Hennen die Eier stiehlt.

R—r—r—t! — Wir sitzen vor einer großen Globuskarte, sie reicht von der Decke bis halb den Türrahmen, dem sie benachbart ist, hinunter.

Eines Tages fährt Persetters Haselgerte wild im Ozean umher, — Persetter hat eine Insel verloren. Schließlich findet er sie. Das heißt: in Wahrheit findet er sie nicht, er findet einen von Fritz Twisselmanns Prisma in das Weltmeer hineingeworfenen roten Fleck, den er für die Insel hielt.

Es war ein nicht unbeträchtliches Land. Persetter machte es unter seiner Haselgerte fest, während er aus seinem Geographiebuch den Kindern vorlas, was von der Insel zu bemerken war: — Südfrüchte und Palmen, Menschenfresser und Löwen und Tiger, die Vogelwelt, die Blumen, die Blüten, alle Farben von erstaunlicher Pracht.

Die Insel gehört Großbritannien.

‚Ja, ja, Kinder,‘ sagt Persetter mit milder Resignation, ‚England füllt alles in seinen großen Sack. Die Insel ist dreizehnhundert deutsche Quadratmeilen groß. — Seht, Kinder, da liegt sie!‘

Er zeigte mit dem Stock, er wollte sich noch einmal an den leuchtenden Gestaden der Insel erfreuen. Er sah hin, er „plierte“, er nahm die Brille ab, er setzte die Brille auf, er sah noch einmal, zum letzten Mal hin, genau hin; — er prüfte die Haselgerte, als halte er sie des Inselraubes verdächtig . . . Die Insel fand er nicht wieder . . . Er konnte sie nicht finden, denn Fritz Twisselmann hatte sein Prisma in der Tasche.

Die Insel wurde nicht wiedergefunden, Fritz aber tat vor sich mit seiner Allmacht groß. Er hatte eine Insel erschaffen. Waren die Be-

wohner auch schwarz und Kannibalen, es waren doch Menschen. ‚Der Lorbeer hoch und still die Palmen.‘ Riesenschlangen und Tiger und Löwen weckten Zweifel an der Güte Gottes, — die Blumen, die Lianen, überhaupt die Farbenpracht beschwichtigten sie.

Er hatte eine Insel aus den Fluten gehoben, er hatte sie, als er ihrer satt geworden war, wieder hinabgetan, — dreizehnhundert zu England gehörige Quadratmeilen.

Wo Palmen standen, ist wieder Wasserwüste, — leer, uferlos, — als ob dort niemals ein Wunder geschehen wäre.

Die Wogen kommen, die Wogen gehen, — Fritz Twisselmann hat sein Prisma in der Tasche.

Ob England unserem Fritz Twisselmann wohl Krieg erklären wird?

IV. Bohnen und Speck.

Bei Fritzens Geographieunterricht war immer Festglanz. Der Unterricht gab der Phantasie Flügel, keine häusliche Aufgabe verkümmerte den Dorfkindern die Freude der Anschauung.

R . . . r . . . r . . t!

Die Karte von Deutschland rollt herunter. Deutschland ist das Land der Sehnsucht, Deutschland ist der Gipfel aller Herrlichkeiten!

Fritz Twisselmanns Schulkamerad, Jürgen Wieben, ist mal mit seinem Vater in Hamburg gewesen; sein Stiefel hat eine Stätte betreten, wo Dänemark nichts zu sagen hatte. Jürgen Wiebens Stiefel war ein geweihter Stiefel.

Hans, Fritz Twisselmanns Bruder, hat mal mit der Post ein Kistchen aus Leipzig bekommen, und Leipzig stand groß und breit darauf. Fritz hatte die Landkarte bisher wie ein großartiges Gedicht angesehen. Nun stand Leipzig auf der Kiste, gedruckt stand es da, vom Leipziger Postamt darauf geklebt; es mußte also wohl wirklich eine Stadt dieses Namens, eine Stadt ihrer Lage, ihrer Geschichte geben. Jenseits der Elbe mußte wirklich das große, das herrliche Land sein, von dem die Karte und Persetter erzählten.

Leipzig stand auf dem Kistenbrett, es war in Leipzig gewesen, — es war ein dreimal heiliges Ding.

R . . . r . . . r . . . r . . t!

Fritz sitzt vor der Landkarte von Deutschland.

Wenn man über die Elbe geht, kommt man nach dem Königreich Hannover. Bei Harburg fängt es an; man geht nach Süden, dann kommt die Lüneburger Heide.

Hannover sieht rotbraun aus; Fritz muß immer denken, ganz Hannover sei blühendes Heideland, wie das zu Süden von Lüneburg.

Vor Jahren hat bei Hans Lerch ein Bauernsohn gedient, der daher stammte. Als er groß geworden, hat es ihm keine Ruhe gelassen, er hat den Wanderstab genommen und ist gen Norden gezogen. — Holstein, Schleswig-Holstein ist seine Sehnsucht, ist sein Ziel gewesen.

Drei Jahre ist er bei Hans Lerch im Dienst gewesen; dann ist das bekannte Weh über ihn gekommen, da hat er sich aufgemacht und ist in seine Heimat zurückgekehrt.

* * *

Lüneburger Heide!

Glockenklang . . ., ganz leise . . . bim, bim! Seine Tonwellen fließen über die Ebene zu dem jungen Menschen hin, der über die Heide geht. — Bei dem Klang bleibt er stehen, er lauscht; es sind die Klänge seiner Heimat.

Er geht weiter. Sum, sum!

Horch, wie die Bienen schaffen! — Düfte kommen wie Seufzer übergroßen Glücks. Sum, sum!

Warte nur! — Mutter wird dir die Honigscheiben der fleißigen Leute vorlegen, — warte nur bis zum Herbst!

Der Weg führt durch Tannenwälder. Über des Wanderers Haupt — Flüstern köstlicher Einsamkeit. Er wandert, das Alleinsein drückt ihn nicht, das Alleinsein macht ihn groß und froh.

Immer froher wächst seine Seele empor. Er jauchzt nicht laut, er jauchzt nur in Gedanken. Aber die Gedanken fliegen und kreisen in Wolkenhöhe, ja — seine Gedanken sind jungen Adlern gleich.

* * *

Er ist vor seinem Dorf. — Die Luft sendet neue Freuden.

Der Duft, o der Duft! — murmelt er. Seine Gedanken fliegen.

‚Wie ist mir?‘ sagt er. ‚Riecht es hier nicht nach Bohnen und Speck?‘

Seine Gedanken fliegen wie junge Adler.

* * *

Das Dorf liegt im grünen, feuchten Einschnitt eines Flußtales. Zu Anfang steht das Haus, das ihn gebar. Es hat lange auf den verlaufenen Jungen gewartet, nun wartet's nicht mehr. Die Linden haben ihn aufgegeben; aber die Eichen, die hohen Eichen, die alles übersehen, die sind getrost, die wissen, daß er zurückkommt.

Es geht gegen Mittag. Knechte schleifen mit müdem Gespann (die Pflüge ‚aufgeschlöpt‘ — denn die Buchweizensaat ist bestellt —), so schleifen sie ins Tor. Es ist gleich Mittag. Der Tisch ist gedeckt, die Teller stehen an ihrem Platz. Nur die Schmalseite ist frei, und auf den leeren Platz durch das offene Fenster ist ein Heckenrosenblatt geflogen.

Großvater sitzt im Lehnstuhl hinter'm Ofen, er wartet. ‚Greten,' ruft er.

‚Wat, Grotvadder?' antwortet eine Stimme irgend woher, wo die Küche sein wird.

‚Wo wiet is't, Greten?'

‚Gliek.'

‚Wat gewt?'

‚Bohn und Speck.'

Der Alte schmunzelt, Bohnen und Speck ist sein Leibgericht. — Es ist auch Christians Leibgericht gewesen bis zu dem Tag, wo er davonging. Konnte zu Haus Bohnen und Speck essen, soviel er wollte, war aber ein Narr und ging in die Welt. So ein Junge!

Ja, so sind sie, — murmelte er und besieht die blaue Ofenkliesenwand, die er schon so manches Mal besehen hat. Da schwelgt der reiche Mann, dem armen Lazarus lecken die Hunde die Schwären. ‚Greten!' ruft er wieder.

‚Wat, Vadder?'

‚Ik bön hungri.'

‚Ja, Vadder, gliek!'

‚Greten!'

‚Wat, Vadder?'

‚Wenn Krischan, wenn de Jung hier weer, he mögt so geern Bohn und Speck.'

‚Ja, Vadder, dat magst woll seg'n.'

So sprachen sie, und während sie sprachen, war ein junges, frisches, sonnverbranntes Menschengesicht am offenen Fenster erschienen und hatte sich, Lachen in den Mienen, weit hineingelehnt.

‚Is't wohr?' fragte es plötzlich mit dumpfer Stimme.

Der Alte wandte sich um, sah und schrak zusammen.

‚Is't wohr?' wiederholte der Mann. ‚Is't würkli wohr — Grotvadder? Giwt Bohn un Speck?'

Der Alte war aufgestanden; er stützte sich auf den Tisch, so zitterte er vor Freude. Aber in seiner Stimme war er ganz ruhig.

‚Ja, Krischan, dat's wohr. Bohn un Speck. — Kom in, Jung!'

‚Greten,' rief der Alte in die Küche hinein, — in der Stimme lag keine Bewegung, — ‚Greten, nu is he dor to Bohn un Speck. Nu moß na'n Teller bring'n. Scholl'n wi ok nog hebb'n?' *

* * *

Fritz saß vor der Landkarte, Persetter hatte ausgelesen. ‚Wie viel Quadratmeilen hat das Königreich Hannover, wie viele Einwohner?' fragte er.

* Sollten wir auch genug haben?

Fritz wußte es nicht. Er war, als Persetter las, nicht anwesend gewesen. — Er war es auch jetzt nur halb, er dachte immer an Krischans Brief, den der aus Hannover an Hans Lerch geschrieben hatte. ‚Was wahr ist, muß wahr bleiben,‘ schrieb er. — ‚Die Frau kochte gut, und ich hab mich nicht beklagen können. Aber so, wie Bohnen und Speck zu Haus schmecken, taten sie's bei euch in der Fremde doch nicht.‘

V. Zwei Pilger.

An der Südwand des Tischlerhauses wucherte übermütiger Wein, die Blätter hingen tief und dunkelgrün über den Augenbrauen der Fenster.

‚Am ersten April achtzehnhundertzwanzig habe ich ihn gepflanzt, und mein Detel ist an demselben Tag geboren,‘ pflegte Meister Rieper zu sagen, wenn man den Stock und seine Trauben lobte. —

Es war an einem Vorfrühlingstage zu Anfang des vierten Jahrzehnts, zehn Jahre vielleicht nach Goethes Tod, da stand Rieper vor seinem Weinstocke und prüfte die umfangreichen Verzweigungen, wo er ohne Schaden eine Rebe wegnehmen könne, die zu einem Handstock passe. Er verstand es, krumme Reben zu graden Stöcken zu ziehen; er wußte ihnen einen runden, in die Hand passenden Knopf zu geben, der einem am Ende eines Glasstocks hängenden Wassertropfen vergleichbar ist. — Die Wahl machte keine Qual; es war einerlei, wo man den Stock schnitt. Der Weinstock war stark und üppig, er hätte ein halbes Dutzend Wanderstäbe hergegeben.

Der alte Twisselmann, Fritzens Vater, ging just vorbei.

‚Na, Rieper, lütten Stock snieden?‘

‚Ja, Hans!‘

‚Wullt woll wat in 'e Hand hem, wenn na de Wisch geist?‘*

Rieper zeigte ein süßsaures Lachen.

‚Dat jüst ni, dat is man (nur) wegen den oln Jung.‘

‚Wat is denn mit den oln Jung?‘

‚He wäll op Wannerschaft.‘

‚Wat wäll de op Wannerschaft.‘

‚Dat segg ik ok. He is jo Gesell, un hier blewt he ok, krigt min Geschäft, ik hew jo man den een. Vör Buernwies hett he noch lehrt. Wat wäll he op Wannerschaft? — Awer Kinner hebbt ehrn egen Kopp. Jahrstied, seggt he, wäll he wannern, binn (innerhalb) Johr is he wa (wieder) hier, seggt he.‘

‚Wo wäll he denn henwannern?‘

‚Wat weet ik, baben rop (oben hinauf) na Dütschland rin.‘

* * *

* Willst wohl was in der Hand haben, wenn du nach der Wiese hinuntergehst?

Detel wollte wirklich wandern. Er packte sein Felleisen und tat zur Verwunderung der Mutter ein Buch hinein. ‚Detel,‘ sagte sie, ‚dat makt jo man swar,‘

‚Nä, Moder,‘ entgegnete er, ‚dat makt mi dat licht.‘

Detel nahm seinen Weinrebenstock und sagte den Eltern ‚Adjüs.‘

Die Mutter weinte. ‚Detel, Detel!‘ — rief sie und wollte seine Hand nicht lassen. — ‚Detel, min wittn* Detel, mot dat ween, kann's ni bliewen, kann's öwer't Hart bringn. Din arm Moder sitt to Hus un weent.‘

Die im Dorf waren sonst nicht für das Gefühlvolle; es wurde Detel aber doch wunderlich, wie die, die ihn geboren hatte, sich sein Weggehn so zu Herzen nahm. Er streichelte ihr die Wangen, er führte die abgearbeiteten Hände an seine Lippen, er tröstete: ‚Mak mi't ni to swar, Moder! — Ik mot, ik hew't mi sülm toseggt, ik hew bi mi sworn.‘**

Da ließ Mutter seine Hände, suchte die Schürze und wischte sich die Tränen ab. ‚Detel, worüm hest du sworn? — Wat het dat op sik? Wat wullt du in'e Welt?‘

‚Moder, ik kann't ni segg'n. Dor gew't keen Wör vör. Un wenn 'k ok Wör sinn de, Ji verstunn mi ni.‘

‚Weest ni bös, Vader, ween ni Moder. — Een Johr löppt gau (rasch). — Een Johr, länger durt weß ni.‘

* * *

So ging Detel mit dem ihm allein zugehörigen Kopf davon. — Er hatte immer was Besonderes gehabt, er war ein Grübler, ein Büchernarr.

Um sein vierzehntes Jahr herum hatte er einmal in einer Jahrmarktsbude alte Bücher um ein Billiges gekauft. Die las er um und um und durch und durch und immer wieder, so daß Mutter um das Seelenheil ihres Detel sorgte. Es ließ ihr keine Ruhe; sie mußte wissen, ob Gottes Wort oder Teufelswerk darinstehe, und da sie selbst nicht daraus klug werden konnte, wurde Persetter hinzugezogen. — Persetter las und sagte ein paarmal: ‚Is doch'n Düwelsjungen‘ — und gab dann sein Gutachten dahin ab, da könne Detel gern darin lesen, das seien gute Bücher.

Als Detel bei seinem Vater ausgelernt hatte und zum Gesellen gemacht worden war, hatte ihm sein Alter fünf preußische Taler geschenkt. — Und auch ‚all das schöne Geld‘ war zum Entsetzen seiner Mutter wieder in Bücher angelegt worden. — Zwölf Stück hatte er dafür gekriegt, sie sollten alle von demselben Mann geschrieben sein.

* ‚Wittn‘, eigentlich ‚weiß‘, Kosewort in der Bedeutung von ‚lieb‘.

** Ich hab's mir zugesagt, ich hab's bei mir geschworen.

Der Vater hat hineingesehen. ‚Mot Persetter her?‘ hat die Mutter gefragt. — ‚Deit ni nödi,‘ hat Rieper erwidert, ‚dat sönd blot Riemels un Kamedikram‘ (Reimereien und Komödien.).

* * *

Die Reiseschillinge reichten bis Hamburg. — Dort arbeitete Detel einige Zeit, verdiente sich etwas und ging dann über die Elbe weiter in den deutschen Bund hinein. — In Lüneburg freundete er sich mit einem Pfeifendrechsler an, der aus dem südlichen Holstein stammte. Mit dem ging er zusammen weiter nach Süden über die Heide.

Willem — so nannte sich sein Gefährte — wunderte sich, daß Detel mit einem Buch schleppe.

‚Dat is man vör ünnerwegs,‘ antwortete Detel.

‚To eten‘ (zum essen), lachte Willem, ‚un schmeckt dat good?‘

‚Schmeckt good un ward ni all, jüst as Eli sin Ölkrooß.‘

Das sagte Detel mit so ernstem Gesicht, daß Willem ihn von der Seite ansah. Sie gingen durch einen Wald, die Tannen standen hoch und feierlich um sie her, zwischen den Stämmen der blaue Duft des Schweigens.

‚Lat uns davon kriegen, wat in't Book steit!‘ sagte der Drechsler plötzlich. — Da legten sie sich nieder, und Detel las.

Wenn man Willem gefragt hätte, was er gehört, er hätte nicht gleich antworten können. Ihm war wie Eli auf dem Berge Horeb. — Um ihn toste ein Sturm, aber er wußte, das war nicht die wahre Seele des Mannes, der durch das Buch zu ihm redete. — Erdbeben und Feuer schreckten, — — gewiß ein wirklicher und sicher ein heiliger Zorn, aber des Mannes eigenstes Wesen war es nicht. — Nach Sturm, Feuer und Erdbeben kam sanftes, friedliches Säuseln.

Das war das Richtige. Und es jauchzte in seiner Seele: Trotz alledem, der Herr ist doch die Liebe!

Von nun an fühlten die beiden Gesellen sich niemals allein, am wenigsten in der Einsamkeit. Natur war Gott, überall fühlten sie seinen lebendigen Odem. Und immer war der Geist des Mannes zur Stelle, dessen gewaltiges Wort aus Detels Buch klang.

‚Laßt uns lesen!‘ — bat Willem. Das tat er, wenn sie so recht tief in der Einsamkeit waren.

Dann kriegte Detel sein Buch her und las.

* * *

Sie mußten aber wirklich einsam sein . . . am liebsten vergraben in Tannenwäldern . . . Schweigen ringsum . . . groß . . . weit . . .

Menzel pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Prozession in Hofgastein.

hallend. Man mußte sicher sein, eine halbe Tagreise bis zum nächsten Dorf zu haben.

Des Hähers Schrei, . . . des Wildes scheuer Schritt, . . . leises Knicken, . . . verfliegendes Krachen, . . . der Feen stummes Lachen . . . verklingend, . . . verdämmernd . . . Wohin?

Frag in die Luft, frag in den blauen Duft hinein, die hohen Tannen frag, o frag die Waldfrau selbst! Grade sprengt sie lachend über den Damm.

‚Detel!‘

‚Wat, Willem!‘

‚Dat Book.‘

‚Jawoll.‘

* * *

Acht Tage etwa wanderten sie zusammen; das Buch räumte alles hinweg, was noch Fremdes zwischen ihren Seelen lag. Sie hatten sich lieb, weil sie beide das Buch lieb hatten, und als sie schieden, waren sie wie David und Jonathan.

Der Drechsler nahm in einer Stadt Arbeit, da sein Vater ihn dort brieflich versagt hatte. Detel tat es auch, aber nur für Wochen, dann stand er wieder vor Willem, mit Ranzen und Rebstock, weiter zu gehen.

‚Bliew!‘ — bat Willem.

‚Ik mot,‘ — entgegnete Detel, — ‚ik hew sworn.‘

‚Wat hest du sworn?‘

‚Ik mot enerwegent hen (irgendwo hin).‘

‚Wakeen segt di dat?‘

‚Willem,‘ — erwiderte Detel und legte seinem Freund die Hand auf die Schulter.

‚Hest all mol von'e Mohamedaner hört? Wat'n echten Mohamedaner is, de geit enmal in sin Leben na Mekka, na Mohamed sin Grab.‘

‚Und du?‘

‚Ik wäll hen, wo he lewt hett.‘

‚Wakeen?‘

‚De Mann, de dat Book schrewen hett.‘

Sie waren wie David und Jonathan. Als sie sich die Hand reichten, wollte der Drechsler noch was sagen; er konnte es aber nicht gleich herausbringen, er war bewegt. Ihm bebten die Lippen.

‚Willem, wat wult seg'n?‘ half Detel.

Da brachte er es heraus. ‚Wenn du dor steist (stehst), wo du hen wult, dann denk an mi! Ik föhl dat wiß.‘

‚Dat wäll'k dohn, Willem!‘

*

Einmal mußte Detel Tischler doch noch Aufenthalt nehmen, das Geld für die Weiterreise zu erwarten; ein andres Mal mußte er seine Reise auf acht Tage unterbrechen, da er einen schlimmen Fuß hatte. Und als er nun wirklich in Weimar war und Schillers Sterbestube und Arbeitsstube besuchte, da wollte er an Willem denken und tat es auch. Aber er war nicht zufrieden mit dem, was er und wie er es tat.

Wer in großer Lebensgefahr gewesen ist, der erschauert nachträglich vor dem Schrecklichen, das ihn gestreift hat; der wundert sich darüber, wie ruhig er gewesen ist, als sein Leben oder auch seine Ehre, seine Güter, seine Gesundheit in Frage gestellt waren. An diese Zustände klingt es an, was Detel an sich erfuhr. Ja, nachher, nachdem er das okergelbe Schillerhaus an der Esplanade verlassen hatte, da war er sich selbst merkwürdig. Denn sein Fuß war die Treppe des Dichters hinaufgestiegen, nicht anders, wie es auch sein Abgott getan hatte. Seine Augen waren glückselige Augen; sie hatten die Wände, die Tapete, die Fenster und all das andere gesehen, wie Schiller es Tag für Tag gesehen hatte; die kleinen, die heiligen Dinge hatten sie betrachtet, in die Schiller seinen großen Geist gelegt hatte. Aber in dem Augenblick selbst, da hatte er es nur halb gefühlt. — Ja, zuweilen war freilich etwas wie das ersehnte zusammengepreßte Bewußtsein von den vorüberstreichenden Minuten, da war etwas wie der bis in die Tiefen seiner Seele reichende Abglanz der Dinge heraufgekommen, — aber es war Schein geblieben und war immer wieder in dem großen Summen eines mit kleinlichen Dingen ausgefüllten Denkens hinabgesunken.

Nun war er im Freien, nun ging er im Park, nun verstummte das Summen, nun umgürtete sich das Gewöhnliche mit Schimmern und Leuchten und wurde was Besonderes. Das Gemeine verging. Und das Bedeutende, das Feierliche trat hervor. In des Tischlergesellen Seele fing es an zu rieseln. — Hier ein Bächlein, dort ein Bächlein, die Gewässer kamen, sie führten Wasser des Lebens mit sich, sie flossen zusammen, und ehe Detel sich's versah, war er mitten im Strom der von ihm so heiß gewünschten Andacht.

In solcher Stimmung stand er vor dem Grabtempel, der die Gebeine Schillers und Goethes und ihrer fürstlichen Freunde umschließt. Und wie seine Augen um das Giebelfeld flogen, da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er wendete sich um — und sah, und wie er sah, lag Verwunderung und Freude in seinem Gesicht. Denn — sieh! Der Pfeifendrechsler, sein Freund Willem, stand vor ihm und reichte ihm die Hand.

‚Dat halp ni, Detel,' sagte er, ‚ik moß sülwen (selbst) her.'

* * *

Es hatte gar nicht ein ganzes Jahr gedauert, am Weihnachtsabend war der Rebstock wieder daheim.

‚Gu'n Dag, Moder, — gu'n Dag, Vader!'

Es ist just am Weihnachtsabend gewesen, da ist Detel ganz unerwartet zurückgekommen. Erst hat er den Stock ins Uhrgehäuse gestellt, dann hat er den beiden Alten die Hand geschüttelt. — ‚Süh! nu bön ik wa dor. Dat weer wärkli keen Gewalt.'

* * *

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Rieper und Frau sind abgereist nach einem Ort, von wo kein Mensch wiederkommt; nun hämmert, hobelt, leimt Meister Detel in dem rebenumsponnenen Haus.

Und Fritz Twisselmann ist ein Knabe und geht zur Schule und sitzt zur Festzeit seiner Schulstunden vor der vom Balken herabgelassenen Landkarte und verfolgt mit Auge und Finger den Weg, den Detel Tischler nach Weimar gegangen ist. Denn mit Detel ist er befreundet, mit Detel zusammen studiert er, mit ihm zusammen sieht er sich in der deutschen Literatur um.

Das heißt, in ihren Mußestunden tun sie es.

Lesen und Stutenbadderbrot (Weißbrot) — pflegt Detel zu sagen — sind Sonntagsgerichte. ‚För gewönli is Swartbrot un Höwel (Hobel) un Hamer.'

Im Sommer arbeitete er bei offenem Fenster.

Da kam's vor, daß Fritz im besten Hämmern und Hobeln sein Knabengesicht über die Fensterbank reckte und zu deklamieren anfing:

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?

Sofort schwiegen Hammer und Hobel, — Detel fiel ein:

Einen goldenen Becher werf ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.

Die Welt, die Unendlichkeit der Welt machte ihnen zu schaffen. Im besten Disputieren holte Detel seinen Schiller her und las ‚Die Größe der Welt.'

Die Wörter, die ungewohnten Wörter und Wendungen machten ihm Mühe, er stieß mit der Zunge an, er stolperte; um so rührender war der Vortrag dieses zuversichtlichen Schillerjüngers:

Die der schaffende Geist aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Eines Tags sagte Meister Detel zu Fritz: ‚Morgen komm her, dann ist was Besonderes, dann wollen wir im Buch lesen!‘

Und als Fritz gekommen war, las Detel:

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen. — ‚Halt an! Waller, was suchst du hier?‘
‚Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.‘

Ein einfacher Mann in mittleren Jahren, den der Versunkene gar nicht bemerkte, stand schon einige Zeit im Türrahmen. Nun fing der an:

‚Steh! — Du segelst umsonst! — Vor dir Unendlichkeit!‘
‚Steh! — Du segelst umsonst! — Pilger auch hinter mir,‘
Senkt nieder, Adlergedank sein Gefieder.
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie!‘

‚Gun' Dag, Detel!‘ sagte er dann und gab dem Tischler die Hand. — ‚Vun Dag sönd't hunnert Johr. — Do dach ik, schast mol na Detel gahn.‘

Detel klappte seinen Schiller zu. — ‚Dor hast Du rech dacht, Willem!‘

Im Frühling.

Die jungen Birken leuchten im Frühlingsschein.
So lieb ist die Welt wie ein lockiges Kindergesicht.
Die Amsel singt. In meiner Seele klingt
Ein Traum von dir.

Der stille Hain, der flimmernde Blumenduft,
Der Sonnenstrahl, der über die Zweige huscht,
Sie alle, alle atmen dein Wesen aus,
Flüstern von dir.

In holdem Einklang mit dem Gesang der Welt
Weißt du vom Zwiespalt irrender Menschen nicht,
Blühst du empor in Einheit und Einfachheit
Wie die Natur.

Philipp Witkop.

Deutſch-Südweſtafrika.

Ein offenes Wort

von

Eugen Wolf.

Was bedingt den Wert einer guten Kolonie? Die geographiſche Lage, die Bodenverhältniſſe, das Klima und die Bevölkerung. Wir ſehen dies am beſten in Indien. Vor allen Dingen gibt eine kulturell ſchon hochſtehende Bevölkerung eines außereuropäiſchen Beſitzes dem Mutterlande die Sicherheit eines ſich immer ſteigernden gewinnbringenden Abſatzes heimiſcher Induſtrieerzeugniſſe. Unter dem Einfluß der Kulturmittel des Mutterlandes wird eine derartige kulturell bereits etwas gehobene Bevölkerung die Ertragsfähigkeit der Kolonie bedeutend ergiebiger geſtalten. Was hier in bezug auf Indien als Beiſpiel geſagt iſt, läßt ſich aber leider auf wenige unſerer Kolonien, ganz beſonders nicht auf Deutſch-Südweſtafrika anwenden.

In erſter Linie kann die einheimiſche Bevölkerung der ſüdweſtlichſten deutſchen Ecke Afrikas durchaus nicht zu den kulturell ſchon einigermaßen hochſtehenden gerechnet werden; ſie iſt in dieſer Richtung wohl die ſchwächſte aller unſerer Kolonien. Sie kann auch nicht wie Indien und wie es, ſo hoffe ich, dereinſt unſere anderen Kolonien werden, zu denjenigen Ländern zählen, die dem Mutterlande Tabak, Kaffee, Tee, Reis, Gewürze, Baumwolle uſw. uſw. bieten, um das Mutterland dadurch weniger abhängig zu machen von denjenigen Kolonialmächten, die heute als Lieferanten noch in Betracht kommen, ſagen wir England im großen und Holland im kleinen. Spanien und Portugal zählen ja heute nicht mehr mit; unſer Verkehr mit ihnen iſt bezüglich der Tropenprodukte beinahe auf Null herabgeſunken. In obiger Richtung iſt von Deutſch-Südweſtafrika nichts zu erwarten. Aber die unendlich weiten Steppen eignen ſich doch für zahlloſe Herden von Groß- und Kleinvieh, denen ſie gutes Weideland gewähren. Demnach kann uns Deutſch-Südweſtafrika mit der Zeit unſeren ganzen Bedarf an Wolle decken, vielleicht auf lange hinaus das beſte Geſchäft in den benachbarten Gebieten Südafrikas. Wir können diesbezüglich unabhängig werden von ausländiſchen Märkten, und wenn die Produktion einmal ſo bedeutend wird, daß unſere eigenen Dampfer kaum mehr die Fracht an Wolle zu befördern imſtande ſind, ſo können wir es erreichen, den Hauptwoll-

markt von fremden Seehäfen nach einem unserer deutschen Seehäfen zu verlegen; das allein wäre schon ein ganz bedeutendes Opfer von seiten der Nation wert.

Aber auch der Reichtum an Großvieh kann, vorausgesetzt daß wir mit der Zeit den die Aufzucht so sehr erschwerenden Seuchen mit Erfolg entgegentreten können, zu gleichen Ergebnissen führen oder wenigstens zu ähnlichen wie in Südamerika, wo bereits 1873, als ich Südamerika bereiste, enorme Fleischexportanstalten existierten. Wenn man bedenkt, für wie viele Millionen allein wir den großen Saladeros schon an konserviertem Fleisch für Armee und Marine abgenommen haben und noch abnehmen, für wie viele Millionen wir Häute, Wolle und Fleischextrakt aus Südamerika beziehen, so wird man sich sagen müssen, daß hier ein weiteres aussichtsreiches Feld ist, sobald wir über den Berg — hier also die endgültige Bekämpfung der Seuchen — hinüber sind. Wenn auch Bodenreichtümer, deren Anwesenheit hier und da erwiesen ist, noch nicht in großen Mengen festgestellt sind, so bietet doch die nahe Nachbarschaft derselben, die geologische Ähnlichkeit unserer Kolonie mit Nachbargebieten, eine gewisse gute Hoffnung und Aussicht nach dieser Richtung. Daß man in Deutsch-Südwestafrika gesundheitlich gut leben, bis zu einem gewissen Grade auch selbst die Hand an die Arbeit legen kann, ist jetzt schon so weit erwiesen, daß man nicht mehr darüber zu sprechen braucht.

Mit dem oben Gesagten ist eigentlich das Bild der Kolonie Deutsch-Südwestafrika schon gegeben.

Wir haben es in Deutsch-Südwestafrika mit weiten Steppen zu tun, die während der Regenzeit einen wundervollen Graswuchs und einen Blumenflor erzeugen und alsdann vorzügliche Weiden abgeben. Aber sie gewähren auch in der Trockenheit noch Futter für große Massen von Vieh. Wer solche Steppen zum erstenmal sieht, würde es wohl kaum für möglich halten, daß solch ausgetrocknetes, goldgelbes oder braunes, stellenweise überhaupt kaum erkenntliches Gras noch irgend welchen Nährwert haben kann. Aber sowohl Rindvieh wie Kleinvieh finden noch ihre Rechnung auf denjenigen Steppen, welchen der Uneingeweihte kaum einige Gräser für wilde Schafe oder Ziegen zutrauen würde. Am besten wird die Richtigkeit des Gesagten bewiesen durch die zahllosen Herden von Wild, die unsere deutsch-südwestafrikanischen Steppen zum Glück heute noch bevölkern. Wo dieses seine Lebensbedingungen findet, da ist dies auch für Vieh möglich. Daß Wild außer dem Gras auch Feuchtigkeit, resp. Wasser haben muß, ist klar; das Wild wittert die Wasserstellen auf große Entfernungen. Zieht man den Wildspuren nach, so kommt man zu den Wasserstellen. So haben es auch die Buren gemacht, als sie mit Kind und Kegel loszogen in die Steppe, um sich einen neuen Wohnsitz zu gründen. Sie zogen den Wildspuren tagelang nach, um an einen Wasserplatz zu kommen. Fanden sie aber kein Wasser, so waren sie sicher, immer den Wildspuren folgend, auf große Oasen wilder Kürbisse zu stoßen, welche gleichzeitig Futter und Wasser für ihre Ochsengespanne ersetzten, von denen sie doch außer den

Doppelgespannen von zweimal 16 bis 20 Ochsen auch noch Reservevochsen und Milchkühe mit sich führten. Ich lasse hier wörtlich folgen, was ich vor 14 Jahren über ‚Burentreck' und ‚Besiedelung von Deutsch-Südwestafrika' veröffentlicht habe, und zwar im Berliner Tageblatt vom 19. September 1891:

‚Die Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas durch Buren.' Lorenzo Marquez, Mitte August 1891.

‚Bisher war ich wohl mit vielen anderen Deutschen der Ansicht, daß Deutsch-Südwestafrika diejenige unserer afrikanischen Akquisitionen sei, aus welcher wir am wenigsten zu erwarten hätten. Das einmal durch Deutschland gegangene Wort „Streusandbüchse" tauchte immer wieder vor mir auf; was ich in Zeitschriften und Zeitungen günstiges gelesen, erschien mir zu optimistisch gefärbt. Die Reise von der Westküste aus ins Innere zu unternehmen, ist nicht verlockend; dagegen sollte ich, — so wurde mir versichert, — ohne zu großen Schwierigkeiten zu begegnen, durch einen Teil der Kalahari-Wüste reisend, das deutsche Gebiet von Osten nach Westen betreten können. Dies veranlaßte mich, Auskünfte über die eventuelle Reisedauer, über die Route usw. unter der Hand einzusammeln und mich allmählich durch den Transvaal durchzuschlängeln bis zu seiner westlichen Grenze, da, wo das Marikoland an die Betschuana-Grenze anstößt.

Unweit von Zeerust traf ich einen Boeren, der die Kalahari schon des öfteren durchquert hatte, und der sich bereit fand, mich in der kurzen Zeit von zwei Monaten nach Rehoboth zu begleiten. Ich müsse allerdings bis nach der Regenzeit warten. Es sei jetzt nicht genügend Wasser für die Ochsen vorhanden. Das wenige Wasser, das der Mensch für seinen eigenen Bedarf brauche, könne man stets finden; aber das Vieh müsse jetzt von wilden Kürbissen leben, die zu gleicher Zeit Speise und Trank für das Vieh sind. Diese wilden Kürbisse ständen in einzelnen Flecken, Oasen, durch die ganze Kalahari durch. Es seien überall solche Kürbisse (potches) zu finden, wie er sich ausdrückte. Man brauche sie nur zu suchen. Er sei bei seinen Wanderungen durch die Kalahari stets dem Wilde nachgezogen; da, wo das Wild seine Standplätze habe, seien auch wilde Kürbisse in der Nähe, denn das Wild ernähre sich davon; aber es sei dies nicht immer zuverlässig; oft komme man an solche Kürbisoasen, die das Wild, das schneller ziehe als der Ochsenwagen, einige Stunden vorher ganz kahl gefressen habe; dann müsse man stundenlang weiterziehen, um einen anderen Fleck mit wilden Kürbissen aufzusuchen. Das Risiko, die Ochsen nach und nach zu verlieren, sei jetzt sehr groß; er rate mir, sechs Monate zu warten; dann freilich wolle er mich glatt durchführen. Da mir nach all diesen Erklärungen die Futterfrage eine sehr schwierige schien, und ich nicht sechs Monate verlieren konnte, machte ich Kehrt. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Dieser Boer aber, der das ganze Ovamboland, Damaraland und das Groß-Namaqualand kreuz und quer durchzogen hatte, konnte mir interessante Aufschlüsse über diese Länder geben. Außerdem empfahl er mich an einen andern Boeren, in den Zwart-Ruggensbergen, der ebenfalls diese Länder per Ochsen-

wagen befahren hatte, und den ich aufsuchte. Dieser empfahl mich dann wieder an einen dritten Boeren, der auch nur wenige Tagereisen entfernt wohnte, und den ich ebenfalls besuchte. Der letztere hatte sich sieben Jahre in unseren deutschen Besitzungen aufgehalten. Mußte ich meinen Plan, diese Reise zu machen, für jetzt aufgeben, so hatte ich doch die Aussicht, nach und nach mit so viel Boeren, die das Damaraland und das Ovamboland kennen, zusammenzukommen, daß ich auf diese Weise wohl mehr über das Land erfahren habe, als wenn ich es in schneller Reise selbst durchquert hätte.

Da mir jeder Boer so ziemlich die gleiche Auskunft gegeben hat, da es Leute waren, die in guten, geregelten Verhältnissen leben, Leute, die vermögend sind, und da ich wohl annehmen kann, daß diese Männer, die ich auf ihren verschiedenen Farmen aufgesucht, keine Veranlassung hatten, in ihre einfachen, schlichten Erzählungen Lügen einzuweben, so betrachte ich deren Auskunft als eine zuverlässigere als alle die Bücher, Broschüren und Pamphlete von Leuten, die ihre Reisen vom grünen Tische aus machen.

Nach der Beschreibung dieser graubärtigen Boeren zu urteilen, deren sonngebräunte wetterdurchfurchte Gesichter dafür sprechen, daß sie wohl 30 Jahre und länger „getrekkt" haben, während welcher Zeit sie von der Kapkolonie nach Natal, von Natal nach dem Orange-Freistaat, von da nach dem Transvaal, nach Betschuanaland, durch Ovamboland, über den Cunene, nach Mossamedes und weiter und alsdann wieder zurück nach dem Transvaal getrekkt sind, viele hunderttausende Acker Land durchwandert und auf ihren Wert geprüft haben und demnach zu einem maßgebenden Urteile berechtigt sind, — nach der Beschreibung, die sie mir über das Innere des Landes gegeben, muß diese „Streusandbüchse" doch nicht so ganz „ohne" sein, und wir hätten nach allem Gehörten ganz und gar keine Veranlassung, das Land an eine andere Nation abzutreten, zu verkaufen oder dasselbe gar durch fremde Kapitalisten ausbeuten zu lassen und auf diese Weise dem Vaterlande den Nutzen, den diese Kolonie einst abwerfen wird, zu entziehen.

Diese Boeren versichern mir sämtlich, das Innere des Landes sei sehr gesund und außerordentlich fruchtbar. Im Damaralande sei Wasser im Überfluß, das Weideland sei so vorzüglich, daß man saftigere Weiden überhaupt nicht verlangen könne; jede Art von Getreide gedeihe daselbst, Gemüse hätten sie während ihres Aufenthaltes innerhalb kurzer Zeit in Hülle und Fülle gehabt. Ihr Viehstand hätte sich zusehends vermehrt; sie selbst, ihre Frauen und ihre Kinder seien im Damara-, Ovambo- und Namaqualande stets gesund gewesen, ja, der Kindersegen sei besonders reich gewesen, was sicher für ein gutes Klima spreche. Und nun erzählten sie mir, wie sie im Jahre 1880 nach Mossamedes getrekkt seien. Im ganzen waren es 57 Familienhäupter, darunter auch Boeren deutscher Abkunft, die auszogen. Sie hatten 61 Ochsenwagen mit 840 Ochsen bespannt, 45 verheiratete Weiber und 15 Kinder; zusammen 270 Personen traten die Reise an. Sie zogen kreuz und quer durch das Land; schließlich überschritten sie den Cunene und gründeten im Distrikte von Mossamedes, in

der Provinz Humpata die Ackerbaukolonie San Januario, woselbst jetzt noch viele Boeren, darunter die hochbetagte Mutter des damaligen Führers der Boeren, leben. Sie haben sich freilich Zeit zu dieser Reise genommen, denn sie haben sich erst sieben Jahre nach ihrer Abreise aus dem Transvaal in San Januario niedergelassen.

Die meisten derselben blieben nur etwa anderthalb Jahre dort, da sie nicht unter portugiesischer Herrschaft sein wollten; auf der Rückreise erreichten sie Prätoria sechs Monate nach der Abreise von Humpata. Heute kann man von Walfischbay nach Prätoria in drei Monaten trekken. Wie nun einer der Boeren erzählte, sei es „Ohm Paul" (der Präsident der Transvaal-Republik, Paul Krüger), selbst gewesen, der die Boeren damals zu diesem Trekk veranlaßt habe.

Besonders herrlich fanden sie das Land bei Omumbonde, bei Grootfontein, bei Otavi und bei Waterberg oder Uppingtonia, wie es einer der Boeren nannte. Jedem einzelnen dieser Boeren legte ich meine Karte vor und bat ihn, mir diejenige Gegend auf der Karte zu zeigen, die er während seiner Reise für die schönste, fruchtbarste, gesundeste gehalten habe. Sie zeigten alle auf die gleiche Gegend, etwa vom 20. bis 24. Grad südlicher Breite und vom 15. zum 18. Längengrade. Das sei ihrer Ansicht nach das ideale Land für Ackerbau und Viehzucht, und es sei absolut gesund. Da, wo ausnahmsweise einmal kein Wasser sei, brauche man nur zehn, im höchsten Falle fünfzehn Fuß tief zu graben, und man habe das schönste, frischeste, trinkbare, klare Wasser. Einige unter ihnen waren in Walfischbay gewesen; einer derselben meinte, es sei etwas nördlich von der Walfischbay eine schöne Bucht, die Tsoaschub-Bucht, in welche der Tsoaschub-Fluß münde. Ich habe weder eine solche Bucht noch einen solchen Fluß auf meiner Karte finden können. Auch soll in der Nähe unserer nördlichen Gebietsgrenze eine ganz kolossale Meeresbucht sein, die von außen, also von Schiffen aus, absolut nicht zu entdecken sei. Die Bucht sei größer als die von Delagoabay, sie habe eine ganz enge Einfahrt zwischen Korallenfelsen durch; Schiffe seien noch nie darin gewesen; es sei absolut unmöglich, die Bucht von der See aus aufzufinden. Die Boeren hätten, auf hohen Felsen stehend, von oben in diese ruhige, spiegelglatte Bucht hinuntergesehen. Sie hätten — wann und wo, konnte ich nicht erfahren — schon einmal den Vorschlag gemacht, sie wollten quer durch das Land genau nach der Stelle trekken, wo die Bucht sei, und sie wollten dann auf hohen Felsen große Rauchfeuer anzünden, um die Einfahrtsstelle von der See aus kenntlich zu machen. Ein oder mehrere Kriegsschiffe sollten dann an der Küste auf- und abfahren bis zur Entdeckung des Rauchfeuers. Dies sei die einzige Möglichkeit, die Einfahrt auf dem Seewege zu finden.

Ich gebe hier genau wieder, was man mir erzählt hat, und verpflichte mich nicht, die Bucht selbst aufzufinden. Merkwürdigerweise hat mir nach meiner Rückkehr nach Prätoria ein daselbst wohnender Boer dieselbe Schilderung gemacht. Ist an unserer Küste noch ein großer, unentdeckter Hafen, so wäre

es wünschenswert, ihn aufzufinden und auf seinen Wert zu prüfen. Vielleicht sind unsere Konsulate in Transvaal, Kapstadt usw. imstande, mit der Zeit Licht in diese Sache zu bringen und durch Boeren die genaue Lage dieser Bucht ausfindig zu machen.

Nach meiner Rückkehr nach Prätoria konnte ich mich mit dem Boeren, der die 57 Familien geführt hatte, noch des weiteren über Damaraland unterhalten. Auch er schwärmte für die herrlichen Weiden und das gesunde Klima. Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Fred Jeppe, des bekannten Kartographen, der, ein geborener Mecklenburger, seit 20 Jahren im Transvaal lebt und daselbst Staatsdienste angenommen hat, konnte ich die Angaben meiner Boeren, soweit es sich um ihre Persönlichkeiten handelte, etwas kontrollieren. Wer sich näher für den damaligen Boerentrekk interessiert, den verweise ich auf das Boletin de la Sociedade de Geografiade Lisboa, 2a Serie Nr. 4 1881. Colonia Agricola di San Januario, nos terrennos de Humpata (Distr. de Mossamedes), ferner auf Earl Mayos Travels from Mossamedes to River Cunene, reading in the Royal Geographical Society London. August 1883. Vol. V. Nr. 8, ferner W. W. Jordans Angaben betreffend Lord Mayos Bericht über das Ovamboland u. a. m.

Groß war mein Erstaunen, als mich wenige Tage nach meiner Rückkehr nach Prätoria einige der angesehensten Mitglieder des Volksraades aufsuchten, um mich zu einem Rendezvous zu bitten; die Boeren, die ich unterwegs gesprochen, seien alle nach Prätoria gekommen, um mit mir Rücksprache zu nehmen und Auskunft von mir zu haben. Über was? Über einen Trekk nach Damaraland. Und so war es auch! Von den Boeren hatte nach meiner Abreise einer den andern aufgesucht; sie hatten sich darüber unterhalten, daß ein Deutscher bei ihnen gewesen, der sie um Auskunft über Damaraland gebeten. Und nun waren sie mir nach Prätoria nachgefolgt, diesmal um Auskunft von mir zu haben. Die Sache verhält sich nämlich so:

Den Boeren ist der Transvaal zu klein geworden. Sie sehen zuviel fremdes Element in der Nähe ihrer Ansiedelungen, sie sehen vor allen Dingen jetzt schon den Rauch ihrer Nachbarn. Sie sind keine Freunde des Engländers, dem sie nun auf Schritt und Tritt im Lande begegnen. Sie wollen trekken, ja, es liegt in ihrer Natur, sie müssen trekken. An das Verbot Ohm Pauls kehren sie sich nicht, denn sie wissen sehr genau, daß es Ohm Paul mit dem Verbote gar nicht so ernstlich meint. An das Verbot der Engländer kehren sie sich noch weniger, und wenn auch der Trekk scheinbar — auf dem Papiere wenigstens — inhibiert ist, so ziehen doch tagtäglich Boerenfamilien über die Zoutpansberge und über Limpopo nach dem Banyailande, von wo aus sie sich mit der Zeit dem Zambesi nähern werden. Aber ein großer Teil der Boeren möchte nach dem Damaralande trekken, unter deutscher Flagge leben und sich den deutschen Gesetzen unterwerfen. Sie verlangen nur einige Tausend Acres (à 100 Quadratyards) Weideland

pro Familie und zollfreie Einfuhr der Vorräte, die sie auf ihren Wagen mitbringen. Sie wollen ihren eigenen Prediger für ihre Gemeinde mitnehmen und würden es vorziehen, wenn sie ihren eigenen Landdrost haben könnten, der kleinere Differenzen unter ihnen schlichten soll. - Auch möchten sie ihren eigenen „Veldtkornet" zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter sich wählen. Landdrost sowohl als auch Veldtkornet sollen wieder den Befehlen des deutschen Kommissars unterstehen, sowie sie sich überhaupt ganz unter die deutschen Gesetze stellen wollen. Man müßte jedem Boer sein eigenes Gewehr erlauben, damit er unterwegs für seine Familie das nötige Fleisch erlegen kann. Man müßte ihm gestatten, sich und seine Familie im Falle des Angriffes von seiten der Eingebornen zu verteidigen. Sie müßten sich verpflichten, im Falle einer Revolte, einer Erhebung der Eingeborenen, mit den Deutschen zu kämpfen. 50 Familien mit drei- bis vierhundert Menschen (Frauen und Kinder mitgerechnet), mit 100 Wagen und 2000 Stück Vieh, gut ausgerüstet und bewaffnet, seien heute schon bereit, nach Damaraland zu ziehen. Der günstige Monat zum Verlassen des Transvaal für diesen Trekk sei Anfang Februar. Sie würden den Vaalfluß entlang, alsdann den Oranjefluß entlang trekken, bis sie an die große Straße kommen, die vom Kap über den Oranje nach Norden führt. Die deutsche Grenze würden sie bei Warmbad (zwischen 28. bis 29. Breiten- und 18. bis 19. Längengrade) überschreiten und von dort aus den ihnen bekannten Weg durch Groß-Namaqualand nach Damaraland ziehen. Vom Tage ihrer Abreise aus Transvaal an gerechnet würden sie drei Monate brauchen, um nach der deutschen Grenze bei Warmbad zu gelangen. An der Grenze möchten sie von einem Vertreter der Regierung in Empfang genommen werden, den sie kennen lernen wollen, und der sie nach dem Gebiet, das sie mir auf der Karte gezeigt haben, begleiten soll. Im ganzen würden sich über hundert Familien finden, die bereit wären, nach den deutschen Besitzungen zu ziehen.

Die Leute, die sich an die Spitze des Unternehmens stellen, darunter Mitglieder des Volksraades, würden dafür sorgen, daß dieser Trekk nur aus guten Elementen zusammengesetzt sei. Sie haßten diese Engländer — — der Deutsche sei ihnen dagegen stets sympatisch gewesen. In der Tat ist man bei dem Boeren stets vorzüglich aufgenommen, sobald sie erfahren, daß man ein Deutscher ist. Sie wollen unter allen Umständen trekken, und sie würden vorzugsweise nach dem Damaralande trekken. Sie baten mich, ich möchte doch nach meiner Rückkehr in die Heimat das Meinige dazu beitragen, daß ihre Wünsche bekannt werden, und daß sie dieselben möglichst bald zur Ausführung bringen könnten.

Hiermit komme ich dem Wunsche der Boeren nach. Die Boeren waren die Pioniere, die Vortrekkers für die agrikulturelle Entwickelung der Kapkolonie, des Oranje-Freistaates, Natals und des Transvaal. Könnten sie es nicht für unser südwestafrikanisches Gebiet werden? Ich höre, daß

der deutsche Kolonialverein eine Prämie für die beste Lösung der Frage, „auf welche Weise unsere Gebiete in Südwestafrika zu besiedeln seien," ausgesetzt haben soll. Vielleicht tragen meine heutigen Zeilen etwas zur Lösung dieser Frage bei.'

Bei gleicher Gelegenheit will ich hier noch anführen, daß Fürst Bismarck, als ich ihm nach meiner Rückkehr aus dem Transvaal (1892) Vortrag hielt über meine Reise, sich durchaus im Sinne der Ansiedelungsfrage durch Buren ausgesprochen hat.* Er meinte, ein Volk, das so widerstandsfähig sei wie die Buren, könne unserer Flagge nur willkommen sein, und die Burenfamilien, die nach Deutsch-Südwestafrika übersiedeln würden, seien als die Pioniere, als die Vortrekker einer dereinstigen großen Bauernkolonie aus dem deutschen Mutterlande anzusehen.

Hätte man sich damals in Deutschland gegen einen Trekk der seitens einiger Mitglieder des Transvaalvolksraades ganz besonders empfohlenen Burenfamilien, nicht ablehnend verhalten, so wären innerhalb weniger Jahre den ersten 50 Familien noch weitere gefolgt, und wir hätten in den verschiedensten Teilen des Landes einen Stamm gut bewaffneter und gut schießender Buren gehabt, die sich den deutschen Gesetzen zu unterwerfen bereit waren. Es wäre den Eingeborenen nicht so leicht geworden, einen so großen Aufstand in Szene zu setzen, ja, er wäre voraussichtlich vermieden worden, da die Buren mit den Eingeborenen stets sehr gut abzurechnen wußten und jedenfalls besser unterrichtet gewesen wären als die der Landessprache unkundigen Ansiedler, Beamten und Offiziere. Als ich damals diesbezügliches veröffentlichte, schrien die dem Blatte, worin meine Veröffentlichungen erschienen, politisch feindlichen Zeitungen zeter und mordio, daß nach diesem für den deutschen Landwirt einzig ergiebigen und gesunden und vorteilhaften Land Buren ziehen sollten. Die Buren wurden abgehalten, die deutschen Landwirte kamen nicht.

Die Steppen in Südwestafrika, die doch noch weniger bewässert sind als die Savannen, sind aber für unsere Viehzucht brauchbarer, weil sie ein feines, kurzes Nährgras haben, während Savannen, die vielleicht etwas besseren Boden haben, nur kürzere Zeit als Weiden dienen können, denn die Gräser schießen schnell hoch, werden hart und sauer; selbstredend sind sie im trockenen Zustande nicht so gut als Viehfutter wie die feinen Gräser der Steppenlandschaft. Auch werden wir durch Anlage großzügiger geeigneter Stauwerke, wie ich solche aus dem Westen Nordamerikas kenne, aus dem südlichen Kalifornien, Sonora, Neumexiko u. s. w., den Wert des Landes an und für sich bedeutend erhöhen und außer den mit ziemlicher Sicherheit zu erwartenden großen Erträgen aus der Viehzucht, ohne allzu sanguinisch sein zu wollen, aus dem Boden der Kolonie noch viele andere Vorteile ziehen.

* Eugen Wolf: ‚Vom Fürsten Bismarck.' Berlin 1904, Egon Fleischel u. Co.

Wasser ist hier das einzige, das große Wort. Schafft Wasser, so hat das Land einen großen Wert. Und wenn man Deutsch-Südwestafrika zunächst als die am wenigsten versprechende Kolonie bezeichnet, so wird sich dieses Bild dann gewaltig ändern. Deutsch-Südwestafrika hat doch Kolonien wie Kamerun und Deutsch-Ostafrika gegenüber den einen großen Vorzug, der für das Mutterland so stark ins Gewicht fällt, eines weit besseren Klimas. Freilich, im Norden in den Savannen, die von den Ovambos bewohnt werden, wird das Klima tropischer und dadurch sowohl für den Ansiedler als auch für die Resultate der Viehzucht schlechter. Als die Buren durch den englischen Pfefferſack, der auf das Gold und die Edelsteine, die der Buren Land barg, erpicht war, von ihren Heimstätten vertrieben wurden, haben sie es versucht, weit aus der Flucht des Briten zu kommen; sie wichen nach Norden; sie gingen auf portugiesisches Gebiet bis nach Humpata; aber sie mußten wieder weichen und nach Süden trekken; sie waren an der Grenze der Länder angekommen, die ihnen gute Lebensbedingungen versprachen. Wenn der Bur als Viehzüchter zum Auswandern in die Sambesiländer gezwungen worden wäre, so hätten ihm dort die Bedingungen zur Viehzucht im großen Maßstabe gefehlt; seine Nachkommen wären in dem Klima verweichlicht; aus dem großen, kräftigen und zähen Menschenschlag wäre eine kleinere verweichlichte Abart geworden; der hochstämmige, viereckige Bure wäre ausgestorben.

* * *

Das Interesse auch der weitesten Kreise innerhalb der deutschen Grenzen für Deutsch-Südwestafrika ist leider dem Aufstand zu danken, der uns so bedauerliche Opfer an Geld und namentlich an Menschenleben kostet. In keiner unserer anderen Kolonien, selbst nicht in allen unseren Kolonien zusammen genommen, haben wir solche Verluste an wertvollen Menschen zu verzeichnen wie in Deutsch-Südwestafrika; solche Opfer an Geld hat auch nicht annähernd eine unserer anderen Kolonien gekostet.

Was ist nicht alles in Deutschland über die Gründe dieses Aufstandes geschrieben und vorgetragen worden! Soll man sich hierüber ehrlich äußern, so muß man den Mut seiner Meinung haben und ohne jede persönliche Rücksicht die Wahrheit sagen.

Vor allen Dingen sind die Behörden sowohl im Mutterlande, hauptsächlich in der Kolonie, als schuldig zu bezeichnen, dann teilweise mit die Ansiedler; selbst die Missionare sind indirekt von Schuld nicht ganz frei zu sprechen. Jeder, der etwas von der Welt gesehen, und wer Kolonien kennt, wird mir darin Recht geben, daß es außerordentlich erstaunlich ist, daß solche Aufstände hintereinander ausbrechen können in einem Gebiet, welches schon jahrzehntelang von einer europäischen Macht verwaltet wird.

Durch eine allzu große Sparsamkeit in der Einrichtung von Stationen wurde ein näherer Verkehr mit den Eingebornen infolge der großen Ent

fernungen erschwert. Es scheint überhaupt, als ob die Verwaltungsbeamten draußen mit den Eingebornen gar keine Fühlung gehabt hätten. Sie waren der Landessprache nicht mächtig in dem Gebiet, das sie zu verwalten hatten, konnten es auch nicht sein, da sie immer nur allzu kurz auf ihrem Posten blieben. Auch scheint von Berlin aus wenig oder gar kein Druck ausgeübt worden zu sein, den Gouverneur davon zu überzeugen, daß vor allen Dingen Sprachenkenntnis notwendig ist, die neben einem hochwichtigen Kundschafterdienst, der wohl nicht bestand, eine große Rolle gespielt hätte; ein solcher Kundschafterdienst hätte den Gouverneur nicht im unklaren gelassen über das, was vorgeht. In Deutsch-Südwestafrika kann man als Veranlassung eines Aufstandes keinen Fanatismus der Bevölkerung ins Feld führen wie in Indien, wo religiöse Gründe vorhanden sind, die den Europäer scharf vom Eingebornen trennen. In Indien könnte man es verstehen, wenn noch einmal, trotzdem die Engländer das Land längst so vorzüglich verwalten, und jeder Beamte eine oder mehrere der Landessprachen spricht, und trotz der großen Summen, welche die indische Regierung für Kundschafterdienste ausgesetzt hat, innerhalb einer kurzen Frist ein Aufstand ausbrechen würde, den man nicht vorausgefühlt. Solche Verhältnisse haben wir in Deutsch-Südwestafrika glücklicherweise nicht. Wir haben es nicht mit einer Religion der Eingebornen zu tun, wie die für sich abgeschlossene der Hindus oder des fanatischen Mohammedaners, der sich dem Christen gegenüber mit ängstlicher Sorgfalt absondert. In Indien allerdings ist es denkbar, daß sich Hindus sowohl wie Mohammedaner, durch eine große religiöse Bewegung getrieben, zu einem Aufstand vorbereiten, der streng geheim gehalten wird, beim Hindu veranlaßt durch die religiöse Gewalt der Priesterschaft, beim Mohammedaner durch den Fanatismus, den der Koran ihm eingeflößt hat. Aber der Fetischismus der Bantu-Neger des Nordens von Deutsch-Südwestafrika, also der Ovambos und Hereros, gibt ebensowenig Veranlassung zu einer geheimen Gärung und zu einem Aufstande, als es bei Buschmännern, Hottentotten und Bastarden, die ja heute, wenigstens dem Namen nach und eigentlich nur dem Namen nach Christen sind, der Fall ist. Bei den Hottentotten, Bastarden und Buschmännern müßte ja, wenn die christliche Religion wirksam bei ihnen gewesen oder in sie eingedrungen wäre, eine Annäherung an den Weißen sich herausgebildet haben. Was die Bantustämme anbelangt, so sind dieselben, wenn man überhaupt von religiösem Empfinden sprechen kann, darin so lax und oberflächlich, daß hierin keine Triebfeder zu suchen ist zur Hervorrufung von Feindseligkeiten, in die Menge übertragen durch ein langes und stetes Verborgenhalten ihrer Pläne.

Die Gründe zum Aufstand waren ganz andere; sie waren praktischer Natur, und es ist staunenswert, daß die höchste Behörde kurz vor dem schon so lange und wohl vorbereiteten, so weit um sich greifenden Aufstand — in ihren Heimatsberichten alles als ‚in bester Ruhe' gepriesen hat; ein Beweis, wie wenig es dem Gouverneur und seinen Beamten gelungen war, in den Geist der Bevölkerung einzudringen und durch Kundschafter, in Lokal- und

Sprachenkenntnis ausgebildet, unterrichtet zu sein. Wie wenig interne Fühlung die Missionare mit der Bevölkerung hatten, dafür spricht die Tatsache, daß sie nicht im Stande waren, dem Gouvernement rechtzeitig Mitteilung davon zu machen, daß hier ein großer Aufstand in Vorbereitung sei.

Nachdem über ein Jahrzehnt lang private Unternehmer, Kaufleute und Händler den Eingeborenen die unsinnigsten Kredite gewährt hatten, Kredite, die oft den zehnfachen Betrag der Möglichkeit eines normalen Begleichs innerhalb der übereingekommenen Frist überstiegen, erschien die unglaubliche Verordnung, daß alle Schulden, die nicht innerhalb vier Monaten (!) bei Gericht eingeklagt seien, verjähren würden. War es doch bisher geradezu ein Stolz der Eingeborenen, zu zeigen, welch hohen Kredit sie beanspruchen durften. Die Kapitäne der Hottentotten, die Hauptleute der Hereros, sowie beinahe alle reicheren Eingeborenen waren verschuldet. Die Regierung überließ es bis dahin den Händlern, sich selbst zu schützen und ihre Ausstände einzukassieren. Nachdem aber diese ungeschickte gesetzliche Verfallfrist eingeführt war, kam es vor, daß Händler im Vertrauen auf die Unterstützung des Bezirksamtmannes es hie und da versuchten, ihre Forderungen auf nicht ganz gesetzlichem Wege schnell einzutreiben; mußten sie doch erwarten, daß sonst ihre Ansprüche verloren gingen. Selbstverständlich rief dies Hin- und Herlavieren der Verwaltung unter Schuldnern und Gläubigern eine größere Beunruhigung hervor, als wenn die Behörde energisch eingegriffen hätte und vermittelnd eingetreten wäre. Jedenfalls müssen die Händler, nachdem diese unselige Verordnung erschienen, zu der Überzeugung gelangt sein, daß sie bei der Regierung nunmehr keine Stütze mehr finden würden. In diesen Übergriffen sind mit die Ursachen der Entstehung der Unruhen zu suchen. Wenn den Missionen vorgeworfen wurde, daß ihr Verhalten auf den Ausbruch des Aufstandes Einfluß mit ausgeübt habe, so ist dieser Vorwurf zurückzuweisen, soweit er im Sinne eines religiösen Druckes der Missionen auf die Eingebornen gedeutet werden soll. Eine solche Beschuldigung wäre ungerechtfertigt. Wohl aber muß den Missionaren gesagt werden, daß sie sich allzusehr mit dem Einimpfen von Religionslehre und allzuwenig mit der Heranbildung der Einwohner zu arbeitswilligen Mitgliedern der Kolonie beschäftigt haben. Es darf der Vorwurf den Missionären nicht erspart bleiben, daß sie sich leider immer wieder als Leitmotiv: ora et labora anstatt labora et ora zu Herzen nahmen. Über diesen Punkt habe ich seit dem Jahre 1890 gar manches geschrieben und darauf hingewiesen, daß die Missionare aus dem Eingebornen zuerst einen Arbeiter machen sollen, der schreinern, schlossern oder mauern kann, der Bäume pflanzen, Wege bauen und Kulturpflanzen zu behandeln versteht, und daß die Religion nur in ganz geringen Dosen, langsam, im Laufe der Jahre mit einfiltriert werden sollte, weil sie nur mit der Zeit sich im Gemüt des zu Bekehrenden festsetzt und zur Überzeugung wird. Hätten die Missionare das, was ihnen so oft bezüglich des ora et labora von vielen

Seiten geraten wurde, befolgt (und es sind allerdings hier die katholischen Missionen mit bedeutend besserem Beispiel vorangegangen, was ja auch von protestantischer Seite zugegeben wird), so wäre es vielleicht zu keinem Aufstande gekommen, oder er hätte nicht solche Dimensionen angenommen; denn dann hätten die vielen Tausende christlicher Missionshandwerker (wahre Christen kann man sie doch wohl kaum nennen), die zweifellos gewußt hätten, was im Lande vorgeht, schon deshalb ein Wort mitgesprochen, weil sie sich sagen mußten, daß sie durch einen Aufstand und durch das Vertreiben der Weißen ihren Verdienst und ihr eigenes Heim auf lange Zeit verlieren würden. Jedenfalls aber hätten sie ihre Missionare, welchen sie die Quelle einer besseren Existenz und einer gewissen Wohlhabenheit verdankt hätten, rechtzeitig benachrichtigt. Mit der Übernahme fauler Häuptlingssöhne, die nur des Wohllebens halber und um nachher bei ihren Stammesangehörigen mit übertünchten Manieren etwas protzen zu können, in die Mission eintraten, war uns nicht gedient. Es hat sich herausgestellt, daß diese Art von Christen häufig zu räudigen Schafen geworden sind, die sich später gegen diejenigen wandten, denen sie das Gelernte zu verdanken hatten.

Aber auch dann, nachdem man aus dem Neger einen arbeitswilligen Menschen geschaffen, ihn als Christenzögling adoptiert hat, ist zu bedenken, daß er auf lange Jahre hinaus einer Überwachung in der Ausübung seines Christentums bedarf, damit dieses anfangs selbstverständlich ganz oberflächliche Eindringen der Religion nicht wieder ebensoschnell verloren geht.

Es muß von seiten der Regierung eine Verständigung mit den Missionaren gesucht werden, in welcher Weise die Erziehung der Eingeborenen in die Hand zu nehmen sei. Es kann sich die Bekehrung eines Heiden zum Christen auch vollziehen dadurch, daß man ihm beibringt, Häuser zu bauen, Gärten anzulegen, das Material dazu zu beschaffen, Bäume zu pflanzen, Früchte anzubauen, anstatt daß man ihn schwarz-weiß-rot anzieht und die Wacht am Rhein singen läßt, wenn der Gouverneur sich in der Ferne zeigt, wie ich es leider von protestantischen Missionaren erlebt habe. Der Missionar, für welchen die Kolonie sein neues Vaterland bedeutet, in welchem er dereinst seine letzte Ruhestätte zu finden hofft, verdient unsere *höchste Achtung und Anerkennung*, ja, er ist uns von außerordentlichem Nutzen gewesen, denn er war meist der Pionier für die Eröffnung fremder Länder. Ihm verdanken wir wertvolle Aufschlüsse über Geographie und Geologie fremder Erdteile, über deren Bewohner, Sitten und Gebräuche, Landesprodukte, klimatische Verhältnisse, Sprachen; jedem gebildeten Deutschen ist es bekannt, was bezüglich Sprachenerforschung wilder Völkerschaften gerade die Missionare geleistet haben, wie nützlich sie uns in der Länder- und Völkerkunde — ich erinnere nur an ihre höchst wertvollen meteorologischen Aufzeichnungen und Beobachtungen usw. — gewesen sind. Noch weit nützlicher können sie uns werden, wenn sie sich als deutsche Männer sagen: Wir müssen aus dem Eingeborenen *zuerst einen Arbeiter machen*, einen möglichst zuverlässigen, pünktlichen, nüchternen,

mit seinem Los zufriedenen Arbeiter, der auf seiner eigenen Scholle sitzt und sich nicht beirren läßt durch Lockungen, die an ihn herantreten, sein Geld in eitlem Tand oder Schnaps, oder übermäßigen Luxusgegenständen loszuwerden, einen Arbeiter, der, indem er die Missionsschule besucht, lesen, schreiben, rechnen lernt, und dann erst das Wort Gottes. — Mag es sonderbar scheinen, nur so leistet uns der Missionar wirklich reiche Dienste. Zuerst muß der Neger vom Missionar unterrichtet werden, wie er seine Hände in den Dienst des Europäers stellen kann, und erst später soll er Religion ausüben. Auch wird alsdann das Interesse an den Missionseinrichtungen in die breiteren Schichten dringen, was ja den Missionen zugute kommt.

Christentum! Wie lax, wie wenig tief durchschnittlich beim Neger das Christentum sitzt, darüber will ich eine kleine Episode erzählen. Es sind jetzt zwanzig Jahre, daß ich im Königreich Dahomey an der Westküste Afrikas war. Spät eines Nachts kam ich, von einem Eingeborenen in einem Einbaum durch die Lagunen gerudert, an einer großen katholischen Missionsniederlassung an. Ich bat um gütiges Obdach, wurde vorzüglich aufgenommen und verbrachte den Abend in belehrender Unterhaltung über Land und Leute und das Missionswerk mit dem Vorsteher der Mission, dem französischen Bischof Carrier. Am nächsten Tag führte der hochwürdigste Herr mich in der Gegend umher, zeigte mir die schönen, geradezu musterhaften, von den Missionsarbeitern errichteten Steinbauten, und begleitete mich in die Dörfer, zu den wohlhabenden ‚Christen'. Auf meine Bemerkung, daß noch überall an den Ecken der Straßen Tonfetische stünden, meinte der Bischof, das sei nur noch eine Spielerei seiner Christen. ‚Überhaupt', sagte er, ‚wissen Sie, Herr Wolf, Ihnen kann ich es ruhig sagen. Ich habe hier dreißig Jahre meines Lebens zugebracht, ich werde hier sterben in meinem Berufe, den ich liebe, ebenso wie ich die Kinder liebe, die ich erzogen habe. Aber der Neger ist doch nicht so beschaffen wie wir. Was ich in dreißig Jahren in einen Neger hineingetrichtert habe vom Wert des Christentums, das können Sie innerhalb einer Stunde mit einer einzigen Flasche Traderum (es ist dies das abscheulichste Gift, das an der Westküste Afrikas zu zwanzig Mark das Dutzend Flaschen verkauft wurde) wieder zerstören. Sie sehen, es sitzt nicht tief; Neger sind und bleiben Kinder.'

Zweifellos hat sich das Gouvernement überraschen lassen. Daß es so unglücklich überrascht werden konnte, hat man hauptsächlich der erwähnten übergroßen Sparsamkeit zuzuschreiben. Es kann wohl heute nicht mehr bestritten werden, daß das Gouvernement mit Truppen, Kriegsmitteln, Waffen, Munition, Vorräten nicht genügend versehen war, daß es der Friedfertigkeit der Eingeborenen zu sehr vertraut und nicht genügend Befestigungen angelegt hat. Es darf daher nicht wieder vorkommen, daß ein Gouverneur laviert zwischen seinen Pflichten der Kolonie gegenüber und dem Wunsche, es auch in Berlin recht zu machen. Wohin soll das führen, wenn ein Gouverneur, die absolute Notwendigkeit von Truppen, Befestigungen, Verbindungsmitteln für die Sicherheit seiner Kolonie erkennend, nach Berlin schreiben würde: ‚Aus

den und den Gründen muß ich das und das haben; ich bitte umgehend darum und ersuche Sie, es vor dem Reichstage zu begründen; sollten Sie aber meinen, daß es gerade nicht geht, so werde ich versuchen, anders auszukommen, um Ihnen keine Ungelegenheiten zu bereiten.' So ungefähr, denke ich mir, hat man zwischen Berlin und Südwestafrika gearbeitet. Nur um Gottes willen es mit keinem verderben, nur gegenseitiges Lob, Halleluja!

Was war nun die Folge dieser gegenseitigen Rücksichten? Daß wir in überraschend schneller Zeit und natürlich unverhältnismäßig teuer (zum Glück haben die deutschen Dampferlinien sich auch diesmal wieder außerordentlich leistungsfähig erwiesen) Truppen aus der deutschen Erde stampfen mußten, die auf afrikanischer Erde, ungewohnt des Klimas und der Entbehrungen, jämmerlich sterben mußten. Nie wieder dürfen derartige Fälle unvorbereitet an uns herantreten. Die vom Reichskanzler geplante Neuorganisation gibt ja auch nach militärischer Seite hin für die Zukunft eine gewisse Sicherheit. Wir bedürfen einer in Deutschland komplett organisierten Stammtruppe, wir bedürfen in der Heimat fertig gehaltener Kolonialkriegsdepots. Solche Einrichtungen werden uns nicht nur erlauben, unseren Kolonien, wenn es nötig wird, schnell Hilfe zu bringen, sondern es wird die Unterstützung eine ganz anders vorbereitete sein, als es bei der tatsächlich überstürzenden Art und Weise möglich war. Haben wir doch Soldatenmaterial hinaussenden müssen, von denen die meisten überhaupt nicht wußten, wo Afrika liegt, und Offiziere, die für einen Kolonialfeldzug nach keiner Richtung hin vorgebildet waren. Wie peinlich muß es erst gewesen sein, daß im Tropendienst durchaus unerfahrene ältere Offiziere im Kolonialkampfe erfahrene, aus der Schutztruppe hervorgegangene Unterführer befehligten! Welche Schwierigkeiten hat dies bereitet, wie muß dies für die Untergebenen beinahe noch empfindlicher und peinlicher gewesen sein als für die Vorgesetzten! Welche materiellen Opfer hat es uns gekostet, daß wir plötzlich an allen Ecken und Enden der Welt Pferde zusammenkaufen mußten, um gleich mit solchen Massen (und daher so großen Ausgaben) erst Versuche anzustellen, ob denn die betreffende Rasse das Klima aushält oder nicht. Auch dies darf nicht mehr vorkommen und so viel anderes Ungehöriges, von dem ich noch mehr erwähnen könnte; auch solche Vorkommnisse sind lediglich dem Mangel an weitem Blick, Selbständigkeit und dem Mut der eigenen Meinung des betreffenden Beamten zuzuschreiben. Bei der Neuorganisation der Kolonialtruppe ist auch darauf zu sehen, daß die Pferdezucht für die Zwecke der Truppen im Lande an erster Stelle steht; es sollten den Züchtern hohe Prämien gezahlt werden für Reit- und Zugtiere, die den klimatischen und geographischen Bedürfnissen des Landes entsprechen, so daß für jeden Soldaten im Falle von Unruhen drei Reitpferde und im Falle einer Mobilmachung für jeden von derselben Betroffenen ebenfalls drei Reitpferde zur Verfügung stehen. Ich habe einen solchen Fall schnellster Berittenmachung im Westen Nordamerikas im Jahre 1887 miterlebt, als ich zu jagdlichen und ethnographischen Zwecken unter den Utahindianern weilte; sie waren aus

ihren Reservationen am White-river und am Bear-river ausgebrochen, weil sich zur Herbstzeit ihre unbezwingbare Jagdlust geregt, und hatten die Ansiedler angegriffen. Auf diese Nachricht hin wurden von Denver aus telegraphisch die Pferde nach bestimmten Punkten in den Bergen bestellt, so daß wir gleich am ersten Tag dreimal Pferde wechseln konnten und so in den Stand gesetzt waren, am ersten Tag 90 englische Meilen in kurzem Galopp und Trab in schwierigem Terrain zurückzulegen. Solche Bedingungen müssen auch in Südwestafrika geschaffen werden, so lange wir nicht überall Eisenbahnen haben, die noch lange auf sich warten lassen werden.

Trotz allem haben die hinausgesandten Truppen in hervorragender Weise ihre Schuldigkeit getan unter zahllosen Schwierigkeiten und Entbehrungen. Wir haben es nicht anders erwartet, weil wir Vertrauen in unsere Armee haben, und dies Vertrauen ist glänzend gerechtfertigt.

Der deutsche Soldat hat gehungert und gedürstet, die Malaria hat sich heimtückisch in seinen Körper eingeschlichen und seine Kräfte zerstört; was dann noch übrig blieb, hat der Typhus erledigt. Aber die Überlebenden kehren ‚mit weißer Weste', wie Fürst Bismarck von Wißmann sagte, aus Afrika zurück; was sie an Tapferkeit dort geleistet, wird, wenn einmal die Geschichte des Feldzugs dem Publikum unparteiisch vor Augen geführt wird, von der deutschen Nation auch anerkannt werden.

Aber ganz abgesehen von dem kolossalen Opfer an Geld, das uns diese Kolonie kostet (es ist wohl nicht zu viel berechnet, wenn man die Kosten des Aufstandes bis zur vollständigen Pazifizierung auch der Ovambos, die uns noch große Schwierigkeiten machen wird, auf 200 Millionen Mark einschätzt, zu welchen man noch weitere 100 Millionen Mark rechnen muß, bis die Kolonie durch Herstellung von Eisenbahnen, Fahrwegen, großartigen Stauanlagen und Wasserstellen wirklich ertragfähig wird und im Stande, ihre Zinsen selbst zu zahlen), muß einem das Herz bluten bei dem Gedanken, daß so viele junge, gesunde und leistungsfähige Landsleute in Deutsch-Südwestafrika ins Gras beißen mußten. Nicht von der feindlichen Kugel getroffen, nicht einen ehrlichen Soldatentod sterbend vor dem Feinde, sondern in hinterlistiger Weise hinweggerafft durch die erschreckend aufgetretenen Seuchen. Obschon es sehr bedauerlich, daß die vielen Millionen ausgegeben worden sind, umsomehr als ein kleiner Teil davon, richtig und zur Zeit angewandt, ganz andere Resultate gebracht hätte, so müssen wir doch alle um vieles tiefer den Verlust der braven und gesunden Söhne des Vaterlandes bedauern. Auch das darf nicht wieder vorkommen, daß der Soldat, der Ansiedler, der Beamte hinausgeht, ohne daß er vorher im Heimatlande belehrt wird über die allernotwendigsten Maßnahmen der Gesundheitslehre, über das, was er im fremden Klima für sich zu beobachten hat. Ich will gar nicht von Akklimatisieren sprechen, denn dies ist natürlich in so kurzer Zeit nicht möglich, wohl aber von leichterem Einleben, wenn im voraus belehrt. Es ist doch ein ungeheurer Unterschied, ob der Soldat im Lager oder an der Wasserstelle angekommen,

sich an ein in irgendwelchen Farben schillerndes übelriechendes Wasser stürzt, aus einer Pfanne oder einem stinkigen Wasserloch seinen Durst löscht, oder ob er der Folgen solcher Unvorsichtigkeit bewußt, gewarnt und belehrt ist, in welcher Weise man schlechtes Wasser durch Hinzufügung irgend einer chemischen Ingredienz oder durch Filtrieren mit dem Mundfilter oder durch Abkochen, trinkbarer und bekömmlicher macht. Es ist etwas anderes, ob der todmüde Mann an seiner Lagerstelle angekommen sich mit dem Fuße sein Lager ebnet, mit den Händen einige Zweige, Blätter zusammenscharrt, sich etwas unterlegt, ob er Insekten oder Schlangen vertreibt durch Abbrennen des Grases rings um seine Lagerstätte, sich trocken bettet, oder ob er erschöpft sich auf den Boden wirft. Derartige scheinbar geringe Wichtigkeit habende Kleinigkeiten, die erst die Erfahrung lehrt, gibt es viele; diese Kleinigkeiten bilden ein Ganzes und tragen dazu bei, den Mann tropensicherer zu machen und ihn leichter zu akklimatisieren. Die direkt aus der Heimat, auf den Dampfer, in möglichster Eile an die afrikanische Küste beförderten und von der Küste direkt ins Innere zwischen den Feind gejagten Leute konnten natürlich solche Vorsichtsmaßregeln nicht kennen. Aber auch das muß in der Heimat gelehrt werden, und zwar durch Anschauungsunterricht und durch Vortrag.

Auch haben wir zwischen den Zeilen so manches Mal lesen können, daß es mit den Oberkommandostellen nicht immer *ohne Ecken* vor sich gegangen sein soll, was auch mit darin seinen Grund haben mag, daß erfahrene Untergebene unter unerfahrenen Vorgesetzten zu dienen hatten. Der Oberstkommandierende, der allerdings in Deutsch-Ostafrika Erfahrung im Tropendienst gesammelt, hatte das große Glück, die so schwierige Aufgabe zu übernehmen, als der höchste Gipfel schon erstiegen war. Warum er, nachdem glücklicherweise die blutigsten und schwersten Kämpfe vorüber waren, noch so viel vom Vernichten gesprochen und so blutdürstig geworden, ist insofern wenig verständlich, als ihm bei der schwachen Zahl der Bevölkerung doch in der Hauptsache darum zu tun sein mußte, nicht etwa die Eingeborenen zu vernichten, sondern die Rädelsführer zu verhaften und zu *hängen*, was auf die Eingeborenen besonders wirkt. Deshalb war der Erlaß, ‚daß die Vernichtung aller aufständischen Stämme' ‚das Ziel der militärischen Maßnahmen sei,' absolut unverständlich.

Geradezu peinlich wirkten oft die Telegramme des Oberbefehlshabers, wie z. B.: ‚24 Eingeborene in die Flucht geschlagen', ‚dabei 16 Ochsen erbeutet', oder ‚der Feind, der auf 80 Bewaffnete geschätzt wurde, floh in wilder Flucht'; oder ‚siegreiches Gefecht gegen die Hottentotten', ‚von unserer Seite ein Mann verwundet, Verluste des Feindes unbekannt'. Da habe ich mich dann oft fragen müssen: Wer sind in diesem Fall die Hottentotten? Wir oder die Hottentotten?

Eine ungeschicktere, lässigere, gar kein Bild der Situation abgebende Berichterstattung haben wir wohl noch *nie* gehabt.

Die Vertrauensseligkeit der Kolonialabteilung überstieg für Südwestafrika alle Grenzen. Loblieder klangen hin und her, und es ist ganz unbegreiflich, daß man in der Kolonialabteilung immer nur den unrichtig Infor-

mierten und nicht jenen, die wirklich Bescheid wußten — man betrachtete sie eben als ‚outsiders' — Glauben schenkte. Es ist ein wahres Glück, kann man heute sagen, daß die vorzüglich ineinandergreifende Organisation der in Deutschland aus der Erde gestampften neuen Truppen von militärischer Seite und nicht von der Kolonialabteilung aus geschah, die nach dieser Richtung hin durchaus ohne Erfahrung und Vorbildung ist. Dringend notwendig wird es sein, das Augenmerk darauf zu richten, von welcher Instanz aus bei den Neuorganisationen die militärischen Maßnahmen in unseren Kolonien in Zukunft geleitet werden. Für unsere koloniale Truppe brauchen wir eine besondere Behörde mit ausgedehntem Wirkungskreis unter militärischer Leitung; ich möchte sagen eine Art kolonialen Generalstabs und Kriegsministeriums. Da vorläufig in unseren Kolonien die meisten Verwaltungsposten noch von Offizieren ausgefüllt werden, so wird der Organisation dieses Kolonial-Offizierskorps eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. In den meisten Kolonien sind die Gouverneure aus dem Offiziersstand, und man kann nicht anders sagen, als daß sich dies bis jetzt meist noch bewährt hat. Ebenso waren die so wichtigen Posten der Distriktschefs durch Offiziere besetzt. Es müßte daher das Tropen-Offizierkorps darauf sehen, daß seine Mitglieder, wenn sie sich nach längerer Tropendienstzeit erholen müssen, nicht aus dem Kolonialdienst zu scheiden brauchen, sondern daß sie in Deutschland als zum Kolonialdienst gehörig so lange Beschäftigung finden, bis sie denselben wieder aufnehmen können, sei es nun in einem Sprachenseminar zur Erlernung und weiteren Ausbildung in fremden Sprachen und in Sprachen der Eingebornen, sei es als Stammtruppenlehrer zur praktischen Heranbildung von Mannschaften in der Hygiene, durch Anschauungsunterricht bezüglich Lagerleben, Karawanendienst, Festungs- und Wegbauten und vielen praktischen Übungen und wissenswerten Dingen, die man in den Kolonien braucht. In den Kolonialdienst müssen sich auch die Offiziere auf mindestens sechs Jahre mit Heimaturlaub innerhalb dieser Zeit verpflichten. Abgesehen von nur bester Auswahl inbezug auf körperliche Gesundheit, Bildung, hauptsächlich moralische Führung, muß eine jegliche Protektion vermieden werden, sie sei von noch so hoher Seite, sonst erleben wir wieder traurige Fälle von Behandlung der Eingeborenen, wie wir sie jetzt leider als schwarzes Blatt in die Geschichte unserer Kolonien eintragen müssen.

In allen Kolonien ist es immer gleich nach der sogenannten Erwerbung von Notwendigkeit gewesen, die Eingeborenen davon zu überzeugen, daß man auch die Macht hat, das durchzusetzen, was auszuführen, zu befehlen man sich anmaßt. In keiner Kolonie hat es genügt, Verträge zu schließen, indem man den Häuptlingen Geschenke machte, Bruderschaft mit ihnen trank und ihnen den Bart streichelte. Alle auf niedriger Kulturstufe stehenden Völker haben es an ihrer Haut erfahren müssen, daß der Europäer auch die Macht hat, das durchzusetzen, was er will.

Verträge, die durch Gewalt, List oder Geschenke von den Eingebornen erlangt sind, werden von Häuptlingen unterschrieben, ohne daß sie solche ver-

stehen; dem Eingebornen geht erst dann ein Licht auf, wenn der Europäer ihm bei Besetzung des Landes oder der Wasserstellen sagt: ‚Das ist mein, denn du hast mir's ja verschrieben.' Erst dann wird dem Eingebornen klar oder vielmehr nicht klar, wie er alle seine seitherigen Rechte aufgeben soll. Dann tritt eben der Stärkere in sein vermeintliches Recht, und dann muß er eben auch der Stärkere sein können. Ich will hier ein Beispiel anführen:

Als ich mit Wißmann im Jahre 1890 nach dem Kilimandscharo zog, woselbst die aufrührerischen Stämme bestraft werden sollten, hatten wir uns in der Masaisteppe an einem Wasserplatz gelagert. Unsere Truppe war eben beim Abkochen, als eine Abordnung Krieger der Masai erschien, zuerst einen ihrer etwas wild aussehenden Kriegstänze im Federschmuck aufführte und uns dann aufforderte zu einem Palaver. Es sei dies ihr Land, ihr Gras, ihr Wasser; es seien auch ihre Bäume, unter denen wir lagerten; wir hätten da nichts zu suchen, wir sollten sofort weiterziehen. Es war dies eine Kriegserklärung. Der Versuch, ihnen klar zu machen, daß dieses Gebiet ‚kaiserlich deutsches' sei, und daß Wißmann als Vertreter des Kaisers komme, war von keinem Erfolg begleitet. Sie lachten und fingen ihren Kriegstanz von neuem an. Nachdem alles gütliche Zureden nichts genutzt und wir Blutfließen vermeiden wollten, kam Wißmann auf die sehr vernünftige Idee, mit großer Schnelligkeit eine in der Nähe weidende Rinderherde der Masais einkreisen zu lassen. Die Masais legen bekanntlich mehr Wert auf ihr Rindvieh als auf ihre Frauen. Als die Masais sich zum Angriff anschickten, ließ Wißmann aus der Herde sieben der fettesten Tiere niederknallen. Damit war den Masais die Lust zum Kampfe vergangen. Sie baten mit Tränen in den Augen und kniefällig, doch ihr Wertvollstes zu schonen, und zogen mit dem Rest ihres Viehes ab.

Damit der Eingeborene einsehen lernt, daß wir auch wirklich die Stärkeren sind, muß er besteuert werden, und zwar anfangs womöglich noch in Form von Fronarbeit. Solche kann ihm als Abgabe angerechnet werden; es sollten die Eingeborenen dort, wo sie zerstört haben, auch gezwungen werden, wieder aufzubauen, damit sie die Strafe fühlen. Selbstverständlich können, abgesehen von solcher Arbeitssteuer, die sich in Wege- und Kasernenbau, Wiederaufbau der Farmen, Eisenbahnbau, Tränkstellen und Stauwerkanlagen umsetzen kann, solche auch in Naturalien entrichtet werden, was ja schon im Interesse der bei den Bauten Beschäftigten wünschenswert ist; man kann dem Eingeborenen je nach der Beschaffenheit des Bodens die Produkte vorschreiben, die er anzubauen und abzuliefern hat. Hierin, also in der Erziehung des Eingeborenen zum Gärtner, Landwirt, Plantagenarbeiter, kann uns besonders der Missionar vorerst viel nützlicher sein als durch Anlernen von Gebeten, die ja ebenfalls dem Eingeborenen beigebracht werden müssen, wenn der richtige Zeitpunkt dafür gekommen ist.

Es wird noch große Schwierigkeiten kosten, den Eingeborenen beizubringen, daß das Land uns gehört, lediglich weil wir die Stärkeren sind.

Diejenige Kolonie, die ich aus langjährigen Reisen am besten kenne, — Deutsch-Ostafrika — ist eigentlich die einzige unserer Kolonien, bei der diese (im Grunde genommen bedauerlicherweise) notwendige Lehre bis auf den heutigen Tag vorgehalten hat und allem Anscheine nach vielleicht noch lange vorhalten wird.

Wo eigentlich der große militärische Erfolg in Deutsch-Südwestafrika heute ist, muß man sich doch wiederholt fragen. Die Häuptlinge sind uns entwischt, Waffen und Munition sind nicht ausgeliefert, werden auch nicht ausgeliefert, es sei denn unbrauchbares Zeug.

Allerdings sind die Eingebornen Südwestafrikas, die zum großen Teil desselben Stammes sind wie die Bevölkerung von Ostafrika, durch eine längere Berührung mit Europäern als Feinde etwas ernster zu nehmen, als dies in Ostafrika der Fall war; besonders die Hottentotten hatten schon mit Europäern gefochten und manches von den Buren gelernt.

Wißmanns Kämpfe gegen die Araber, die in ihren Bomas stark verschanzt und von englischer Seite mit Hinterladern und Munition versehen waren und über einen ausgezeichneten Kundschafterdienst verfügten, waren aber mit Bezug auf Entbehrungen und auch alle anderen Umstände in Betracht gezogen, vielleicht ebenso schwierig. Dabei hatte man damals bei uns noch gar keine Erfahrungen im Kolonialkriege — sind es doch 15 Jahre her — und keine Schutztruppe.

In Deutsch-Ostafrika kämpften wir mit Schwarzen gegen Schwarze, in Deutsch-Südwestafrika wurden auch die ersten Kämpfe gegen die Eingeborenen hauptsächlich mit deutschen Soldaten ausgefochten; trotzdem haben die Erfolge nicht lange vorgehalten, weil eben die Eingeborenen nicht gleich genügend eingeschüchtert wurden, weil man nicht nach dem bewährten Afrikanermotiv vorgegangen war: ‚Man soll den Neger nie prügeln, wenn aber, dann feste.‘ Es war nun natürlich, daß infolge ihrer Oberflächlichkeit und ihres schnellen Vergessens die Südwestafrikaner bald wieder die Waffen gegen uns erhoben. Noch steht uns die Abrechnung mit den Ovambos im Norden bevor. Sie wird keine leichte sein; denn die Ovambos sind gut bewaffnet, sie haben sich den Portugiesen gegenüber gut geschlagen, das Kampfterrain ist für uns ungünstig und ungesund. Mit Pferden können wir dort nicht vorwärts kommen, weil sie das Klima nicht vertragen; europäische Truppen würden, wenn sie Gewehr, Munition, Ausrüstung, Kochgeschirr, Zeltteile u. s. w. auf dem Marsch tragen sollten, dem Kampf mit diesem Naturvolk bezüglich Beweglichkeit nicht gewachsen sein. Entweder müssen wir auf die Sudanesen zurückgreifen, die uns schon so oft gute Dienste geleistet haben, oder man muß auf einen sehr großen Troß von Trägern für unsere Truppen rechnen können.

Es wird ein teuerer, vielleicht ein blutiger Kampf werden; aber er muß ausgekämpft werden; erst wenn auch die Ovambos gründlich ‚vermöbelt‘ worden sind, können wir auf eine gewisse Ruhe rechnen, die uns den Nutzen weiterer Arbeit sichert.

Die Einrichtungen, die für den jetzigen Feldzug getroffen wurden, wie provisorische Eisenbahnen, Wege, Telephon, Telegraph, können fürs erste der friedlichen Weiterentwicklung zugute kommen.

* * *

Die vorangegangenen Betrachtungen können nicht abgeschlossen werden, ohne daß ich einzelne Fragen nochmals besonders berühre und zu beantworten suche.

Eine schwierige Frage ist die der Reservate; aber sie ist günstig zu lösen, wenn man unter Reservaten nicht etwa schlechte Landstrecken versteht, in welchen die Eingeborenen (über eine so sehr große Kopfzahl haben wir ja nicht zu verfügen) eingekreist werden sollen wie in einem Tierpark. Es muß den Eingeborenen viel gutes Land übrig gelassen werden, bewässert und in der Nähe zukünftiger aussichtsreicher europäischer Farmen; denn der Eingeborene soll erstens unter den Augen der Europäer bleiben, er soll ihm als Arbeiter dienstbar sein, ihm verkaufen und von ihm kaufen können.

Auch den Eingeborenen in jenen Reservaten, in welchen ihren bisherigen nomadisierenden und jagdlichen Neigungen fürs erste noch etwas Rechnung getragen werden sollte, müssen Prämien gezahlt werden für besonders schönes Groß- und Kleinvieh, das sie züchten, für gute Wolle, für Straußenzucht, da, wo solche angängig ist, und für Bodenprodukte guter Qualität.

Ehen zwischen Eingeborenen und Europäern sind zu vermeiden. Niemals darf ein Europäer ein Eingebornenweib zur legitimen Frau nehmen; wir haben ja in den portugiesischen Kolonien zur Genüge gesehen, was für ein Menschenschlag daraus entsteht, wie tief solche Kolonien sinken, welche traurige Reflexe dies auf das Mutterland wirft. Wir können sagen, daß Deutsch-Südwestafrika durch die nun bald zwei Jahre währenden Unruhen (sollten wir innerhalb dieser Zeit mit den Ovambos fertig werden?) fast um ein Menschenalter in der Entwicklung zurückgeworfen worden ist. Es ist daher die Ansiedelung der Eingeborenen, deren Hilfe der Farmer bedarf, in der Nähe des Weißen notwendig. Auch wird der Einfluß des Weißen durch seine Arbeitstätigkeit zivilisierend auf den Eingeborenen wirken.

In einzelnen Teilen des Deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes ist es ausgeschlossen, daß wir daselbst europäische Soldaten verwenden. Da aber auch die Anwerbung von Sudanesen immer weitere Schwierigkeiten bieten wird, so muß selbstredend auch aus Eingebornen eine Schutz- oder Polizeitruppe wie seither verwendet werden; jedoch dürfen Herero-Soldaten nicht gegen Hereros kämpfen und Ovambos nicht gegen Ovambos, sondern sie müssen außerhalb der Grenzen ihrer Stammesgenossen Dienste tun.

Von großer Bedeutung ist in jeder nicht ganz pazifizierten Kolonie das Verbot des Waffenschmuggels. Da es schwer gelingen wird, die Eingeborenen zur Hergabe ihrer für teures Geld erworbenen, geraubten oder gestohlenen Hinterlader und Munition zu bewegen, so müssen wir zu verhindern suchen, daß über die Grenzen unserer Nachbarn, also über die portugiesische und eng-

lische Grenze, die Eingeborenen von neuem mit Waffen moderner Systeme versehen werden. Haben wir es doch in Ostafrika erlebt, daß die Engländer, die gute Kaufleute sind (und auch damals schon unsere ‚guten Freunde' waren!), die Aufständischen am Kilimandscharo von Sansibar aus mit den besten Hinterladern versahen; selbstredend nicht gegen ein freundliches Lächeln.

Der Aufstand der Hereros, Ovambos u. s. w. hat uns gelehrt, daß wir sehr auf der Hut bleiben müssen, bis unsere Kultivierungsversuche bei den Eingeborenen so volles Verständnis erweckt haben, daß sie an Aufstand nicht mehr denken. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß wir einmal einen afrikanischen Krieg gegen Europäer oder gegen Weiße überhaupt sehen werden, daß sich die schwarzen Stämme Afrikas samt und sonders, wenigstens südlich des Sambesi, zusammenschließen, um einen gemeinsamen Stoß zur Vernichtung der Weißen in Szene zu setzen.

Daß bei den Ursachen des Aufstandes auch die gesamte Landpolitik des Gouverneurs eine Rolle spielte und Unzufriedenheit erweckt hat, ist klar; die Regierung hat ruhig zugesehen, wie die Händler sich gegenüber den Eingebornen selbst halfen. Die Hereros wurden dadurch unsere Feinde, aber nicht etwa die Feinde der anderen Weißen, also der Engländer oder Buren. Aber auch die Komödie mit Henrik Wittboy ist noch zu sehr im Gedächtnis aller; man wird hoffentlich nicht sobald wieder einem Negerhäuptling goldene Ehrenmünzen verleihen. Wittboy hat den Gouverneur gründlich ‚über den Löffel barbiert'; wenn irgend einer der Aufständischen in Deutsch-Südwestafrika jeden Tag seines Lebens in Ketten geschlossen vor der Wohnung des Gouverneurs Straßen kehren müßte, so sollte diese Arbeit Henrik Wittboy zukommen.

Ueberhaupt müssen die Rädelsführer — wenn irgendwie möglich, selbst noch nach Jahren — dingfest gemacht werden, unter Aussetzung großer Prämien; sie müssen vor versammeltem Volke abgeurteilt werden und dem Tode verfallen. Der alte Henrik Wittboy hat uns zur Genüge gezeigt, was zu erwarten ist, wenn wir wieder den Ton der Milde und Nachsicht anschlagen wollen.

Eine auf Frieden ausgehende Verwaltung der Kolonien kann nur auf Grund von großer Gerechtigkeit, gepaart mit bedingungsloser Strenge, gut tun und zwischen Eingeborenen und Europäern ausgleichend wirken. Die wirtschaftliche Prosperität einer Kolonie hängt absolut davon ab, daß nur solche Beamte und Offiziere mitwirken am Aufbau der Kolonie, die nicht niederschlagen, sondern direkt aufbauen wollen. Auszeichnungen in Form von Gehaltserhöhungen, Beförderungen, Verleihung von Orden und Ehrenzeichen (denn man soll einen gewissen berechtigten Ehrgeiz junger Beamter und Offiziere nicht zu dämpfen versuchen), sowie Ausdehnung des Urlaubs müssen denjenigen werden, die sich durch friedliche Durchführung des ihnen übertragenen Programms auszeichnen und es verstehen, zwischen Schwarzen und Weißen richtig zu vermitteln und in ihrem Bezirk mustergültige Zustände zu schaffen.

Entscheidend für die Verwaltung einer jungen Kolonie ist die Persönlichkeit des Gouverneurs. Leider hat der bisherige Gouverneur Leutwein bezüglich seiner Eingeborenen-Politik nicht allein einen kurzsichtigen, sondern geradezu kindlichen Standpunkt eingenommen. Er hat die Eingebornen in Schutz genommen gegenüber den Ansiedlern, wo es umgekehrt hätte sein müssen. Auch hat er sich, als grausame Mißhandlungen der Eingebornen vorkamen, wie es scheint, gefürchtet, allzu energisch vorzugehen. Der Leutwein vor zehn Jahren und der heutige Leutwein sind eben zwei verschiedene Männer. Das Klima muß des Gouverneurs Urteilsfähigkeit getrübt haben. Ich kenne solche Fälle. Sie treten auch anderwärts auf. So ist es in China vorgekommen, daß europäische Beamte, die lange dort gelebt, chinesischer wurden in ihren Anschauungen als die Chinesen und in ihrem eigenen Landsmann, dem Europäer, einen Feind des Chinesen, also auch ihren Feind sahen.*

Herrn Leutwein ist Deutsch-Südwestafrika plötzlich aus der Hand geglitten. Seine Politik ist ihm über den Kopf gewachsen. Die Kolonialverwaltung hat ihn gewähren lassen. Infolge Unentschlossenheit und Hin- und Herlavierens ist es gekommen, daß auch die Land-, Besiedelungs-, Minen- und andere Gesellschaften ihm über den Kopf wuchsen und mehr zu sagen hatten als er. Leutwein hat sich zweifellos seine Sporen dadurch verdient, daß er i. J. 1894 den ersten Aufstand Henrik Wittboys niederschlug. Aber es gibt Leute, welche behaupten, daß dem Major von Francois hier das Hauptverdienst zuzuschreiben sei. Im übrigen darf nicht vergessen werden, daß Leutwein wiederholt gewarnt und gebeten wurde, größere Truppenmassen für den Schutz der Ansiedler bereit zu halten. Ja, die Ansiedler selbst mußten es wohl fühlen, daß Leutwein zu schwach sei; denn sie hatten anfangs Januar 1896 bereits eine Eingabe an ihn gemacht (unterzeichnet von ungefähr 50 der bekanntesten Ansiedler), worin sie darauf hinwiesen, daß die Hereros ungefähr 20000 Krieger hätten, und die Schutztruppe 200 verfügbare Mann. Die Ansiedler schrieben: ‚Wir werden nicht imstande sein, einen Aufstand niederzuschlagen, der bei einem Mißerfolge unsererseits eine große Ausdehnung gewinnen wird. Und wir halten unsere Lage für eine sehr kritische.‘ Nicht lange darauf brach der erste Herero-Aufstand aus. Dann erlebten wir den Aufstand eines Hottentottenstammes, dann den der Feldschuhträger, den der Bondelzwarts und auch noch den der Ovambos. Aber Leutwein schien überzeugt von der Freundschaft der Eingeborenen und wiegte sich in einem großen Sicherheitsgefühl. Auch wollte er Gutkind mit dem Kolonialamt bleiben und nichts verlangen. Offenbar hat Leutwein nicht genügend die Kolonialgeschichte anderer Völker studiert, wie die Englands, Spaniens, Frankreichs, Hollands, Portugals, denn das sind doch alles Vorgänger von uns gewesen; auf Grund der Erfahrungen der Vorgänger hätte man die Kolonialpolitik des Landes aufbauen müssen, um so die Fehler, die andere gemacht, zu vermeiden. Aber es scheint, daß nur eigene Erfahrung klug macht.

* Eugen Wolf: ‚Im Innern Chinas.‘ Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Es ist jedenfalls Leutweins zehnjähriger Tätigkeit in Südwestafrika zugute zu halten, daß er alles in bester Absicht getan hat. Er hat unter sehr ungünstigen Verhältnissen damals sein Amt im Schutzgebiet angetreten und in den ersten Jahren seiner Tätigkeit mit den Wittboys und anderen verhältnismäßig gut abgerechnet. Aber mit dem Neger gibt es nur eine Politik, die der Gerechtigkeit und Strenge und nicht der Versöhnlichkeit, Gevatter- und Duzbrüderschaft. Wenn Leutwein wieder eine zeitlang im erfrischenden deutschen Klima gelebt und sich etwas mehr in die Kolonialgeschichte anderer Völker eingearbeitet haben wird, so kann er im Kolonialdienst noch sehr gute Arbeit leisten in höheren Posten, sei es in Deutschland, sei es in den Kolonien selber. Bedauerlich ist, daß er es nicht verstanden hat, die Ansiedler auf seine Seite zu bekommen.

Der zukünftige Gouverneur, mag er Militär oder Assessor gewesen sein (das kommt gar nicht in Betracht), darf keinen militärischen oder bürokratischen Ehrgeiz haben, sondern lediglich kaufmännischen. Er muß seinen einzigen Stolz, seine einzige Befriedigung, sein einziges Augenmerk darauf richten, die Kolonie zu einer ergiebigen zu machen. Er muß so den Mut seiner Meinung haben, daß er auf die Kolonialheuchler im Mutterlande pfeift und sich keiner Hurrastimmung preisgibt. Ein solcher Mann wird sich bald der Sympathien des sich den Kolonien gegenüber noch ablehnend verhaltenden Teiles des deutschen Volkes erfreuen; dadurch wird sich ein ganz anderes Band zwischen Mutterland und Kolonien bilden. Die sogenannt gebildete Klasse, die heutzutage ihre sechs oder acht Mark Kolonialbeitrag zahlt, sich an Lichtbildern und Vorträgen, Ovationen und Banketten, Festversammlungen usw. erfreut, die aber, wenn man den Versammlungssaal schließen würde und sie um zwanzig Mark für die Kolonie bäte, in einem Mauseloch oder in einem Tintenfaß verschwände, muß aus ihrem ablehnenden Stumpfsinn geweckt und überzeugt werden, daß nur Geld, Geld und wieder Geld und nicht gegenseitige Anräucherung den Kolonien etwas nützt.

Aber nicht nur die Kolonialverwaltung, auch die Abteilungen der deutschen Kolonialgesellschaft haben insofern gesündigt, als sie fast zu allem, was von Berlin aus dekretiert wurde, Ja und Amen sagten; die Zweigvereine haben nichts anderes zu tun gehabt, als immer ‚Hurra' zu rufen zu allem, was die Herren in Berlin vom grünen Tisch per Zirkular vorzuschlagen resp. zu dekretieren für gut fanden. Selbst in Städten, die ein großes Kontingent von Kolonialmitgliedern stellen, wurde, was vom Präsidium in Berlin ausging, stets mit dreifachem ‚Hurra' begrüßt. Die Mitglieder wurden nicht um ihre Ansicht gefragt. Es wäre ja auch nicht ‚patriotisch' gewesen, anderer Ansicht zu sein als die Herren vom Vorstand in Berlin, auch hätte man dadurch, daß man eine andere Ansicht äußerte, einer Ehrung verlustig gehen können oder gegenseitiger Beräucherung. So ist es gekommen, daß durch mangelhaftes Verständnis und durch Liebkindtuerei die Zweigvereine der Kolonialgesellschaften in manch große Dummheit mit eingestimmt haben.

Nach all dem Gesagten wäre es nicht zu verwundern, wenn S. M. der Kaiser kein größeres Interesse für unsere Kolonien zeigte, es sei denn, daß er besser, freimütiger und offener unterrichtet würde, als dies bisher geschehen zu sein scheint. Es ist kein Geheimnis, daß der Kaiser, der für das Heer, für die Marine und die überseeische Entwicklung unserer Handelsflotte, im fernen Orient, in China, in Kleinasien und über allen Weltmeeren ein großes Interesse an den Tag legt, einen großen Umschwung in der öffentlichen Meinung zugunsten unserer Kolonien hervorrufen würde, wenn er sich im selben Maße für unsere Kolonien interessierte. Ich brauche nicht an die Fälle zu erinnern, in welchen innerhalb der letzten zehn Jahre zum deutschen Kaiser bezüglich kolonialer Information die Unrichtigen befohlen worden sind, — die Toten wollen wir ruhen lassen; — *aber wenn es nicht gelingt, den Kaiser mehr für unsere Kolonien zu interessieren, als dies jetzt der Fall zu sein scheint, so werden sie umso langsamere Fortschritte machen.*

Einem *Kolonialrat*, von dem man bei vielen Mitgliedern nachweisen kann, daß sie, um eine Rolle zu spielen, oder Portemonnaie-Interessen halber sich haben wählen lassen, kann kein wahrer Kolonialfreund sein Vertrauen schenken. Ein Schäfer aus Südafrika oder ein Kokosnußpflanzer aus Ostafrika ist ein viel nützlicherer Berater als ein Verleger und Terrainspekulant in Berlin oder eine alte Exzellenz, mag man auch noch so große Hochachtung vor ihren früher dem Vaterland geleisteten Diensten haben.

Vor allem muß der *Kolonialdirektor* ein fester Mann mit weitem Blick sein und darf sich von keiner Seite, weder von der allerhöchsten noch der allerniedrigsten, irremachen lassen; er muß das, was mir ein Minister in Berlin sagte, öffentlich auszusprechen nicht scheuen: ‚*Mir kann keener, mein Automobil ist jeheizt.*‘

Bei zukünftigen Erteilungen von Konzessionen an *Erwerbsgesellschaften* für Eisenbahnen, Dampferlinien, Bergwerke, Grundeigentum, Plantagen muß der goldene Mittelweg gewählt werden in Bezug auf Verdienen und Verdienenlassen. Die Erteilung von Monopolen muß so geordnet sein, daß sie den Unternehmungsgeist des großen Publikums nicht hemmt und nicht hemmen kann, und hier scheint es mir auch in Berlin im Amte an Leuten zu fehlen mit ‚weitem Blick‘, ‚Schneid‘ und ‚dem Mute ihrer Meinung‘.

Natürlich ist nötig, daß die großen auf Spekulation gegründeten Landgesellschaften, welchen man, wie es scheint, schon den besten Teil des Bodens abgetreten hat, sowohl Ansiedlern wie auch Eingeborenen gegenüber Entgegenkommen zeigen und nicht durch maßlose Forderungen hohe Landpreise schaffen. Hat man ja doch lesen müssen, daß eine Gesellschaft (deren Leiter Mitglied des Kolonialrats ist) den Feldzug in Südwestafrika zuungunsten der armen, beschädigten, ihres Viehes beraubten, um Hab und Gut gebrachten Ansiedler ausnützte. Es ist dies derselbe Herr, der sich als Leiter eines großen kolonialen Unternehmens s. Z. in Sansibar nicht mit Lorbeeren bedeckt hat;

derselbe, der bei der Generalversammlung am 1. Juli 1890 der deutschen Kolonialgesellschaft in Köln uns hat weißmachen wollen, der Verlust Sansibars sei gar nicht zu bedauern, Dar es Salam werde uns dasselbe bieten; derselbe, der es vor zwei Jahren fertig gebracht hat, von Berlin aus eine großartige Hetze gegen den Kongostaat in Szene zu setzen, die uns mit Belgien, einem uns sympathischen Land und Volk, zu dem wir wichtige kommerzielle Beziehungen haben, beinahe verfeindet hätte.

Ueberhaupt ist derselbe an allen möglichen kolonialen Unternehmungen beteiligt. Ob solche Herren als Unparteiische und Uninteressierte in den Kolonialrat gehören, überlasse ich dem Urteil des Lesers.

Der Zentralverwaltung müssen sowohl kaufmännische wie landwirtschaftliche Beiräte aus der Kolonie zugeteilt werden, die entscheidendes Stimmrecht besitzen, und sich nicht auf ihre, sondern auf Gouvernementskosten in bestimmten Zeiträumen versammeln.

Hoffentlich wird endlich auch einmal im Reichstage die Zahnperiode unserer Kolonialpolitik aufhören; unsere ganze kolonialpolitische Auffassung muß eine andere werden dadurch, daß die kolonialfreundlichen Reichstagsmitglieder sich zusammenscharen zu einer Gesamtgruppe, um bei wichtigen Fragen und Entschlüssen, die vom Reichstag genehmigt werden sollen, zusammenzustehen. Ein Kolonialrat kann ja ebensogut im Reichstag bestehen; der jetzige Kolonialrat ist doch nur entweder ein Kitzel für bestimmte Größen, die es nicht sind, mit Wichtigtuerei aufzutreten, oder für solche Mitglieder, welche selbst große materiellen Interessen im Handel mit oder in den Kolonien haben, darauf hinzuarbeiten, daß ‚Wasser auf ihre Mühlen' läuft. Haben doch so manche der Herren im Kolonialrat großen materiellen Vorteil vom Aufstand in Südwestafrika gehabt. Ich will mich hier nicht näher darüber auslassen. Wie ist es möglich, daß solche Herren ein unparteiisches Urteil haben, einen uninteressierten Rat abgeben können? Die nicht kolonialfreundliche Gruppe im Reichstag würde gut daran tun, unsere Kolonien in Augenschein zu nehmen und zu studieren, damit schließlich die Gesamtheit der Nation, also die Volksvertreter, geschlossen für ein größeres Deutschland eintreten können.

Schmerzlich hat es alle kolonial-freundlichen Kreise berührt, daß man die Forderungen für Entschädigung der Ansiedler nicht total bewilligt, vielmehr herabgesetzt hat. Aber wenn den Geschädigten nicht voller Ersatz wird für die Verluste, die sie erlitten, wie sollen sie den Mut finden, von neuem aufzubauen unter den schwierigen Verhältnissen, und wenn ihr eigenes Vaterland sie geringschätzig behandelt und entmutigt? Selbst zehn Millionen Mark wären nicht zu viel gewesen für die gesamten Verluste aller Ansiedler, in Nord und Süd, alles zusammengerechnet. Wenn uns schon der Feldzug über hundert Millionen Mark kostet, so sollte es dem Reichstag auf zehn Millionen Mark Entschädigung für Leute, die man von Haus und Hof vertrieben, deren Ernten man vernichtet, Frauen geschändet, Kinder ermordet hat, nicht ankommen. Es ist ein

Armutszeugnis sondergleichen für die Reichstagsmitglieder, ein erneuter Beweis dafür, wie wenige von den Mitgliedern des Reichstags Verständnis für die Kolonien haben und Interesse dafür an den Tag legen. Es gehören in den Reichstag jetzt, wo wir die großen Kolonien haben, von denen wir auch nicht eine einzige jemals wieder aufgeben werden (— im Gegenteil, sie müssen vermehrt werden —), Männer, die sich mehr mit kolonialen Fragen beschäftigen, die Kolonien kennen aus eigener Erfahrung und Anschauung und nüchternes Urteil besitzen. Weil dieses Verständnis beinahe allen Reichstagsmitgliedern fehlt, habe ich vor einigen Jahren dem Reichstag ein Zirkular zugesandt, worin ich die Notwendigkeit betonte, daß Reichstagsmitglieder unsere Kolonien de visu kennen lernen müßten. Ich schlug vor, es möchten sich aus den verschiedenen Parteien sechs oder acht Mitglieder finden, die eine viermonatliche Reise antreten, innerhalb welcher Zeit sie sich in unseren afrikanischen Kolonien ein Urteil bilden könnten über Klima, Boden, Zukunft des Landes, der Bevölkerung und deren Bedürfnisse. Beim Verlassen einer jeden Kolonie möchte dann der einzelne Abgeordnete seine Ansicht niederschreiben, um später dem Reichstag das Fazit seiner Beobachtungen vorzulegen. Namentlich, so hoffte ich, würden sich auch bei den kolonialfeindlichen Parteien einige Abgeordnete finden, das Opfer dieser drei- bis viermonatlichen Reise und vielleicht noch ein unbedeutendes materielles Opfer zu bringen zur Besichtigung der Kolonien. Die Dampfergesellschaften hätten die Herren wahrscheinlich um ein Billiges befördert. In den Gouvernementsgebäuden hätte man sie beherbergt, so daß die Reisekosten nicht so große geworden wären, etwa bis zu 3000 Mark. Mit mehr Liebe für unsere Kolonien als heute, hatte ich vorgeschlagen, auf meine Kosten mitzureisen, um als Führer zu dienen. Hoffte ich doch meinem Land einen Dienst zu erweisen, wenn einige Reichstagsmitglieder für unsere Kolonien warm geworden wären. Das Zirkular ist damals in die Hände aller Reichstagsabgeordneten gelangt. Wenige Tage darauf kam ins Hotel Kaiserhof in Berlin, wo ich wohnte, ein Mitglied der konservativen Partei, das sich immer als großer Kolonialfreund ausgegeben, auch an kolonialen Unternehmungen beteiligt ist, und sagte mir: ‚Na, Herr Wolf, Ihr Vorschlag ist ja sehr vernünftig, und wenn der Staat oder Sie uns die Reise zahlen wollen, gehen wir alle mit.‘ So groß war das Interesse für unsere Kolonien bei den Reichstagsabgeordneten. Es ist wohl bis heute nicht viel besser geworden. —

Jedoch ist es notwendig, daß nicht nur die Reichstagsmitglieder sich Kenntnis über unsere Kolonien aneignen, sondern solche muß auch in die breiteren Volksschichten getragen werden durch populäre Wandervorträge, veranstaltet und bezahlt von den Kolonialgesellschaften und dem kolonialwirtschaftlichen Komitee, gehalten vor Bauern, Arbeitern, Handwerkern usw. und nicht ausschließlich vor Leuten im Gehrock, die einen vergnügten Abend verbringen wollen; diese Vorträge sollen belehren über die Kolonie, über das, was sie dem einzelnen, der hinausgehen will, bietet, welcher Mittel er bedarf,

was für Leute draußen fehlen und willkommen sind. Hand in Hand gehen damit müssen alljährliche, wenn auch noch so bescheidene, dem allgemeinen Publikum gratis zugängige Wanderausstellungen der Produkte unserer Kolonien.

Selbstredend muß vor allen Dingen der Beutel der deutschen Nation für die Kolonie geöffnet werden. Praktische Häfen und Moolen müssen geschaffen werden, Eisenbahnen, Fahr- und Wasserstraßen, Stauwerke und Tränkplätze; um das deutsche Kapital zu veranlassen, sich an Unternehmungen in den Kolonien mehr als bisher zu beteiligen, *ist es unbedingt notwendig, daß ein Gesetz geschaffen wird, welches die Beteiligung auch von weniger Bemittelten an kolonialen Unternehmungen gestattet*, mit einem Wort, es müssen *Zwanzigmarkanteile* geschaffen werden, wie ich dies wiederholt und schon vor vielen Jahren in deutschen Zeitungen als Notwendigkeit betont habe.

Nur dann, wenn es auch den weniger Bemittelten für die Folge ermöglicht wird, ihr Interesse an unseren Kolonien *materiell* zu betätigen, wird das Verständnis für Wechselwirkung zwischen Mutterland und Kolonie in die breiteren Volksschichten dringen, und auch nur ein bescheidener Erfolg, eine Verzinsung seines im fernen Erdteil angelegten Kapitals wird diejenigen, die mit kleinen Summen einen Versuch gemacht haben, ermutigen, nach und nach mehr anzulegen.

* * *

Was in unseren Kolonien vorgeht, geht jetzt jeden Deutschen an, und jeder Deutsche hat das Recht, über einen mit dem Dienste des Vaterlandes Betrauten sein Urteil abzugeben; nicht allein das Recht, sondern die Pflicht, und als Pflicht betrachte ich es, mich hier auszusprechen.

Zaghaftigkeit und Umhertasten in der Kolonialabteilung, Zaghaftigkeit des Gouverneurs, Unentschlossenheit, verkehrte Behandlung der Eingeborenen, Eigenmächtigkeit der Ansiedler, irrige Auffassung ihrer Mission von seiten der Missionare, Interesselosigkeit in der Heimat, koloniale Scheintuerei und Heuchelei, verhältnismäßige Kühle S. M. des Kaisers für unsere Kolonien: alles das hat, möchte ich sagen, zusammengewirkt, um zu dieser Katastrophe, zu dieser furchtbaren Katastrophe zu führen, die uns, bis wir wieder da sind, wo wir vor zwanzig Jahren angefangen haben, voraussichtlich dreihundert Millionen Mark kosten wird, die in unendlich viele Familien Deutschlands Wehmut und Trauer auf Jahre hinaus verbreitet hat. Möge diese schwere Lektion uns aufrütteln und ermahnen, möge sie die einzige und letzte schwere Lektion gewesen sein, die uns außerhalb der Grenzen Deutschlands beschieden ist! Dann wird auch Deutsch-Südwestafrika wie der Phönix aus der Asche emporsteigen.

Die Reform der Geselligkeit.

So lautet der Titel eines Essays in der Sammlung ‚Aus der Werkstatt' (Cotta 1904), worin eine Reihe beachtenswerter Studien von Ludwig Fulda vereinigt sind. Fulda ist sonst gerade keine Reformer-Natur, und es ist charakteristisch für den modernen, in der ‚guten Gesellschaft' lebenden Schriftsteller, — pardon, das darf man nach einem anderen Essay dieser Sammlung nicht sagen; aber ‚Dichter' will mir für Fulda nicht aus der Feder; also sagen wir ‚feinsinnigen Denker', — daß er gerade da sich zu Reformideen aufschwingt. Andrerseits hört eine große Schicht hochgebildeter deutscher Leser wenig oder nichts über die sogenannte Gesellschaft, weil sie sich nicht darin bewegt, sondern ihre Tage mit ein paar Verwandten, guten Freunden und Berufsgenossen des Mannes zubringt. Ein Zustand, der jedem Mitglied der ‚Gesellschaft' mitleidiges Entsetzen einflößt, der aber vielen so gut bekommt, daß sie ihn gar nicht reformieren wollen. Sehr nützlich aber ist es gerade für solche, einmal die Welt kennen zu lernen, von der Seite der Gesellschaft (speziell in Berlin) betrachtet.

Verlockend schildert Ludwig Fulda diese nicht.

„Der Zustand, über den sich alle beschweren, der niemand befriedigt, dauert fort, und eine schärfere Untersuchung würde ergeben, daß beinahe jede vergnügte Gesellschaft aus lauter einzelnen Mißvergnügten besteht — die tanzenden Backfische ausgenommen."

Dann folgt ein interessanter kulturhistorischer Rückblick. Fulda erkennt richtig: ‚Zwei einander entgegengesetzte Prinzipien des geselligen Lebens lassen sich in der Geschichte verfolgen: strenge Absonderung und freie Gemeinsamkeit.' Die Blüte der einen findet er im ‚feudalen Mittelalter'; die der freien demokratischen Gesellschaft in der Periode, die ‚unmittelbar auf die französische Revolution folgte'. ‚Erst unserer Epoche . . . war es vorbehalten, diese zwei Prinzipien miteinander zu verquicken und zu einem unlösbaren Knäuel zusammenzuballen.' Dies wird dann näher ausgeführt.

Fulda hätte hinzufügen können, daß auch heute noch die nach dem ersten Prinzip der Absonderung lebenden Gesellschaftskreise sich darin vollkommen wohl fühlen und es sich gar nicht besser verlangen; so der Hofkreis (die sogenannte erste Gesellschaft), die Welt der Universitätsprofessoren, der Hamburger oder Bremer Kaufleute und ähnliche. Was Fulda treffend schildert, ist der

Menzel pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Abreise des Königs Wilhelm zur Armee 1870.

Zustand der sogen. zweiten Gesellschaft unserer großen Städte. Und darin ist der Mißvergnügteste — gerade der wohlhabende, zu Namen und Ruf gelangte Schriftsteller. Fulda fühlt nicht das subjektive Moment seiner Betrachtung.

Ein derartiger Schriftsteller hat in Deutschland *nicht* wie z. B. in Frankreich die seinen Ansprüchen und seiner Selbsteinschätzung entsprechende *gesellschaftliche* Stellung. Jeder Regierungsrat oder Leutnant *geht* ihm in der Rangordnung unseres Kastengeistes *vor*. Das gilt übrigens für *jede nicht* mit Titeln gestempelte, in irgend eine Rangklasse (die gibt es nicht nur am Hof!) einschablonierte Persönlichkeit. Der Engländer hat ein Ideal, das wir bezeichnenderweise nur englisch benennen können, den ‚Stand' eines independent gentleman. Bei uns würde die Polizei bei der Rubrik ‚Standesbezeichnung' einen ähnlichen Ausdruck beanstanden; Rentier oder Privatier ist nicht dasselbe. Und die ‚Gesellschaft' weiß im Prinzip nichts mit derlei unrubrizierten, unabhängigen Gebildeten anzufangen; sie weist ihnen keinen sicheren Platz in ihrer Ordnung an, und deshalb fühlen sie sich darin höchst ungemütlich. Der normale Deutsche gehört zu einer Kaste; und daß der ‚Schriftstellerstand' keine solche sein kann, führt Fulda in jenem andern Aufsatz sehr gut aus.

Zieht man diese subjektive Ursache ab, so bleibt noch genug richtiges an Fuldas Darstellung.

‚Man gibt Gesellschaften und geht in Gesellschaften.' ‚Ist es . . das Bedürfnis nach Anregung, das Streben nach Verständigung oder auch nur die freie Sympathie, was die Menschen zu einander führt? O nein! An die Stelle des geselligen Triebes . . . tritt die gesellschaftliche *Verpflichtung*, eine der größten Martern, welche die Menschen zu ihrer eigenen Qual ersonnen haben.' Weiter: ‚Die Seele der Geselligkeit ist das *Gespräch*.'

Hier trifft Fulda einen wunden Punkt, den er aber nicht scharf erkennt. Er selbst ist ein amüsanter und geistreicher causeur (ein Fremdwort!). Aber der Deutsche im Durchschnitt hat wenig Talent zum geselligen Plaudern, zur Konversation (ein Fremdwort!). Entweder er bewegt sich nur im ganz Seichten — oder er doziert, predigt oder erhitzt sich mit einem zweiten in einer Ecke so sehr über ein Thema, daß es hohe Zeit ist, das Duett zu unterbrechen. Monolog oder Dialog — *drei* Deutsche können kaum zusammen reden. Die Kunst, kurz aber interessant Wertvolles und Mitteilenswertes zu sagen und dann vom Thema *wieder loszukommen*, auf ein anderes überzuspringen, mit einem anderen weiter zu reden — ist sehr selten. Und eine wahre Konversation *müßte* das lernen; denn in geselligem Zusammensein kann man die Themata nicht erschöpfen wie in einem Buch; man kann nur anregen, nicht gründlich belehren, und müßte in der Form oberflächlich bleiben, ohne es im Gehalt wirklich zu sein.

Das ließe sich wohl lernen, wenn man es wollte. Aber man will es gar nicht. Denn ‚das Uebel sitzt noch tiefer', als Fulda sieht, und darum verspreche ich mir gar nichts von seinen Reformvorschlägen, die — sehr geist-

reich — einen ‚planmäßigen sozialen Anschauungsunterricht‘ in der Schule fordern; mit dem hohen Ziele: ‚Nichts Menschliches ist mir fremd.‘

Die ‚Unterhaltung‘, die angenehme Konversation müßte immer der Zweck der Geselligkeit sein, und zwar ein bewußt erstrebter Selbstzweck; nur dann könnte sie blühen. Davon sind wir aber weit entfernt; denn unsere Geselligkeit hat zwei ganz andere klar bewußte Zwecke: Eitelkeit und Vorteil. Fulda ist, wie der Franzose sagt, arrivé; er ist wohlhabend und in seinen Kreisen ‚berühmt‘ — also gesättigt; darum übersieht er diese beiden Haupt-Triebfedern unserer ‚Gesellschaft‘.

Die Eitelkeit suche man ja nicht nur bei der holden Weiblichkeit; die Männchen sind daran ebenso stark beteiligt. Sie ruht auch nicht allein auf dem Äußerlichen: eleganter Toilette, Schmuck der Damen, Orden der Herren, ‚feines‘ Essen und ‚süperbe‘ Weine — nein, der Hauptgenuß ist: mit Leuten in einem Zimmer zusammen sein, die reich sind oder einen ‚Namen‘ haben; mit höherstehenden, einflußreichen, betitelten, bedeutenden, interessanten, womöglich in der Zeitung abgebildeten Menschen an demselben Tische gegessen zu haben — das ist der Traum der Träume, das das Ziel der Sehnsucht, das der Lohn für die ‚Qual‘. Am Anfang genügt ein Afrikareisender oder Kommerzienrat; später müssen mehrere ‚berühmte‘ oder stadtbekannte Personen ‚dagewesen‘ sein, — sonst war es nicht schön. Die erste Frage vor der Gesellschaft ist: ‚Was ziehen wir an?‘ (infolge des in der zweiten Gesellschaft mangelnden strengen Komments der ersten, der dort diese Frage unnötig macht); aber die erste Frage nach einer Gesellschaft ist rettungslos: ‚Und wer war denn alles da?‘ Das heißt: war es auch der Mühe wert, hinzugehen, und läßt sich irgend ein Vorteil von dem Abend erhoffen.

Denn Vorteil und Eitelkeit gehen Hand in Hand; und der erhofften — und auch oft erreichten Vorteile ist Legion. Denn es ist demjenigen Deutschen, der noch nicht arrivé oder gesättigt ist, dringend anzuraten, trotz aller solchen absprechenden Kritiken die Macht der bestehenden, wenn auch mit der Form oft unzufriedenen Gesellschaft nicht zu unterschätzen. Sie ist eine Art Freimaurerbund derjenigen Leute, die in Besitz und Bildung schon so weit sind, daß sie ein ‚Haus machen‘, einladen und in Gesellschaften gehen können. Wer draußen ist, zählt nicht mit und bekommt nichts ab von den guten Bissen der Tafel, der Protektion und des sich reich verschlingenden Vorteilsnetzes.

In der ‚Gesellschaft‘ werden Ämter und Stellen vergeben; man erfährt vorteilhafte Gelegenheiten und Mitteilungen aller Art; hört, von was ‚man‘ spricht, wen kennen zu lernen und bei wem zu verkehren nützlich ist für die Sache, die man treibt oder vorhat; man selbst wird bekannt, und eine Hand wäscht die andere — schon während des Essens. Auch das gegenseitige Loben und Schmeicheln nicht zu vergessen; bei einem ‚berühmten‘ Mann verkehren eo ipso lauter ‚berühmte‘ Leute; ‚unser‘ X kann nichts Unbedeutendes sein, sonst würde er ja nicht unser ‚Freund‘ sein. Wohl dem, der drin ist und es aushält und drin bleibt; das Ganze gleicht einer großen Lobes- und Einfluß-

Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, G. m. b. H. – und sie bezahlt ihre Tantièmen sicher und pünktlich.

So gut es also Fulda meint, sein ‚Anschauungsunterricht' wird daran nichts ändern; und diese Zwecke werden auch erreicht, wenn man sich langweilt und die ‚Causerie' mäßig geistreich und fesselnd ist. Es ist eben auch sonst nicht Fuldas Sache, tiefer psychologisch zu sehen und nachzuforschen; er selbst ist der geborene Salon-Causeur; das zeigen die anderen Aufsätze des Bandes. Hübsch ist noch der über die Muttersprache und wertvoll, weil aus Fuldas speziellstem Können entsprungen, der über die ‚Kunst des Uebersetzens'. Fuldas Uebertragung des Molière wird seine eigenen Dichtungen vermutlich überdauern. Aber über solche Fragen, wie ‚Moral und Kunst', ‚Kunstgefühl und Schamgefühl' sollte er lieber nicht schreiben. Wer der ‚freien Bühne' und dem ‚Goethebund zur Förderung der Unsittlichkeit in der deutschen Literatur' angehört, kann dafür die Vorbedingungen nicht mitbringen. Fulda wendet ohne feste Grundsätze die Begriffe, wie es ihm paßt; so ist auf S. 205 ‚der beste Zensor der gute Geschmack des gebildeten Publikums; und wer wollte zu bestreiten wagen, daß dieser beste Zensor in unserem Vaterlande und in dessen Hauptstadt längst vorhanden ist?' (Es gibt doch solche Nichtswürdige, die das zu bestreiten wagen!) Und siehe da, auf S. 217 ff. finden wir eine Schilderung des Publikums, die wahrer ist, aber zum guten Geschmack und Censoramt gar nicht passen will. Nein, derlei Fragen ernsthaft anzufassen ist nicht Fuldas Sache, und sie werden auch nicht im Plauderton gelöst, so wenig als eine ‚Reform der Geselligkeit'.

Dr. Otto Thuermann.

Tiara und Mitra.

Gegenwärtig benutzt der Papst die Tiara oder das Triregnum, d. h. die dreifache Krone, nur einmal im Jahre und zwar an seinem Krönungstage, dessen Wiederkehr seit 33 Jahren stets in der Sixtinischen Kapelle gefeiert wurde. In der Sala Ducale oder dem Herzogssaal besteigt der Papst die Sedia Gestatoria, nachdem er sich vorher in der Sala dei Paramenti, im Beisein des heiligen Kollegiums und unter Beihilfe je eines Vertreters der drei Patriarchalkapitel vom Lateran, von St. Peter und von Santa Maria Maggiore mit den Pontifikalgewändern bekleidet hat. Während des Zuges durch die Sala Ducale und die Sala Regia (Königssaal) in die Sixtinische Kapelle und auf dem Rückwege trägt der Papst das Triregnum. Erteilt er dagegen in der Capella Sixtina den großen apostolischen Segen, so setzt er dafür die bischöfliche Mitra auf.

In diesen Vorgängen spiegelt sich das uralte Verhältnis zwischen Tiara und Mitra ab: Letztere ist die liturgische Kopfbedeckung aller Bischöfe, also auch des Papstes, und erstere symbolisiert des Papstes Eigenschaft als weltlicher Fürst, als Souverän. In alten Zeiten nannte man die Tiara einfach Krone (corona) oder Herrschaft (regnum), so daß der Name schon andeutete,

was damit zum Ausdruck gebracht werden sollte. Das Mittelalter in seinen Urkunden spricht stets von regnum, corona, thyara, tyara oder tiara; der Ausdruck Triregnum oder dreifache Krone ist jüngeren Ursprungs, so daß Ducange in seinem Wörterbuche der spätlateinischen Sprache (glossarium mediae et infimae latinitatis) denselben noch nicht verzeichnet.

Die ältesten uns erhaltenen Abbildungen zeigen uns die Form der Tiara ständig als eine in spitzem Winkel aufstrebende phrygische Mütze, deren Seitenlinien kaum eine Kurve aufweisen. Die Höhe derselben war ziemlich mäßig, etwa drei Viertel oder noch etwas weniger der heutigen Maße. Im Laufe der Zeit wurde die Verjüngung in einer sanft abgerundeten Linie geführt, wie wir es sogar noch auf den Wappenschildern unter Pius IV. beobachten können. In späterer Zeit machte man aus der konischen Form des Triregnum eine Art Röhre, die erst am oberen Ende die dann scharfe Kurve zur Spitze erhielt. Zugleichs wuchs auch die Höhe der Kopfbedeckung, wodurch es notwendig wurde, daß rechts und links zwei schmale Bänder angebracht wurden, die, unter dem Kinn gebunden, dem Triregnum einen sicheren Halt auf dem Kopfe geben sollten. Aus dieser an sich schon ungelenken Form machte man zu Ende des 18. Jahrhunderts eine Art Luftballon, wobei der Kopfreif viel schmaler war wie der obere, weit ausladende Teil der Tiara. Diese Ausgestaltung, verbunden mit einer weiteren Steigerung der Höhenmaße, brachte es mit sich, daß aus der ursprünglich kleidsamen Kopfbedeckung ein Monstrum wurde, das zu keinem Gesicht mehr paßte, mochte es voll oder schmal, lang oder rund sein.

Es war darum mit großer Freude zu begrüßen, daß man sich wieder auf ältere Vorbilder besann, als es sich darum handelte, Papst Leo XIII. zu seinem goldenen Priesterjubiläum eine Tiara als Angebinde der Stadt Paris zu überreichen. Wenngleich die jetzt übliche Höhe der Tiara beibehalten wurde, so hat der Künstler doch mit vielem Geschmack das Hauptübel beiseite gelassen, indem er die Linien vom Kopfreife aus in sanftem Bogen und edler Verjüngung zur Spitze führte. Wir dürfen darum diese Tiara den besten Vorbildern aus der Zeit der beginnenden Renaissance an die Seite stellen. Vor diesen hat sie aber einen großen Vorzug voraus. Während jene, uns heute nur in Beschreibungen und Abbildungen erhaltenen dreifachen Kronen infolge reichster Verwendung von Gold und Edelsteinen wegen ihrer Schwere kaum zu gebrauchen waren, zeichnet sich die Pariser Tiara durch ein ausnehmend kleines Gewicht aus. Die noch bis zu Ende des 18. Jahrhunderts im Schatze der Sixtinischen Kapelle vorhanden gewesenen, geschichtlich merkwürdigen Tiaren sind in der Franzosenzeit alle verschwunden, so daß wir, meines Wissens, kein Original aus älterer Zeit mehr besitzen.

Der berühmte Forscher Duchesne äußert sich über den Ursprung dieser Kopfbedeckung, wie folgt: ‚Die Tiara scheint zu Beginn ein Abzeichen gewesen zu sein, das nur dem Papste zustand. Wir besitzen keine Nachricht darüber, die vor der Lebensbeschreibung des Papstes Konstantin (708—715) läge; man erfährt dort, daß der Papst bei seinem Einzuge in Konstantinopel

mit dem camelaucum bekleidet war, wie er das in Rom gewohnt sei. Die Ähnlichkeit des Wortes camelaucum mit dem griechischen Worte Kamelaukion zeigt, daß es sich dabei um eine Kopfbedeckung handelte. Sechzig Jahre später beschreibt der Verfasser der falschen konstantinischen Schenkung die Sache und gibt ihren Ursprung an .... Dieses Abzeichen erscheint, soweit meine Kenntnis reicht, auf keinem Monumente, das vor den Gemälden der alten Kirche San Clemente (12. Jahrhundert) läge. Auf diesen Bildern ruht die Mütze von beinahe konischer Form auf einer verzierten Krone; diese Krone muß nach dem achten Jahrhundert der Kopfbedeckung hinzugefügt worden sein, denn die falsche konstantinische Schenkung unterstellt, daß sie damals noch nicht im Gebrauche war.' Der Kunstforscher Muntz behauptet in seiner Schrift über die Tiara, daß alle Darstellungen derselben auf den Bildern des Mittelalters und selbst der Renaissance freie Erfindungen seien. Die Tiara Nikolaus IV., deren Geschichte Muntz klarstellt, war ‚mit einem verzierten Reifen (und nicht mit einer Krone) versehen und zeichnet sich nur durch ihre Schwere und ihre altertümliche Form aus'. Molinier, ein anderer französischer Forscher, vergleicht alle erhaltenen Monumente und sagt dann: ‚Aus dem Vergleich dieser verschiedenen Darstellungen ergibt sich, daß gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts aus dem die Tiara schmückenden Reifen eine Krone geworden ist; die Nachfolger Bonifaz VIII. beeilten sich dann, die anderen Reifen in gleicher Weise umzugestalten.' Mit Bezug auf diesen Punkt sagt dann der genannte Muntz, daß ‚die Änderungen, die seit dem Aufenthalte der Päpste in Avignon eingeführt wurden, in der Hauptsache in der Ersetzung der bisherigen heraldischen romanischen Motive durch gotische bestanden. Die Tiara, in den Einzelheiten unbestimmt bis zum Pontifikate Benedikt XII. (1334—1342), bereicherte sich endlich unter diesem Papste durch drei scharf geschiedene, übereinander angebrachte Kronen'. Faucon endlich sagt bei der Beschreibung des Grabmals Klemens VI.: ‚Die drei Kronen sind gezackt, eine Neuerung, die erst aus dem vorhergehenden Pontifikate (Benedikt XII.) stammte. Vor Bonifaz VIII. (1295—1305) war die Pontifikalmitra (!) nur mit drei einfachen Reifen ausgestattet. Unter diesem Papste wurde der unterste Reif ausgezackt (se fleuronna) und wurde zur Krone. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wurden die beiden anderen der Reihe nach ausgezackt.'

Der Stoff der Tiara bestand aus Silber- oder Goldbrokat, der häufig mit Emailmalereien und edlem Gestein besetzt war. Ähnlich wie bei der bischöflichen Mitra hingen hinten zwei Bänder herunter, die nicht immer von der gleichen Farbe wie die Mütze gewesen zu sein scheinen; wenigstens finde ich im päpstlichen Schatzverzeichnisse des Jahres 1295 schwarze, mit je acht Emailmalereien verzierte Bänder einer Tiara genannt. Dieses Stück hatte nur einen Reifen (keine Krone), war mit über 170 Edelsteinen besetzt und hatte an der Spitze einen dicken Rubin (rubinum grossum). Man kann sich vorstellen, welches Gewicht diese Kopfbedeckung gehabt haben mag.

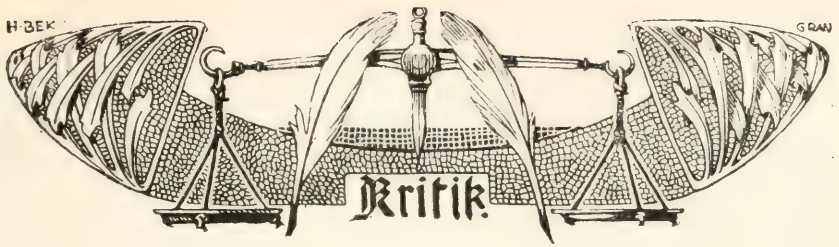
Aus den angeführten Nachrichten ergeben sich Widersprüche über die Ausgestaltung des Triregnum, die die Wissenschaft bis heute noch nicht hat klarstellen können. Sicher ist, daß sich im Schatze Klemens V. (1305—1314) diese Thyara oder Regnum befand, ‚mit drei Reifen von Gold gefertigt und mit verschiedenen Edelsteinen besetzt.' Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt dieses Stück noch aus der Zeit Bonifaz VIII. Wenn de Rossi bei der Beschreibung der Mosaiken von St. Paul auf eine Notiz Panvinios hinweist, der behauptet, ein Monument Bonifaz VIII. im Lateran gekannt zu haben, auf dem die Tiara des Papstes vier Kronen aufweise, so könnte man vielleicht mit Muntz auf die Unzuverlässigkeit der bildlichen Darstellungen jener Zeit hinweisen, wenn nicht ein so gewiegter Forscher wie de Rossi diesen Umstand für bedeutungsvoll genug gehalten hätte, um ausdrücklich des längeren darauf hinzuweisen. Die Verwirrung wird dadurch nur gesteigert, weil die verschiedensten Ansichten gegeneinander stehen. Bis zur endgültigen Klarstellung der Geschichte dieser Kopfbedeckung darf man ungefähr annehmen, daß zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts von der Verzierung mit einem Reifen abgegangen wurde und man allerlei Versuche machte, um eine vollere Ausstattung dieser Mütze zu erzielen. Bei diesen Versuchen stellte sich dann wohl heraus, daß die dreifache Verwendung des Reifens am schönsten sei. Aus dem untersten Reifen mag gleichzeitig ein Krone geworden sein, und in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wird die Umformung der beiden anderen Reifen zu Kronen höchst wahrscheinlich stattgefunden haben.

Die Veränderungen waren aber mehr privater Natur; denn noch unter Innocenz VI. (1352—1362) finden wir die amtliche Tiara mit nur einer Krone. Wenn ein Miniaturmaler in jenem berühmten Albornoz-Kodex des vatikanischen Geheimarchivs auf einer der Darstellungen desselben den Kaiser dem Papste Bonifaz VIII. eine Tiara mit zwei Kronen überreichen läßt, so hat diese Darstellung denselben Wert wie jene mit der vierfachen Krone, dürfte also nicht ohne weiteres als unglaubwürdig bezeichnet werden. Dadurch würde wohl erhärtet, daß in jener Zeit die oben angeführten Versuche zur reicheren Ausstattung eingesetzt haben.

Alle jetzt vorhandenen Tiaren haben eine sehr erhebliche Kopfweite, damit dieselben jederzeit und von jedem gebraucht werden können. Für den regierenden Papst wird dann die passende Kopfweite durch Wattierung hergestellt. Immerhin erfordert eine so vollständig unbiegsame Kopfbedeckung größte Vorsicht beim Tragen, selbst wenn die Bänder unter dem Kinn gebunden werden. Man begreift es darum schon vom praktischen Standpunkt aus, daß sich die Päpste dieser Kopfbedeckung möglichst wenig bedienen, weil sie sehr unbequem ist.

Papst Pius X. hatte bei seiner Krönung in St. Peter am 9. August 1903 leider nicht die Pariser Tiara, sondern jene luftballonartige aus der Zeit Pius IX. stammende benutzt. Bei der Eile, mit der innerhalb vier Tagen alles für die Krönung hergerichtet werden mußte, ist es entschuldbar.

Dr. Paul M. Baumgarten.



Ein Jesuit als Anhänger der Entwicklungstheorie.

Unter dem Titel ‚die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie' ließ P. Wasmann S. J. im letzten Jahre eine Schrift in zweiter Auflage erscheinen, die wegen ihrer bedeutsamen Stellung zu dem, was wir vulgär ‚Darwinismus' nennen, für uns Katholiken vielleicht ein dauernd denkwürdiger Markstein in der Geschichte der Wissenschaft bleiben wird.

Wasmanns Werk zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste führt uns die Zellenlehre einschließlich der Befruchtungs- und Teilungsvorgänge in ihrer modernen Gestalt vor Augen, um mit der Untersuchung abzuschließen, ob eine Urzeugung, eine selbständige Entwicklung der ersten Zellen möglich sei. Im zweiten Abschnitt nimmt Wasmann zur Entwicklungstheorie Stellung und bringt aus seinem Spezialgebiet Belegmaterial für die Anschauung bei, daß die systematischen Arten nicht konstant seien, und daß sich eine Entwicklung innerhalb gewisser Grenzen nachweisen lasse. Wasmann verwirft also die Konstanztheorie, die manche katholische Schriftsteller fast wie ein Dogma zu behandeln für gut fanden, und erklärt sich als Vertreter einer eingeschränkten Entwicklungstheorie. Das ist der springende Punkt seiner Ausführungen. Dabei hält er aber mit Verwerfung der Urzeugung an verschiedenen Schöpfungsakten für seine sog. natürlichen Arten fest und weist in seinen Schlußausführungen die Ausdehnung der Deszendenztheorie auf den Menschen ab.

So interessant die zusammenfassenden Darlegungen Wasmanns über Zelle und Zellenleben an sich auch sind, so glauben wir doch, von denselben hier absehen und nur seine Stellung zur Entwicklungstheorie näher darlegen zu sollen. Bieten ja doch erstere an eigenem und neuem mehr Kritik als positives Material.

Zunächst kommt Wasmann auf die ‚Urzeugung', die von vielen als unerläßliches Postulat der Wissenschaft betrachtet wird, zu sprechen. Diese nimmt an, daß die ersten einzelligen Pflanzen oder Tiere aus dem anorganischen oder nicht organisierten Stoffe hervorgegangen sind, und zwar auf Grund einfacher Naturgesetze, ohne besonderes Eingreifen eines Schöpfers. Die Behauptung, daß die Materie ‚von selber und aus eigener Kraft' die ersten Organismen geschaffen habe, steht nach Wasmann mit den Tatsachen im Widerspruche. Dagegen wäre es nach ihm nicht unmöglich, daß die ersten Lebewesen hervorgebracht wurden ‚durch eine vom Schöpfer der Urmaterie in dieselbe gelegte Bildungskraft, die sich nur unter bestimmten chemisch-physikalischen Bedingungen betätigen konnte, obwohl sie über die Gesetze der anorganischen Materie hinausging' (p. 157). Diese Auffassung der Urzeugung wäre nach Wasmann wesentlich verschieden von der materialistischen. Wir müssen hier die Frage aufwerfen, ob das nicht schließlich auf einen Streit um Worte hinausläuft. Wenn man einmal ein direktes Eingreifen des Schöpfers bei der Entstehung der organischen Welt nicht mehr annimmt,

so scheint es uns gleichgültig zu sein, ob jene ‚von selber' oder infolge einer ‚Bildungskraft' entstand. Bei der ersten Art der Entstehung wirkten die der Materie immanenten Naturgesetze; aber auch die ‚Bildungskraft' wird niemand analog der alten Vis plastica, welche die Versteinerungen hervorgebracht haben sollte, auffassen, sondern als ein Bildungsgesetz. Ein in der Natur wirkendes Gesetz, das ein direktes Eingreifen des Schöpfers unnötig macht, kann aber wieder nur ein Naturgesetz sein, das der vom Schöpfer hervorgerufenen Materie immanent ist. Daher erscheint uns Wasmanns Behauptung, daß die Urzeugung für den modernen Naturforscher endgültig abgetan sei, im Widerspruch mit seiner eigenen Ansicht über die Möglichkeit einer auf ‚Bildungskraft' beruhenden Urzeugung zu stehen. Es steht auch tatsächlich nur fest, daß unter den heutigen chemisch-physikalischen Verhältnissen die Urzeugung experimentell noch nicht nachgewiesen wurde. Damit ist aber die verallgemeinernde Behauptung, daß sie nie stattfinden konnte, nicht bewiesen. Noch viel weniger dürfen wir daraus die Annahme eines persönlichen Schöpfers als Postulat der Wissenschaft deduzieren, wie dies Wasmann tut (p. 166). Auch bei Annahme der Urzeugung bleibt der Schöpfer der Urmaterie bestehen, und wir dürfen den Glauben an diesen Schöpfer nicht auf eine so unzureichende, schwankende Basis stellen. Man scheide im Interesse des Glaubens wie der objektiven Forschung den Schöpfer und die Frage nach der Urzeugung, denn sie stehen in keinem notwendigen Zusammenhang.

Im achten Kapitel bringt Wasmann einige allgemeine Gedanken über die Entwicklungstheorie. Bei der Definition ihrer Aufgabe betont er wieder, daß sie uns über den ersten Ursprung des Lebens keinen Aufschluß geben könne, daß sie letzteres vielmehr als gegeben anzunehmen und nur zu erforschen habe, inwieweit die Organismen stammesverwandt sind, und welche Ursachen die stufenweisen Veränderungen bedingt haben.

Dabei stellt sich Wasmann vollkommen auf den Boden der entwicklungstheoretischen Anschauung, daß unsere Arten nicht von jeher so gewesen, wie sie heute sind, sondern daß sie sich erst entwickelt haben. Es ist ein alter theologischer Grundsatz, daß Gott nicht unmittelbar in die Naturordnung eingreift, wo er durch natürliche Ursachen wirken kann. Daher liegt es von vornherein nahe, das Prinzip der selbsttätigen Entwicklung, die wir auf Grund der Kant-Laplaceschen Hypothese und der ganzen geologischen Geschichte unserer Erde für die anorganische Natur anerkennen, auch auf die organische Welt auszudehnen. Gerade die Geologie zeigt uns, daß die heutigen Arten früher nicht bestanden, daß andere an ihrer Stelle waren, und daß Tier- und Pflanzenwelt im Laufe der Zeiten der Gegenwart immer ähnlicher wurden. Sind nun diese Entwicklungsreihen, die mit den modernen Arten endigen, auf stufenweise Neuschöpfungen zurückzuführen, oder haben wir es mit natürlichen Entwicklungsreihen zu tun, indem sich die jüngeren Arten aus den älteren unter Formenveränderung entwickelten? ‚Die Antwort kann kaum mehr zweifelhaft sein. . . . An die Stelle der periodisch sich wiederholenden „Neuschöpfungen" trat die Annahme einer natürlichen Entwicklung der organischen Formen in folgerichtiger Anwendung des Grundsatzes: Gott greift dort nicht unmittelbar in die Naturordnung ein, wo er durch natürliche Ursachen wirken kann. So stellt sich uns also die Entwicklungslehre, vorurteilsfrei betrachtet, als die letzte Konsequenz der kopernikanischen Weltanschauung dar, die wohl heute niemand mehr als „unchristlich" bezeichnen wird' (p. 182). Dieser Akzeptierung der Entwicklungstheorie reiht Wasmann dann einige Beispiele aus der Geologie

an. Bei einem dieser Beispiele bemerkt er, daß ihm ein anderes wissenschaftliches Denkverfahren als die Annahme der Abstammung kaum möglich erscheine.

Eine sehr große Bedeutung legt Wasmann seiner Unterscheidung von natürlicher und systematischer Art bei. Systematische Art ist das, was wir gewöhnlich als Art bezeichnen; natürliche Arten sind unter sich verwandte Formenreihen oder Stämme, die ihre Entwicklung von einer ursprünglichen Stammform aus genommen haben. Das Pferd, der Esel, das Zebra wären z. B. drei systematische Arten, während sie andererseits einschließlich der ausgestorbenen Pferdearten eine natürliche Art bilden, d. h. in genetischer Verwandtschaft zu einander stehen und von einer gemeinschaftlichen Stammform abstammen. Wie viele natürliche Arten oder Stammformen anzunehmen sind, ob also der gesamten Tierwelt ursprünglich nur eine Stammform oder eine sehr große Zahl derselben zugrunde liegt, läßt sich bis jetzt nicht sagen. Jedenfalls sind nach Wasmann die einzelnen Stammformen direkt von Gott erschaffen, und ihre Entwicklung beruht auf inneren Entwicklungsgesetzen, die in ihrer organischen Konstitution liegen. Dazu treten als abändernde Faktoren noch die Einflüsse der Umgebung, Kreuzung und Naturauslese.

Gewiß ist der Unterschied von natürlichen und systematischen Arten als naturwissenschaftlicher Terminus verwertbar; doch ist er weder in naturwissenschaftlicher noch in philosophischer Beziehung von so weittragender Bedeutung, wie Wasmann meint. Bringt er uns doch der Lösung der Frage, ob alle Tiere gemeinschaftliche Abstammung besitzen, also nur eine natürliche Art darstellen oder nicht, um keinen Schritt näher und bietet daher materiell nichts Neues. Was Wasmann über die philosophische Bedeutung des Unterschiedes sagt, so sind wir an sich mit folgenden, daran geknüpften Schlußfolgerungen ganz einverstanden: ‚Wenn die Deszendenztheorie sich bewahrheitet und an die Stelle der alten Konstanztheorie tritt, bleibt doch die Schöpfungstheorie und mit ihr die christliche Weltauffassung ebenso felsenfest begründet, wie sie vorher war. Ja, die Weisheit und die Macht des Schöpfers zeigt sich in noch herrlicherem Lichte, indem sie auch die Ausgestaltung der organischen Welt nicht durch fortwährendes Eingreifen in die Naturordnung, sondern durch die in die Natur selber gelegten Gesetze verwirklicht‘ (p. 200). Allein diese Auffassung ist nicht an die Unterscheidung von natürlicher und systematischer Art geknüpft. Letzteres kann man nur von der speziell Wasmannschen Schöpfungstheorie sagen. Der Schöpfungsglaube dagegen bleibt ebenso unveränderlich bestehen, wenn selbst die Urzeugung stattgefunden hat. Die Schöpfungstätigkeit wird dadurch nur an die äußerste Grenze des Universums hinausgerückt, und die obigen Worte Wasmanns gelten dann in noch höherem Grade.

Nach diesen mehr einführenden Auseinandersetzungen in Kapitel VIII erwecken die Darlegungen in Kapitel IX das Hauptinteresse. Unternimmt es doch Wasmann hier, seine Stellung zur Deszendenztheorie durch Beispiele und Beweise zu rechtfertigen. Da das richtige Verständnis dieses Kapitels dem Laien manche Schwierigkeiten bereiten dürfte, so wollen wir versuchen, wenigstens ein Beispiel in nuce in verständlicher Weise wiederzugeben. Denn wer über die Deszendenztheorie ein Urtheil abgeben will, muß sich durch sorgfältige Prüfung eine genaue Kenntnis der Indizienbeweise aneignen, um nicht in Gefahr zu kommen, ein Bauernurteil‘ über sie zu fällen, wie sich Wasmann etwas scharf, aber nicht ganz unrichtig ausdrückt.

Einleitend verweist Wasmann auf Hugo de Vries, der an einer Nachtkerze Oenothera Lamarckiana nachgewiesen hat, daß auch heute noch Pflanzen sich in einer Periode der Stammesentwicklung befinden, und auf Kerner von Marilaun wie auf J. Reinke, die vor allem bei Rubus (Brombeere), Salix (Weide) und Hieracium (Habichtskraut) die Entstehung neuer Typen nachgewiesen haben, die sich wie echte Arten verhalten. Aus eigener Beobachtung führt Wasmann zunächst die Entwicklung von vier kurzflügeligen Käferarten aus der Gattung Dinarda an. Diese Käfer sind Gäste bei vier nord- und mitteleuropäischen Ameisenarten. Sie stellen Trutztypen dar, d. h. sie sind von den Ameisen nur geduldet. Letztere können diese Käfer nicht angreifen, da ihre Kiefer keinen Angriffspunkt an ihrem Körper finden. Dieser Trutztypus im Körperbau der Käfer ist nun verschieden, je nachdem die Gattung Dinarda bei der einen oder anderen Ameisenart wohnt, und richtet sich eben nach letzterer. Wasmann stellt durch seine Beobachtungen fest, daß die größeren Dinarda-Arten bei der größeren Ameisenart oder bei jener wohnen, die große Ameisenhaufen bauen, die kleineren Käferarten bei der kleineren Ameisenart und bei jener, die nur einfache Erdnester bewohnt. Außerdem lebt bei der kleinsten und dunkelsten der vier Arten von Wirtsameisen auch der kleinste und dunkelste der vier Käfergäste. Dieses Verhältnis ist ein gesetzmäßiges und wohlbegründetes. Einmal muß sich die Größe der Gäste nach der Größe der Wirte richten; denn je größer der Käfer im Vergleich zur Ameise ist, desto leichter kann die Ameise den Käfer, wie Wasmann durch Experimente festgestellt hat, an den Fühlern und Beinen erhaschen, festhalten und auffressen. Dadurch wird ein entsprechendes Größenverhältnis bedingt. Ferner können in den einfachen Erdnestern nur kleinere Dinarda-Arten vorkommen, die durch ihre Kleinheit leichter entwischen können, während die größeren Arten in den Ameisenhaufen eine viel größere Zahl von Schlupfwinkeln zu ihrem Schutze finden. Ebenso lebt die dunkelste Käferart bei der dunkelsten Ameise, damit sie letzterer weniger auffalle, was um so notwendiger ist, als die Dinarda-Arten durch ihre Größe die auffallendsten Trutzgäste sind. Es ist nun von vornherein sehr wahrscheinlich, daß der Schöpfer nicht jeder Ameisenart eine eigene Käferart als unliebsamen Gast geschaffen hat, sondern daß die vier Dinarda-Arten vier Anpassungsformen eines ursprünglich gemeinsamen Typus sind, und daß diese Anpassung eben auf dem Wege einer Entwicklung stattgefunden hat. Für diese Annahme bringt nun Wasmann geradezu einen direkten Beweis, indem seine Beobachtungen zeigen, daß die Entwickelung der vier Käferarten noch nicht in allen Gegenden abgeschlossen, sondern in verschiedenen Teilen des geographischen Verbreitungsgebietes verschieden weit vorangeschritten ist. Besonders bei der kleinsten Dinarda-Art läßt sich zeigen, daß sie eine erst im Werden begriffene Anpassung darstellt, die in einigen Gegenden noch fehlt, in anderen kaum begonnen hat, in wieder anderen bis zur Mitte des Entwicklungsprozesses vorangeschritten, an vielen Orten bereits vollendet ist. Diese Dinarda-Art — Dinarda pygmaea — stammt, wie sich aus Wasmanns Beobachtungen ergibt, von einer anderen der vier besprochenen Arten ab, von Dinarda dentata. — Dinarda dentata ist zunächst kaum merkbar abgeändert; wo anders treffen wir bereits Dinarda dentata var. minor, also eine eigene kleinere Varietät; schreiten wir weiter, so stoßen wir auf Dinarda pygmaea var. dentatoides, also auf eine Varietät, die schon der nächsten Art Dinarda pygmaea näher verwandt

ist, aber auch noch an Dinarda dentata starke Anklänge besitzt. Endlich kommt die reine Dinarda pygmaea. Dabei müssen wir bemerken, daß Dinarda pygmaea in jenen Gegenden, wo die erwähnten Varietäten vorkommen, fehlt, daß es sich also nicht um Kreuzungen handeln kann. Auch ist hervorzuheben, daß sich bei der eigentlichen Wirtsameise der Dinarda pygmaea jene Dinarda-Formen um so häufiger und regelmäßiger finden, je weiter ihre Annäherung an den spezifischen Trutztypus (Dinarda pygmaea) schon fortgeschritten ist. Die Gäste können sich also im Kampf ums Dasein resp. mit ihrem Wirt um so zahlreicher behaupten, je besser sie für diesen Kampf infolge der Entwicklung bereits ausgerüstet sind.

Dieses Beispiel dürfte so klar und unzweideutig sein, daß wir uns jede Bemerkung über seine Bedeutung ersparen können. Der Raum gestattet uns nicht, auch auf die übrigen von Wasmann angeführten Belege näher einzugehen. Kurz erwähnt sei nur die Entwicklung der Lomechusa-Gruppe. Die Käfer, die hieher gehören, sind echte Gäste der Ameisen und werden von letzteren gefüttert. Hier wird nun die große Wahrscheinlichkeit dargetan, daß die Gruppe ursprünglich infolge des Gastpflegeinstinktes der Ameisengattung Formica gezüchtet wurde. Ein Teil der Lomechusini blieb ihrer Wirtin treu und entwickelte sich zur echten Lomechusa. Andere zogen aus und siedelten sich bei anderen Ameisengattungen an. Jene, die sich bei Myrmica niederließen, entwickelten sich zur Gattung Atemeles; andere, welche sich der Ameisengattung Camponotus anpaßten, wurden zur Gattung Xenodusa. Die Erinnerung an die frühere Wirtsameise bleibt aber bestehen; zur Fortpflanzungszeit kehren beide Gattungen, Atemeles und Xenodusa zu Formica-Arten zurück, um dort ihre Larven erziehen zu lassen. Die frisch entwickelten Käfer wandern dann wieder zu Myrmica oder Camponotus aus. Weiter wird dann gezeigt, wie die Arten ebenso wie die Gattungen auf Anpassung an verschiedene Arten oder Rassen der Gattung Formica zurückzuführen sind. Für solche Fälle bietet die Entwicklungstheorie, aber nicht die Konstanztheorie eine genügende Erklärung. Ferner wird u. a. noch ausgeführt, daß die Keulenkäfer, gleichfalls echte Ameisengäste, von den Tasterkäfern abstammen, indem sich alle Unterschiede als Anpassungserscheinungen an die Wirtsameisen erweisen. Ebenso unterscheiden sich die Fühlerkäfer nur durch solche Anpassungserscheinungen von den Laufkäfern usw. usw. Betreffs der Einzelheiten müssen wir die Leser auf Wasmanns Werk selbst verweisen. Alle diese auf Anpassung beruhenden Erscheinungen vermag die Deszendenztheorie auf natürlichem Wege zu erklären, die Konstanztheorie nicht. Da wir aber von zwei naturwissenschaftlichen ‚Hypothesen, welche zur Erklärung für ein und dieselbe Reihe von Tatsachen aufgestellt werden, stets diejenige zu wählen haben, welche durch natürliche Ursachen mehr zu erklären vermag, dürfte es wohl kaum zweifelhaft sein, daß wir mit vollem Rechte der Deszendenztheorie vor der Konstanztheorie den Vorzug geben' (p. 271).

Das zehnte und abschließende Kapitel behandelt den Menschen und die Deszendenztheorie. Wasmann sucht nachzuweisen, daß der Mensch von der Deszendenz auszuschließen ist. Es sei hier nur bemerkt, daß dieser Abschnitt die Höhe anderer Kapitel, in welchen Wasmann als Spezialist redet, nicht erreicht und wesentlicher Korrekturen und Erweiterungen bedarf. Eine eingehende Darlegung dieser Konstatierung wird an anderer Stelle erfolgen. (Wirkliche Existenz einer Neandertalrasse mit Abweichung vom rezenten Typus; aber noch kein Beweis für Deszendenz.)

Wie sollen wir den Wert des Wasmannschen Werkes nun im allgemeinen charakterisieren? — Wenn uns Wasmann auch keinen Aufschluß erteilen kann, wie weit die Entwicklung auszudehnen ist, so ist sein Buch doch schon deshalb als erfreuliche und mutige Tat zu begrüßen, weil er ungeachtet der zu erwartenden Angriffe allzu ängstlicher und eifriger Seelen die Fahne der Entwicklungstheorie auf katholischem Boden offen aufzupflanzen sucht. Dadurch wird wenigstens eine objektive Beurteilung der Deszendenztheorie auf katholischer Seite angebahnt. Denn das kann nicht verschwiegen werden, daß diese Beurteilung bisher mancherorts unter dem Zwang einer Voreingenommenheit stattgefunden hat, für welche das Resultat schon vor der Untersuchung fixiert war. Diese Untersuchung war zudem vielfach oberflächlich, ja beschämend seicht. Hierin wird Wasmanns verdienstvolles Werk hoffentlich Wandel schaffen. Dasselbe ist aber auch für die wissenschaftliche Methode der Behandlung der Deszendenzfrage von großer Bedeutung; denn es zeigt, daß man zur Erlangung stichhaltiger, nicht allzu hypothetischer Resultate die Entwicklungstheorie auf der Basis minutiöser Detailforschung bei rezenten Formen aufbauen muß. Man darf nicht mit alten geologischen Formen beginnen, deren Zwischenglieder nicht mehr vorhanden sind, so daß man die zwischen ihnen bestehende Kluft mit Siebenmeilen-Stiefeln überspringen muß. Dieser in der Wissenschaft nicht angängigen Methode gegenüber hat Wasmann auf den richtigen Weg hingewiesen, und dies wird sein Hauptverdienst bleiben.

Dr. Johann Bumüller.

Kraliks ‚Leben Jesu'.

Jedem Kenner der Verhältnisse wird die neueste Veröffentlichung unseres unermüdlichen Kralik* von vornherein als ein Wagnis erscheinen — in einer Zeit, wo sich die negativen Theologen und — Nichttheologen in ‚Jesu-Leben' förmlich überbieten. Und doch darf sich sein schönes und originelles Buch, das ich als eine katholische Tat bezeichnen möchte, auch im kritischen Lichte kühn neben den Schriften der Harnack, Bousset, Weinel, Holtzmann, Schmidt, Wernle, Stalker, Weiß, Beyschlag, Pfleiderer, Neumann, Chamberlain e tutti quanti kühn sehen lassen, wenn auch sein positiver Aufbau einen von jenen Produkten der Zersetzung sehr verschiedenen Habitus zeigt. Namentlich aber ist des Verfassers Unternehmen vom katholischen Standpunkt aus als ein Fortschritt zu begrüßen; denn ein allseitig befriedigendes Jesuwerk für einen allgemeineren gebildeten Leserkreis — fachtheologische Sachen und Schriften mehr erbaulichen Charakters wie Grimm und Meschler zählen hier nicht — besaßen wir beschämenderweise bisher nicht; Heims ‚Unser Herr Jesus von Nazareth', das einen ganz irreführenden Titel trägt, schildert eigentlich nur das Milieu; und Schells gewaltiger ‚Christus', dessen Bedeutung man nur zu ermessen vermag, wenn man all die Vorstöße der modernen Skepsis kennt, stellt sich als eine spekulative Würdigung des Geistes Jesu und seiner ‚frohen Botschaft', nicht aber als eigentlich historische Gabe dar. Demgegenüber stellt sich Kralik mit beiden Füßen auf den Boden der Geschichte, auch der Kulturgeschichte, und sucht das Bild Jesu im Zusammenhang mit allen gleichzeitigen Ereignissen als den Höhepunkt der ganzen vorausgegangenen Kulturentwicklung zu zeichnen. Dadurch weicht seine Darstellungsweise von der herkömmlichen, die in der Regel hauptsächlich durch

* Jesu Leben und Werk. Aus den Quellen dargestellt von Richard von Kralik. — Kempten und München, Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung 1904. — XI und 484 S.

dogmatische und apologetische Zwecke bestimmt wurde, manchfach ab; aber mag uns auch einzelnes auf den ersten Blick befremden, so ist doch das Brechen mit manchen unhaltbaren traditionellen Auffassungen, die von der Wissenschaft längst aufgegeben waren, um so mehr zu begrüßen, als das schließliche Resultat ein durchaus konservatives ist. Daß der ganze Standpunkt des Verfassers ein kirchlich-korrekter ist, braucht nicht erst betont zu werden. Ein besonderer Vorzug des Werkes scheint mir auch darin zu liegen, daß es — vielleicht zum ersten Male — auch die ästhetische Bedeutung der Offenbarung und der Lehrweise Jesu ins Licht stellt; und auf diesen Grundlagen weiterzubauen dürfte als höchst aussichtsreich den Berufenen anzuempfehlen sein.

Auf Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden; das muß der historischen bezw. theologischen Fachkritik vorbehalten werden. Sie wird mit ihren Bemerkungen nicht zurückhalten, wie auch ich mich mit bestimmten Passagen, speziell bezüglich der Chronologie, nicht identifizieren will. Ich fürchte sogar, wenn die strengen scholastischen Dogmatiker über den Autor kommen, so werden sie ihm aus seiner nicht fachtheologischen Ausdrucksweise, z. B. über die Trinität, im Handumdrehen ein paar sog. ‚Häresien' herausdestillieren. Das tut aber, da alles richtig verstanden werden kann, dem allgemeinen Verdienst des Buches keinen Eintrag, welches eine Menge von neuen und, wie mir scheint, fruchtbaren Perspektiven eröffnet. So bin ich z. B. sehr gespannt auf die von Kralik in Aussicht gestellte Veröffentlichung seiner ‚Regesten des Lebens Jesu' auf Grund einer von ihm zusammengestellten Evangelienharmonie; zu einer unbestrittenen Synopsis der Evangelien sind wir ja noch nicht gelangt. Vermißt wird leider in dem Buche ein tiefer gehender Nachweis der Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Quellenschriften; wenn das auch spezielle Aufgabe der biblischen Einleitungswissenschaft ist, so durfte doch mindestens ein Hinweis auf die obwaltenden Fragen nicht fehlen. Bei dem positiv-zusammenstellenden Charakter des Werkes ist das aber kein ins Gewicht fallender Mangel.

Nimmt man den großartigen, universalen historischen Rundblick des Verfassers, sein bewunderungswürdiges Verständnis der Kulturprobleme zusammen mit einer peinlichen Genauigkeit in den Details und mit einer edel-einfachen Sprachkunst als Hauptmaßstab der Beurteilung, so muß man gestehen, daß die gestellte Aufgabe geradezu glänzend gelöst ist. Wir dürfen uns darüber um so mehr freuen, als wir jetzt endlich ein Werk besitzen, das wir denjenigen ästhetisch anspruchsvollen Laien getrost in die Hände geben können, welche bislang unter dem Eindruck der destruktiven Kritik am Leben Jesu aus einer gewissen Angst vor glaubensgefährdenden Zweifeln sich vor der Beschäftigung mit den einschlägigen Fragen lieber ganz verschlossen haben. Ein solches Abstinententum kann aber nicht im Interesse einer lebendigen und kraftvollen Religiosität liegen; und deshalb ist es hoch anzuerkennen, daß Kralik den offenen Blick in die Probleme mit dem Gefühl der Sicherheit verbunden hat. Ich bin überzeugt, daß sein Buch eine Zukunft hat, und daß er sich dessen Vervollkommnung — es handelt sich ja einstweilen um ein Betreten ganz neuer Wege — stets angelegen sein lassen wird. Schon jetzt aber sei ihm von Herzen gedankt!

Johannes Mumbauer.

Vom Großbetrieb der Wissenschaft.

In jüngster Zeit ist bekanntlich zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten ein zeitweiser Dozentenaustausch angebahnt worden. Speziell die Berliner Hochschule und die älteste und berühmteste der amerikanischen, die Harvard-University in Cambridge (Mass.), planen eine regelmäßige und auf ganze Semester ausgedehnte Auswechslung von Lehrkräften. Diese für unser Zeitalter ungewohnte Erscheinung mag auch eines gewissen politischen Beigeschmacks nicht entbehren; man sucht auf diese und andre Weise die wachsenden wirtschaftlichen Gegensätze zwischen der Union und dem deutschen Reich zu mildern; auch sonstige außerwissenschaftliche Rücksichten und Phantasien mögen bei manchem Protektor des Unternehmens eine Rolle spielen. Aber die rein wissenschaftliche Seite des Vorgangs bleibt doch die beachtenswerteste, und mit ihr allein beschäftigt sich auch ein Aufsatz, den Adolf Harnack im Februarheft der ‚Preußischen Jahrbücher' veröffentlicht hat. Harnack überschreibt seine beachtenswerten Ausführungen mit dem Titel ‚Vom Großbetrieb der Wissenschaft', gesteht aber selbst, daß ihm diese Überschrift mit ihrem kommerziellen Unterton nicht sonderlich gefällt; aber er wisse keine bessere. Wir wüßten wohl eine solche, die das Wesen der Sache eher getroffen hätte: wenn man nämlich von der ‚Katholizität der Wissenschaft' zu reden sich entschließen könnte. Die Allgemeinheit der Wissenschaft, ihre individuelle wie nationale Schranken überschreitende Kraft ist es nämlich, von der jener Dozententausch nur ein äußerliches und nicht das erste Merkmal darstellt.

Harnack ist sich dieses Zusammenhangs wohl bewußt. Er greift ins siebenzehnte Jahrhundert zurück, wo Leibnizens weitschauender Geist bereits die Notwendigkeit eines internationalen Zusammenwirkens der Gelehrten erkannte und zur Stiftung mehrerer europäischer Akademien als notwendiger Vorbedingung die Anregung gab. Diese Organisation der wissenschaftlichen Arbeit hat namentlich im neunzehnten Jahrhundert große Fortschritte gemacht.

‚Der Hinweis mag genügen, daß allein die Berliner Akademie der Wissenschaften heute gegen vierzig große wissenschaftliche Unternehmungen teils direkt leitet, teils an ihnen beteiligt ist. Unter ihnen sind solche, deren jede mehrere Dutzende von Gelehrten zu planvoller Arbeit vereinigt .... Da sind endlich solche, deren Schauplatz ganze Weltteile, ja die Erde und der Himmel selbst ist, und die eine internationale Leitung erfordern. Haben doch schon sämtliche bedeutendere Akademien der Welt ein Kartell miteinander geschlossen, um große Einrichtungen ins Werk zu setzen und Zersplitterungen zu verhüten.'

Auf vielen Gebieten sowohl der Naturwissenschaften als der Geisteswissenschaften ist ein solches planmäßiges und internationales Zusammenarbeiten dermaßen durch die Natur der Sache gefordert, daß alle etwaigen außersachlichen Bedenken dagegen nichts ausrichten könnten.

Bei alledem handelt es sich aber zunächst nur um die Forscherarbeit, nicht um die Lehrtätigkeit, welche jener Berlin-Cambridger Austausch im Auge hat. Hier nun, bezüglich der Lehraufgabe, macht Harnack eine Einschränkung, die gerade nach den letzten ‚Voraussetzungslosigkeits'-debatten eines besonderen Interesses nicht entbehrt. Er sagt nämlich von der Wissenschaftsüberlieferung an die kommenden Geschlechter, wie sie den Universitäten und verwandten Anstalten anvertraut ist, folgendes:

‚Diese Aufgabe ist nicht in derselben Weise international, wie es die der reinen Wissenschaft ist, vielmehr kommt hier der Nationalität ein bedeutender Anteil zu. Art, Maß und Methoden der wissenschaftlichen Überlieferung sind das Ergebnis des Volkscharakters.'

‚Also nicht das unverfälschte Ergebnis „voraussetzungsloser" Forschung?' werden hier manche verwundert und vielleicht auch ein wenig boshaft fragen. ‚Nein,' antwortet der ehrliche Harnack und fährt zum Entsetzen einiger fort: ‚Wenn man eine von nationalen Voraussetzungen unbeeinflußte Lehrtätigkeit finden will, dann muß man – in das mittelalterliche Bildungswesen zurückgreifen.'

‚Die Uniformität des Mittelalters hatte auch ihre Vorteile. Der berühmte Lehrer war nicht ausschließlich an ein Land gebunden; er las in Neapel, in Bologna, in Paris, in Köln oder in Oxford.'

Also an den katholischen, angeblich so geistesengen Universitäten des Mittelalters waren die Dozenten mindestens von einer Voraussetzung unabhängig, die das ausgesprochen nationale Hochschulwesen unsrer Zeit naturnotwendig beherrscht. – Wir können hier dieser Seite der Frage nicht weiter nachgehen. Aber einen historischen Vergleich darf man uns doch nicht wehren:

In dem wachsenden internationalen Zusammenschluß der Gelehrtenwelt, in dem von Harnack mit vierstelligen Zahlen belegten internationalen Durcheinanderströmen der Universitätshörer und neuestens auch der Universitätslehrer liegt eine Wiederannäherung an die Bildungsideale des Mittelalters; rückt doch bereits durch die wachsenden Schwierigkeiten der internationalen Verständigung die Wiederaufnahme einer einheitlichen Gelehrtensprache (und dafür käme nur das Latein in Betracht) immer mehr in den Bereich der Notwendigkeiten. Auch die letztere Entwicklung hat ja Leibniz bereits vorausgesehen.

Wenn nun die internationale Organisation der gelehrten Forschung und ferners auch der wissenschaftlichen Lehrtätigkeit wirklich einer notwendigen und allmählich fortschreitenden Entwicklung entspringt, dann erhebt sich vor allen andern die eine große Frage: Soll die werdende Organisation auch insofern der mittelalterlichen wieder ähnlicher werden, als sie von einem großen und einheitlichen ethischen Gedanken getragen ist? Oder aber: Soll

nur ein ‚Großbetrieb' im geschäftlichen, industriellen Sinn des Wortes zustande kommen, der nach reinen Zweckmäßigkeitsgründen der Umsatzsteigerung und Kraftausnützung arbeitet?

Wir glauben nicht, daß sich beide Organisationsprinzipien völlig ausschließen, aber auch nicht, daß sie auf die Dauer unabhängig oder gleichgeordnet nebeneinander wirken können. Jede menschliche Organisation, die ihre Sonderzwecke nicht den obersten sittlichen Zielen unterordnet, bricht schließlich in sich selbst zusammen; von diesem Gesetz sind auch die gelehrtesten Vereinigungen nicht ausgenommen.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint es uns als eine glückliche Vorbedeutung, daß der erste Gelehrte, welcher von der amerikanischen Universität zu uns herüber gesandt wird, Francis Peabody ist, dessen Werk über ‚Jesus Christus und die soziale Frage' erst letzthin in ‚Hochland' (S. 354 f.) im wesentlichen rühmend besprochen werden konnte. Das Thema seiner Berliner Lehrvorträge wird lauten: Christliche Ethik. Möge er damit das Leitmotiv angegeben haben für den werdenden ‚Großbetrieb der Wissenschaft'.

Dr. E.

Im Kampf gegen die unsittliche Literatur

erhalten die christlich denkenden Vorkämpfer eine stetig wachsende Beihilfe auch aus solchen Kreisen, die seinerzeit bei der ‚Lex Heinze'-Bewegung und auch noch jüngst bei dem Kölner Kongreß (vgl. Hochland S. 361) unwirsch abseits standen. Zu den erfreulichen Kundgebungen dieser Art ist ein Aufsatz im ‚Literarischen Echo' vom 15. Februar zu rechnen, der vom Herausgeber des Blattes, Dr. Joseph Ettlinger, geschrieben ist.

Die Vorgeschichte des Aufsatzes ist amüsant genug: Letzthin wurde eine deutsche Übersetzung der Diderotschen Erzählung ‚La Religieuse' mit Beschlag belegt. Darauf erschien alsbald in der ‚Frankfurter Zeitung' ein neunspaltiger (!) Protestartikel aus der Feder des Rechtsanwalts und württembergischen Landtagsabgeordneten Friedrich Haußmann, ‚worin die Behörden wegen jener Konfiskation in flammenden Worten des Bööotiertums und des Attentates auf einen der größten Meister der Weltliteratur beschuldigt wurden.'

In diesem Vorwurf liegt, wie das ‚Literarische Echo' feststellt, zunächst eine auch sonst in derartigen Fällen häufig auftretende Begriffsverwirrung. Wer das betreffende Werk geschrieben hat, das kann überhaupt keine Rolle spielen; in Frage kommt allein, welcher Art das Werk selbst ist.

> ‚La Religieuse' ist eines der nebensächlichsten von allen Werken Diderots. Es ist eine ‚Gelegenheitsarbeit, zu einem privaten Mystifikationszweck (!) entstanden und erst fast vierzig Jahre später nach Diderots Tod im Druck erschienen, vielleicht weil er sie selbst der Veröffentlichung nicht für wert hielt.'

Tatsächlich finden sich denn auch in besagtem Buch erotische und sexualpathologische Szenen der bedenklichsten Art. In diesem Falle also hält es die Behörde

‚mit Recht für gefährlich, daß ein Buch, in dem Szenen der oben angedeuteten Art detailliert geschildert werden, durch eine deutsche Ausgabe noch besonders verbreitet wird und in die Hände zahlreicher jugendlicher und unreifer Leser gelangt, auf deren sexuales Empfinden es leicht zersetzende oder anfressende Wirkungen üben kann. . . . Wird ab und zu ein Exempel statuiert, das dem unsauberen Spekulantentum als Warnungszeichen dienen kann, so soll man sich doch den Fall erst genauer und von allen Seiten besehen, ehe man aus vollen Lungen Feurio schreit und die Geistesfreiheit der deutschen Nation für gefährdet erklärt.‘

Wenn solche Worte, zu denen sich noch der Vorwurf einer ‚bedauerlichen Donquixoterie‘ und eines ‚doktrinären Schlagwort- und Schaufensterliberalismus‘ gesellt, jetzt sogar schon von einem Manne ausgesprochen werden, der durch seine eigene Übersetzung von Flauberts Madame Bovary gegen den Verdacht der Prüderie gründlich geschützt ist, dann muß es schon weit gekommen sein. Man begreift nur nicht, wie Dr. Joseph Ettlinger und seine Gesinnungsgenossen dann einer Verschärfung der gesetzlichen Schutzmaßregeln so lebhaft widersprechen können. Daß dieselben unzureichend sind, hat sich im vorliegenden Fall wieder deutlich gezeigt. Auf jenen Haußmannschen Artikel hin, der natürlich in zahlreichen Blättern das beifälligste Echo fand, wurde die Konfiskation wieder aufgehoben, und erst jüngst sahen wir die Übersetzung in einem Schaufenster liegen mit dem breiten Reklameumschlag: ‚Konfisziert gewesen!‘ r.

Naturwissenschaft.

Adolf Bastian †. Die Völkerkunde (Ethnologie), zu deren hervorragendsten Vertretern Bastian gezählt hat, teilt mit ihrer Schwesterwissenschaft, der Volkskunde (Folklore), das Schicksal, daß ihr das Beobachtungsmaterial unter den Händen zusammenschmilzt. Bastian hat das einmal auf dem Berliner Anthropologen-Kongreß 1880 selbst hervorgehoben: ‚Mit dem Augenblick, der uns die Naturvölker kennen lernt, weht der Todesengel sie an; von ihm geschlagen tragen sie fortan den Keim des Unterganges in sich.' Das erklärt den unermüdlichen Reise- und Sammeleifer des Verblichenen. Nichts vermochte ihn dauernd an die Heimat zu fesseln, seitdem er als 25jähriger Schiffsarzt seine erste große Fahrt unternommen hatte. Weder seine Professur an der Berliner Universität (seit 1869) noch die Direktorstelle am Museum für Völkerkunde (seit 1886) konnte ihn in der Reichshauptstadt festhalten. Immer wieder trieb es ihn hinaus, bald nach Ostasien und Indien, bald nach der malayischen Inselwelt und Australien oder nach Afrika und Amerika. So hat denn auch den 78jährigen Forscher auf dem fernen Trinidad der Tod ereilt. Als Frucht seiner Tätigkeit hinterläßt er nebst reichen Sammlungen eine schier unheimliche Zahl wissenschaftlicher Werke, Schriften und Aufsätze, denen man es wohl anmerkt, daß sie im raschen Sammeleifer ihren Wissensstoff aufeinanderhäufen. Ein Vergnügen ist es nicht, sich durchzuarbeiten, aber als Materialsammlung sind sie unersetzlich. Genannt seien hier nur die wichtigsten: ‚Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung' (3 Bände, 1860), ‚Völker des östlichen Asiens' (6 Bände, 1866—71), ‚Die deutsche Expedition an die Loangoküste' (2 Bände, 1874), ‚Kulturländer des alten Amerika' (3 Bände, 1878—89), ‚Indonesien' (5 Bde, 1884—94), ‚Grundzüge der Ethnologie' (1884), ‚Lose Blätter aus Indien' (7 Teile, 1897—99), ‚Menschheitsgedanken durch Raum und Zeit' (2 Bde. 1901). Man sieht schon aus einigen dieser Titel, daß Bastian neben den empirischen auch philosophische Absichten hatte. Mehr Absichten freilich als Ansichten; denn zum ruhigen Überschauen ist er nie gelangt. Er will eine erfahrungsmäßige Völkerpsychologie aufbauen, eine vergleichende Erkenntnis des ‚Völkergedankens', d. h. derjenigen Seelenerscheinungen, die bei allen Völkern gleichmäßig wiederkehren. Er fühlt sich dabei selbst freilich nur ‚an der Schwelle eines unermeßlichen Arbeitsfeldes'; aber gewisse Grundzüge traten ihm doch schon hervor. Namentlich betont er oft genug die Übereinstimmung gewisser religiöser Vorstellungen und sittlich-rechtlicher Institutionen. Sein Grundgedanke ist ein teleologischer; er erklärt den ‚Völkergedanken' nicht aus der subjektiven Art

psychischer Einzelwesen, sondern umgekehrt die Teilerscheinungen aus der Natur des zweckvollen Ganzen, dem sie angehören. Diese Grundüberzeugung hat ihn auch zu einem schroffen Gegner des ‚dysteleologischen' Darwinismus im Sinne eines Häckel gemacht. Bereits 1874 trat er dem letztgenannten in einem offenen Brief entgegen, und der Gegensatz verschärfte sich, je weiter seine eigenen vergleichend-psychologischen Einsichten sich entwickelten. Das Verdienst Darwins sieht er in der Beseitigung einer ‚geistlos zersplitternden Systematik', nicht aber in der Ergründung des ‚Werdeprozesses der Natur, innerhalb welcher vielmehr ein jedes unter gesetzlichen Manifestationen konstituiertes Ganze von dem Herzen seines Mittel- als Schwerpunktes aus zu durchschauen ist'. ‚Unserer Gegenwart,' meint Bastian, ‚sollten die Schöpfungsgedanken in der Tierwelt adäquater sein als die Mythen der Osagen, die sich den Menschen aus der Schnecke vervollkommnet denken, wie die Jakun aus dem Affen (und so hat mancher seinen Affen).'*

Der wissenschaftlichen Aufhellung menschlichen Geisteslebens galt Bastians oberstes Interesse, die Psychologie war ihm Grundwissenschaft. Allerdings faßte er sie wie alles im weitesten, der ‚modernen' Auffassung nicht immer genehmen Sinn. Eine besonders hohe Meinung hatte er, wie der verstorbene Hardy, von den psychologischen Einsichten der Inder. Als er einst auf Befehl des Königs in Mandalay ein halbes Jahr lang interniert war, ließ er sich (so erzählt Achelis) durch buddhistische Gelehrte in die verschlungenen Irrgänge der orientalischen Spekulation von Grund aus einweihen. So hat sein Feuergeist allenthalben nach Erkenntnis gerungen und selbst aus den Hindernissen nur neuen Ansporn gewonnen. Wenn ihm auch gar oft die klaren und haltbaren Endergebnisse versagt blieben, so hat er doch zu ihrer Erlangung mehr beigetragen als die künftigen Destillateure seines Geistes.

Dr. M. E.

* Zitiert aus ‚Zur naturwissenschaftl. Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde' (1883) Einleitung S. 26—27.

Kirchliche Abstammungslehre. Bei diesem Titel wird mancher Leser stutzen, dem es bisher unbekannt war, daß die Kirche Zoologie und Botanik dozieret. Auch wir stutzten, als wir diesen Titel zum ersten Male lasen. Er stand über einem Aufsatz Dr. K. Escherichs in der ‚Beilage zur Allgemeinen Zeitung' (Nr. 34 vom 10. Februar) und krönte dort eine Besprechung von P. Wasmanns Werk* über ‚die moderne Biologie und die Abstammungslehre'. Schon früher einmal hat Escherich am gleichen Ort über genannten ‚Jesuitenpater als Anhänger der Abstammungslehre' gehandelt und damals von vielen Seiten die Belehrung erhalten, daß Wasmanns positive Stellung zur Deszendenzlehre keineswegs so neu und unerhört für einen Vertreter der christlichen Weltanschauung ist. Der eingeschränkte und durch den tatsächlichen Wissensstand bestimmte Umfang, in dem sich Wasmann zur Abstammungslehre bekennt, behagte allerdings schon damals Escherich nicht recht; aber er half sich über sein Mißbehagen mit der freudigen Hoffnung hinweg, daß nun bald auch die Entwicklungstheorie schlechthin von Wasmann und der ‚ganzen katholischen Kirche'(!) akzeptiert sein werde. Diese Hoffnung hat Wasmann in seinem neuen ausführlichen Werk enttäuscht; denn er macht auch hier wieder mit seinen deszendenztheoretischen Annahmen da Halt, wo er die tatsächliche Grundlegung als unzureichend oder gar als völlig fehlend erkennt. Wasmann hebt ausdrücklich hervor, daß überall, wo er sich reserviert oder ablehnend verhält, Tatsachengründe den Ausschlag geben und nicht dogmatisch-theologische Erwägungen. Diese letzteren kommen an den fraglichen Punkten direkt gar

* Vgl. dessen Besprechung oben S. 103.

nicht in Betracht, da man aus theologischen Rücksichten in der Annahme der Deszendenzlehre noch beträchtlich weiter gehen könnte als er. Man mag über Wasmanns Stellungnahme denken, wie man will, jedenfalls hat niemand ein Recht, ihm andere Gründe für seine wissenschaftlichen Überzeugungen unterzuschieben, als er angibt, und zwar gerade solche, die er ausdrücklich ablehnt. Dies tut aber Escherich in dem obenerwähnten Aufsatz und liefert damit einen neuen Beleg für die Art und Weise, in der man mancherseits mit der wissenschaftlichen Ehre von katholischen Gelehrten ‚voraussetzungslos' umspringt. Zunächst ein paar Zitate zum Beleg: ‚Die Dogmen stehen über allem, selbst über der Logik.' (!) ‚Lernten wir Pater W. aus seinen zahlreichen Schriften über Ameisen 2c. nicht nur als gewissenhaftesten Beobachter des Tierlebens kennen, sondern auch als einen Mann von strengster Logik und außergewöhnlichem Scharfsinn, so vermissen wir hier diese Eigenschaften vollständig.' ‚Sehen wir hier sogar die Logik, die doch über allem stehen sollte, in die Brüche gehen unter dem Joch des Vorurteils, unter dem Druck der kirchlichen Dogmen.' Man könnte solche Vorwürfe noch verstehen, wenn Wasmanns Ansichten ganz auf den Kreis streng dogmengläubiger Christen beschränkt wären. Davon kann aber — so viel muß Escherich von der Sachlage wissen — keine Rede sein. Bei Wallace, der ebenfalls die Gültigkeit der Deszendenztheorie für den menschlichen Geist ablehnt, bei Fleischmann, der sie neuerdings im ganzen Umfang bekämpft, bei Driesch, der ihr nur eine unsichere Wahrscheinlichkeit zugesteht (vgl. Hochland III, 235), bei Virchow, Ranke und vielen anderen ist es ausgeschlossen, daß sie unter dem Druck von kirchlichen Dogmen, die sie gar nicht als bindend anerkennen, zu ihrer Stellungnahme gekommen sind.

Was nun aber den Mangel an Logik und die stellenweise Anzweiflung zureichender Tatsachenkenntnis angeht, die Escherich seinem Besprechungsopfer vorwirft, so fallen diese Fehler gerade bei ihm selbst an zwei springenden Punkten erstaunlich ins Auge:

Wasmann lehnt die Urzeugungstheorie ab, weil die niederste Einheit des Lebens, die Zelle bereits eine verwickelte Organisation besitzt und also von der unorganischen Welt durch eine breite Kluft getrennt ist. Demgegenüber beruft sich Escherich — auf die Unvollkommenheit unsrer Mikroskope. ‚Sollte uns die Technik in der Zukunft Instrumente mit noch viel stärkeren Vergrößerungen, als wir sie jetzt haben, bescheren, so werden wir wohl sehen, daß die Zelle wieder aus unendlich vielen einfacheren Organismen zusammengesetzt ist.' Ecce propheta! Wie nun aber, wenn in einer noch späteren Zukunft noch feinere Instrumente konstruiert werden, und die angeblichen einfachen Elementarorganismen sich wieder als komplizierte Gebilde herausstellen? Dann wird man vielleicht danach noch feinere Mikroskope zustande bringen usw. usw.

Ein andermal wird Wasmann wegen seiner Wesensunterscheidung von Menschen- und Tierseele übel mitgenommen. In Wirklichkeit, meint Escherich, ständen doch ‚weitaus die meisten modernen Psychologen' auf dem entgegengesetzten Standpunkt, und ihre Argumente mehrten sich ‚von Tag zu Tag'. Escherich kennt also nicht nur die zukünftig bevorstehenden Erkenntnisse seiner eigenen Wissenschaft, sondern ist auch mit dem Erkenntnisstand und der Entwicklungsrichtung solcher fremder Wissenschaften vertraut, mit denen er sich nicht näher beschäftigt haben kann. Der Unterzeichnete hat sich zufällig gerade mit dem Erkenntnisstand der Tierpsychologie genau vertraut gemacht (vgl. Hochland III, 221 f.) und wagt, gestützt auf die Übereinstimmung mit angesehensten Fachautoritäten wie Wundt, Stumpf u. a. zu versichern, daß Wasmann, der

ja als Tierpsychologe ein hohes und festbegründetes Ansehen genießt, die Sachlage vollkommen richtig darstellt. Wenn Escherich von den ‚Tag für Tag sich mehrenden Argumenten' für seine Auffassung doch wenigstens einige wenige namhaft gemacht hätte! Leider kann er ‚auf dieses Problem nicht näher eingehen'.

Manche finden es vielleicht überflüssig, daß hier eine Besprechung besprochen wird. Aber die Aufnahme gerade des Wasmannschen Buches in manchen Kreisen (man vergl. z. B. auch seine Besprechung durch Prof. Reichenbach in dem Literaturblatt der ‚Frankfurter Zeitung' vom 27. November 1904) ist so bezeichnend für den Charakter dieses Werkes, daß ihre Registrierung in mancher Hinsicht mehr besagt als eine kurze Inhaltsangabe.* Wären Wasmanns Ansichten wirklich gar so grauenhaft unlogisch, widersinnig und unhaltbar, weshalb dann die große Aufregung? Weshalb dann die weitläufige Widerlegung und Hohn und Spott dazu? Aber man war eben schon ohnehin nervös geworden durch die wachsenden Widersprüche im eigenen Lager, durch das Wanken von ‚Dogmen', auf die man *blinder* geschworen haben will als irgend ein religiös Gläubiger auf die Lehren seiner Kirche. Da muß mal in einem bezeichnenden Fall ein Exempel statuirt werden; trifft's gerade einen Jesuiten, nun um so besser; dann sind's gleich zwei Fliegen mit einem Schlag.

Dr. Max Ettlinger.

Bibliothekwesen.

Eine *Gefahr für unsere Bücher* heißt der Titel eines interessanten und zeitgemäßen Aufsatzes, den Eduard Grosse in der ‚Zeitschrift für Bücherfreunde' (1904/05, Nr. 7) veröffentlicht. Von den vielen Millionen Druckwerken, heißt es hier, die gegenwärtig hergestellt werden, ist der weitaus größte Teil auf haltloses, schnell vergängliches Papier gedruckt. Jenes feste, dauerhafte Handpapier, das in früheren Jahrhunderten zu den Druckwerken benützt wurde, dient heute nur noch zu wichtigen Dokumenten, zu Wechseln, Wertpapieren u. dergl., höchst selten dagegen zu Druckwerken. Werden noch Bücher auf Handpapier gedruckt, so geschieht das in der Regel in teuern Liebhaberausgaben; die große Masse dagegen druckt man auf Papier, das erzeugt wird, um bald wieder zu sterben. Eine traurige Aussicht für unsere Bibliotheken, wenn dem so ist! Und an der betrübenden Tatsache ist nicht zu zweifeln. Eine Untersuchung von Professor Martens ergab, daß von 97 wertvollen, wissenschaftlichen Werken 91 auf gänzlich haltloses Papier gedruckt waren und nur 6 die Aussicht auf langjährige Dauer hatten! So werden die Zeugen unserer geistigen Kultur dem späteren Geschlechte in trauriger Gestalt unter die Augen kommen, und von den modernen, mit soviel Geldaufwand zusammengebrachten Büchereien wird in nicht allzu grauer Ferne wenig mehr übrig sein. Ich freue mich jedesmal, wenn ich eine Inkunabel zur Hand nehme und das kräftige, noch immer weiße und tadellos erhaltene Papier betrachte in den wurmstichigen, unbeholfenen Holzeinbänden. Es scheint, als hätten die ehrsamen Drucker von dazumal ihren Büchern einen ewigen Bestand sichern wollen. Wir sind ihnen und den alten Papiermachern Dank schuldig. Aus den bescheidenen, kleinen Betrieben der letzteren ging ein aus Leinwandhadern verfertigtes, dauerhaftes Papier hervor. Das wurde anders, als der sächsische Weber Fr. G. Keller, dem Bedürfnis der neu erfundenen Papiermaschinen Rechnung tragend, in dem Holzfaser einen billigen Rohstoff entdeckte.

* Neuestens hat Wasmann selbst in einer ausführlichen Erwiderung (Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 57) einige der gröbsten Mißverständnisse Escherichs berichtigt und hervorgehoben, daß ihm von mancher anderen Seite (z. B. Prof. Emery im Biologischen Zentralblatt Nr. 5) eine ganz andere Beurteilung zuteil wurde.

Dies war eine der folgenschwersten Entdeckungen des letzten Jahrhunderts, die es ermöglichte, spottbilliges Papier in riesigen Mengen herzustellen. Was wären unsere Tagesblätter, unsere billige Literatur ohne das Holzpapier? Aber es brachte die schnellvergänglichen Bücher. ‚Uns bleibt der Schmerz, wissenschaftliche Bücher zerfallen zu sehen, wohl noch erspart; unsere Nachkommen aber werden an den heutigen Holzpapierbüchern wenig Freude erleben. Der Holzschliff bleibt, wenn auch zerkleinert, doch immer Holz und besitzt daher auch die guten und schlimmen Eigenschaften des Holzes. Der Sonne ausgesetzt, beginnt das Holzschliffpapier erst gelb, dann braun zu werden und verliert nach längerer Zeit — da es die harten Holzteile noch enthält — auch seine Geschmeidigkeit und Haltbarkeit. Der Schluß ist eine unrühmliche Auflösung, ein Brechen, Zerbröckeln — kurz, ein baldiger Tod.‘ Da auch für Schreibpapier vielfach Holzstoffe verwandt wurden, und man mit wichtigen Aktenpapieren böse Erfahrungen machte, trat die seit 1855 in Charlottenburg bestehende amtliche Papierprüfungsanstalt ins Leben, deren Tätigkeit sich auf die Prüfung der von den Behörden verwendeten Papiere erstreckt, aber auch Privaten zur Verfügung steht. Das Institut arbeitete Vorschriften aus für die Herstellung dauerhafter Aktenpapiere. Nun möchte Grosse diese staatliche Kontrolle in etwa wenigstens auch auf die Druckpapiere ausgeübt wissen. Man könnte die Gesamtheit der Verleger dahin beeinflussen, daß sie wenigstens eine kleine Anzahl von Pflichtexemplaren auf haltbares Papier drucken. ‚Die öffentlichen Bibliotheken pflegen von neuerschienenen Büchern, die wissenschaftlichen Werth haben, in der Regel ein oder mehrere Exemplare anzukaufen. Hierauf bauend könnte der Verleger ohne Schaden eine gewisse Anzahl Bücher, die für Bibliotheken und vielleicht auch Bücherfreunde bestimmt sind, auf gutes Leinenpapier drucken, wogegen zum größten Teil der Auflage beliebiges Papier benützt wird. Es wäre selbst angängig, eine staatliche Kontrolle nach Art der Schreibpapierprüfung auszuüben und die Verleger zu verpflichten, an Staats- und Universitäts-Bibliotheken nur Bücher aus haltbarem, mit Wasserzeichen ‚Normal‘ versehenem Leinenpapier zu liefern.‘

Im Interesse des dauerhaften Bestandes unserer Bibliotheken verdient die vorgeschlagene Maßregel ernste Beachtung. In den Vereinigten Staaten ist sie unseres Wissens bezüglich der Zeitungspflichtexemplare für die Kongreßbibliothek zu Washington bereits angeregt worden.

L. P.

Literatur.

Otto Erich Hartleben, der am 11. Februar in seiner Villa zu Salo am Gardasee verstorbene Dichter, ist in den letzten Wochen den deutschen Zeitungslesern ziemlich aufdringlich als einer der ‚köstlichsten und liebenswürdigsten Humoristen der modernen deutschen Literatur‘, ja als deren Humorist schlechtweg vorgeführt und gefeiert worden. Nekrologe pflegt man im allgemeinen nicht mit kritischem Sinn zu lesen. Wenn die erste Nachrufbegeisterung aber hinüberschäumt in die sonst mehr abwägend gehaltenen Gesamtwürdigungen der Feuilletons und Zeitschriftenartikel, so besteht für eine außerhalb aller literarischen Kliquen und Koterien stehende Zeitschrift ein besonderer Reiz, der Frage auch einmal kritisch zu nahen. Das scheint um so leichter, wenn man Otto Erich, wie er in der Welt der Literaten kurzweg heißt, nicht persönlich gekannt hat. Denn aus den meisten Nachrufen, Artikeln und Urteilen fühlt man deutlich heraus, daß die Schreiber, vielfach Freunde oder Zechgenossen des Verstorbenen, das Bild von dem ‚Humoristen‘ Hartleben nicht seinen literarischen Leistungen, sondern dem Umgang oder einer Begegnung mit diesem

feuchtfröhlichen Optimisten zu verdanken haben. Denn soviel konnte auch der Fernstehende ohne großen physiognomischen Scharfblick und psychologische Intuition aus dem, was ihm von und über Hartleben vor Augen kam, urteilen, daß dieser im persönlichen Verkehr eine ‚fidele Haut', ein liebenswürdiger Plauderer, ein gemütvoller und doch zugleich paradox-geistreicher Mensch gewesen ist, dem man auch seine Mängel und Schwächen — und er hatte deren offenkundige — nicht sehr übel nehmen mochte, weil er sich selber nicht so übermäßig ernst nahm, um seine individuellen Schwächen und Bedürfnisse zu allgemeinen Forderungen an seine Zeit und ihre sittlichen Anschauungen auszumünzen. Ja, gerade ob des letzteren Umstandes kann man sich ungetrübter über den Schalk und Spottvogel in ihm freuen als über so und so viele andere, die gar oft auf Grund ihrer individuellen Unmoral mit einem allerdings komisch wirkenden Ernst beflissen sind, eine Umwertung aller Werte in Problem- und Anklage- oder ‚Weltanschauungs'dramen zu betreiben. Hartleben hat mit dem Besitz einer sogenannten Weltanschauung wenigstens niemals Humbug getrieben und geflunkert; viel lieber, als die Welt philosophisch anzuschauen, war ihm, über sie zu lachen und zu spotten. Und weil er das vornehmlich tat, einige Male auch mit einem dünnfädigen Einschlag von Gemüt und Ernst, meist aber mit Sentimentalität, so nennen ihn seine Freunde einen Humoristen, und alle Welt plaudert es nach. Wie groß aber ist die Enttäuschung, nimmt man unter diesem Eindruck den ganzen Hartleben, so wie er heute in seinen Büchern abgeschlossen vor uns steht, zur Hand! Einige kleine Erzählungen, — die ‚Geschichte vom abgerissenen Knopfe' schätze ich ob der geistvollen Anlage und des graziösen Vortrags besonders, — und einige hübsche Verse ausgenommen, sind die meisten seiner Produktionen, insbesondere aber seine ‚Komödien', nichts weniger als aus einer humoristischen Sinnesart hervorgegangen. Ihr Grundton ist vielmehr Satire und Ironie, die ihre Wurzeln in einer moralischen Verstimmung über jene Sittlichkeitsbegriffe der ‚zahlungsfähigen' Leute und des stumpfsinnigen Philistertums haben, dessen geschworener Feind Hartleben zeitlebens war, ohne indes positive Gegenwerte in seiner Dichtung zu bieten. Nun hat man ja schon im voraus genug gespöttelt über alle, die von Hartleben mehr verlangten, als er gab, und die bedauerten, daß sein hübsches Talent so wenig Früchte trug. ‚Als ob Hartleben,' so tönt es den ‚Vorsorglichen' entgegen, ‚derselbe Mensch Hartleben gewesen wäre, wenn er sich mehr geschont und weniger Lebensschuld auf sich geladen hätte! Vielleicht hätten wir einen gediegenen Steuerzahler, und das süße Theaterpublikum bekäme alljährlich ein brauchbares Schauspiel zum Amüsement mehr. Das wäre nun was! Mir ist der Mensch als Zeichen und Zeuge einer interessanten bewegten Epoche, ungleich wichtiger, mag sein literarisches Gepäck auch nicht allzuschwer wiegen.' Diese Worte Schönhoffs im ‚Tag' sind bezeichnend für die Art, wie unsere heutigen, von der naturwissenschaftlichen Weltanschauung angekränkelten Literaten und Kritiker die geistige Welt um sich herum betrachten, beurteilen, einschätzen. Nur ums Himmels willen den Menschen nicht mit Postulaten kommen, nur keine Eingriffe in das Experiment eines natürlichen Lebensverlaufs, vor allem nicht solche von oben. Ausleben und ausleben lassen! Wie interessant ist doch ein solches durch kein außer- noch überzeitliches Ideal gestörtes Leben als völlig reines Produkt der Zeit und natürlicher Anlagen! Nichtsdestoweniger: ‚Zu den „Unsterblichen" wird Hartleben nicht eingehen; und was wird aus der gesamten antibourgeoisen Literatenrevolte als „unsterblicher Rest" bleiben?' Die Antwort liegt in der Frage. — Nichts! Aber sollte nicht zwischen dieser traurigen Per-

spektive und der Vergangenheit dieses Lebens ein ursächlicher Zusammenhang bestehen können? In der von Schönhoff betätigten, rein naturgeschichtlichen Betrachtungsweise eines virtuell reichen Menschenlebens liegt ein unendlich trauriges Moment. Nicht einmal der Glaube an unentwickelte Fähigkeiten kann dabei bestehen, nicht einmal die Liebe, die in die Zukunft träumt, weil sie an das Vergangene geglaubt hat. Was einer geworden ist, das war er, nicht mehr; Höheres, Besseres stak nicht in ihm, — er hats ja bewiesen! Bei Hartleben könnte das zufällig stimmen, denn seine Werke zeigen keine besondere geistige Entwicklung. Er war Formkünstler im engen Sinne. Ein feiner, zierlicher Stil, eine lebendige, mehr auf Geistreichigkeit als auf innere Wahrheit ausgehende Vortragsweise und ein fast französisches Geschick, das Pikante leidlich sauber zu behandeln, sind an ihm schätzbar. Sein Dichten berührt sich enge mit seinem Leben und Erleben. Aber der Kreis dieses Erlebens war leider selber eng und einseitig. Wein und ‚süßes Mädel' sind Hauptfaktoren darin. Die Geschichte ‚vom gastfreien Pastor' erzählt munter und witzig, wie ein harmloser protestantischer Pastor, als er zu einer Provinzialversammlung für innere Mission reist, in ein zweideutiges Haus gerät und von dem Präsidenten des Landeskonsistoriums heimgeschickt wird, ohne daß er die Situation begreift. Die Geschichte vom ‚abgerissenen Knopf' ist ein kleines, ergötzlich erzähltes Studenten- und Kokottenerlebnis, worin ein abgerissener Knopf an der Matrosenbluse der ‚Heldin' zum ‚Prüfstein' ihres ‚Charakters' dienen soll. Auch die anderen Geschichten in diesen beiden Bändchen wird man amüsiert lesen; wenn es aber irgendwo heißt, daß man Hartlebens Novellen gelesen haben müsse, um von ‚neuer deutscher Belletristik' etwas zu wissen, so ist das eine der vielen Übertreibungen literarischer Freunde.

Außer seinen dichterischen Werken, von denen das Rührstück der ‚Rosenmontag' von der Bühne her allgemein bekannt ist, die meisten anderen dramatischen Arbeiten: ‚Hanna Jagert', ‚Die Erziehung zur Ehe', ‚Ein Ehrenwort', ‚Die Befreiten' (Einakter-Zyklus), ‚Ein wahrhaft guter Mensch' und das letzte schwächliche Stück ‚Im grünen Baum zur Nachtigall' nicht viel Aufhebens verdienen, gab Hartleben ein Goethe-Brevier heraus, Goethes Leben in seinen Gedichten höchst einseitig spiegelnd, denn die Erotik ist unverhältnismäßig ausgiebig vertreten, ferner eine Spruchsammlung von Angelus Silesius, den er als Monisten verehrt, und schließlich ein Büchlein mit Sprüchen von Friedrich von Logau, das ganz hübsch ist. Eine große Hochschätzung empfand er für Platen, dem er in ähnlicher Weise zu huldigen gedachte. Seinen Freunden dient diese publizistische Beschäftigung als Beweis, daß Otto Erich auch tiefere Bedürfnisse kannte, daß er im Grunde ein ganz respektabler, ernster Mensch war. Wir haben keinen Grund, dem zu widersprechen; aber dennoch ist es cum grano salis wahr, was vor Jahren ein Literatursatiriker (Martin Möbius in den ‚Steckbriefen', 1900) schrieb, daß Otto Erich infolge seiner Trinkfestigkeit der populärste deutsche Dichter sei, am meisten bewundert von den jüdischen Reportern, die nichts vertragen können.

M.

J. Spillmann, der durch seine Jugend- und Volkserzählungen weithin bekannte, vornehmlich aber wegen seiner ‚Geschichte der englischen Martyrer' als Historiker geschätzte Jesuitenpater, ist am 23. Februar im Alter von 63 Jahren in Luxemburg gestorben. Die ‚Stimmen aus Maria Laach' und die Zeitschrift ‚Katholische Missionen' verlieren in ihm einen hervorragenden, tüchtigen Mitarbeiter. P. Spillmann besaß ein hübsches Erzählertalent, von dem er im

Dienst der guten Sache ausgiebigen Gebrauch machte. Neben einer beträchtlichen Anzahl kleiner und großer Erzählungen, darunter die Sammlung ‚Wolken und Sonnenschein', schrieb er vier Romane: ‚Die Wunderblume von Woxindon', ‚Tapfer und treu', ‚Um das Leben einer Königin' und ‚Lucius Flavus'. Alle diese Werke haben den Vorzug, gute, in sittlicher Hinsicht einwandfreie Jugend- und Familienlektüre zu sein. Für die Befriedigung eines vielseitig vorhandenen praktischen Bedürfnisses bleibt ihre Bedeutung unbestreitbar. Im geistigen Haushalt einer Nation sind derartige Bücher so schätzbar wie im wirtschaftlichen gute Surrogate für wertvolle Dinge, welche der Menge nur schwer zugänglich, aber nicht entbehrlich sind. Nahrungsmittelfälschung tritt bekanntlich erst dann ein, wenn Ersatzmittel für Originalprodukte ausgegeben und als solche angezeigt werden. Wäre das in bezug auf eine Reihe von Schriftstellern wie P. Spillmann unterblieben, keinem Menschen würde es jemals eingefallen sein, gegen derartige saubere Volkslektüre ein Wort zu verlieren. Aber im Eifer für die gute Sache respektierte man keine Grenzen, fand man keinen Vergleich zu hoch, um die im Grunde doch immer ‚unvergleichlich' bleibenden Erzählungen solcher Autoren als ‚Schöpfungen echter Kunst' hinzustellen. Gegen derartig unverständige Lobesüberhebungen und Anpreisungen sich zu verwahren, hatten die Betroffenen das erste Recht. Aber sie machten, wie leicht begreiflich, davon keinen Gebrauch. Daraus erwuchs für eine um das Gedeihen eines höheren literarischen Lebens besorgte Kritik die Pflicht, die Abgrenzung zu vollziehen. Das ist erstmals durch die Veremundusbroschüren (vergl. insbesondere: Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken, Mainz 1899, S. 41 ff.), später wiederholt durch die ‚Literarische Warte' geschehen. Die Erfüllung dieser Aufgabe war insofern schwer, als diese Kritiker nicht gleichzeitig den Vorteil hatten, auf einen besseren Ersatz hinzuweisen. So mußte notwendig zwischen der älteren und neuen Kritik ein Konflikt entstehen, der sich, wenn man von blinden und urteilsbaren Verehrern der umstrittenen Autoren absieht, als ein Konflikt zwischen Opportunisten und Idealisten kennzeichnen läßt. Die ersteren fanden es inopportun, eine Sache aufzugeben, ehe man besseres anzubieten habe. Die Idealisten gingen von der Überzeugung aus, daß erfahrungsgemäß besseres nur entstehe und werde, wenn man zuvor die Bedingungen dazu schaffe. Diese Bedingungen fallen aber zum großen Teil zusammen mit der Erkenntnis eines höheren literarischen Ideals, als es in diesen Unterhaltungsbüchern verwirklicht ist, und infolgedessen mit dem Zweifel an der Superiorität der bestehenden Literatur. Wie aber war aus diesem logischen Zirkel anders hinauszukommen als durch ein frisches Zerhauen des Knotens? P. Spillmann ist ein für die ältere Generation und ihre literarischen Bedürfnisse typischer Schriftsteller. Seine Bedeutung für die Entwicklung unseres, des katholischen Volksteils literarischen Lebens liegt darin, daß sich an ihm die Überwindung einer abgelebten Richtung vollzog. Leider ist diese Überwindung zum größten Teil vorerst nur theoretisch vollzogen.

. .

Lewis Wallace, der berühmte Verfasser des Romans Ben Hur, ist im gleichen Monate, nur wenige Tage vor P. Spillmann gestorben, mit dem er oft und mit Recht als literarischer Geistesverwandter verglichen wurde. Viele sahen in ihm das protestantische Gegenstück zu Spillmann, ohne zu wissen, daß Wallace kirchlich-gläubiger Katholik war. Der Erfolg seines 1880 erschienenen, 1887 ins Deutsche übersetzten Romans ‚Ben Hur a tale of the Christ' ist lediglich auf die Wahl des Stoffes und dessen phantasie-

volle Ausschmückung zurückzuführen. Wallace, der 1827 geboren, im mexikanischen Krieg bis zum Generalmajor aufgestiegen, 1878—81 Gouverneur von Utah, 1881—85 amerikanischer Gesandter beim türkischen Hofe und seitdem Rechtsanwalt in Crawfordsville (Indiana) gewesen ist, hat noch eine Reihe anderer Romane geschrieben, die jedoch ziemlich unbeachtet geblieben sind. Wallace war so wenig wie Spillmann eine Dichter- und Künstlernatur; seinen Gestalten fehlt der lebendige Hauch, die innere Wahrheit und Notwendigkeit. Um so besser beherrschte er den äußeren kostümlichen und archeologischen Apparat.

* *

Theater.

Münchener Theater. Frank Wedekind ist der Zyniker der modernen Literatur. Nur wo er das und sonst nichts sein will, bekundet er Eigenart. Er ist der eigentlich und ganz voraussetzungslose Mensch, mit anderm Wort ein Mensch, dem nichts heilig ist in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als die eigene Individualität und ihre Forderungen. Ja, nicht einmal die, nimmt man sein neuestes Stück: Hidalla oder Sein und Haben, das im Schauspielhaus die Uraufführung erlebte. Es soll so was wie ein dichterisches Confiteor sein. Es gibt sogar Leute, die es deshalb ernst nehmen. Sie hören tragische Bajazzo-Töne heraus und ahnen schon eine neue Epoche in Wedekinds Dichten und Denken. Diesem selber kann nichts willkommener sein als solche Prophetenweisheit. Muß es ihm doch heute schon ingrimmige Freude bereiten, diese Propheten gründlich zu enttäuschen. Die Tragikomödie ‚Hidalla' ist um alles andern willen, nur nicht aus innerer Wahrheit und Notwendigkeit geschaffen. Schon allein der Umstand, daß der Dichter die Hauptrolle, den Hetman, darin wieder und immer wieder spielt, ist mir Beweis dafür. Denn nach meinem Gefühl bringt ein Mensch, der nicht im tiefsten Wesen Komödiant ist, unmöglich das Kunststück fertig, sich in einer Rolle zu produzieren, die eine aufrichtig empfundene tragische Selbstpersiflage ist.

Die Gründung einer Gesellschaft zur Züchtung von Rassemenschen kann unter vielen pikanten Reizen gewiß in erster Linie den der Neuheit für sich in Anspruch nehmen. Die Seele der Gründung ist Hetman. Aber er begleitet in der ‚Gesellschaft' nur den Posten eines Sekretärs, denn er ist — ein Hohn auf seine Bestrebungen — verwachsen und häßlich. Solange die Menschheit in der Keuschheit eine Tugend zu ehren vermeint, ist sie laut Hetman für die Bestrebungen Wedekinds, will sagen Hetmans, verloren. Glücklicherweise sind die Mitglieder der Gesellschaft zur Züchtung von Rassemenschen über solche menschlichen Vorurteile hinaus. Durch die Statuten ist jedes Mitglied verpflichtet, dem andern auf dessen Wunsch hin mit seinem Körper dienstbar zu sein. Und da nur körperlich vollendete Individuen aufgenommen werden, können natürlich auch nur körperlich vollkommene Menschen, Rassemenschen, aus diesen Kreuz- und Querverbindungen hervorgehen. Das ist so klar, daß auch der kritischst veranlagte Zuchtwahltheoretiker beschämt vor der Wucht dieser Perspektive verstummen muß. Es wäre natürlich kleinlich, hier auf logische und psychologische Widersprüche hinzuweisen und etwa hervorzuheben, daß der Begriff des Rassemenschen als eines Trägers der höchsten individuellen Freiheit und Ungebundenheit sich schlecht verträgt mit der Aberkennung des Rechtes, über seinen eigenen Körper frei zu verfügen. Solche Einwände brächten den Autor höchstens zum Lachen. Denn er könnte mit Recht daraus schließen, daß man sein Stück ernst nähme, was doch er selber nicht einmal tut. Denn am Schluß erklärt sich Hetman gegenüber der Unverbesserlichkeit der menschlichen Natur als bankerott. Als gleich darauf

— um die Selbstverhöhnung voll zu machen — ein Zirkusdirektor erscheint und ihn als Klown engagiert, erhängt er sich. Man möchte geneigt sein, diesem Schluß, der der beleidigten Vernunft einige äußerliche Genugtuung gewährt, innere Wahrheit und Notwendigkeit zuzugestehen. Aber da Frank Wedekind schließlich heil und gesund mit dankbaren Verbeugungen vor der Rampe erscheint und wohl auch noch oft so zu erscheinen wünscht, so ist nicht einzusehen, warum Hetman nicht ebenfalls der Situation Herr werden und mit einem flotten Zynismus auch über einen so grimmigen Lebensscherz wie den des Zirkusdirektors hinwegvoltigieren konnte.

Das Stück heißt ‚Hidalla' nach dem Titel eines Buches, das sich in dem Nachlaß des erhängten Hetman auffindet und dessen Lebensphilosophie enthält. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es eines Tages bei Albert Langen erscheint.

Das Volkstheater bot mehrere Aufführungen des von der ‚dramatischen Gesellschaft' aus der Taufe gehobenen Dramas Kaspar Hauser von Kurt Martens, das ohne besondere künstlerische Eigenart den bekannten unglücklichen Findling zu dem passiven Helden einer Reihe von Intriguen und Quälereien macht, bis er schließlich sich dagegen aufbäumend den Tod durch geheimnisvolle Mörderhand findet. Die von der Kritik gerühmte Absicht des Dichters, in dem Helden zugleich das Schicksal aller jener welt- und wirklichkeitsfremden Träumer zu symbolisieren, die, dem fortgesetzten Druck einer sie mißbrauchenden Umwelt ausgesetzt, schließlich zu einer großen, aber unbesonnenen Tat schreiten, nur um darin unterzugehen, diese Absicht ist nur zum kleinen Teil erreicht. Die Figur des Helden ist dafür zu wenig von den individuellen historischen Schicksalen und Einzelzügen abgelöst.

Im Residenztheater erlebte Karl Hauptmanns Bühnenspiel Bergschmiede einige Aufführungen, die die meisten Besucher kopfschüttelnd verließen. Märchen- und Legendenmotive des Riesengebirges sind in z. T. stimmungsvoller Weise in eine symbolische Handlung verflochten, deren tiefer Sinn aus den vorgeführten Tatsachen kaum zu lesen ist. Die Hauptfigur des Bergschmiedes ist wohl der Träger eines zwar tiefmenschlichen, aber nicht rein und klar zur Erscheinung gebrachten Konflikts zwischen einer wilden, ans sinnliche geketteten Natur und dem brünstigen Verlangen nach Reinigung von dem inneren Graus dämonischer Zerstörungsmächte. Ein Faust der Berge also, dem auch sein Gretchen nahe ist und ihm schließlich zum Retter wird, nicht zwar aus geistiger Not, aber aus leiblicher Gefahr. Neben der inneren Verworrenheit des weder dichterisch ausgeschöpften noch künstlerisch bewältigten Stoffes stört es doppelt, daß ein oft peinlich und kleinlich wirkender Naturalismus in Bild und Wort mit einer durch Vers und Reim doch immerhin geadelten Sprache stilistisch unausgeglichen verkoppelt ist.

M.

Kunst.

Aus den Münchener Ausstellungen. Unser Kunstverein, der sich seit einem halben Jahr auf seine höheren Aufgaben besinnt, überrascht seine Besucher neuerdings sogar mit ausländischen Kollektionen. Am meisten Aufsehen erregte der junge Spanier Anglada, der in Paris lebt. Zeigt dessen Landsmann Zuloaga die Glut seiner Rasse in der linearen Charakteristik typischer Spanier, so lebt sich Angladas südliches Temperament in Farben aus. Einen parfümierten, ja dekadenten Einschlag verleiht seinen Bildern nicht so fast ihr Vorwurf: die Nacht-Cafés, die Tingeltangels und das Halbwelt-Leben als die Art ihrer Empfindung und Darstellung. Es ist ein Sichberauschen an magisch glühenden Farben und Licht-

reflexen, die in schweren, bald dunkel leuchtenden, bald gleisnerisch strahlenden, wie von Heliotrop durchsetzten, bunten Tönen durcheinander wogen. Im heißen Schatten smaragdner Laubgänge, von denen aus man über die sonnendurchfluteten Wege und Blumenbeete vornehmer Gärten sieht, taucht eine violettgekleidete Dame auf. Ihr irrlichtelierender Gang wie die Sirenenaugen steigern noch das Märchenhafte der Stimmung. Bei anderen Bildern besteht der künstlerische Reiz lediglich in dem Zusammenkneten exotischer Farbenwerte, die oft wie Haufen alter Edelsteine aus dämmerigen Gewölben locken. Im ganzen gewinnt man nicht den Eindruck einer impulsiven, von innen heraus schaffenden Künstlerpersönlichkeit, sondern des Ausbeutens einer nationalen Anlage, verbunden mit dem raffinierten Geschmack des heutigen Pariser. Es ist mehr Nervensensation als geistiger Genuß. — Nach einem Ausdruck wirklicher Gedanken strebt der junge Plastiker Peterich, der bei Heinemann ausstellt. Bedeutendes Talent zeigt er aber nur in einer Medea. Sie erscheint wie versteinert in ihrem Schmerz. Eine antike Größe, die unheimliche Tiefen ahnen läßt, erscheint hier vorläufig noch in sich gefestigt. Wir fürchten aber, wenn diese Lippen sich zum rächenden Entschluß zusammenpressen, wird es Blut und Grausamkeit geben. Für die Form hat der Bildhauer von der archaischen griechischen Kunst viel gelernt. Das übrige ist entweder seiner Aufgabe nicht gewachsen, wie der Meergott, oder erhebt sich nicht über tüchtige Studien. Als ein Kolorist von erstaunlicher Vielseitigkeit zeigt sich Kuschel, trotz seines unverkennbaren Zusammenhanges mit Böcklin. Nicht er hat von Stuck, sondern dieser von Kuschel gelernt. Ein Mangel ist nur, daß Kuschel fast kein Werk bis in seine letzten Möglichkeiten durcharbeitet. — Höchst verdienstlich ist die Ausstellung der großen englischen Meister aus der zweiten Hälfte des 18. und ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die auf dem Kontinent so selten sind. Besonders glänzend ist der Schotte Raeburn mit einem unvergleichlich süßen Doppelporträt adeliger Knaben vertreten. Hier liegt alles, was Kultur, Geschmack, feine Erziehung, natürliche Vornehmheit, selbstbewußte Zurückhaltung ausmachen, wie in der Knospe beschlossen. Das Bildnis eines Jägers in Rot ist von unerhörtem Glanz breitester Pinselführung. Romney, von dem Bilder gegenwärtig bis zu 200000 Mark bezahlt werden, erscheint in zwei Damen, geradezu klassisch. Seine weiche, volle, schmelzende Modellierung offenbart sich hier hinreißend. Hoppner repräsentiert sich fast noch bedeutender. Von Lawrences geschmeidiger Auffassung und mondäner Durchführung gibt die am Boden in unnachahmlicher Grazie sitzende Tochter eines langweiligen Vaters einen ziemlichen Begriff. Gainsborough könnte und sollte charakteristischer vorgeführt werden; die Qualitäten seiner unbeschreiblichen Mrs. Siddon lassen sich hier kaum ahnen. Unzulänglich tritt Reynolds auf. — Was ließe sich über dieses englische Rokoko in künstlerischer, ethnographischer und kultureller Beziehung alles sagen!

Constable, der die Franzosen zur Gründung der Barbizoner Schule anregte, wirkt ganz modern; zumal wo er Luft, Licht und Wind malt. Dazu fügt er oft einen romantischen oder idyllischen Zauber, der uns die ganze Poesie des englischen Landlebens mitteilt. Am großartigsten ist er wohl, wo er dramatisch wird. Noch mancherlei Neues ließe sich berichten, so von der retrospektiven Ausstellung der Münchener Schule der 70er Jahre, bei Fleischmann. Bot die Kollektion auch nur Stichproben, so zeigte sich doch, wie Courbet durch Leibl selbst solche Meister eine Weile mit sich riß, die jetzt die süßlichsten Modemaler sind. A. v. Keller, der psychologisch tiefer und richtiger als G. Max uns in

das geheimnisvolle Reich der Hypnose einführt, bot im Kunstverein einen Überblick seines Werdens und Könnens; der aus den ‚Fliegenden Blättern' bekannte Humorist Hengeler stellte sich als ein zeitgenössischer Schwind im Gewande Böcklins mit Erfolg vor.

Dr Jos. Popp.

Zwei Rembrandtwerke. ‚Die Kunst dem Volke;' selten noch sind in einem Schlagwort zwei so allgemeine und vieldeutige Begriffe vereinigt worden. Es gibt vielerlei Arten von ‚Kunst' und mancherlei Gattungen von ‚Volk,' und — eines schickt sich nicht für alle. Ein Künstler wie Rembrandt, der dem sinnlichen Schönheitsbedürfnis so karge Zugeständnisse macht, der an geistige Vertiefung und technisches Verständnis so beträchtliche Anforderungen stellt, ist schwerlich geeignet, ein Liebling der Massen zu werden. Die überaus gemeinnützig wirkende Berliner ‚Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen' hat jüngst ein Heft mit 38 Radierungen Rembrandts herausgegeben (Einzelverkauf zu 50 Pfg. durch E. Meyer, Berlin W., Potsdamerstr. 27b), von dem wir auf Grund eigener Probeversuche überzeugt sind, daß es bei weitaus den meisten Leuten mit Volksschulbildung wenig ehrlichen Beifall finden wird. Einige Blätter, wie gleich das erste mit der derben Darstellung von Adam und Eva, dürften sogar fast durchweg auch auf ‚höher' gebildete Beschauer entschieden abstoßend wirken. Wie soll der Meister, dem selbst im kunstliebenden Holland des 17. Jahrhunderts nur ein kleiner und erlesener Kreis von Verehrern dauernd treu blieb, in unseren kunstentwöhnten Tagen zum Liebling des einfachen Arbeiters oder Bauern werden? Gewiß genießt Rembrandt wegen seines ‚Realismus' heute bei den sozusagen professionellen Kunstfreunden mehr Ansehen als je; aber gerade die realistische Geschmacksrichtung hat noch nie weitere Kreise gewonnen und wird dazu auch aus ganz natürlichen Gründen niemals fähig sein. — Wie wir eine echte Volkstümlichkeit der Rembrandtschen Kunst bezweifeln müssen, so scheint es uns auch um ihre ‚Salonfähigkeit' nicht sonderlich günstig bestellt, d. h. sie scheint uns auch wenig geeignet, vom üblichen Salonmenschen verstanden zu werden. Das hat wohl Richard Muther bei sich erwogen, als er für solche Leserkreise seinen ‚Rembrandt ein Künstlerleben' (Berlin, bei Fleischel) schrieb. Also schildert er nicht eigentlich des Meisters Kunst, sondern die äußeren Umstände, das ‚Milieu' seines Schaffens. Weil Rembrandt der ‚erste freie Künstler' innerhalb einer ‚bourgeoisen Kultur' ist, deshalb wird sein Leben ‚die Tragödie' ‚des Künstlers'. Man glaubt oft die Lebensbeschreibung irgend eines zeitgenössischen Bohémiens zu lesen; denn namentlich aus Geld- und Weibernöten entspringt diese Muthersche Tragödie. Gewiß, es fehlt darin auch nicht ganz an kunstschildernden Bonmots; namentlich wenn es sich um Abbildungen weiblicher Körper handelt, wird die Schilderung lebendig. Landschaftsbilder und Bibelmalerei liegen unserem Kunsthistoriker weniger. Selbst das Hundertguldenblatt betrachtet er ‚mit geteilten Empfindungen'. Warum malt der Meister überhaupt solche veraltete christliche Gegenstände? ‚Es wäre sehr pikant (!), wenn der freieste Künstler, den das 17. Jahrhundert gebar, auch auf diesem Gebiet schon der modernste, ein Antichrist, ein Vorläufer Nietzsches gewesen wäre.' Also auf der vollen Höhe des pikanten Salongeschmacks steht Rembrandt auch nicht. — Er ist nun einmal nicht jedermann mundgerecht zu machen. Jedenfalls aber werden die Fälle, in denen die obbesagte textlose Radierungsfolge Verständnis weckt, immer noch zahlreicher sein als diejenigen, wo dies Muthers illustriertem Anekdotenschatz gelingt.

* *

Verschiedenes.

P. Luis Coloma und das Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung. Über diese Frage schreibt mir der Hauptredakteur der ‚Kölnischen Volkszeitung', Herr Dr. Hermann Cardauns: ‚In den „Offenen Briefen" der Januar-Nummer des Hochland S. 520 lese ich: „Nicht einmal für die Buchausgabe dieses Colomaschen Romans (Lappalien) hat sich ein katholischer Verleger gefunden! Ich kenne die Verhältnisse ganz genau, die den P. Coloma damals geradezu zwangen, das Übersetzungsrecht seiner sämtlichen Werke an die Vita, Berlin, eine zum Teil jüdische Aktiengesellschaft, zu verkaufen! Kaum aber war's geschehen, da schrieb die Kölnische Volkszeitung, deren Verlag eine deutsche Ausgabe des Romans zwar ins Auge gefaßt, aber schließlich doch abgelehnt hatte, es sei ganz unbegreiflich, daß der katholische Verlagsbuchhandel sich dieses Werk habe entgehen lassen. Tableau!" Diese Andeutung, die sehr geeignet ist, bei den Lesern des Hochland sehr peinliche Ausdeutungen zu veranlassen, tritt hier nicht zum ersten Male auf. Bereits 1898 bemerkte Veremundus (Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? S. 69): „Dieser übertriebene und lächerlich ängstliche Standpunkt hat es offenbar verhindert, daß der Roman Lappalien in einem dieser Blätter (unmittelbar vorher war u. a. die Kölnische Volkszeitung genannt) Aufnahme gefunden hat. Als sich eines davon glücklich zu dem „Wagnis" entschlossen hatte, war es zu spät. Kaum aber lag die deutsche Ausgabe des Verlags Vita in Berlin vor, da wurde öffentliches Bedauern laut, daß die katholischen Zeitschriften und Verleger sich diesen Roman hätten entgehen lassen." Die Kölnische Volkszeitung hat damals sofort (No. 731 vom 24. August 1898) in einer zweispaltigen Besprechung der Veremundusschen Schrift geantwortet: „Rundweg bestreiten müssen wir die Andeutung, ein „übertrieben und lächerlich ängstlicher Standpunkt" habe es verhindert, daß Colomas Lappalien in der Kölnischen Volkszeitung Aufnahme fanden; ohne einen irreführenden Bericht über die Brauchbarkeit dieses ausgezeichneten Romans für ein deutsches Feuilleton wäre er erworben worden, und die Erinnerung an diesen Vorgang hat dem Schreiber dieser Zeilen einen derben Redaktionsverdruß bereitet, als er die deutsche Übersetzung der Lappalien las; er hätte für die Feuilletonausgabe vielleicht ein paar leise Retouchen für nötig gehalten; aber den Roman abzulehnen wäre ihm nicht eingefallen." Diese vor mehr als sechs Jahren abgegebene Versicherung ist meines Wissens damals nicht angezweifelt worden. Heute füge ich folgendes bei: Verspätet, weil zeitraubende Nachforschungen erforderlich waren. Der Verlag der Kölnischen Volkszeitung hat wiederholt Verhandlungen wegen Übersetzung der Lappalien geführt. Ein Herr, der uns „im Jahre 1891 den ersten Band der Bagatellen Colomas anbot", schreibt uns jetzt (22. Januar 1905): „Nicht Sie lehnten die Übersetzung ab, sondern ich brach die Übersetzung ab." Ein zweiter Herr bot uns Ende 1892 die Übersetzung an; am 13. Januar 1893 wurde er ersucht, das Manuskript zur Prüfung einzusenden — damit bricht die Korrespondenz ab. Als später (1895) der Verlag seinerseits einen Versuch machte, eine Übersetzung zu erhalten, war es allerdings zu spät. Jedenfalls hat der Redaktion — und nach meinem besten Wissen auch dem Verlag — niemals eine Zeile Übersetzung tatsächlich vorgelegen, und einen „übertriebenen und lächerlich ängstlichen Standpunkt" konnten Verlag wie Redaktion schon deshalb nicht einnehmen, weil jener ebenso wenig wie diese — Spanisch verstand. In solchen Fällen — Coloma war damals in Deutschland so gut wie unbekannt — pflegt man Leute um Rat

zu fragen, die Spanisch verstehen, und wenn man dann später bedauert, keinen guten Rat bekommen zu haben, so liegt nicht der mindeste Grund vor, deshalb von „Tableau" zu reden.'

Soweit Herr Dr. Cardauns. Es liegt mir natürlich fern, die Richtigkeit dieser Angaben auch nur im geringsten anzuzweifeln. Dennoch kann ich meine Behauptung, daß ich die Verhältnisse, die den P. Coloma damals geradezu zwangen, das Übersetzungsrecht seiner sämtlichen Werke an die Vita, Berlin, zu verkaufen, ganz genau kenne, auch gegenüber der obigen Erklärung vollständig aufrecht erhalten. Denn ob der Übersetzer seine angefangene Arbeit abbricht, weil der Verlag der Kölnischen Volkszeitung oder deren Redaktion, durch einen literarischen Vertrauensmann irregeführt, kein Interesse zeigt, oder ob sie eine deutsche Ausgabe förmlich ablehnt, kommt in der Wirkung auf die Gestaltung dieser ‚Verhältnisse' aufs gleiche hinaus.

Daß eine Redaktion auch in solchen Fragen auf Vertrauensleute als Berater angewiesen ist, versteht man. Dennoch kann sie nicht alle Verantwortung ablehnen, wenn sie durch einen Vertrauensmann irregeführt wird. Denn schließlich wählt man nicht den ersten besten, sondern einen, mit dem man sich über die Beurteilung eines Werkes in bezug auf Zulässiges und Unzulässiges genau verständigt hat. Im übrigen glaube ich, daß der ‚irreführende Bericht' von 1891 (oder früher) gar nicht einmal ein so unkluger Rat war, bedenkt man, welcher Beurteilung sich ein katholisches Blatt selbst wie die Kölnische Volkszeitung zu jener Zeit mit einem Roman wie ‚Lappalien' ausgesetzt hätte, in bezug auf den Heinrich Keiter sogar noch 1896 im ‚Literarischen Handweiser' als seine Ansicht vertrat: ‚In den katholischen Zeitschriften deutscher Zunge, auch in den nur der Unterhaltung gewidmeten Blättern, hätten die „Lappalien" keine Unterkunft finden dürfen.' Wenn ich daher diesem Tatsachenkomplex das Bedauern entgegenstellte, welches acht Jahre später in der Kölnischen Volkszeitung darüber laut wurde, daß der katholische Verlagsbuchhandel sich dieses Werk habe entgehen lassen, und diesen Gegensatz mit einem ‚Tableau' bekräftigte, so sollte damit lediglich auf die objektive Tatsache einer erfreulichen Entwicklung der Ansichten hingewiesen, nicht aber zu ‚peinlichen Ausdeutungen' des Verhaltens der Kölnischen Volkszeitung Anlaß geboten werden. Wenn schließlich Herr Dr. Cardauns in seiner Entgegnung auch meine Worte auf S. 69 der ersten Veremundusschrift auf die Kölnische Volkszeitung bezieht, so ist das nach dem Zusammenhang, in dem sie in meiner Broschüre stehen, nicht zu rechtfertigen; denn nicht den ‚unmittelbar vorher' genannten Blättern machte ich den Vorwurf eines ‚übertriebenen und lächerlich ängstlichen Standpunktes', sondern gewissen Leserkreisen, ‚Kritikern und Krittlern', deren ‚Zimperlichkeit es sehr häufig verschulde', ‚daß die Redaktionen von der Erwerbung des Besten absehen müssen . . .'

Ich stelle dies hiermit richtig, lediglich weil die Logik meiner dortigen Ausführungen es verlangt.

M.

Unsere Bilder.

Zu unseren Menzelbildern, die im Hauptartikel (Seite 40) kunstgeschichtlich berücksichtigt und gewürdigt sind, ist nur bezüglich des Inhalts noch einiges zu sagen. Das Gemälde ‚Die Tafelrunde in Sanssouci' führt in den Speisesaal, den man ihm Schloß Sanssouci heute noch erblickt. Geistsprühende Heiterkeit herrscht unter den Gästen des Königs, der die Mitte des Bildes einnimmt. Er ist gerade mit Voltaire im Gespräch. Höchst kritisch blickt der General von Stille auf den scharfzüngigen französischen Spötter. Feldmarschall Keith und Graf Algarotti, die zur Linken des Königs sitzen, beteiligen sich, der eine mit ruhiger Überlegenheit, der andere mit gespannter Aufmerksamkeit an dem Diskurs. Graf Rothenburg, ganz im Profil, blickt still ergötzt auf Voltaire. Die beiden übrig bleibenden Paare im Vordergrund unterhalten sich auf eigene Faust. Es sind rechts vom Beschauer de la Mettrie, der mit dem Marquis d'Argens plaudert, und zur Rechten Voltaires der Lord Marischal, dessen Nachbar uns den Rücken kehrt. Über die Tafel flutet helles Licht aus dem anstoßenden Garten, den zu betreten die weit geöffnete Türe einlädt.

In dem Bilde ‚Die Prozession in Hofgastein' wird manchen katholischen Beschauer die Vordergrundstaffage stören. Aber Menzel, so wie er den Vorgang ansah, hatte keinen Grund, die wenig erbauliche Tatsächlichkeit zu fälschen. Und so müssen wir halt neben der gläubigen Andacht der Einheimischen auch die gelangweilten teilnahmslosen Figuren des Vordergrundes mit in Kauf nehmen. In künstlerischer Hinsicht gilt das Urteil, das im Hauptartikel über Menzel auch über den Marktplatz von Verona gefällt ist.

Die ‚Abreise des Königs zur Armee' stellt den Augenblick dar, wie der König Wilhelm I. an der Seite seiner weinenden Gemahlin die Linden in Berlin entlang fährt.

Offene Briefe.

Kgl. Dr. F. W. in O. Herzlichen Dank für die Anregung, betreffend Erweiterung der Rundschau. Es soll nach Möglichkeit der Umfang allmählich auf mindestens ein und einen halben Bogen ausgedehnt werden. Eine Programmerweiterung von ‚Hochland' in dem Sinne, daß auch religiöse Kontroversfragen behandelt werden zur Beseitigung von Mißverständnissen zwischen den beiden großen christlichen Konfessionen, müssen wir jedoch ablehnen. Diese Aufgabe wird bereits geleistet durch die leider noch zu wenig bekannten ‚Friedensblätter', begründet von der berühmten Konvertitin Julie von Massow, herausgegeben von Präfekt Bernhard Strehler in Neisse unter dem Patronat Ihrer Kgl. Hoheit der Prinzessin Maria de la Paz. In den zwei letzten Jahrgängen hat diese seit neun Jahren erscheinende ‚Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens' ohnehin einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen und Beiträge namhafter Theologen gebracht. Das Programm der ‚Friedensblätter' findet übrigens auch durch zahlreiche Beiträge in Hochland indirekte Förderung, so daß wir im allgemeinen die direkte Förderung den ‚Friedensblättern' überlassen können.

Die Einsender unverlangter Manuskripte werden hiermit im eigenen Interesse gebeten, ihren Sendungen Porto für die allenfallsige Rücksendung beizufügen, da sonst kleine Manuskripte (Gedichte, Sprüche u. ä.) überhaupt nicht, größere nur gegen nachträgliche Einsendung des Portos zurückgeschickt werden können. Das große Angebot von derartigen Manuskripten zwingt uns zu dieser Forderung.

Verantwortlich: Chefredakteur **Karl Muth, München,** Franz Josephstraße 31.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Franz Josephstraße 31.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Defregger pinx.

Beim Kesselflicker.

Zweiter Jahrgang. Mai 1905. 8. Heft.

Schiller im 20. Jahrhundert.

Von

Karl Muth.

Als am 10. November 1859 Schillers hundertster Geburtstag mit fast überschwenglicher Begeisterung gefeiert wurde, da hätte man nicht geglaubt, daß etwa ein Menschenalter später diese Stimmung fast ins Gegenteil umschlagen würde. Noch weniger aber hätte man in den achtziger und neunziger Jahren für möglich gehalten, daß der nicht bloß von einigen heißblütigen, auf neueste Programme eingeschworenen Literaten, sondern von national gesinnten Literarhistorikern so tief gehängte Schiller im Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts gleichsam von neuem auferstehen würde. Und doch ist es so. Denn stellt man selbst den größten Teil der zu den Schillerfeiern am 9. Mai dieses Jahres aufgewendeten Festbegeisterung als offizielle Mache außer Rechnung, so sind der Anzeichen noch genug, daß das zwanzigste Jahrhundert seinen Schiller von neuem *erleben* wird.

Nichts kann Schillerischem Geiste entgegengesetzter sein als der Literaturbetrieb der letzten drei Dezennien. *Dort* höchste Geistigkeit, die als letzten Zweck der Kunst die Darstellung des Übersinnlichen erkennt, ein unausgesetztes Ringen nach einer Stilkunst, worin Form und Gehalt eins sind, aller Stoff aber vernichtet erscheint; der allzeit unerschütterte Glaube an die alles beherrschende Macht der Idee und die tief innerliche, unzer-

störbare Überzeugung, daß ‚kein noch so großes Talent dem einzelnen Kunstwerk verleihen kann, was dem Schöpfer desselben gebricht,‘ und daß ‚Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, selbst die Feile nicht wegnehmen‘ kann; aus dieser Überzeugung heraus aber das unausgesetzte Streben nach sittlicher Vervollkommnung. Hier von allem so ziemlich das Gegenteil. Kunst ist Darstellung des Sinnlichen, das nicht nur als Mittel betrachtet wird, sondern fast zum Zweck erhoben scheint. Wirklichkeitssinn, Erdgeruch, Beobachtung, unerschrockener Realismus, Greif-, Schmeck- und Sehbarkeit, nicht zuletzt der oft fast physiologische Reize auslösende Stimmungsgehalt, das sind die Eigenschaften dieser Literatur, und Lobesprädikate, die zu verdienen die höchste Wonne der ‚Schaffenden‘ war. Der Stoff trotz allen Geschreis gegen Tendenz- und Stoffkunst fast herrschend, die Ideen abgelöst von Problemen meist pathologischer, oft unreinlichster Art. Schließlich der Glaube an das Talent schlechthin: der moderne Künstler anerkennt keinen Unterschied in der Bedeutung der Stoffe für die Betätigung seines Darstellungstriebes; er fühlt sich jedem Stoff gegenüber gereizt, seine technische Virtuosität daran zu erweisen. Sein höchstes Gesetz aber ist, nur Erlebtes darzustellen, gleichgültig, wie auch immer es beschaffen sei.

Fast zwei Jahrzehnte hat der herrschende Literaturgeist in den Fesseln solcher Anschauung gelegen. Wer anders dachte und empfand, stand abseits. Auch heute ist die Betriebsamkeit der kleinen Geister noch stark davon beherrscht. Die wahrhaft Großen aber haben allzeit unbewußt wie Schiller empfunden, und da sie nunmehr sich dieser Übereinstimmung bewußt geworden, fängt Schiller an, eine machtvolle Bedeutung für sie im Hinblick auf die Eroberung der Zeitgenossen zu gewinnen.

In dieser Eroberung der Zeitgenossen für die Idee eines im Geiste Schillers und Goethes erneuerten und gereinigten Kunstschaffens, in der Zurückgewinnung der großen Gesichtspunkte für Leben und Kunst, in der Verteidigung der idealen Lebensmächte des Schönen, Wahren und Guten als objektiven Erscheinungen, nicht zuletzt in der Erziehung der Menschheit zur wahren Geistesfreiheit, die da nach Schiller ist ‚Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft‘, und endlich in der Wiederbelebung des Glaubens an die Macht des Geistes, durch die sich der Mensch der äußerlich bedingenden Ursächlichkeit überhoben, als ‚absolut letzte Ursache seiner Zustände‘ empfindet, in diesen an Schillers Geisteswelt anknüpfenden Wirkungen liegt beschlossen, was das zwanzigste Jahrhundert als köstlichste Erbschaft von ihm antritt.

Schillers Größe als Dichter beruht auf der Tüchtigkeit und sittlichen Würde seines Menschentums. Sie war von jeher, vielleicht eben deshalb, ein Gegenstand des Streites. Schon Goethe sah sich veranlaßt, den ‚romantischen

Imperatoren und Diktatoren' mit der bündigen Erklärung entgegenzutreten, daß er ‚sich erlaubte, Schillern für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten'. Die Widerreden sind deshalb nicht verstummt. Sie hallen in unsern Tagen nur noch lauter als ehedem, und es ist schwer zu sagen, wie Schillers rein dichterische Hinterlassenschaft durch das zwanzigste Jahrhundert hindurch bestehen wird. Man glaubte Schiller als Dichter abtun zu können, indem man, eingedenk des Goethischen Wortes: ‚Bilde Künstler, rede nicht!' auf den rhetorischen Charakter seiner Dichtung hinwies. Man empfand den Mangel des unmittelbaren Naturlautes und stieß sich an jenem über sich selbst philosophierenden Sententiösen sogar unter den Bauern im Tell. Eine sich selbst beschauende Poesie, nennt Eichendorff tadelnd Schillers Dichtung.

Der Streit wird niemals beendigt werden, sowenig wie wir jemals den Gegensatz von Natur und Kultur überbrücken oder besser auflösen können. Schiller selbst hat ihn mit in seinen tieferen Momenten dargelegt mit einer Schärfe der Intuition und einer Klarheit des Gedankens, die die Abhandlung ‚Über naive und sentimentalische Dichtung' wohl für immer als eine der glänzendsten Leistungen psychologischer Analyse und Kritik charakterisieren. Im tiefsten Grund ist der ganze Streit für immer damit geschlichtet. Auch die Gegner Schillers könnten sich ein für alle Mal an der kühnen Rücksichtslosigkeit beruhigen, mit der Schiller die Grenzen seiner eigenen Begabung absteckt, allerdings ohne sich deshalb als Dichter für überflüssig und entbehrlich zu halten. Ist es nicht, als ob er von sich selber spräche, wenn er den sentimentalischen Dichter also kennzeichnet: ‚Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hineinzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, sowie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüts, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden.' Alles das sagt und meint er von Klopstock, aber wir können ganz gut den Namen Schillers an die Stelle setzen, und jedes Wort behält seine Geltung. Selbst das folgende: ‚Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft

gesehen. Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüts kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu eng findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgetan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.' Ist da nicht jedes Wort bis in die kleinste Färbung hinein auch gültig für Schiller? Und dennoch — wer möchte Schiller, den Dichter, missen im deutschen Geistesleben, wer würde nicht empfinden, daß wir unsäglich ärmer wären, hätten wir ihn nicht gehabt? Nicht nur im Leben des einzelnen, auch im Leben der Nationen kommen ‚exaltierte Stimmungen des Gemütes' vor, wo nur ein Dichter wie Schiller genügen kann, wo er tröstet und stärkt zugleich, wo er die Kraft sittlichen Handelns verleiht und den Mut, auszudauern auch in Schmerz und Not. Und so ist denn Schiller in der Tat der Dichter aller Strebenden, Ringenden, Suchenden und wird es bleiben, so lange die deutsche Sprache besteht.

Wahrlich, der würde die Grenzen von Dichtung und Poesie sehr eng fassen, wer daraus jene Schöpfungen ausschließen wollte, die das überströmende Gefühl, die hohe Begeisterung und schöne Ideenfülle unmittelbar durch das hinreißende und flammende Wort kund tun. Ihren tieferen Grund hat eine solche Unduldsamkeit heutzutage in der Gleichsetzung der Begriffe Dichter und Künstler, der Schiller übrigens selber Vorschub geleistet hat. Gewiß sollte jeder Dichter zugleich auch Künstler sein; dennoch darf man nicht vergessen, daß auch die Einzelbegabung sehr wohl für sich bestehen kann, die rein dichterische jedenfalls am ehesten. Indem uns Schiller zu dieser Erkenntnis nötigt, gewinnt er auch von dieser Seite eine schätzbare Bedeutung für unsere Zeit. Denn wir haben wahrlich keinen Grund, den Schaden, welchen die Bejubelung eines blut- und seelenlosen Artistentums für das Gedeihen einer großgeistigen und volkstümlichen Dichtkunst ohnehin im Gefolge hatte, auch noch zu vermehren durch eine kritische Unduldsamkeit, die nicht einmal Naturen wie Schiller als Dichter gelten lassen will. Im übrigen weiß jeder, wie gerade Schiller als einer der wenigen unter den deutschen Poeten in heißem, unablässigem Kampf um die Künstlerpalme gerungen hat, und wie er sich nach den Grundsätzen, die er in gemeinsamer Arbeit mit Goethe aufgestellt, vor allem am Wallenstein bemühte, nur mit der reinen Liebe des Künstlers seines Gegenstandes Herr

zu werden. Was er in diesem Punkte durch bewußte künstlerische Zucht schließlich erreicht hat, ist staunenswert und wird ein leuchtend Vorbild bleiben für alle Dichtergeschlechter noch in späten Zeiten. Die Achtung vor diesem seinem Ringen nach echter, reifer Künstlerschaft, muß jedoch noch höher werden, bedenkt man, wie er, der im Rate der ästhetischen Gesetzgeber seiner Zeit oft genug das entscheidende Wort gesprochen hat, doch niemals seine angeborenen Schwächen zu Tugenden stempelte und wie so viele Spätere aus seinem persönlichen Unvermögen ein Gesetz ableitete. Schiller erkannte und anerkannte objektiv gültige Gesetze selbst in der subjektivsten der Wissenschaften, der Ästhetik. Dieser ruhige, besonnene und sachliche Idealismus gehört zu dem Erquickendsten in der Geschichte der deutschen Klassik. Und so spricht denn Schiller auch in aller neidlosen Unbefangenheit von Goethe, den er als den naiven Dichter seiner Zeit liebte und verehrte, wenn er bekennt: ‚Von dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüt ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen natürlichen Durchmesser ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann.‘

‚Für das wirkliche Leben verstimmen,‘ gewiß, das wird jede idealistische Forderung allezeit tun, und auch die sog. ‚idealen Forderungen‘ eines Pseudoidealisten wie Ibsen hätten diese Wirkung auf seine im Lebensbehagen schwimmende Bewundererscharen haben müssen, würde man den alten Skandinavier so ernst genommen haben, wie eines Schiller gesamte Persönlichkeit dies fordert. Aber wie, wenn uns das Leben und seine Qual selber verstimmen. Wird dann der sentimentalische Dichter nicht am Ende ein Trost- und Glaubensbringer sein, der die entgötterte Welt der in Kleinmut und enger Verzagtheit dahinlebenden Menschheit wieder mit Licht und Zuversicht erfüllt? Es erhebt sich vor allem die konkrete Frage, wird das zwanzigste Jahrhundert seinen Menschen stets ein Schicksal bereiten, bei dem es Dichter und Denker, bei dem es Idealisten wie Schiller entbehren kann? Ich glaube kaum. Möglich, daß wir von äußeren Bedrängnissen, wirtschaftlichen Krisen und Kriegsnöten verschont bleiben; aber unser Geistesleben, das ist die Überzeugung und stille Sorge vieler, geht ungeheueren Erschütterungen entgegen. Der stolze Bau unserer modernen Kultur zeigt tiefgehende Sprünge und Risse, und tausend Hände sind in Angst und Hast geschäftig, die wankenden Säulen zu stützen, dem hochgetriebenen Gebäude einen würdigen Inhalt, neue Grundlagen zu geben. Größer als leibliche ist geistige Not, und wehe, wenn in solcher Zeit die Führer und Erzieher fehlen zu sittlicher Kraft und kühnem Wahrheitsmut!

Wird nicht auch hier Schiller mehr als jeder andere unserer großen neuzeitlichen deutschen Denker ein Retter sein können für viele? Die Antwort ist zweifellos. Denn obwohl kein Bekenner einer ausgesprochen religiösen, geschweige einer positiv christlichen Weltanschauung, ist Schiller doch durch die innere Lauterkeit seines Wesens, die wahre Freiheit seines Denkens und den sittlichen Heroismus seiner Lebensführung wie wenige geeignet, bei seinen tieferdringenden Verehrern gleichsam den Boden zu bereiten für die Aussaat echtesten Christentums.

Ich bin mir bewußt, mit dieser Behauptung gegen manche gegenteilige, fest eingewurzelte und noch immer von neuem befestigte Meinung anzulaufen. Aber gerade der Umstand, daß in den Histor.-polit. Blättern (vom 16. Jan. 1905) in einem Artikel: ‚Das Schiller-Jubiläum und das katholische Deutschland', ‚von einem Nicht-Katholiken' der Versuch gemacht wird, die Stimmung der deutschen Katholiken Schiller gegenüber zu reizen, macht es doppelt notwendig, darauf hinzuarbeiten, daß wir einer so positiven und kulturell wertvollen Erscheinung wie Schiller nicht nur von dem einen negativen Gesichtspunkt nahen, den uns seine Stellung zu jeder geoffenbarten Religion und insbesondere zur christlichen Kirche aufzwingt. Denn soviel ist ja gewiß, daß Schiller vielleicht noch weniger, als es Göthe immerhin im Alter besaß, ein inneres, *fühlendes* Verhältnis zum Christentum und dessen göttlichem Stifter hatte. Die Äußerungen, die er hin und wieder hierüber getan, zeugen von einer rein intellektuellen Liebe, die sich jedoch jeweils vorsichtig gegen die Anerkennung der konkreten Erscheinung der Idee abschließt. Denn wenn er 1795 an Göthe schreibt: ‚Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zum Höchsten und Edelsten', so fügt er doch sogleich hinzu, ‚und *die* (!) verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind.' Auch später in den Tagen, wo ihn Krankheit und die Nähe des Todes bedrücken mochten, klingt kaum ein religiös-christlicher Ton in Schillers Leben an. Wir besitzen weder Sprüche von ihm von jener gereiften und tiefen, bis zum Religiösen aufsteigenden Weisheit Göthes, noch Gespräche, wie dieser sie mit Eckermann und Falk in den letzten Monaten seines Lebens geführt hat, von dem religiös-philosophischen Anlauf ganz zu geschweigen, wie ihn der Faustdichter im größten Stil genommen und bis zum stark katholisierenden Ausgang seiner Dichtung durchgeführt hat. Wohl aber hat er sich wiederholt zu einer *ästhetischen* Betrachtung des Katholizismus herbeigelassen und dann so schöne Worte gefunden wie die bekannten in ‚Maria Stuart' und der ‚Jungfrau von Orleans'. Sie jedoch als *persönliche*, der katholischen Weltanschauung dargebrachte Huldigungen anzusehen, dieser Naivität

der Auffassung, der man oft begegnet, sollten wir uns fürder nicht schuldig machen. Schließlich ist es doch das mindeste, was man von einem dramatischen Dichter, ja von dem darstellenden Dichter überhaupt verlangen kann und muß, daß er seine Personen aus dem Gesichtskreis und dem Charakter reden und fühlen lasse, in dem sie stehen. Täte er das nicht, so würde er sich immer in erster Linie gegen sein Künstlertum und erst in zweiter Linie gegen die geschichtliche Wahrheit oder tatsächliche Wirklichkeit versündigen. Auch die Balladen Schillers, deren Stoffe er gar oft den katholischen Legendenkreisen entnahm, sprechen lediglich für die innere Freiheit des Dichters gegenüber allem menschlich Schönen, sowie für seine künstlerische Wahrhaftigkeit, die ihm unmöglich machte, sie dem Ideen- und Gefühlskreise zu entfremden, dem sie entstammen. In dieser Hinsicht ist er lobenswert und verdient unsere Schätzung in hohem Maß; jedes andere Lob würde er zweifellos selber als unverdient abgelehnt haben.

Anders verhält es sich mit seiner Stellung zu gewissen Erscheinungen praktischen Christentums. Da fand sein hoher sittlicher Idealismus, verbunden mit einem geschichtlichen und realen Scharfblick, der ihn auch Kants einseitig rigoristische Pflichtenlehre korrigieren hieß, in Geschichte und Leben des Großen und Achtunggebietenden so viel, daß er sich warmherziger, persönlicher Teilnahme nicht enthalten konnte. Und da sind es vor allem die Tugenden christlicher Demut und Nächstenliebe, die er mit unverkennbarer Parteinahme des Herzens verherrlicht.

> Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
> Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

Mit dieser direkten Huldigung an das Christentum schließt er ein Epigramm: ‚Die Johanniter'. In der ‚Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens' (1792) stellt er eine an Tugendwerken reiche, fromme Vergangenheit einem aufgeklärten Jahrhundert gegenüber und findet, daß uns ‚der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurteile, gemäßigter Leidenschaften, freierer Gesinnungen, — wenn wir ihn wirklich zu erweisen imstande sind, — das wichtige Opfer praktischer Tugend koste, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können.' Ebenda nimmt er die ‚christliche Religion' in Schutz gegen den Vorwurf ‚berühmter Schriftsteller', ‚daß sie den kriegerischen Mut ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe,' ein Vorwurf, der viel mehr der modernen Weltkultur gemacht werden müsse, welche ‚den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die tatenreifende Energie des Charakters vernichtet' habe. Ja, Schiller sieht sich durch seine Betrachtung der Zeit der Kreuzzüge und der großen geistlichen Ritterorden zu dem in seinem Munde hochbedeutsamen

Ausspruch getrieben, daß ‚die Menschheit offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war, — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht.‘

Wie sein ganzes Jahrhundert, so hatte auch Schiller den Gedanken der religiösen Weihe des Sittlichen, den Begriff der Sittlichkeit aus übernatürlichen Beweggründen aus dem Auge verloren. Nur wenige seiner Zeitgenossen aber haben den Begriff des natürlich Sittlichen so groß und rein erfaßt wie er. Er kennt jedoch ‚keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig (d. h. sittlich) zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht‘. In diesem Sinne schrieb er seine Briefe ‚über die ästhetische Erziehung des Menschen‘. Sie sind ein durchaus idealistisches Kulturprogramm, das auf eine Verwirklichung des Ideals aller Kultur, d. h. zu jenem Zustand hinstrebt, in dem der Streit zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen geschlichtet und ein für allemal aufgehoben ist. Erst wenn das Naturgesetz und das Sittengesetz im Menschen in einer höheren Einheit harmonisch zusammenklingen, ist er in das Empyreum der wahren Freiheit emporgehoben. Nicht die Notwendigkeit regiert ihn mehr, er herrscht frei wie im Spiel, als das sich sein Handeln, ein absolut gewordenes Handeln, nunmehr darstellt. Dem Erziehungsgedanken Schillers, der besonders von all denen noch immer mißverstanden wurde, die seinen Worten ihre und nicht seine Begriffe unterschoben, liegt die tiefpsychologische Tatsache zugrunde, daß der Mensch aus der Tierheit seiner sinnlichen Natur heraus erst dann zur inneren Freiheit, d. h. Sittlichkeit erzogen werden könne, nachdem er zur Selbsttätigkeit geweckt ist. Diese Selbsttätigkeit aber zu wecken dient die Schönheit. Sie ist die für den noch nicht zur Geistigkeit emporgestiegenen Menschen die vernehmlichste Sprache, sie ist Ausgangspunkt und Ende aller Kultur. Sie ist es, die in das Bereich des gestaltlos Sinnlichen und der uferlos wogenden Empfindung Maß, Gesetz, Form bringt. Nun erst gleitet der Mensch aus der sinnlichen Bedingtheit hinüber in jenes geistigere Reich, worin die logische Form in der Begriffsbildung den Verstand, die moralische Form als Gesetz den Willen erobert. Das Kulturideal Schillers aber gipfelt in der Forderung jenes Zustandes, den er bei der Einzelpersönlichkeit als den Zustand der ‚schönen Seele‘ bezeichnet. Es ist dies ein Wesen, aus dem ‚sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekte die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen‘ — also ein Ideal menschlich-sittlicher Vollkommenheit, wie es wohl niemals in dieser Zeitlichkeit erreicht wird, das aber dem Ideal christlicher

Heiligkeit aufs engste verwandt ist. Denn auch der zur Heiligkeit emporwachsende Mensch wird nur in demselben Maße Fortschritte machen, als es ihm gelingt, einzelne Tugenden so zu üben, daß sie ihm zur zweiten Natur oder wie die Theologen sagen, zu einem Habitus werden, um schließlich alles Gute ohne Anstrengung und Überwindung zu vollbringen. Im Hinblick auf ein solches Ideal ist begreiflicherweise alle Askese nur ein jammervoller Notbehelf, und ein sittlicher Charakter, ‚der nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann', zeugt daher jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung. Nicht Abtötung, sondern Veredelung der Sinne wäre daher die Voraussetzung dieser Vollkommenheit.

Wer wollte von diesem Kulturideal Schillers behaupten, daß es nicht auch das christliche wäre? Ja es ist nicht einmal schwer, die ganze darauf abzielende Gedankenentwickelung Schillers dem christlichen und speziell dem katholischen Vorstellungskreis zu nähern und einzugliedern. Ein gut Teil allen Widerspruchs, der bis heute im Namen des Christentums gegen dies Erziehungsprogramm unserer Klassiker laut geworden ist, beruht jedenfalls auf dem Mißverständnis der Sprechweise, wie sie auf beiden Seiten, jede in ihrer Art, ausgebildet worden ist. Wer in dieser Hinsicht einmal ehrlichen und friedliebenden Sinnes sich die Aufgabe stellte, hinter den verschiedenartigen und nicht selten auch befremdenden Einkleidungen der Sprache die Konkordanz der Ideen ans Licht zu stellen und hier mit soviel Vorurteilen nach beiden Seiten hin aufzuräumen, als die Sache ohne unwürdige und gefährliche Kompromisse nur immer zuläßt, der würde sich ein großes Verdienst um die deutsche Kultureinheit erwerben. Jedenfalls würde sich dann in bezug auf Schillers Ideen im einzelnen herausstellen, ‚daß sie ihrem wesentlichen Inhalte nach christliche Ideen waren, wenn auch der Umfang der Wahrheiten des Christentums größer ist als der Umfang der Ideen Schillers, und wenn auch in seinen Vorstellungen vieles sich geändert haben würde, hätte er den ganzen Umfang der christlichen Wahrheit erkannt'.*)

Schillern, der am 9. Mai 1805 das Zeitliche gesegnet hat, war bekanntlich nur etwas mehr als die Hälfte von Goethes Lebensdauer beschieden. Die größten Pläne lagen noch vor ihm. Es ist daher nicht abzusehen, wie und wohin sich sein phänomenaler Geist, der die seltsamsten Entwicklungen wie im Sturmschritt durchlaufen hat, gewendet hätte, wäre ihm gleich Goethe die Ruhe und abgeklärte Beschaulichkeit des Alters beschert worden. Aber das darf man wohl mit Sicherheit sagen, daß seine Weltanschauung nur immer positiver, reicher und wärmer, sein Idealismus immer konkreter und objektiver geworden wäre. Aber auch

*) Hettinger, Apologie des Christentums, Bd. 2, 3. Abtlg., 6. Aufl. S. 267.

so sind wir seiner hohen Sinnesart Liebe und Dank schuldig. Vergessen wir das selbst da nicht, wo wir in berechtigtem Stolz Einspruch erheben müssen gegen Worte und Anschauungen in seinen Dichtungen und historischen Schriften, die das katholische Gefühl und die Wahrheit kränken. Ausbeuten in gehässigem Sinn gegen katholische Lehre und Kirche wird sie nur derjenige, der Schillerscher Geisteswelt als ein ewig verlorener Fremdling gegenübersteht. Aber machen wir sie auch nicht umgekehrt zum A und O unserer Schillerbetrachtungen. Der Erzieher insbesondere sollte sich doppelt hüten, die Behandlung Schillers in einseitiger Weise unter das Odium einer solchen Kritik zu stellen. Nur wenn er unserer Jugend gleichzeitig das Zehn- und Hundertfache an positiven Lebenswerten aus dieser machtvollen Erscheinung mit auf den Lebensweg gegeben hat, nur wenn er die Herzen gleichzeitig auch an dem edlen Feuer zu entzünden vermochte, das in der Brust des Dichters wie eine heilige Flamme auf dem Altare des Ideals gebrannt hat, dann und nur dann darf er, ohne sich an seinem Erzieherberuf zu versündigen, auch der Kritik ihr Recht geben. Denn mag man im einzelnen gegen Schiller noch so viele Einwendungen im Herzen tragen, der Mann in seiner Totalität, so wie er sich uns in seinen besten Schöpfungen und erhabensten Gedanken darstellt, kann nur erfreulich wirken. Dahin, wohin er sich selber mit dem Munde nicht bekannt hat, kann er für Unzählige noch ein Führer werden, — zum Christentum. Wer kann es sagen, ob ihm nicht auch in dieser Hinsicht noch eine Mission im zwanzigsten Jahrhundert zugeteilt ist?

Noch sträuben sich zwar viele gegen ihn; noch ist die Stimmung nicht überwunden, aus der heraus Friedrich Nietzsche das Wort vom ‚Moraltrompeter von Säkkingen‘ gegen ihn prägte; aber es ist kein Zweifel, daß auch für Schiller, den ‚Hohepriester der Schönheit‘, den ‚Tyrtäus des sittlichen Kampfes‘, eine neue Zeit kommt.

Und so darf er wohl auch angesichts des literarischen Geistes, der heute noch unser nationales Leben schillerfremd und der Ideale bar durchwaltet, dennoch mit Wallenstein — und mit mehr Recht als dieser sagen:

‚Zwar jetzo scheint' ich tief herabgestürzt;
Doch werd' ich wieder steigen; hohe Flut
Wird bald auf diese Ebbe schwellend folgen.‘

Die Juden in Marokko.

Von

Vicomte Charles de Foucauld.

Für Marokko ist der Anbruch einer neuen Zeit gekommen; das Verhältnis der Kulturwelt zu dem ebenso unbekannten wie reichen und unglücklichen Land ist ein engeres geworden und wird es immer mehr werden. Das am 5. Oktober 1904 abgeschlossene spanisch-französische Marokkoabkommen, das im wesentlichen auf eine Bestätigung des englisch-französischen Abkommens vom 8. April 1904 und die Abgrenzung einer gewissen spanischen Interessensphäre hinausläuft, und der hochbedeutsame Besuch Tangers durch unseren Kaiser sind nur Etappen eines Weges, dessen Ende noch keiner sieht. Zumal erwächst nach der kaiserlichen Aktion wieder mehr Aussicht auf die Weckung deutschen Interessengeistes.

Einer der besten Kenner des Landes, der einzige, der Marokko einigermaßen in seiner ganzen Ausdehnung hat bereisen können, ist der französische Offizier Charles de Foucauld gewesen. Elf Monate, vom Juni 1883 bis Mai 1884 war er unterwegs, und 1888 beschrieb er die Reise in seinem großen Werk ‚Reconnaissance au Maroc'. In einem Anhang behandelt er dort die Lage der marokkanischen Juden, die seit uralten Zeiten ein soziales Element Marokkos bilden. Keiner war zu einer solchen Schilderung mehr berufen als unser Autor. Denn er reiste selbst als Jude verkleidet und in Begleitung eines eingeborenen marokkanischen Juden und hat so als Augenzeuge Blicke in ihre Verhältnisse getan, die in ihrer Totalität einzigartig genannt werden müssen. Seine streng wissenschaftliche, sachliche und vorurteilsfreie Beobachtungs- und Urteilsweise überheben ihn des Verdachtes der Unzuverlässigkeit oder Übertreibung, und den gleichen Schluß möchte man auch aus dem Umstand ziehen, daß er nach seiner Rückkehr, mit Ehren bedeckt, sich zu nichts Geringerem entschloß als zum Eintritt in den Trappistenorden. Das dunkle Bild, das er von den Juden Marokkos so klar wie lebendig entworfen hat, stellt einen trefflichen Gradmesser marokkanischer Zustände dar, und die Tatsache, daß seit jenen Beobachtungen nun schon eine Reihe von Jahren verstrichen sind, will nichts besagen für ein Land, das wohl lärmende Bewegungen, aber keine Wandlung seiner rostigen Kulturzustände kennt.

Die Redaktion.

Die Juden sind ungleichmäßig über die verschiedenen Teile Marokkos verteilt. Sie scheinen vor allem einmal in den Häfen und den großen Städten des blad el machsen, sodann in dem Massiv des Hohen Atlas und an den von seiner Südseite herabkommenden Wasserläufen ihre Sitze zu haben. Sie zerfallen sonach in zwei Gruppen: Juden des blad el machsen, der dem Sultan ergebenen Landesteile, und Juden des blad es siba, der unabhängigen Gebiete.

I.

Die Juden im Regierungsland.

Das Kennzeichen des Juden ist sein Käppchen und seine schwarzen Pantoffeln; von anderer Farbe darf er sie nicht tragen. Auf dem Lande kann er auf einem Esel oder Maultier reiten; sowie er aber einem Mönch oder einer Kapelle entgegenkommt, steigt er ab oder macht einen Umweg. An den Wegeschranken und Toren ist er einer Steuer unterworfen wie die Lasttiere. In der Stadt zieht er seine Schuhe aus und geht zu Fuß; die Straßen in der Umgebung gewisser Heiligtümer sind ihm verboten. Er wohnt ohne Berührung mit den Muselmännern mit seinen Glaubensgenossen in einem gesonderten Quartier, dem mellah. Der mellah ist von Mauern umgeben; ein oder zwei Tore dienen dem Zugang; um 8 Uhr abends werden sie geschlossen. Im mellah ist der Jude zu Hause. Ist er hier eingetreten, zieht er seine Schuhe wieder an und taucht nun in ein Labyrinth düsterer und schmutziger Gassen. Er stapft mitten im Kot, er stolpert über verfaultes Gemüse, er stößt sich an einem kranken Esel, der ihm den Weg versperrt. Alle üblen Gerüche steigen ihm in die Nase. Wirre Töne schlagen von allen Seiten an sein Ohr; Weiber streiten mit schriller Stimme in den umliegenden Häusern, Kinder psalmodieren mit näselndem Ton in der Synagoge. So kommt auf er den Markt: Fleisch, Gemüse, viel Branntwein, einige gewöhnliche Waren sind die Dinge, die da zu finden sind; die schönen Sachen sind in der Muselmannstadt. Der Jude macht seine Einkäufe, und seinen Weg wieder aufnehmend kommt er nach Hause. Ist er arm, so schleicht er in ein Zimmerchen, wo auf dem Boden sitzend Frauen und Kinder durcheinander wimmeln. Ein Feuerbecken, ein Kochtopf bilden das ganze Mobiliar; ein paar Gemüse unter der Woche, Kutteln, harte Eier und ein bißchen Branntwein am Samstag ist die Nahrung der Familie. Doch nein, unser Jude ist reich! Im Augenblick, wo er die schwarze Türe zuschlägt, die seine Wohnung abschließt, und wo zum Schutz gegen den bösen Blick Nachbildungen von Händen drüber hängen, tritt er in eine neue Welt. Licht und Sauberkeit, Frische und Heiterkeit findet er da. Er kommt in einen viereckigen Hof, der von zwei Stockwerken von Galerien umgeben ist; diese bilden den Zugang zu den Zimmern. In brennendem Blau schaut der Himmel hernieder. Die letzten Sonnenstrahlen lassen spiegelhell am First des Hauses die bunten Porzellantäfelchen aufblitzen, mit denen alles überkleidet ist: Mauern, Säulen, der Boden des Hofes, der Estrich der Zimmer. Ein Duft von Zedernholz erfüllt und durchweht die Wohnung. Kinder kommen aus der Schule, spielen und lärmen. Frauen mit nackten Armen und offener Brust, mit einem Rock von schreiender Farbe und einer kleinen, goldgesäumten Samtjacke bekleidet, ein seidenes Tuch auf dem Kopf, pflegen im Hofe sitzend unter Geplauder der Ruhe. In der Tiefe der Zimmer warten Greise mit fahlen Zügen, langen weißen Bärten, das Buch in der Hand auf die Stunde des Abendgebetes.

An den Feuerstellen auf den Galerien hocken die Mägde und richten die Mahlzeit zu. In jedem Stockwerk gibt es drei bis vier Zimmer, sie sind ungeheuer groß, sehr hoch, mit Decken aus Zedernholz und großen weißen Wänden, die unten mit Porzellan oder Tapetenstoff bekleidet sind. Türen, Kasten, Decken, überhaupt alle Holzarbeit ist mit Gold und schreienden Farben bemalt. Wenig Möbel: zwei geräumige Kasten, die ganze hintere Breite des Zimmers von einem Ende zum andern einnehmend; darüber je ein Eisenbett; auf der Erde Matrazen, Teppiche, Kissen; an den Wänden vier bis fünf Pendeluhren, von denen keine geht, und ebensoviel große Spiegel, die zur Schonung mit Musselinvorhängen überzogen sind. In jedem dieser Zimmer lebt eine ganze Familie, der Vater, seine Frauen, seine unverheirateten Kinder und seine Gäste. Das ist ein Leben, ein unaufhörliches Summen! Jederzeit gibt's auch Streitigkeiten unter den Frauen. ‚Eine Dachtraufe zur Regenzeit und ein zänkisches Weib sind einander gleich,' sagt Salomo. Man muß mit Juden gelebt haben, um dieses Sprichwort recht zu verstehen. Mit einem Schlag tritt Stille ein, die Frauen sprechen leise, die Kinder werden still. Die Sonne ist untergegangen. Jedermann steht auf und stellt sich an eine Wand und spricht, sich hin und her neigend, sein Gebet: bald bewegt er stille die Lippen, bald singt er mit gedämpfter Stimme; jetzt eine tiefe Verneigung — das Gebet ist zu Ende. Die Unterhaltung geht von neuem los. Zu Tisch, das Essen steht bereit! Der Jude hat einen Gast. Er setzt sich mit ihm auf einen Teppich oder auf Kissen, die übrige Familie ißt daneben in einer Ecke. Man stellt ein Tischchen vor die beiden Männer und bringt den Tee; es gibt Ambra-, Verbenen- und Pfefferminztee. Man trinkt drei Tassen; dann folgt eine stark gewürzte Suppe, gekochte Hammelsviertel, Klößchen aus gehacktem Fleisch mit Pfeffer, Kutteln und Leber in Pfeffer, ein Huhn, eingemachte Essigfrüchte, Obst — das ist schon eine ausgesuchte Mahlzeit. Eine Flasche mit einer farblosen Flüssigkeit steht zwischen den beiden Juden; daraus gießen sie sich große Gläser voll und trinken unterm Essen ein bis zwei Liter. Man meint natürlich, es sei Wasser: es ist Branntwein. Gegen Mitte der Mahlzeit kommen drei Musiker herein; zwei sind Juden, der erste trägt eine Flöte, der andere eine Guitarre; der letzte ist ein Muselmann und singt. Die Lieder sind so unbedeutend, daß man nichts darüber sagen kann, nicht einmal wie sie heißen. Die Instrumente spielen eine Begleitung. Die Frauen und Kinder wiederholen die Refrains und schlagen im Takt mit den Händen. Der Schall zieht die Nachbarn an; bald sind 25 oder 30 im Kreis um die Musiker herum. Welcher Gegensatz zwischen diesem armen muselmännischen Sänger und den Juden, die ihn umgeben! Er — schön, gewecktes Gesicht, geistbelebte Züge, große ausdrucksvolle Augen, prächtige Zähne, schön gescheiteltes und geschnittenes Haar, kurzer Bart, wohlgestaltet, geschmeidig, nette Hände und Füße und trotz seiner Armut blitzend vor Sauberkeit. Jene — häßlich, schläfriger Ausdruck, fast alle schielend, hinkend oder einäugig, berstend vor Fett oder mager wie Skelette, kahlköpfig, lange schmierige Bärte, ungeheure

zottige Hände, dünne, krumme Beine, keine Zähne und selbst die reichen empörend schmutzig.

Die marokkanischen Juden sind sehr häßlich. Die Frauen haben bei aller Regelmäßigkeit der Züge so wenig Ausdruck, so erloschene Augen und ein so blaßes Gesicht, daß es selbst zwischen 14 und 18 Jahren kaum eine angenehme Erscheinung unter ihnen gibt. Die Männer sind früh, manchmal schon in ihrer ersten Jugend mit tausend Gebrechen behaftet und sind schon Greise, ehe sie das reife Alter erreicht haben. Die Mißgestalteten, Einäugigen, Hinkenden u. s. w. sind so zahlreich, zumal in den Städten, daß sie etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachen. Welchem Umstand hat man eine in solchem Grade allgemeine und entwickelte Häßlichkeit und Mißbildung zuzuschreiben? Der außerordentlichen Unreinlichkeit, der mangelhaften Gesundheitspflege, dem vorzeitigen Heiraten oder den Ehen zwischen Blutsverwandten?

Die Ernährung ist unzureichend bei den Armen, ungeregelt und einzig aus Fleisch bestehend bei den Reichen. Alle aber machen ungemessenen Gebrauch vom Alkohol; man trinkt ihn beim Essen und zwischen den Mahlzeiten; ein Liter ist pro Tag das Durchschnittsquantum einer großen Zahl. Die Juden stellen diesen Branntwein, den sie mahia nennen, selbst her; im Norden aus Wachs oder trocknen Rosinen, im Gebirge aus Feigen, in der Sahara aus Datteln. In den Städten kauft man die mahia in Flaschen auf dem Markt; auf dem Lande destilliert jedes Haus alle Donnerstage, was es für die Woche braucht. Selbst die Frauen trinken mehr oder weniger. Am Samstag namentlich vertilgt man eine verschwenderische Menge; muß man doch beim Frühstück genügend viel schlucken, daß man in einem Zug bis zum Gebet um 4 Uhr schlafen kann.

Der Jude bewegt sich wenig, geht gar nicht spazieren; er geht nur aus dem mellah, um in der Stadt seinen Geschäften nachzugehen, und eine Reise unternimmt er nur bei wichtigem Anlaß. Ist er nicht gezwungen, in unermüdlicher Arbeit seinem Verdienst nachzugehen, so legt er sich um 11 Uhr zu Bett, steht um 10 Uhr auf und macht noch unter Tag öfter Siesta.

Die Ehen werden zwischen möglichst nahen Verwandten geschlossen. Ein Israelite mit Neffen, deren Alter zu dem seiner Töchter paßt, würde seinen Bruder beleidigen und sich selbst schaden, wenn er sie nicht als Schwiegersöhne ausbäte. Es ist fast unglaublich, wie früh diese Verbindungen stattfinden, namentlich in den Städten des Innern. Die Jungfrauen oder vielmehr Mädchen heiraten zwischen dem sechsten und achten, die Knaben um das 14. Jahr. Fragt man nach dem Grunde eines solchen Brauches, so erhält man die Antwort, daß der Mann mit vierzehn Jahren das Bedürfnis nach der Ehe in sich fühle, und daß man seine Gefährtin sehr jung wählen muß, um sie ihm anzupassen. Bei den Mädchen ist's übrigens eine ganz nichtige Frage; was ist eine Frau?

Wenn schon die Lebensweise der Juden wenig geeignet ist, ihre Gesundheit zu erhalten, so ist ihre Krankenpflege geradezu kläglich. Ich habe

in Fês eine Masernepidemie wüten sehen, die allein in dem mellah vier und fünf Kinder im Tag hinraffte. Man trennte die gesunden Kinder nicht von den kranken, alle wurden eines nach dem andern angesteckt. Man gab ihnen Melonen und Wassermelonen; da sie Fieber hatten, mußte man sie doch erfrischen! Zum Glück haben sie keine Arzneien. Einige Male habe ich sie jedoch anwenden sehen. In Demnat wurden eines Tages einem armen Israeliten seine fünf Kinder krank; er war in Angst, das Fieber glühte, um jeden Preis mußte er es lindern. Er hatte in einer alten Schachtel verschiedene Päckchen mit allerhand Heilmitteln europäischer Herkunft; zehn bis zwölf Sorten. Diese Medikamente sortiert er, nimmt ein wenig von jedem, mischt das Ganze, macht fünf gleiche Teile daraus und verteilt es an seine Kinder. Sie sind nicht daran gestorben!

Die Israeliten, die in den Augen der Mohammedaner keine Menschen, denen Pferde und Waffen verbotene Dinge sind, können nur Handwerker oder Kaufleute werden. Die ärmeren Juden üben verschiedene Gewerbe; sie sind vorzügliche Goldschmiede und Schuhmacher; sie bearbeiten auch Eisen und Kupfer, sind Jahrmarktshändler, Ausrufer, Wechsler, Diener im mellah. Die reichen sind Kaufleute und vor allem Wucherer. In diesem unruhigen Lande, wo die Wege so wenig sicher sind, liegt großes Risiko im Handel; die sich ihm widmen, setzen nichts Geringeres als einen Teil ihres Vermögens aufs Spiel. Die Israeliten ziehen es vor, den Muselmännern die Chancen, Mühen und Gewinste zu überlassen, und begnügen sich für sich mit den sicheren und leichten Einnahmen, die der Wucher bringt. Dabei gibt's keine Arbeit und Gefahr. Kapital und Zinsen kommen immer zurück. Ist ein Schuldner säumig im Zahlen, so nimmt man ihm sein Vermögen. Ist's nicht genug, so setzt man ihn ins Gefängnis. Und stirbt er, so wirft man seinen Bruder hinein. Dazu muß man nur das Wohlwollen des Kaids besitzen, und das hat man leicht: mache ihm von Zeit zu Zeit ein kleines Geschenk, liefere zu billigem Preise die Teppiche und Stoffe, die der Beamte braucht, eine Kleinigkeit alles zusammen, und bringe alle Beschwerden vor, ob begründet oder nicht: du wirst auf der Stelle Gehör finden. Du brauchst weiterhin nur noch den Titel Rabbi anzunehmen, lange im Bett liegen zu bleiben und lange bei Tisch zu sitzen und ruhig das Geld der goui einzustreichen, den Dank gegen den Gott Israels unvergessen.

Die Juden des blad el machsen haben nur die Statthalter des Sultans über sich und zahlen ihnen eine Steuer. Die einiges Vermögen haben, stehen unter der Protektion einer europäischen Macht; die einen erwerben sie durch einen wirklichen oder fingierten Aufenthalt in Algier, die meisten erkaufen sie von eingeborenen Agenten, welche die Mächte in den Städten des Innern unterhalten. Diese gering oder gar nicht besoldeten Agenten verschaffen sich mit verwerflichen Mitteln oft große Einnahmen.

Die Israeliten Marokkos sprechen arabisch. In den Gegenden, wo das Tamasirt im Gebrauch ist, verstehen sie auch dieses; an gewissen Orten

ist ihnen tamasirt vertrauter als arabisch, aber nirgends ist ihnen letztere Sprache unbekannt.* Alle Juden lesen und schreiben mit hebräischen Buchstaben; die Sprache kennen sie aber keineswegs, plappern ihre Gebete, ohne sie zu verstehen, und schreiben arabisch mit hebräischen Buchstaben. Nur die Rabbiner haben die Grammatik und den Sinn der Worte gelernt und verstehen mehr oder weniger, was sie lesen. Die Rabbis sind zahlreich; auf fünf oder sechs Juden kommt einer. Sie unterscheiden sich durch ihre Kopfbedeckung; sie umwickeln nämlich den Kopf mit einem langen, blauen Tuch, das ihr Gesicht umrahmt und dessen Zipfel über ihre Schultern zurückfällt. Der Titel Rabbi entspricht dem Baccalaureus. Von zehn Rabbis hat kaum einer Dienst. Der ausübende Rabbi, der ‚Opferrabbi', hat als Hauptaufgabe die zur Nahrung der Gläubigen bestimmten Tiere nach dem Ritus zu schlachten; sodann spricht er die Gebete in der Synagoge, lehrt die Kinder lesen und setzt die Schriftstücke auf. Man gibt ihm eine kleine Entschädigung und bestimmte Stücke von den Tieren, die er schlachtet. Die Städte haben mehrere Synagogen und zahlreiche Offizianten, und es gibt kein Dorf mit sechs oder sieben israelitischen Familien, das nicht seine Synagoge und seinen Rabbi hätte. Die Juden, die keinen Opferpriester haben, unterliegen manchen Entbehrungen, z. B. können sie kein Fleisch essen. Die abgesondert unter den Mohammedanern Handel treiben, enthalten sich bisweilen sechs bis acht Monate davon.

Die Israeliten Marokkos beobachten mit der äußersten Strenge die äußerlichen Kulthandlungen. Aber wie gesagt, sie richten sich in nichts nach den Geboten der Moral, die ihre Religion vorschreibt; sie befolgen sie nicht nur nicht, sondern sie leugnen sie. Besonnenheit nennen sie die Hinterlist, die Lüge, den Eidbruch; Gerechtigkeit die Rache, den Haß, die Verleumdung; Klugheit die Habsucht und die Feigheit; Faulheit, Genußsucht, Trunksucht sind glückliche Eigenschaften, die Gott den Sterblichen gegeben hat, um ihnen die Mühen des Daseins erträglich zu machen. Die Juden sind die heißgeliebten Kinder des Herrn; sie brauchen ihm nur die schuldige Huldigung zu erweisen, zu beten, fasten, den Sabbat und die Feiertage zu halten, nur erlaubte Speisen zu nehmen, sich waschen und baden, wenn es sein muß, und sie werden immer Gottes Lieblinge sein; im übrigen können sie sich erlauben, was ihnen gefällt. Haß dem übrigen Menschengeschlecht! Fluch ihm in Ewigkeit! Der Tag ist nicht fern, wo der Messias, der so oft verkündigte, kommt und die Welt dem Volke Israel zu Füßen legt. Was sag ich? Er ist vielleicht schon da! Rabbi Abnir, Großrabbi von Fês, hat Briefe aus Ägypten bekommen: der sogenannte Mahdi, melden sie, ist kein Muselmann, sondern Jude; es ist der Messias! Er scheucht die Christen, wie der Sturmwind den Regen vertreibt. ‚Laß verderben, Herr, alle deine Feinde; aber die dich lieben, laß leuchten wie die Sonne, wenn ihre Strahlen ausbrechen am Morgen!'

* Tamasirt ist die Sprache der Berber oder, wie sie sich selber nennen, der Imasiren.

II.

Die Juden bei den freien Stämmen.

Jeder Jude des blad es siba gehört mit Leib und Gut seinem Herrn, seinem ‚sid'. Sitzt seine Familie seit langem im Lande, so ist er ihm, wie ein Teil seiner Habe, nach den Satzungen des mohammedanischen Rechts oder den Bräuchen der Imasiren durch Erbschaft zugefallen. Hat er sich selbst an dem Orte, wo er lebt, niedergelassen, so hat er gleich nach seiner Ankunft sich als irgend jemandes Jude erklären müssen; hat er sich einem ergeben, so ist er und seine Nachkommenschaft für immer an den gebunden, den er gewählt hat. Der sid schützt seinen Juden gegen die Fremden, wie jedermann seinen Besitz verteidigt. Er geht mit ihm in derselben Weise um, wie er überhaupt sein Gut verwaltet, je nach seinem Charakter. Der Muselmann ist verständig, sparsam: So schont er seinen Juden, zieht gleichsam nur die Zinsen aus diesem Kapital; eine jährliche Abgabe, nach den Einkünften des Jahres bemessen, ist alles, was er von ihm verlangt. Er hütet sich, zuviel zu fordern, er will seinen Sklaven nicht arm machen, er erleichtert ihm im Gegenteil den Weg zum Reichtum. Je reicher der Jude ist, um so mehr bringt er ein. Er belästigt ihn nicht in seiner Familie; er nimmt ihm nicht seine Frau noch seine Tochter, damit er sich nicht seiner Knechtschaft durch die Flucht zu entziehen sucht. So wächst der Besitz des Herrn von Tag zu Tag wie ein klug verwalteter Pachthof. Aber gesetzt, der Herr sei jähzornig, verschwenderisch, er zehrt seinen Juden auf, wie man eine Erbschaft vergeudet: er fordert von ihm übermäßige Summen; der Jude sagt, die hat er nicht; der sid nimmt seine Frau als Pfand und behält sie bei sich, bis er bezahlt hat. Dann folgt bald wieder eine neue Forderung und neue Gewalttat. Dieser Jude führt das ärmste und erbärmlichste Leben; er kann keinen Heller verdienen, der ihm nicht geraubt wird; man nimmt ihm seine Kinder. Am Ende führt man ihn selbst auf den Markt, legt ihn in Ketten und verkauft ihn; das zwar nicht überall, aber doch in gewissen Gegenden der Sahara. Oder man plündert wohl auch und zerstört sein Haus und jagt ihn nackt mit den Seinen davon. Man sieht Dörfer, wo ein ganzes Viertel zerstört ist. Der Wanderer hört mit Staunen, daß da ein mellah stand, und daß eines Tages die Herren nach Vereinbarung ihren Juden alles weggenommen und sie vertrieben haben. Nichts auf der Welt schützt einen Juden gegen seinen Herrn; er ist von seiner Gnade abhängig. Will er verreisen, so braucht er seine Erlaubnis. Sie wird ihm nicht verweigert, weil die Reisen des Juden für seinen Handel unerläßlich sind; aber unter keinem Vorwand kann er Frau und Kinder mitnehmen. Seine Familie muß bei dem sid bleiben, um für seine Rückkehr einzustehen. Will er seine Tochter an einen Fremden verheiraten, der sie wegführen will in sein Land, so bleibt dem Verlobten nichts übrig, als sie von ihrem Herrn loszukaufen um einen Preis, dessen Höhe im Belieben des letzteren steht; das Lösegeld richtet sich nach dem Vermögen des jungen Mannes und der Schönheit des Mädchens. Ich habe in Tikirt eine hübsche Jüdin gesehen, die von

Warsasât kam; um sie mitnehmen zu dürfen, hatte ihr Gatte 400 Frcs. bezahlt, eine gewaltige Summe in einem mellah, wo der reichste Mann im ganzen 1500 Frcs. sein Eigen nennt. Der Jude, ganz gebunden wie er ist, kann sich nur frei machen und das Land verlassen, wenn sein Herr ihm erlaubt, sich loszukaufen; meist weist dieser sein Ansuchen zurück. Wenn er zuweilen seine Einwilligung gibt, so liegt der Grund darin, daß dann der Jude infolge von Handelsoperationen den größten Teil seines Vermögens außer seinem Machtbereich hat. Er bestimmt alsdann den Loskaufspreis, sei es en bloc für die ganze Familie, sei es für jedes Mitglied besonders. Die verlangte Summe ist der größte Teil des mutmaßlichen Vermögens des Juden. Ist der Handel geschlossen und das Lösegeld bezahlt, so ist der Jude frei; unbelästigt wandert er mit den Seinen aus und läßt sich wieder nieder, wo es ihm gut scheint. Wenn er jedoch nicht zahlen will oder kann, was man von ihm fordert, wenn sein ganzer Vorschlag von vornherein abgewiesen wird und er den festen Willen hat, koste es, was es wolle, fortzukommen, so bleibt ihm nur ein Mittel: die Flucht. Er trifft Vorbereitungen und führt sie in der größten Heimlichkeit aus. In einer dunklen Nacht geht er mit seiner Familie unhörbar wie ein Wolf davon; alles schläft, keiner hat ihn gesehen. Er kommt ans Tor des Ortes. Saumtiere, eine Eskorte fremder Muselmänner erwarten ihn. Aufsteigen, Aufbruch, Flucht in aller Schnelligkeit. Im Galopp in der Nacht, im Versteck unter Tag, die bewohnten Orte vermeidend, die abgelegensten und einsamsten Wege wählend erreicht man in rasendem Laufe die Grenze des blad el machsen; da endlich atmet man auf. Aber erst, wenn man eine große Stadt gewonnen hat, ist man in völliger Sicherheit. Der Jude, der sich so rettet, schwebt in Todesgefahr. Sowie sein Herr von seinem Verschwinden hört, stürzt er sich auf seine Verfolgung; holt er ihn ein, so tötet er ihn wie einen Dieb, der ihm seine Habe davonträgt. Ist die Flucht gelungen, so muß der Jude und seine Nachkommen während mehrerer Generationen sich hüten, nur von fern seinem früheren Wohnort nahezukommen; er hält sich mindestens drei bis vier Tagereisen davon und ist selbst da noch in Angst. Ich habe gesehen, wie Juden von über fünfzig Jahren, deren Vater vor ihrer Geburt aus Mhamid el Roslân geflohen war, es für gefährlich hielten, nach Tânsida und Mrimima zu gehen, da sie, wie sie sagten, dort Berâber treffen und von ihnen aufgegriffen werden konnten. Wo immer ein sid seinen Juden wiederfindet oder einen Abkömmling von ihm, legt er die Hand auf ihn. Man hat Beispiele von Israeliten, deren Großvater sich gerettet hatte, und die nach mehr denn achtzig Jahren gefesselt durch den Nachkommen ihres Herrn in das Land ihrer Vorfahren zurückgeführt wurden. Dieses Verfahren bringt zuweilen seltsame Dinge zuwege. Eines Tages kamen in Dâdes zwei Bettelrabbis aus Jerusalem an. Wie sie über einen Marktplatz gehen, springt ihnen ein Muselmann an die Gurgel: ‚Da sind meine Juden,‘ schreit er, ‚ich kenne sie wieder. Vor vierzig Jahren, ganz jung noch, sind sie mit ihrem Vater entflohen. Endlich gibt Gott sie mir wieder! Gelobt sei Gott!‘ Die armen

Rabbis schreien dagegen: seit zehn Generationen wohnten ihre Familien in Jerusalem. Niemals vor diesem Jahr hätten sie die heilige Stadt verlassen, und wollte Gott, daß sie sie gar nie verlassen hätten! ‚Hol der Teufel euren Dieb von Vater! Ich schwöre, daß ich euch erkenne, und daß ihr meine Juden seid.‘ Und er nimmt sie mit sich und ließ sie erst um einen Preis von 800 Frs. wieder frei, den die Gemeinde von Tiilit für sie bezahlte.

Bei den Stämmen, deren Verfassung demokratisch ist, bei den Berâbern z. B. hat jeder Israelite einen besonderen Herrn. Bei jenen, die von einem absoluten Häuptling regiert werden, wie in Mesgîta, Taserwalt, gehören die Juden alle dem Scheik und haben keinen andern sid als ihn. Wo ein Scheik existiert, aber mit beschränkter Gewalt, in Tasenacht, bei den Senâga, ist ihm der Jude einen jährlichen Tribut schuldig und kann nicht wegziehen, ohne sich von ihm loszukaufen, gehört aber deshalb nicht weniger einem besonderen Herrn, der die gewöhnlichen Rechte an ihn hat.

Die Gegend, wo ich die geplagtesten und elendesten Juden gesehen habe, ist das Tal des Wad el Abid, von Wawisert bis Tabia. Ich habe da Jüdinnen gefunden, die seit drei Monaten bei ihrem Herrn eingeschlossen waren, weil ihr Gatte eine gewisse Summe nicht bezahlen konnte. Die Volkssatzungen setzen hier 30 Frs. Buße für die Tötung eines Juden durch einen Muselmann fest. Er hat sie an den Herrn des Getöteten zu zahlen, andere Strafe noch Schadenersatz besteht nicht. In dieser Gegend treiben die Juden keinen Handel; sobald sie etwas haben, nimmt man es ihnen weg. Auch Feinschmiede können sie nicht sein, weil sie kein Geld haben; so sind sie denn alle Schuster. Da sie wie Tiere behandelt werden, hat das Unglück wilde und trotzige Geschöpfe aus ihnen gemacht. Sie schlagen, verwunden, töten sich alle Tage. In Aït u Akeddir habe ich einen Mann in die Synagoge gehen sehen, der gerade seinen Neffen im Streit erschlagen hatte; er rühmte sich dessen noch, aber kein Mensch machte ihm Vorwürfe, es war ein gewohnter Fall.

Ich selbst war in dieser Gegend zweimal innerhalb vierzehn Tagen nahe daran, ermordet zu werden, durch Juden von Wawisert zwischen diesem Dorf und Kasba Beni Mellal, durch Juden von Aït u Akeddir in ihrem eigenen mellah. Das erste Mal war ich mit einem mohammedanischen setat (Geleitsmann) und einer Karawane von Israeliten aus Wawisert abgereist. Bald sah ich meinen Muselmann in Unruhe geraten; er nahm mich beiseite und machte mich darauf aufmerksam, daß die Juden beängstigende Reden führten und zu komplottieren schienen. Sie bestanden gegen seinen Willen darauf, einen einsamen Weg einzuschlagen, der uns nur in einen Hinterhalt führen konnte. Auf einmal, auf dem Gipfel eines Bergrückens, stieg richtig die Silhouette mehrerer Reiter auf. ‚Das sind Aït Seri, Feinde meines Stammes! Die Juden haben uns verraten!‘ Ich mache Kehrt. Die Juden wollen mich zurückhalten, wagen aber in Gegenwart meines Muselmannes nicht Gewalt anzuwenden. Ich schlage mit aller Schnelligkeit mit ihm die Richtung zurück auf Kasbah Beni Mellal ein. Kaum war ich in dem Ort, als ich von den Eltern meines setat

erfuhr, daß die Juden der Karawane am Tag vorher mit den Aït Seri abgemacht hatten: diese sollten den setat angreifen und umbringen, während sie selbst mich töten und ausplündern wollten. Ich reiste dann später mit einer mohammedanischen Eskorte und ohne Juden dieses Landes aus Kasbah Beni Mellal ab.

Das zweite Mal rottete man sich in Aït u Akeddir gegen mich zusammen, und die Mehrheit des mellah forderte mit großem Geschrei meinen Kopf. Eine tumultuarische Szene spielte sich in der Synagoge ab; man schwor, ich solle nicht lebend vom Flecke gehen. Die Kaltblütigkeit und Festigkeit meines Gastgebers rettete mich. Er zeigte sich bereit, mich mit den Waffen in der Hand zu verteidigen und verhinderte unmittelbare Gewalttätigkeiten. Noch weitere stürmische Auftritte gab es an diesem Tage. Man glaubte, ich sei mit Gold beladen, und hatte die Vorstellung, daß mein Tod den ganzen mellah reich machen müßte; dieser Wahn betörte diese Elenden alle. Am andern Tag vor der Sonne ließ mich mein Gastfreund mit einem vertrauenswürdigen Muselmann davonkommen.

Nur an diesen beiden Orten und noch in Bu el Dschad und in Tatta brachten mich die Juden in schwere Gefahren. In Bu el Dschad und in Tatta mißtrauten sie mir, verrieten mich an die Muselmänner, aus Liebedienerei gegen sie, und hetzten sie gegen mich auf, ohne mir aber selbst bedrohlich zu werden. Am Wad el Abid dagegen hatten sie keinen Argwohn gegen meine Religion, sondern da war ich ein fremder, reicher Bruder, den sie auf die Seite schaffen wollten, um seine Habe zu bekommen. Weder der Mörder, noch der Räuber hat Unannehmlichkeiten davon zu erwarten. In Wawasirt schlief ich eines Nachts mit zehn oder zwölf anderen Personen in der Synagoge, — in ganz Marokko, die großen Städte ausgenommen, dienen die Synagogen als Herberge, wo man schläft, ißt, sich betrinkt, Hühner schlachtet und kocht, handelt und kauft wie auf dem Markt, — da also weckte mich ein Dieb dadurch, daß er in meinem Gepäck herumstöberte. Ich faßte ihn glücklich; man brachte Licht, und ich stellte die Frage, was man mit dem Gefangenen anfangen werde: ‚Freilassen.' Dann steckte man die Lampen an und sang Gebete, um sich wach zu halten! In diesem Teil der Landschaft ist es denn auch bei Streitigkeiten zwischen Juden zweier Dörfer üblich, daß man auf beiden Seiten zu den Waffen greift, aufeinander losgeht und sich richtige Schlachten liefert!

* * *

Ich schreibe weniger übel von den marokkonischen Juden, als ich von ihnen denke; aber günstig von ihnen sprechen hieße die Wahrheit verletzen. Meine Beobachtungen beziehen sich auf die Masse des Volkes; in dem allgemeinen Elend gibt es ja glückliche Ausnahmen. In Fês, Sfru, Meknâs, Tâsa, Tafenacht, Debdu und noch an anderen Orten habe ich Israeliten Beispiele von Tugendhaftigkeit geben sehen. Der Großrabbi von Fês war selbst in den Augen der Muselmänner einer der rechtschaffensten Männer seiner Zeit. Aber diese Musterbilder sind selten und finden wenig Nachahmung.

Jesse und Maria.

Ein Roman aus dem Donauland

von

E. von Handel-Mazzetti.

XX.

Man hatte zu Großkrummnußbaum die Glocken anschlagen gehört, und durch einen Erlaufer Bauern ward es noch am frühen Nachmittag auf dem Schlosse kund, was das Geläut bedeutet hätte. —

Hans Adams Gesicht war bleich, und sein ritterlicher Schnurbart hing traurig nach abwärts. Er war ja vom ersten Dezember an jeden Tag auf die Kunde gefaßt; und schon drei Wochen lang baute er vor, daß die Spürhunde der Gewaltigen, wenn sie etwa kämen, nichts Verdächtiges auf seinem Schlosse finden sollten; steckte die Briefe des Thonrädl an den seligen Großvater Georg, darin Canisius Canis und Klesel CL Esel hieß, hinterm Rücken Jesses' in den Kamin, ebenso den papistischen Bettlersmantel; trug den Herzog Moriz und die Agnes von Mansfeld auf den Speicher und hing an beider Statt Kaiser Ferdinand III., Schröck **sculpsit**, und Eleonora von Gonzaga, Forcht **fecit**, in seiner Stube auf. Im Velderndorffschen Namenbuch strich er jeden Onkel und Uronkel, der dem Kaiser etwas zu Dank getan, dreifach an.

Aber, wie das schon geht, trotz aller Vorsichtsmaßregeln ward ihm herzlich schlecht zumute, da es nun wirklich zum Ernste kam; der Appetit verging ihm, das Herz und die Arme fielen ihm, er ging im Schlosse um wie eine Seele im Weizen; liebkoste seine Kinder und wischte sich dabei die Augen, gab den katholischen Dienstleuten, die miteinander in den Winkeln raunten, Trinkgelder und gut Wort: „Michel, gelt, dir fehlte bei mir nie etwas; ja, mein alte Schmollin, du bist uns getreu, hast doch schon meinem Vater Händel gedient, was sollt ich ohne dich machen? — Immer triffst du meinen Gusto. Ich bin dir aber auch nie zuwider, das weißt du, wann du deine Andachten verrichtest; sag' mir nur, wann du wieder zum

Pater Telesphor nach Scheibbs willst; ich geb' dir jeden Tag frei!' Dem alten Fabricius, der in der Kapelle aus einem Buch betete, vertraute er die Ängsten, die ihn quälten, an:

‚Ach Gott, hätte ich mich doch ins Reich gezogen, da Felizitas noch lebte! Da habe ich mich verleiten lassen, weil ein fauler Friede war, das Schloß da zu kaufen; — 7500 fl. noch hat's gekost, hätt ich die jetzt vor meine Kinder! Mein gutes Geld ist verworfen. Wann sie das Schloß sequestrieren, ein Vorwand find't sich immer, wo böser Willen ist, was tu ich armer Mann? — Dann muß ich betteln gehen mit den Kindern. Ach Gott, ach Gott! — Der Jesse weiß noch alleweil nicht, was er Schweres über uns bracht hat. Hört nur, wie er drüben lacht und guter Ding ist!'

‚Die Jugend, Herr!' sagte mit flehender Stimme der Greis. ‚Es ist besser, er lacht, denn daß er tut wie gestern.' —

Jesse war mit seiner Frau im Spiegelzimmer allein. Sie nähte beim Licht einer Kerze ein weißes Einhorn auf grünem Seidengrund aus. Er trieb um sie herum Possen, sang, lärmte, erzählte tolle Geschichten.

‚Den Dollinger mag sie nicht, weil darin der Teufel vorkommt. Vielleicht mag sie das lieber:

Das Hofhalten, die Feind, die Macht,
Das Blutbad und erschrecklich Schlacht
Der mannhaften Frösch und Maushelden. —

Sieh her, da kommen sie angeruckt, die alten, schäbigen, schwarzen Maulwürf des heiligen Loyola, möchten wühlen, Wurzeln beißen, Saat Gottes zerstören. In der Luft brummt auch ein Hirschkäfer herum, heißt Feuerwurm, sonst Windhag. Den Fröschen ist der Krieg erklärt, den braven grünen Rittern, die so schön singen und springen; solches können die Duckmäuser nicht vertragen. In evangelicos! Der Sieg, spricht Brockenfraß Jesuiterordens, ist zwar nicht sicher, aber doch probabile. Sie haben ihren Schlachtplan fein ausgesonnen und alle Positionen besetzt, nur haben sie nicht mit dem Astachs gerechnet. Weißt du, wer der ist, Amey?'

Sie schüttelte leise den Kopf, sah ihn dabei aus ihren großen Augen bekümmert an. Wie er glüht und hat doch keinen Tropfen Wein getrunken! Wie ihm die Augen gehen! — Gestern war's furchtbar, da er so schrie und Papst und Kaiser versprach; aber diese Lustbarkeit ist auch nicht das rechte.

‚Astachs, der Feldöberste der Krebsen, ist schön rot wie fürstlich Siegelwachs.

Sein Leutnant Knipperdölling
Hatt' einen blauen Helm wie 'n Fink.

Heisa, jetzt geht's über die Mäus her! Die werden zerrissen, zerschmissen, und ihre Generäle werden hingericht:

Denn der Astachs sehr ergrimmt
Seinen harnschen Handschuh nimmt,
Begreift den Feuerwurm samt der Maus,
Drückt ihm Gehirn und Herz heraus,
Daß auch der — — —

Herr von Velderndorff, gebrauchen Sie sich nicht so unflätiger Wort! Haben Sie gar keine Schand im Leib? So sprach die holde Schinnagel, aber der Ketzer nahm es nicht zu Herzen. — Victoria! Mit dem Käfer- und Mäusgeschmeiß ist es aus und gar. Die werden bei uns nimmermehr Wurzeln beißen. — Was machst du vor ein Gesicht, delicias meas? Mein Himmel scheint wieder regnen zu wollen? Mädel, laß dir vom Hans Adam nichts weismachen! Die Kommission ist Chimära. Sie können alle nichts wider mich.'

Während er im Stuhl zurückgeworfen, die Hände in den Hosentaschen, die Beine lang von sich gestreckt, schallend laut deklamierte, schlug Getrappel und Geklirr vom Vorplatz herauf ins Zimmer. Amey horchte einen Augenblick darauf hin, sagte dann leise zu ihrem Mann:

‚Ach, Friedel, werden sie aber gewiß nicht Bibeln suchen kommen? Der Herr Doktor hat gestern gesagt, sie täten das oftmalen, und ich hab so bang, daß sie zu uns kommen.'

‚Was weiß der Herr Doktor! Wenn sie ja kommen, wollen wir sie bald draußen haben. Da werden wir sagen: Hier sind wir die Herren. Packt euch zum Teufel!'

In der Kapellentür erschien Hans Adams fahles Gesicht.

‚Was gibt's?' frug Jesse.

Hans Adam deutete mit der Hand nach dem Fenster und flüsterte heiser: ‚Drei sind kommen.'

Jesse sprang ohne ein Wort auf, ging, die Brauen runzelnd, die Lippen zusammenpressend, ans letzte Saalfenster und spähte hinunter. Ein weißer Priester ging eben zum Tor ein, zwei Bewaffnete folgten ihm.

‚Was habt ihr denn, Friedel und Hans?' hob Amey das Köpfchen von ihrer Arbeit, vermeinend, sie trieben Schabernack.

‚Nichts,' . . . trat Jesse vom Fenster zurück. ‚Du sollst hinüber gehen, der Herr Doktor will dir was zeigen.'

‚Was denn?'

‚Allerlei; — geh nur, geh!' — Er zog sie vom Sessel auf, führte sie bei der Hand in die Kapelle und lief die Tür hinter sich zuschlagend wieder in den Saal zurück. Die Stiege hinauf schleifte schon der Pfaffenrock, rasselten die Schwerter der Schnapphähne.

Der weiße Mönch trat vorsichtig ein. Die Schnapphähne blieben vor der Tür.

Mit raschem Blick überflog der Mönch das Zimmer und wußte sogleich, daß der hochgewachsene, blonde junge Mensch, der dort am Tisch stand und sich mit der Kerze zu schaffen machte, jener war, an den sein Auftrag ging.

Ohne sich vom Eintreten eines zweiten Mannes, der mehr nach dem Hausherrn aussah, beirren zu lassen, schritt er geradewegs auf den jungen Blonden zu und sagte: ‚Herr Jesse Helfried von Velderndorff, so ich recht bin.‘

Jesse stieß die Kerze weg, reckte sich in die Höhe. Mit Augen, die Verachtung sprühten, sah er dem kümmerlichen Mann ins magere, blutlose Gesicht. ‚Ich bin's, was wollt Ihr von mir?‘

‚Habe Herrn Ritter im Namen der landesfürstlichen Reformationskommission ein Skriptum zu übergeben.‘

‚So gib's her!‘ herrschte Jesse.

Der Mönch reichte ihm ein zusammengebogenes, versiegeltes und gebundenes Papier dar. Jesse nahm's, riß es auf, überflog's mit flackernden Blicken, warf es auf den Tisch und drehte sich nach seinem Bruder herum.

‚Also Hans!‘ rief er überlaut. ‚Ich bin zitiert qua turbator quietis publicae, inimicus clericorum, propagator lutheranae haeresis* — und so weiter, ein ganzer Rattenkönig schöner Titel. Da hast's, wenn du lachen willst!‘

Hans nahm zitternd das Schriftstück, sah hinein, legte es weg und sagte mit vor Angst gebrochener Stimme: ‚Ich hab es Euch immer gesagt, daß die Bauern hier boshaft sind, und daß Ihr Euch mit ihnen nicht abgeben sollt . . . . . So gut war er mit ihnen,‘ wandte er sich in kläglichem Ton an den Priester. ‚Ihnen Geld vorgestreckt, zum Bauen geholfen, — und nun danken sie's ihm durch solche niederträchtige Angeberei; — es ist ein Skandal.‘

‚Aber Hans, was redst du zusammen!‘ unterbrach ihn Jesse. ‚Es gibt ja keine Niedertracht gegen uns Ketzer. Diese Leute haben ihre Pflicht getan, ja ein Gott wohlgefälliges Werk. Klesel hat's gesagt: Haereticis non est servanda fides . . . .‘** Aus der Ironie brach die wilde Wut, die ihn würgte, hervor. ‚Mein Herr Pater — welches ist der werte Name?‘

‚Alberich Burghof, meinem Herrn aufzuwarten,‘ versetzte bescheiden der Konventual.

‚Herr Burghof! Also ich werde morgen vor Euren geistlichen Herren erscheinen. Wenn sie mich, wie hier zu lesen steht, über mein Leben und

* ‚Als Störer der öffentlichen Ruhe, Feind des Klerus, Ausbreiter der lutherischen Irrlehre.‘

** ‚Den Häretikern braucht man nicht Wort zu halten.‘

meine Aufführung ausfragen wollen, — Hans, sag, ist die Jungfer schon 14 Jahr oder nicht? — so möcht ich meinerseits sie auch etwas fragen, nämlich dies: Mit welchem Recht . . . .'

‚Jesse! Durch Gott!' zischte Hans Adam.

‚Laß mich! — Geht ihr Leut hier im Land um und verfolgt und peinigt rechtschaffene Bürger, die nichts verbrochen haben, als daß sie Gott auf andere — und bei meinem Gott! auf bessere Weis ehren denn ihr! Redet nichts vom Kaiser! Tausend Kaiser können nicht befehlen, was Gott verboten hat. Gott verbeut, daß Menschen wider Menschen gleich Werwölfen rasen, und das tut ihr.'

‚Gott verbeut nicht, daß man den Segen der heiligen, einzig wahren Kirchen verbreitet,' versetzte der Zisterzienser. ‚Vielmehr er macht es zum Gebot: Predigt das Evangelium allen Völkern! Im übrigen weiß ich nicht, wo der Herr mit diesen Reden hinaus will.'

‚Das will ich Euch gleich sagen. In dem Wisch da steht, ich hätte den Frieden gestört; gut, ich geb's zu. Aber ihr Pfaffen habt ihn zuerst gestört. Erst habt ihr euch hinter die Kaiser gesteckt, daß sie uns getreten haben, wie nicht einmal die Juden getreten worden sind. Nachdem das Henken, Brennen, Rädern —'

‚Jesse, Jesse!' ächzte Hans Adam. ‚Das alles, Gott steh' uns bei, wird in Pechlarn erzählt! — Herr Burghof, er hat jüngst das dreitägige Fieber gehabt.'

‚Der Teufel hat das dreitägige Fieber!' schrie Jesse wild, schleuderte die schlotterige Hand, die ihn am Arm griff, von sich. ‚Nachdem das Henken gar nichts genutzt, habt ihr es mit unblutigen Waffen versucht; das Volk ward mit der christkatholischen Peitsche bekehrt, uns Edlen, weil man unser Geld brauchte, hat man nur unsere Kirchen, Schulen und Priester genommen, hat durch Mandat uns jeden Gottesdienst und selbst die Bibel verboten und dann zu uns gesagt, wie der Fuchs zum Gockel, da er ihn am Kragen hatte: „Kräh zu" — „Evangelisch dörft ihr dannoch sein." Dieser himmelschreiende Zustand besteht nun bei 20 Jahr. Wir sind verurteilt, geistig Hungers zu sterben. Wenn wir das nicht wollen, müssen wir Mandatsbrecher sein. Gebt uns freies exercitium, so werden wir auch Frieden halten, anders nicht, das sag' ich Euch.'

Pater Alberich erwiderte dem vor Leidenschaft glühenden und zitternden Mann im überlegenen Tone dessen, der das Gesetz und die Mächtigen hinter sich weiß:

‚Mit der Peitsche ist niemand bekehrt worden. Alle haben, bevor sie in die Kirche aufgenommen wurden, genügend Unterricht erhalten; und zwar wurden für dieses schwierige Werk die ausgezeichnetsten Gottesgelehrten, die

wir haben, ausgesucht. Wer die katholische Peitsche erfunden hat, das wissen wir sehr gut; das war der Gustav, der die evangelische so gut schwingen konnte. Der Herr sagt, wenn die Evangelischen liberum exercitium hätten, wollten sie schon Frieden halten. Wer das glaubt? Solche Evangelischen, wie mein Herr einer ist, werden Frieden niemals halten; wenn sie das exercitium haben, werden sie um die Autonomie schreien, und haben sie die, so werden sie die katholische Kirche binden und knebeln.'

‚Von der sie jetzt geknebelt sind. Wie du mir, so ich dir.'

‚Nun, der Herr setzt wenigstens keine Maske auf!' sprach Alberich zum Hans Adam hinüber. ‚Der Herr hat vom geistigen Hungertod gesprochen. Das ist eine recht schöne Figur, nur entspricht sie der Wahrheit grad so wenig als die katholische Peitsch. — Die Herren durften und dürfen sich jederzeit ums jus emigrandi bewerben. In Nürnberg können sie beten, wie sie wollen. Da ist sogar eine neue Empore in der Kirche für sie gemacht worden. Ihr, gnädiger Herr, würdet Euch dort jedenfalls auch besser befinden als da; warum kommt Ihr ums jus emigrandi nicht ein?'

‚Weil's mir hier gefallt! Weil's hier schön ist und auch gut leben; ah, wir gehen von unserer Donau nicht fort, nicht wahr, Hans?'

Alberich sah ihn mit einem eigentümlichen Blick an, legte die Hände unterm Skapulier zusammen und sprach: ‚Da heißt es aber aut — aut! Sich unterwerfen dem, was der höchste Herr in Religionssachen verordnet, oder die Heimat meiden! — Wer nicht willig geht, dem wird der Weg gezeigt; das soll auch einem gewissen Cajus nächstens passieren.'

Das letzte stieß Alberich mit scharfer Stimme hervor. Es war nicht mißzuverstehen, wen er mit Cajus meinte.

Jesse erblaßte heftig und senkte den Kopf. Verbannen also werden sie ihn, aus dem Land ihn jagen, — dazu sind sie gekommen. . . .

Hans Adam begann etwas zu stammeln von kein Verbrechen begangen — Sr. Majestät getreue Untertanen — Blut bei Freiburg verspritzt —.

‚Laß!' rief Jesse, das Haupt erhebend. ‚Red nichts, es ist um jedes Wort schad! Du würdigst dich nur herunter. Dich kann man nicht vertreiben, die ganze Landmannschaft stünde auf. . . . Den Cajus, den sollen sie nur austreiben; der weiß, was er tut; er wird in seinem Exil wie Johannes auf Patmos Eure babylonischen Greuel —'

Er brach ab, nicht weil der Mönch seine Entrüstung über den frevlerischen Vergleich durch Miene und Gestus bezeugte, sondern weil durch die Kapelle ein Frauenkleid geraschelt kam. Er ruft hinein, sie soll bleiben, wo sie ist, daß er allsogleich kommt; aber da ist sie schon, die kleine Eva hat's drüben nicht ausgehalten; sie muß sehen, mit wem Friedel so stark redet.

O Schrecken und Graus, ein Mönch, ein wirklicher, leibhaftiger Mönch in der Kutten steht da! Die Glieder versagen ihr. Doch rafft sie sich zusammen, wankt auf ihren Liebsten zu und fragt mit dünner Stimme: ‚Friederl, — was will der — Herr?‘

‚Nichts, mein Lieb, gar nichts!‘ Jesse schlug den Arm um ihre brechende Gestalt und küßte ihren Scheitel, über sie hinweg grimmige Blicke nach dem Mönch schießend. So ein Kerl! So ein Meeraff! Hans Adam trat von der andern Seite an sie heran und brummte Beruhigendes.

Sie wies mit dem dünnen Fingerchen auf die Vorladung: ‚Was liegt denn da?‘

‚Nichts, gar nichts, mein Lieb!‘ antwortet Jesse. ‚Ein Brief, wie ich sie oft bekomme.‘

‚Was steht in dem Brief?‘

‚Nichts, — ein Stiefel.‘

‚Mz!‘ sagte sie und hob ihren kleinen Mund zu seinem, sah jedoch alsbald verstohlen angstvoll nach dem Mönch um, der, die Hände unterm Skapulier, auf seinem Platz wie angewurzelt stand.

‚Friederl! Geht er nicht weg?‘

‚Er geht sogleich. — Herr Burghof! Wir sind fertig, wie ich glaube?‘

Der Priester nickte, ging jedoch nicht nach der Tür, sondern ein paar Schritte vorwärts. Das feine Dirnlein, das der böse Mann im Arm hält, erbarmt ihm, rührt ihn so, — es darf auch einen geistlichen Doktor die zarte Schönheit reiner Frauen rühren ... Ist sie nicht wie die Ährenkleidjungfrau in ihrem blauen Kleid, mit goldenem Gürtel gegürtet? Er will ihr gern etwas Tröstliches oder wenigstens Freundliches sagen für das, daß er sie ohne seinen Willen erschreckt ....

‚Gnädige Freyla oder — gnädig Fraw —,‘ sprach er, bot ihr unbeholfen seine magere Hand. ‚Die liebe Freylen soll,‘ — da stockte er und ward rot, — das Kind wandte sich ab und entzog die zarte Hand einer Berührung.

‚Geht!‘ rief Jesse gebieterisch. Der Mönch ging, blutrot über und über. Die Pikenmänner vor der Tür klirrten mit ihm davon.

Sein hageres Gesicht brannte noch rot, als er zu Pferde stieg; daß ihm die süße, kleine Ährenkleidjungfrau die Hand nicht geben wollte, wie wenn er vergiftet wär, das vergällt ihm die ganze Freude an den trefflichen Argumenten, mit denen er den Ketzer ad absurdum geführt hat.

* * *

An diesem Abend brannten die Lichter im Schloß Krummnußbaum sehr lang. In der Tafelstube saß Hans Adam und schrieb, daß die Funken stoben, eine Epistel an den General-Kommissar; die will er morgen dem

Jesse voraus nach Altenpechlarn schicken. Was er nur irgend, ohne zu lügen, zugunsten des Bruders hat sagen können, in dem Briefe ist's gesagt; hoch und teuer hat er Herrn Matthäus versichert, daß es der liebste, beste, bravste Junge sei; wann er ja hin und wieder etwan frei geredet und sich genommen, so sei dies aus Unüberlegtheit, nicht aus Bosheit geschehen; man könne doch um Gottes-Himmels willen von einem 23jährigen Burschen nicht verlangen, daß er jedes Wort so bedachtsam setzen sollte wie ein großbärtiger Greis; möchten doch die hochwürdigsten Herren das bedenken, ferner nicht übersehen, daß sie es mit dem Sprossen eines hochansehnlichen, in der österreichischen Historie öfters mit Ruhm genannten Geschlechtes zu tun haben, dann unser Vater der Haimeran von Velderndorff gewesen ist, der im böhmischen Krieg sich ausgezeichnet und eine Standar nach Haus gebracht hat; Hans Gottfried von Velderndorff aber, welchem General Tilly selbst einen Humpen pour le mérite verehrt, ist unser Vatersbruderssohn; — möchten sie endlichen zu Herzen nehmen den Zustand von Herrn Jessen junger Gemahl, welche im siebenten Monat schwanger gehet, und in Beschauung all dieser Umständ nicht barbarisch streng, sondern christkatholisch mild befahren, zur Ehre des kaiserlichen Namens und zur Beschämung der lasterhaften Denunzianten, dieser Hyänen in Menschengestalt. . . . . .

Jesse war in der Kapelle. Nachdem er sein blasses Liebchen zu Bett gebracht und in Schlummer geküßt, hat er sich Tisch, Stuhl, Licht hieher tragen lassen; und nun liegt er über der Bibel und den Tischreden. Mit seiner Bibel allein und mit seinem Luther will er vor die Dunkelmänner treten, sie bestreiten und besiegen.

Er sitzt und liest Stunden und Stunden, tot und still ist's um ihn; nichts zu hören als das dünne Singen der abrinnenden Kerze und über der Kapelle der dumpfe stete Gang der Turmuhr. In seinem Kopfe aber hämmert das wilde Blut und täuscht ihm Wagen- und Waffenlärm vor, Glocken und Donner. Die Bergkirchen rumpeln zusammen, die Waldteufel tanzen davon, hunderttausend Engel stoßen in die Posaune: Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon die Große. —

Als eben im Turm die Uhr neun Schläge tat, schleppten sich durch die Kapelle schwache Schritte, und eine greise Stimme sprach: ‚Teurer Herr, nicht allzustreng Euch's machen, ist kalt dahier; kommt zu Frau Annen, tut uns die Liebe!'

‚Ist Euch kalt, mir ist heiß,' antwortet Jesse. ‚Heiß ist mir, und froh bin ich,' sprang er auf. ‚Seht da, Fabriz! Hab' schon alles beisammen, was ich droben sagen will! Seht da — und da —!' Er blätterte aufgeregt in der Bibel herum. ‚Das hier von Jesaias, — dann Hesekiel 16: . . . und deine Altär machtest du auf allen Gassen, du Ehebrecherin, du Hure! Und

Daniel, — der war auch ein Pfaffenfeind. Und zuletzt da schleuder ich ihnen die Einsetzungsworte ins Gesicht. Hätten wir gar nichts andres für uns dann: Dies ist mein Blut, die Päpstler wären schon gerichtet. Seht, wie sie äffisch grinsen, fletschen, die Homunculi, wie sie auf- und davonfahren, — und der Sieg wird dem Worte! . . . . . Fabricius!'

‚Herr?' frug der Alte leise; er war in das wilde Antlitz verschaut, verlauscht in die ekstatische Stimme. Du lieber Streiter Gottes, du zitterst nicht! O wir elendes Gesind, die wir zittern!

‚Fabriz, ich möchte, eh ich hingehe, das Abendmahl haben, gibst du mir's?'

‚Ja, Herr . . . ja . .,' antwortete der Greis. ‚Alles, was Ihr —;' seine Stimme versagte.

‚Ich werde es wie bei meiner Hochzeit haben,' träumte Jesse laut vor sich hin. ‚Der Kelch ist von Herrn Christoph dem Bekenner. Aus dem Kelch trinken wir . . .; wehe euch Kelchverächtern! Das Brot essen wir . . ., das ewige Leben haben wir.'

Er tat einen Gang durchs Zimmer, stellte sich dann ans Fenster und schaute in die sternlose Winternacht hinaus, gradaus, gegens Tafele.

‚Wenn das Reich Gottes an der Donau kommen ist,' redete er weiter mit sich selber, ‚und es kommt morgen, — so ist's mit der dort oben aus. Zerschlagen brauch' sie ich dann nimmer. Kein Mensch schaut sie mehr an; statt des Feuers werden sie die Würmer verzehren. Ja, die Würmer werden sie verzehren!' wiederholte er langsam, leise lachend, wie wenn dieser Gedanke ihm besondere Wollust bereitete . . .

* * *

Oben am Taferl war zu dieser Stunde ein Weib, die betete zu Unsrer Lieben Frau für ihren Mann, den Vater ihrer Kinder. Die Richter haben ihn geladen, mit seinem Verführer muß er vor ihnen stehen, o Gott! Auf der hartgefrorenen Erde lag Schinnagels Weib, Augen und Hände zur Gnadenmutter erhoben; die kleine Hornlaterne beschien ihr verweintes Gesicht, sie rief in ihrer Angst und Not ganz laut durch den stillen Wald, durch die schweigende Nacht: ‚Maria! . . . Maria! Hilf, hilf, steh' uns bei! — Laß nicht geschehen, daß der Unschuldige mit dem Bösen büßen muß! O Frau, o Frau! Denk, wie ich auf der Thonau bin gefahren um deinetwillen; denk, wie ich um dein Lösegeld so sendlich hab' gebittet und gefleht; und wie ich viel Meilen bin geloffen, daß meine Füeß geblut't haben und die Augen mir vergangen seind; vor dich, vor dich hab' ich's getan, damit der Böse dein Bild nicht in seine Krallen bekommt und schändet! Willt du mich nun dafür, o meine Königin, verlassen? Nein, nein, nein! Das kannst du nit, dann du die Gütigste bist! Breite aus, breite aus deinen Mantel,

halt' ihn über meinen teuren Mann, daß ihm kein Leid geschieht! Beschütze ihn, beschirme ihn morgen und alle Tage seines Lebens! Ein gölden Herzl mit einem roten Stein will ich zum Dank dir weihen, das will dir anheften mit meiner eignen Hand und söllen Mann und Kindlein mitgehen und singen: Wir danken dir vieltausendmal!'

XXI.

Der andere Tag brach an im Donaulande. Von rechts, von links, von Altenpechlarn, Marbach, Gottsdorf zitterten die Frühglockentöne. Noch schien kaum ein schwacher Streifen Licht in der Ötschergegend. Über der schwarzen Gegend witterte Kälte wie aus einem Keller, doch fiel kein Schnee.

Eben als die Marbacher Glocken ausklangen, flog überm Marbacher Steinbruch ein ungeheurer schwarzer Vogel auf und quer über die Donau gerade auf das Schloß Krummnußbaum los. Dort kam ein Mann ans Fenster und schaute. — Der Geier rauschte übers Schloß hinweg und verschwand im Steinbründlwald.

Jesse hatte sich vor Tagesanbruch vom Bett erhoben, möglichst still, die arme Kleine nicht zu wecken, die wie ein blasser Engel im Kissen lag. Aber die Liebe hat einen gar leisen Schlaf. Noch ist er nicht in seinen Kleidern, da richtet sich das dunkle Köpfchen auf, und die süße, zarte Stimme fragt:

‚Friedel, warum stehst du schon auf, ist ja noch finster?'

‚Weil ich mir das Langschlafen abgewöhnen will, meine Maus!'

‚Ich auch!' sagte sie und langte nach ihren Strümpfchen.

‚Nein, du nicht, mein kleine Maus, schlaf du nur weiter!'

‚Schlaf schon! Mz!' lachte sie, machte die Augen zu, öffnete sie aber gleich wieder groß, als sie ihn beim Kleiderspind hörte, aus dem er sein Promotionsgewand, schwarz Sammt mit Hermelin ausgeschlagen, holte.

‚Friederl! Warum ziehst du dich denn so schön an?'

‚Weil ich heute zum heiligen Abendmahl gehe, mein kleine Maus!'

‚Jetzt?' fragte sie leise.

‚Ja, mein Lieb!'

Er war fertig angekleidet und nahm rasch Handschuhe, Schwert und Hut.

‚Friederl!' rief's laut und ängstig vom Bett her. ‚Wenn du zum heiligen Abendmahl gehst, was brauchst dann dein Schwert und Hut?'

Er murmelte etwas, ohne sie anzuschauen; da rief sie noch dringender:

‚Friedel, Friedel, komm zu mir!'

Er kam zögernd an ihr Bett.

‚Du hast ein Geheimnis!'

‚Nein, ich hab' keins!' sprach er mit einem Male entschlossen, umfaßte sie, die aufgerichtet saß, und drückte sie an sich. ‚Mein Mädel soll's wissen, —

warum denn nicht? — wohin ich gehe, was ich schaffe. Nach Altenpechlarn geh' ich, für der Kommission die evangelische Sach vertreten.'

Da stieß sie einen Entsetzensschrei aus. ‚Nach Pechlarn! Nach Pechlarn! Zu diesen bösen, bösen Menschen! . . . . . Nein, nein, du gehst nicht!' flehte sie, mit ihren dünnen Händchen an seinen Schultern sich festklammernd. ‚Du tust mir das nicht an! — Ich laß dich auch gar nicht fort, weißt du das? Ich bind' dich an — mit einem göldenen Bimbam an meine Bettstatt. Mußt immer bei mir sein . . . Mz! . . . Friederl!'

Während sie süß lockte, zitterte ihr armer, schwacher Körper vor Angst wie Espenlaub. Der Mann sah mit verdüsterten Blicken vor sich hin, drehte seine Ringe an den Fingern herum. ‚Es hilft nichts,' sagte er heiser. ‚Ich muß hin. Ich bin in Kaisers Namen vorgeladen, da gibt's nichts.'

Jetzt sanken ihr die Hände, und sie fiel auf ihre Polster zurück kerzenbleich: ‚O Jesus! — Darum war der gestern hier! O Jesus, o Jesus!'

Jesse setzte sich auf den Bettrand nahe zu ihr, strich ihr das Haar und die Hände und sprach ihr beruhigend zu, immer nach der Kapelle hinhorchend, ob sich schon was rührte. Es wird Zeit, — Zeit —.

‚Es ist ja gar nichts, mein Lieb! Anderthalb Pfaffen, — schäbige Maulwürf, welche der Astachs . . . . Jesus, wenn du sie sehen würdest, du tätest erst lachen! — Und wenn es ernstlich wär; ja, wenn statt der paar armseligen Kutten Titanen mich erwarteten, du brauchtest noch immer nicht bangen; wenn Gott mit mir, wer wider mich?'

Sie lag unter seinen Worten teilnahmslos, mit großen Augen ins Leere starrend, da. Als er sich nun aber sachte erhob und seinen Hut nahm, schnellte sie auf und schrie mit herzdurchdringender Stimme:

‚Geh nicht! Geh nicht, Helfried, mein Helfried, mein einzigster! Ein Unglück geschieht, ich weiß es! Ich hab' geträumt,' — entsetzt und irr flogen ihre Blicke im Zimmer herum, — ‚daß eine schwarze Nonn' ist kommen und lupft den Schleier, da ist's der Tod! — Geh nicht nach Pechlarn, um Gottes Christi willen geh nicht hin! — Schreib ihnen, du bist krank; schreib, ich bin krank, — ach, ich bin's ja, so elend ist mir, — sag', du kannst deine kranke Frau nicht verlassen, sie werden sich erbarmen! — Ich bitte dich, ich bitte dich, — tu's mir, und wann nicht mir, tu's dem armen' — ihre Stimme brach, sie schluchzte bitterlich — ‚Kindlein zulieb, das uns der liebe Herrgott schenken will! O daß es schon da wär' und könnt' seiner armen Mutter bitten helfen: Erbarme dich, verlaß uns nicht!'

‚Anna, Anna, was machst du mir das Herz so schwer!' . . . .

Die Turmuhr dröhnte. Durch die Kapelle schlürften Schritte, es klirrt, es rückt.

„. . . . Und ich kann doch nicht anders, ich muß dahin gehen, bin vorgefordert! Bleib' ich weg, bin ich kein Mann, und geholfen ist damit auch nichts. Schließlich muß ich ihnen doch stehen. Leb' wohl, Herz, und gräm' dich nicht und — zürne mir nicht!'

Er neigte sich über sie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Sie wimmerte leise. Er schritt gegen die Kapellentür und zog die Klingel. Die Zofe kam angehuscht, und er ging fort.

In die Kapelle schien bereits der bleiche Tag. Der Altar war weiß behangen, der Kelch Herrn Christophs stand da; Fabricius, der heute alt und gebrochen wie nie aussah, kam im Westerhemd Jessen entgegen und drückte ihm stumm die Hand.

‚Mit Gott daran!' sprach Jesse. ‚Wir müssen rasch machen wie die Juden beim Passah; ich hab' viel Zeit vertan, und um acht muß ich schon in Pechlarn sein . . . . . .'

Er gürtete sein Schwert ab, warf's samt seinem Hut auf die Truhe mit den Altargeräten, trat an die Altarstufen und kniete nieder.

Der alte Prediger segnete Brot und Wein, hob den Kelch mit wankenden Händen und sang mit schwacher Stimme: ‚Unser Herr Jesus Christus in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot, dankt und brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib; — ingleichen auch den Kelch, sagend: Nehmet hin und trinket alle daraus, das ist der Kelch, ein neu Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird . . .'

Und er reichte zitternd dem jungen Mann, der vor ihm kniete, den Bissen Brot und setzte ihm den Kelch an die Lippen. ‚Es segne dich Jesus Christus!'

‚Der du zu mir bist kommen, dein ist die Kraft und Macht, steh mir bei wider den Feind, schütze dein Evangelium!'

Nach dieser kurzen Danksagung erhob sich Jesse, holte sich Schwert und Hut, trat zu Fabricius, der greisenhaft hustend die Altargeräte zusammenräumte, und bot ihm die Hand: ‚Habt Dank! — Betet für mich!'

Fabricius konnte vor Ergriffenheit kein Wort reden; in plötzlicher Wallung umfing er Jesses blonden Kopf mit seinen mageren Händen und küßte ihn. . . .

Im Spiegelzimmer verabschiedete sich Jesse von Hans Adam, dem alle Sorgen einer durchwachten Nacht aus dem farblosen, verlängerten Gesicht sahen. ‚Walt' Gott, daß es gut geht!' sagte Hans.

‚Mir ging's noch immer gut.'

‚Um Gottes willen, verschrei's nicht!'

‚Bist du auch abergläubisch? Das sollt'st du den katholischen Bauern überlassen. Addio, Alter!'

Schiller im 35. Lebensjahre.

Nach einer bisher unveröffentlichten Kreidezeichnung von Ludowica Simanowitz.

Original im Besitz der Frau Major Ridel in Weimar.

Die Brüder hielten sich bei den Händen.

‚. . . . Und aufs Mäusl gib mir acht! Mach' ihr etwas Lustiges für, das arme Kind ist ganz melancholisch.'

‚Ich werde mein Möglichstes tun. — Jesse! Hör'! Will dir nicht lästig sein mit Ermahnen; ich weiß, du gehst deiner Wege. Nur eins bitte ich dich; wenn du drüben in Pechlarn mit den Mächtigen red'st und rechtest, — denk an ihre schwere Stunde!'

‚Das will ich.' — Dreiundzwanzig Jahr alt, nie hat ihm ein Finger weh getan! Leiden sind ihm ein Mythus. — Wenn er im Kampf steht, denkt er an gar nichts mehr.

Die Stute wieherte, stampfte freudig, als er am Kiesplatz vor dem Schloß erschien. Sein Bruder, die Kinder und das Gesind sahen ihm von den Fenstern zu, wie er aufstieg. An den Fenstern neben der Kapelle waren die Vorhänge gezogen.

‚Sie schlaft wieder,' dachte er sich, ‚und das ist das beste.'

Als er im Stechtrab den Ort längs ritt, brach für einen Augenblick die Sonne durch und schien hell überm Ötscher; und die Donau blitzte im Nebel auf wie rinnendes Silber, gleich darauf aber zogen sich die Wolken wieder zusammen, und der Morgen ward immer finsterer, statt heller. Es schneite dünne Flocken, die hungrigen Krähen schrien über den Wäldern.

Auf freiem Felde angelangt, gab Jesse seinem Pferd die Sporen und ritt Karriere. Es ist spät, und er will die Stunde einhalten. Sie sollen nicht sagen: Hat es dem gnädigen Herrn endlich beliebt? — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Schinnagel und sein Weib waren schon zeitig früh in der Zille von ihrem Ort abgefahren. Sie landeten beim Holzplatz vor Stadt Pechlarn und kamen nach sieben in die Stadt hinein und nahmen den Weg zum Schloß.

Im Finstern bewegten sich Schatten, rauschte und raunte es. Marien drängte sich unwillkürlich die Erinnerung an jenen Morgen auf, wo in Krems der mörderische Wirt gerädert worden war, der sieben Männer erschlagen und ihre Körper in den Brunnen geworfen hatte . . . . . Das war auch im Winter im Advent gewesen.

Je näher zum Pfarrplatz sie kamen, je mehr wurden die Menschen, je lauter das Gebrumm. Auf dem Pfarrplatz hielten sie sich etwas auf und schauten. Hin, her, hin, her wogen die Menschen und murmeln wie die Donau, wenn sie überschwellen anhebt. Aber kein eigentlich lautes Wort hört man außer von den geharnischten Männern, die neben dem Missionskreuz, wo eine Schrift hängt, stehen und jeden, der nahe kommt, wild anfahren: ‚Via — via.' —

Zwei Pechpfannen brennen dort; im roten Flammenschein, der mit dem blassen Tageslicht sich mischt, sieht die Kirche gewaltig hoch, der Platz riesengroß aus. Die Mutter Gottes am Brunnen schien mit der Hand zu dräuen statt zu segnen; ganz anders, ganz fremd sah alles.

‚Es is was eigens,‘ sagte Schinnagel leise zum Weib.

‚Unheimisch is's,‘ sagte sie und zog fröstelnd das Schultertuch enger an.

Da schwebt — horch! — aus der Kirche, deren Fenster hell erleuchtet sind, Orgelton und das traute Adventlied, Maria an ihren frommen Vorsatz erinnernd: Wir wöllen fürher die heilige Meß hören, und ich will kommunizieren.

‚Lex!‘ bat sie den Mann. ‚Es geht droben erst um acht an. Holen wir uns fürhero Gottes Segen. Werden gewiß ein Meß bekommen, seind ja soviel Priester da.‘

Dem Manne war's recht, und so zogen sie mit vielen anderen in die Kirche. — Die war gesteckt voll, Menschen standen bis in die Beichtstühle.

An allen Altären waren Messen, alle Kerzen aufgezündet. So licht war's, daß man den Kirchenstaub in der Luft wie an den hellen Sommertagen sah. Beim Hochaltar zelebrierte ein hochgewachsener Priester mit schneeweißem Haar; Maria erkannte sogleich den Kremser Rektor. — Evangelium ist noch nicht fürbei, die Meß gilt also noch.

Mächtig donnerte die Orgel, und die Gläubigen sangen, wie Gabriel zur Jungfrau spricht:

‚Maria, zittre nicht,
Dann du hast Huld gefunden
Für Gottes Angesicht.‘

Maria sah sich um einen Platz in einer Bank für ihren Herrn um und fand ihm noch einen; spähte dann, ob wohl der Herr Pfarrer im Beichtstuhl sitzt. Ja, er ist da. Die Beichte war ganz kurz, des Pfarrers Lehre kurz, die Buße: Drei Vaterunser, daß Gott die heilige Kirche erhöhen und ihre Widersacher demütigen und bekehren wolle.

Vom Beichtstuhl zurückkehrend bahnte sich Maria mühselig, denn die Menschen standen wie die Mauern, den Weg zum Speisgitter. Ihr Mann verwandte all die Zeit kein Auge von ihr. Der Rektor gab den letzten Segen, dann schritt er ans Gitter, die Kommunikantin abzuspeisen. ‚Wer ist das?‘ stutzte er. Er sah erst nur einen dunklen Scheitel und dunkle Wimpern, denn sie neigte sich tief. Als er aber mit dem Kelch vor ihr stand und sie sittsam das Antlitz hob, — ein unsäglich holdes Muttergottesgesicht, — erkannte er die Richterin, die bei ihm in Krems gewesen. Und jetzt, da er ihr den Leib des Herrn reichte und ihr Antlitz sich verklären sah wie das einer heiligen Rosa, einer heiligen Katharina, jetzt ward es ihm auf einmal klar, wie dies arme, schlichte Weib ein männlich Werk zu

verrichten imstand gewesen war. Das Brot der Starken, das Engelsbrot, das sie oft mit glühender Andacht empfing, hat sie dazu gestärkt.

* * *

‚Im Namen Gott Vaters, Sohns und heiligen Geistes!' sagte das Weib mit sanfter, zitternder Stimme, als sie neben ihrem Manne die mächtige Steinstiege des Schlosses empor stieg zum Vorsaal mit den heroischen Bildern. Sie schob ihm mit ihrer lichten Hand den Hut ein wenig aus dem Gesicht und zeichnete mit dem Daum ein Kreuz auf seine braune Stirn. Im Vorsaal standen schon eine Menge Männer, feiertägig angelegt, aber mit nichts weniger als feiertäglichen, vielmehr wahren Aschermittwochgesichtern. Die meisten hielten einen kleinen Fetzen Papier in der Hand, ihrer jedem so kostbar, ja kostbarer als ein Wechsel auf viele hundert Gulden, denn er besagte schwarz auf weiß anima mea sacra Synaxi paschaliter refecta est in Ecclesia parochiali Arelapensi.*

‚Ein gueten Morgen — Herrn Forster, ... Frau Forsterin,' — grüßten die Leute zurückhaltend, als das Ehepaar Schinnagel ankam. Das seind die Angeber, . . . für denen ist sich in acht zu nehmen. . . .

Der Forster dankte mit dumpfer, klangloser, sein Weib mit heller Stimme.

An der Tür des Zeremoniensaales, aus dem wie Murmeln ferner Wasser unausgesetztes, gedämpftes Reden kam, hielten zwei Pikenmänner und der Leutnant Wacht; dieser, ein brauner Gesell mit pechschwarzem Haar und wilden Augen, hatte bislang den Bauern zu ihrem Entsetzen fürchterliche Gesichter geschnitten und welsche Flüche zugerufen; jetzt, als er die Frau erblickte, fing er zu lächeln, die Zähne zu zeigen, den Schnurbart zu drehen an. Brünetten sind seine schwache Seite, und diese — per Bacco! — ist appetitlich . . . Immer breiter lacht er, immer ärger verdreht er die Augen, rasselt dazu mit den Gewaffen, nutzt alles nichts, sie schaut ihn nicht an. Matta! (Närrin.) Sie stand unter den vielen Männern an ihres Mannes Seite ganz still mit niedergeschlagenen Augen und betete den Rosenkranz.

Fort und fort kamen Leute, auch viel Bekannte; sie erkannte und grüßte niemand außer dem Pfarrer, so sehr war sie in Andacht versunken.

Es geht auf acht. Totenstill wird's im Saal, nur dann und wann ein Brummer, ein Seufzer oder ein Gespräch, das alsbald wieder stockt.

‚. . . . Brennt hot's gestert in Blindenmarkt. Beim Schaider is all's verbrunnen. Söllt in der Selchkammer auskommen sein, das Feuer, . . .' redete einer daher. ‚. . . . Aso,' sagte ein anderer, und alles war still.

‚Schneiben tut's,' sagte der Wachter.

* Meine Seele ist durch die hl. Osterbeichte in der Pfarrkirche zu Pechlarn wieder gereinigt worden.

‚Kolt is's,‘ schauderte der Fux.

Johann Landersperger, mit unterschlagenen Armen einen um den andern musternd, spottete: ‚Es sad's Helden übereinand! Schaut's mich an! Ich förcht' mich nit! Ich hab' ein guet Gewissen und steh' vor einen gueten Herrn.‘

‚Jo, guet is der,‘ sprach Schinnagel.

Dumpf tönten vom Kirchturm die acht Schläge herüber. Fast gleichzeitig öffnete sich leise die Tür des Zeremoniensaales, ein Priester spähte heraus, zog sich wieder zurück. Wenige Augenblicke später donnerte die Brücke und widerhallte die Toreinfahrt von Hufschlägen; man hörte einen Reiter abspringen, kling, klang, klirr, mit befehlerischer Stimme etwas rufen, und nun kamen stürmische Schritte die Treppe herauf.

Maria ließ den Rosenkranz sinken, langte krampfhaft nach der Hand ihres Gatten. ‚Das ist er —.‘

Er war's. — Glühend und außer Atem vom Eilritt kam er an.

‚Da wimmelt's ja schon!‘ — und keiner kennt ihn! Fremd und wüst starren sie ihn an, die er seine lieben Treuen nannte; ein paare, die sich schämen, drücken sich, damit er sie nicht sieht. Er hat's ja gewußt, daß es so sein wird; aber es tut doch weh! —

Während er, sich abzukühlen, den Saal langsam auf- und abgeht, trotzige Blicke um sich herumwerfend, doch in seinem Herzen sich kränkend, kommt jemand von hinten an ihn heran, faßt seine Hand und küßt sie mit wilder Inbrunst.

‚Hans!‘ fährt er herum.

Ja, er ist es, der Gute, Liebe, Lange! Der Gute! Heller Sonnenschein der Freude verklärt Jesses Antlitz. ‚Grüß dich Gott, Hans, das ist schön! Aber hast denn keine Angst vor mir? Gar noch die Hand mir küssen! Meine giftige, lutherische Hand! Das ist der Tod!‘

‚Eure teure, liebe, edle Hand, Herr, die mir und diesen allen soviel Guetes — nur Guetes hat getan!‘ rief der Lehrer, sah seinen Ritter schwärmend und dann die Philister dräuend an.

Jesse lächelte und strich ihm die gelben Haare. ‚Das will ich dir nie vergessen, daß du heute zu mir stehst. Meiner Anna will ich's sagen, die wird sich freuen, und meinem Bruder und allen. Bitt dich aber,‘ flüsterte er hastig ‚verbrenn dir drinnen die Zunge nicht! Wenn sie dir etwas täten und um meinetwegen, mir wär' leid, — kann dir nicht sagen, wie! — Jetzt muß ich aber gehen, es ist acht Uhr, und die alten Ungeheuer schneuzen und räuspern schon für Ungeduld. Hörst du sie?‘

In Begleitung Landerspergers der Türe zuschreitend, blieb er plötzlich stehen. Er hatte den Schinnagel und sein Weib erblickt. Sie standen ganz

in der Dunkelheit, unterm Bild der sterbenden Lukretia. Er wollte das Weib spottweise anreden: Heut' geht's also los; betet ihr nur fleißig zu eurer hölzernen Madam; ich hab' mich Gott befohlen. Aber er brachte es nicht über die Lippen; die Blicke, mit denen diese Leute aus ihrem finstern Winkel ihn ansahen, verwirrten ihn. Er ist schuldig an ihnen; ob er sich's nicht gesteht, er fühlt es doch.

Seine stolzen Augen niederschlagend, blutrot im Gesicht, schritt er weiter, und die Hand seines Hans zum Abschied heiß drückend, wiederholte er: ‚Das ist schön von dir, daß du mich nicht verlassen hast. . . .'

Der Leutnant öffnete ihm die Tür.

Die Hellebarden rechts und links senkten sich grüßend vor ihm.

* * *

‚Meinen Gruß zuvor den Herren,' trat er in den hohen, weißen, kalten Zeremoniensaal vor die Priester, die richtermäßig an der langen Tafel mit dem Schwurkreuz und den Kerzen saßen.

Sie erwiderten seinen Gruß, der richtig hätte lauten sollen: Meine untertänige Devotion den geistlichen in Gott gnädigen Herren zuvor, mit Murmeln und Nicken.

Siebzehn Paar Augen waren auf ihn gerichtet; siebzehn Gottesmänner dachten: ‚Schmuck ist er und fahrt daher wie der Graf von Luxemburg. Das nützt ihm aber nichts, allhie nützt bloß die Demut.'

Er dachte: ‚Da sitzen sie, die Schwarzen und die Schwarzweißen wie die Raben und Elstern am Rabenstein, ... spitzen auf den armen Sünder, den sie zu fressen kriegen. . . Mich kriegt ihr aber nicht!'

Der Abt Matthäus hub zu reden an: ‚Haben wir die Ehr' mit Herrn von Velderndorff?'

‚Jawohl. — Und ich mit Herrn Matthias Kohlweiß?'

‚. . . Setzt Euch dorthin!' sprach der Abt, die Stimme etwas hebend, und deutete mit dem fahlen Finger auf einen Sitz an der freien Langseite des Tisches, dem Konsistorium gegenüber.

Jesse trat an den Platz, setzte sich aber nicht.

Während die Herren flüsterten und einander Papiere zureichten, sah er sie sich einen um den andern, zumal die heilige Trias, genauer an. Die furchterregend strenge Miene des eisernen Windhag kam ihm wie eine grobe Grimasse vor, die feierliche Würde des Rektors wie feinere Pose; sie machten ihn beide lachen. Immer wieder mußte er den Kohlweiß anschauen. Wem sah der nur gleich? — Ja, diesen schrecklichen Heiligen von Wachs, die in Geras das dumme Volk anbetet, ... nein, wie ein Leichnam sah er aus, der aus dem Grab gekrochen ist, — nur die Augen leben, — stechen wie die Dolche, — lassen einen nicht los.

Einen Christus hat er für sich liegen, der Rektor eine Madonna, — und der Windhag einen Berg Schriften, aber der Berg wirft einen seltsamen Bauch ... ‚Die Pistolen,‘ fällt es Jesse ein. Der Artstötter hat ihm neulich gesagt, Windhag habe bei den Kommissionen immer zwei Pistolen zur Hand, ... eine Schmach, wenn's wahr ist! Die Papiere rauschen, es flackern und knistern die Kerzen vor dem Schwurkreuz. Der Wind klopft an die vergitterten Bogenfenster.

‚Adjutorum nostrum in nomine Domini,‘ betete laut der Abt. ‚Wir fangen an. Wollen Euer Exzellenz mit den Generalien beginnen.‘

Der Freiherr nahm den Schimmel zur Hand. Der Papierberg verschob sich, ein Gegenstand von Holz und Stahl sah herfür.

‚Was ist denn das?‘ deutete Jesse hin.

‚Das ist eine Pistole! Eine Radschloßpistole,‘ sagte der Freiherr mit steinharter Stimme.

‚So? Genfer Fabrikat? Die sind teuer. Mein Bruder hat eine. Wen wollt Ihr mit dieser niederschießen?‘ fragte der Protestant, mit zornglitzernden Augen den Schreckensmann messend.

‚Ich werde dem Herrn auf seine Fragen sogleich dienen.‘ Windhag holte die Pistole unter den Faszikeln hervor; sie war ein gewuchtiges Stück, halb Holz und halb tauschiertes Metall. Mit sichtlicher Vorsicht sie gegen's Licht haltend, suchte er die Chiffre des Erzeugers auf. ‚Chieri, Berna. Ich habe aber auch eine von Genf. Diese hier hat 43 Taler, die andere 50 gekostet. — Wozu ich die Waffe führe, will der Herr wissen. Ich bin dazu bemüssigt, seit der verhetzte Pöbel sich gegen uns Kommissäre in einer Weise benimmt, die an offene Rebellion grenzt.* Man meint sich gegen unbewaffnete Priester alles erlauben zu dürfen. Diesen, nicht mir zum Schutze muß ich Waffen haben. Man sollte es nicht glauben, aber die Bauern fahren wider uns mit Knütteln und Stöcken an. Ihr wißt — oder nicht? — von den Exzessen in Langenlois?‘

‚Ja, da sollen die armen Schelm etwan geschrien haben. Es schreit niemand, dem nicht was weh tut! Auf solche arme Teufel gleich mit der Pistole losgehen, ich schämte mich! ... Herr Pater Burghof! — Wo steckt er? Ah, da sitzt er ja! — Aber die katholische Peitsche ist eine evangelische Lug, nicht wahr? Mich dauern nur die Leut, die draußen wie die Mählämmer stehen, froh sind, wenn sie's Leben haben und nun den Segen mit der katholischen Pistole bekommen sollen.‘

---

* Interessantes über die Haltung der Bevölkerung gegenüber den Reformationskommissären findet sich in der historischen und topographischen Darstellung von Lilienfeld (Autor ungenannt), Wien 1825 (Anton Doll).

‚Hat der Herr nicht gehört, es ist ein Palliativmittel für den äußersten Fall?‘ mischte sich hier Herr Matthäus ins Gespräch. ‚Es scheint mir eitel, wegen dieser Kleinigkeit herumzustreiten; wir sitzen auch nicht hier, um uns von Herrn von Velderndorff Belehrungen erteilen zu lassen. — Herr Baron, nehmt ihm die Generalien ab!‘

— — — — — — — — — — — — — — —

‚Ihr heißet? Der Form zu genügen!‘

‚Jesse von Velderndorff.‘

‚Seid alt?‘

‚Ins vierundzwanzigste Jahr.‘

‚Bürtig von?‘

‚Schiermannsreith im Waldviertel.‘

‚Wer sind Eure Eltern?‘

‚Herr Haimeran und Frau Johanna von Velderndorff.‘

‚Seid Ihr ehelich oder ledig?‘

‚Ehlich.‘

‚Was Religion?‘

‚Evangelisch.‘

‚Wenn nur die Leut dieses evangelisch sich abgewöhnen täten!‘ ließ sich Herr Matthäus gegen den Rektor Societatis vernehmen. ‚Die das Evangelium fälschen und verstümmeln, nennen sich darnach. Lucus a non lucendo!‘

Eine Blutwelle jagte über Jesses Gesicht. ‚Was sagt der dort?‘

‚Still! Still!‘ winkte warnend der Rektor.

‚Wir verstümmeln das Evangelium? — Wer hat denn die Einsetzungsworte verdreht und wer die ganze Schrift, daß kein Wort mehr das heißt, was es heißt? — Behagt den Herren unser evangelisch nicht, so wollen wir auch silbenstechen und sagen: Katholisch heißt allgemein; es ist auch wirklich ganz Europa katholisch außer den Engelländern, den Holländern, den Schweden, den Norwegern, den Schweizern, den Moskowitern und allen gescheiten Teutschen. Lucus a non lucendo.‘

Die Herren alle sahen sich groß ob dieser Frechheit an. Matthäus aber, statt zu wettern, sprach ruhig:

‚Ganz gut bemerkt. Nur fehlt dem Herrn der Begriff des Wortes katholisch. Er kann später einmal im Kanisio nachschlagen, welcher ein gescheiter Teutscher und katholisch war. Im übrigen wollen wir jetzt sehen, ob Herr von Velderndorff in Dingen, die ihn näher als die Ausbreitung der katholischen Kirche in Europa angehen, ebnermaßen gut Bescheid weiß. — Herr Doktor Rosenthal, leset die Klagpunkte!‘

Rosenthal, der Doktor, erhob sich und fing mit sanfter, leiernder Stimme die Schrift abzulesen an.

‚Gravamina des hochwürdigsten Klerus und mehrer katholischer Inwohner von Stadt Pechlarn wider den Herrn von Velderndorff, unkatholischen Landmann, welche den Herrn Herrn in Gott geistlichen ꝛc. ꝛc. Kommissarien ordentlich einbracht und fürgelegt und von diesen notieret worden sind.‘

Die Schrift kam vom Schreibpult frisch. Dr. Rosenthal und Dr. Burghof hatten sie ausgearbeitet. Sie war erschöpfend; sie enthielt das Größte und das Kleinste, ja manches Unbedeutende war umständlicher als das Schwere angeführt. Man konnte somit der Kommission nicht das heidnische Schmachwort nachsagen: Deus magna curat, parva negligit.

Neben den Hetzschriften von Saubertus und Höe und der hochverdammlichen teutschen Bibel des Dr. Luther, die Jesse von Velderndorff ausgesträht, tauchte die Komenskysche Bilderfibel seiner Nichtel und das Nürnberger Modelbuch seiner Frau auf. Der unverschämte Josephus in Ägypten, der in seinen frechen Knittelversen die Heiligen, die Mutter Gottes und die Priester aufs unflätigste verlästert, marschierte in Reih und Glied mit dem Hund Klesel. Die gesprengte Palmsonntagprozession war ein Verbrechen, und der hugenottische Hut des Prozessionsstörers ein anderes.

Wer lachen wollte, konnte lachen. Es lachte auch der junge Inkulpat, der in vornehm lässiger Haltung dasaß, die Hand auf dem Schenkel, die Augen weiß Gott wo, bei mehreren Stellen schallend auf, zu großer Entrüstung der in Gott geistlichen Herren. Bei andern faltete er die Stirne; ... hübsch haben sie ihn schon eingesponnen, jedes Wort, jeden Schritt ausgespürt und zum Delikt aufgebauscht; aber — richtet er sich straff auf und blitzt sie an mit seinen blauen Augen — ich brech' aus dem Netz aus; ihr sollt sehen, wie ich antwort.

Das Interrogatorium speciale beginnt. Wieder ist es Windhag, der eiserne Römer mit seiner eisernen Stimme, der die Fragen stellt. — ‚. . . Verbotene Bücher in Eurem Hause gehalten, als da sind Dürrnbacher, Gerengel und des Häresiarchen seine; solche Bücher auch unter die Leute ausgehen lassen?‘

‚Hab's getan; — die Bücher sind nicht schlecht, sondern trefflich; Gottes helles Wort und Worte von Männern, die gewißlich heller als manche katholische Doktoren sind.‘

‚Euer Winkelpfaff Dürrnbacher ist über den heiligen Thomas?‘ sprach Abt Matthäus mit lächelnder Ruhe. ‚Man höret und lernet doch immer etwas Neues.‘ — ‚Herr Baron, fragt ihn, ob er die Reskripte, drin ketzerische Schriften sind proskribiert, gelesen hat!‘

‚Kennt der Herr von Velderndorff die Mandate wider ketzerische Schriften, zum Exempel das Mandat de anno 1640?‘

‚41,‘ verbesserte Matthäus sanft.

‚Jawohl, 41,‘ wiederholte Windhag, schnitt ein Gesicht. ‚Ferner Generalmandat de anno 1646, und die Reformationspatente von anno 55 und dem verflossenen Jahr hero?‘

‚O ja, ich kenne dies alles! Kaiser Max hat den Edler, den Ihr in Ehren habt, verboten. Die wienerische Bücherzensur ist ein Hofratsschwindel und die römische ein Prälatenschwindel.‘

Des Hofrats Seiner Majestät Stirnadern liefen auf, und zornentbrannt fuhr er los: ‚Ich lasse unsere heiligsten Institutionen von Euch nicht beflegeln; noch ein solches Wort, und ich rede anders mit Euch!‘

‚Ich wußte nicht,‘ sprach Jesse, ‚daß der Index ein Sakrament ist.‘

— — — — — — — — — — — — — — —

‚. . . Habt Euren Hund nach des hochehrwürdigen gottseligen Kardinal Klesel Namen schandhafterweis benennt. Ist das wahr?‘

‚Ja, hab's getan.‘

‚Den Namen eines großen und heiligen Mannes, der noch dazu schon im Grab ruht, einem schmutzigen Köter geben! Schamt Ihr Euch nicht solcher Büberei?‘

‚Mein Hund ist kein schmutziger Köter; er ist ein echt englisch Vollblut. Heißen viel Hund Brandel,* welcher doch ein Bürgermeister von Amstetten war; warum soll nicht einer Klesel heißen? Ist Klesel ein wahrhaft großer Mann gewesen, so wird er dadurch nicht geschändet; aber er war keiner, nur ein großer Ränkeschmied.‘

So ging das Interrogatorium weiter, ein Zweikampf seltsamer Art; der alte Inquisitor raste mit minotaurischem Grimm in seinem Paragraphenlabyrinth, und der blonde Theseus, den er zerstampfen sollte, hieb ihn einmal ums andre über den Kopf.

Die Kommissäre folgten mit Spannung dem Kampf, dessen Ausgang freilich von vornherein feststand. Der Junge, auch wenn er siegte, war verloren.

Am aufmerksamsten hörten der Abt Matthäus und Pater Maury zu. Mit sehr verschiedenen Gefühlen. Der Abt immer schonungsloser in seinem Herzen den frechen Burschen verurteilend, der Rektor immer herzlicher ihn bedauernd. Der Abt war ein heiliger Mann; darum empörten ihn die Lästerungen, die der Evangelische fort und fort in seine Verteidigung einflocht. . . . Der Abt war aber auch der erste Gelehrte von Österreich, ein Schulgelehrter zwar, doch der erste. Die Bravouraden des blutjungen Menschen da, denen das Konsistorium so aufmerksam wie den Ausführungen eines erlesenen Predigers lauschte, erbitterten ihn, verletzten, ohne daß er sich's gestand, seinen Gelehrtenstolz. Mensch bleibt Mensch, und Doktor bleibt

* Ein altoberösterreichischer Wortwitz.

Doktor, und eine Schöne ist nicht so eifersüchtig auf die andere als der große Doktor auf einen neuen Stern, der den seinen zu überstrahlen droht.

Ganz anders waren die Empfindungen des Paters Maury. Auch er ist ein heiliger Mann; auch er hat den Saal betreten voll Unwillens gegen den Elenden, der drei Orte zur Apostasie bringen wollte. — Er ist ein strenger Frommer, aber er kommt aus der Schule, von den Kindern. Als er den Verbrecher sah in seiner strahlenden Jugend, die herrliche Gestalt, die schönen, offenen Züge, die blauen Augen, die kein Arg verrieten, da ward das Herz des alten Kinder- und Jugendfreundes warm, und er dachte: ‚Du lieber Gott! Wie lang ist's, daß der noch im Kollegium saß? Vielleicht zwei Jahre, höchstens drei. Wer weiß, was vor schlechte, gewissenlose Lehrer er gehabt hat, die ihn durch Schwarmreden verführt, sein gutes Gemüt verdorben haben!'

Dann fingen die Interrogatorien an, und da dachte Maurus: Ist das ein starker Ketzer! Aber man weiß doch wenigstens, woran man ist mit ihm! Er spielt nicht Verstecken wie die Leiserischen! — Guter Kopf, gewandter Redner! — Armer Bursche, und dich müssen wir exilieren! Könnte ich dich vor unsere heilige Kirche gewinnen, — o das sollte mir lieb sein! Viel größere Ehr dem katholischen Österreich ist doch ein edler Konvertit denn ein elender Exulant. Gar viele Ketzer haben wir schon bekehrt; die trieben's noch ärger als dieser. Ludovicus von Einsiedel hat die Karfreitagsprozession in Ingolstadt durch lästerliche Possen geschändet, und zehn Jahre später zog er als Karmeliterbruder mit derselben Prozession einher und trug ein schweres Bußkreuz auf der Schulter. — Daß Jesse ein Sohn ist der Furie von Ödt, was verschlägts? Kuefstein schwur in seiner Blindheit ewigen Haß uns Jesuitern und nannte seinen Sohn Gotthilf, das heißt: Gott, hilf dem Luthertum wider's Papsttum; und jetzo hört der Pater Gotthilf Jesuiterordens den alten Vater Beicht und gibt ihm den Segen auf die Stirn; — bei Gott ist kein Ding unmöglich! — Der alte Priester, den weißen Kopf in die Hand gestützt, spann seine Gedanken weiter und horchte nur immer wieder auf, wenn die heisere, gurgelnde Stimme des verhörenden Kommissärs von der klangvollen des Angeklagten abgelöst wurde.

— — — — — — — — — — — — — — —

‚. . . Das Schwerste, was Euch wird zur Last gelegt! — Ihr habt die evangelischen Riten gehalten. Ihr habt Euch dahier lutherisch kopulieren lassen und das Nachtmahl auf ketzerische Weis empfangen. Ihr haltet einen Ketzerprädikanten. Dies alles ist verboten durch Reformationspatent de anno 1625, Edikt de anno 52, offenes Patent anno 38, die Prädikanten schwerstens durchs Generalmandat de anno 27. Ungehorsame sind landgerichtmäßig.'

‚Wolan, so bin ich's auch. Ich tröste mich derwegen. Die ersten Christen unter Kaiser Nero haben ebensoviel wie ich getan. Und die Papisten

in Engeland unter der Königin Elisabeth. Diese, deren doch viele bloße Intriganten waren, ehrt Ihr hoch und nennt sie Heilige, uns schmäht und lästert Ihr; warum dieses ungleiche Maß?'

‚Das ist Sophisterei,' sprach Abt Matthäus gemessen, doch mit einem zornigen Blick. ‚Die Vergleiche, die Ihr gebt, hinken auf allen vier Füßen. Ist Gold gleich Katzengold, ist Glaub gleich Nichtglaube?'

‚Welches ist der Nichtglaube? Ist es der Glaub an Christus und sein Wort oder ist's die Marienidolatrie?'

‚Bist du toll?' sprang, die Augen stier herausgewälzt, Windhag auf.

‚Ich bin völlig bei Sinnen, aber mein Herr scheint irr zu sein, da er nicht weiß, welche Redeweise sich unter Rittern gehört.'

‚Auf einen frechen Buben gehört und gebürt sich ein Schilling!'

‚Das bedaure ich um Euretwillen, Herr Enzmüller!'

‚Dies geht zu weit,' rief der Rektor. ‚Bedenken die Herren, wo sie sich befinden!'

‚Schließt ab das Interrogatorium!' befahl mit starker Stimme Matthäus. ‚Aber das letzte, Idolatrie, nehmt genau zu Protokoll! Die Zeugen herein!'

Windhag rief sie herein, Bürger und Bauern von Altenpechlarn und der Umgegend und etliche Melkerische und Krummnußbaumer Bauern. Sie kamen angetrappt, schwerfällig einer und einer, immer mehre; der Saal füllt sich mehr und mehr, ward schwarz wie der Himmel, wenn ein Gewitter aufzieht; sie stellten sich, wie der Baron sie anwies, leise murmelnd, links vom Konsistorium auf und standen nun da mit leer glotzenden und doch drohenden Gesichtern, und ein schwacher Heu- und Stallgeruch, der diesen Leuten und ihren Kleidern stets anhaftet, begann immer merklicher im Saal zu werden.

Jesse saß, während die Zeugen ankamen, gesenkten Hauptes und mit seinem Degen spielend da; eine Traurigkeit befiel sein Herz, die immer stärker ward, je mehr Leute langsam, ohne zu reden, hereintappten; so viele, — so viele, — der Saal wird schon ganz heiß, — und alle, alle gegen ihn. — Der Dämon, das Schicksal schickt sie gegen ihn; sie werden ihn erdrücken, — ersticken, — ach, Luft! ‚Eberhart, — Felbermayer, — Hans Fux, — Daniel Fux, — Georg Silbernagel, — Wälzl, — Wachter,' rief der Baron sie alphabetisch auf. Sie brummten kurz ihr hier. Und dann kamen sie einer und einer zum Schwurkreuz, den Wunderzettel Anima mea auffallend in der Hand haltend, leisteten das Jurament und bekannten die Wahrheit.

Felbermayer zuerst, ein Krämer. Was er weiß von Herrn von Velderndorff, von seinen Unfügen. Er soll sich nur nicht förchten, alles sagen, nur ungescheut sich herauslassen.

„. . . Ist zu uns kommen und erst meinen Sohn aufg'redt; do ist das Büchel, das er ihm erstmals geben. Ich kann selbst nit lesen, sunst hätt' ich's verbrennt. Mein Sohn hat von ihm das Fluchen gelernt. Schandbare Liedel, als: „Solang Gott Gott ist und sein Wort" und ander mehr. Zuletzt hot er gar mir meinen Kopf verdrehet, daß ich bei dreimal die Predigt und Meß versaumbt. Aber mit Gotts Gnad bin bald wieder auf gleich kommen. — O für soliche Herren soll Gott uns bewahren!'

‚Velderndorff!' rief Windhag. ‚Ist solches wahr?'

‚Ja,' stand Jesse auf. Er hatte sich gefaßt und sah stolz um sich herum. ‚Nur das Fluchen, Felbermayer, hat Euer Sohn nicht von mir gelernt; das hat er schon fürhero können. . .'

Wälzl kam und brachte eine Postille. Der gnädig Herr hat ihn vom Fasten abgeredt mit diesem Wort: ‚Was zum Mund eingeht, verunreinigt nicht. Doch Gott hat uns g'straft; maßen an einem Freitag wir eine Gans verzehrt, dem kliensten Diendl das Spießbein im Halserl stecken ist blieben, und sie wär' frei derstickt ohne Ignatiuswasser, welches wir, Gott sei Dank, zur Hand gehabt. Der Velderndorffer' hot aber das Zeichen verlacht und gesagt: Es wär' mit einer Fischgraten ebnermaßen passiert.'

‚Und ist's nicht wahr? Ist's nicht ein Ding?' wandte sich Jesse zum Rektor.

Die Bürger brummten dumpf und feindlich: ‚Ihm ist all's ein Ding! Wir kunnten alle sterben. Jo der lieb gnädige Herr!'

Wachter, philosophiae magister, ludirector atque organista, erzählte, wie ihn der Velderndorffer der schönen Melodei halber unkatholische Lieder zu spielen verlockt. Er hab die schlechten Text nit allsogleich durchschaut und die Kinder das Gezeugs etlichmal singen lassen. Bittre Tränen hab er zeithero darob geweint und nicht minder über dieses, daß er von dem Herrn Jesse sich überreden lassen, bei der schändlichen, himmelschreienden Komöd Joseph in Ägypten mitzutun. . . Der Jesse hat auch gespottet über die hl. Beicht, hat den Beichtstuhl garstiges Sünderholz genennt, und die Meß hat er genennt Hokuspokus. . . Und vom heiligsten Altarssakrament hat er gesagt — das will gar nit wiedersagen, denn wer das ausspricht, ist von Gott versprochen.'

So traten sie einer um den andern vor und schwuren, sagten aus und tappten wieder davon in den Vorsaal hinaus, wo sie zu warten hatten, bis das Glaubensbekenntnis in plenum wird gebetet werden.

Herr Wolf, der Pfarrer, stand abseits vom Rudel allein bei einem Fenster, seinen Aufruf abwartend. ‚Ja, ja, Herr von Velderndorff!' denkt er, aber auch: ‚Es Pechlinger seid's doch ein rechte Banda! Dir, Fux, hat er 100 fl. geliehen, und dir, Wachter, hat er den Bader zahlt vor deine

krumpe Margret! Und davor werft's ihr jetzo Steiner auf ihn. Wann ihr glaubt's, daß das schön ist, das ist nit schön!'

‚Herr Wolfius, Provisor!' Alsdann klapp, klapp, trappt er fürwärts, steht nun beim Schwurkreuz in seiner mächtigen Größe und Breite und schaut, die harten Hände auf den Tisch gestützt, den Widerpart an. Hoffärtig wie immer prangt er daher, aber blaß ist er, der Bueb; ist ihm halt doch nit alles eins, daß er sich in denen da täuscht hat! . . . . Tut halt dannoch weh, wann ei'm die Leut mit Steinern schmeißen, gel! Das weiß ich, dann mich habens oft genug geschmissen, und der sie angehetzt hat, warst du!

‚Nun, Herr Wolf!' spöttelte der Velderndorffer, als der Alte sich so lang besann. ‚Nicht bei Stimme heute?'

‚Bei Stimm bin immer,' erwiderte Wolf in so donnerndem Baß, daß alle Geistlichen aufschauten. ‚Dann ich mein Zeugnis geben will in Gottes Namen wider den Jesse von Velderndorff, welichen ich schon oftmalen zum Teufel gewunschen hab', dann dieser junge Satansbraten mich gar sehr peinigen tät, so daß ich wie der Prasser, den die 24 000 Teufeln haben gemartert, oftermalen geschrien hab': Crucior in hac flamma, ich unglückseliger Höllenbraten, wie leid' ich doch gottsjämmerlich in dieser Höllenpein!'

‚Bravo! Bravo!' applaudierte Jesse stürmisch lustig. Die Schwermut, die ihn erfaßt, als er sich vom Volk verraten sah, ist vor dem Stampfen und Schnarchen des köstlichsten aller Pfaffen verflogen, und mit einem Schlag besitzt ihn der alte, unbändige Übermut.

‚Wißt Ihr bestimmt, daß es nicht 30 000 waren? Wann ist die letzte Volkszählung in der Hölle gewesen?'

Der Abt warf ihm einen stechenden Zornblick zu und sprach zum Pfarrer auf Latein:

‚Bruder in Christo, du sollst dich diesem Menschen nicht zum Gespött machen! Befleißige dich einer anständigen Redeweise; immerfort den Teufel nennen, steht einem Clerico eben so schlecht an als wie einer Jungfrau das Pfeifen.'

‚Bitt' um Vergebung,' sagte etwas kleinlaut der Pfarrer. ‚Bin halt vom Hinterwald, und da sagt man allweg Teufel und nit böser Geist. — Der lacht,' deutete er mit dem groben Finger auf Jesse, halb ärgerlich, halb vergnügt; es fällt ihm wohl, daß einer sich's traut in dieser feierlichen Stuben, so noch unheimischer als die Danielische Löwengrueben. . . .

Sie drängen ihn aussagen. Und also räuspert er, schneuzt sich mächtig, — der Lausbub lacht immerzu, — und beginnt: ‚Stückeln hat er mir aufgeführt, ihr Herren, die waren bei Gott nit fein! Den Sommer lang an jedem Sonntag is er angeritten kummen auf seinem Roß, der Luna . . .'

‚Stella!‘

‚Also, — bitt' um Entschuldigung, daß ich der Gnädigen ihren Namen hab' verwechselt. Und da hat er mir die Leut von der Kirchen abgehalten auf die Art wie dem David sein sauberer Absalom, dem er auch ohngemein gleichschaut.‘

‚Wo hat denn der Herr Pfarrer den Absalom kennen gelernt?‘ hänselte ihn Jesse.

‚In Melk auf einer Tafel hab' ich ihn gar genau gesehen. Da hat er grad so einen gelen Schopf wie der Herr Naseweis, und an dem ist er aufgehenkt. Die Pechlinger sind dem neuchen Absalom auch rudelweis nachgeloffen wie seinem Vorbild in Jerusalem. Jo freilich ist man fesch und elegant, und reden kann man wie ein Buech — hochteutsch: — Vather, der thoire Gottesmann Doktor Marthinus und seine Käth, der Morjenstern von Wittenberch. . . . . ‘

Jesse wälzte sich vor Lachen; der Rektor drückte sein mächtiges, blaues Schnupftuch krampfhaft vor den Mund. — Der Abt mahnte Wolfen auf latein, doch bei der Sache zu bleiben.

‚Hie steht von Lästerreden wider Euch, den Benefiziaten und den Herrn Glebhoffmann, und daß er heilige Handlungen böswillig gestört habe.‘

Wolf sprach: ‚Herrn Glebhoffmann angehend weiß ich nichts; den Herrn Benefiziaten, welcher allerdings klein, dürr und sper, hat er das Zwiefelmandl g'heißen. — Mich hat er alls g'haßen, Hetzpfaff, Griesgram, Nußknacker, auch alter Kirchenwolf, was doch so unwahr nit, dann alt bin ich, Wolf haß ich und an der Kirchen von Altenpechlarn amtier ich. Ich bin ihm nichts schuldig blieben, hab' ihn genennt, was er auch ist, einen Rumpelgeist, Halloderich, Lausbueben, Satanskerl und zwaren von der Kanzel, das gibt mehr aus als von der Stella; so seind wir eigentlich in dem Stuck ausgeglichen. . . . . Euer Gnaden scheinen mein Wort nit recht zu sein?‘ brummte er mit einem bedauerlichen Blick gegen Abt Matthäus, der bei jedem groben Ausdruck gezuckt hatte.

Der pöbelhaft Clericus! Du und deinesgleichen sind der Fluch Österreichs. — Reform, Reform an Haupt und Gliedern, sobald die Ketzer draußen sind. Es tut not! . . .

‚Und weiter?‘ . . . .

‚Das ist das mehrist gewest.‘ —

‚Aber Herr Provisor, die Palmsonntagprozession!‘ half ihm der Poltergeist mit liebenswürdiger Impertinenz. ‚Das war ja doch die Krone! Ach Gott, wenn ich's denk! Wie wir Euch da gefoppt haben! Wild wart Ihr, — geschimpft habt Ihr, — Lutherbanda, — wißt Ihr noch? — Gelacht haben wir was über Euch! Möcht's gleich wieder tun! Morgen!‘

Eine Art Lachen lief um den Tisch, erstarb jedoch rasch unter einem strengen Blick des Abtes.

Wolf brummte: ‚Da schaugt einer her, wie der einen razen kann! Ks, ks!‘ tat er, halb grimmig und halb lustig mit zweien Fingern der rechten Hand. — ‚Wahr is's, die Prozession ist gar schön gangen, und da is der da kommen auf seinem Rabenviech, der Luna, nachand is sie nimmer schön gangen. Das hot alles das verflixte Liedel tan.‘

‚Ein Pamphlet?‘ fragte der Abt aufmerksam.

‚Ein Schund!‘

‚Herr Provisor!!‘

‚Ks, ks!‘ blinzelte der Alte vergnügt den beleidigten Dichter an. ‚Fur di nur! — Dannenhero ich mein Zeugnus mit Gott beendige und will nichts mehr beisetzen dann dieses: Wöllen doch die Herren allerunterthänigst bewirken, daß ich in meiner Pfarrei doch etwan Ruh und Frieden hob und der Schlingel mir nit länger auf'm Kopf umtanzt; um solches möcht' ich Sie gnädigst gebeten haben. Die Art und Weis ist den Herren überlassen. Und nun bitt' ich um Urlaub, Euer Gnaden, dann ich die alt Tarbergerin andachtsversehen mueß. Ergebenster Diener, meine edelgestrengen Herren!‘ Er machte eine ungeschlachte Reverenz und stampfte gegen die Tür, kehrte aber auf halbem Wege um, torkelte an den Tisch zurück, schob sich hinter den Stuhl des Rektors Maurus und sagte demselben ins Ohr, doch so laut, daß es der ganze Saal hörte: ‚Aber nach Greifenstein* tuts ihn nit schicken, den Bueben!‘

Die Konsistorialen lächelten wie die Holzfüchse; der Velderndorffer aber streckte die Beine lang von sich, warf die Hände überm Kopf empor wie ein ausgelassener Schulbub und rief toll lustig: ‚Aber Herr Provisor! Greifenstein gibt's ja schon la—ang nimmer! Der Kaiser Karl V. ist schon gestorben und der Bartel Hubmaier auch.‘

‚Jo und der heilige Koloman auch und die heilige Urschula auch,‘ wollte Wolf den Witz, den er nicht verstand, weiterspinnen. ‚Doch diese leben im Himmel. Die Heiligen kommen in Himmel, und die bösen Bueben kommen in d' Höll, wann's auch kein Greifenstein nimmer gibt. Bitt sich das zu merken, Herr von Velderndorff!‘

Froh und stolz, daß er den Widerpart so gut abgetrumpft, stampfte Wolfius davon; der Range winkte ihm nach: ‚Adieu, Herr Provisor!‘

‚Es ist nicht gut,‘ sprach Abt Matthäus lateinisch gegen seine Doktoren hinüber, ‚in verseuchten Gegenden Priester dritter Güte anzustellen. Hieher gehört eine Leuchte wie Hoffmann von Ankerskron. — Der Mann ist alt und täte gut zu resignieren. Man könnte ihm dies fürstellen.‘

* Hartes Gefängnis für Religionsverbrecher in älterer Zeit.

‚Der alte Schnarcher ist mir lieber dann ein Schleicher!‘ mischte sich Jesse hinein. ‚Sein Pochen ist ganz lustig anzuhören.‘

‚Wer sind denn bei Euch Schleicher?‘ zog Burghof die Brauen empor. Der Abt lächelte verächtlich.

‚Pharisäer aller Art, geschorne und ungeschorne, alter und neuer Schule.‘

‚Das ist aber doch stark,‘ wiegte Pater Zörner, der Minister, den Kopf. ‚Ich glaube, daß er uns meint!‘

Matthäus sprach: ‚Neuer Schule kenne ich einige, die den Ehrennamen verdienen, obenan den, der da sagte zu den Bauern: „Brennt und sengt!“ und zu den Edlen: „Schlagt sie tot wie tolle Hunde!“ — Übrigens ad vocem Pharisäer. Ist dem Herrn von Velderndorff vielleicht dieser Zettel da bekannt? — Ein Pasquill schmählichster Art.‘

Er schob Jessen mit verächtlicher Bewegung ein fettiges Oktavblatt hin. Jesse nahm es lässig, sah hinein, unterdrückte einen Schrei. Er hatte Landerspergers Schrift erkannt.

‚Diese Schmachschrift ist gestern an der Kirch unter unsrem Aufruf angeheft gefunden worden. — Kennt Ihr den Auktor?‘

Jesse sah vor sich hin und blieb stumm.

‚Habt Ihr auch keinen Verdacht, wer es könnte geschrieben haben?‘ forschte Pater Rektor.

‚Ich bin hier, um mich zu verteidigen, nicht um andre zu denunzieren!‘ erwiderte Jesse stolz.

Windhag meinte den Vogel abzuschießen: ‚Habt Ihr's etwa selbst geschrieben?‘

Jesse verzog ein wenig den Mund und zeichnete auf dem Tisch.

‚Er war es,‘ raunten die Doktoren.

Aus dem kleinen Häuflein Männer, die noch im Saal waren, kam ein Langhans mit Lungenrosen auf den Wangen hastig vorwärts zum Kreuz: ‚Geistlich und ehrwürdige Herren, hier ist, der es gemacht hat!‘

‚O nein, Hans, nicht du, nicht du!‘

‚Ja, ich, mein teurer Herr!‘

‚Wer bist du?‘ fragte der Abt.

‚Johann Landersperger, Lehrer von Melk, Euer Gnaden!‘

‚Wie kommst denn du dazu, Pasquille zu schreiben?‘ frug der Abt.

Jesse kam Landersperger mit der Antwort zuvor: ‚Ich bin die Ursach; ich hab' ihn inspiriert.‘

Da sah ihn Hans mit seinen hohlen Augen an so lieb und gut und treu, daß dem Verlassenen ward wie beim ersten Kusse seiner Braut, und sprach: ‚Ja Herr, Ihr seid die Ursach, aber nicht so, daß Ihr eine Schuld hättet! Sondern weil ich's nit hab' anschauen kinnen, wie Ihr verfolgt und

verleumdet werdet, hab' ich's müssen schwarz auf weiß der Welt sagen: Unrecht, unrecht tut man Euch!'

‚Das Pasquill ist eine Malefiztat!' schnarchte Windhag.

‚Straft mich dafür; es ist von mir, was er auch sagt!' rief Jesse dringend. ‚Der arme Mann will mich nur retten. — Hans, Hans, denkst du denn gar nicht an deine kleine Mariandl daheim?'

Pater Rektor holte sein blaues Schnupftuch und wischte sich über die Stirn und sagte zu dem Minister: ‚Friederich der Schöne und Leupold streiten sich darum, den Packan erschlagen zu haben.' — Es wurde lang herumgesprochen, und schließlich ward zu Jesses größtem Schmerz sein lieber Hans als der alleinige Missetäter erklärt. Der Rektor fragte diesen, ob er den Frevel nicht bereue; es sei doch unerhört, die geist- und weltliche Oberkeit in solcher Weise zu beschimpfen.

Da sprach der arme Hans: ‚Ihr hohen Herren! Ich will's bereuen und will die Herren auf meinen Knien um Verzeihung bitten, wenn sich erzeiget, daß ich mich mit meinen Titeln geirrt und die Herren nichts weniger dann Annas und Kaiphas sind, vielmehro Richter nach dem Herzen Gottes, die die Unschuld lossprechen. Und um das bitt' ich die Herren flehentlich. Der edle Ritter v. Velderndorff steht hier so unschuldig wie unser Heiland auf Golgatha. Der Neid hat ihn verklagt; nur der Haß kunnt ihn kreuzigen, meinen hohen gnädigen Herrn! Wir lebten gar jämmerlich, ich sag' nit zu viel, wie das liebe Vieh dahin. Seit die evangelischen Schulen und Magister abgeschafft seind, ist das Volk wild und roh geworden. Von den Lehrern sagen die Bauren: Es gehört ihnen das Reich der Tollpatschen, und sie werden Eseln Gottes genannt. Die Herren Geistlichen sind, — ich bitt' um Gnad, wann ich zu freies sage, — nit besser dann die Lehrer. Die Predigten seind elend; man denkt, vors Volk ist's guet genug. Und seht, ihr Herren, da ist uns wie ein Engel des Himmels der Herr Jesse kommen, war lieb und edel, huldreich und gütig, hat uns Armen ein ganz neuche Botschaft bracht; wir höreten seine lieben Wort über Gott, Christ und Erlösung; wir lasen seine schönen Büchlein; wir sangen die wunderlich feinen Lieder, die er uns fürsang, nach. Lutherisch oder nicht lutherisch, er hat sich unser Elendigkeit erbarmet, da kein Pfaff sich um uns schor; ist das eine Sünd, so ist's, wie Augustinus sagt, eine glückselige. Und mehr als das hat er nicht verbrochen. Diese Leut, die heute über ihn gelästert haben, wissen auch nicht, was sie tun. Sie machen's wie der Bettler, der den mildtätigen König ins Gesicht schlug. Ihr Herren, ich bitte, höret diese Wicht nicht an, höret mich! Mit aufgehobene Händ bitt' ich Euch, verschont meines, — ich darf ihn so nennen, dann er selber nennt sich so, — hochedlen Freundes, nehmet diesem armen Land seinen einzigen und größten Guttäter nicht!'

Landersperger hatte in einem Stück, ohne aufzuhören, fortgesprochen in immer heftigerer Erregung; nun stand er mit totenbleichem, feuchtem Gesicht, hustend und an den Händen zitternd da, und seine flehenden, hohlen Augen wanderten um den Tisch herum, von einem Gesicht zum andern.

Alle starrten finster, nur Jesse lächelte ihn an. Die Zeugen murrten, eine tiefe Stimme rief: ‚Wir danken vor den Guttäter!' ‚Till Eulenspiegel!' sagte der Abt. ‚Und du bist ein Schulmeister?' fragte Windhag mit einem furchtbaren Blick.

‚Ja, Euer Gnaden,' entgegnete Landersperger, ‚sieben Jahr schon. Die lieben Kinder sind meine ganze Freud.'

‚Nun, den Kindern wünsch' ich Glück! Die verführst wohl du grad so wie dein lieber Freund die gestandenen Leut.'

‚Weder er noch ich haben je eine Seel verführt,' hob Landersperger wie zum Schwur die Hand.

Windhag verkannte die Geberde. ‚Was, dräuen?' donnerte er, zuckte nach der Pistole. ‚Schandgesell, ich will dich lehren —!'

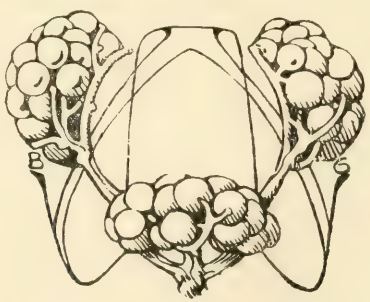
‚Nicht, um Gottes willen!' schrie Jesse und fuhr mit seiner weißen nach der braunen Schreckenshand.

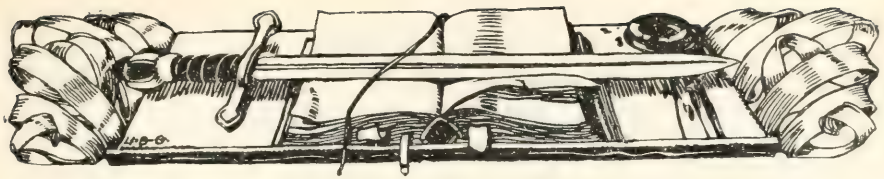
‚Welch zarte Fürsicht! Seid unbesorgt! Dieu ne jette pas sa poudre aux moineaux.'

‚Gut gesagt,' lächelte der Abt. Er sprach mit seinen Doktoren latein von den Strafen der unredlichen Kinderlehrer. Jesse horchte mit angstvoll geweiteten Augen und verhaltenem Atem zu; plötzlich redete er auch lateinisch dazwischen: ‚Ihr dürft ihm nichts tun, denn ich leide es nicht.'

Matthäus gab ihm keine Antwort, befahl dem Lehrer: ‚Abtreten bis zum Glaubensbekenntnis,' aber in nicht ungütigem Ton. Jesse fing zu hoffen an, er würde des treuen Gesellen schonen.

(Fortsetzung folgt.)





Buttlers Lohn.

Dialog nach dem Feste.

Von

Karl Gruber.

Der alte Schauspieler: Wie gesagt, ich bleibe dabei: bei meiner Zeit war's anders. Wir feierten ihn in nationaler Sehnsucht und damit ganz natürlich als nationalen Helden, wie er's ist. Das kam alles von innen, aus liebevoll drängender Brust, und die Schillerlinden, die wir pflanzten, waren ebensoviel Hoffnungszweige, die aus unsern Herzen grünten. Und unsere Hoffnung war das lebendige Ideal über unsern Festen und lieh dem unberedten Munde Schwingen und dem Krämergeiste Feuer. Hinter dem Deutschland seines hundertsten Todestages steht keine Hoffnung mehr, wenigstens ich sehe keine von greifbarer Gestalt und Größe, und diese geschwätzige Zielosigkeit verekelt mir das Fest. Das ist keine Auferstehungsbotschaft, wie man sich auch spreizen und belügen mag, das ist eine erschreckend imposante Totenfeier. Wir haben vielleicht (lächelnd) ästhetisch den Mund damals etwas voll genommen, wir wußten ja noch nichts von einer wissenschaftlichen Schillerkritik — aber eine ästhetische Schillerfeier sans rien ni plus, worauf es in den günstigsten Fällen diesmal hinausläuft, das ist für mein Empfinden national ein klägliches Armutszeugnis und künstlerisch ein eklatanter Unsinn! Das feiernde Deutschland von heute sitzt bei einem steifen Galamahl, wo vor lauter Wichtigtuerei der sozialen Größen das Festkind ganz verschwindet, wo man in aller Kühle abißt und den neutralen Festkommentar zwischen zwei Gängen mitnimmt und froh ist, nachher mit zwei lieben Freunden wieder Mensch zu werden und ohne Eitelkeit zu gewahren, daß man seinen Dichter und seinen Gott am besten im eignen Haus verehrt.

Der junge Schauspieler: Aber Sie tun uns entschieden unrecht, verehrter Meister! Man kann den ‚Wallenstein' vor einem halben Jahrhundert vielleicht freudiger, aber sicherlich nicht sauberer und verständiger gespielt haben als wir zum Beispiel heut und gestern. Sie selber lassen sich gelegentlich, herbei, grundsätzlich anzuerkennen, daß wir Ihre Generation im Episodischen, in der geistreichen Ornamentik des Details überholt haben, und was unsern Darsteller betrifft, so war vielleicht seine Auffassung zu herb,

zu realpolitisch, Bismarckisch, zu schwer bemüht, die rhetorische und ethische Fracht der Rolle auf die Handlung abzutragen, zu geizig mit dem Lyrischen; aber es war auch ein stolzer Verzicht auf die alte Schablone, eine schöpferische Leistung, und hatte den Vorzug, mit einer ähnlichen Verkörperung Buttlers zusammenzustimmen, auf deren Eigensinn aufmerksam zu machen, Sie mir persönlich ersparen werden. . .

Der alte Schauspieler: Sie schonen sich nicht, das ist wahr; und im übrigen (stolz) vergessen Sie, daß ich dreißig Jahre Charakterdarsteller gewesen bin und dabei Gelegenheit gefunden habe, mich unter den — hm! — Episoden und Bösewichtern des deutschen und englischen Dramas etwas umzusehen. Ihr größerer Irrtum ist aber der, daß Sie mir irgendwie neues zu erzählen glauben. Ich kann Sie versichern, daß die realistische Behandlung des Verses keine Erfindung von heute ist, daß eine Bühnentradition, die in Shakespeares einsamen Menschen den Gipfel mimischen Ehrgeizes erkannte, auch damit vertraut sein mußte. Was ist die deutsche Bühnengeschichte im Grunde anderes als ein ewiger Fluß von Stilbildungen, dem zur rechten Zeit das individuelle Genie den nötigen Stoffwechsel zuführt? Diesen latenten Kampf zwischen Ensembleherrschaft und Protagonistenwillkür werden Sie freilich erst an den Kulturstätten des deutschen Schauspiels beurteilen lernen. Sie werden seine Größe und — seine Furchtbarkeit unterscheiden lernen von der Harmlosigkeit talentvollen Eigensinns, wie ihn die Provinz liebt. Sie werden erfahren, wie ein ganzes treffliches Institut an so einem genialen Eindringling stutzig wird, krank wird, mit ihm ringt. Sie werden selber an ihm leiden, werden vielleicht selber Partei ergreifen gegen seine Kraft. Oder Sie werden, wie ich, aus bescheidener zweiter Ecke der Tüchtigkeit und des Fleißes heraus bewundernd und schaudernd miterleben, wie eine Welt erneuern sich selber zu verzehren heischt; so, wie ich unsern Mitterwurzer verlodern sah und, aus fernster Erinnerung, den wilden Dawison. Gewiß, wir haben heute keinen billigen Wallenstein gesehen: einen Kriegsmann, einen Staatsmann; etwas der Geschichte und dem Wallenstein Angenähertes, der nach des Historikers Schiller eigenem Bericht einen Unschuldigen dennoch hängen läßt, damit das Prinzip seines Blutbanns nicht leidet. Und es ist schon ganz in der Ordnung, daß es neben dem Questenberg keinen zweiten Hofrat im Stücke gibt! Aber meine Erinnerung sagt mir, so weit sie reicht, daß diese männliche Betonung von kompetenter Seite stets zur Grundfarbe der Figur gemacht worden ist; in temperierter Form, weil Schillers bürgerliche Tendenzen respektiert werden mußten; und den besten Abglanz der weicheren älteren Tradition finden Sie noch heute in Sonnenthal, der mir in dieser einen Rolle schlechthin vorbildlich erscheint. Das sind also keine Kuriosa! Ein Kuriosum aus meinen Tagen nenne ich jenes wackere Mädchen, das einmal die viel mißhandelte Thekla zu vermännlichen dachte; das zum Entsetzen und gleich darauf zum Entzücken des Bildungspöbels ihr berühmtes Schlußwort mit allen Akzenten des Hohns ins Parkett warf! Mein toter Freund Wehl hat's aufgezeichnet,

und bei ihm können Sie auch lesen, daß (lächelnd) die deutsche Bühne einen klassischen Buttler besessen hat wie in Gabillon ihren klassischen Hagen. Ein Kuriosum der allerdings; das darf Sie trösten! Aber, um darauf zurückzukommen, hätten Sie einmal auch nur Sonnenthal in seiner letzten Szene in Eger gehört, diesem Prüfstein des Wallensteinspielers für frühere Geschlechter, dann verstünden Sie — vielleicht, warum ich wesentliches an unserm Darsteller vermissen mußte. Da ist nun dieser übersinnliche Politiker, dieser geistig einsame Wallenstein, wie man ihn nach all' seinem reflektiven Überschwang richtiger wertet, endlich mit sich selbst allein. Die Frauen sind fort. Die Ehrgeizigen sind fort. Alles ist weggefallen, was nicht seines Wesens ist. Und in Gordon, der mit ihm plaudert, steht ihm alles gegenüber, was er von sich wirft, seine Jugend und sein kaiserliches Patent. Deutlich steht seine Tat vor ihm und er vor ihr. Deutlich wägt er ihre Last, und niemand hilft ihm jetzt tragen. Und in seiner Todesstunde wird der Irrlichternde konsequent: er nimmt seine Tat an sich; ohne weitere Bespiegelung; ohne Reue; weil es sein muß: ‚Zu ernsthaft hat's angefangen, um in nichts zu enden.' Und nur der schmerzliche Ernst, weil er meint, die Götter hätten sich an dem geliebten Haupt den Sold für seinen Siegesweg vorweggenommen . . . Der Zuschauer aber weiß, daß das Opfer umsonst war . . . Ein Wunder der Tragik! Ein Wunder in Schillers gesamtem dramatischem Schaffen! Und ich muß immer wieder staunen über das ungewohnte Maß von Schlichtheit, das zufällig hier auch die Sprache des Dichters erreicht. Hier ist tragisch-poetische und tragisch-menschliche Erhabenheit im letzten Sinn, und wer mir an Schiller mäkeln will, mag mir zuerst sagen, was er ungefähr in der Gegenwartsdichtung gegen diese ahnungsvolle Todesstimmung auszutauschen hat. Es wird wirklich nicht viel sein. Und selten werden die Schauspieler, die sie majestätisch und dennoch warm und herzlich, unsentimental zu bewältigen wissen. Da verlange ich Würde; da will ich Rührung im Publikum, wenn irgendwo. Und so fehlte mir heute abend nicht sowohl ein gewisser Lyrismus, genügte mir nicht eine immerhin lobenswerte Leidenschaft und Forschheit des Dialogs; es fehlte mir eben der große Zug!

Der Literat: Jetzt säßen wir glücklich fest!

Der alte Schauspieler: Lachen Sie nur! Ich weiß ja, die neue Schule kennt das Wort nicht mehr, nicht im Vortrag und nicht im Drama.

Der Literat: Es ist auch sprachlich ausgestorben. (Trocken.) Das entschuldigt unsere Kunstübung. Der Wallenstein war gut! Der Buttler war besser. —

Der alte Schauspieler: Bedanken Sie sich, Herr Kollege!

Der Literat: Keine Ursach! Nicht sein Verdienst. Der Wallenstein ist brüchig. Daran ist nichts zu bemänteln. Heute ward er einmal durch flotte Tempis glücklich zusammengeleimt. Davor habe ich Respekt. Unus homo accelerando restituit rem. Der wahre Wallenstein ist . . .

Der alte Schauspieler: Vortrefflichster!

Der Literat (fortfahrend): ist Buttler. Ein Mann, eine Tat! Ein Kondottiere, der allerdings! Ein Mensch vom großen Kriege. Ganz wenig Abstraktionen . . .

Der alte Schauspieler: Hm! Hat nicht übel Fichte gelesen —

Der Literat: Ein Wallenstein liest Kant. Das ist dann besser. — Ich wundere mich immer, wie dem Schiller die Figur geschwant hat, wo schon die Geschichte stummer ist als der Fisch im Wasser. Einfach Shakespearisch, — na, bis auf das unvermeidliche Fatum. Merkwürdig, hat einen Chic gehabt für die Sorte: Denken Sie an den Philipp, an den alten Talbot vor Reims!

Der alte Schauspieler: Alles Böse ist konsequent. Alle Konsequenz ist dramatisch.

Der Literat: Schließlich ging doch ein Charakteristiker an ihm verloren, und auch das danken wir Kant. Begreife nicht: Will man ihn partout für die Gegenwart retten, warum spielt man nicht diese kleineren Götter für ihn aus?

Der alte Schauspieler: Ach was! Dann kommen wir richtig zur ästhetischen Schillerfexerei, von der ich sprach, und die ich als unwürdig empfinde. Ein herablassendes Schillerplaidoyer oder ein partieller Schillergenuß, das geht unter eine Kappe. Das Genie ist total. Entweder man erfaßt es als Totalität, dann ordnet sich das widerstrebende Detail von selbst dem Auge, oder man reicht dafür nicht aus, nun, das weitere wissen Sie.

Der Literat: Ich weiß es. Sie aber wollen von den hundert Zwischenjahren nichts wissen. Wir fühlen sie, wenn Ihnen das angenehmer klingt: wir — leiden sie. Daß Kants stramme Moral der Deszendenzlehre begegnet, daß Schillers poetische Weltanschauung von einer exakteren Kunst gesiebt worden ist, daß wir Stoffwelten und Weltsystemen erlegen sind, welche das Leben oder die Wissenschaft unserer Gegenwart uns schlechtweg an den Kopf geworfen haben, machen Sie die Zeit dafür verantwortlich, nicht den einzelnen Zeitgenossen! Ich wenigstens habe mich redlich gewöhnt, künstlerische Erscheinungen aus dem Zusammenhang ihrer ganzen Gegenwart zu werten, nicht mit dem Ewigkeitsstab und noch weniger mit dem Maße irgend einer Vergangenheit. Hält ein Künstler dem Gesamtempfinden seiner Zeit nicht Stand . . .

Der alte Schauspieler: Dessen Qualität erst zu untersuchen wäre, meine ich!

Der Literat (fortfahrend): so habe ich ein ungünstiges Vorurteil gegen ihn. Etwas ist an ihm veraltet. Man muß das nur auch gegen die Spitzen, gegen die Klassiker auszusprechen wagen. Ich bin nicht halb so kleinlich, wie Sie meinen. Ich will von dem, was ästhetisch, was in puncto Handwerkslehre an Schiller veraltet ist, gar nicht reden. Ich habe Ihnen beiden ja mit ungewöhnlichem Eifer soeben zugestanden, daß er da sogar merkwürdige Perspektiven zeigt, um die ihn jeder von der Zunft beneiden dürfte, die er aber offenbar seinen Prinzipien, seinen ästhetischen Prämissen

geopfert hat. Aber da springen Sie einem in die Augen und schreien: Totalität! Totalität, na ja! Gerade da haben wir die beste Gelegenheit, uns miteinander im Kreise zu drehen. Sie vermissen pathetisch ein Schillers würdiges, ein national durchglühtes Vaterland. Ihnen ist der laute Rummel ein Greuel, weil Sie mit Ihrer reinen Schillerliebe zu deutlich die falsche Note des nationalen Eintagskonzerts heraushören. Nun, mir auch. Nicht aus Liebe zu Schiller. Das wissen Sie. Wir sind nicht in Schillerliebe erzogen worden; ganz das Gegenteil. Aber aus Ehrlichkeit! Wir sind darüber einig: Schiller wirkt auf das heutige Deutschland nicht mehr als Totalität. Es tut nur so. Entweder begreift nun Deutschland Schillers Totalität nicht mehr, oder Schillers Totalität umfaßt das heutige Deutschland nicht mehr. Das weitere ist eine Glaubensfrage. Meine Stellung kennen Sie. Es ist der Standpunkt der Jugend, der Mehrheit, des modernen Menschen, wenn Sie wollen. Ich lege aber keinen Wert darauf. Wir haben unsere eigenen Götter. Das Resultat ist, wie gesagt, das gleiche.

Der alte Schauspieler: Rabulistik! Welcher Totalität bedarf's denn, Vortrefflichster, um das Herz Ihres großen, jungen Deutschlands zu füllen?

Der Literat: Verzeihung! Goethe genügt ihm. Seine Totalität scheint immer nur zu wachsen, so gewaltig man sich auch strecken und dehnen mag.

Der junge Schauspieler (deklamiert):

‚Schämt euch, ihr Herren!
Bedenkt, worauf es ankommt.‘

Wenn Sie anfangen, Schiller und Goethe auszukegeln, schiebe ich nicht mehr. Den Zank könnte man doch dem Philisterium überlassen. (Ablenkend.) Meister! Sie haben doch die Unterlagen des ‚Buttler‘ studiert?

Der alte Schauspieler: Man hielt das so bei meiner Zeit. Man ging selber auf die Quellen zurück. Auch bei Episoden.

Der junge Schauspieler: Sie betonen dies Wort immer so.

Der Literat: Ich meine deutlich genug gesagt zu haben, daß ich den Buttler, wenigstens organisch, für eine Hauptfigur halte.

Der alte Schauspieler: Die Hauptfigur, sagten Sie. Schauspielerisch ist es eine Nebenfigur, eine Episode.

Der Literat: Indem es schon ein schlechter Schauspieler sein muß, um bei soviel Helle nicht zu sehn. Ja.

Der junge Schauspieler (einlenkend): Nun, darüber ließe sich streiten. Ich habe beim Studium der Rolle dennoch manchen Hinterhalt gefunden . . .

Der Literat: Sie meinen die Berufung auf das ‚böse Schicksal‘? Ich merkte allerdings, wie Sie die Stelle abdämpften. Meines Erinnerns macht auch Otto Ludwig darauf aufmerksam. Was wollen Sie? Eine Manier des Stückes: Von Wallenstein bis zur Thekla herab feilschen sie alle mit dem Schicksal herum.

Der alte Schauspieler: Schnoddriger sagt's der andre auch nicht. Es ist nur Schillers Weltanschauung! Und die ist allerdings einheitlich durch das ganze Stück.

Der junge Schauspieler: Ich kann da nicht mit, Meister! Die Figur ist so prachtvoll auf das Ich gestellt, daß es nur störend wirkt, wenn nachher auch Buttler seine Hand mit der Unfreiheit des Willens waschen will. Ich würde als Regisseur diesen Schicksalspassus herunterstreichen; um so mehr, als hart darauf die entscheidende Offenbarung des Charakters einsetzt. Die stolzesten Worte, die je auf einer europäischen Bühne gesprochen worden sind ...

Der alte Schauspieler: Gloster in Heinrich VI. vielleicht noch —

Der junge Schauspieler (deklamiert):

‚Er ist ein großer Herr, der Fürst —
Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt ihr sagen.
Was liegt der Welt dran, meint ihr, ob der niedrig
Geborene sich ehret oder schändet,
Wenn nur der Fürstliche gerettet wird.
— Ein jeder gibt den Wert sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir.
So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.
Den Menschen macht sein Wille groß und klein,
Und weil ich meinem treu bin, muß er sterben.'

Der Literat (deklamiert):

‚Ich kam, ein schlechter Reitersbursch, aus Irland . . .'

Der alte Schauspieler: Sie verderben mir die Stimmung. Diesen Widerspruch sieht man nicht. Es ist eine Taktlosigkeit gegen die Dichtung, ihn zu gewahren. Es ist eine Banalität, davon zu sprechen. Dabei merken Sie offenbar gar nicht, wie real diese Verse, Wort für Wort, gehalten sind. Würden Sie den Monolog im Eger attakieren, würden Sie einen Monolog Buttlers an und für sich für unpassend erklären, würden Sie da über gewählten Ausdruck spotten und darüber, daß Ihr Kondottiere und der Fortuna Kind zu guter Letzt den heiligen Herd der Laren und den guten Kaiser vor seine Rache schiebt, das müßte ich sogar billigen. Das war für mich der wunde Punkt der Rolle. Nur das. Und wenn ich mir trotzdem den Monolog nie versagt habe, so ist das eine kleine Eitelkeit, die nur ein Schauspieler zu würdigen weiß.

Der Literat: Er fällt zusammen mit der andern Schicksalstirade. Ist also schon gerügt. Was meinen Sie aber zu dem Dolchstoß in die Kehle, der dem Hartschier versprochen wird? So denkt kein Kavalier, kein Offizier. Da guckt denn der Reitersknecht verzweifelt durch.

Der junge Schauspieler: Sehr unglücklich allerdings ... Aber der Mann soll schweigend sterben ...

Der alte Schauspieler: Klopffechterei! Wir sind im dreißigjährigen Krieg, meine Herren!

Der Literat: Und was meinen Sie zu seinem Geiz? Er hat sich was erspart. Er gibt nichts aus. Er trinkt nicht. Er spielt nicht.

Der alte Schauspieler: Die Ungeselligkeit teilt er mit Wallenstein, die Mäßigkeit mit den welschen Piccolominis. Er ist ja auch kein Deutscher. Er kommt über Meer, aus Britannien.

Der Literat: Es war mir nicht bekannt bis jetzt, daß man enthaltsam sei in Irland . . .

Der junge Schauspieler: Diesmal weiß ich, von wo Sie Ihre Weisheit haben. Sie vermissen die kavalieren Laster! Die vermißt zufällig auch Karl Werder, und es ist, bei Gott, kein kleiner Geist, der dieses Lindenblatt für seinen Wallenstein ersah. Aber auch da ist Buttler unverwundbar. Sie vergessen, daß er sein ganzes Vermögen in Wallensteins Unternehmung werfen will! Ist das vielleicht Krämergesinnung? — Aber ich fürchte, wenn ich Sie weiterstreiten lasse, bringen Sie wieder gewohnterweise Ihr eigenes Ideal um, und ich wäre nun doch neugierig, zu wissen, ob Ihnen mein Buttler irgendwie zugesagt hat.

Der Literat: Verbessern Sie sich: ob er uns etwas Neues gesagt hat! Vielleicht! Reden Sie! Die Kommentare mißhandeln die Rolle so ziemlich —

Der alte Schauspieler: Der alte Tieck reicht als Direktive immer noch aus. (Warm.) Lieber Herr Kollege! Ich habe den Buttler gern gespielt. Ich habe die Rolle wiederholt überprüft. Die Unterlagen gründlich durchforscht. Alte und neue Erläuterer gelesen. Ich habe das lebendige Beispiel eines Dessoir genossen. Ich weiß: die Geschichte gibt gar nichts. Die Kommentare wenig. Die Rolle alles — dem Würdigen! Schon der intelligente Fleiß, der auf Ihrem Spiele lag, mußte uns verpflichten. Aber die Hauptsache: Auffassung! Mir zu selbständig. Zu sehr Konkurrenzfigur zu Wallenstein. Die Episode darf nie das Ensemble sprengen. Quod licet Jovi . . . Aber Sie haben, ohne Tradition, eine der großartigsten Episodenrollen großzügig ergriffen. Sie sehen in Buttler vor allem den stolzen Charakter; sie lassen ihn vor allen anderen mit Soldatenliebe an Wallenstein hangen und bemühen sich mit Recht, das Motiv der Rache in dem Motiv dieser getäuschten Liebe oder wenigstens des gekränkten Ehrgefühls untergehen zu lassen . . .

Der junge Schauspieler: Grosso modo —

Der Literat: Er spielt den kleinen Wallenstein —

Der junge Schauspieler: Warum nicht? Es heißt: ‚Ein Schicksal, welches meinem gleicht' . . .

Der alte Schauspieler (fortfahrend): Und nur eins ist mir fremd geblieben: warum denn diese gellende Lache, wenn Sie abgehen, um sich in Wien den Lohn zu holen? Zweifeln Sie etwa, daß es Buttler ernst damit

sei? Das ist mir nie beigefallen. Schiller deutet nichts davon für die Regie an. Und der Text betont scharf den ‚geschwinden, pünktlichen Gehorsam' und den Beifall des ‚gerechten Richters'. Es ist für mein Ermessen nur die letzte Konsequenz in der Kette konsequenter Handlungen Buttlers.

Der Literat: Ich widerspreche zum letztenmal: Auch Otto Ludwig wird daraus ‚nicht klug'; auch er wundert sich über diese ‚Konsequenz' — ‚und zuletzt will er sich doch den Lohn holen'. Und Ludwig hat keine hohe Meinung von der Figur! Hätte das ruhig dem Krämer, dem Knecht, dem Judas, oder der Schillerschen Optik aufhalsen können. Geniert sich sonst auch nicht. Also hat ihm die Sache zu denken gegeben.

Der junge Schauspieler: Tatsächlich halte ich den Passus für den Richtungspunkt der Rolle. Ich glaube, sollte auch eine Spielgewöhnung von hundert und mehr Jahren gegen mich sprechen, was ich bei meiner jungen Erfahrung noch nicht endgültig beurteilen darf, und sollte auch Schiller nicht im entferntesten an eine solche Auslegung gedacht haben, vielleicht einfach deshalb, weil dem Schöpfer die überragende Bedeutung und Vollendung seines Buttler gar nicht ins Bewußtsein getreten ist, — ich bin jetzt überzeugt, daß der Darsteller hier seinen Höhepunkt erreichen muß, daß der Zuschauer hier das entscheidende Relief des Charakters empfangen soll. Es wird dabei nicht zu vermeiden sein, daß diese zweite Rolle geistig die Wahlstatt der Handlung behauptet und in der Empfindung des Elitezuschauers den Horizont abschließt, während auf Wallensteins Leiche schon die Schatten des Vergessens brauen. Aber es widerspricht nicht dem Gefühle unserer Gegenwart, wenn sich ein Drama nicht mehr schlechthin in einem Helden wie im Brennspiegel konzentriert; der Naturalismus hat den Protagonisten etwas aus der Mode gebracht.

Der alte Schauspieler: Und der Andacht zum Kleinen Platz gemacht. Aber philosophieren Sie nicht so! Entwickeln Sie technisch! Wir sitzen auf der Schülerbank.

Der junge Schauspieler: Ich habe mich mit meiner Meinung nicht aufgedrängt. — Ich habe also, von Buttlers Schlußworten ausgehend, mir den Charakter zurechtgelegt. Und als Schlüssel festgehalten die Stelle, wo Buttler vor Gordon von den unbegrenzten Rechten des Individualmenschen spricht . . .

Der alte Schauspieler: Der Freiheit des Willens —

Der Literat: Dem Willen zur Macht!

Der junge Schauspieler (fortfahrend): Da habe ich mir denn gesagt: Entweder nimmt er den Lohn. Dann hat er aus gemeiner, trivialer Rache gehandelt und läßt sich seine Rache ebenso trivial bezahlen. So meldet ungefähr die Geschichte. Ich möchte, daß sie anders meldete.

Der Literat: Abwarten. Kommt vielleicht noch.

Der junge Schauspieler: Nun ist von einer organischen Figur keine Rede mehr. Nun gleicht die Rolle einem phantastischen Bau, dessen

Fundament die gemeine Menschlichkeit stellt, und dessen Stockwerke die erhabene Philosophie bezogen hat. Der Buttler wird zu einem wirklichen Ungeheuer, aber dramaturgisch! Aber er soll ja auch menschlich kein Ungeheuer sein. Das kann selbst Schiller nicht gewollt haben. Passen Sie einmal auf, wie er im Stücke gelobt wird! Jedes Wort, das über ihn gesprochen wird, im ‚Lager', in den ‚Piccolomini', ist ein Zeichen von Hochachtung. Seine Dragoner lieben ihn. Seine Unterführer, die beiden Mordskerle, wollen ihm folgen, ‚und ginge es zur Hölle'. Äußerungen, die sonst nur gegen Wallenstein üblich sind. Mächtiger dann seine Position unter den Generalen, obwohl der Kollege Oberstleutnant von der Picke gedienter Ausländer ist. Gleich zu Anfang hören wir, Gallas habe ihn von Pilsen fernzuhalten gesucht. Noch im ‚Lager': die Buttlerischen sollen mit dem Infanten reiten; also auch eins von den Regimentern, deren Geschlossenheit dem Hofe Sorge macht. Dann kommt Questenberg, und der Fuchs Oktavio bemüht sich, den ‚bösen Geist', wie er Buttler nennt, mit Artigkeiten gewählter Form vor dem Hofrat auszuzeichnen. Mit wenig Erfolg. Buttler führt mit stillschweigendem Mandat das Wort des Generalstabs und führt es eigentlich noch in der Verhandlung zwischen Questenberg und Wallenstein, wenn auch weniger hervortretend; wuchtig fällt sein ‚Tod nach Kriegsrecht', das den Duys preisgibt, und noch einmal vertritt er eine unausgesprochene Solidarität, wenn er Questenberg mahnt, in den ersten Stunden sich nicht öffentlich zu zeigen. Dies übrigens eine schöne menschliche Regung, in der man den kavalieren Instinkt — nicht übersehen kann.

Der Literat (räuspert sich).

Der junge Schauspieler: In der Bankettszene melden sich neue Momente, auf die ich zurückgreifen werde. Im übrigen hebt sich seine Autorität im Heere nur noch kräftiger heraus. Die Figur hat eigentlich so wenig Kolorit. Grau. Und von schwerer und harter Geberde. Und doch lastet sie sichtbar auf den frohen Farben der Umgebung. Er wird da fast mit Ehrfurcht behandelt. Er selbst spricht jetzt aus einem Hinterhalt der Seele von dem geachteten Beispiel seiner Person, und wie seine Haltung auf die übrigen Regimenter wirken wird. Ja, er erscheint als die dominierende Persönlichkeit, wenn er mit der gefälschten Proklamation der Sache halber entschlossen an die Kameraden appelliert. Und finden Sie etwa darin den Plebejer, daß er den Generalen mit ruhigem Stolze, mit entschuldigender Berufung auf ein grillenhaftes Glück sein märchenhaftes Avancement erzählt, was meinen Sie? Der Bauer pflegt nicht zu plaudern, der aufs Roß geklettert ist . . . Schließlich wendet man sich an sein Ansehen, um den trunkenen Illo . . .

Der Literat: Abzuführen . . .

Der junge Schauspieler (fortfahrend): Kurz, nach Wallenstein gewahre ich keinen mehr unter den Nebenpersonen, der, redend oder schweigend, ein solches Gewicht für die Handlung bedeutet, der ähnlich im Munde der Nebenpersonen lebt.

Der alte Schauspieler: Aber Sie vergessen Max! Die Gräfin! Sie verwirren da doch einiges!

Der Literat: Er sagte sehr treffend ‚Gewicht'. Etwas, was wiegt und Platz einnimmt. Max ist keine gewichtige Persönlichkeit. Sie wissen doch, was Ludwig von seinen Sentiments hält?

Der alte Schauspieler: Und Octavio!

Der Literat: Intrigant; subaltern und feig . . .

Der junge Schauspieler: Wohl! Wohl! Wenn etwas gegen Octavio und für Buttlers Charakter authentisch spricht, so ist es wiederum eine Bemerkung in diesem Zusammenhang, und zwar die listige Beflissenheit, mit der er am Bankett Buttlers offenbar bekannte Tugenden unterstreicht, seinen Mut, seine Enthaltsamkeit und — seine Offenheit. Schon gegen Questenberg erwähnt er seinen empfindlichen Stolz. Und die Absicht ist überall deutlich, daß er aus diesen unangenehmen Vorzügen heraus, die ihn furchtbar machen, Buttler unterzukriegen strebt; das sind fremde seelische Werte, mit denen er mathematisch rechnet, weil er nicht daran partizipiert. Buttlers Ehre liefert ihm tatsächlich den Wackern aus.

Der alte Schauspieler: Am Ende bieten Sie noch Wallensteins Zeugnis für ihn auf? Aber der bereut ja ausdrücklich, ihn nicht verstanden zu haben?

Der Literat: Haha! Ein böser Fleck, den man da waschen soll!

Der junge Schauspieler: Nicht halb so schlimm. Soviel ist sicher: Auch Wallenstein empfindet das Besondere in Buttlers Erscheinung! Seine Nähe ist ihm unangenehm. Sein Schatten stört ihn. Es ist sein aristokratischer Egoismus, der sich nicht anstrengen will, den besonderen Eigenschaften des plebejischen Unterfeldherrn nachzuspüren. Es ist keine Überspannung dieses aristokratischen Gottgefühls, wenn er keine Scham dafür hat, daß er sein Vertrauen bei dem Antrag auf Erhebung in den Grafenstand schnöde und kleinlich zugleich getäuscht hat. Auch nachher fehlt ihm dafür die rechte Erinnerung. Préjugé, Verblendung, Selbstsucht, was immer — vergessen Sie nur nicht, daß er den Grafen Buttler zwar mit Füßen zurücktritt, aber den Obersten Buttler eigenmächtig zum Generalmajor macht! Doch das alles interessiert mich erst in zweiter Linie. Mir kommt es darauf an, daß Wallenstein, nachdem er einmal — Sie wissen, zu spät — den Wert des Mannes moralisch erkannt hat, tatsächlich geistig unter seine Herrschaft gerät; und nunmehr zu seinem Verderben. — Die Intelligenz Buttlers, im großen Sinne eines mächtigen Verstandes und einer suggestiven tätigen Kraft, wird mir also von allen Faktoren des Stücks bezeugt. Sie ist die Potenz des Charakters, zweifellos; aber Sie werden mir erlauben, auch einige intimere Züge beizufügen?

Der Literat: Verschonen Sie uns nur mit dem Gemüt! Das paßt da einfach nicht.

Der junge Schauspieler: Davon wissen Sie nichts! Hebbel läßt seinen ‚Hagen' um Giselhers Jugend klagen. Und ähnliches finden Sie

hier. Ich halte es nicht nur nicht für inkonsequent, sondern für eine treffliche Eingebung Schillers, daß Buttler aufrichtigen Anteil an Max nimmt, daß dies geschieht mitten aus seinen Mordgedanken heraus, daß der Lichtlose und Einsame den Tod der Lichtgestalt neidlos betrauert. Ich rechne es ihm um so höher an, als der übrige Generalstab den Sohn nicht vom Vater zu scheiden versteht, in beiden nur den falschen Welschen sieht und beiden Wallensteins Gunst plump vergönnt. Daß Buttler einen Max zu würdigen vermag, — Sie gestehen mir zu, daraus könnte ich einiges für sein Gefühlsleben folgern. Ich will das beiläufige Motiv jedoch nicht ausschlachten. Nur den Anspruch will ich daraus ableiten, vermuten zu dürfen, daß, wer sich für Max erwärmen kann, wer ihm Wallensteins Neigung nicht nachträgt, daß der offenbar auch feiner organisiert ist und disponiert erscheint, Wallenstein selbst vor den andern zu begreifen.

Der Literat: Die Gräfin begreift ihn schon gut genug. —

Der alte Schauspieler: Jetzt bin ich gespannt! Dies Verhältnis starrt von psychologischen Klippen. Ich habe viel darüber gegrübelt und immer wieder gefunden, daß hier der Mittelpunkt der darstellerischen Auffassung begründet werden muß. Buttler und Wallenstein, was für Gegensätze!

Der junge Schauspieler: Vielleicht auch nicht. — Aber das Bild Buttlers wäre sehr unvollständig, wenn ich nicht noch auf eine moralische Potenz an ihm hinwiese, die wiederum an Hagen erinnert, und die so recht ein deutscher Zug ist. Buttler ist treu! Die Treue ist die Ehre solcher Naturen, welche das Schicksal bei angenäherten Fähigkeiten und Eigenschaften einem schließlich Größeren sozial oder dienstlich unterordnet. Der Fall Hagen, wenn Sie den Begriff in diesem geistigern Sinne nehmen wollen. Der Fall Buttler; ebenso — im ganzen. Denn wir möchten doch nicht Schiller also versimplifizieren, daß wir schülermäßig rechneten: Buttler ist dem Hause Habsburg vierzig Jahre treu gewesen; im sechzigsten glaubt er diese Treue mit Undank belohnt zu wissen und fällt deshalb zu Wallenstein ab; als er aber hört, daß es dieser gewesen ist, der ihm den Grafentitel abgespannt hat, bereut er bitterlich und erbietet sich dem Vertreter des Kaisers usw. Das ist nur das Gerippe, an das der Darsteller blühendes Fleisch ansetzen muß! Wenn Buttler gegen Terzky und Illo ausdrücklich seinen vierzigjährigen Dienst für Habsburg betont, so ist das freilich ernst und sogar schmerzlich gemeint. Aber von den intimeren Vorgängen seines Innern schließt er sie meines Erachtens dabei deutlich aus! Er will ihnen nur zeigen, daß er aus persönlichem Entschluß zu ihnen kommt; daß er seine Treue nicht wechselt, wie man den Rock auszieht; daß sie auf seine Ehre geht, und daß gerade die ihm jetzt befiehlt oder erlaubt, den Schritt zu tun, mit dem er dienstlich treubrüchig wird. ‚Euer Spiel krümmt mein gerades Urteil nicht' — unverhohlen verächtlich kommt das heraus! Und wie sehr er als Freier und vornehm sich trennend von dem Gewimmel aller Beutegierigen und Mitläufer zum Rebellen

tritt und das Schicksal des Größeren individuell, mit allen Konsequenzen teilen will, das ist scharf genug gesagt (deklamiert):

‚Glück zum Geschäfte — und was mich betrifft,
So könnt Ihr auf mich rechnen . . .
Mit oder ohne Klausel! Gilt mir gleich!
Versteht Ihr mich? Der Fürst kann meine Treu
Auf jede Probe setzen, sagt ihm das . . .‘

(Fortfahrend:) Also, Buttler vermacht Wallenstein seine Treue definitiv! Er besitzt sie nämlich schon längst. Sehen Sie: Sie dürfen Buttler nicht nach dem Handel mit Deveroux beurteilen. Ich meine: Die überlegene, verächtliche Ironie, mit der er die beiden Strauchritter behandelt, ist nicht mißzuverstehen und erfährt keinen wesentlichen Abbruch durch einen gewissen burschikosen Humor. Auch darauf müssen Sie ihn nicht festnageln wollen, daß er zu Gordon äußert, er ‚liebe Wallenstein nicht und habe dazu keine Ursache‘. Das geschieht schon in der tiefverdüsterten Stimmung von Eger. Und würde Ihnen eine Äußerung gefallen können, er liebe Wallenstein? Eine Liebeserklärung Buttlers?

Der Literat: Schließen Sie endlich auf, in Gottes Namen!

Der junge Schauspieler (fortfahrend): Wohl aber liebt er ‚ein Schicksal, welches seinem gleicht‘. (Warm.) Da hat sich nun der Niedriggeborene mit anerkannt ungewöhnlicher Intelligenz und Charaktersolidität heraufgearbeitet bis zum Regimentschef, bis zum Stabsoffizier. Und er behauptet diese Stellung mit einer Tugend und einem Stolz, daß keiner ihn an die ‚Schmach seiner Herkunft‘ zu erinnern wagt, wo er nicht mit prächtiger Bescheidenheit und Ursprünglichkeit selbst einmal den zurückgelegten Weg mißt. Und der Dienst führt ihn in die Nähe eines Mannes, dessen meteorischer Aufstieg in übergeordneter Bahn parallel dem seinen verläuft, dessen Ehrgeiz ungleich revolutionärer, aber dennoch ähnlich nach einer sozialen Würde strebt, die im ruhigen Gleis der staatlichen Ordnung beiden versagt wäre. In solchen Gedanken und heimlichen Vergleichen schafft er sich ein persönliches Verhältnis zu ihm, dringt in seine Absichten, ergibt sich ihm. Und er dient ihm mit der Überzeugung des inneren Verständnisses und weiß es, daß er ihm besser dient als seine offiziellen Freunde. Und in dieser einsamen Neigung bildet sich die feste Vorstellung, daß Wallenstein ihren Wert stillschweigend erkannt hat und stillschweigend erwidert. Von ‚Freundeswärme‘ spricht er zu Octavio, mit der sich Wallenstein für ihn verwandt habe, — ein Abgrund! Glänzend — im ganzen Stücke wiederholt sich nichts ähnliches – schildert er Wallensteins Persönlichkeit vor Questenberg, was jenem logisch die Augen öffnen müßte! Und nachher, wie gesagt, läßt er ohne Zaudern Habsburg fahren, weniger weil es ihn, als gerade, weil es Wallenstein verleugnet hat, weil sich wiederum ihr Schicksal magisch verbindet . . . (Schweigt.)

Der alte Schauspieler: Hm! Eine etwas kühne Hypothese!

Der Literat: Eine Hypothese zu soviel anderen.

Der junge Schauspieler: Da zeigt ihm Octavio in wohlerwogen brüskester Weise, daß Wallenstein ihn nie gekannt hat, daß er seinen Wert an einen Fremden weggeworfen hat . . . Nun ist Wallenstein der Entwertete, und die weitere Abrechnung Buttlers mit dem gestürzten Ideal steht unter einer so furchtbaren persönlichen Notwendigkeit, daß ihr weiteres Detail wirklich keine Schwierigkeiten mehr bereiten kann, selbst wenn es hie und da auffallen darf, daß Buttler Anleihen an die bürgerliche Ethik macht. Nachdruck dürfen solche Stellen natürlich mimisch nicht erhalten. Sie müssen abgedämpft werden. Die Frage nach Buttlers Lohn aber dürfte sich zu meinen Gunsten entschieden haben, wenn ich auch gern zugeben will, daß man die Ironie nicht so breit zu unterstreichen braucht, wie ich es heute abend getan habe. Buttler sucht keinen Lohn, kauft sich keine Rache. Er hält Gericht. Und er hält Gericht in seinem höchsteigenen Namen und Sache. Nehmen Sie dies Dragonervisier ab, wo Sie wollen: es steckt ein ehrliches Gesicht dahinter.

Der alte Schauspieler: Sie scheinen mir manches zu verschieben, was in meiner Tradition anders lag. Aber die Grundlinien Ihrer Auffassung haben meinen Beifall. Und wenn das Alter Ihrer Anschauung auch die stimmliche Überzeugungskraft verschafft, so wird Ihr ‚Buttler' eine heroische Note tragen, die durchschlagen muß. Denn wir sollen freilich nicht episodisch mit der Popularität der Hauptfiguren zu konkurrieren suchen. Aber es ist unser künstlerisches Recht, innerhalb der Wahrheit der Handlung jedes Zeichen des Dichters auszunützen, mit dem wir einen vollen Menschen auszustatten vermögen. Und eine so großzügige Ausstattung Buttlers widerspricht dem Geiste Schillers nimmermehr.

Der Literat: Ihre Auffassung hat meinen Beifall. Sie weicht ab von allen andern. Deshalb hat sie meinen Beifall. — Ich denke einen langen Schlaf zu tun.

(Es schlägt drei.)

Fritz Twisselmann.

Von

Timm Kröger.

VI. Er ist ein Unverstandener.

‚Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?‘

Fritz Twisselmann besuchte im Sommer die Mittwochsschule und war jetzt daheim im Hinterzimmer dabei, Bibelsprüche zu lernen.

Unter den Fenstern im Weg galoppierte ein halberwachsener Knabe — Bruder Jürn. Der war heute Centaur, halb Pferd, halb Mensch, und saß wiehernd auf einem Erbsenbusch. Seitdem ihm und Fritz ‚zugesagt‘ worden war, daß sie beim nächsten Heueinbringen ‚zwischenfahren‘ sollten, war er mehr Pferd als Mensch; seitdem wieherte er den ganzen Tag, schlug auf seinem Steckenpferd nach vorn und nach hinten aus, schlug sogar, wenn Fritz nicht mittun wollte, seinen Bruder und nannte ihn Faulpelz. Die Gelegenheit dazu war aber nicht selten, denn Fritz hatte wenig Lust zu wiehern; in Wirklichkeit freute er sich (wenn er es auch aus Klugheit verheimlichte) auf das Fahren gar nicht. Nein! — er haßte es sogar, wie er überhaupt alles haßte, was ihn im Brüten und Träumen und in seiner Lieblingsbeschäftigung, hinter der alten Scheune allein mit Steinen zu schmeißen, störte.

— — Was hülfe es dem Menschen — —? Lange lernte er nicht mehr die Bibelsprüche, die Persetter als unvergängliche Perlen unter seine Kinderschar warf; er konnte es nicht mehr über sich gewinnen, denn im Vorderzimmer saß Mars Ohm schon eine ganze Stunde und erzählte. — Mars war zwar nur ein Ohm vierter Ordnung, war auch zum erstenmal im Hause; nach der Lustigkeit aber, die vom Vorderzimmer ununterbrochen durch Wand und Tür ins Hinterzimmer quoll, mußte er ein lustiger Ohm sein. Und ehe Fritz sich's versah, hing er selbst — ganz Auge, ganz Ohr — in der Ecke der Vorderstube auf einem Stuhl.

Mars Ohm kam weit her, aus dem ‚Adeligen‘ —, so nannte man die Gutsdistrikte im Osten. Er hatte seinen Besitz verkauft und war jetzt in hiesiger Gegend ansässig geworden. — Wo? Fritz erfuhr es nicht, als Liebhaber des Unbestimmten, der Dämmerung, des Helldunkel war es ihm recht. In einem Zusammenhang, der unserm Fritz auch entging, wurde der

Otto Modersohn pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Herbstmorgen am Moorkanal.

Hoch Land

Name einer im Dorf unter dem Namen ‚Swartgreet' (schwarze Grete) bekannten Frauensperson erwähnt. — Nun wurde es erst gar köstlich.

‚Swartgreet' war eine von sagenhaftem Nimbus umsponnene Frau. Fritzens Mutter hatte zwar immer viel auf sie gehalten, wenn Greet auch schwarzbraun und zigeunerhaft aussah. Im Dorf aber brachte die Fremdartigkeit ihrer Erscheinung und der Umstand, daß sie ‚Blut und Brand besprach', Greet in den Ruf, Hexe zu sein. Sie könne, sagte man, Menschen ‚festmachen' und verwandeln. Friech Schümann, Fritzens Banknachbar in der Schule, behauptete, daß Swartgreet ihn zu einem Kohlkopf habe machen wollen, wie sie davon hunderte im Garten habe, und die sie esse —, freilich erst, nachdem sie sie wegen des strengen Geschmacks in Heu abgekocht habe. Der Versuch, Friech zu verwandeln, wäre ihr gelungen, wenn ihm nicht der Spruch Matthäi vier eingefallen wäre: Satan, hebe dich weg von mir!

Nun war Friech Schümann zwar dafür bekannt, daß er log; Fritzens Phantasie hätte aber nichts dagegen gehabt, wenn er in diesem Fall die Wahrheit gesprochen hätte, und wäre es auch nur ein ganz klein wenig Wahrheit gewesen.

‚Jung, wat hörst du niep (genau) to!' — sagte Mars Ohm plötzlich zu Fritz, lachte und fragte, ohne abzusetzen, die Mutter: ‚Trien, dat is jo woll din Jüngst?'

Der Jüngste war Fritz denn wirklich. Durch Mars Ohms Höflichkeit wurde er Mittelpunkt des Gesprächs. Mars Ohm fragte, ob er schon ‚gefahren' habe. Fritz verneinte, aber Hans, der nach des Vaters Tod für Mutter den Hof verwaltete, sagte, wenn es gut trockne, dann gehe es morgen los, dann sollten Fritz und Jürn zum erstenmal einfahren.

* * *

Am folgenden Morgen war prächtiges Wetter.

Fritz war früh dabei, im Garten ein Erdbeerbeet abzugrasen.

Da rief eine Stimme durch den Knick von der Landstraße her:

‚Wullt met?' (Willst mit?)

‚Wohen?'

Fritz verstand nicht, was erwidert wurde.

Das Gespräch wurde geschrien, Kinder schreien ja immer, und die auf der Landstraße war Fritzens kleine Nachbarin Lisbeth.

‚Wullt met?' wiederholte diese.

‚Wat segst du? Wo geit hen?'

‚Ik ga mit Abel Thömsch un Wieb Scheffen und Margreet Reesen Bickbeernplöcken (Heidelbeerpflücken). — Wullt met?' schrie Lisbeth.

‚Na't grot, or na't lütt Geheg?'

‚Na't grot. Wullt met?‘

Das große Gehege! — Das große Gehege weckte in Fritz wundersame Sehnsucht. Es war das Unergründliche, Unerforschliche, das Unendliche an sich, ein keusches, grünes, stilles, Achtung heischendes und ein wenig Grauen erweckendes Geheimnis.

Einmal — (Vater lebte noch, der fuhr selbst) — einmal war Fritz den Weg gekommen, der ganz — ganz lange — am Gehegrand längs führt. Die aufgetürmten Baumriesen, die im Herbstschmuck prangenden breiten Kronen, das endlose, von einem Säulenwald geborgene Schweigen dahinter, — die Gewalt der Einsamkeit, die Hoheit der Natur — er trug's in seinem Knabenherzen noch immer als ein besonderes Erlebnis.

Nicht weit davon, wo der Gehegrand nach dem Dorf Hütten herumbiegt, buchtete sich die sonst in leichten Windungen verlaufende Waldgrenze ein. Man sah eine dicht eingefriedigte Koppel, ein enges, grünes Redder und am Ende des Redders eine kleine, niedrige, moosgrünbewachsene Kathe mit freundlichem, zahnlosem Eulenloch.

Fritz mußte unwillkürlich denken, das sieht wie ein welker Apfel aus, das hat Ähnlichkeit mit Swartgreet, — in dem Augenblick sagte der Vater gerade: ‚Süh, Fritz, dor wohnt Swartgreet.‘

Da hauste also Swartgreet. Fritz hatte sich nochmal umgesehen. Nicht weit hinter dem Häuschen (für einen Kohlgarten mochte noch Platz sein) erhob sich wie überall der ragende Wald.

Drinnen im großen Gehege war er noch nicht gewesen; wie einem da zu Mut sein werde, dafür hatte er nur Anhaltspunkte. Twisselmanns hatten selbst einen Wald, man blieb aber meist am Rande und sah durch die Stämme ins Freie. Besser war's im kleinen Gehege, wohin er im vorigen Jahr unter Leitung der von Lisbeth genannten alten Frauen einmal in die Bickbeeren gegangen war. Von diesem Ausflug her trug Fritz immer das Gefühl mit sich herum, zu größerer Freiheit und Unabhängigkeit geboren zu sein, als Haus und Hof und Garten und der Alltag boten.

Wie satt und grün und schwer hatte die Brut des Sommertags im Wald gelagert, wie sanft war Licht und Sommer und der Sonne Gold durch das träumende Laubdach geglitten!

Von dem lichten Tag hinweggenommen und auch hinweggenommen von dem verblassenden, von allem, was uns sonst für und für vor den Sinnen liegt. — Die alte Welt dahin — eine neue heraufgekommen, eine erträumte, eine verklärte Welt. Mit seinem Bickbeerentopf war Fritz im grünen Wald wie unter einem gewaltigen Kirchendach einhergegangen, — jedes Wort und jeder Laut um ihn mit einem Klang, der zur Freude und zur Andacht mahnte, jeder Klang und jeder Laut und jedes Wort fernhin

rollend und verhallend. Es war eine leuchtende Erinnerung, eine Freude, wohin sein Sinnen sich immer und immer wieder zurückflüchtete, wenn ihn des Lebens Prosa zu sehr bedrängte.

War es ein ganz sattes, ein volles Glück gewesen? Fritz wußte es nicht, aber er zweifelte. Der stille Zweifel wurzelte in dem Gefühl: zum vollen Glück der Einsamkeit reiche selbst das, was er erlebt habe, nicht aus.

Am reinsten hatte er das Glücksgefühl im Herzen getragen, wenn der Wald sie ringsum in seinem Grün vergraben. Das hatte aber nicht lange gewährt, dann war mit dem weißen Tageslicht die matte Tagesprosa wieder in seine grüne Poesie hineingefallen.

Wenn das im dürren Holz (im kleinen Gehege) geschieht, was soll's im grünen (im großen) werden? Wohin wird Fritzens Seele fliegen?

Stunden lang — so sagen die Großen — kann man im Gehege gehen, und man trifft nichts als Wald. — Die ganz Alten erzählen eine Geschichte, die sie von ihren Großeltern und Eltern gehört haben. Da ist einer im Gehege ‚verbiestert' und dann ‚tot geblieben'. Ein zweiter Fall: Der alte Kasch, der bei Krischan Frenzen wohnt, soll zwei Tage und zwei Nächte darin umhergeirrt sein. So groß ist der Wald. Fritz, wohin wird deine Seele fliegen? Er zitterte vor Freude, vor Angst, daß sie ihm genommen werden könnte, als er sich mit Lisbeth unterhielt.

‚Wonehr (wann) geit los?'

‚Halwi negen (halb neun). — Wullt met?'

‚Ja.'

‚Schal'k lang kom?' (Soll ich vorkommen?)

‚Ja, Lisbeth! Dat do!'

* * *

Wir begreifen die Erregung von Fritz. — Endlich regnete es mal Suppe, — da fehlte ihm, wie es schien, der Löffel. — Endlich hätte er mal wirklich glücklich sein können, da sollte er ‚zwischenfahren'.

Innerlich aber trotzte es in ihm auf. — — — Fahren? Auf keinen Fall! Ich will hören, was Hans sagt, und, wenn es nicht anders sein kann, heimlich davon gehen. Ich muß, ich kann nicht anders.

Fritz konnte wirklich nicht anders.

Wer hat Hans — räsonierte Fritz — zum Herrn über mich gesetzt? Das vierte Gebot redet von Vater und Mutter und nicht vom Bruder!

Fritz Twisselmann war ein Empörer, er war aber auch ein Diplomat. Was er erbitten konnte, wollte er nicht stehlen. Den Usurpator Hans vermutete er im Wischhof. Dahin ging er.

Hans war aber nicht im Wischhof; im Wischhof machte der Taglöhner Peter Glindemann dicht. Hans sei, meinte Peter, nach der Ziegelwiese

gegangen. Fritz beschloß, nach der Ziegelwiese ‚plattbarfuß' ‚hinunterzusegeln'; er nahm seine Pantoffel in die Hand. Da stieß er beim Backhaus unter der großen Pappel auf den Gesuchten. Hans hatte es eilig, aber Fritz ließ ihn nicht. ‚Hans, Hans!'

‚Wat wullt du, Jung?'

‚Schall'k vundag twischenföhrn?'

Hans sah sich Wetter und Horizont an.

‚Dat denk ik. Betjen mot na afdrögen' (bißchen muß es noch abtrocknen). Er wischte sich die Stirn, es war warm.

‚Wenn't so bleft, geit los,' setzte er hinzu.

Da dachte Fritz: Nun gilt's!

‚Ik un Lisbeth woll'n sönst mit Abel Thömsch un Margreet Reesen un Wieb Scheffen to Bickbeernplöcken,' sagte er.

‚Wat, wat segst du?'

Hans verstand wohl, was Fritz sagte; er konnte es aber nicht fassen, daß ein Bauernjunge lieber in den Wald gehe, als fahre.

Fritz in seiner Unschuld wiederholte, was er gesagt hatte.

In den Mienen seines Bruders wühlte eine ungebändigte Heiterkeit; dann schlug er ein Gelächter an, das bis zur alten Scheune schallte.

Ha! ha!

Der Lacher muß sich den Leib halten, er windet sich in Krämpfen, dann durchbricht das Ha! ha! seinen Redestrom. Er leerte ganze Kübel voll Spott über den unglücklichen Fritz aus.

Ha! ha!

‚De lütt Jung wäll Bickbeern plöcken. Lewer met ole Wiewer to Holt as föhrn. Jung, wat böst vern Held, Jung, wat böst vern Kerl, Jung, wat böst vern Fulpelz!'

Ha! ha!

‚Man jo hen na de Bickbeern! Verget awer ni den Pott! (Topf.) So'n Jung un 'n Pott, de hört tosam. Un nimm di in acht! In't Holt is de Voß (der Fuchs), de bet, dor is 'n grot'n Kerl, de fritt lütt Jungs mit Pött, dor is Swartgreet, de kann hexen. De makt di fast, de mak di to'n Kohlkopp!'

Fritz war getrost, er ließ Spott und Hohn abgleiten, da die Waldfreude gesichert schien. Innerlich lachte er noch herzlicher über seinen Gebieter, als der über ihn. Wie bedauerte er alle, die ihre Seele an den Tag und des Tages Gewinn verkauft hatten! Was hülfe es dem Menschen, — antwortete er für sich, — wenn er hundert Fuder Heu gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Unverstanden sein war das Los aller großen Männer, — hatte Persetter mal hingeworfen. Er ging über die Hofstelle

nach Haus. Hans, der sich immer noch nicht über eine so fürchterliche Mißgeburt des Bauerngeschlechts beruhigen konnte, hinter ihm her.

Ha! ha!

‚Jk denk!‘ — rief er, nein! schrie er. — ‚Jk denk, bi denn is Ostern un Pingsten op een Dag, wenn he blot föhrn kann. Un de un he? He geit hen un plöckt Bickbeern!‘

Auf der Hofstätte schmierte Klaus Butenschön Wagen; der kriegte, wie sie hinübergingen, die Geschichte zuerst. Klaus machte den krummen Rücken grade und hielt das gelöste, die Wagenachse nur leicht tragende Rad fest. So stand er und lachte; ein großer, schöner, schwarzbrauner Tropfen Teer fiel vom Quast auf die Erde, wo er stand.

Auf der Diele wurde Heu von den Wagen, die den Abend vorher vollgeladen waren, ‚abgestakt‘. Die da waren, kriegten es auch vorgetragen. Johann Lüders, der auf dem Fuder stand, ‚stakte‘ lachend Fritzens Schande in die Luke. Dort nahm Timm Rohwer sie in Empfang, ‚forkte‘ sie an Henn Rehm auf den ‚Huk‘; schließlich kam sie zu Mars Paulsen dicht unter den First. — ‚Dat is to slimm,‘ sagte Mars und stampfte Fritz Twisselmanns Schimpf ‚achter de Oken‘ fest. ‚Vör betjen ful hew ik em ömmer holn, awer dat is to slimm!‘

Unglückslisbeth war schon gekommen; sie stand auf der Diele und hörte alles mit an.

Anna Möller und Wieb Ratjen lachten aus der Küche heraus. — Aber Fritz machte sich aus allem nichts. Er fühlte sich als Märtyrer über alle und über alles erhaben. Man hätte ihm ins Gesicht speien können, es wäre ihm einerlei gewesen. Durch die Menschenverachtung, womit er sich umgürtet hatte, hindurch schmerzte es allein, daß auch Lisbeth mitlachte.

Zu dem Topf mußte er spitzen Hohn von Anna Möllern entgegennehmen. Dann ging er unter Lisbeths Begleitung davon. Er ging beladen mit dem Henkeltopf und beladen mit der Verachtung des Hofs. Er wollte wenigstens davon gehen. Da zeigte sich, daß die in der Küche doch nicht ganz entweibt waren, daß ein menschliches Rühren in den weiblichen Herzen wohnte.

‚Jung,‘ sagte Anna Möllern, ‚du moß doch wat eten. Jk will di gau poor Pannkoken braden. Blief, Lisbeth, kanns miteten!‘

Sie bekamen von Anna und Wieb Pfannkuchen, und in den Vesperranzen erhielten sie eine ganze Menge Butterbrot geschnitten.

* * *

Nun konnte die Seligkeit beginnen. Ja, wenn die Götter oder, was an die Stelle der alten, neidischen Götter getreten ist, — der Zufall, — das Pech, — nicht gewesen wäre.

Fritz kam gar nicht so tief ins Gehege hinein, wie er wollte. Abel Thömsch, die die Führerschaft an sich nahm, hielt es in ihrem Ratschluß für zweckmäßig, in Bökmannshagen zu bleiben, wo eine gute Bickbeernstelle war. Diese Waldblöße lag dicht am Saum und unmittelbar am großen Damm. Da war nicht einmal Schatten, geschweige die von Fritz Twisselmann ersehnte stolze Einsamkeit.

Es verging eine Stunde, die für Fritz Twisselmann nichts einbrachte, nicht einmal Bickbeeren. Die wenigen, die er pflückte, fielen gleich in seinen Mund. Er sah immer nach dem Schatten, nach dem Duft, nach der Waldeinsamkeit, die aus den Stämmen herüberwebte, und zweifelte an seinem Glück.

Einmal entstieg dem Duft ein Mann, dem Fritzens Phantasie göttliche Eigenschaften beizulegen bereit war. Die hohen Stiefel, der grüne Rock, das gesunde, freundliche Gesicht, Jagdstutzen und Patronentasche, vor allen Dingen aber der braungefleckte, mit vornehmer Nase die Luft prüfende Jagdhund zeigten an, daß er ein Sohn des Waldes und ein Geschöpf höherer Ordnung sei.

Der Forstgehilfe kam auf die Bickbeergesellschaft zu und erbat sich die Vorzeigung der zum Bickbeerpflücken von der Hegereiterei ausgestellten Erlaubniskarten. Lisbeth und Fritz hatten keine. Für Abel Thömsch war aber so was eine Kleinigkeit.

Die Kinder standen unschuldig dabei, wie Lisbeth zu Abel Thömsch' Tochter und Fritz zu Margreet Reesens Sohn gemacht wurde.

Der Grünrock setzte ein feines Lächeln auf, als Abel dies Vergehen der intellektuellen Urkundenfälschung zu seiner amtlichen Liste machte. Ein rascher Blick streifte Fritzens blonde Strähnen, dann wandte er sich an Margreet: ‚Ik kenn doch Ehrn Mann, Detel is 'n Swartkopp, un Se sönd ok jo ni hell. — Un doch so 'n witten Jung?' (Ich kenne Ihren Mann, Detlev ist ein Schwarzkopf. Sie sind auch ja nicht hell und doch ein so blonder Sohn?) Margreet entgegnete fromm, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei, worauf der Forstgehilfe nur zu sagen wußte, das sehe er.

Als man sich zum Frühstück gelagert hatte, will Lisbeth durchaus die Geschichte von Fritz erzählen. Der will das nicht haben, hält ihr den Mund zu. Aber die alten Frauen begehren alles zu wissen. Zwei alte Weiber halten Fritz rechts, ein altes Weib hält ihn links, da zieht dann die ganze Schmach noch einmal vorüber. — Die alten Frauen legen sich auf Satire, auf das Aufziehen und zum Narren halten. Man will Fritz als Jungen nicht für voll nehmen. Als Lisbeth gar anfängt, Finger zu schaben: ‚Hek, hek! Böst'n Bangbör!' — da wird's unserm Fritz zu toll.

Zornentbrannt springt er auf: ‚Bön'k ok denn 'n Bangbör (Feigling), wenn'k alleen na Swartgreet ga?'

‚Deist jo doch ni!‘ (Du tust es ja doch nicht!) riefen die alten Weiber.

‚Dat schöllt Ji seh'n!‘

Er setzte seinen Topf hin, ließ den Ranzen im Stich und ging in den Wald.

‚Wat schall'k metbring'n?‘

‚Kohlkopp!‘ rief Lisbeth.

‚Good!‘ Das ‚Good‘ kam schon aus den Büschen heraus.

‚Ik will mit!‘ schrie Lisbeth. Fritz beachtete es nicht.

Ho! ho!

Hoi! hoi! rief es noch hinüber und herüber.

* * *

Die Frauen wurden besorgt.

‚Wenn he blot ni verbistert!‘ (Wenn er nur nicht irre geht!) sagte Abel Thömsch.

‚A, he kommt je glik wa trüg,‘ bemerkte Wieb Scheffen.

‚He deit jo man so!‘ (Er tut ja nur so!) meinte Margreet Reesen.

Abel rief laut in den Wald hinein: ‚Fritz, mak keen Narrnkram, ik seg to din Moer!‘ (Mutter.) Und nach einer Weile verhallend: ‚Fritz komm trüg!‘

Fritz hörte es noch, aber in seinem Zorn dachte er: Laß sie nur rufen und drohen. — Was wissen die von meinem Durst nach Poesie und Glück! — Ich will ihnen zeigen, daß ich nicht bange bin.

* * *

Es war ihm, wie Lisbeths heller Kinderruf . . . weit her, . . . aber da barg ihn schon tiefe Einsamkeit.

* * *

Die Birke ist ein weicher, ein feiner, ein in humoristischer Selbstironie sich demütigender Baum. Erst geht's mit frischem Mut hinauf, aber dann verzagen wir; dann lassen wir Wipfel und Zweige hängen und lachen dabei über unser großes Wollen und unser kleines Vollbringen.

Fritz ging unter Birken hin, und seine Seele spottete der eigenen Prahlerei. Du wirst dich schön hüten, sagte sie, und zu Swartgreet gehen. Du wirst dich eine Stunde lang als Reh oder Hirsch, vielleicht auch als Jäger fühlen, jedenfalls als wirklicher Waldsohn; du wirst gehen, bis du ganz drin steckst, in der treibenden, in der blühenden Einsamkeit, in der webenden Stille. Und in der webenden Stille wirst du bleiben, bis das andere Gefühl kommt. Wenn das kommt, dann gehst du zurück.

Mit dem andern Gefühl meinte er Furcht oder Schauder und dachte daran leichthin. Denn im Grunde wußte seine Seele gar nicht, was sie redete. — Sie kannte nur die ersten Anfänge des Grauens.

Fritzens Seele war getrost. Von Furcht und Grauen sprach sie, wie der Kriegsherr einer bis an die Zähne gerüsteten Armee vom Krieg spricht. Für was anderes steht er denn unter Waffen als für den Krieg?

Der junge Fritz Twisselmann wußte und kannte noch manches nicht. — Die Birken wußten auch nicht viel; sie wiegten ihr Haupt hin und wiegten es her und schüttelten ihr weiches Haar.

Nach den Birken kamen verständige, ehrenfeste Buchen und Eichen. Die wuchsen auf und rundeten sich nach oben, eingedenk dessen, daß der Himmel zwar ihr Ideal, aber für sie unerreichbar sei.

Als Fritz unter ihren hohen Stämmen hinschritt, säuselten sie ihm manche gute Lehre. Sieh auf den Weg, Sohn! Wenn man nach Swartgreet will, muß man erst nach Sonnenaufgang und dann nach Mittag hin halten. Und achte, daß du den Rückweg findest! Hör' gut zu, wir bleiben nicht immer bei dir. Gleich kommt Eschenwald, da will alles oben hinaus.

Das war auch so. Junge Fliederesschen sind Idealisten, und Fritz war mitten unter ihnen. Da geht's dicht gedrängt und glatt hinauf nach Luft und Licht. Furcht, Zweifel und Zagen ist nicht; jedes Bäumchen weiß, wohin es gehört, dem Himmel entgegen, — die Erde, worauf es steht, schier vergessend.

Und nach dem Eschenschlag kam dichtes Tannengebüsch, — engverschnürte, unerfahrene Tannenkinder. Sie wußten nichts, sie wollten nichts; sie glaubten nur das, was Tante erzählte. Tante war eine groß und breit in ihrer Mitte stehende alte Tanne. Die sprach immerzu, sprach von einer in Tannenkreisen umgehenden Sage, für deren Wahrheit leider kein lebendiger Baum zeugen konnte. Denn die, die sie erfahren haben mochten, waren nicht mehr im Walde.

Hellerleuchtete Häuser, — strahlende Schlösser. — Lichterschmuck und Goldpapier, — lachende, zärtliche Leute — und fröhliche Kinder!

* * *

Fritz lief lange umher durch Waldschläge, wo die Idee vorherrschte, unter Bäumen hin, die ganz Wucht und ganz Schwere waren. Die rauschenden Wipfel waren zumeist Anhänger einer vernünftigen Eichen- und Buchenphilosophie.

Einmal, zweimal sah Fritz Twisselmann äsende Rehe und tauschte mit ihnen Blick und Wink und Geheimnis und Seele. — ‚Wir kennen dich,' sagten die Rehe und schauten ihn an. — ‚Du bist ein Obenhinaus, ein Schwärmer; du bist, was die Menschen einen Poeten, einen Narren nennen. — Nimm nicht übel, wir essen weiter und kümmern uns nicht um deine Wenigkeit.'

* * *

Zweimal, dreimal muß jagendes Raubzeug da gewesen sein: es schlich und krachte im Gezweig.

* * *

Wo war die Vogelwelt, die da Lieder hat? Wohin war ihr schwatzender Friede? — Was in den Baumwipfeln und darüber her heisere Laute gab, trug zwar das Federhemd der Freia, aber in dem Federhemd trugen sie Seelen, die auf Mord und Raub gestimmt waren.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wieviel Stunden war es her, daß Fritz Twisselmann Abel Thömsch und die andern verlassen hatte? — Es fing in ihm zu nagen an; etwas wie Schlaffheit und Müdigkeit kam über ihn: — er war hungrig.

Er hungerte nach — Butterbrot; er hungerte noch mehr nach Menschen. Fritz Twisselmann war der Waldfreude, — der Einsamkeit war Fritz Twisselmann satt! Da kehrte er um.

* * *

Er suchte nach den Wegen, die er gegangen war; er suchte nach den Zeichen. Hier ein abgebrochener Zweig, dort ein abgebrochener Zweig; hier ein Strich im Steig und dort ein Kreuz in weicher Erde, mit einem Stock geritzt, mit der Ferse gegraben; hier ein Richtungsmerkmal. —

Nichts! Gar nichts!

‚Aber so wie ich jetzt gehe, — immer der Nase nach, — dann muß ich hin kommen. Vorwärts!‘

* * *

Er suchte nach den Tannen und fand sie nicht; er suchte nach den Eschen und fand sie nicht; er suchte nach den Eichen, nach den Buchen, nach den Birken — und fand auch die nicht. Es begegneten ihm Bäume, die er nicht kannte; die taten gleichgültig und fremd.

* * *

Aus dem prahlenden großen Jungen wurde ein furchtsamer Knabe. Er ging und ging und traf nach langer Zeit wieder auf hochstämmige Eichen und gutgesinnte, aber ohnmächtige Buchen. Sie reckten zwar ihre Arme, aber helfen konnten sie nicht. Die breite Krone trugen sie in Duft empor, aber trübselig sahen ihre Augen herab.

* * *

‚Vor zwei Jahren, als die neue Scheune gebaut wurde, da kriegten wir die Fundamentsteine aus dem Gehege. Und unser alter Steinhauer Mars Lüders geht mit seinem Sohn hin, sie zu behauen. Und Hans ist dabei, wie sie anfangen: — Pik — pik — pink — pink! Eine kurze Weile sieht er zu und geht dann nach Haus, hält sich immer links, wie ihm gesagt

worden ist, daß er tun muß, nach dem Dorf zurückzufinden. — Er geht und geht und wundert sich, daß kein Ende ist. — Geht — ganz lange. —

Da — was ist das? — Vor ihm im Gebüsch sind auch Steinhauer: — Pik — pik — pink — pink —! Ganz unverkennbar Hammer und Picke auf hartem Granit. — Voller Verwunderung tritt er näher, — eine kleine Lichtung, — die kommt ihm bekannt vor. — Wahrhaftig! — Da sitzen Mars Lüders und sein Sohn: — Pik — pik — pink — pink!

Hans hatte einen Kreis gemacht!'

* * *

‚Der alte Mann vor hundert Jahren. —
Wer weiß, ob es wahr ist!'

* * *

‚— aber, daß Kasch nicht hat zurecht finden können, ist wahr. Kasch ist mir noch vorige Woche begegnet, als ich die Kühe nach der Weide trieb.'

* * *

Was war das? — Eine Stimme —?

‚Hoi! hoi!' rief er. — Und lauschte. — Nichts!

Die Wipfel rauschen; sie unterhalten sich über den Fall; sie stecken die Köpfe zusammen; sie meinen auch: Es war nichts!

* * *

Du hast geglaubt, das Grauen zu kennen; — du warst im Irrtum, guter Fritz! — Aber jetzt kennst du es.

Der Feind schreitet neben dir her. Du siehst ihn nicht, denn er geht im Dickicht; aber du weißt, daß er da ist.

Er trägt eine Waffe: — er trägt eine Peitsche, er trägt einen Stock, er trägt ein Gewehr. Bald glaubst du dies, bald glaubst du das; — eine Waffe ist jedenfalls da. Du atmest wie vor der Mündung einer Kanone.

* * *

Aber das ist noch nicht das richtige. Das richtige Grauen schreitet frei unter den Bäumen hin; in Frauentracht geht es einher, — hexenfreundlich, — hexenscheußlich. —

* * *

In die bisher noch reine und durchsichtige Helle regneten allmählich die feinen Schatten des kommenden Abends hinein, fielen von den Wipfeln herab. — Alles zerfloß; alles wurde Lug, und alles wurde Trug, — und alles wurde Schein.

Die Dinge der Welt waren nicht mehr; sie schienen und dämmerten nur noch wie in dem Faltenschleiergewirr der Maja, — Schatten ihrer selbst, — Schatten, die nicht mehr an ihr Dasein glaubten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf Twisselmannshof war Aufregung und Sorge.

Lisbeth hatte Botschaft gebracht, daß Fritz nach Swartgreet gegangen und nicht zurückgekommen sei. Mutter war in Angst und wollte hinfahren; Usurpator Hans spannte die alte Marie, das Pferd, das nur noch die Buttermühle zog, vor den kleinen, gelbgestrichenen Kastenwagen und schalt: ‚De Puttkerl, de Bickbeernjung. — Wat so'n Bengel ver Malör makt!'

Man brachte immer noch Heu von der Ziegelweide ein. Es mußte, damit Hans frei wurde, zum Schuster geschickt werden. Meister Hein legte das Schurzfell ab, wusch sich das ärgste Pech von den Händen und übernahm die Stelle des Usurpators im ‚Zwischenfahren'.

* * *

Lisbeth saß mit auf; sie fuhren nach Swartgreet, das heißt, eigentlich nach Mars Ohm, denn seit ein paar Tagen war er Besitzer der Kate; Margarete Lindemann geborene Barfood (Swartgreet) blieb nur noch ein paar Tage bis zur Ankunft der Familie des Käufers und zog dann (des Alleinseins müde) zu ihrem die Tischlerei bei Lübeck betreibenden Sohn. Als der Einspänner in das Redder einbog, war Mars Ohm dabei, ein paar Gräser für die Ziege hinter dem Backofen zu mähen; Swartgreet machte Essen.

* * *

Maja drapierte sich und faltete, — faltete dicht und immer dichter.

Fritz Twisselmanns Herz hatte alle Stufen des Zagens, der Furcht, des Grauens, der Verzweiflung durchgemacht und war nun im toten Meer der Erstarrung. So saß er auf einem Baumstumpf — mitten im Wald.

Mitten im Wald? Das nahm er an, so glaubte er, und fast war es ihm eine liebe Vorstellung. In Wahrheit aber saß er wenige Schritte hinter Frau Lindemanns Garten.

Dort fand sie ihn. Sie sah ihn; ihre Augen waren der Dämmerung des Waldesdunkels gewohnt. Sie kam langsam näher; sie hat von jeher das, was sie tat, bedächtig getan. Und freundlich war ihr Gesicht.

‚Süh!' sagte sie, ‚dor is he jo; dor sitt jo de lütt arm Fritz!'

‚Ni wahr, min Fritz, dat is ni so licht, int wille Holt lopen un Swartgreet söken?'

Fritz blieb stumm und starr.

‚So, min Jung, nu komm man met, nu komm man gau (schnell) op. Böst wiß heel (sehr) hungri. Wat segst to Grütt un Bradklüten un Kartöffeln?' (Was sagst zu Grütze und Bratklößen und Kartoffeln?)

Sie stand und wartete — zwei Minuten lang.

Als er sich nicht rührte, faßte sie ihn bei der Hand.

‚Komm, Fritz, komm! — Nu kommst du mi ni mehr weg; nu well't di woll fastmaken.'

Es war Spaß; — aber was für Gespenster löste das unselige ‚fastmaken' aus! — Zum Kohlkopf werden, — in Heu abgekocht! — Schrecklich! — Bibelsprüche helfen! Fritz konnte sich nicht besinnen; er wußte nur: Was hülfe es dem Menschen, — brachte aber auch das nicht über die Lippen. Er dachte nur an Flucht.

Er lief davon. Swartgreet rief etwas hinter ihm her; er verstand es nicht. Er sprang über Stumpf und Stein und Stock; er lief einem jungen Waldgebüsch zu; die Zweige schlugen hinter ihm zusammen; — er lief, — da waren Leute. „Hilfe!" rief er. — Er lief Mars Ohm und Lisbeth und Hans, — er lief seiner Mutter in die Arme!

* * *

Den Schleier der Maja her, den Schleier des Vergessens über die Angst und Not der Mutter! — Den Schleier über alle Rühr- und Scheltszenen! — Was gehen uns die Tränen an, — was die Empfindungen der Liebe, des Zorns, des Unmuts? — Der Fritz ist wieder da, und am Ende ist alles lauter Liebe und Vergebung. — Und das, — das ist die Hauptsache.

* * *

Aber was der Usurpator, was der Hans gesagt hat, — davon soll der Schleier weg; das wollen wir hier festnageln.

Er hat gesagt: Den Fritz kann ich nicht gebrauchen. — Wer selbst durchgeht, dem gehen auch die Pferde durch. — Fahren kann er nicht. — Und deshalb soll er dies Jahr noch nicht dabei.

* * *

Als sie über die Diele gingen, war Swartgreet schon wieder am flackernden Schwibbogen. Ein dampfender Grützgrapen hing an der Stange. Daraus füllte sie auf. Als sie das getan hatte, rührte sie mit einem Küchenmesser in der auf dem zweiten ‚Kastrulllock' (Kasserolleloch) auf heller Flamme stehenden Pfanne.

Ha! — Die im sprickelnden Fett sich röstenden, sich bräunenden Herrlichkeiten!

* * *

Du, der du diese Zeilen liesest: Hast du mal richtig Aufgebratenes frisch aus der Pfanne gegessen, — ich meine das, was nach alter Bauernweise gebräunt und geröstet worden war? —

Du behauptest: Ja! und dein Wort soll in Ehren bleiben. Und doch bin ich der Meinung, daß du im Irrtum bist. — So was, wie das, was Fritz aus Swartgreets Pfanne aß, ist es sicherlich nicht gewesen!

Die drahtlose Telegraphie, ihre Grundlage und Bedeutung.

Von

Friedrich Dessauer.

Zu den mannigfaltigen Erscheinungsarten, unter denen die vielgestaltige Energieform Elektrizität uns im heutigen Leben entgegentritt und mit ihm verkettet ist, ist eine neue getreten, die unser Interesse nicht minder durch ihre Eigenart als durch die Bedeutung, welche sie zu gewinnen beginnt, erweckt. — Die Telegraphie ohne Verbindung durch elektrisch leitende Drähte von Ort zu Ort hat etwas Frappierendes an sich, weil es unserm Vorstellungsvermögen nicht nahe liegt, uns die Fortpflanzung elektrischer Leistungen unabhängig von den sogenannten Leitern zu denken. Der Begriff des Leiters, des leitenden Drahtes, an dem sich die Elektrizität fortpflanzt von der Stelle ihrer Erzeugung zu der Stelle ihrer Verwertung und von hier wieder zurück, ist mit allen Begriffen elektrischer Vorgänge in unserm Denken aufs innigste verknüpft, und es bereitet uns Schwierigkeit, uns vorzustellen, wie durch Entfernungen von einigen Metern, Kilometern, ja hinweg über Länder und Meere, Tausende von Meilen weit durch die Luft über Berg und Tal elektrische Leistungen mitgeteilt und aufgefangen werden können. Wieso es möglich ist, durch Elektrizität in einem Medium wie Luft ungeheure Räume zu überbrücken, was hierbei vorgeht, dies zu zeigen ist daher die erste Aufgabe. Dann sollen noch kurz die Methoden der drahtlosen Telegraphie, die ja auch in Deutschland hervorragende Vertreter zählt, besprochen werden und die Unterschiede, welche zwischen den einzelnen Telegraphie Methoden bestehen. Endlich wollen wir uns über ihre Bedeutung ein Bild machen.

Es gibt in unserer Natur eine große Reihe analoger Vorgänge, die uns die Vorstellung einer unsichtbaren Übertragung ohne ein festes Medium näher bringen. Wir finden nichts Wunderliches dabei, daß wir Licht und Schall durch die Luft hindurch wahrnehmen. Und doch ist es ein überaus sinnvoller Mechanismus, der das Wesen des Hörens und Sehens ausmacht. An irgend einer Stelle des Raumes geschieht irgend etwas, und wir nehmen mit unsern Sinnen dieses Faktum als Schall oder Licht auf, weil wir Organe besitzen, die von der Natur zur Aufnahme dieser Eindrücke gemacht sind.

Aber wir dürfen uns nicht vorstellen, daß die Ursache selbst, das Naturereignis, welches das Leuchten des Lichtes, das Tönen des Schalles hervorbringt, unmittelbar uns zur Wahrnehmung gelangt. Denkt man tiefer über diese Dinge nach, so werden diese so alltäglichen Vorgänge zu rätselhaften Problemen, und es entsteht die Frage, wie es kommt, daß wir durch den Raum hindurch sehen und hören, was es ist, das jene Vorgänge durch den Raum hindurch an unser Auge und Ohr bringt, die Frage nach dem Wesen der Übertragung solcher Vorgänge. In der Tat, erst der Forschung des letzten Jahrhunderts ist eine klare Vorstellung dieser wunderbaren Vorgänge zu verdanken.

Wir denken uns unsere Welt erfüllt von einem unendlich feinen, unwägbaren Stoff, der alle Körper durchdringt: dem Äther. Dieser Äther, den kein Chemiker je gefunden hat, bildet allenthalben eine ununterbrochene Verbindung zwischen den einzelnen Körpern in der Natur. Ereignisse physikalischer Art vermögen den Äther in Bewegung zu setzen, zu Schwingungen, zur Wellenbildung zu veranlassen, und diese Wellenbildung des Äthers pflanzt sich im Raume fort, gelangt an unser Auge und bringt in ihm unter gewissen Umständen einen Eindruck hervor, den wir Licht nennen.

Darnach wäre also die Auffassung des Lichtes etwa folgendermaßen gestaltet.

Die kleinsten Teilchen, Moleküle, Atome eines Körpers, werden durch einen Vorgang in Schwingung versetzt. So schwingen die Gasteilchen einer Flamme, die Körperchen der seltenen Edelerden in dem Auerschen Glühstrumpf, und diese Schwingungen von außerordentlich großer Zahl und riesiger Geschwindigkeit sind das Wesen des Lichtes. Diese Schwingungen teilen sich dem umgebenden Äther mit und versetzen auch ihn in Schwingung, und diese Schwingung, diese Wellenbewegung pflanzt sich fort nach allen Seiten und gelangt an unser Auge und löst dort den Eindruck des Sehens aus. Und noch einen großen Schritt weiter bringt uns diese Vorstellung der Übertragung.

Je nach der Geschwindigkeit und Länge der Schwingung des Äthers ist die Empfindung des Auges verschieden. Wir sehen Farben und Farbenunterschiede, rot, gelb, grün, blau, violett. In ähnlicher Weise kommen wir zur Empfindung strahlender Wärme, die sich unsichtbar durch den Raum hindurch fortpflanzt und auf unser Empfindungsvermögen wirkt. Auch die Fortpflanzung der strahlenden Wärme ist eine solche Schwingung des Äthers, eine Äther-Wellenbewegung, die sich nicht wesentlich, sondern nur graduell, nur qualitativ vom Lichte unterscheidet. Sie ist langwelliger als das Licht. Und so sind Licht und Wärme, so sind auch gewisse chemische Effekte (ultravioletter Teil des Spektrums) nichts verschiedenes, sondern wesensgleich als Wellenbewegung des Äthers. Besitzen sie eine bestimmte Schwingungszahl und eine bestimmte Wellenlänge, so empfinden wir sie als Wärme; wächst ihre Schwingungszahl und nimmt ihre Wellenlänge ab, so sagen wir, wir sehen und empfinden Farbeneindrücke von rot bis violett. Wird die Wellenlänge noch kleiner und die Zahl der Schwingungen größer, so reagiert

unser Auge nicht mehr. Aber wir können durch solche Schwingungen chemische Wirkungen erzeugen, gewisse Salze z. B. zur Fluoreszenz bringen.

So ist nun auch die elektrische Übertragung durch den Raum nach jetziger Auffassung nichts anderes als eine Wellenbewegung des Äthers, jedoch von den Wellen, die ganz gewaltig viel größer sind als die des Lichtes und der Wärme, und die viel langsamer schwingen. Wir können solche Wellen erzeugen und sie in den Raum aussenden. Aber direkt wahrnehmen können wir sie nicht. Wir besitzen keinen Wahrnehmungssinn, kein Auge für die langwelligen Strahlen elektrischer Kraft, und erst durch sinnreiche Methoden der Physiker wurde es möglich, die Existenz solcher Wellen uns zur Anschauung zu bringen. Verfolgen wir die Analogie! Wir hätten nur so wie die Atome des leuchtenden Körpers beim Licht durch einen elektrischen Apparat den Äther in Schwingung zu versetzen, die sich nach allen Seiten hin ausbreitet, und wir haben nur die Aufgabe, andererseits wieder Methoden zu ersinnen, mit denen wir die Existenz dieser Schwingungen nachweisen können. Darin besteht das Wesen der drahtlosen Telegraphie.

Sie entkleidet sich bei dieser Darstellung all' des Wunderbaren, das ihr anhaftet. Wir sehen darin nur noch die Analogie mit längst bekannten, uns allen geläufigen, alltäglichen Vorgängen der Natur.

Wie entsteht nun eine solche elektrische Schwingung?

Schon in den Anfängen und bei den grundlegenden Untersuchungen unserer heutigen Elektrotechnik kam man zur Anschauung der Notwendigkeit einer derartigen elektrischen Fortpflanzung. Michael Faraday, einer der tiefsten und weitschauendsten Geister, die je auf dem Gebiete der Naturwissenschaft gerungen und gewirkt haben, entdeckte die Gesetze der Elektroinduktion. Maxwell baute sie aus, und Herz, der erst vor wenigen Jahren in Bonn verstarb, dessen Name aber noch in aller Munde ist, erweiterte sie.

In einem elektrischen Leiter, z. B. einem Drahte, fließt ein elektrischer Strom, wie wir dies alle so oft schon kennen gelernt haben, und wie es mit unsern Vorstellungen von elektrischen Vorgängen verwachsen ist. Aus irgend welchen Ursachen soll dieser Strom nicht konstant sein, sondern sich in seiner Größe, seiner Intensität ändern.

Diese Änderung erfolgte sehr rasch. Hundertmal in einer Sekunde beginnt der Strom von dem Nullwerte an zu wachsen bis zu einem gewissen Grade, dann wieder abzufallen, bis er wieder Null geworden ist, um sofort wieder anzusteigen und das vorherige Spiel wieder zu beginnen. Man nennt einen solchen Strom einen pulsierenden und verwendet ihn in einer speziellen Art, als Wechselstrom, in unserer Technik vielfach. Jede Änderung in der Elektrizität bringt nun eine Änderung in dem umgebenden Äther hervor, gewissermaßen einen Stoß, einen Impuls, der sich fortpflanzt, und alle die Impulse, die ein solcher pulsierender Strom dem Äther mitteilt, vereinigen sich zu einer schwingenden Bewegung des Äthers, zur elektrischen Wellenbewegung. Die Geschwindigkeit, mit der sich diese Ätherbewegung durch den

Raum hindurch fortpflanzt, von Ätherteilchen zu Ätherteilchen mitgeteilt wird, beträgt in der Sekunde 300 000 Kilometer. Wenn wir nun annahmen, daß 100 Impulse in der Sekunde von diesem Drahte ausgingen, in dem ein Strom anwuchs, abnahm und wieder anwuchs, so kommen wir zu der Vorstellung von 100 hintereinander verlaufenden, die Länge von 300 000 Kilometern durcheilenden, geradlinigen Fortpflanzungen der Elektrizität, zu elektrischen Wellen von 3000 Kilometer Länge, und von diesen Wellen ist jede der andern entsprechend. Ihre Intensität in der Wirkung nimmt jedoch mit der Entfernung ab. Lassen wir den Strom in unserem Leiter nicht 100, sondern 1000 oder 100 000 mal in der Sekunde pulsieren, so ist die Wellenlänge 300, bezw. 3 Kilometer; mit der Geschwindigkeit dieser Oszillationen nimmt die Länge jeder einzelnen Welle ab. Die Wellen nun, welche wir zur drahtlosen Telegraphie benutzen, sind meist wesentlich kürzer.

Helmholz hat im Jahre 1847 gezeigt, daß die mit einem damals schon bekannten Apparat, der Leydener Flasche, erzeugten elektrischen Ströme solche rasch pulsierende Ströme seien. Wenn wir einen Isolator, einen Körper, der die Elektrizität nicht zu leiten vermag, z. B. eine Glasplatte, auf beiden Seiten mit elektrisch leitenden Substanzen bekleiden, also z. B. Staniolbogen aufkleben, so stellt uns diese Vorrichtung ein Hilfsmittel dar, eine gewisse Menge von Elektrizität aufzuspeichern.

Je größer die leitenden Flächen einer solchen Flasche sind, und je besser isolierend der Isolator ist, desto mehr Elektrizität nimmt die Leydener Flasche auf. Dieses Aufnahmevermögen, das also verschieden sein kann, nennen wir die Kapazität des Kondensators, dessen gebräuchlichste Form die Leydener Flasche ist, und es steht in unserer Hand, nach Zusammenstellung von mehreren solcher Kondensatoren sogenannte Batterien von beliebiger Kapazität zu bereiten. Führt eine Leitung zwischen den Belegen der Leydener Flasche, so gleicht sich die Elektrizität der Belege außen und innen aus. Unterbrechen wir die Leitung durch eine kleine Luftstrecke, so gleicht sich die Elektrizität dennoch aus, indem sie die Luftstrecke in Form eines kleinen Funkens überbrückt. Den Vorgang stellte man sich vorher nun sehr einfach vor. Der eine Metallbelag, z. B. der innere in der Leydener Flasche, ist der Träger der positiven Elektrizität, und diese geht durch die Leitung und die Luftstrecke zu dem negativen Belag über, dessen Ladung aufhebend und beseitigend. Helmholz hat nun gezeigt, daß dieser Vorgang anders, komplizierter aufzufassen ist, daß mit dem einmaligen Ausgleich es nicht getan ist. Die Elektrizität pulsiert zwischen den beiden Belegen hin und her. Es geht zuerst, um diesen Vorgang etwas verständlicher zu machen, positive Elektrizität zu dem negativen Belag, dann umgekehrt Elektrizität vom negativen zum positiven Belag, und es ist eben so, wie wenn immer durch eine Art elektrischer Trägheit dieser Ausgleich, dieser Elektrizitätsübergang in zu reichlichem Maße sich vollzöge.

Ein Pendel hat seine Gleichgewichtslage in der Richtung des Lotes. Wenn man das Pendel aus seiner Gleichgewichtslage bringt, so hätte es

eigentlich nach dem Gesetze der Schwerkraft nur wieder bis zur Gleichgewichtslage zurückzusinken, sich einfach wieder senkrecht einzustellen; aber es schwingt eine gute Weile hin und her, und zwar infolge der Trägheit, die seine rückläufige Bewegung über den Punkt des Gleichgewichtes hinaus verlaufen läßt. Und gerade so, nur außerordentlich beschleunigt, müssen wir uns das Pendeln der Elektrizität bei der Entladung einer Leydener Flasche vorstellen. Der einfache Funke, den wir außerordentlich rasch hier überspringen sehen, besteht aus einer Menge solcher hin- und hergehender Bewegungen der Elektrizität. Die Elektrizität schwingt in dem Leitungskreise, der die Belege verbindet, hin und her, und solche Schwingungen sind es, die so außerordentlich rasch verlaufen, und die wir bei der drahtlosen Telegraphie brauchen, um den Äther in rasche Wellenbewegung zu versetzen. Bei der Entladung einer Leydener Flasche erhält der Äther einen Anstoß zur Wellenbewegung, die analog der pendelnden Elektrizität dieses elektrischen Spannungskreises der Leydener Flasche verläuft, und die sich fortpflanzt mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern in der Sekunde. Die Größe dieser Wellen und ihre Geschwindigkeit hängt ab von der Größe und Geschwindigkeit der elektrischen Schwingungen, die sie erzeugten, also von der Zahl und Geschwindigkeit der aufeinander folgenden, hin- und hergehenden Stromstöße in dem Schwingungskreise der Leydener Flasche, des Funkens in der Luftstrecke.

Diese Zahl und Dauer der Stromstöße in der Leydener Flasche hängt nun von der Kapazität, dem Fassungsvermögen der Flasche ab. Sie hängt weiter ab von der Beschaffenheit des Leiters, durch den die Elektrizität sich ausgleicht, von der Beschaffenheit des Drahtes, der von einem zum andern Belege führt.

Die Eigenschaft des Leiters, die von Einfluß auf die Länge und Zahl der Schwingungen ist, heißt die Selbstinduktion des Leiters. Eine eingehende Beachtung dieser Eigenschaft würde zu weit führen, und wir wollen uns nur merken, daß sie wesentlich beeinflußt wird, wenn statt eines geraden Drahtes ein solcher von mehreren Windungen gewählt wird, so daß jede hinzukommende Windung dieses Entladungskreises eine Veränderung in der Schwingungszahl und Schwingungslänge verursacht.

Durch diese beiden Faktoren, Kapazität und die Eigenschaft des Entladungskreises, die wir Selbstinduktion nannten, sind wir nun im Stande, die Länge dieser Schwingungen und die Geschwindigkeit zu variieren, ein Moment, das jetzt für die Abstimmung in der drahtlosen Telegraphie von höchster Bedeutung ist.

Die Erzeugungsstelle der elektrischen Wellen besteht nun in der Tat aus nichts anderem als aus einem solchen Systeme eines Schwingungskreises, in dem elektrische Pulsationen erzeugt werden und der Äther aufgeschwungen wird, so daß sie sich weiter fortpflanzen. Ein Sender ist daher aus folgenden Teilen zusammengesetzt:

Eine Maschine liefert uns Elektrizität von hoher Spannung. Diese Maschine erzeugt durch Induktion hochgespannte Elektrizität und wird deshalb Induktorium oder Funkeninduktor genannt. Ihre Entladungen geben sich

in der Luft als langgestreckte, leuchtende Funken kund. Diese Entladungen werden der Leydener Flasche zugeführt, um an ihren Belägen Elektrizität aufzuspeichern. Diese Elektrizität gleicht sich dann in dem Schwingungskreise der Leydener Flasche in Funkenform aus. Durch einen Taster kann man den Stromkreis, der die Quelle hochgespannter Elektrizität speist, schließen und öffnen, so daß ebenso in beliebiger Reihenfolge die Erzeugung hochgespannter Elektrizität eingeleitet und unterbrochen werden kann. Statt einer Leydener Flasche werden vielfach Systeme von mehreren Leydener Flaschen benutzt, die genau dieselben Dienste verrichten wie eine von entsprechend größerer Dimension. Es geschieht die Benutzung einer Batterie von Kondensatoren deswegen, um die Kapazität und damit die Schwingungslänge und die Schwingungszeit verändern zu können. Der Leiter, in dem nun die Schwingungen der Elektrizität entstehen, besitzt mehrere Windungen, um durch diese Windungszahl gleichfalls Länge und Anzahl der Schwingungen der elektrischen Entladung zu variieren.

In dem Momente nun, wo die Quelle hochgespannter Elektrizität in Tätigkeit gesetzt wird, die Leydener Flasche geladen und durch ihre Entladung die elektrischen Schwingungen eingeleitet werden, pflanzen sich diese in Form von Ätherwellen in der Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer allenthalben im Raume fort, und es erübrigt uns noch, das Mittel kennen zu lernen, wodurch wir solche Schwingungen wieder nachweisen, gewissermaßen wieder auffangen können.

Herz, der zuerst Experimente mit den Wellen elektrischer Kraft, wie er sie nannte, anstellte, benutzte zum Nachweis dieser Ätherwellen einen ringförmig gebogenen Draht, der an einer Stelle durchschnitten war. Wenn die elektrischen Ätherwellen zu einem leitenden Drahte gelangen, so erzeugen sie in diesem eine Elektrizitätsschwingung, die der analog ist, mit welcher die Ätherwellen erzeugt wurden, also der Schwingung in dem Leydener Flaschenkreise. Es pulsiert bei dem Auftreffen der elektrischen Wellen in diesem Drahtkreise ein Strom, dessen Schwingungszahl und Länge den erzeugenden Ätherwellen entspricht. Und dieser Strom überbrückt den kleinen Luftraum an der durchschnittenen Stelle des Ringes in Gestalt eines winzigen Fünkchens.

Herz selbst war nicht der Anschauung, daß auf Grund seiner Untersuchungen über die Strahlen elektrischer Kraft eine telegraphische Übermittlung von Zeichen ohne Benutzung leitender Drähte möglich sei. Seine Mittel, Strahlen elektrischer Kraft, elektrische Ätherwellenbewegung nachzuweisen, waren allzu klein und empfindlich, bedurften einer allzu feinen Beobachtung und Kontrolle, als daß er hätte hoffen dürfen, mit diesen Mitteln Meilen zu überbrücken. Einem französischen Physiker, Branly, gelang es, ein ungemein viel feineres Mittel ausfindig zu machen, um das Vorhandensein elektrischer Ätherwellen nachzuweisen. Dieses Mittel ist uns als Kohärer oder Fritter bekannt.

Der Fritter ist ein Glasröhrchen, das mit Metallpulver gefüllt ist. Die lose aneinander geschichteten Metallstäubchen bieten dem elektrischen Strome einen außerordentlich hohen Widerstand. Sobald aber elektrische Wellen auf sie treffen, werden sie leitend, und es kann elektrischer Strom durch sie passieren.

In neuerer Zeit sind noch mannigfache andere Apparate ersonnen worden, die zur Auffindung elektrischer Wellen, also als Empfängerauge in der drahtlosen Telegraphie dienen können. Es ist nicht möglich, sie hier zu beschreiben. Eines ist ihnen allen eigen: durch das Auftreffen elektrischer Wellen auf sie erleiden sie irgend eine Zustandsänderung, werden elektrisch leitend oder im Gegenteil nichtleitend, und diese Veränderung dient zum Nachweise der elektrischen Wellen im Raum, zum Zeichenempfang.

Der Stromkreis des Empfängers des Apparates, der uns die Existenz elektrischer Wellen wieder nachweist, wäre nun demnach folgender: Irgend eine Stromquelle, z. B. ein Element, das uns Elektrizität für elektrische Klingeln liefert, ist leitend verbunden mit einem solchen Cohärer und etwa einer elektrischen Klingel. In einem solchen Leitungskreise, in dem eine Stromquelle und eine Klingel entsprechend verbunden sind, ertönt das Läutwerk der Klingel. Hier aber bei Einschaltung eines Cohärers ertönt die Klingel nicht; denn das Metallpulver läßt den Strom nicht passieren. Sofort jedoch, wenn elektrische Wellen den Cohärer treffen und die Metallteilchen oberflächlich zusammenlöten, kann der Strom hindurchgehen und die Klingel ertönen. Jedesmal also, wenn die Klingel ertönt, schließen wir auf das Vorhandensein elektrischer Wellen, die den Stromdurchgang durch den Fritter ermöglichen. Sind solche Wellen nicht vorhanden, wurde der Fritter nicht durch solche Wellen leitend gemacht, so ertönt die Klingel nicht. Damit nun die Klingel nicht weiter schellt, wenn einmal elektrische Wellen auf den Fritter treffen, war es notwendig, eine eigene Vorrichtung zu konstruieren, welche die aneinander gelöteten Metallteilchen wieder lockert. Man kann dies sehr leicht durch Klopfen mit der Hand, es geschieht aber automatisch.

Automatisch durch einen ‚Entfrittungsmechanismus'. Die häufigste Form dieses Organes im Empfänger ist der Klopfer. Ein elektrisches Klingelwerk tritt in Tätigkeit, nur schlägt der Klöppel statt an eine Schelle an das Glasröhrchen des Fritters. Dadurch wird das Metallpulver auseinandergerüttelt und leitet nun wieder nicht. In diesem Augenblicke geht kein Strom mehr durch den Apparat, und der Klopfer stellt seine Tätigkeit ein, bis neue Wellen auftreffen.

Je nach der Art des Empfängerauges muß auch dieses Organ, das gleichsam das Auge wieder schließt, verschieden ausgebildet sein. Jedenfalls aber ist seine Wirkung immer der Wirkung der Wellen entgegengesetzt.

Statt der Klingel können wir in den Stromkreis ebensowohl einen Morseschen telegraphischen Schreibapparat einschalten, der immer in Tätigkeit tritt, wenn die Wellen den Fritter einschalten, und durch den wir auf diese Art und Weise Striche und Punkte aufzeichnen können.

Damit sind die grundlegenden Apparate für drahtlose Telegraphie der Hauptsache nach eigentlich erledigt. Es ist uns jetzt prinzipiell verständlich, wie elektrische Wellen entstehen, wie sie sich fortpflanzen, und wie wir ihre Anwesenheit nachweisen können. Wir sehen, es ist kein elektrischer Strom in dem gewöhnlichen Sinne, den wir von der einen Station schicken, wie dies

bei der gewöhnlichen Telegraphie der Fall ist. Die Stromkreise sind unabhängig von einander. Der erste Stromkreis dient lediglich dazu, die Erschütterungen, Schwingungen in dem elektrischen Äther hervorzubringen, die eine Wellenbewegung ist und die Fähigkeiten besitzt, die zur Auslösung unsichtbar werdender Wirkungen benutzt werden. Nicht mit Unrecht und nicht ohne Geschmack hat man darum den Branlyschen Fritter ein elektrisches Auge genannt; denn wie das Auge auf eine andere Qualität von Ätherschwingungen, so reagiert der Fritter auf die elektrischen Schwingungen des Äthers.

Alle diese Gesetze und Vorrichtungen waren bei dem ersten Auftreten Markonis bereits bekannt. Und dennoch dachte niemand, daß so umwälzende Wirkungen in Aussicht standen, wie sie sich jetzt seit wenigen Jahren zu vollziehen begonnen haben und sich unaufhaltsam weiter vollziehen. Denn tatsächlich war man mit den bekannten Mitteln wohl prinzipiell in der Lage, elektrische Schwingungen zu erzeugen und nachzuweisen; allein es war ein gewaltig großer Schritt, um von diesen Tatsachen bis zu einem praktischen Resultat vorzuschreiten. Kaum auf einige Meter wäre man in der Lage gewesen, mit einem solchen Instrumente sich Zeichen zu geben; denn die erzeugten elektrischen Schwingungen des Äthers waren sehr schwach, sie klangen rasch ab, schon in einiger Entfernung war ihre Wirkung minimal. Und auch das elekrische Auge, der Fritter, war noch sehr kurzsichtig, er vermochte kaum in nächster Nähe Schwingungen nachzuweisen.

Markonis erstes Verdienst bestand anfangs in einem außerordentlich einfachen und kleinen Mittel, dessen Wirksamkeit uns zunächst ganz unwahrscheinlich dünkt. Er führte nämlich von der Stelle, wo der elektrische Schwingungskreis der Leydener Flasche unterbrochen war, zwei Drähte weg, den einen in die Luft, den andern zur Erde, und analog fügte er an den beiden Enden des Cohärers je einen Draht ein, gleichfalls einen zur Erde und einen in die Luft. Dadurch war die Telegraphie nun auf viele Kilometer möglich; man konnte intensive Wellen aussenden, und man konnte viel schwächere Wellen noch nachweisen.

Wenn wir uns nun fragen, worin denn die Wirkung dieses Mittels besteht, so wollen wir uns nochmals in das Gedächtnis zurückrufen, was wir soeben über den Schwingungskreis der Leydener Flasche hörten und bedachten.

In dem Drahte, der die beiden Belege verbindet, entstehen hin- und hergehende (pendelnde) Entladungen. Diese Entladungen bilden mit der Leydener Flasche gewissermaßen ein in sich geschlossenes Ganzes, in dem diese Schwingungen verlaufen. Der Äther empfängt von diesen Schwingungen nur wenig; er empfängt aber sofort viel mehr davon, wenn wir Marconi-Drähte in die Luft und zur Erde führen. Ein Beispiel aus der Lehre vom Schall mag uns diese Tatsache verständlich machen.

Wenn wir von zwei gleichen, nebeneinander aufgestellten Stimmgabeln die eine zum Tönen bringen, so pflanzt sich dieser Ton durch die Luft fort und gelangt zur andern Stimmgabel; er setzt diese andere Stimmgabel auch in Schwingung, und diese Stimmgabel zeigt den gleichen Ton.

Aber sie zeigt ihn nur sehr schwach. Sie zeigt ihn aber ungleich stärker, wenn wir die beiden Stimmgabeln auf Resonanzkästen setzen, deren Wände die Schwingung mitmachen und verstärken. Nun wird durch die Schwingung der einen Stimmgabel eine viel kräftigere Wellenbewegung der Luft hervorgebracht, die ihr durch den Resonanzkasten mitgeteilt wird. Und der Resonanzkasten ist es wiederum, der die Schwingungen bei der Aufnahme verstärkt der Stimmgabel zuführt. Die Rollen dieser Resonanzkästen übernehmen die Luft- und Erdleitungen bei der Markonischen Telegraphie. Die Luftdrähte empfangen auch elektrische Schwingungen und teilen diese in verstärkter Weise dem Äther mit. Markonis Anschauung war die, daß er umsomehr Energie durch die Luft hin übertragen könne, je höher und höher er seine Drähte ausspannte. Es stellte sich nun bald heraus, daß auf diesem Weg nicht weiter zu kommen war. Über einige Kilometer kam man so nicht hinweg, und es waren deutsche Forscher, Geheimrat Slaby, Graf Arco in Berlin und Professor Ferdinand Braun in Straßburg, welche die eigentümlichen Verhältnisse durchschauten, die zwischen den Luftdrähten als Resonatoren der elektrischen Schwingungen entstehen.

Wir wollen die geschichtliche Entwicklung der Fortschritte einen Moment außer acht lassen und uns einer kleinen und letzten physikalischen Betrachtung hingeben, die uns über die Schwingungsverhältnisse in dem Schwingungskreis noch etwas mehr orientieren soll. Denken wir uns einen langen Draht, der aus irgend einem Grunde eine elektrische Schwingung besitzt und frei in der Luft hängt. Bei jeder Wellenbewegung unterscheiden wir die Knoten der Welle und die sogenannten Wellenbäuche, die Stelle, wo sie am meisten von ihrer Mittellinie ausschlagen. In einem Schwingungskreise, wie wir ihn vorhin betrachtet haben, verläuft die Schwingung in sich abgeschlossen. Denken wir uns an einem solchen langen Drahte, der frei in der Luft verläuft, eine elektrische Schwingung, so haben wir einen sogenannten offenen Schwingungskreis, der viel intensiver seine Schwingung dem Äther mitteilt. An beiden Enden verlaufen die Wellen nicht mehr im Drahte selbst; sie finden ihre Fortsetzung erst im Äther, der nun eine sehr heftige und energische Wellenbewegung erhält. Wenn wir also einen solchen offenen Schwingungskreis bei der drahtlosen Telegraphie verwenden, so können wir damit die elektrische Welle viel intensiver aussenden wie durch den geschlossenen Schwingungskreis. Und diese Resonanz eines offenen Schwingungskreises zu dem geschlossenen war es, die Marconi, ohne daß er den letzten Grund davon sogleich durchschaute, zu einem großen Erfolge verhalf. Wir sprechen von einer Resonanz, von einem Mitschwingen, Mitklingen. Eine Resonanz hat zur Voraussetzung eine vollständige Übereinstimmung des aussendenden und des resonierenden Körpers. Ein altes akustisches Experiment zeigt uns, daß eine Stimmgabel sehr viel lauter klingt, wenn sie etwa der Mündung eines offenen Rohrs von bestimmter Länge gegenüber steht, dessen Luftsäule die Schwingung der Stimmgabel aufnimmt. Das Mitklingen, Resonieren tritt nur ein, wenn die Stimmgabel und die Luftsäule übereinstimmen, und zwar, wenn die Länge der Luftsäule gerade einem Viertel der

Wellenlänge des Stimmtones entspricht. An einem Rohrende entsteht dann ein deutlich ausgeprägter Schwingungsbauch, der die Luft in heftige Bewegung setzt. Es ist nun eine überraschende Tatsache, daß die elektrische Resonanz bei der drahtlosen Telegraphie genau denselben Gesetzen folgt. Auch hier soll die Länge des mitschwingenden Drahtes ein Viertel der Wellenlänge, die zur Telegraphie benutzt wird, betragen. Dann werden in dem Äther die deutlichsten und ausgeprägtesten Wellen gezeigt. Diese Erscheinung auf theoretischem Wege gefolgert und dann praktisch bewiesen zu haben, ist ein Verdienst von Professor Braun in Straßburg und Geheimrat Slaby in Berlin. Die zwei deutschen Forscher auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie waren die ersten, welche die Erscheinungen und Vorgänge wissenschaftlich studierten. Und neben der Marconischen Telegraphie hat auch speziell das deutsche, jetzt vereinigte System Braun—Slaby eine sehr weit verbreitete Anwendung gefunden. Die drahtlose Telegraphie ist heute schon längst über das Stadium des Experimentellen heraus und in reichlicher praktischer Anwendung. Von der Marconigesellschaft sind mehrere hundert Stationen, teils fest an der Küste, teils auf Schiffen, in dauerndem, regelmäßigem Betrieb. Auch nach dem deutschen System sind über hundert Stationen eingerichtet worden, speziell ist die deutsche Kriegsmarine mit diesen Apparaten versehen, und sie haben sich bei den Manövern ganz vorzüglich bewährt.

Nach dem System Braun fand die erste Station in Kuxhafen Aufstellung, um dort einen Telegraphendienst von Kuxhafen zu den Leuchtschiffen und nach Helgoland auszuüben. Hier wurden die ersten Versuche mit der drahtlosen Telegraphie nach Braunschem System oder, wie Braun sie genannt, mit der Wellentelegraphie gemacht.

Verfasser hat diesen Versuchen selbst vor vier Jahren beigewohnt und die ersten so unendlich schwierigen und wenig Erfolg versprechenden Arbeiten gesehen. Der charakteristische Unterschied zwischen den drei Systemen Marconi, Slaby, Arco und Braun besteht nun im folgenden:

Braun hat zum ersten Male wissenschaftlich die Gesetze des geschlossenen und offenen Schwingungskreises festgestellt. Heute haben alle Systeme auf Grund seiner Untersuchungen ihre Versuchsanordnungen getroffen, sie haben also alle von Braun gelernt. Braun hat dagegen aus diesen Gesetzen, die er zuerst erkannte, eine äußerst geistvolle Kombination für die Aussendung und Aufnahme der Wellen getroffen.

Ein offener Schwingungskreis ist viel mehr in der Lage als ein geschlossener Schwingungskreis, Ätherwellen zu erzeugen, eine große Energie auszusenden. Bei diesem sind wir jedoch in der Lage, die Länge der Wellen und ihre Frequenz durch die Faktoren, Kapazität und Selbstinduktion, die wir kennen lernten, zu bestimmen und zu regulieren. Jeder Schwingungskreis hat infolge dessen seine besonderen Vorteile für die drahtlose Telegraphie. Nach den Gesetzen der Induktion entspricht jeder Stromänderung in einem von Elektrizität durchflossenen Leiter eine Stromerzeugung in einem benachbarten, nicht stromdurchflossenen Leiter. Darauf beruhte ja die Wirkung des elektrischen Ringes, den Herz zum Nachweise der elektrischen Wellen im Raume benutzt.

Wenn in der Nähe des Schließungskreises der Leydener Flasche ein Leitungskreis angebracht ist, so wird in diesem letzten ein Strom durch Induktion erzeugt, wenn die oszillierenden Entladungen in dem geschlossenen Schwingungskreise sich abspielen. Durch Induktion erhält also der zweite Leitungskreis gerade dieselben Schwingungen, wie sie in dem geschlossenen Leitungskreise verlaufen. Braun benutzt nun einen solchen zweiten Schwingungskreis, der durch Induktion mitschwingt, um die elektrischen Wellen auszusenden. Das Braunsche System ist also charakterisiert durch einen geschlossenen Schwingungskreis, in dem die elektrischen Wellen nach bestimmten Gesetzen, die wir kennen, und durch die wir die Wellen beherrschen, erzeugt werden, und zwingt durch Induktion diese elektrischen Schwingungen einem offenen Schwingungskreis auf, der sie der Luft mitteilt. Dabei ist die Anordnung so, daß an den Drahtenden in der Luft ein Schwingungsbauch entsteht, wie wir vorhin sahen. Damit aber der Übergang der Schwingung in den Äther noch intensiver verlaufe, führt Braun einen zweiten Draht nach unten und hängt dann einen metallischen Körper auf, der gleichfalls elektrisch mitschwingt. Unten und oben an diesem offenen Schwingungskreise befinden sich die Wellenbäuche, welche die Schwingungen dem Äther mitteilen, in welchem sie hinaus eilen mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde.

Der Empfangsapparat in der Braunschen Telegraphie ist dem ganz entsprechend. Wiederum ist ein gleich langer Draht in die Luft gespannt, der durch die auftreffenden elektrischen Wellen in elektrische Schwingung versetzt wird, wenn seine Länge gerade ein Viertel der elektrischen Wellenlänge ist. Dieser Draht fängt die Welle auf und induziert seine elektrische Schwingung einem geschlossenen Schwingungskreise, in welchem der Cohärer oder Fritter liegt. Sofort wird der Strom geschlossen und das telegraphische Zeichen übermittelt. Sofort tritt auch die Glocke in Tätigkeit, die uns das Zeichen verkündet, oder der Morse-Apparat, mit dem wir die Striche und Punkte aufzeichnen. Beim System Slaby-Arco wird durch eine besondere Vorrichtung die Wellenbildung im Äther vielmal verstärkt. Hierzu dient der sogenannte Resonator, also ein Apparat, der dem Resonanzkasten der Stimmgabel analog ist. Er besteht aus einem spiralig aufgewundenen Drahte, in dem sich die Wellen sehr intensiv ausbilden, und durch den man in der Lage ist, die Länge der Wellen durch Regulierung der Windungszahl auf einfache Weise zu beeinflussen. Den zweiten Draht des mitschwingenden Kreises führen Slaby und Arco an die Erde. Hier verläuft der zweite Wellenbauch so, wie er beim System Braun in der Metallhülse sich ausbildet. Das System Markonis ist charakterisiert durch die ungeheure Gewalt der technischen Hilfsmittel und des Kapitals, das Markoni zur Verfügung steht. Ein eigentliches System ist die Markoni-Telegraphie nicht mehr. Denn Markoni hat in der Tat alles durchgeprüft und alle Anordnungen, die zur allgemeinen Kenntnis gelangten, angewendet, oft in weit verstärktem Maße angewendet, um sich überall das beste herauszusuchen. Teils hat er gleichzeitig mit den deutschen Forschern gute

Fortschritte gemacht, teils besitzt er vielleicht auch Untersuchungen und Arbeitsmethoden, die in die Öffentlichkeit noch nicht gedrungen sind. Er ist ein hervorragender Experimentator, dem wir zugeben müssen, daß er wenigstens bis vor kurzer Zeit auf Grund der außerordentlichen technischen Hilfsmittel allen voran war. Freilich hat er von den Deutschen gar viel gelernt. Auch er ahmte das deutsche Verfahren nach, das Professor Braun entdeckte, aber alles vergrößert in den Dimensionen und vervielfacht, mit einem Worte amerikanisch und ohne Rücksicht auf Kosten. Markonis Verdienste sind hervorragend. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Er ist ein bedeutender Ingenieur. Aber nicht minder bedeutend sind die Verdienste unserer deutschen Forscher, insbesondere Brauns, der die Gesetze der drahtlosen Telegraphie eigentlich erst richtig erkannt hat.

Die Wahrung des Geheimnisses in der drahtlosen Telegraphie beruht darauf, daß die Geber und Empfänger hinsichtlich ihrer Wellenlänge miteinander abgestimmt werden.

Der Empfängerschwingungskreis reagiert am deutlichsten auf die Länge elektrischer Wellen, die der Windungszahl seines Resonators und auch der Länge des Luftdrahtes entspricht. Er resoniert nicht auf jede elektrische Schwingung. Aber diese Resonanzabstimmung ist noch heute keine absolut sichere und fehlerfreie.

Man kann die elektrischen Ätherwellen auch mit Erfolg sammeln, ähnlich wie man die kürzeren, rascher schwingenden Lichtwellen brechen und sammeln kann. Versuche, so den Wellen der drahtlosen Telegraphie eine bestimmte Direktion zu geben, sind auch in Gang.

Im letzten Jahre vollzieht sich im Ausbau der einzelnen Apparate, die zur drahtlosen Übertragung gehören, ein ständiger ruhiger Fortschritt. Die Sache ist aus dem Gebiet des Sensationell-Neuen in die praktische Wirklichkeit hineingewachsen. Für die Zwecke einer populärwissenschaftlichen Darlegung genügt es indessen, die Grundprinzipien eines solchen kulturellen Fortschrittes und die wichtigsten Elemente der praktischen Durchführung zu bringen und so auch zum Verständnis von Details hinzuleiten. Erwähnt sei nur, daß die Bestrebungen in drei Richtungen sich bewegen: immer größere und größere Energien in die Luft zu senden, — Professor Braun erzielte hierin erst jüngst große Resultate, — die Empfänger empfindlicher und von Witterungseinflüssen unabhängiger zu machen — (Fessenden und Schlömilch haben u. a. den Fritter durch andere Wellendetektoren ersetzt) — und endlich die Abstimmung besser, das Telegrammgeheimnis sicherer zu machen.

Die Bedeutung der Sache ist enorm. Schon jetzt werden Hunderte von Depeschen täglich durch Ätherwellen befördert. Im russisch-japanischen Krieg spielt die drahtlose Telegraphie täglich eine große Rolle. Und welche Dienste wird sie dem Forscher in unbekannten Erdgebieten leisten, um nur ein Beispiel zu erwähnen, dem Polarforscher, der in den arktischen Regionen täglich mit seiner Heimat Nachrichten austauschen kann!

Häckel als Hylozoist.

Obwohl Ernst Häckel im Vorwort zu seinen ‚Welträtseln' (1899) versichert hatte: ‚Ich bin ganz und gar ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und will mit dessen Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen,' — hat er doch im neuen Jahrhundert nochmal zur Feder gegriffen, veranlaßt durch den Erfolg der ‚Welträtsel'. Der große Forscher konstatiert die hunderttausend verkauften Exemplare von ‚Lebenswunder' (Stuttgart 1905) so eifrig und wichtig wie ein Verleger von Kolportageromanen seine Auflagenziffern; Häckel hat zudem noch fünftausend Briefe bekommen (S. 7). Wem seine Philosophie nun nicht als die einzig mögliche und statistisch-massenpsychologisch als richtig erwiesene gilt, dem ist nicht zu helfen. Auflagenzahlen beweisen bekanntlich die wissenschaftlichen Wahrheiten, wie die ästhetischen Vorzüge von Dichtungen.

Das neue Buch gibt gegenüber den ‚Welträtseln' ein bedeutend reicheres Tatsachenmaterial, besonders im zweiten und dritten, dem morphologischen und physiologischen Teil; dazu reiche Literaturangaben bei jedem Kapitel und eine Anzahl zusammenfassender Tabellen, so daß es sich für alle, die ein tieferes Verständnis der behandelten Fragen, wie des Häckelschen Monismus überhaupt, suchen, viel mehr eignet als die ‚Welträtsel'. Die Gedankenrichtung ist dieselbe. Neu ist darin, daß sich Häckel selbst einen Hylozoisten nennt; schon S. 92; dann S. 97: ‚Unser Monismus findet im Hylozoismus den vollkommensten Ausdruck.' Später ist dann gar ‚das Glaubensbekenntnis des großen Heiden Goethe', der S. 353 ‚unser feinsinnigster monistischer Philosoph' genannt wird, — ‚der klare Hylozoismus'. Dieses Wort wird sicher vielen auffallen. Der große Leserkreis Häckels, der sich zumeist aus Halbgebildeten zusammensetzt, wird das wohl auch für etwas ‚Neuestes, Allerneuestes' halten; denn was wäre das für eine Weltanschauung, die nicht modern wäre? Ach nein; das Wort bedeutet etwas Allerältestes; und Häckel selbst scheint auf diese Anknüpfung an die ersten Anfänge der Philosophie stolz zu sein.

Denn dort, im alten Griechenland, bei den jonischen Naturphilosophen vor Sokrates haben wir den ersten Hylozoismus zu suchen. Das Wort setzt sich aus ‚Stoff' und ‚Leben' zusammen und bedeutet, daß die Materie an und für sich belebt und beseelt ist. Ähnliche Ideen finden sich auch bei anderen Naturvölkern. Häckel erweitert und variiert sie verschiedentlich; hier nur eine

charakteristische Stelle (S. 524): ‚Die Empfindlichkeit des Plasma gegen Reize aller Art, die man bei den höheren Tieren als „Seele" bezeichnet, ist nur ein höherer Grad der allgemeinen Reizbarkeit aller Substanz.' In ähnlichem Sinne schrieben schon Empedokles und die Vertreter des Panpsychismus allen Dingen ‚Empfindung und Streben' zu. Empedokles lebte im fünften Jahrhundert v. Chr. Geburt, also vor ca. 2300 Jahren.

Daran scheint mir zweierlei charakteristisch. Wie bei Häckel durchgängig der Papua und Australneger wichtiger erscheint als der Kulturmensch und mit mehr Liebe behandelt wird, so überspringt auch der Verfasser mit sichtlichem Behagen die ganze Geschichte der Philosophie, um an ihre Anfänge anzuknüpfen. Das Rohe ist im Preise gestiegen; geistiges Stammeln steht vor reifem Denken. Und zweitens diese Tatsache als Naturerscheinung betrachtet: also, der ‚Philosoph' unter den modernen Naturforschern, mit 100 000 Auflage, weiß keine andere Lehre vorzutragen als diese uralte. Das ist doch eigentlich beschämend — für die Naturwissenschaft. Diese ganzen ungeheuren Entdeckungen und glanzvollen Siege, und dann beißt sich bei der Theorie die Katze in den Schwanz und dreht sich im Kreise: Empedokles ist wieder Autorität! Kant hatte gelegentlich gesagt: ‚Der Hylozoismus ist der Tod der Naturphilosophie;' nein, jetzt ist er wieder Trumpf. Weiter haben sie es also nicht gebracht, als daß uns auf theoretischem Gebiet empfohlen wird, uns wieder mit den Phantasien der jonischen Naturphilosophen zu begnügen.

Was ist nun eigentlich damit getan, wenn man sagt: ‚Die Zelle hat eine Seele, oder die Atome lieben? Zunächst besteht das Wort ‚Seele' aus fünf Buchstaben; es frägt sich, was man für einen Sinn oder Begriff mit diesen verbindet. Bisher war das klar; Seele nannte man den nur dem Menschen eigentümlichen Sitz der bekannten seelischen (psychischen) Funktionen. Darüber wurde dann viel gesprochen und gestritten; aber was man mit dem Wort bezeichnen sollte, war klar, und niemand dachte etwa an Muskelbewegungen oder die Funktion des Magensaftes, wenn man von Seele sprach. Nun soll das Wort die Funktionen der Zelle bedeuten. Dann braucht man eben für den Begriff des Zentrums der Psyche ein neues Wort; etwa Überseele. Und wenn sich schon die Atome lieben, was man bisher ‚Anziehung' nannte, dann müssen sich die Menschen, da sie sich schon auf andere Weise ‚anziehen', überlieben. Was ist nun erreicht? Ein Wort ist entwertet, ein Begriff, der klar war, durch allzu große Ausdehnung verdunkelt, weiter nichts.

Denn an den Unterschieden zwischen Mensch und Zelle, zwischen Psyche und Magensaft ist dadurch gar nichts geändert. Man hat dasselbe auch auf andern Gebieten mit Glück erreicht. Z. B. hatte das Wort ‚Fräulein' einst einen ganz bestimmten Sinn; noch in Goethes Faust (bin weder Fräulein, sondern ein Bürgermädchen). Heute nennt man jede Kellnerin Fräulein. Ist dadurch die Kellnerin zum Edelfräulein geworden? Nein! Nur ein Wort hat seine Bedeutung verloren; und man nennt jetzt jede ‚Dame' — gnädiges Fräulein. Überfräulein wäre das Pendant zur Überseele.

Könnte man durch Änderung der Bezeichnung die Unterschiede aufheben, so wäre dies ja vielleicht erfreulich; einstweilen ist eine Kellnerin auch durch den Titel Fräulein nichts anderes geworden, als sie vorher war; man behandelt sie auch nicht anders als früher, eher rücksichtsloser; daß der Titel den Stand ‚gehoben' hat, kann man nicht behaupten. Nur müßte Goethe heute schreiben: ‚Mein gnädiges Fräulein, darf ich's wagen?' Das ist alles, was dabei herausgekommen ist. Freilich, wenn das Wort schon die Naturen schaffte, so müßte man jeden Straßenkehrer Exzellenz nennen; viel schlimmer, als wenn man von Seelen der Zellen spricht, wäre das auch nicht.

Die Sache liegt ganz anders, wenn durch das andere Wort eine *Erklärung* herbeigeführt würde; denn *dann* rechtfertigen sich andere Benennungen. Durch die Synthese des Harnstoffs fiel die Grenzlinie zwischen anorganischen und organischen chemischen Stoffen, und einerlei Bezeichnung war geboten, weil der *Begriff* der vitalen Stoffe, die man nicht synthetisieren konnte, gefallen war. Das erste Tier, das spricht, und das erste Atom, das zwischen zwei Bräuten nach langem Besinnen sich die ihm zusagendste zur ‚Verbindung' wählt, würden im Fall ihrer Entdeckung ebensolche Scheidewände einreißen.

Man durchsuche nun die 557 Seiten des Häckelschen Buches nach solchen fundamentalen Entdeckungen, die geeignet wären, die Unterschiede aufzuheben, die Begriffe zu zerstören, die *Umwortung* zu rechtfertigen. Wer sie findet, verdient einen Preis.

Behauptet, daß es keine wesentlichen Unterschiede all der verschiedenen Anziehungs-, Lebens- und Bewußtseinsmöglichkeiten gäbe, daß man daher alles in den gestaltlosen Urschleim des ‚Monismus' auflösen müsse, wenn man ein halbwegs moderner Denker sein wolle, — behauptet wird das und anderes unaufhörlich, auf jeder dritten Seite, in ermüdender Wiederholung. ‚Unser Monismus' — ich weiß nicht, ist es ein ‚pluralis majestaticus' oder die ‚Häckel-Gemeinde' — kurz, unser Monismus ist das einzig Mögliche, das steht fest. Und von ‚Entwicklung' trieft das ganze Buch, diesem armen, nun schon bald totgehetzten Wort, das alle Lebenswunder in sich begreift und zusammenfaßt, leider, ohne sie dadurch im einzelnen begreiflicher zu machen. Denn der Begriff ‚Entwicklung' ist gerade einer der noch unklarsten und logisch am wenigsten bearbeiteten der Naturwissenschaft; dem Laien imponierend und als Universalheilmittel der Unklarheit erscheinend und dennoch ein typisches Beispiel des Goethe-Wortes von den fehlenden Begriffen und sich dann ‚einstellenden' Worten. Wenn wir erst die ‚Entwicklung', ihren Grund und ihr Ziel und die Gesetze ihres Wirkens verständen und klarlegen könnten, dann freilich wären wir mit diversen Weltwundern im reinen. Aber einstweilen fühlt sich derjenige davon noch recht fern, der sich mit geistigen Fragen und Werten beschäftigt und sich nicht durch allzu reichliche Berücksichtigung der Protozoen, Algen und Papuas den *Naturkoller* geholt hat, der ihn, dem Tropenkoller ähnlich, die Maßstäbe des Geistigen hat verlieren lassen.

Für die alten Griechen gilt das noch nicht; ihre Naivität war historisch berechtigt, und ihr ehrliches Ringen um eine philosophische Erfassung des Alls, ohne die nötigen wissenschaftlichen Vorarbeiten, ist rührend und durchaus hoch zu achten. Wenn aber ein heutiges Geschlecht das Seelische wieder krampfhaft erniedrigen, den Geist nach 2300jähriger Arbeit wenigstens in Worten zurückzwingen möchte auf die Bahnen des Denkens an ihrem Anfang, dann fehlt die Entschuldigung der Naivität, und man wird an die Flagellanten und indischen Büßer gemahnt, die ihren Leib zerstören aus frommer Begeisterung. So soll der hochgestiegene Kulturmensch seinen Geist niederpeitschen, daß er ja nichts mehr vor dem Tiere, und sei es das niederste, voraus hat; auch in Worten darf er nicht mehr von der Seele sprechen, damit er ja möglichst vergißt, daß er eine hat, und für sie verantwortlich ist. ‚Dem Wurme gleichst du, der den Staub durchwühlt.' Und der Philosoph hat sich gefälligst an den Anfang der Geschichte seiner Wissenschaft zurück zu bemühen; der große ‚allerneueste' Fortschritt ist in Wahrheit Reaktion, Rückschritt bis zum seligen Empedokles!

Dr. Otto Thürmann.

Ein Arbeitsgesetzbuch.

Der Handelsminister hat der französischen Abgeordnetenkammer die vier ersten Bände eines umfassenden Arbeitsgesetzbuchs* vorgelegt. Sowohl die prinzipielle Neuheit wie die große Anlage dieses Werkes berechtigt, näher darauf einzugehen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand die Arbeiterfrage zum erstenmal in drohender Größe am politischen und wirtschaftlichen Himmel der zivilisierten Welt. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch die mechanischen Erfindungen Arkwrights, Cramptons und so vieler anderer ins Leben gerufen, fand sie von den dreißiger Jahren des neunzehnten an immer mehr glühende, gewaltige Vertreter. Die Zeit kam, die tagtäglich eine neue Beglückungstheorie geboren werden und wieder verschwinden sah. Die wirtschaftlichen Verhältnisse hatten sich auch besonders in den Ländern mit starker industrieller Entwicklung von Grund aus geändert. Die Maschine hatte an Stelle des kleinen Ateliers das größere Unternehmen, die Fabrik, gesetzt. Die Zahl der Arbeiter, die sich um einen Betrieb gruppierten, wuchs ins riesenhafte, und zugleich lockerten sich die Bande des intimeren Verkehrs, die einst Meister und Gesellen einander nahe gebracht hatten. Auch in dem heute noch spezifisch agrarischen Frankreich sehen wir diese Entwicklung vor sich gehen, und zwar in jenen Zentren, wo ein Großbetrieb, und in jenen ausgedehnteren Gebieten, wo eine Anzahl kleinerer Betriebe sich nach einander aufgetan haben.

* Vgl. insbesondere Charles Benoist (Revue des deux mondes, Februar 1905, Januar 1899, März 1901); Canovas del Castillo: Problemas contemporaneas; Raoul Jay in Brauns Archiv, Band VI u. a. m.

Die große Revolution war eine bürgerliche Tat. Bürger und Bauern bildeten damals die Bevölkerung Frankreichs, und der Code civil, der unter Napoleons Konsulat zustande kam, ist nur für die Bourgeoisie geschaffen worden. Hören wir darüber den Professor der Sorbonne, E. Glasson. Er sagt: ‚Der Code civil ist eine kapitalistische Gesetzessammlung. Er kümmert sich nicht um die Arbeit. Er ist ein Gesetzbuch für Bürger, nicht aber für das Volk.' Und derselbe führte gelegentlich der hundertjährigen Jubiläumsfeier des Code civil im Jahre 1904 denselben Gedanken in folgender Weise weiter aus: ‚Wir haben ein ganz neues Volk erstehen sehen. Nach den Kriegen, die der Revolution folgten, veränderte sich das Verhältnis von Arbeiter und Arbeitgeber; es spann sich aus und wurde recht kompliziert. Man kam dazu, sich aufs entschiedenste die patronale Bevormundung zu verbitten, und suchte sich ausschließlich auf einen legalen Standpunkt zu stellen. Aber wo war derselbe zu finden? Im Code civil? Mitnichten! Eine neue Gesetzgebung wurde zur dringenden Notwendigkeit. Man ging an eine Arbeit, die ganz besonders schwer und mühsam war. Im Kampf ums Dasein ist nie zuvor mit solchen Einsätzen gespielt worden. Die Frage ist für Staat, Freiheit und Menschlichkeit Lebensfrage geworden.'

Die Schöpfer des Code civil, lauter Männer des 18. Jahrhunderts, hatten diesen Entwicklungsgang nicht vorhersehen können. Und selbst wenn wir den Vorwurf wissentlicher und willentlicher Unterschlagung dieser Frage, den in der festlichen Sitzung der Société d'économie sociale vom 18. April 1904 Hubert Valleroux gegen Portalis, Tronchet u. s. w. erhob, gelten lassen wollen, werden wir in der dringenden Notwendigkeit einer Festigung der durch die Revolution so sehr verwirrten französischen Eigentumsverhältnisse einen hinreichenden Grund zu einstweiliger Nichtbeachtung der Arbeitsfrage erblicken müssen.

Die Theorien, welche die Lösung der Arbeiterfrage bringen wollten, häuften sich. Wenn wir von denjenigen absehen, die gleich ganz mit der Tür ins Haus fielen und nicht viel mehr erreichten, als daß sie die Gemüter erhitzten, bleiben insbesondere zwei, die wir berücksichtigen müssen, der Staatssozialismus im weitesten Sinne des Wortes, dem sich alle diejenigen angliedern lassen, die eine Intervention des Staates in der Arbeiterfrage und eine mehr oder minder genaue gesetzliche Regelung aller Arbeitsverhältnisse fordern, und die Theorie der privaten Initiative. Auf die letztere, deren Vater Le Play gewesen, die heute aber wissenschaftlich fallen gelassen werden muß, werden wir demnächst in einer besonderen Abhandlung zu sprechen kommen, weil es da gilt, einige tiefgehende und weitverbreitete Irrtümer aufzudecken.

Was die erste Bewegung betrifft, umfaßt sie die bis zum heutigen Tage erlassenen gesetzlichen Bestimmungen über die Arbeit im weitesten Sinne des Wortes, alle Arbeitsumstände und persönlichen Verhältnisse des Arbeiters inbegriffen.

Das Gesetz vom 22. März 1841 eröffnete in Frankreich die Reihe. Es betraf nur die Kinderarbeit. Dieselbe wurde gestattet vom achten Lebens-

jahre an, wurde aber für Kinder unter zwölf Jahren auf acht, für Kinder zwischen zwölf und sechzehn Jahren auf zwölf Stunden beschränkt. Außerdem wurde mit gewissen Ausnahmen die Nachtarbeit und ausnahmslos die Arbeit an Sonn- und Feiertagen verboten. Dies Gesetz wurde indessen, wie Charles Dupan 1847 in der Kammer der Pairs nachwies, nirgends befolgt.

Dann kam die Bewegung der achtundvierziger Jahre. Dieselbe trägt im Gegensatz zur großen Revolution durchaus das Gepräge einer Arbeiterbewegung. Unter dem Einfluß der Theorien von Louis Blanc setzte eine starke antikapitalistische Bewegung ein, wurden öffentliche Arbeitshäuser errichtet, in denen die Masse von Arbeitslosen, die sich in Paris zusammengefunden hatte, abwechselnd beschäftigt wurde, und kam endlich am 2. Mai 1848 eine Verordnung der provisorischen Regierung zustande, durch die der Arbeitstag um eine Stunde (in Paris auf zehn, in der Provinz auf elf Stunden) verringert wurde. Darauf erfolgte indessen eine Reaktion, deren Führer Pascal Duprat am 5. Juli einen Protest gegen obige Verordnung verlas. Die Notwendigkeit des Eingreifens des Gesetzgebers in die Arbeitsverhältnisse wurde dagegen von Pierre Leroux aufs entschiedenste verteidigt. Derselbe wies unter anderm nach, daß die Arbeitszeit in der Umgegend von Paris dreizehneinhalb bis vierzehn Stunden betrage, und daß zahlreiche Arbeiter außerdem sechs bis acht Kilometer vom Arbeitsort entfernt wohnten, so daß ihnen keine sechs Stunden der Ruhe blieben.

Unter Leroux' Einfluß kam dann am 9. September 1848 ein Kompromißgesetz zustande, das die Beschäftigungszeit der Hütten- und Fabrikarbeiter auf zwölf Stunden beschränkte. Das nächstfolgende Gesetz vom 22. Februar 1851 bezieht sich lediglich auf die Lehrlinge unter elf Jahren und verbietet, dieselben länger als zehn Stunden täglich zu beschäftigen. Das Gesetz vom 19. Mai 1874 brachte eine Erweiterung dieser Bestimmung, indem es prinzipiell jede Kinderarbeit unter zwölf Jahren verbot. Das Verbot der Nacht- und Sonntagsarbeit wurde ferner auf alle minderjährigen Arbeiterinnen ausgedehnt. Ferner verbot das Gesetz die unterirdische Beschäftigung von Frauen in Gruben und Steinbrüchen usw. Vollendet wurde diese Frauen- und Kinderschutzgesetzgebung durch das Gesetz vom 2. November 1892, das am 1. Januar 1893 in Kraft getreten ist. Auf seine Einzelheiten wollen wir nicht näher eingehen; bemerkt sei nur, daß auf die erwachsenen männlichen Arbeiter mit keinem Wort darin Bezug genommen wird. ‚Es schien uns rätlich,' heißt es in der Begründung, ‚alles, was die Einschränkung der täglichen Arbeitszeit männlicher Erwachsener betrifft, besonderen Bestimmungen vorzubehalten.'

Jules Simon fühlte sich verpflichtet, den Mangel an gesetzlichen Bestimmungen über die Arbeit männlicher Erwachsener auf der Berliner Konferenz von 1890 zu verteidigen, indem er sagte: ‚Wir in Frankreich sind gegenüber der gesetzlichen Regelung der männlichen Arbeit stets rückhaltend gewesen. Wir achten die persönliche Freiheit zu hoch und sind der Ansicht, daß auf ihr die Entwickelung der Zukunft beruht.' Wir können nicht umhin,

diese Erklärung etwas banal zu finden. Hat doch die Erfahrung zur Genüge gezeigt, wie wenig einerseits die private Initiative der Arbeitgeber auf diesem Gebiete vermag, und wie sehr anderseits ein Streik, der die notwendige Folge des Arbeiternotstandes ist, in jeder Beziehung verderblich werden kann, und daß endlich auch die Arbeiterorganisationen nicht allein und ohne gesetzlichen Hinterhalt imstande sind, das für eine gesunde wirtschaftliche Entwickelung notwendige Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit dauernd herzustellen.

Das Gesetz von 1848 ist das einzige, das auf die männlichen Erwachsenen Rücksicht genommen hat, und zwar in überaus unvollkommener Weise; gestattete es doch die Zulassung von Ausnahmen, eine Befugnis, von der in ausgiebigster Weise Gebrauch gemacht worden ist (vgl. die Dekrete vom 17. Mai 1851, 31. Januar 1866, 3. April 1889 usw.). Niemand war ferner anfangs mit der Überwachung der Befolgung des Gesetzes betraut. Eine Verbesserung brachte diesbezüglich das Gesetz vom 16. Februar 1883, indem es das Aufsichtsrecht der Inspektoren für Kinderarbeit auf alle Arbeitsverhältnisse ausdehnte. Aber auch das hinderte die Umgehung und oft sogar direkte Verletzung des Gesetzes seitens der Unternehmer nicht, wie aus den Berichten der Arbeitsinspektoren hervorgeht.

So weit in großen Zügen die Entwickelung der französischen Gesetzgebung betreffend den Arbeitstag. Alle zweitgradigen Bestimmungen, sowie alle diejenigen, die eine andere Seite des Arbeitsverhältnisses betreffen (Kassenwesen u. s. w.), haben wir hier außer Betrachtung gelassen. Der Arbeitsvertrag steht heute noch lediglich unter dem Code civil (Art. 1710, 1779 und 1780). Auch über Lohn und Lohnauszahlung gibt es, abgesehen von Bestimmungen gegen das Lohndrücken (vom 21. März 1848 usw.), kein Gesetz usw. Auf administrativem Gebiet wären noch die 1891 erfolgte Gründung eines statistisch-ökonomischen Office du Travail am Handelsministerium und die seit 1896 bestehende Direction du travail et de l'industrie zu erwähnen.

Vergleicht man die Lage in Frankreich mit derjenigen in andern Ländern, wozu der im Jahre 1890 in Berlin abgehaltene internationale Arbeitskongreß die beste Orientierungsgelegenheit bot, wird man konstatieren müssen, daß etwa Amerika oder England gegenübergestellt Frankreich schlecht abschneidet und auch unserer deutschen Gewerbeordnung usw. nichts gegenüberstellen kann. Wenn wir aber bedenken, daß Frankreich noch immer vorwiegend agrarisch ist und vermutlich bleiben wird, läßt sich nicht verhehlen, daß schon in der oben kurz skizzierten Gesetzgebung anerkennenswerte Ansätze lagen.

Der große Aufschwung aber, den in allerjüngster Zeit die Partei der Arbeit auf dem politischen Gebiet genommen, hat ein Interesse für diese Fragen geweckt, wie es nie zuvor bestanden.

Am 13. Juni 1898 legte Arthur Groussier der Kammer den ersten Vorschlag zu einem Arbeitsgesetzbuch vor. Im November 1901 errichtete der sozialistische Handelsminister Millerand die sog. ‚Commission extraparlemen-

taire de codification des lois ouvrières', welcher sodann laut Kammerbeschluß vom 22. Dezember 1903 die Ausarbeitung des von Dejeante wieder aufgegriffenen Grousssierschen Planes übertragen wurde. Diese Kommission setzt sich zusammen aus drei Mitgliedern des Staatsrates, zwei Justizräten am Kassationshof, zwei Professoren der Rechtswissenschaft an der Sorbonne, dem Arbeitsdirektor usw. Sie dürfte somit dem ihr anvertrauten Werke eher gewachsen sein als jede andere zur Zeit bestehende administrative Körperschaft. Worin besteht nun der Entwurf? Er zerfällt in sieben Bücher, und zwar in folgender stofflicher Anordnung:

Erstes Buch: Vereinbarungen über die Arbeit. 1. Lehrzeitvertrag, 2. Arbeitsvertrag, 3. Lohn, 4. Plazierung der Arbeiter.

Zweites Buch: Reglementierung der Arbeit. 1. Kinder- und Frauenarbeit, 2. Arbeit der erwachsenen Männer, 3. Fremdenarbeit, 4. Hygiene und Atelierssicherheit, 5. Arbeitsinspektion.

Drittes Buch: Arbeitergruppierungen. 1. Koalitionen und Streike, 2. Arbeitersyndikate (das sind die engeren Gruppen; eine Koalition besteht aus mehreren Syndikaten), 3. Produktionsgenossenschaften der Arbeiter.

Viertes Buch: Gerichtsbarkeit, insbesondere die Schiedsgerichte. 1. Die sog. Prud' hommes, 2. Schiedsgerichtsräte, 3. Arbeitsräte.

Fünftes Buch: Arbeiterversicherung. 1. Unfallversicherung, 2. Alters- und Invalidenversicherung, 3. Krankheits- und Todesfälle.

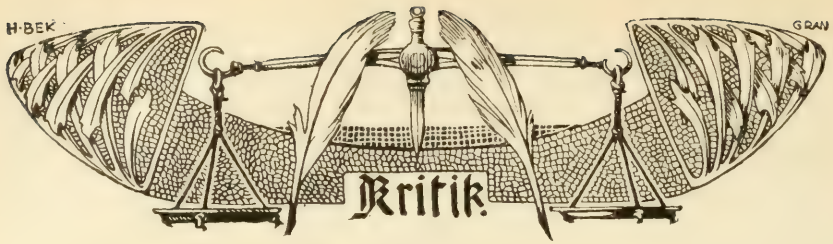
Sechstes Buch: Arbeitervorsorge. 1. Versicherung auf Gegenseitigkeit, 2. Sparvereine, 3. Arbeiterwohnungen, 4. Verbrauchsgenossenschaften, 5. Kreditgenossenschaften.

Siebentes Buch: Unterstützungen. (Näheres noch unbestimmt.)

So weit die Anlage des in Angriff genommenen großen Werkes. Wie steht es mit der Ausarbeitung im einzelnen? Frankreich ist die Heimat des Enthusiasmus und der schönen großen Pläne. Der Vater der Idee des Arbeitsgesetzbuchs, A. Grousssier, glaubte an die Möglichkeit einer vollkommenen Durchführung derselben. Weniger optimistisch stand sein Nachmann Dejeante der Sache gegenüber: ‚Die notwendigste Arbeit, der Anfang aller zu leistenden Arbeit auf diesem Gebiete ist für uns die Entwirrung der bestehenden gesetzlichen Vorschriften. Wir müssen die guten von den schlechten scheiden, die zweideutigen fallen lassen, die Widersprüche beseitigen usw. Diese vorbereitende Arbeit ist eine kritisch revidierende. Es handelt sich weniger um Neuerungen als um das Klarlegen des Bestehenden. Wir müssen erst genau wissen, wo wir stehen, ehe wir uns entschließen, so oder so weiterzugehen. Diese Arbeit ist keine schöpferische, sondern eine klassifizierende. Es handelt sich weniger darum, neue Gesetze zu entwerfen, als die bestehenden zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen.' Ganz ähnlich definierte gelegentlich der Eröffnung der Commission extraparlementaire im Jahre 1901 der Handelsminister Millerand die ersten Aufgaben derselben. Daß das Gesetzbuch in dieser Form recht lückenhaft ist, ist selbstverständlich. Immerhin aber stellt diese Systemati-

sierung einen wesentlichen Fortschritt dar, denn sie erleichtert ungemein das Weiterarbeiten des Gesetzgebers, indem sie einerseits eine feste Basis schafft und anderseits die Lücken schärfer hervortreten läßt, an deren Ausfüllung die Kommission weiter zu arbeiten bestimmt ist. Es ist ohne weiteres klar, daß diese Mitarbeit neue Widersprüche hervorbringen und so die mühsam geschaffene einheitliche Gestalt des heutigen Entwurfs stören wird, so daß eine oder auch mehrere weitere Umarbeitungen sich aufdrängen werden. Es beeinträchtigt dies indessen in keiner Weise den Wert der von der Kommission geleisteten Vorarbeit und insbesondere der prinzipiellen Idee eines solchen Gesetzbuchs. Keine politische Partei, die einen Anspruch auf langes Leben haben will, kann sich heute der Idee einer Arbeitsgesetzgebung verschließen. Wird es nun ratsam sein, diese neue Gesetzgebung mit der bürgerlichen von Eigentums-, Familien- und Erbrecht usw. in einen Rahmen zu stecken? Diese Ansicht wurde von Béchaux, einem sonst sehr tüchtigen französischen Gelehrten, aus Furcht vor einer Klassengesetzgebung, welche eine Kluft ins Volk risse, vertreten. Dagegen hat Professor Thaller von der Sorbonne ganz richtig auf die Grundverschiedenheit der Materien und die Unmöglichkeit, ein einheitliches übersichtliches Ganzes herauszuarbeiten, hingewiesen. Auch wir sind dieser Meinung. Das Arbeitsgesetzbuch wird überall kommen müssen, wo die Industrie sich fortentwickeln soll. Und bei uns in Deutschland ist diese industrielle Zukunft in Anbetracht der starken Bevölkerungszunahme (jährlich um 800 000 Geburten) von äußerster Wichtigkeit. Deshalb ist die Idee, welche in Frankreich angeregt worden ist, trotz ihrer noch recht mangelhaften Ausführung ein Ereignis, das nicht mit Stillschweigen übergangen werden durfte.

René Prevôt.



Goethe und Schiller in neuer Darstellung.

Die Gegenwart ist so sehr dem Gedankenkreis, dem kühnen und kraftvollen Idealismus unserer Klassiker entfremdet und ins Maßlose, Überreizte, Zwiespältige, Unharmonische hineingeworfen, daß die Anrufung der starken und guten Geister in den Tagen der Klassik vielen als Mittel erscheint, die Not der Gegenwart zu überwinden. Mag man einen übertreibenden Goethe- und Schiller-Kultus in unseren Tagen auch verurteilen, diese eine ernste, auf den großen künstlerischen Idealismus unserer Klassiker, wie ihn auch Willmann in seiner ‚Geschichte des Idealismus' (Bd. 3., S. 605 ff.) würdigt, zurückweisende Richtung kann daher nur als ein Zeichen neuer Selbstbesinnung und tieferer geistiger und seelischer Bedürfnisse angesprochen werden.

Ein gut Teil aller Übertreibungen, die sich im Geistesleben unserer ohnehin nervösen Zeit bemerkbar machen, werden durch Gereiztheit hervorgerufen, die sich an borniertem oder leidenschaftlichem Widerspruch entzündet. So hat das Goethepfaffentum die schon bei Lebzeiten des Alten wuchernde Antipathie nur verstärkt und zu Haß gesteigert, während umgekehrt Angriffe auf Goethes Privatleben aus einseitig polemischen und oft unwürdigen Gesichtspunkten bewirkt haben, daß den Angreifern zum Trotz oft auch das nicht zu Verteidigende verteidigt, das selbst von Goethe Beklagte und Gesühnte verherrlicht wurde. Es ist daher als ein Fortschritt zu begrüßen, wenn neuere Biographen sich bewußt werden, daß die Darstellung so bedeutender Lebensläufe, wie es diejenigen unserer Klassiker sind, der kleinlich verteidigenden wie der kleinlich verurteilenden Zwischenreden der Biographen wohl entraten können, und daß die einem reifen, d. h. ruhig auf seine eigene innere Welt gestellten Menschen vorwiegend willkommene, weil allein künstlerisch genießbare Darstellung diejenige sein wird, welche das Leben nachschaffend vor unserm inneren Auge entstehen läßt. In diesem Sinne haben wir bis heute noch keine Klassikerbiographie, wohl aber Anläufe dazu in den monumentalen Biographien Herders von Haym und Winkelmanns von Justi. Diesen älteren Meistern deutscher Biographie gesellten sich neuerdings zwei auch in ihrer Art meisterlich verfahrende Lebensdarsteller: Albert Bielschowsky mit einem Leben Goethes und Karl Berger mit einem solchen Schillers (München, Becks Verlag). Beide in bezug auf Methode und Stil ähnlich gearteten Werke rechtfertigen die eingangs dieses Artikels gemachte Behauptung nicht nur durch den Erfolg, der äußerlich ihnen beschieden, sondern ebenso durch die respektvolle und doch wieder so gelassene Darstellung, die, wenigstens was Bielschowsky betrifft, den Ton des einseitigen Lobredners zu vermeiden strebt. Im ganzen genommen ist Bielschowskys Goethe eine hervorragende Leistung, ebenso lehrreich in sachlicher wie genußvoll in ästhetischer Hinsicht, und Bergers Schiller scheint kaum geringeren Lobes würdig zu werden.

Bis jetzt liegt nur der erste Band vor; der zweite soll im Herbst dieses Jahres erscheinen. Beide Biographen gehen von dem Bestreben aus, ihre Helden aus ihrer Zeit und gegen ihre Zeit, also aus ihrem innersten Wesen heraus zu begreifen und begreiflich zu machen. Tainescher Milieutheorie stehen sie fern und mit Recht. Sie hat sich bei keinem großen Mann noch je als brauchbar bewährt und würde es am wenigsten sein bei einer Persönlichkeit wie Schiller, der sich selber als ‚die letzte Ursache' seiner Zustände erkannte. Daß beide zu dem Gegenstand ihrer biographischen Bemühung mit Verehrung und Bewunderung, ja man darf sagen, mit Liebe aufsehen, könnte manchen als bedenklich erscheinen für die innere Sachlichkeit der Darstellung; aber einen Vorwurf kann diese Tatsache nicht in sich schließen, solange als diese Liebe sich nicht blind und voreingenommen erweist. Da fällt es nun nicht schwer, unseren Autoren gerecht zu werden, erinnert man sich des Tons, der lange Zeit in dieser Literatur heimisch war. Nicht nur daß ihre Sympathie sie nicht verleitet, die Tatsachen zu beugen, sie hindert sie auch nicht, wiederholt das Unzulängliche hervorzuheben, sogar ‚dunkle Punkte' (Bielschowsky Bd. 2, S. 29) zuzugestehen. Wenn sie schließlich von zwei möglichen Deutungen die günstigere vorziehen, so ist dies ihr gutes Recht.

An größeren Goethebiographien aus neuerer Zeit haben wir eigentlich keinen Mangel. Ich nenne nur die sehr bekannte und noch immer wegen ihres sachlichen Reichtums und ihrer ruhigen, etwas nüchternen, aber stets gut belehrenden Darstellung, sowie vortrefflichen Illustrierung mit Recht ausgezeichnete von Heinemann (3. Aufl. E. A. Seemanns Verlag, Leipzig), die geistreiche und oft glücklich urteilende von Richard M. Meyer (Hofmann u. Cie., Berlin, 2. Aufl.), die etwas pedantische, im Urteil nicht ganz selbständige, aber in einigen Spezialfragen beachtenswerte von Prem (E. Wartigs Verlag, Leipzig), schließlich eine kürzere, das Tatsachenmaterial gut, wenn auch nicht geradezu geistreich oder eigenartig gruppierende von Witkowsky (in ‚Dichter und Darsteller', E. A. Seemanns Verlag, Leipzig). Eine dritte umgearbeitete Auflage von P. Baumgartners Goethe (Herder, Freiburg) ist angekündigt; das gibt uns die Hoffnung, daß der Verfasser das mit großem Wissen, aber nicht minder großer Voreingenommenheit geschriebene Werk durch eine Umarbeitung vor der Geringschätzung rettet, in die es nicht nur bei den liberalen Mitgliedern der großen Goethegemeinde, sondern auch bei dem größten Teil der gebildeten Katholiken geraten ist. Das Werk hat damit, das kann man heute wohl ziemlich sicher sagen, den angestrebten Zweck fast vollständig verfehlt und wird, obwohl es im einzelnen mehr bietet als jede der anderen bestehenden Goethe-Biographien, dennoch auf der ganzen Linie totgeschwiegen. So auch neuerdings wieder in einer kleinen ‚Einführung in die Goethe-Literatur' von Professor Karl Hoyer (Gelsenkirchen 1904), worin im übrigen alle seit 1848 erschienenen größeren Darstellungen gewürdigt sind.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß keine dieser Darstellungen das erfüllt, was man von einer objektiv und mit feinstem Gefühl für alles Wesentliche in Goethes Persönlichkeit geschriebenen Biographie erwarten muß; denn wie Heinemann einerseits gegenüber der Fülle des Stoffes die künstlerisch ordnende und ausgestaltende Kraft vermissen läßt, so zersplittert bei Meyer das einzelne in dem geistreichen Hin und Her der Gedankenentwicklung und der ästhetischen Exkurse. Bielschowskys Werk ist im Vergleich zu alledem eine Leistung, aber die klassische Goethe-Biographie schlechtweg ist es nicht, weil das letzte Wort über Goethe zu sprechen überhaupt die Zeit noch gar nicht gekommen scheint. Als der erste Band

erschienen war, wurde die Arbeit fast allenthalben unter dem Gesichtspunkt gewürdigt, B. habe in erster Linie in Goethe den Mann des aus dunklen Instinkten und Leidenschaften handelnden Genies darstellen wollen. Ich muß offen gestehen, daß mir eine so einseitige Charakteriesierung in dem Buch selber nicht begründet erscheint. Und wenn auch möglich wäre, daß die dem jungen Goethe gewidmeten Kapitel einen solchen Eindruck hervorriefen, was aber nicht auf Rechnung der Darstellung, sondern der tatsächlichen Erscheinung des jungen Goethe selber zu stehen käme, so tritt dies psychische Moment in Goethes Leben im weiteren Verlauf der Darstellung nicht stärker in die Erscheinung, als es tatsächlich in Goethes Leben vorhanden gewesen ist. Eine in der stilistischen Form so abgerundete, klare und maßvolle Darstellung, die außerdem in keiner Weise darauf ausgeht, Goethes Leben einer christlichen Lebensauffassung zuliebe mit ungeschickten Argumenten charakterlos zu beschönigen, bietet schon dadurch der Kritik keine allzu weiten Angriffsflächen. Und glücklicherweise sind denn auch Entgleisungen wie die Apotheose der Sesenheimer Idylle und der unglücklichen Pfarrerstochter nicht allzu häufig. Ich rechne es im allgemeinen Bielschowsky nicht für einen Fehler an, daß er sich moralischer Werturteile enthält. Aber dann muß dies auch konsequent durchgeführt sein, und das ist nicht immer der Fall. So, wenn es einmal heißt (Bd. 2, S. 13): ‚Wir, die wir der Lebensfreiheit, die Goethe sich nahm (er meint die Freiheit, sich trotz des Bundes mit Christiane Vulpius auch anderen Frauen genießend zuzuwenden) das ununterbrochene Forttönen seiner Leier durch die ganze Weite der Skala verdanken, sollen ihn in solchen Fällen, wo sie ihn zu unerfreulichen Wendungen führt, nicht schelten, sondern ihn begreifen, sollen vor allem den großen Willen des Schicksals verstehen, das ihn für uns genießend sich freuen und büßend leiden ließ.‘

Glücklicherweise kehren auch solche phrasenhafte Stellen nicht allzu oft wieder. Sie fallen jedenfalls aus dem Ton der Darstellung heraus und verleugnen geradezu das in dem Buch waltende, oben angedeutete Prinzip.

Es ist kein Zweifel, daß Bielschowsky in dem Bestreben, das Wesentliche für die Entwicklung Goethes herauszulösen und zu einem idealen Bilde zu vereinigen, doch nicht ganz der Gefahr entronnen ist, auch da zu idealisieren, wo ein kräftiger Realismus dem Gesamtbilde die echteren Farben geliehen hätte. Diesem Vorgang begegnen wir des öfteren, und hierin liegt unzweifelhaft der größte Mangel des Werkes, der zwar nicht den ästhetischen Genuß im einzelnen, aber die Zuverlässigkeit des Urteils beeinflußt. Zum Schönsten im ganzen Werke gehören zweifellos die Analysen der Dichtungen, die voll feiner ästhetischer Seitenblicke sind. Ich nenne hier hauptsächlich ‚Wilhelm Meister‘, ‚Herrmann und Dorothea‘ und die ‚Wahlverwandschaften‘. Klassisch zu nennen ist das Kapitel über Goethes Lyrik. Die Abschnitte, in welchen von Goethes religionsphilosophischen Anschauungen gehandelt wird, werden wohl von der Zukunft die stärkste Revision erfahren müssen. Jedenfalls war Goethe nicht in dem Sinne Spinozist, wie Bielschowsky das bis zum Schlusse durchführt, sondern er hat mehr in Spinoza hineingelesen, als aus ihm Positives herausgenommen. In diesem Punkte vertritt Willmann (‚Geschichte des Idealismus‘ 3. Bd., S. 616) die jedenfalls richtigere Auffassung, daß Goethes Naturanschauung zu der spinozistischen im vollen Gegensatze steht und sich, von ihrem pantheistischen Zuge abgesehen, vielmehr der aristotelischen, ja der platonischen nähert. Durchaus überzeugend wirkt hingegen, was Bielschowsky über Goethes Verhältnis zu den nationalen Stimmungen und

Bewegungen etwa seit dem Erfurter Kongreß urteilt, und was er als Preuße zu Goethes Abneigung gegen Preußen an Gründen vorbringt. Wer diese Abschnitte mit nur einigem psychologischen Verständnis für jene Zeit und Goethes eigenartige Künstlerpersönlichkeit liest, kann das abgeleierte Märchen von Goethes vaterlandsloser Gesinnung unmöglich länger nachbeten.

Der letzte Band stammt nicht ganz aus Bielschowskys Feder, was leider dem Gesamteindruck mehrfach zum Nachteil gereicht.

So hat Professor Theobald Ziegler das Faustkapitel geschrieben, das als letztes einen schlechten Nachgeschmack hinterläßt. Von jeher hat man vom Standpunkt der kirchlichen Gnadenlehre getadelt, daß Faust ohne jegliche Mitwirkung begnadigt werde. Wer in der Faustliteratur nur einigermaßen Bescheid weiß und nicht nur die Erklärungen von Parteigängern kennt, muß das wissen. Professor Ziegler weiß es nicht. Er erklärt infolge dessen frischweg, daß ein ‚nicht sittlich motivierter Gnadenakt' ‚mittelalterlich kirchlich' sei, während die ‚moderne Sittlichkeit' die Mitwirkung der Persönlichkeit voraussetze.

Unter der neuen Schillerliteratur steht Karl Bergers Schiller obenan; er behauptet sich selbst gegenüber den älteren großen Werken von Minor und Weltrich, von welch letzterem nur der erste Band, die Jugendzeit umfassend, vorliegt. Berger ist der Ansicht, ‚daß unter allen Werken Schillers sein eigenes Leben vielleicht das größte' sei. Denn er sei ‚der bewußt und frei schaltende Baumeister des eigenen Lebens gewesen'. Den Menschen darzustellen dünkt ihm daher mit Recht als die nächste und größere Aufgabe; doch betrachtet er auch im Zusammenhange damit die dichterischen, schriftstellerischen und wissenschaftlichen Leistungen. Die Darstellung ist die eines Volksbuches im edelsten Sinne des Wortes. Schiller zu erkennen, um ihn zu lieben, das soll das deutsche Volk in weitester Ausdehnung lernen, damit wieder wahr werde und bleibe, was Gottfried Keller kündete:

> Und wo im weiten Reich des Deutschen Wortes . . .
> Drei Männer sind, die nicht am Staube kleben,
> Da denken sie bewegt an Friedrich Schiller.

Ein solcher Geist und Ton im Buche erscheint gewiß erfreulich. Aber ich kann mir nicht helfen, liest man so Seite auf Seite, so dünkt er einem doch zu einseitig angeschlagen und festgehalten, so daß man sich, besonders gegenüber dem werdenden Schiller, gar oft nach einem Wort kräftiger Stellungnahme auch gegen ihn und seine Worte und Werke umsieht da, wo man es erwarten muß und darf. Unter diesem vielleicht unbewußten Idealisieren verliert die ästhetische Würdigung Schillers an kritischer Schärfe in einem Maße, wie es z. B. bei Bielschowsky in bezug auf Goethe niemals der Fall ist. Einige stilistische Entgleisungen, wie beispielsweise das Wort von den ‚empfindlichen Hütern eines dogmensicheren Christentums', womit die Beanstander der ‚Götter Griechenlands' gemeint sind, fließen aus der gleichen Quelle allzu unkritischer Bewunderung. Es gab und gibt viele kirchlich gesinnte Katholiken, die Stolbergs am äußerlichen haftendes Urteil nicht teilen und dennoch ein dogmensicheres Christentum einem allem Subjektivismus ausgelieferten vorziehen. Sie werden sich mit Recht an so summarischen Urteilen stoßen. Es bedarf wohl nur dieses Hinweises, damit der Verfasser, der selber von Hause aus Katholik und schon als eine durchaus ideal gerichtete Natur konzilianten Sinnes ist, im zweiten Bande ähnliches vermeide.

Es läge ja schon im Interesse der Wirkung und Verbreitung seines Buches auch in den positiv christlichen Kreisen, aus denen der Schillerschen Geisteswelt und

Sinnesart vielleicht mehr verständnisvolle Gesinnungsgenossen erwachsen dürften als aus der großen Masse jener, denen mit dem religiösen die Lebensideale überhaupt zu verblassen drohen. Als Beweis kann vielleicht eine soeben im Verlag der Joseph Köselschen Buchhandlung erscheinende kleine Schrift: Was ist uns Schiller? angesehen werden, worin der bekannte Beuroner Benediktiner Ansgar Pöllmann, der Herausgeber der ‚Gottesminne', ähnliche Gedanken entwickelt wie unser Leitartikel. Der protestantische Pfarrer Weitbrecht hat sich seltsamerweise darüber aufgehalten, daß auch aus den Reihen der deutschen Katholiken Stimmen der Verehrung und Liebe für den ‚Protestanten' Schiller laut werden. Die Katholiken, so meint er, hätten eigentlich gar kein Recht an ihn. Was so oft gerade von Weitbrecht und Genossen den Katholiken zum Vorwurf gemacht wurde, treibt er durch diese Stellungnahme selber: konfessionelle Literaturgeschichte. Als ob Schiller in erster Linie und seinem Gesamtwirken nach Protestant gewesen wäre! Als ob die protestantische Gefühlswelt mit ihrem breiten Einschlag von rationalistischer Nüchternheit mehr Berührungspunkte mit dem platonischen, fast scholastischen Idealismus Schillers böte als die vom objektiven Idealismus getragene Weltanschauung eines groß und rein erfaßten Katholizismus! Was soll also eine so beschränkt konfessionelle Abgrenzung! Nicht einmal die Nationalität kann hier Schranken wollen. Große Geister gehören der Menschheit und Schiller insbesondere, nach den Worten Gottfried Kellers, allen, ‚die nicht am Staube kleben'. Denn ‚hinter ihm im wesenlosen Schein lag, was uns alle bändigt, das Gemeine' (Goethe).

m.

Neues von Richard Voß.

Richard Voß, der ‚müde Mann' der deutschen Literatur, peitscht sich in seinem jüngsten Roman ‚Michael Tibula' (Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart 1905) flagellantisch auf.

‚Als dürres Herbstlaub wie ein Totenkranz,
Nimm dieses Stück von meinem besten Leben,'

meint er auf dem ersten Blatt. Ja, ja, Gott Lob, sagen wir auf dem letzten, wenn wir's so weit gebracht durch den Wust von Fratzen, Verzerrungen, von ‚Wildheit' und Phantasterei. Sein lyrisches Pathos stelzt bald im biblischen, bald im homerischen, bald im perversen Wienerstil. Mit äußeren Symbolen wird viel gearbeitet; an den religiösen hat er seine ganz besondere Wollust und verzerrt sie zum widerlichsten Aberglauben. Er will in einem weltabgeschlossenen, uralten Karpatendorf bäuerliche Unkultur und fanatischen Fetischismus im Gewande des Katholizismus der Kultur und dem Sittlichkeitsideal einer Judengemeinde gegenüber stellen, deren Kern Nathan der Weise ist. Seine Psychologie ist Psychopathie. In einigen Kinderszenen und sonst steckt ein dichterischer Rest, und sinnlicher Farben- und Formensinn eignet ihm in hohem Maße. Seine ganze Darstellung aber kommt aus dem Hohlspiegel, geht auf tiefsinnige Typisierung hinaus, bleibt aber bei Marionetten hängen.

– th.

Von der Ethik ‚vergöttlichter' Natur.

In zwei einfach meisterhaften Vorträgen hat Joseph Mausbach die allerwichtigsten Fragen der Erkenntnistheorie und Ethik allgemeinverständlich behandelt, die jetzt im Druck vorliegen.* Knapper, schlagender und klarer kann man diese komplizierten Probleme kaum fassen, als es da geschehen ist; man müßte seitenlang abschreiben, um dies Urteil zu beweisen. So soll popularisiert werden; sogar die wichtigsten Zitate fehlen nicht, so daß man jederzeit auch die gegnerischen Meinungen nachschlagen kann. Der erste Vortrag bringt eine geistvolle Analyse des Begriffs ‚Entwicklung' und der Versuche, damit den Zweckgedanken zu erklären — und hinaus zu eskamotieren; ferner eine scharfe Beleuchtung des Pantheismus. Was uns aber zu spezieller Wiedergabe reizt, ist eine Stelle voll köstlicher Ironie aus dem zweiten Vortrag.

Die Erhebung der ‚Natur' zur sittlichen Norm hat zur Vergöttlichung der Natur geführt (S. 40). Was sich in der naturalistischen Ethik durchsetzt, ist nicht das Gut der Allgemeinheit, sondern die egoistische Lust und Selbstsucht des Einzelwillens. Das Zauberwort des ‚Kampfs ums Dasein' berechtigt geradezu den einzelnen, seine Triebe und Kräfte rücksichtslos geltend zu machen; er übt ein gutes Werk, wenn er mit den zum Untergang Reifen, den Schwachen und Mißratenen, kein Mitleid hat. Selbst ein W. Ostwald sagt: „. . . Für das ausgezeichnete Individuum sind erhebliche Opfer am Platze; das durchschnittliche Individuum . . . sollte sich nicht mit gleichen Ansprüchen dem Leben gegenüberstellen.' (Also haben eigentlich nur die sogen. berühmten Leute, deren Namen in der Zeitung stehen, die volle Daseinsberechtigung!) Und eine Lehrerzeitung (!) schreibt: ‚Es ist überhaupt zweckmäßig und segensreich, daß die schwächlichen, verunglückten Formen, Menschen, Tiere oder Pflanzen, je natürlicher es zugeht, desto schneller aussterben.'

Da entgegnet nun Mausbach (S. 40):

> ‚Es ist ein Glück für die Entwicklungslehre, daß nicht schon eine frühere Zeit solche „Marstallgrundsätze" als Moralgrundsätze ausgegeben hat. Die Entwicklungslehre selbst wäre ihnen am ersten erlegen! Ihr Urheber, Ch. Darwin, war ein schwächlicher Knabe und zeitlebens von Krankheit und Gebrechlichkeit geplagt.'

Dann folgen Beispiele anderer Förderer der Entwicklung der Menschheit, die in ihrer Kindheit den Eindruck einer ‚verunglückten Lebensform' oder höchstens

* Weltgrund und Menschheitsziel. Apologetische Tagesfragen. 4. Heft. (Nur 60 Pfg.!) M. Gladbach, Zentralstelle.

eines ‚Durchschnittsindividuums' machten; Kant war als Junge schwach, vergeßlich und schüchtern; er hatte eine platte, eingebogene Brust und schiefe Haltung. (Kürzlich erfuhr man in den Zeitungen, der Physiker Helmholtz und der Maler Menzel hätten Wasserköpfe gehabt; also auch sie ‚verunglückte Lebensformen!') Endlich Goethe; der ‚Universalmensch', den Heinrich Hart einmal die ‚Verkörperung alles dessen' nannte, ‚was der moderne Mensch von Himmel und Erde ersehnt!' Also der Universalmensch

‚kam scheintot auf die Welt und wurde nur durch besondere Anstrengungen vor dem Schicksale bewahrt, als verunglückte Lebensform beiseite geworfen zu werden'. (Aus meinem Leben I, 1.)

Daß es mit Goethes absoluter Vollkommenheit und Gottähnlichkeit in Wirklichkeit etwas anders aussah, zeigt auch eine andere Stelle, die hier einmal der unverdienten Vergessenheit entrissen sei. Sie beweist gar nichts gegen den Dichter, wohl aber gegen eine Richtung, die uns an Stelle anderer Ideale einen ‚Universalmenschen' unterschieben möchte, dem alle irdischen und himmlischen Vorzüge zu eigen waren.

Ernst Moritz Arndt erzählt in seinen ‚Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein' (Berlin 1858, S. 226 ff.) aus dem Jahre 1815 den Eindruck von Goethes Persönlichkeit gelegentlich eines Zusammentreffens Goethes und Steins in Köln.* Zunächst erfreut sich Arndt an dem herrlichen Angesicht unseres Heros Goethe; er bekennt sich deutlich als Verehrer Goethes. Dann aber fährt er fort:

‚Sein Leib hatte eine gewisse Steifheit und Unbeholfenheit: seine Beine waren um sechs, sieben Zoll zu kurz. Ich glaube daher, daß der junge Goethe, von seinem 18.–35. Jahr gerechnet, als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender sein gekonnt. Es gab ihm dieser leibliche Mangel wohl etwas von einer natürlichen Steifheit; aus diesem Gefühl heraus hat er in den Beschreibungen und Schilderungen seiner sogenannten ritterlichen Männer (ein Farno und Konsorten) auf jene körperliche Beweglichkeit und Gewandheit, welche jeder Jagdjunker oder Kammerjunker von Kind auf leicht und umsonst gewinnt, wie mir däuchte, im kleinen einen zu großen Wert gelegt.'

Arndt tadelt ferner noch, Goethe sei vor jungen Offizieren aus altadeligen Familien ‚in einer Stellung gestanden, als sei er der Untere', während dies Stein und selbst ihm (Arndt) nicht eingefallen sei. Mit der völligen Gottähnlichkeit des Götzen Goethe ist es also nichts.

Haben wir einen solchen neuen Naturgötzen nötig? Hat nicht Mausbach recht, wenn er sagt:

‚Die Gleichstellung der Moral mit dem Naturleben führt tatsächlich zur Vernichtung der Moral. (S. 54.) Sittliche Kraft und Größe liegt nicht in körperlicher Gesundheit und Schönheit, nicht in Reichtum natürlicher Gaben; sie

* Der Gegensatz beider ‚großen Männer' und ihre Art, miteinander zu verkehren, ist ebenso köstlich geschildert als eine spätere Zusammenkunft Steins mit dem Herzog Karl August. Das Buch ist überhaupt sehr lesenswert.

liegt in der freien Hingabe des Willens an ein Höheres, Ewiges und Allgemeines' (S. 41).

Und, fügen wir hinzu, ist es denn nicht gerade Goethes höchster sittlicher Ruhmestitel, daß er allen Verlockungen und Anfeindungen zum Trotz an seinen großen dichterischen Aufgaben und Zielen festgehalten hat und, anstatt in Weimar den ‚Universalmenschen' zu spielen (was dem großen Manne nie eingefallen ist und nur kleine Geister in ihn hineinphantasieren, weil sie selbst es an seiner Stelle so gemacht hätten), gelernt und gestrebt hat, so lange er lebte?

Welch köstliche Ironie aber, wenn die neue Naturethik ihren ersten Hohenpriester als scheintotes Kind beseitigt oder ihm als mit leiblichen Mängeln behaftet, zugemutet hätte, sich nicht mit gleichen Ansprüchen dem Leben gegenüberzustellen als Menschen mit normal langen Beinen! Der die Natur bezwingende Geist ist es, der Goethe seine überragende Stellung in der Welt schuf, nicht die Natur allein, und wahre Ethik fließt niemals aus den Quellen einer ‚vergöttlichten' Natur, sondern nur aus den Bächen und Strömen geistiger Kraft und ewigen Lebens. P.

Der Kolportagebuchhandel

hat sich immermehr zu einem Verbreitungsmittel bedenklichster Schundliteratur ausgewachsen. Diesem Mißstand suchte bereits zu Anfang der neunziger Jahre der Weimarer ‚Verein für Massenverbreitung guter Schriften' durch einen wenig erfolgreichen Romanwettbewerb entgegenzuarbeiten. Am 9. Februar 1905 hat ein Berliner ‚Komitee zur Massenverbreitung guter Volksliteratur' den Versuch erneut. Die äußeren Bedingungen sind sehr verlockend: Preise von Mk. 18 000, 12 000 und 8000 ausgesetzt, die Frist ausreichend bemessen, die Anforderungen nicht zu hoch gestellt. Trotzdem wird von vielen Seiten ein abermaliger Mißerfolg vorhergesagt. Max Kretzer im ‚Tag' (Nr. 127) und ein Anonymus in der ‚Köln. Volksztg.' (Nr. 247) sind in der Überzeugung einig, daß man keinesfalls auf diesem Weg eine weitreichende Verdrängung der Schmutzprodukte erzielen werde. Neben dem aktiven Widerstand des bisherigen Kolportagebuchhandels soll namentlich der passive Widerstand weitschichtiger Lesermassen, ihre Verständnislosigkeit für künstlerisch bessere und reinlichere Geisteskost dem Erfolg im Weg stehen.

Namentlich Max Kretzer, der seinerzeit selbst den ersten derartigen Kolportageroman ‚Irrlichter und Gespenster' geschrieben hat, äußert sich auf Grund der damaligen Erfahrungen höchst pessimistisch:

‚Man kam bald zu der ernüchternden Erkenntnis, daß die bessere Literatur ewig Kaviar für die große Menge bleiben wird. ... Tausende ziehen eben den Speck und die Pellkartoffeln vor, schlagen sich den Magen damit voll und fühlen sich lustig und guter Dinge. ... Gerade so ist es mit der Kunst und Literatur: Unzählige finden eine roh und buntbekleckste Leinwand schön und lächeln über den Meister der sanften, gebrochenen Farben, ... und ebensoviele stimmen laut die ‚Holzauktion' beim Leierkastenklang an und gehen achtlos an

der offenen Tür vorüber, durch die eine Sonate von Beethoven schallt, wiehern auch vor Lachen über die rohen Späße in einer Trikotposse und bleiben kalt bei Hamlets berühmtem Monolog. Das ist viel mehr unbewußte seelische Verschlossenheit als eingetretene Entartung.'

Nun wohl, wenn es Verschlossenheit ist, dann muß man eben nach dem rechten Schlüssel suchen und darf nicht verzagen, weil nicht gleich der erste beste öffnet. Eine gewisse Entmutigung macht sich ja auch anderwärts in den Volksbildungsbestrebungen geltend. Man findet in den Volksbibliotheken, -Konzerten, -Vorlesungen und -Vorstellungen vielfach nicht diejenigen Schichten, auf die man am meisten einwirken möchte. Und häufig zeigt sich, daß sich die Massen ihren Geschmack nicht von oben herab vorschreiben lassen wollen. Aber sind denn Sonaten von Beethoven, Trauerspiele von Shakespeare oder Radierungen von Rembrandt wirklich geeignete Geisteskost zum Traktieren der Menge? Ist deren ehrliches Bekenntnis: ‚Das ist mir zu hoch' nicht immer noch besser als die unzählig häufige Verständnisheuchelei bei ‚Höhergebildeten'?!

Man macht es dem obbesagten Preisausschreiben zum Vorwurf, daß seine Bedingungen die Erlangung eines Kolportageromans von ‚hohem ästhetischem Wert' ausschließen. Allerdings, auch wir können uns nicht vorstellen, wie sich ein künstlerisch bedeutender Roman zum Kolportageabsatz eignen sollte. Auch wir glauben, daß bestenfalls ein künstlerisch mittelmäßiger Unterhaltungsroman erzielt werden kann. Aber das Preisausschreiben verfolgt ja auch gar nicht den Zweck, die künstlerische Produktion als solche zu heben, sondern es will zur Geschmacksverbesserung in den bisher literarisch unzugänglichen Volksschichten beitragen, in jenen Schichten, die auch von der Erziehungsarbeit der Volksbibliotheken und billigen Volksschriften noch fast unberührt geblieben sind. Wer an diesem Werke mitarbeiten will, tut freilich gut, von vornherein auf den *höchsten* literarischen Lorbeer zu verzichten. Deshalb bleibt aber die zu leistende Arbeit an ihrem Platze nicht minder verdienstlich; an sittlich-erzieherischem Wert kann sie sogar manches ästhetisch hochklassische Kunstwerk weit übertreffen.

Es besteht also prinzipiell kein Grund zu entmutigendem Pessimismus, sondern im Gegenteil vielfacher Anlaß zu empfehlender Unterstützung. Vielleicht tragen auch diese Zeilen dazu bei, den einen oder anderen christlichen Unterhaltungsschriftsteller zum Mitbewerb anzuregen oder in bereits gefaßten Entschlüssen zu bestärken.

r.

‚Der Krieg.'

Welcher Krieg? — ‚Vom Kriegsschauplatze.' Also vom *deutsch*-südwestafrikanischen Kriegsschauplatze? — Harmloser Tor, mutest du den deutschen Bürgern, *der deutschen Presse* solch egoistischen Sinn zu, vor dem Fremden an sich selber zu denken? ‚Den' Krieg zu sagen, wo deine Söhne und Landsleute bluten und sterben, um deines Volkes Zukunftsgüter zu behaupten! Wie kannst du nur glauben, der lauteste Kanonendonner fern im Osten dürfe nicht im Ohr eines ehrlichen Deutschen das Gewehrknattern übertönen, das

um deines Namens willen dem deutschen Soldaten in afrikanischer Steppeneinsamkeit die Sterbestunde läutet. Zwar läutet es vielen; aber weißt du nicht, guter Michel, daß Deutsch-Südwestafrika weit von deinem Hause ist, und hast du dir nie was dabei denken können, wenn du im ‚Faust' — du weißt doch? — den anderen Bürger hörtest:

‚Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker aufeinanderschlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus,
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried und Friedenszeiten.'

‚Herr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehn:
Sie mögen sich die Köpfe spalten;
Mag alles durcheinandergehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.'

Hörst du nun, guter Michel?

* *

Gottesnähe.

Zuweilen im Abendfrieden,
Wenn alles ruht,
Vergehen die Wellen die müden
Auf Weihers Flut.

Zu tiefst auf seinem Grunde
Die Wolken sich schauen.
Sie wandeln, o heimliche Stunde,
Auf irdischen Auen.

O Seele, sahst du Ihn stehen!
Deines Ufers Gefilde
Betrat er ungesehen,
Zu schauen nach seinem Bilde.

Joseph Bernhart

Geschichte.

Hermann Hüffer, über dessen Reumont-Gedenkschrift Hochland noch im II. Band (S. 608 ff.) eine ausführliche Besprechung brachte, ist am 15. März, wenige Tage vor seinem 76. Geburtstag, dahingegangen, und mit ihm einer der gründlichsten und objektivsten Historiker Deutschlands, der beste Kenner der frühnapoleonischen Zeit. Namentlich über die ‚Diplomatischen Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution' (3 Bände, 1868/79) und ‚Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskrieg' (1869) hat seine unermüdliche Forschung eine Fülle von Aufklärungen gebracht und manche einseitige Auffassung älterer Geschichtsschreibung beseitigt. In seinem letzten großen Werk ‚Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition' (2 Bände 1904) tritt die Darstellung der diplomatisch-politischen Verhältnisse hinter der Schilderung der kriegerischen Geschehnisse zurück. Hüffers peinliche Gründlichkeit hat ihn keineswegs gehindert, mehr als ein einseitiger Spezialist zu sein. Nicht einmal sein akademisches Lehramt lag im Gebiet der Geschichtsforschung. Vielmehr war er seit 1860 Professor an der Bonner juristischen Fakultät und lehrte dort Staats- und Kirchenrecht, wie auch seine ersten wissenschaftlichen Publikationen der Geschichte des Kirchenrechts gewidmet waren. Sein liebevolles Verständnis für die Werke der schönen Literatur hat sich auch in literarhistorischen Schriften betätigt. Neben dem Werk über Heine (1878) ist namentlich die grundlegende Arbeit über Droste-Hülshoff (1887,[2] 1890) zu nennen. Dem Geiste dieser seiner großen Landsmännin hat sich der Verewigte allezeit besonders nahe gefühlt, und diesem Umstand ist es auch wohl nicht zum wenigsten zu danken, daß er stets dem katholischen Glauben seiner Kindheit eine tiefe Pietät bewahrte, obzwar er sich leider der Kirche entfremdet hatte.

* *

Karl Lamprecht als Geschichtschreiber der neuesten Zeit. Der vielgenannte Führer der sog. ‚psychologischen Historik' hat es bekanntlich für angemessen gehalten, seiner groß angelegten und heiß umstrittenen ‚Deutschen Geschichte' noch vor deren Vollendung unter dem Titel ‚Zur jüngsten deutschen Vergangenheit' ein Supplement über die zeitgenössische Entwicklung an die Seite zu stellen. Nachdem bereits früher je ein Band über die Geistesgeschichte sowie das Sozial- und Wirtschaftsleben der Gegenwart erschienen sind, haben diese Ergänzungsbände nunmehr in einem dritten mit der Darstellung der inneren und äußeren Politik, der hier zur Besprechung vorliegt, ihren Abschluß gefunden (Freiburg i. Br., Verlag von H. Heyfelder 1904).

Von einem Eingehen auf die gerade mit Bezug auf unsern Verfasser viel ventilierten methodologischen Fragen wird man hier am besten absehen; es liegen darüber für den, der sich dafür interessiert, eine ganze Reihe von Streitschriften pro et contra vor, und zudem hat man nicht mit Unrecht bemerkt, daß Lamprechts Methode sozusagen mit jedem neuen Bande eine gewisse Metamorphose durchmache. Für denjenigen, der Lamprechts auf alle Fälle bedeutsame Art noch nicht kennt, sei kurz darauf hingewiesen, daß er von der Annahme einheitlicher seelischer Grundlagen und Entwicklungsstufen im universalen Menschheitsleben ausgeht und deren kontinuierlichen Einfluß auf die geschichtliche Gesamtentfaltung darzulegen strebt. Dabei wird stets das gegenseitige Verhältnis bezw. das Ineinandergreifen oder Aufeinandereinwirken der materiellen Faktoren und der geistigen Entwicklungsmächte betont; aus dieser Auffassung ergibt sich dann, daß nicht nur die politischen Ereignisse und Kräfte, sondern vor allem auch das Gesamtmilieu in der Entwicklung der Zustände und insbesondere des geistigen Lebens zur Darstellung kommen.

So wird man auch in dem vorliegenden Bande, und namentlich in diesem, vergeblich nach einer detaillierten Schilderung aller einzelnen Ereignisse der letzten dreißig Jahre im Sinne der alten Personalgeschichte mit ihren farbenreichen Bildern suchen. ‚Das Pittoreske,' sagt der Autor (S. 350), ‚ist nicht an sich das geschichtlich Wichtige; mit der Auffassung, daß das bunte Kleid der Entwicklung auch ihre Seele bedeute, muß wissenschaftlich gebrochen werden, — selbst wenn Kinder nach wie vor lieber Geschichten hören als Geschichte.' Lamprecht setzt an Stelle des bisher dominierenden Nacheinander ein vergleichendes psychologisches Nebeneinander. Das tritt insbesondere in der einleitenden geistvollen ‚Umschau' zutage, wo er den allgemeinen Gang und den Charakter der neueren inneren und äußeren deutschen Politik zeichnet — unter steter Zurückleitung auf die Grundvorgänge der früheren sowohl wie der modernen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, und zwar mit Bezug auf den persönlichen Mikrokosmus, d. h. die Entwicklung des Einzelnen, und auf den staatlichen Makrokosmus, d. h. die Entfaltung des Volkes, bei denen er einen analogen Lebensprozeß erblickt. Indem er die gesamte Wirtschaftsentwicklung als einen Prozeß der Intensivierung der Arbeit und der Kapitalbildung ansieht, folgert er unter Anwendung seiner ‚psychologischen Theorie der Wirtschaftsstufen' die Bildung neuer Stände der freien Unternehmung und die Umbildung der alten wie der Gesellschaft überhaupt aus dem Einfluß des neuen Wirtschaftslebens. ‚Das sozialpsychische Diapason der Zeit' wird demnach bestimmt durch wirtschaftliche und soziale Faktoren, die als Konsequenz den Expansions- und Machtgedanken eliminieren. In ihrer Übertragung auf die äußere Politik ergeben sie die Einheitsbewegung und die Weltpolitik, mit Bezug auf die innere Politik den modernen Demokratismus und dessen Reflex auf die Monarchie, endlich die Sozialisierung der politischen Parteien. Trotzdem ist die neue Kultur kein einfacher Abklatsch der neuen Wirtschaftsform à la Karl Marx, stets sind vielmehr die Zusammenhänge mit der Vergangenheit, materiell und geistig, hervorzuheben. Die individuale Seite der modernen Entwicklung wird durch ‚die Reizsamkeit' der freien Unternehmung charakterisiert, bei der eine naturalistische und eine idealistische Stufe unterschieden wird (illustriert an Bismarck und Wilhelm II.). Auch in den Parteien spiegeln sich diese Seelenströmungen wieder.

Diese Grundgedanken ziehen sich dann durch das ganze Buch, welches reich an wertvollen und originellen Gedanken in meist essayistischer Form den Verlauf der

inneren und äußeren Politik als Folgeerscheinungen sog. ‚spezifisch kulturgeschichtlicher Mächte' schildert. Denn ‚nicht durch äußere Schicksale und die Eingriffe fremder Gewalten, sei es menschlicher oder natürlicher, erscheint das politische Geschick der Nation vornehmlich und innerlichst bedingt, wie eine immer wieder vorgetragene Afterlehre behauptet, sondern durch sein eigentlichstes und innerlichstes seelisches Werden; und wie vom Individuum, so heißt es von ihr: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne'. — Bezüglich der inneren Politik wird zunächst die Entwicklung der alten Parteien genetisch verfolgt und die Fortbildung und Konkretisierung des Parteiwesens, vor allem unter der Einwirkung der sozialen Ideen, skizziert. Dabei wird im allgemeinen des Katholizismus und seiner politischen Machtäußerung (Zentrum) achtungsvoll gedacht. Vom Wesen des Katholischen hat der Autor aber nur einen unvollkommenen Begriff; er sagt ja manches Interessante über einzelne Strömungen unter den deutschen Katholiken, aber tiefer blickt er da doch nicht; und im übrigen hätte er — von wissenschaftlichen Werken ganz zu schweigen — nur ein beliebiges Kompendium der Dogmatik in die Hände zu nehmen brauchen, um sich vor so offenbaren Dummheiten und tatsächlichen Irrtümern, wie er sie z. B. S. 94 und 95 über Ablaßwesen, Heiligenkultus, Fegfeuer usw. zum besten gibt, zu hüten. Ein Historiker vom Range Lamprechts sollte auch hier zu den Quellen steigen und sich nicht auf tendenziöse protestantische Theologen wie Kolde und Hauck verlassen. Seine Kritik bleibt ihm unbenommen, aber sie sollte doch auf ein reales Fundament zurückgehen. Weiter wird dann die Gründung und der Ausbau des Reiches und seiner Verfassung sowie seine äußere Sicherung behandelt; bemerkenswert ist namentlich die Passage über den Umschwung der Wirtschaftspolitik 1878 und über Bismarcks sozialpolitische Entwicklung. Aus der Zeit des jetzigen Kaisers hebt sich hervor die Wandlung der Parteien, der Übergang zum Industriestaat und zur Weltpolitik, die Arbeiterschutzgesetzgebung und die neuen Bahnen in der Schul- und Kirchenpolitik.

Der Teil über die äußere Politik ist besonders reich an weittragenden Ausblicken und feinsinnigen Reflexionen; er zeigt eine große Vertrautheit mit dem gerade hier so kolossalen und doch schwer zugänglichen Material. Von dem, was man die eigentliche Diplomatie nennt, kann naturgemäß weniger die Rede sein. Um so wertvoller sind die Untersuchungen über Binnenwanderung und Auswanderung, über die Entstehung deutscher Interessen auf ausländischem Gebiete, über moderne Expansions-, Kolonial- und Weltpolitik, welch letztere bis zu den ostasiatischen Wirren verfolgt ist.

Weit entfernt, allen Urteilen des Verfassers beizustimmen, trage ich doch kein Bedenken, sein Buch als eines der instruktivsten und anregendsten aus der neueren Geschichtsliteratur zu bezeichnen. Mit geistreicher Darstellung verbindet es eine tiefe Einsicht in alle Probleme des Völkerlebens und ist getragen von idealem Schwung und besonnenem nationalem Geiste. Weil es überall die Zusammenhänge mit der Vergangenheit und die Richtlinien nach der Zukunft aufdeckt, ist es eine rechte Schule wahrhaft historischen Denkens. Wer kritisch und selbständig genug ist, sein Urteil nicht ohne weiteres vor ‚schimmernden Gedankenpaläsien' gefangen zu geben, wird Lamprechts geniale Darstellung stets mit Genuß und Vorteil lesen.

Johannes Mumbauer.

Joseph Georg Stroßmayer, den besonders durch sein Hervortreten auf dem vatikanischen Konzil bekannt gewordenen Bischof von Kroatien, der am 8. April gestorben ist, wird ein Artikel im nächsten Heft würdigen.

*

Rechtswissenschaft.

Laiengerichte. Vor kurzem ist der Entwurf des Gesetzes betreffend Kaufmannsgerichte als Gesetz (6. Juli 1904) verabschiedet worden, und schon wieder werden in der Tagespresse weitere Wünsche laut, dem Laienelemente noch größeren Einfluß auf die Rechtsprechung, speziell die Zivilrechtsprechung einzuräumen. Darf die Rechtspflege von einer größeren Beteiligung des Laienelements bezgl. der Rechtsprechung eine Förderung erwarten?

Der Kampf um Laiengerichte, zwischen ‚gelehrtem‘- und ‚Laien‘-Richtertum kehrt in jeder Epoche der Rechtsgeschichte wieder. In Zeiten mit einfachen wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnissen nimmt das Volk in weitem Maße an der Rechtsprechung teil. Es ist dieser Aufgabe gewachsen. Aber sobald die wirtschaftlichen Verhältnisse verwickelt werden, in Zeiten blühenden Handels und bedeutenden Verkehrs fühlt der Laienrichter sich seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen. Das Volk verliert das Vertrauen zu ihm und wendet sich unwillkürlich dem gelehrten Richterstande zu. Bei keiner andern Zeit läßt sich dieser Vorgang deutlicher erkennen und genauer nachweisen als in der Zeit der Rezeption des römischen Rechts.

Aber des Lebens ungemischte Freude,— eine uneingeschränkte Herrschaft ist auch dem ‚gelehrten Richtertum‘ nicht dauernd beschieden. Gegen seinen Einfluß werden im Volke zwei Faktoren als Reaktion wirksam: Liebe zur Freiheit, zur eigenen Regelung der eigenen Angelegenheiten, vielleicht auch bewußt und unbewußt die Erinnerung an die Vergangenheit, und anderseits ein Mißtrauen gegen die häufig geheimnisvoll erscheinende, wenig volkstümliche Rechtsprechung der ‚gelehrten Richter‘. Diese Reaktion führt dann meist zu einem Kompromißzustand, wie ihn die Jetztzeit zeigt, bei dem das ‚gelehrte Richtertum‘ die Oberhand hat, dem ‚Laienrichtertum‘ daneben aber bedeutende Aufgaben zugewiesen sind. Ist dieser Zustand, eventuell eine Verstärkung des Laieneinflusses auf die Rechtspflege, zu begrüßen? Die Mehrzahl der Juristen verneint diese Frage, und zwar, wie gezeigt werden soll, aus stichhaltigen Gründen.

Die heutige Sozialwirtschaft und dementsprechend die heutige Gesetzgebung übertreffen an Kompliziertheit, so weit wir wissen, alle früheren Epochen. Zweierlei zur Beleuchtung! Die ungeheure internationale Entwicklung des Verkehrs und des Verkehrsrechts und anderseits die ungeahnte gewaltige Ausdehnung der sozialen Frage. Diese ganze riesige Sozialwirtschaft untersteht rechtlichen Regeln, die kompliziert und vor allem abstrakt sein müssen, um möglichst die Vielheit und Fülle des Stoffes bewältigen und in sich aufnehmen zu können. Durch die Abstraktheit in der Technik wird das Gesetz dem Laien schwierig; er wird fast nie sofort verstehen, was das Gesetz will. Moderne Gesetze reden eine besondere Kunstsprache. Anderseits gehört lange Erfahrung und Geistesarbeit dazu, um nur in etwa der Fülle der Gedanken Herr zu werden, die in diesen Formeln enthalten ist. Die scharfe Technik, der streng logische Aufbau, die Regelung einheitlicher Lebensverhältnisse in verschiedenen Teilen des Gesetzes, die Ausschaltung allgemeiner, immer wieder anzuwendender Normen in einen allgemeinen Teil, alles dies macht es dem Laien, selbst dem gebildeten Laien, fast unmöglich, sich ein klares Bild von dem, was das Gesetz will, zu machen.

Dazu kommt noch ein Umstand, der fast stets zu wenig berücksichtigt wird. Der einzelne Rechtsfall ist stets ein Krankheitsfall, etwas Pathologisches und wie jede pathologische Erscheinung kompliziert. Bei der Lösung fast eines jeden Rechtsfalles muß in den tiefern Zusammenhang zwischen einzelnen Rechtsnormen eingedrungen werden. Äußerlich tritt dies am klarsten dadurch hervor, daß bei der Entscheidung der meisten Rechtsfälle mehrere

Gesetzesparagraphen genannt werden. Die Anwendung mehrerer Normen setzt aber voraus, daß der Richter einmal die Tragweite jeder einzelnen Norm genau würdigen kann, dann aber vor allem, daß er sich der Komplikationen aus dem Zusammenwirken der verschiedenen Normen bewußt wird. Wird dies der Laie jemals können? — Wer es bejaht, muß die Erfahrung des Richters, die Bedeutung der Präzedenzfälle, den Wert jeder juristischen Schulung für nichts erachten.

Daß nicht etwa die Zuständigkeit der Gerichte (Amtsgericht usw.) ein untrügliches Zeichen für die Kompliziertheit der Rechtsfälle ist, bedarf wohl keiner weiteren Begründung. Und wenn in den schwierigsten und wichtigsten Rechtssachen dem ‚gelehrten' und nur dem ‚gelehrten Richter' Vertrauen geschenkt wird, sollte er da in den kleinen Rechtsstreitigkeiten unzuverlässig sein? —

Nichts ist zweifelhafter als das sogenannte gute juristische Gefühl des Volkes. ‚Salomonische Urteile' — wie sie oft gelobt werden, — sind bei Licht betrachtet meist willkürliche Entscheidungen. Eine Porzia, wie sie Shakespeare im ‚Kaufmann von Venedig' gezeichnet, lassen sich alle ‚gelehrten Richter' gerne als Beisitzerin gefallen. Aber wie viele Laien mit dem feinen juristischen Takt einer Porzia werden wir finden! Die Erfahrungen, die wir mit Laienrichtern auf dem Gebiete der Strafrechtspflege gemacht haben, sind nicht erfreulich. Vielfach sinken hier die Laienrichter zu Jasagern herab, weil sie sich selbst gestehen, daß sie den oft so schwierigen Rechtsfragen nicht gewachsen sind. Anderseits geben Urteile von Laiengerichten — besonders Schwurgerichten — zu lebhaften Bedenken Anlaß. Am 17. November 1904 sprach das Schwurgericht zu Reims zwei treulos verlassene Mädchen, die ihre Verräter durch Begießen mit Schwefelsäure schwer verletzten, vollständig frei. Solch ein Urteil spricht Bände. Auf der Bühne lassen wir uns eine solche Gefühlsjurisprudenz gefallen. Das Leben aber fordert Urteile von Richtern, die mit Kenntnis des Rechts, auf Erfahrung gestützt, mit ruhiger Überlegung entscheiden.

Dr. jur. Peter Klein.

Literatur.

Schiller, ‚der Formalist', ist ein Gegenstand des Tadels, wenn nicht Angriffs vieler, besonders christlicher Ästhetiker. So wird Schiller von P. Gietmann (Allgemeine Ästhetik, Freiburg 1899, S. 230) als ein Anwalt der ‚Relationslosigkeit' der Kunst bezeichnet, der ‚durch seine Bewunderung des ästhetischen Scheins', der ‚inhaltsleeren (!) Form' so weit kam, ‚daß er in aller Aufrichtigkeit das Heidentum dem Christentum vorzog, weil es nach seinem törichten Dafürhalten (an Ort und Stelle gesperrt gedruckt!) zu wenig Kunstschönheit aufweist.' Nebenbei bemerkt hat Schiller längst nach den ‚Göttern Griechenlands', und zwar just als er seine ästhetische Theorie entwickelt hatte, das Christentum die ‚Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinn die einzig ästhetische Religion' genannt, was man, wenn man mit Behauptungen wie der obigen etwas bekräftigen will, mindestens doch beachten sollte. Dr. Joseph Müller steht in seinem Buch: ‚Jean Paul in seiner Bedeutung für die Gegenwart' (München 1894, S. 346 ff.) genau auf demselben Standpunkt, redet von Schillers ‚reinem Formalismus', dem gegenüber sich ‚moralische Bedenken' aufdrängen, ja sogar von der Kunst als ‚leerer Form', die Objekte, eine Idee brauche, die aber nur die Moral geben könne, und dergl. mehr. Gegenüber diesem seltsamen Mißverständnis der Schillerschen Gedankenwelt und der geradezu banausischen Ausdeutung seiner Begriffe, die förmlich Schule macht, ist es vielleicht der rechte Augenblick, darauf hinzuweisen, daß der christliche Ästhetiker nicht notwendig einen solchen Stand-

punkt einnehmen muß, sondern daß auch eine größere und geistvollere Auffassung möglich ist und tatsächlich besteht. In dem leider zu wenig beachteten ‚Versuch einer allgemeinen Ästhetik' ‚Weltschönheit' von Richard von Kralik (Wien 1894), dem bezeichnenderweise das Motto vorausgesetzt ist: ‚Deus ludens in orbe terrarum', bietet der österreichische Dichter und Denker eine ganz vortreffliche Interpretation von Schillers ästhetischer Begriffswelt, die als Anregung zum tieferen Durchdenken Schillerscher Erkenntnisse hier wiedergegeben sei:

‚Schon Kant hatte den Begriff des freien Spielens der Einbildungskraft in die Theorie des Schönen eingeführt. Schiller macht nun ernst mit diesem Begriff; er erkennt als die ursprüngliche und wesentliche Betätigung des menschlichen Geistes das Spiel. Mit dieser Formel hat er wohl, wenn auch vielleicht nicht mit dem ganzen Bewußtsein der Weite seines Prinzips, das Lösungswort des Welträtsels aussprechen wollen. . . . Das Spiel ist, ernsthaft verstanden, der Kern, das Prinzip, der Zweck der Welt; Spiel ist absolute Handlung, ist die einzige Betätigung, die des absoluten Geistes würdig ist. Spiel ist zweckloser Zweck, veränderungslose Veränderung, unfeindlicher Streit, erwünschter Schmerz, arbeitsvolle Muße, schuldlose Illusion; Spiel ist Einheit in der Mannigfaltigkeit, interesseloses Gefallen, Harmonie in der Disharmonie; das Spiel vereinigt Werden und Sein, Stoff und Form. Man darf freilich mit dem Worte nichts Banausisches verknüpfen. Die Welt ist nicht eine kindische Spielerei, sondern ein Spiel der Allmacht Gottes mit sich selbst und mit seinen Kindern, ein göttliches Festspiel, das allerdings durch tragische Verschuldung ausgeartet ist. . . . Die Welt soll ein Gesamtkunstwerk werden, eine spielende, freie Betätigung des Geistes. Von diesem höchsten Standpunkt aus wird freilich aller Stoff in Form verwandelt, aber nicht so, daß der Stoff künstlerisch gleichgültig wäre. Im Gegenteil, je formeller das Kunstprinzip des Spieles ist, um so besser wird der künstlerische Spieltrieb tun, sich in das Stoffliche der Welt zu stürzen, um es durch das ‚Kunstgeheimnis der Meisterschaft' zu vertilgen, in Form zu verwandeln. (S. 136 ff.) . . . Es besteht also wohl ein Gegensatz zwischen Form und Stoff, aber nicht zwischen Form und Gehalt, zwischen Form und Idee; denn Form, Gehalt, Idee sind identische Begriffe. Ein Kunstwerk ist schön, weil es Form, das ist Geist, Gehalt, Idee, hat; es ist um so schöner, je mehr die Form und die formellen Verhältnisse den Stoff überwunden haben, das heißt, je mehr Geist, je mehr Seele, je mehr Idee, je mehr Gehalt, je mehr Göttliches sich darin ausspricht. Das Schöne ist um so schöner, je mehr Wahres, je mehr Gutes und Gerechtes es ausdrückt; denn es kann damit um so mehr formell gefallende Verhältnisse aufweisen. Oder liegt Wahrheit und Güte in etwas anderem als in der Form? Damit werden die Grenzen der Wissenschaften nicht verwischt. Denn das wird immer der Unterschied des Wahren, Guten und Schönen bleiben, daß das erste mit der Reflexion, das andere mit dem Willen, das dritte mit dem passiven, daher interesselosen Aufnahmsvermögen, mit dem Gefühl oder der Empfindung aufgefaßt wird, wobei sowohl die Einheit der Welt als die der Seele unbeschadet bleibt.' (S. 159 ff.)

Viele Ästhetiker tun sich mit ihren Einwänden gegen Schillers tief durchdachten Kunstbegriff nur deshalb so leicht, weil sie dessen ganze Gedankenarbeit auf diesem Gebiet nicht kennen oder wesentliche Teile darin ignorieren. Wer z. B. außer acht läßt, was Schiller von dem Schaden sagt, den ‚der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft' ‚sowohl im Leben als in der Wissenschaft' angerichtet haben, wer nicht berücksichtigt oder nicht weiß, daß

er dem ‚Gebrauch schöner Formen' ‚notwendige Grenzen' gesetzt, mit anderen Worten den Gefahren einer rein ästhetischen Weltanschauung für unser sittliches Leben selber in klaren und bestimmten Worten begegnet ist, der und nur der kann mit ‚moralischen Bedenken' sich den billigen Ruhm erwerben, die Gefahren der Schillerschen ‚l'art pour l'art-Theorie' beschworen zu haben und der ‚christlichen Ästhetik' ein besonderes Verdienst auf diesem Gebiet zurechnen.

M.

Amalie Skram. Zwei Probleme haben diese jüngst verstorbene und hochbegabte norwegische Schriftstellerin beschäftigt — das Problem des körperlichen Elends (das Problem der Armut) und das Problem des seelischen Elends (das Problem der unglücklichen Ehe).

Die ersten Proletar-Erzählungen der Skram erschienen schon anfangs der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Nie früher war man in so schwarze Abgründe hinabgeführt worden — wie in die Keller der Gesellschaft, wo das Bodenwasser in faulenden Pfützen über einer schwarzen, feuchten Erde steht und ausgehungerte Menschen auf schmutzigen Lumpenhaufen sterbend röcheln. In diesen Erzählungen (‚Karens Weihnachtsabend', ‚Die Mietsleute der Madam Hoyes' u. a.) hat man — wie später bei Gorki — jene verpestete und vergiftete Luft geatmet, in der Anarchisten großgezogen werden, und jene wütende Verzweiflung, die aus bodenloser Not und aus Elend geboren wird und den Enterbten die Bombe in die hungerzitternden Hände drückt, teilte sich gewaltig der Seele des Lesers mit.

In eine noch dunklere, noch schrecklich unheimlichere Nacht führen uns die Eheschilderungen der unerbittlichen Nordländerin. ‚Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei,' hatte schon Schiller gesungen, und man könnte diese Worte als Motto der ganzen hierher gehörigen Dichtung der Frau Skram voransetzen. Brutalität des Mannes, Hysterie des Weibes, das waren die zwei Mächte, die in diesen tief traurigen Schilderungen moderner, aller sakramentaler Würde, aller Heiligkeit und Weihe entkleideten Ehen mit einander kämpften.

Am ergreifendsten oder besser: am bedrückendsten wirkt wohl diese Schilderung im Buche Forraadt (‚Verraten'). Es ist die Geschichte einer nordischen Ehe, — der Ehe zwischen einem schon im vollen Mannesalter stehenden Schiffer und Schiffsherrn und dem blutjungen Mädchen, das er als Ehefrau mit sich über die großen Meere führt. Nach einigen Monaten ist der rüstige Seefahrer ein gebrochener Geisteskranker, der sich bald in Branntwein betäubt, bald über der Bibel brütet, um zuletzt selber seinem Leben ein Ende zu machen, und die lebensfrohe Jungfer ist in ein zerrüttetes, nervenkrankes, zerrissenes und zertretenes Weib umgewandelt. ‚Das ist das Werk der Liebe zwischen Mann und Frau,' sagt uns mit tonlos verzweifelter Stimme die Dichterin; ‚das ist das Werk jener blinden Allgewalt, die zwei Körper zusammen bindet, während zwischen den Seelen ein gähnender Schlund unüberbrückbar sich öffnet!' In diesem Sinne ist der Titel des Buches zu verstehen, — die Liebe trügt und täuscht, ihre Verheißungen sind verräterisch; ungeachtet aller sogenannten Herzensbündnisse bleibt jede Seele in ihrer furchtbaren Einsamkeit auf ewig unverstanden!

Die modernsten Modernen, in Skandinavien wie in Deutschland, stehen jetzt im Zeichen des dionysischen Orgiasmus, der jasagenden Verherrlichung der Lebenskräfte. Diesen taumelnden Bacchanten (und Bacchantinnen) gegenüber hebt sich das Profil der Amalie Skram ernst und traurig ab. Sie gehört jener älteren Generation an, die mit den Ideen des französischen Realismus erzogen war, und der das Leben nicht wie eine bacchisch

fröhliche, oft auch bierfidele Satyrmaske erschien, sondern entgegenstarrte wie das versteinerte Haupt der Medusa.

Johannes Jorgensen.

Jules Verne, der am 24. März in seinem 78. Lebensjahr dahinging, ist seit dem Jahre 1863, wo er seine ‚fünf Wochen im Luftballon' veröffentlichte, bis zum heutigen Tag einer der beliebtesten, von jung und alt in Frankreich wie Deutschland meistgelesenen Unterhaltungsschriftsteller geblieben. Er dankt diesen Vorzug nicht etwa einer hervorragenden literarischen Darstellungskunst, sondern vornehmlich der abenteuerlichen Fülle und eigenartigen Richtung seiner Erfindungsgabe. Dem lehrhaften Reiseroman älteren Stils gab er durch die Einbeziehung wohl ausgedachter physikalischer Phantasien ein ganz neues Bewegungsmotiv: Dank der Kraft einer Riesenkanone führt er seine Reisenden im wohnlichen Projektil von der Erde zum Mond und — infolge eines ballistischen Rechenfehlers — um den Mond herum wieder zur Erde zurück. Ein geheimnisvoller Abenteurer legt in seinem gefürchteten Riesenunterseeboote 20000 Meilen unter dem Meere zurück, ein anderer gelangt durch das Polareis zum Nordpol, um dort in den Krater zu stürzen; wieder einer dringt durch unterirdische Klüfte zum Mittelpunkt der Erde vor; ein spleeniger Engländer macht infolge einer Wette die Reise um die Erde in 80 Tagen und gewinnt überraschenderweise noch am 81. Tag, weil er durch die Umdrehung der Erde einen Tag in der Zeitrechnung vorausgeeilt ist. Alle diese und viele ähnliche Phantasien sind mit beträchtlicher Wissensfülle ausgedacht, und neben gutverhüllten Unmöglichkeiten finden sich darunter doch auch einige bemerkenswerte, richtige Vorausahnungen: Zur Reise um die Erde braucht man schon längst keine achtzig Tage mehr; das Unterseeboot ist verwirklicht und beginnt zur gefürchteten Waffe zu werden. — Wissensdurst und Lust am Märchenhaften sind keineswegs so grundverschiedene Triebe, als man beim Vergleich eines mathematischen Lehrbuchs mit ‚Tausend und eine Nacht' glauben möchte. Namentlich der volksmäßige und jugendliche Wissensdrang birgt einen Wunsch in sich, durch ungeheuerliche, zauberhafte Effekte verblüfft zu werden. Und schließlich ist ja auch das genauere Verstehen des echten Gelehrten zugleich ein tieferes Staunen. Den märchenhaften Zug, der mindestens für unser Fühlen in den Fortschritten der neuzeitlichen Physik und Technik liegt, hat Jules Verne klug und geschickt für seine Unterhaltungs- und Belehrungszwecke benutzt und in abenteuerliche Geschehnisse eingeflochten, die noch nach zwölf und mehr Jahren die Erinnerung des Lesers zu reizen vermögen. Einen Vorzug seiner Unterhaltungsschriften bildet auch ihre sittliche Reinheit. Damit stimmt es überein, wenn die Tagesblätter melden, daß Jules Verne als guter Katholik lebte und starb.

Dr. M. E.

Ein englischer ‚Jules Verne'? Wem hätten nicht die phantastischen Gedankengänge des französischen Erzählers über ‚Le voyage au centre de la terre' oder ‚De la terre à la lune' oder ‚Les enfants du capitaine Grant' oder ‚Vingt mille lieues sous les mers' oder ‚Le tour du monde en 80 jours' usw. schon viel Spaß gemacht und ihm die eine oder andere müßige Stunde angenehm ausgefüllt? Jules Vernes fleißige Feder ist zur Ruhe gekommen; da erhebt man nun für den Engländer H. G. Wells den Anspruch, jenen erfindungsreichen Unterhalter ersetzt, ja übertroffen zu haben. In der Tat zeigen die bis jetzt in deutscher (von F. P. Greve besorgter) Übersetzung vorliegenden Werke dieses Autors (erschienen bei J. C. C. Bruns, Minden i. W.) ihn als einen mit unerschöpflicher, zugleich aber auch künstlerischer Phantasie begabten Schriftsteller, der ebenfalls von den Re-

sultaten der modernen Naturwissenschaft ausgehend, uns mit kühnem Griff davon eine Weiterentwicklung an phantastisch-romantischen Begebnissen plausibel zu machen sucht und in der Unterstellung der Lösung ungeahnter Probleme, ohne mit der Wimper zu zucken, uns einen detaillierten Blick in die fernste Zukunft der Menschheit und unseres Planeten tun läßt. Und doch stellt dieser ‚Prophet der Zukunft' insofern ein eigenes Genre dar, als seine Märchenpoesien hinter den scheinbar materialistischen Entwicklungen der Daseinsformen einer neuen Menschheit stets die Verkörperung eines ethischen Gesetzes, einer hohen Idee durchschimmern lassen. Bei allem packenden Interesse, das diese Visionen einflößen, ist ein Zug der Elegie nicht zu verkennen, der nach dem wunderbaren äußeren Aufschwung der Menschheit das Verhängnis ahnt.

Der beste der drei vorliegenden Bände heißt: ‚Die Riesen kommen!' Er erzählt die Erfindung eines chemischen Nährstoffes, der Herakleophorbia,[1]) welcher alles mit ihm versetzte vegetabile und animale Leben zu fabelhafter Größe entwickelt, und schildert die sich daraus ergebenden Konflikte des neuen Riesengeschlechtes mit den alten Pygmäenverhältnissen in wirklich Geist und Gemüt anregender Weise. Die beiden andern Bände wirken hie und da peinlich durch krasse Effekte; namentlich gilt das für ‚Dr. Moreaus Insel', wo mit Hilfe einer fortgeschrittenen Chirurgie und Physiologie aus Tieren menschenähnliche Wesen hergestellt werden; an sich außerordentlich anregend ist die Erzählung von der ‚Zeitmaschine', die in beliebige Perioden der Vergangenheit und der Zukunft zu reisen gestattet; leider stören einige unzarte Sensationen. Die Verdeutschung einiger weiteren Bände ist in Vorbereitung.

1) Eine ähnliche Idee liegt auch dem — allerdings zweideutigen — französischen Schwank ‚Die Herkulespillen' von Vilhaud und Hennequin zugrunde.

An literarischem Wert stehen Wells Bücher, was Gedankentiefe, Scharfsinn und konsequente Fortbildung der Ergebnisse der Naturerkenntnis betrifft, wohl über Jules Verne; an unterhaltender Kraft und gefälliger Form bleiben sie aber hinter ihm zurück. Der elegante Franzose und der etwas pedantische Engländer treten da scharf unterschieden hervor. Ich habe die Probe gemacht, indem ich das Buch von den Riesen einem aufgeweckten Jungen, der früher Jules Verne mit Heißhunger verschlungen hatte, zu lesen gab; er erklärte mir, obwohl er alles ganz gut verstand, es sei — langweilig. Der gebildete Erwachsene, der eine Stunde amüsant totschlagen, der sich von schwerer Lektüre erholen will, wird mit Freuden den Flügen der Wellsschen Einbildungskraft folgen; aber Jugendlektüre ist es nicht. Und so scheint mir auch der Vergleich mit Jules Verne weniger angebracht als etwa der mit Villiers de l'Isle Adam und mit Edgar Allan Poe.

Johannes Mumbauer.

‚Gregorius Sturmfried' heißt eine Roman-Trilogie, die mit dem Anspruch auftritt, ein ‚Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart' zu sein, und deren erster Band, ‚Der Dorfpfarrer', ein ‚Hochland-Roman' von Arthur Achleitner, soeben von dem Verlag Kirchheim und Co., Mainz, à la Bong und Cie. lanciert wird.

Um es von vornherein zu sagen: Die ganze Arbeit ist in jeder Hinsicht miserabel. Wir hätten also allen Grund darüber zu schweigen. Es wäre wohl auch geschehen, wenn die laute und aufdringliche Einführung dieses ‚Zeitromans großen Stils' in die katholische Lesewelt nicht gleichsam die Pflicht auferlegte, das in der Beurteilung solcher Erscheinungen noch wenig geübte Publikum im Interesse seiner literarischen Geschmacksbildung und seines Geldbeutels zeitig darüber aufzuklären. Ist es doch in den letzten Jahren nun schon so oft für minderwertige Darbietungen belle-

tristischer Art mobil gemacht worden, daß man sich nicht wundern darf, wenn es demnächst überhaupt den katholischen Verlegern alles Vertrauen entzöge.

Was dieser ‚Hochland-Roman' mit dem Katholizismus und besonders mit demjenigen der Gegenwart zu tun hat, das ist und bleibt wohl für immer das Geheimnis des Herrn Achleitner. Denn daß ein Pfarrer eines Tiroler Gebirgsdorfs eine liederliche Schwester hat, das ist ein ganz persönliches Pech und nicht einmal etwas spezifisch katholisches. Diese Schwester nun spielt dem geistlichen Bruder allerhand dumme Streiche, ein handgreiflicher Beweis für die Tatsache, daß der Unterrock nicht nur in der Weltgeschichte, sondern auch in tiroler Pfarrhäusern viel Unheil anstellen kann. Sie hat Bedürfnisse, für die weder der geistliche Bruder noch der linkische Koadjutor Verständnis bekunden. ‚Wären Sie weiblichen Geschlechts,' so entrüstet sie sich dem Kaplan gegenüber, ‚so wüßten Sie, wie bitter . . . die Aussichtslosigkeit einer Heirat schmerzt.' Es ist wirklich zu niederträchtig von dem Koadjutor, daß er nicht wenigstens für einen Augenblick weiblichen Geschlechts ist. Im Dorf ist auch ein ‚Los-von-Rom'-Apostel, ‚namens Paprion.' Diesen ‚gefährlichen Mann kennen zu lernen' empfand unsere Pfarrhausschöne ‚eine rapid wachsende Neugierde'. ‚Vernunft und Verstand' lassen zwar den ‚Verkehr mit dem Hetzer undenkbar' erscheinen. Aber Ottilie beschwichtigt ‚die warnende Stimme des Gewissens, daß ein Verkehr — in allen Ehren natürlich — möglicherweise einen guten Erfolg in einer Bekehrung des Ungläubigen herbeiführen könnte.' Die Sache macht sich schließlich auch so ausgezeichnet, daß es ihr — in allen Ehren natürlich — sogar gelingt, den ‚Hetzer' zu einer Wahlbeeinflussung zu gunsten ihres Bruders zu bewegen. Fast um die gleiche Zeit macht sie — in allen Ehren natürlich — die Bekanntschaft eines heruntergekommenen Heiligenmalers und brennt schließlich — diesmal aber nicht in allen Ehren — mit ihm durch. Das hat aber nicht nur zur Folge, daß der gute Kaplan in der Aufregung darüber nicht mehr weiß, ‚ob er die letzten Beichtkinder richtig absolviert habe oder nicht', sondern es kostet dem Bruder auch die Pfarrstelle, ja, es trägt dem Braven eine Strafversetzung in das ‚Sibirien für exilierte Priester ein'. Ottilie, die mit ihrem Maler jedoch schlechte Erfahrungen gemacht haben muß, ist reuig ins Pfarrhaus zurückgekehrt und wandert nun mit dem Bruder in die Verbannung. Sie findet sich ‚ungemein rasch in die neuen Verhältnisse' und schließt mit den Beamtenfrauen der Kolonie (von Tunnelarbeitern) sogleich Freundschaft. ‚Die Aufnahme Ottiliens in diesen Kreisen gestaltete sich wegen der Sprachkenntnisse geradezu enthusiastisch, die Damen waren entzückt über die Pfarrersschwester. Gegenbesuche wurden gemacht, Kaffeekränzel arrangiert, Bergpartien in großer Gesellschaft wechselten mit Wagenausflügen ab,' usw. usw. Aber nach wie vor war Ottilie ‚ein Spielball ihrer Schwächen und Launen'. Jeglichen Tag richtete sie an Gott die Bitte, ‚sie nicht in neue Versuchung zu führen; in Gedanken ergänzte sie freilich diese Bitte mit dem Zusatz: Tust du es dennoch, so kann ich nichts dafür!' Glücklicherweise findet sich dort oben ein Heiratskandidat, zu dem Ottilie — in allen Ehren natürlich — sogleich in Beziehung tritt. Und nun geschieht das ‚Wunderbare', — Ottilie wird über Nacht zum ‚Heldenfräulein'. Sie pflegt während einer Typhusepidemie furchtlos die Kranken, ja, als im Tunnel ein schlagendes Wetter viele Opfer fordert, setzt sie an der Seite des Oberingenieurs ihr Leben aufs Spiel. Natürlich wird sie von dem gleich edlen Oberingenieur geheiratet. Zur rechten Zeit kommt auch der Bischof ins Pfarrdorf, entdeckt, daß Gregorius Sturmfried

‚eigentlich auf den Posten eines Stadtpfarrers gehöre‘, und ‚beendet ist die Tätigkeit des Dorfpfarrers‘. So schließt der Roman der — Pfarrersschwester, der erste Teil des ‚Zeitbildes aus dem Katholizismus der Gegenwart‘.

Vielleicht könnte der eine oder andere vermuten, daß wir den Inhalt karrikiert wiedergegeben hätten. Aber das ist gewiß nicht der Fall. Die Hauptfigur des Pfarrers kommt überhaupt nicht zur Wirkung; das ganze Interesse an ihm und seinem Handeln, bezw. Nichthandeln ist rein stofflicher Natur und wird außerdem noch unmöglich gemacht durch den vollständigen Mangel innerer Wahrheit und durch die geradezu plump zur Schau getragene ‚gute‘ Gesinnung.

Muß noch gesagt werden, daß das Ganze ohne jede auch nur achtbare Bemühung um Komposition, Logik, Wahrscheinlichkeit, Vertiefung, Stil, daß es schlechthin reporterm äßig erzählt ist? Ich glaube, schon die wenigen beigebrachten Proben rechtfertigen auch die schroffste Ablehnung, die die deutschen Katholiken sich selber schuldig sind.

M.

Georg Gottfried Gervinus' Geburtstag kehrt am 20. Mai zum 100. Male wieder. Ein Gedenkartikel, der die bedeutsame und charakteristische Rolle dieses Mannes im deutschen Geistesleben würdigt, muß wegen Raummangel bis zum nächsten Heft zurückgestellt werden.

*

Theater.

Berliner Theater. Otto Erich Hartlebens dramatisches Erstlingswerk, die zweiaktige Komödie ‚Angele‘, die vor 15 Jahren hier auf einer Privatbühne aufgeführt wurde, ist jetzt von der Zensur freigegeben und acht Tage vor Hartlebens Tod über die Bretter des kleinen Theaters gegangen. Sie ist kein einheitliches Kunstwerk; der Dualismus Hartlebenscher Veranlagung, Ironie und Sentiment, steht sich selber im Wege. Dem ‚Kinder, das Leben nicht tragisch nehmen!‘ ‚die Natur ist selber eine Dirne‘ steht eine positive, aber ohnmächtige Sehnsucht nach Glück und Liebe, nach Achtung und Ordnung zur Seite. Doch das Ende ist wieder der Jammer, ‚da lieben zu müssen, wo ich verachte, und da verachten zu müssen, wo ich liebe‘; und, halt der Existenz halber, ein Lachen mit gekniffenen Augen, eine Zigarette und dergleichen Humore.

Der ältliche, verwitwete Lebemann Rentner Brandes nimmt seinem Sohn, dem Referendar, seine Geliebte Angele offen vor der Nase weg. Der Begriff des Eigentums hört für ihn bei der Dirne auf, aber anders denkt sich's der Junge, und während er seinem Nebenbuhler Vorhalt macht, erfährt er in einer stilistisch ganz feinfühligen Szene, daß sein Vater nicht sein Vater ist. Der alte Brandes ist aus Enttäuschung an seiner einst heißgeliebten Frau zum Zyniker geworden, der das ‚Verachte das Weib!‘ im Munde führt. Die jüngere Generation entrüstet sich bei diesen Worten, da sie eine Liebe von Natur zu Natur, eine ‚gewisse Frömmigkeit des Fleisches‘ überhaupt nie gekannt hat. Man heiratet oder — man heiratet nicht, in der Sache ists ihr kein Unterschied; und nach dem ersten Enttäuschungsschmerz stimmt Brandes jun. nun auch in das uneingeschränkte ‚Verachte‘ ein. Doch nun schlägt die Beleuchtung um; Angele tritt in den Vordergrund. An Stelle der Ironie scheint die lebensgläubige Betrachtung zu gelten, wenn der alte Brandes seine Beziehung zu Angele als eine naturhafte, innerliche findet. Er will sie heiraten, und in Angele geht etwas vor wie Besinnung auf Selbstachtung. Da stellt sich's heraus, daß sie gleichzeitig noch eines Dritten Weib sein will, des Predigtamtskandidaten, des guten, aber einfältigen Hartlebenschen Typus, und wo so viele Fäden sind, können keine Bande sein. Brandes sen. ist endgültig fürs Leben vom praktischen, jun.

vom theoretischen Idealismus geheilt; nur der Predigtamtskandidat stürzt Angele nach, um sie von der Straße zu retten.

Das Krasse der Situation hat Hartleben nicht ganz, aber doch zum guten Teil durch eine gewisse Feinfühligkeit und Stilglätte mildern können. Es geht ein ehrliches Suchen zuweilen hindurch nach Reinheit; aber als Ganzes ist die Handlung recht unstet, und statt eines Eindrucks bleibt nur ein Chaos von Eindrücken, aus dem den satirischen herauszufinden nicht einfach ist, geschweige daß er keck allumfassend herrschte.

Klar hat die Idee einer kosmischen Tragikomik Georg Reicke in sich; aber gut hat er sie in seinen vier Akten ‚Schusselchen' (D. Th.) nicht objektiviert. Hier geht vielmehr das Ernste seinen Weg und stolpert nur zuweilen über allerhand Ulkiges, das der Autor ihm statt auf den Rücken vor die Füße geworfen hat. Aber selbst dieses Grobe belebt nur den ersten Akt. Am Ende bleibt nicht viel mehr als seiner Dilettantismus, literarische Erinnerungen und allzuviel Theater.

Ein Schusselchen ist ein Mensch, der heillos zerfasert und zerfaselt ist, zum besten Ziel stets den schlechtesten Weg einschlägt und auf diese Weise sehr komisch wirkt, zugleich doch auch sehr wenig positive Gefühle erweckt. Wie da was tragisch sein soll, könnte man höchstens verstehen, wenn man, wie Reicke, den Rahmen dahin erweitert: ‚Schusselig wie das Weib ist das Leben.' Aber das hat Reicke nicht gestaltet. Schusselchen ist sechs Jahre verheiratet, hat Kinder, malt gut, schwärmt für geniale Unordnung, steigt über die Betten, benützt die Schlipse ihres Gemahls, des Herrn Landgerichtsrat, als Buchzeichen, sagt der Schwiegermutter ins Gesicht, sie solle abreisen, und wirft sich in Angst um die Treue ihres Mannes dem malenden Vetter an den Hals, um sich ebenso rasch wieder auf ihre Moralität zu besinnen. Heinrich Hessen aber glaubt als ‚moderner Mensch' (den er sich einbildet) all das hinnehmen zu müssen und verzeiht, — da er an eigene Untreue zu denken Veranlassung hat, und der heruntergekommene polnische Vater Christines höchst überraschend das Stück mit einer Ermahnung zur Güte, die höher stehe als die Liebe, krönt. Der Stoff hat auf der Bühne gar keine Wahrscheinlichkeit. Trotz alledem, Reicke ist sonst ein feiner, kluger Kopf.

Georg Hirschfelds Schauspiel ‚Nebeneinander' (L. Th.) steht stark im Schatten Ibsens. Als eigenes pflegt Hirschfeld daneben das Milieu der Berliner Kaufmannsfamilie. Seine Handlung besteht darin, daß der Kaufmann Franz Hellwig infolge der Lebensfreude seiner Frau Veruntreuungen begeht und, als diese, natürlich bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit, entdeckt werden, nicht die Kraft zur Wahrheit gegenüber seiner Frau findet und sich vergiftet. Die Eheleute haben eben nicht für einander, sondern nebeneinander gelebt. Sie haben sich zwar gern gehabt, aber ihre Sorgen nicht zusammen getragen. Diese Moral des Füreinander bringt der Sohn mit, der als Bildhauer vor Jahren dem Haus den Rücken kehrte und nun zur Versöhnung mit seiner Geliebten zurückkommt; um keinen Zweifel an dem Füreinander dieser Ehe (die übrigens nächstens auch die bürgerlichen Formen annehmen wird) zu lassen, muß die Geliebte arm und einarmig sein. Die Handlung ist absichtlich zur Katastrophe gebogen; der Hauptfehler aber ist der, daß die Menschenmaße gänzlich unzulänglich, viel zu klein genommen sind. Und eine vergnügungslustige, aber harmlose Frau und ein sehr gutherziger Defraudant können kein tragisches Erlebnis für uns sein. Hirschfeld hat sich allerdings bemüht, uns seine Personen menschlich nahe zu bringen, aber zwischen ihrem Menschlichen und ihrem Allzumenschlichen besteht nicht die große Beziehung, die Tragik erweckt. Die Nebenpersonen sind wenig lebendig, und um

des Theatereffektes willen hat Hirschfeld nicht die plattesten Rührmotive gescheut.

Die Bühne zur Schaustätte gemacht hat mit wenig Geschmack und einem naiven Kunstcredo Anton Ohorn. Man sieht ja wohl aus einer ängstlichen Milieubeobachtung, daß ‚Die Brüder von St. Bernhard' Erlebtes darstellen wollen; und in der Tat liegt Ohorn viel daran, dies anerkannt zu sehen, da nicht jedermann eine Zeitlang Chorherr in Tepl war und alsdann gar Stücke schrieb. Aber beim besten Willen kann man dieses Klostertreiben nur langweilig finden, weil es eben so gänzlich unkünstlerisch geschaut ist. Und andere Tendenzen als künstlerische haben auf der Bühne nichts zu tun. Das Stück wendet sich gegen den Unverstand mancher Eltern, ihre Kinder ins Kloster zu bitten oder zu stoßen, und stellt im besonderen dar, wie ein Novize unklar genug ist, erst im fünften Akt zu wissen, was er zu tun hat, wenn er im ersten weiß, daß er nicht ins Kloster paßt. Die Zeichnung der Mönche, bei denen zwei Generationen einander gegenübergestellt werden, ist nicht durchaus ganz einseitig; es handelt sich auch nicht um Tendenzen gegen das Kloster als Institution. Mehr als über den Stoff ist mit Ohorn über seine naive, theatralisch auch nicht starke Kunstanschauung zu rechten; von Psychologie oder vertiefter Problemdarstellung ganz zu geschweigen.

Ein stofflich gleichfalls eigenartiges Bühnenbild hat im Berliner Theater die Komödie von Hans Brennert und Hans Ostwald, dem freiwilligen Walzbruder und Sammler der ‚Lieder aus dem Rinnstein'. Wie ‚der Kaiserjäger' treten da noch eine ganze Reihe von ‚duften Kunden', Walz- und Pennbrüdern in Aktion in ihrer Schwärmerei für die Freiheit, die Natur, das Wandern. Allerdings ist das Milieu ungleich gestimmt, so daß romantischer Wanderidealismus und sehr realistisches Landstreicher- und Vagabundentum störend durcheinander gehen. Die Handlung wird in dem Gegensatz zum seßhaften Bauerntum gefunden; sie ist nicht besonders glücklich, hat aber einzelne Szenen von wirklich künstlerischer Feinheit der psychologischen Linienführung, und stellt dar, wie die Wanderlust des ehemaligen Tiroler Kaiserjägers stärker ist als das Eheband, mit dem die Krugwirtin und Bäuerin von Alt-Lanke ihn mit köstlich natürlicher Taktik gefangen hat; er verläßt sie und geht wieder auf die Landstraßen, wo er wohl auch seine weniger harmlosen Freunde, den Patentede, den kiebigen Otto ꝛc., wieder finden wird; denn das weiß weinend die Krugwirtin, daß er nun nimmer wiederkommt.

Die Aufnahme von Hauptmanns Elga (L.-Th.) war außerordentlich warm. Die Einkleidung der Hauptmann im Grunde fernliegenden Handlung in die Form des Traumes bleibt in der Darstellung bis zum Schluß fast völlig dunkel und könnte besser wegbleiben. Da das Lessingtheater keine Drehbühne hat, wurden die Szenen ohne Pause hintereinander abgespielt und die Verwandlungen durch Chorgesang der Mönche ausgefüllt.

J. O.

Kunst.

Der Berliner Dom. Warum reden wir eigentlich so gern von ‚alten' Domen? Denn wir haben auch junge. Warum sagen sie uns so viel, die alten Dome? Warum lauschen wir so mit Freude der Musik ihrer Formen, ihrer wundersamen Harmonie? Nun, die Frage führt uns zu nichts, wir können ja nicht anders; aber warum haben nicht auch die neuen Dome Zaubergewalt?

Es fehlt der Zauberer, dessen Mund sie reden, dessen Blick sie schauen, dessen Geist sie bauen, dessen Glaube sie weihen. Es fehlt die Wahrheit.

Denn wäre der kürzlich vollendete Berliner protestantische Dom wahr, wie

möchten seine Gläubigen ihn katholisch nennen und einen Hohn auf ihr Bekenntnis? Oder kann ein Katholik in Wahrheit sagen, daß er in ihm eine Gotteswohnung sieht und fühlt, die seinem heiligen Gefühle entspricht von einem hohen Gott und seinem vielgestalteten Werkzeuge, das ihm gläubig dient?

Das alles gilt von tausend neuen Kirchen, die aus Bedürfnis gebaut werden. Der Berliner Dom im Lustgarten, zwischen den einfachen großen Linien des Schlosses und des Museums, auf der Rückseite von der Spree bespült, soll aber der Petersdom des Protestantismus sein; als Symbol protestantischer Glaubenswelt mußte er sich einen Stil schaffen, als stilistisches Symbol reichte er schon mit der Idee in die Welt der Kunst. Das eine wollte man nicht, das zweite konnte man nicht. Man wählte einen italienischen Barock, und setzte statt der Kanzel den Altar an die beherrschende Stelle; und seines Stiles war man so erfüllt, daß im Verlauf der zehn Baujahre Plan und Ausführung Gegensätze geworden sind, die sich selbst als kunsthistorische Monumentaldekoration kaum im sinnfälligsten Eindruck vertragen.

Der Plan schaut in Gestalt einer riesigen Kuppel mitleiderweckend aus einem quadratigen, massigen Unterbau von beträchtlicher Seitenlänge hervor; ein kuppelgewölbter Rundbau ist in der Tat im Innern noch der Kern des Baues. Die Kaiserloge liegt gegenüber dem Chor, die gewaltige Orgel seitlich gegenüber einer Sängerloge. Die Raumwirkung kommt vor der Höhenwirkung nicht auf; ebensowenig vermögen die bildnerischen und dekorativen Teile dem Raum Weihe zu geben, wogegen sie aber mit dem gelblichen Tone den Eindruck eines unterstrichenen Pruntes wohl hervorbringen.

Den Rundbau zu dem quadratischen Außenbau zu erweitern, wurde auf der Südseite eine Art Taufkirche, auf der Nordseite die Gruftkapelle angegliedert. Das Chor geht nach außen in der Front der Unterrichtsräume, Konfirmandensäle usw. verloren; am Lustgarten liegt an der großen Freitreppe eine seitlich offene Vorhalle, die ganz und gar den Eindruck des primitiven Unorganischen macht. Das mächtige Portal führt zu einer lächerlich winzigen Pforte und erhebt sich durch unorganischen Aufbau zu solcher Höhe, daß der verhältnismäßig kleine Platz keinen Standpunkt bietet, der der Kuppel gerecht wird. Mehr Eintrag tun ihr noch die vier Ecktürme des Sockelbaus, deren Sinn zu erkennen über allen Kunstsinn geht, da sie die ohnehin schwächlich behandelte Kuppel völlig aufsaugen. Die Überfülle der Einzeldekorationen geht größtenteils auf kunsthistorische Studien zurück; hervorragendes ist auch unter den Bildnereien, Reliefs und Statuen, und es sind ihrer nicht wenige, nicht geschaffen; neu ist die Verwendung kriegerischer Embleme als Kirchenschmuck.

Der Gesamteindruck des Domes ist unruhig und zerfahren; er ist nicht für den gegebenen Platz gebaut, er zeugt von keinerlei Genialität noch Kunstsinn. Wer Schuld daran ist? Als Erbauer wurde Julius Raschdorf dekoriert. Als Hofbaumeister muß man ihm Achtung zollen. Im Künstlerischen liegt nicht die Bedeutung des Spreedoms im Lustgarten zu Berlin.

th.

Constantin Meunier. Aus Brüssel kam am 4. April die Nachricht vom Tode des Bildhauers Meunier. Nach den Würdigungen der Tagesblätter wird sich manch einer Meunier als einen Meister der großen ‚sozialistischen Epoche' der ‚europäischen Kunst', als einen Agitator vom Schlage eines Wiertz vorstellen, der durch die Kunst für seine sozialistischen Ideen Propaganda machte. Meunier ist von all dem weit entfernt. Freilich ist er bei uns zuerst dadurch bekannt ge-

worden, daß er in seinen Bildern und Statuen vorwiegend das Leben der Arbeiter in den belgischen Industriebezirken geschildert und dargestellt hat. Aber schwerlich würde die bloße Erschließung dieses neuen Stoffgebietes ihm zu der hervorragenden Stellung im modernen Kunstleben verholfen haben, hätte er nicht durch seine besonderen Ausdrucksmittel uns künstlerisch Neues geoffenbart.

Meuniers Entwicklung ist schon darin sehr merkwürdig, daß er nahe dem Greisenalter seine reifsten und besten Werke schuf. 1831 zu Brüssel geboren wendet er sich zuerst zur Bildhauerei, verläßt aber bald die Werkstätten dieser Kunst und bildet sich zum Maler aus. Nichts verrät in seinen ersten Arbeiten den späteren Meunier. Als er 1880 die Industrie- und Bergwerksdistrikte seiner Heimat aufsuchte und sich dort niederließ, beschäftigte er sich ausschließlich mit der malerischen Wiedergabe seiner Umgebung. Er schildert das Leben der Arbeiter in den verschiedensten Situationen, in der von Rauch und Ruß erfüllten Landschaft, in dem von Feuerschein glühender Essen erhellten Fabriken und in dämmerigen Schachten. Als dunkle Silhouetten heben sich die arbeitenden Zyklopen mit ihren ungeschlachten großen Händen, plumpen Füßen, stumpfen, oft halb vertierten Gesichtern wirkungsvoll von diesem Hintergrunde ab. Immer mehr konzentriert sich sein künstlerisches Interesse auf die Figur. Sie erscheint ihm als das Wichtigste. Mehr als in der Malerei läßt sich das, wonach er strebt, in der Plastik ausdrücken. Im Alter von fünfundfünfzig Jahren wird ihm diese Erkenntnis. Nun beginnt er die große, mühevolle Arbeit seines Lebens.

Er stellt die menschliche Figur als das eigentliche Problem der Bildhauerei in den Mittelpunkt seines Schaffens. Losgetrennt von allen bisherigen Beziehungen, dem Zusammenhange mit der nächsten Umgebung der malerischen Stimmung und gegenständlichen Interessensphäre, will er mehr als eine Illustration und Schilderung des Lebens um ihn her geben; er will den Typus des arbeitenden Menschen schaffen. Die energischen Gebärden, den großen Zug im Rhythmus der Glieder, die ganze Erscheinung dieser nervigen Gestalten hält er in dauernden Formen fest. Er hat sich für sein eigenartiges Formgefühl eine eigenartige Formgebung geschaffen. Bronze ist für Meunier das geeignete Ausdrucksmaterial geworden. Bei der Betrachtung seiner Figuren wird einem klar, was in der Kunst Stil ist.

Meuniers Hafenarbeiter und Bergleute, deren plumpe Kleidung er zur rhythmischen Steigerung der Form zu nützen verstand, prägen sich durch ihre Gegenständlichkeit jedem Beschauer dauernd ein. Ihre monumentale Wirkung beruht auf der Totalität der Erscheinung. Die Realität des Sichtbaren dringt mit der ganzen Wucht ihrer Erscheinung auf das Auge ein. Ergreifend spricht Meuniers Kunst in seinen Gruppen ‚Verzeihung' und ‚Grison' zu unserem Herzen. Über das gegenständliche Motiv hinaus strebt er im Ausdruck nach dem Ewigen — allgemein Menschlichen. Es ist bezeichnend für die reine Idealität dieses Künstlers, daß er ganz aus eigenen Mitteln die Ausführung eines großartigen Denkmals ‚der Arbeit' unternommen hat. Ob er das Werk der Vollendung nahe brachte, wissen wir nicht; Teile davon sind schon längst bekannt geworden. Aber auch als Torso wird das Vorhandene für Meuniers Schaffen und Kunst ein herrliches Zeugnis ablegen.

Alexander Heilmeyer.

Rudolf Alt, der jüngst im 93. Lebensjahr verblichene Wiener Meister des Aquarells, gibt aus mancherlei inneren und äußeren Gründen Anlaß zu Vergleichen mit Menzel. Zunächst durch die

uneingeschränkte Wertschätzung, die ihm auch bei der jüngeren Künstlergeneration zuteil wurde, und die er damit lohnte, daß er noch als hoher Achtziger jugendlich-begeistert das erste Präsidium der Wiener Sezession übernahm. In seinem Schaffen war er schon lange vorher Sezessionist, sofern man darunter einen Künstler versteht, der in Technik und Gegenstandswahl seine eigenen Wege geht. In einem anderen Sinne freilich war er es auch wieder gar nicht, soferne man meint, dazu gehöre die nonchalante Skizzenhaftigkeit und Unausgegorenheit des Arbeitens. Alt war vielmehr in der Sorgfalt und Genauigkeit, im Scharfblick und der Treffsicherheit ein Meister, auch hierin Menzel ähnlich. Er versenkte sich mit unermüdlichem Eifer in die Landschafts- und Architekturbilder seiner Heimat, weil er sie zum Abmalen lieb hatte. Namentlich in der Kaiserstadt an der Donau gibt es kaum einen malerischen Winkel, den er nicht aufgespürt und verewigt hätte. In jungen Jahren ist er auch weit in fremden Ländern herumgekommen, später durchstreifte er die engere Heimat die Kreuz und die Quer; aber weitaus seine meisten Motive gab ihm doch Wien. In Gassen und Höfen, an Palästen und Hütten, Türmen und Brunnen zaubern Licht und Luft für den, der's sieht, so viel wechselnde Augenweide hervor, daß man gar nicht Bilder genug malen kann, um das alles festzuhalten. Alt hat deren bis ins hohe Alter hinein eine reiche Fülle geschaffen. Er hätte wohl mit unverminderter Herzensfreude noch eine gute Weile weiter malen mögen.

**

Verschiedenes.

Über Leserlichkeit von ornamentalen Schriften. In Peter Roseggers ‚Heimgarten' findet sich eine ziemlich scharfe Polemik gegen den Gebrauch neuer ornamentaler Schriften. ‚Diese neumodischen Buchstaben,' heißt es da, ‚erinnern an die Gaunerzeichen, mit denen Diebe, Einbrecher und Brandleger sich zu verständigen pflegen, dieweilen sie sicher sind, daß derlei Zeichen von harmlosen Leuten nicht entziffert werden können. Harmloser aufgefaßt sind es besoffene Dinger, die ihre Glieder tollwitzig verrenken, sich krümmen wie ein Wurm und dann unter einander tanzen wie Hexen auf dem Blocksberg ohne Rhythmus und Eleganz. . . . Wenn ein neues Buch mit solchen verrückten Buchstaben zum Heimgarten kommt und bettelt um Beachtung und Besprechung, so bettelt es vergebens. Wer zu mir bitten kommt, muß in meiner Sprache reden und mit Buchstaben, wie man sie hierzuland in der Schule lernt.'

Da haben wir's also: ‚Wie man sie hierzuland in der Schule lernt.' Als ob diese irrtümlicherweise als ‚deutsch' bezeichnete Druckschrift, die man uns im zweiten Schuljahre einbläut, auch nur annähernd das Ideal einer Type wäre. ‚Und wenn sie auch nicht das Ideal ist,' werden manche sagen, ‚so ist sie doch die leserlichste von allen.' Mit nichten! Wir haben uns nur im Laufe der Jahrzehnte, in denen wir Millionen über Millionen dieser kleinen, schwarzen Ungetüme an unserem Auge haben vorübertanzen lassen, derart an ihre abstruse Form gewöhnt, daß es uns fast schwerer fällt, eine in einfachen, klaren Zügen gehaltene Schrift zu lesen, als diese sogenannte Fraktur, an deren weiterer Erhaltung und Verwendung eigentlich nur die Brillenmacher ein Interesse haben sollten, weil im gegenteiligen Falle etliche hunderttausend kurzsichtiger Menschen weniger auf der Welt herumliefen.

Daß die Form unserer augenmordenden Zeitungstype uns in Fleisch und Blut übergegangen sei, kann man dabei nicht einmal behaupten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man den Satz aufstellt, daß nicht zwei unter tausend lesekundigen Personen die Form eines A, F, G, K oder V auswendig andeuten können. Ja, schon das Lesen eines Wortes in der-

artigem Versaliensatz fällt uns ungeheuer schwer. Nehmen wir meinetwegen ein Wort wie VERBRENNUNG. Gerade dieses Buchstabengefüge scheint mir passend gewählt zu sein, weil man daran leicht erkennen kann, wo das Übel seinen Sitz hat. Man sehe sich doch nur die Formen des V, B, R und N an! Wie geringfügig sind die charakteristischen Unterschiede derselben! Fügen wir dann vielleicht noch das P hinzu, so hätten wir schon fünf Buchstaben, die nur in unbedeutenden Kleinigkeiten von einander abweichen. Weiter fällt dann noch in die Wagschale die Kompliziertheit der Form, die uns namentlich dann recht augenfällig wird, wenn wir einmal den Versuch machen, die einzelnen Buchstaben definieren zu wollen. Während wir da z. B. eine Majuskel der lateinischen (Antiqua-) Type wie L einfach als ein Gebilde bezeichnen können, das aus einer Vertikallinie besteht, an deren unterem Endpunkte sich eine nach rechts hin laufende kürzere Horizontallinie anlehnt, dürfte eine definierende Beschreibung des gleichen Buchstabens der Frakturschrift (L) weit schwieriger, wenn nicht überhaupt unmöglich sein.

Mit der absoluten Leserlichkeit dieser Schrift kann es also nicht weit her sein; und wenn trotzdem der großen Mehrzahl der Leser die Lektüre eines Textes in sogenannter deutscher Druckschrift leichter fällt als die eines solchen in Antiqua-Type, so spricht da nur die träge Gewohnheit das ausschlaggebende Wort. Außerdem kommt hinzu, daß wir uns gar keine Zeit nehmen, uns über die einzelnen Buchstaben-Silhouetten Rechenschaft zu geben. Sie sausen an uns vorüber wie die einzelnen Wagen eines Schnellzuges. Wie viel es waren, welche Form und welche Farbe sie hatten, wissen wir nicht mehr zu sagen, wenn sie sich in der Ferne verloren. Es bleibt uns Nachschauenden davon nur noch der Begriff ‚Zug' übrig. Ähnlich ergeht es uns beim Lesen; es ist mehr ein intellektuelles Erfassen von Begriffen als ein rein optisches Wahrnehmen. Wir stürmen von Begriff zu Begriff und kommen zum eigentlichen Sehen immer nur dann, wenn sich bei unserem rasenden Lauf ein Fremdwort in den Weg stellt. Da heißt es dann Halt machen und die Augen auftun.

Rein formell betrachtet ist wie gesagt die Antiqua-Type wegen ihrer großen Klarheit und Einfachheit entschieden vorzuziehen. Rechnet man dann noch hinzu, daß sie die Schrift des internationalen Verkehrs ist, so ist es leicht zu verstehen, daß der Ruf immer lauter wird, sie möchte allüberall ihren Einzug halten und zwar nicht zuletzt in den Druckwerken unserer Tagespresse wie in den Schulbüchern unserer Kinder. Diese hätten dann auch nicht mehr nötig, sich mit der Erlernung von sage und schreibe acht verschiedenen Alphabeten abzuquälen!

Wer sich für diese Reformfrage interessiert, — und das sollten wir alle mit Rücksicht auf die Erhaltung der Sehfähigkeit unseres Volkes, — der greife zu einem kürzlich bei Scholl & Co. in Wien erschienenen kleinen Buche Rudolf v. Larischs, der, eine Autorität auf diesem Gebiete, in geistvoller und überzeugender Weise für die Aufnahme der Antiqua als Weltletter eintritt. Die interessante Arbeit, deren Titel wir schon in der Überschrift dieser Notiz bekannt gegeben haben, ist in einer vom Autor gezeichneten Type gedruckt, die in mehr als einer Hinsicht geradezu als Idealschrift bezeichnet werden muß.

Dr. Alfred Hagelstange.

Von und über Schiller ist in den letzten Monaten soviel Neues und Altes neu gedruckt worden, daß nur eine kleine Auswahl des Wertvollen hier zur Sprache kommen kann. Als schönste Huldigung eröffnet gleichsam den Reigen die große Cottasche Säkularausgabe von Schillers sämtlichen Werken, deren letzter (16.) Band in diesen Tagen ausgegeben werden wird. Wir haben bereits früher (vergl. 3. Heft, S. 357) davon ausführlicher gesprochen. Inzwischen sind die historischen und philosophischen Schriften in je zwei Bänden erschienen mit Einleitungen und Anmerkungen von Richard Fester und Oskar Walzel. Der schöne, klare Druck auf mattem, weißem Papier, das Fehlen alles störenden, ablenkenden Buchschmucks machen die Ausgabe besonders schätzbar. Die Einleitungen und Anmerkungen sind knapp und sachlich; die durchgeführte Verszählung erleichtert die Hinweise und das Zitieren. — Eine billige illustrierte Volksausgabe von Schillers Werken zu 60 Lieferungen à 30 Pfennig veranstaltet die deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Die Illustrationen sind die gleichen wie in der bekannten früheren ‚Prachtausgabe'. Die neue billige ist so eingerichtet, daß jeder Lieferung ein Stück der ziemlich umfangreichen einleitenden und gleichfalls illustrierten Biographie Schillers aus der Feder von Professor Dr. H. Kraeger beigegeben ist, die zweite Hälfte von dem gespaltenen Druck der Werke ausgefüllt wird. Wer derartige Ausgaben liebt, kriegt für wenig Geld vier stattliche Bände in Lexikon-Format. Doch dienen sie erfahrungsgemäß mehr der oberflächlichen Betrachtung und dem zerstückten Herumlesen als ernster, eindringender Beschäftigung mit Schiller. — Die Herder'sche Verlagshandlung hat es unternommen, die längst vergriffene, von W. Lindemann begründete ‚Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus', völlig umgestaltet und stark erweitert in guter, ‚den besten Klassiker-Ausgaben ebenbürtiger' Ausstattung, neu zu verlegen unter der Leitung von Professor Dr. O. Hellinghaus. Mit Rücksicht auf das Schiller-Gedächtnis sollen die Bände VII—IX, welche Schiller gewidmet sind, zuerst erscheinen, die von Goethe sogleich nachfolgen. Die Sammlung bietet begreiflicherweise nur eine Auswahl, was für junge und selbst die meisten erwachsenen Leser vollständig genügt. Hoffentlich wird die Auswahl nicht so ängstlich getroffen, daß Verstümmlungen Anlaß zu Klagen und Spott geben, wie es die Auswahl von Schillers Werken getan, die bei Ferdinand Schöningh in Paderborn erschienen ist, und die tatsächlich auch nur für die Treibhauspflänzchen gewisser Institute und Internate gedacht scheint. Bei vielen Stellen hat es der Herausgeber ja in der Hand, die Wirkung und Auffassung durch Anmerkungen zu bestimmen und zu lenken. Das Unterschlagen ist immer ein kurzsichtiges Verfahren und kann nur bei wirklich moralisch bedenklichen Stellen gerechtfertigt erscheinen.

Unter der sich mit Schiller, dem Menschen, Denker und Dichter, beschäftigenden Literatur steht das kleine Schillerbändchen obenan, das Fritz Lienhard zu der Sammlung ‚Die Dichtung' (Schuster und Löffler, Berlin) als deren 24. Band beigesteuert hat. Es ist von hohem Interesse, einen Dichter über Schiller sprechen zu hören, der, mag er sich dessen nun bewußt sein oder nicht, durch die Art, wie er Schiller auffaßt und einschätzt, Blicke in die Psychologie des eigenen Schaffens gewährt. Lienhard, dessen dichterisches Schaffen zum Teil in der Richtung der Schillerschen Begabung liegt, hat, wie bekannt, gleich diesem sein Dichten wiederholt als rhetorisch charakterisieren sehen. Und doch wird, wer Lienhards dichterische Persönlichkeit genauer durchforscht, erkennen, daß ein solcher Vorwurf sich meist nur auf den Schein gründet. Hören wir, was er hierüber von Schiller sagt, und wir werden auch seine Art begreifen lernen!

‚Nach der Seite des Ausdrucks hin . . . liegt bei aller Herzlichkeit etwas Werbendes, bei aller Künstlerfreudigkeit etwas Rednerhaftes in unserm Schiller, als fühlte er, daß er zu vielen spricht, auch wenn er nicht als Dramatiker auf der Bühne steht. Das ist aber alles keine „Rhetorik“, kein „Pathos“, welche beiden Worte Entartungen dieser Anlagen bedeuten; das ist Energie des Empfindens und folglich auch Energie des Worteformens. Die Tat steht im Hintergrunde als das eigentlich Befreiende, aus Tat sind Schillers Worte geboren und in Tat streben sie zurück. Die höchste Tat ist aber immer die Läuterung der eigenen Persönlichkeit‘ . . . In dieser Weise wird Schiller gleichsam als persönlich erlebt dargestellt. Der kurze, von trefflichen Bemerkungen durchsetzte Lebensabriß ist in seiner gedrängten Fülle ein kleines Kunstwerk.

‚Schiller. Intimes aus seinem Leben‘ heißt ein ausgiebig illustriertes Buch von Ernst Müller (Verlag A. Hofmann und Co., Berlin), das in ähnlicher Weise wie das Buch ‚Schillers Seelenadel‘ von Jonas die schöne und reine Natur Schillers, sein Verhalten als Sohn, Bruder, Gatte, Vater, Freund usw. schildert und ihn so dem Leser menschlich nahe bringt. Da der Verfasser Archivar des Schillermuseums zu Marbach war, vertraut man sich ihm nur um so lieber an, und in der Tat ist er ein ruhiger, sachlicher Erzähler. — Erfahren wir hier, wie Schiller sich als Freund benahm, so sagt uns ein Buch von Julius Hartmann, wer ‚Schillers Jugendfreunde‘ waren, und führt die meisten davon im Bilde vor. (Cottasche Buchhandlung, Stuttgart.) Abel, Dannecker, Zumsteeg, Scharffenstein, Petersen, Hoven ꝛc. werden hauptsächlich in ihren Beziehungen zu Schiller charakterisiert und dabei mancher neue Beitrag zu unserer Erkenntnis Schillers geliefert. — Unter dem Titel ‚Schillers Seelenlehre‘ (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin) hat Dr. Draheim aus Schillers philosophischen Schriften alle diejenigen Stellen zusammengeordnet, worin Schillers Gedanken über Natur, Sittlichkeit und Kunst den prägnantesten Ausdruck finden. Das kleine, nur 34 Seiten große Heftchen zu durchdenken, gewährt einen eigenen Reiz. — ‚Schiller-Anekdoten‘ (Verlag R. Lutz, Stuttgart) nennt sich ein Büchlein, an das man nur mit Mißtrauen herantritt, das sich aber als eine wohl unterhaltende und vielseitig belehrende Lektüre herausstellt; denn es enthält biographisch gruppierte Einzelheiten aus Schillers Leben, die man wohl auch in den großen Biographien findet, die aber hier zu leichterem Genuß dargeboten werden. Der Begriff Anekdote erhält somit, wie der Herausgeber Th. Mauch betont, hier seine ursprüngliche Bedeutung als ‚Einzelheit‘ zurück. — Eine Sammlung von bedeutenden Schiller-Reden ist bei H. Kerler in Ulm erschienen, die Rede von Jakob Grimm vom Gutenberg-Verlag Hamburg besonders herausgegeben worden. Wellen der Begeisterung, die vom Jahre 1859 in unsere Tage hinüberschlagen! Für verlegene Festredner ein hübsches Arsenal von guten und sehr guten Gedanken, die eine Auffrischung im Jahre 1905 noch vertragen können.

‚Eine Schiller-Biographie in Bildern‘ ist der vermehrte Sonderabdruck aus dem Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Könnecke, den die Elwert'sche Verlagsbuchhandlung veranstaltet. (Mk. 2.50.) Er enthält ca. 180 Abbildungen nebst schönem Titelbild in Gravüre nach dem Schillerporträt von Ludowika Simanowitz, das für Mk. 1.50 auch einzeln zu haben ist. Was man an dem Atlas vermissen kann, ist ein Text, der sich, ähnlich wie das kürzlich bei Reimer in Berlin erschienene hübsche Büchlein von Fritz Stahl: ‚Wie sah Goethe aus?‘ mit einer Kritik der überlieferten Bildnisse nach Ähnlichkeits- und Ausdruckswert beschäftigt. Vielleicht schenkt uns Stahl ein ähnliches Büchlein auch über Schiller.

Ein neues, dem breiteren Geschmack huldigendes Schillerporträt in idealer Auffassung hat der Kunstverlag von G. Heuer und Kirmse, Halensee-Berlin nach dem Brustbildgemälde von Wilhelm Rubach in Kupferätzung und drei Formaten hergestellt (Cabinet 1 Mk., Folio 3 Mk., Imperial 10 Mk.), das als feiner Wandschmuck gewiß vielen willkommen sein wird. Es stellt den Schiller in der Mitte der Lebenszeit dar, den jugendlichen und gereiften Schiller in einem. — Der genialen Intuition Sambergers verdanken wir ein Schillerbildnis, das nicht wie das obige auf Idealität, sondern auf schärfste Erfassung des Charakteristischen der Züge und des Geistes ausgeht und in diesem Sinne eine geistreiche Paraphrase der Spiegelung Schillers in der Künstlerindividualität Sambergers ist. (Kunstwartverlag!) — Für weitere und weiteste Kreise hat Ackermanns Kunstverlag München

zwei von Hans Best auf Stein gezeichnete Farbenbildnisse von Schiller und Goethe herstellen lassen, die mit kräftigem Realismus wirken und sich für Fernwirkung eignen. In der Farbe sind sie weniger glücklich als in den kräftigen Formen, die Schiller etwa im dreißigsten, Goethe im sechzigsten Lebensjahre wiedergeben. Das Blatt kostet 3 Mk. — Wer sich für musikalische Kompositionen Schillerscher Dichtungen interessiert, lasse sich das Verzeichnis von Breitkopf und Härtel in Leipzig oder von Richard Seiling München, Dienerstr. 16 kommen. -u-

Der Kroatersteig. Roman aus dem Hochgebirg von Anton Freiherr von Perfall. Ill. von Hugo Engl. Verlag von Adolf Bonz, Stuttgart (4.80).

Wer bei Kopfweh und Schnupfen Romane liest und über das Gelesene nicht nachzudenken liebt, wird dieses Buch noch am dankbarsten hinnehmen. Für alle höheren Ansprüche stehe ein, wer Lust hat! Typisierende Dorfbilder, die mit Routine und einer gewissen Sachkenntnis ermüden. Vielleicht nicht immer mit gleicher Bosheit, aber als Ganzes. Die literarischen Prätensionen, die in dem krampfhaften Anklammern an das Motiv von Fluch und Entsühnung eines Geschlechts durchscheinen, reduzieren sich bei jeder passenden Gelegenheit durch fast gänzliches psychologisches Versagen auf ein reales Minimum. Alle darstellende Psychologie ist sprunghaft; es gibt ja keine Kontinuität der dichterischen Ausdruckssymbole. Aber eine Siebenmeilenpsychologie zeugt immer vom Schlimmsten. Um so schlimmer, wenn die ganze Fabel damit steht und fällt wie hier. Doch fällt sie auch, eine recht ansehnliche stoffliche Masse bleibt allerdings, und das genügt für den Unterhaltungsroman. Der Held, ein katholischer Priester aus dem Bauernstand, der sein verrufenes Geschlecht auf dem Kroaterhof entsühnen will, ist ein unklarer Kopf und sehr langweilig. Einige Episoden sind besser, weil menschlicher. Aber der Gesamteindruck liegt schon in dem höchst konventionellen Stil gleich auf der Schwelle und lockt nicht gerade verführerisch; der Anfang allein ist indes noch nicht hoffnungslos; das Schlimmste kommt, wie immer, erst nach. -th.

Das Kausalproblem. Von Professor Dr. Albert Lang. I. Bd. Geschichte. Preis Mk. 5.—. Köln, Bachem 1904. — Der erste Band dieses bedeutenden Werkes bringt die Geschichte des Kausalproblems von den Griechen bis zu Kant und Schopenhauer; ein zweiter wird diese Darstellung bis zur neuesten Zeit vollenden und des Verfassers eigene Anschauungen darlegen. Das Werk kann jedem Freunde der Philosophie empfohlen werden Wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, spiegeln sich in ihrer Stellung zu diesem Grundproblem der Philosophie die Gegensätze der sämtlichen Weltanschauungen, so daß man eigentlich eine Geschichte der Philosophie vor sich hat, die in nuce das Wesentlichste der Systeme bringt und von einem Punkt aus die ganze Entwicklung scharf und taghell beleuchtet. Zudem versteht es der gelehrte Verfasser, sehr klar und verständlich zu schreiben, so auch schon in der Einleitung die Standpunkte und Schlagworte meisterhaft zu erklären; diese Einleitung allein (56 Seiten) lohnt die Anschaffung des Werkes.

Dr. C. P.

Unsere Bilder.

Meister Defregger ist am 30. April siebzig Jahre alt geworden. Welch ein reiches, gesundes und tüchtiges Künstlerleben liegt in dieser Zeitspanne beschlossen! Kaum ein neuerer deutscher Maler, der volkstümlicher wäre! Und doch zugleich von den Zunftgenossen geschätzt und geehrt wie einer! Denn die Volkstümlichkeit von Defreggers Kunst beruht nicht auf Konzessionen an den allgemeinen Geschmack; sie ist der freiwillig dargebrachte Lohn dafür, daß er in seine Bilder die Volksseele einfing in ihren kühnen Erhebungen, in ihrer kindlich lachenden Heiterkeit, in ihrem spielenden Frohsinn, in ihrem Sonntagsstaat gleichsam. Wann hätte er auch nur ein verdrießliches Bild gemalt, wann auch nur einmal die Volksseele erniedrigt, indem er sie beschämte? Das gewann ihm die Herzen, ihm und dem sonnigen Wahrheitssinn seiner Bilder. Über Defreggers Werdegang haben wir früher schon ausführlicher berichtet. Von seinen Bildern geben wir heute eines, das bis jetzt noch nicht in die breitere Öffentlichkeit gedrungen ist. Es entstammt

der Frühzeit des Meisters, der es als charakteristisch für seine Entwicklung selber schätzt und aufbewahrt. Durch die Jahre ist es etwas dunkel geworden; auch bietet es sich nicht gerade einer mehrfarbigen Wiedergabe im Druck leicht an. Den Defregger von später erkennt man darin nicht auf den ersten Blick. Aber bei eindringendem Beschauen fühlen wir doch die innere Verwandtschaft. Der Tirolerbua sagt uns wohl zuerst, daß wir es nicht mit einem älteren holländischen Meister zu tun haben, als das man es von der Ferne ansprechen möchte. Kein Pieter de Hooch hat das in die Stube eindringende Licht besser gemalt. Solche Interieurs sind bei Defregger selten. In späteren Jahren würde er den Kesselflicker ins Licht gesetzt, würde er ihn zur Hauptsache gemacht haben. Hier ist er nur Staffage, der Innenraum und das einströmende, mit der Dämmerung mühsam kämpfende Licht die eigentliche, vortrefflich gelöste Aufgabe.

Schon im Weihnachtsheft gaben wir einen Modersohn: Winterlandschaft. Hier ist er von einer anderen Seite. Ein echtes Stück herbstlicher Worpsweder Landschaft, dieses: ‚Am Moorkanal.' Man beachte auch hier die feine Komposition in der Linienführung; wie durch die Diagonale des Uferrandes die Langeweile der vertikalen und horizontalen Linien im Bilde gebrochen, wie Rhythmus und Bewegung dadurch hineingebracht wird. Das Beste, was man von einem Bilde sagen kann, ist hier: Ein Ausschnitt, der als ein Ganzes wirkt.

Unsere Schillerbeilage ist nicht ganz nach Wunsch ausgefallen; aber da kann weder der Verleger noch der Drucker dazu. Fast in allerletzter Stunde, da nichts mehr zu machen war, stellte sich die Unzulänglichkeit des Clichés heraus. Trotz alledem werden die Leser die Gabe zu schätzen wissen. Die Malerin Ludowika Simanowitz, eine Freundin von Schillers Schwester Christophine, lernte den Dichter 1793 in Ludwigsburg kennen und malte damals ihn, seine Frau und seinen Vater. Nebst dem Gemälde von Graff ist dies Schillerbildnis das ansprechendste von allen, die uns überliefert sind.

Offene Briefe.

S. Sch. in F. Es gibt heute eine solche Menge billiger und guter Literatur zur Einführung in die künstlerische Photographie, daß wir Sie schon darauf verweisen müssen. Sie wenden sich am besten an die beiden großen Spezialverlage Ed. Liesegang, Leipzig, und Gustav Schmitt (vorm. Robert Oppenheim), Berlin W. 10. Bei letzterem erscheint ein Deutscher Camera-Almanach, dessen erster Jahrgang 1905 Ihnen die meisten an uns gerichteten Fragen beantwortet. Einen sehr guten Leitfaden der Landschaftsphotographie hat ebenda Fritz Loescher verlegt. Sehr anerkannt ist auch Dr. E. Vogels Taschenbuch der praktischen Photographie, das in zwölfter Auflage vorliegt. – Ein Artikel über die moderne künstlerische Photographie in ihrem Verhältnis zum eigentlichen Kunstwerk, wobei die Technik des Photographen allerdings nur sehr untergeordnet in Betracht gezogen würde, ist schon längst in Aussicht genommen; doch müssen Sie sich noch etwas gedulden.

Abonnent in Hagen. Besten Dank für Ihre Mitteilung, Watts betreffend. Könnten Sie eventuell eine photographische Abbildung einsenden? Die weiteren Schritte würden von uns aus geschehen. Die etwas stiefmütterliche Behandlung der musikalischen Kunst und der Musikpflege in ‚Hochland' hängt nicht mit einer Unterschätzung des Interesses unserer Leserkreise zusammen, sondern lediglich damit, daß der Stoffandrang von anderen Gebieten her bis jetzt so groß war, daß ein Mehreres auf dem bewußten Gebiet nicht geschehen konnte. Ihre Statistik – ich danke Ihnen übrigens für das Interesse – hat jedenfalls zur Folge, daß künftig mehr in dieser Richtung geschehen wird.

Verantwortlich: Chefredakteur **Karl Muth, München.** Franz Josephstraße 31.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten.** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

J. B. Greuze pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Dorfbraut.

Zweiter Jahrgang. Juni 1905. 9. Heft.

Was ist uns Bismarck?

Von

Johannes Mumbauer.

Das Erscheinen mehrerer neuer Veröffentlichungen über den ‚Eisernen Kanzler', die mir zur Besprechung vorliegen,* bietet mir den Anlaß, an die Beantwortung der Frage heranzutreten, in welchem Lichte uns heute die Gestalt Bismarcks erscheinen muß. Die Katholiken zeigen in dieser Beziehung bis jetzt eine eigentümliche, freilich verständliche Zurückhaltung; wir haben zwar von katholischer Seite eine Menge einzelner Urteile über den Vater des Kulturkampfes, aber — abgesehen von Zeitungsstimmen beim Tode des Riesen — kaum ein bewußt abschließendes Resumé darüber: Was ist uns Bismarck alles in allem? Und doch sehe ich keinen Grund ein, weshalb wir uns einer offenen Totalwertung dieses gewaltigen Phänomens verschließen sollten. Bismarck ist uns kein ‚Tabu', auch nicht in dem Sinne etwa einer dämonischen Kraft, über die man nicht gern spricht; auch dieser große Mann ist einfach ein Objekt der Geschichte geworden. Das letztere wird allerdings auch sonst vielfach geleugnet: die Zeit für die objektive, leidenschaftslose Würdigung Bismarcks sei noch nicht gekommen. Aber warum denn nicht? Die Quellen zur Beurteilung seines Wesens und Werkes im großen und ganzen liegen bis auf gewisse Einzelheiten, die aber am Gesamtbilde nichts mehr ändern können, doch vollständig vor. Wer sehen will, kann heute schon alles sehen. Nach

* Vgl. ‚Neue Bismarckliteratur' unter ‚Kritik'.

irgend einem Wertmaß, d. h. aus einer Überzeugung, einer Weltauffassung heraus, wird freilich die Bewertung — und diese ist die Aufgabe des Geschichtschreibers gegenüber dem Chronisten — immer erfolgen müssen; bei ehrlichem Streben nach Gerechtigkeit braucht also der Besitz einer Überzeugung der Feststellung der Wahrheit nicht hinderlich zu sein.

Als ehrlicher Mann will ich sofort bekennen, ich schreibe diese Zeilen als Katholik. So wenig ich aus meiner Haut heraus kann, so wenig kann ich bei der Taxierung historischer Ereignisse oder Personen von meiner katholischen Überzeugung absehen; nach dem Maßstab der damit gegebenen Grundsätze werde ich auch Bismarck beurteilen; die festgestellten geschichtlichen Tatsachen werde ich dabei unbefangen hinzunehmen haben. Eine andere ‚Voraussetzungslosigkeit' oder ‚historische Objektivität' vermag ich nicht anzuerkennen; und alles Gerede gewisser ‚Phrasengießkannen', um mit Bismarck zu reden, über angeblich objektive Geschichtschreibung kann daran nichts ändern. Ob ich dabei vorurteilsfrei geblieben sein werde, mag man hintennach ermessen. — Also ein überzeugter Katholik fragt hier: Was ist uns Bismarck? Es ist nicht leicht, das als deutscher Katholik zu tun. In vielen meiner Konfessionsgenossen zittern noch die Leiden der unglückseligen Kulturkampfszeit nach, und bei nicht wenigen brennen noch heute die Narben bei der Erinnerung an die grausamen Wunden, welche jene eiserne Hand schlug, und die vergiftet wurden zumal durch die niederträchtig-kleinliche Art, mit der so manche untergeordnete Handlanger die Intentionen des Chefs und Inszenators ausführen zu sollen glaubten. Darum ist es menschlich verständlich, daß die betroffenen Kreise eine unbefangene Stellung zu dem Vater des Kulturkampfes nicht zu gewinnen vermögen; und es wäre eine psychologische Torheit, mehr von ihnen zu verlangen als das Streben nach Gerechtigkeit. Aber jene katholische Kulturkampfsgeneration, der wir willig und dankbar den Lorbeer zu Füßen legen, stirbt allmählich aus, und die Zeit ist gekommen, wo wir Bismarck nicht mehr ausschließlich unter dem Gesichtswinkel seines Konfliktes mit unserer Kirche, sondern in seinem Gesamtwirken und seiner Gesamtbedeutung zu betrachten anfangen müssen: ein ‚Epochemacher' von seiner Wucht hat Anspruch darauf.

Nichtsdestoweniger fürchte ich, unter der Nachwirkung der Kulturkampfsstimmung und Kulturkampfsverbitterung Mißverständnissen und Mißdeutungen bei manchen meiner Freunde zu begegnen. Ich werde das tragen müssen in dem Bewußtsein, daß Stimmungen auf die Dauer gegen die Macht der Tatsachen nicht standhalten können, und daß auch hier die rechte historische Einsicht den katholischen Interessen nur förderlich sein kann. Bin ich doch selbst der Sohn eines Mannes, der es seiner Zeit bitter genug erfahren mußte, was es einst hieß, gegenüber den antikatholischen Instinkten, die sich mit Bismarcks Namen deckten, seine katholische Überzeugung hoch zu halten; und aus der Jugendzeit klingt mir noch heute der Name des Mannes mit den Küraſſierstiefeln im Munde des Vaters höchst kriegerisch in die Ohren. Also, bitte, — son cattolico anch' io!

Und nun zu der Frage: Was iſt uns Bismarck? — Kann er uns überhaupt noch etwas ſein? Iſt der Eiſerne Kanzler lediglich eine hiſtoriſche Größe? oder bedeutet er auch noch etwas für die Zukunft? Wenn wir über dieſe Fragen, die immerhin wert ſind geſtellt zu werden, — das wird auch der fanatiſchſte Gegner Bismarcks zugeben, — ins Klare kommen wollen, ſo müſſen wir uns von jeder Leidenſchaftlichkeit, edlen ſowohl als unedlen, fernhalten und eine objektive Diſtanz zu gewinnen ſtreben. Verſuchen wir es!

Einen Panegyrikus vermag ich über Bismarck nicht anzuſtimmen. Ja, wenn man ihn im Sinne des Carlyleſchen Heldenkultus vorzüglich nach ſeiner perſönlichen Seite beurteilen wollte, ſo käme er vielleicht am ſchlechteſten weg; denn dafür zeigt — bei aller Wägung und Anerkennung der titaniſchen Kraft ſeines Intellektes, ſeines Wollens und ſeines praktiſchen Handelns — ſein Charakter zu viele Flecken. Daß aber ein Genie in ſeinem individuellen ſittlichen Werte nach andern moraliſchen Maßſtäben gemeſſen zu werden beanſpruchen dürfe als die gewöhnlichen ‚Herdenmenſchen‘, wird man mir nie einreden; bei dem Markſtein einer unwandelbaren, objektiven Moralitätsnorm trennen ſich für den Katholiken ohne weiteres die Wege von jeder andern ethiſchen Auffaſſung; es hat alſo auch keinen Zweck, hier darüber zu diskutieren. Ebenſo verhält es ſich mit der Anwendung der Moral auf die Politik, obwohl da die Sache in concreto nie ſo ganz einfach liegt. Höchſt intereſſant ſpricht ſich darüber Charles Benoiſt in ſeinem Buche ‚Le Prince de Bismarck‘ — wohl dem beſten, was von franzöſiſcher Feder über die ‚psychologie de l'homme fort‘ geſchrieben worden iſt — aus: ‚Y a-t-il deux morales — une morale politique et une morale privée, — ou n'y a-t-il point de morale en politique, la politique étant une chose et la morale une autre chose? c'est une grande question, c'est une vielle question, et c'est une question toujours nouvelle. A la vérité, les religions et les philosophies n'y sauraient faire qu'une seule réponse, et la morale n'existe pas pour elles en dehors de l'absolu. Mais ne semble-t-il pas qu'il en soit autrement de l'histoire ou de la politique, et qu'il y ait, en quelque sorte, des contingences d'État? Si l'homme privé n'a qu'une vie, l'homme d'État en a deux: sa vie intérieure d'homme privé, l'homme d'État doit la subordonner à une espèce de vie extérieure, qui est d'interêt et d'ordre plus général; l'homme privé ne vit qu'en lui et pour lui: l'homme d'État vit dans l'État et pour l'État . . . Après tant d'autres, M. de Bismarck est un illustre exemple, non certes de la nécessité qu'il y ait deux morales, mais de la quasi-impossibilité que l'homme d'État n'agisse souvent comme s'il y en avait deux; puisqu'en politique, il ne regarda point à la valeur des moyens selon la morale commune, qu'il ne se fit point de leur légitimité un cas de conscience privée, mais de leur efficacité un cas de conscience d'État, qu'il les jugea bons à ce signe que le bien de l'État était

au bout, et mauvais s'ils ne pouvaient réussir lorsque le bien de l'État exigeait le succès.' An einer andern Stelle bemerkt derselbe Schriftsteller: ‚La responsabilité de l'homme d'État réside ainsi, selon M. de Bismarck, dans le discernement du plus grand utile possible, de l'utile le plus général, et quant au choix des moyens, il n'y a guère pour lui de responsabilité. De ce point de vue pratique et positif, l'homme d'État s'étant professionellement placé dans une position d'amoralité systématique par rapport à la commune morale, les pires choses peuvent être les »meilleures«, puisqu'il se peut que ce soit d'elles qu'il tire le plus grand utile d'État.' Mit ähnlichen Erwägungen versucht man ja gewöhnlich über das Dilemma hinwegzuturnen; man erklärt damit aber mehr die tatsächliche Lage, als daß man die moralische Verantwortlichkeit auch der Politik und der Politiker aufhöbe, an der wir unter allen Umständen festhalten müssen. Anders jedoch sieht sich die Sache an, wenn wir nur auf das objektive Wirken Bismarcks und auf die Resultate und Konsequenzen seines Schaffens hinblicken. Da gewinnen wir einen ganz anderen Standpunkt zur Beantwortung der Frage: was ist er uns?, zumal wenn wir ihn betrachten mit Rücksicht auf seine Umwelt, mitten in den Verhältnissen der Zeit und in gewissem Sinne als Produkt der Verhältnisse, die er doch wieder so souverän bemeistert, mit seinem Gepräge versehen und ganz anders gestaltet hinterlassen hat. Für eine solche Betrachtung braucht man keineswegs ein Anhänger des historischen Materialismus oder ein einseitiger ‚Milieu'-Schwärmer zu sein; ich vermag keinen Widerspruch darin zu erkennen, wenn man die persönlich-sittliche Bewertung eines Mannes von dem Urteil über seinen materiellen Einfluß auf die realen Zeitdinge, also über die objektiven Folgen seines Tuns, trennt. Unsere Sache kann es ja doch nicht sein, das schließlich allein maßgebende Urteil des höchsten, ewigen Richters vermessentlich eruieren zu wollen. Wir müssen unsern Versuch, in den Genius einzudringen, auf eine zweifache Aufgabe beschränken: einmal zu skizzieren, wie sich der Charakter der überragenden Persönlichkeit in uns malt, und dann darzulegen, welche Spuren zu unserem Nutzen oder Schaden die Lebensbahn des Gewaltigen zurückgelassen hat. Wenn wir das in bezug auf Bismarck unternehmen, so ergibt sich vielleicht auch eine Beziehung, die uns in seinem Werk etwas von dauerndem Werte oder wenigstens ein Licht für die Zukunft erkennen läßt.

* * *

Wenn der künstlerisch-bewußte Porträtmaler seinem Objekte gegenübertritt, so ist es für die richtige Auffassung seines Bildes von grundlegender Bedeutung, daß er sich über den beherrschenden Ausdruck der betreffenden Gesichtszüge klare Rechenschaft gibt; davon hängt alles andere ab. Wenn wir zu einem sprechenden Seelenporträt Bismarcks kommen wollen, so müssen wir uns über den beherrschenden Grundzug seines Wesens klar werden. Als

diesen alles lenkenden, aber auch alles erklärenden Charaktergrundzug an Bismarck kann ich nur die Herrschsucht erkennen, die Liebe zur Macht, den berauschenden Genuß an der Macht, oder — wie die Philosophen sagen — ‚die Lust aus der Macht'. Wenn wir von diesem Leitmotiv ausgehen, so findet so manches Rätselhafte in Bismarcks Erscheinung seinen Aufschluß. Man hat ihn, der als Gatte, als Freund so reiches Gemüt zeigte, einen Gewaltmenschen genannt; und er war es unbedenklich, wenn es sich um die Befriedigung des Willens zur Macht handelte. Er hält sich selber für einen religiösen Mann, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß seine Lebensstimmung aus einer gewissen, allerdings stark subjektiv gefärbten, aber doch wieder mit einem schlichten, hausbackenen Glauben verbundenen Religiosität herkommt, daß seine Weltanschauung auf religiösem Grunde ruht; aber diese Religion darf ihn in der Verfolgung seines Herrschertriebes nicht hindern. Prinzipien und Ideen waren ihm nie mehr als Spinngewebe, vor denen, wenn er die Macht besaß, einzuhalten ihm nicht einfiel. Nichts kann in dieser Beziehung charakteristischer sein, als was er bereits 1847 an seine Braut schrieb: ‚An Grundsätzen hält man nur fest, solange sie nicht auf die Probe gestellt werden; geschieht das, so wirft man sie fort wie der Bauer die Pantoffeln und läuft, wie einem die Beine von Natur gewachsen sind.' Keiner aber wußte so gut den ‚Naturwuchs' durch ‚Pantoffeln', deren er reichlich viele verbrauchte, zu verdecken wie er, so daß er es fertig brachte, an seinem Lebensabend zu sagen: ‚Ich bin nie herrschsüchtig gewesen und ehrgeizig; es ist immer Verleumdung gewesen, wenn man dies erzählte; ich war immer nur diensteifrig.' Weil es so begreiflicherweise für ihn Bedürfnis war, seinen Grundzug zu verschleiern, so entwickelte sich ganz hervorragend jenes genial Verschlagene in seinem Wesen, was man nicht mit Unrecht ‚den Schauspieler in Bismarck' genannt hat. Sehen wir nun zu, wie unter der Einwirkung des ihm naturgemäßen Hungers nach realer Macht und der Verwirklichung seiner Ideen, wie ich es kurz nennen will, der Herrschsucht — man könnte auch umgekehrt sagen, als deren Voraussetzungen — seine einzelnen Seelenfähigkeiten sich zum Gesamtcharakterbild gestalteten.*

* Da körperliche und geistige Disposition häufig in Wechselwirkung zu einander stehen, wird es zum Verständnis seiner Natur nicht ohne Interesse sein, zu vernehmen, was Lamprecht (‚Zur jüngsten deutschen Vergangenheit' 2. Bd. II. S. 28/29) von ihm als dem Vertreter der ‚naturalistischen Reizsamkeit' schreibt: ‚Wir sind gewohnt, uns den Fürsten Bismarck als Idealbild des deutschen Recken schlechthin vorzustellen. Und als Recke, als Verkörperung deutscher Urkraft wird er im Volke fortleben; schon ist in dieser Hinsicht sein künstlerischer Typus geschaffen . . .: der Typus des Rolands, des Wächters und Schöpfers deutscher Größe immerdar. Aber der Historiker darf nicht vergessen, daß der geschichtliche Bismarck ein anderer war. Hören wir die unvoreingenommene Schilderung eines reich erfahrenen, praktischen Psychologen (‚Neue deutsche Rundschau' 1902 S. 444): ‚In diesem Reckenkörper wohnte das feinste, empfindlichste Nervensystem, und diese zarten Fäden unterjochten die Riesenglieder und diktierten ihnen gute und schlechte

Daß in einem Bismarck ein Intellekt von ungewöhnlicher Stärke gewaltet habe, ist von vornherein anzunehmen; und in der Tat war der Schöpfer des neuen Deutschen Reiches in gewissem Sinne ein Geistesriese. Was hätte der Mann mit seinen Talenten für den geistigen Fortschritt der Menschheit leisten können, wenn sich seine Verstandesgaben in reinen Bahnen hätten betätigen wollen! Aber auch hier steht alles unter dem Banne der Herrschsucht: sein Streben geht nicht nach Wahrheit, sondern nach Macht — nach Macht zwar zur Erreichung von Zielen, die ihm als die rechten und seinem Volke notwendigen vorschwebten, aber immerhin nach Macht unter allen Umständen. So ist er ein eigentlich wissenschaftlicher Denker höherer Art nicht, wohl aber ein eminent praktischer Denker, der das gewaltige Kapital seiner Intelligenz mit beispielloser Klugheit und Verschlagenheit im Dienste des Zweckmäßigen auf die genialste Weise verwertet. Der bereits zitierte Franzose Benoist formuliert das so: ‚Sa logique n'est pas celle d'un dialecticien, mais celle d'un politique; il ne la fait pas consister à lier à une proposition son corollaire, mais à lier à une idée, qui n'est pour lui que le fait vu, l'acte qui peut réaliser le fait conçu et voulu par lui. Personne ne raisonne moins abstrait, plus concret: redisons-le encore, il ne pense pas pensées, il pense action.'

Ob er, der ‚Mann ohne Grundsätze', überhaupt eine abgeklärte Weltanschauung besessen, ist bis heute noch nicht ausgemacht; jedenfalls war sein subjektives Weltbild ein sehr widerspruchsvolles. Einen ‚modernen Menschen' kann man ihn schon gar nicht nennen; und wo er sich auf die neueren Ideen, für die er wohl nie ein volles Verständnis gehabt hat, einließ, da geschah es nur, weil und insofern sie sich für seine Zwecke gebrauchen oder mißbrauchen ließen; sobald es ihm nicht mehr in den Kram paßte, warf er sie ebenso unbedenklich weg. Sein ganzes Denken ist eben tendenziös, und so macht ihn seine besondere Begabung zum geborenen Diplomaten: was er als solcher geleistet, ist an Kühnheit, Feinheit, Großartigkeit, an meisterhafter Konsequenz, Beobachtungsgabe und Scharfsinn, an fast intuitiv zu nennender Menschenkenntnis und Kunst der Menschenbehandlung, an Selbstbeherrschung, Geduld

Stunden. Bismarck litt an Stimmungskrankheiten. Jede seelische Erregung setzte sich bei ihm körperlich um. . . . Werden seine Pläne mißverstanden, erleidet er schmerzhafte, enttäuschende Erfahrungen, so bewirkt seine seelische Depression sofort physische Indispositionen. Fußleiden, Neuralgien im Gesicht, Gallenergüsse, Magenkrämpfe zog dieser reckenhafte Körper, der allen physischen Strapazen gewachsen war, sich auf psychischem Wege zu. . . . Bismarck kann seinen Schlaf nicht dirigieren. Er ist zu feinhäutig, um Erregungen bequem abzuschütteln. Wenn er abends Musik hört, verfolgen ihn die Töne. Er ist ganz unsoldatisch, selbst im Kriege, ein Langschläfer, weil die Ruhe erst nach langem Wachliegen über ihn kommt. Er ist abhängig von seinen Stimmungen. Der so bezaubernd liebenswürdig sein kann, wird in Situationen, die ihm nicht genehm sind, krankhaft launisch, sich und den anderen eine Pein und Qual; von der sensibelsten Empfindlichkeit ist er in solchen Stimmungen.'

und Verstellungskunst beispiellos in der Geschichte. Zu dieser vollkommenen Diplomatie, die man bestaunen muß, auch wenn sie fast dämonisch erscheinen sollte, befähigte Bismarck vor allem ein bewundernswerter Scharfblick nicht nur für die Position *seiner* Ziele, sondern auch für das, was der Gegner ihm und seinen Ansprüchen gegenüber verfolgt, sowie die scheinbar spielende Leichtigkeit im Auffinden und Handhaben derjenigen Mittel, die geeignet sind, den Gegner an der Erreichung seines Zieles zu hindern, ihn selber aber, und sei es auf den unglaublichsten Umwegen, zum Erfolg zu führen. Seine Kunst besteht also darin, mit gegebenen Faktoren, wie sie sich seiner ‚Blut- und Eisen'-Politik in den Kabinetten Europas darboten, überlegen zu rechnen. Er ist der klassische Realist. Wird er aber das gleiche Geschick auch da beweisen, wo es sich um unwägbare Faktoren, um die Beeinflussung der Völkerschicksale durch Ideen handelt? Hier wird sich seine Halbheit als Denker verhängnisvoll geltend machen müssen. Ist Bismarcks Ruhm als Diplomat unbestritten, so kann ihm der Lorbeer des großen Staatsmannes nicht so vorbehaltlos zugebilligt werden. Was der Diplomat zu leisten hatte und auch wirklich geleistet hat, das war doch nur die Ebnung des Grundes, auf dem der staatsmännische Bau aufzuführen war. Die Aufgabe des wahren Staatsmannes ist es doch, das Gemeinwesen — dessen äußere Sicherung vorausgesetzt — mit solchen Einrichtungen zu versehen und so zu lenken, daß das Volkswohl im Sinne einer freiheitlichen und menschenwürdigen Kultur, wie die Frucht an dem Baume, naturgemäß erwächst; mit andern Worten das wahre ‚Staatsinteresse' ist das allgemeine Wohl. Ist Bismarck dieser Aufgabe gerecht geworden? Nach seiner ganzen Veranlagung ist das von vornherein kaum anzunehmen. Das ‚Staatsinteresse' ist ihm, dem Gewaltmenschen, identisch mit der dominierenden Stellung der von ihm jeweils verfochtenen Kräfte, sei es des Königtums oder des preußischen Junkertums oder — und das nicht zuletzt! — seiner selbst. Von einem einheitlichen, großen Gesichtspunkte aus — der eine selbstverständliche der Größe und Wohlfahrt seines Landes kommt hier nicht in Betracht — hat er die Staatskunst schwerlich aufgefaßt; dafür hat er das Steuer des Staatsschiffes zu oft und zu plötzlich herumgeworfen. Mit welcher naiven ‚Wurschtigkeit' er den großen politischen Ideen gegenüberstand, das ersieht man aus einer 1881 gehaltenen Reichstagsrede: ‚Ich habe mich immer der Frage untergeordnet: Was ist für mein Vaterland . . . das Nützliche, das Zweckmäßige, das Richtige? Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch die sich die Parteien getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie; . . . liberale, reaktionäre, konservative Verfassung . . . das ist ein Luxus der Einrichtung, der an der Zeit ist, nachdem das Haus fest gebaut dasteht. . . Die Doktrin gebe ich außerordentlich wohlfeil.' Man rühmt wohl diese ‚Voraussetzungslosigkeit' an ihm als ein Muster praktischer ‚Realpolitik'; eine Zeitlang kann man auch wohl damit ‚fortwursteln', bis eben die Zeit kommt, wo es heißt: ‚Es gelingt nichts mehr,' denn durch Grundsatzlosigkeit

ist noch kein Volk groß geworden. Von den ‚Erfolgen' der inneren Politik Bismarcks wird weiter unten zu handeln sein; hier sollte nur konstatiert werden, daß, wenn sein Intellekt — von seiner Empfindungsweise ganz zu schweigen! — in innerpolitischen Dingen als nicht in jeder Beziehung überlegen bezeichnet werden darf, dies auch auf Rechnung der Herrschsucht zu setzen ist, die ihn nur in äußeren Machterfolgen einen Gewinn erblicken ließ. — Wenn von den geistigen Anlagen Bismarcks die Rede ist, dann darf der Redner und Schriftsteller nicht vergessen werden. Ohne Zweifel ist er ein Meister der Sprache in Schrift und Wort, — freilich nicht eigentlich das, was man unter einem ‚großen Redner' versteht, wohl aber ein ‚Sprecher', der seinesgleichen sucht, — alle Register stehen ihm zu Gebote, Pathos, Ironie, Humor und Spott, Gleichgültigkeit und Sentimentalität, Ruhe und Leidenschaft, kühle Überlegung und Phantasie; dabei ist sein Stil, obwohl merkwürdig viel mit Fremdwörtern und Zitaten gespickt, von kraftvoller Eigenart und bilderreicher Plastik. Aber inhaltlich verleugnet er auch hier seine tendenziöse Art nicht: alle Argumente, mögen sie wahr und logisch sein oder nicht, sind ihm recht, wenn sie nur ‚Effekt machen', und er verwendet sie mit verblüffender Gewandtheit wider seine Gegner — als routinierter Prestidigitateur mit Worten; wer seine Reden und Schriften als zuverlässige historische Quellen benützen wollte, wäre daher übel beraten. Kurz, trotz genial veranlagter Intelligenz dokumentiert sich Bismarck überall als ‚unwissenschaftlicher Kopf', und die fatale Herrschsucht macht ihn in seinen Reden und Schriften, besonders in den ‚Gedanken und Erinnerungen', zum Rechthaber ausgesprochensten Art.

Im Fühlen und Wollen Bismarcks wiederholt sich der verhängnisvolle Einfluß des Grundzuges des Herrschtriebes. An sich ist er in den meisten Stücken durchaus edel veranlagt. Ein Mensch von so tiefem und reichem Gemüt wie er muß aus reinen und reichen Quellgründen schöpfen. Wer in seinem Gemütsleben richtig lesen will, der muß ihn beobachten in seiner Liebe zur Natur, in seiner Abneigung gegen die Hyperkultur, gegen den ‚Gestank der Zivilisation', der muß hören, wie er zu Busch sagt: ‚Am wohlsten ist mir doch in Schmierstiefeln im Walde tief drinnen, wo ich nichts höre als das Hacken und Hämmern des Spechts, weit weg von Ihrer Zivilisation;' man muß ihn sehen im Kreise seiner Familie, als Bräutigam, Gatte, Vater, Wirt und Landedelmann; man muß seine intimen Briefe an Familienglieder und Freunde lesen, — und man wird sich fragen: ist dieser nämliche Mann der gewalttätige Eiserne Kanzler, und wie wurde er es? Und dann sein unleugbares religiöses Bedürfnis, das schon erwähnt wurde! In seiner Jugend- und ersten Manneszeit erscheint er zwar als ein arger Skeptiker, jedenfalls stand er damals dem positiven Christentum innerlich sehr fern; aus der späteren Zeit liegen aber so viele Äußerungen einer gewissen robusten Gläubigkeit vor, daß wir unmöglich alles für Heuchelei halten können. Die höchste sittliche Auffassung der Religion blieb ihm jedoch wohl immer fremd; denn auch sie mußte ihm schließlich wieder als Mittel zur Befriedigung seiner

Herrschsucht herhalten. Bei jedem Schritt, den er zur Macht tut, hat er den lieben Herrgott zur Hand, mit dem er so zu posieren weiß, daß er am Ende selber glaubt, nur dessen Willen zu erfüllen. Klein-Hattingen kennzeichnet den Bismarckschen religiösen Habitus nicht übel so: ‚In der einen Hand die Bibel, in der andern den derben Knotenstock marschfertiger Selbstsucht — das ist der Typus, den er darstellt! Seine Religiosität ist zwar in subjektiver Beziehung keine Heuchelei, aber in objektiver ist der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis so groß, wie er nur sein kann. Seine Religiosität ist unfruchtbar; sie ist wie ein Mittel aus einer kleinen Hausapotheke — es reicht für den Hausherrn und seine Allernächsten, gelegentlich auch für eine arme Witwe; aber für mehrere ist die Portion zu knapp. . . . Einen religiös-sittlichen Maßstab darf man an diesen Mann nicht legen. Und man ist dazu auch um so weniger berechtigt, als er zwar viel von den Wahrheiten der Religion spricht, aber für sich selbst nirgends die Rolle eines heiligen Mannes beansprucht. Soweit er öffentlich für christliche Religiosität eintritt, verwendet er damit ein politisches Handwerkszeug.‘ Äußerst charakteristisch für das letztere ist z. B. die theatralische Art, wie er sich im Kulturkampf gegenüber Papst und Katholizismus auf sein angeblich gefährdetes .evangelisches Seelenheil‘ beruft: risum teneatis! Was es im Grunde mit Bismarcks religiösem Empfinden auf sich hat, mag man daraus ermessen, daß er sogar einem Busch gegenüber schwärmt: ‚Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben.‘ Diese ‚wundervolle Basis der Religion‘ hat ihn aber durchaus nicht gehindert, in praxi sehr unchristlich sich zu verhalten.

Wer den Schlüssel zur Sittlichkeit des Mannes suchen will, wird ihn am leichtesten darin finden: Bismarck war als Beute allmächtigen Machthungers vor allem bewußter und überzeugter Egoist. Sein ganzes Handeln wurzelt in der menschenverachtenden Überzeugung von dem absoluten menschlichen Egoismus. Danach beurteilt er, ohne sich Illusionen hinzugeben, die Motive der andern; das Recht der Selbstsucht nimmt er aber auch für sich in Anspruch. Das edelste Gefühl echter Humanität, die schönste Blüte vor allem christlicher Sittlichkeit, die wahre Nächstenliebe, der rechte Altruismus, ging ihm darum ab. Selbst wo er liebt, verleugnet er die gewalttätige Selbstsucht nicht. Überhaupt sehen wir ihn durchglüht von elementarer Leidenschaft; und sein Egoismus läßt da, wo nicht wieder ein eigenes Interesse oder das des Staates, mit dem er sich identifiziert, auf dem Spiele steht, keine Selbstbeherrschung aus lauterer, selbstloser Rücksicht zu. Wo er aber haßt, da ist er ein intensiver und unersättlicher Hasser, und seine Rachsucht kennt keine Grenzen. Nie hat er ein Bedenken getragen, sein ‚mechantes Mundstück‘, seine ‚in Gift getauchte Feder‘, seine gefürchtete ‚Verleumderzunge‘, seine Intriguantenkunst, alle Ränke und Chikanen der Verfolgung gegen seine

Feinde, die er stets als persönliche ansah, unerbittlich anzuwenden. Daß er dabei mit der Wahrhaftigkeit — selbst ohne das in Anschlag zu bringen, was von den Diplomaten als zum ‚Handwerk' gehörig für erlaubt angesehen wird — auf gespanntem Fuße stand, braucht nicht gesagt zu werden, wie denn auch eine gewisse Verschlagenheit, Hinterhaltigkeit und Unehrlichkeit in seinem Wesen nicht geleugnet werden kann; — mit bloßem ‚Schauspielertalent' ist die Sache nicht erklärt. Von Jugend an bis ins hohe Alter blieb er der geriebene Schlauberger, der überall auf seinen Vorteil bedacht war und so skrupellos wie keiner von dem Grundsatz: ‚Der Zweck heiligt die Mittel' Gebrauch gemacht hat. Mag er dabei auch seinen persönlichen Vorteil nicht außer Augen gelassen haben, — man hat nie davon gehört, daß er den irdischen Mammon zurückgewiesen habe, und in bezug aufs Portemonnaie war er stets recht zugeknöpft! — so zeigt doch seine Rücksichtslosigkeit im großen und ganzen einen großen und heroischen Zug. Und wenn auch in gewissem Sinne auf ihn das Wort anwendbar zu sein scheint: ‚L'état c'est moi', so darf er dennoch in Wahrheit von sich sagen: ‚Patriae inserviendo consumor!' Sein Patriotismus ist allerdings von besonderer Art. Für das, was wir heute sozialen und politischen Gemeinsinn nennen, hatte Bismarck wohl kaum volles Verständnis. Es mag seltsam klingen, daß der Schmied der deutschen Einheit im Grunde ein Lokalpatriot gewesen sein soll, und doch ist es richtig; ich vermag auch keinen Vorwurf darin zu erblicken. Seine eigenste Gabe war, den Bedürfnissen der Gegenwart zu leben und dem Moment in intimster Kenntnis seines Verlaufes durch universalen Rundblick über die Konstellation abzuringen, was zu erreichen war. Und doch verband er mit klarer Erkenntnis der Tagessorgen einen gewissen intuitiven Sinn, eine Witterung für die stillen Gesamttendenzen des nationalen Werdens. Als preußischer Partikularist, als überzeugter Royalist, als fanatischer Anhänger der junkerlichen Standesinteressen, suchte er seine politischen Idole durchzusetzen und groß zu machen, und er fand auf diesem Wege das einige Deutsche Reich und damit die Grundlage der Wohlfahrt und Größe der gesamten Nation. Indem er so seinen eigenen Nutzen verfolgte, ließ er nie das große Ziel der Allgemeinheit außer Augen und hat es mit Aufwendung seiner ganzen gewaltigen Nervenkraft gefördert. Und das ist, meine ich, ein sehr ‚däftiger' Patriotismus, der insbesondere der deutschen Eigenart wohl angemessen erscheint. Vor diesem energischen Pulsschlag einer intensiven Vaterlandsliebe, die sich vielleicht weniger im Gefühl als im Handeln kundgibt, verschwindet schließlich das viele ‚Allzumenschliche', was wir als Schatten am Bilde Bismarcks bedauern: der Mangel an Großmut, die Hartherzigkeit, die Geringschätzung fremden Verdienstes, die Selbstgerechtigkeit und Ehrsucht, das Mißtrauen und die Brutalität, ein unbändiger, wenn auch oft unter jovialen Formen versteckter Hochmut, namentlich auch die unwürdige Art, wie er seinen tragischen Sturz hingenommen hat. Mit sittlichem Maßstabe messend mußten wir an dem Giganten so manches bekritteln; groß und genial bleibt er deswegen doch,

und der heroische Mut, mit dem er seinen Titanenwillen für das Ziel oder die Ziele seiner Herrschsucht einsetzte, hebt ihn berghoch über Tausende von Pygmäen, die froh wären, wenn sie die Energie selbst seiner Fehler hätten; er aber ist mit all seinen Fehlern der Verwirklicher des nationalen Einheitsgedankens geworden, der Germania endlich in den Sattel gesetzt hat, auf daß sie Ruhm, Ehren und Erfolgen entgegenreite! — Obwohl wir versucht haben, das Wesen Bismarcks aus einem einheitlichen Grundzug zu erklären, so bleibt doch noch manches Rätselhafte übrig; es ist das, was man das ‚Dämonische' in seinem Charakter genannt hat, der so viele anscheinende Widersprüche in sich vereint, und was vielleicht am besten als ‚Tatfähigkeit zu allem' erläutert wird. Und gerade darauf beruht die Einzigartigkeit eines — Bismarck.

* * *

So also war Bismarck in seiner Individualität; sie ist dahingegangen und wiederholt sich nie mehr. Wie aber ist es mit seinem Werk? Was bleibt davon? Wenn er mit der Gründung des deutschen Reiches vom Schauplatz abgetreten wäre, so würde sich uns das Bild seines Wirkens als ein harmonisches darbieten; da es ihm aber nicht vergönnt war, auf dem Sonnengipfel seines Ruhmes die Laufbahn zu enden, so müssen wir notgedrungen zwischen äußerer und innerer Politik unterscheiden. Nicht zwar in dem Sinne, als ob unter ‚äußerer' Politik nur die Beziehungen zu auswärtigen Staaten verstanden werden sollten, sondern wir begreifen hier darunter alles, was zum äußeren Aufbau des Reiches geschah, während zur ‚inneren Politik' die gesamte Inneneinrichtung des Reichsbaues gehört. Wie gestaltet sich die Ernteabrechnung von beiden Feldern?

Das große, bleibende Lebenswerk Bismarcks, das er in der Hauptsache mit den genialen Mitteln seiner äußeren Politik durchgeführt hat, ist die Einigung der deutschen Nation, welche er durch Blut und Eisen zusammengeschweißt hat. Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, den Weg zu diesem Ziele in den einzelnen Phasen seiner Entwicklung zu schildern; ebensowenig urteilen wir jetzt über die Qualität der angewandten Mittel. Die Frage ist nur: Was bedeutet das Erreichte für uns und für die Zukunft? Niemand vermag zu sagen, wie es um die deutsche Einheit und Größe stände, wenn Bismarck nicht gekommen wäre. Der Lenker der Weltgeschichte kann sich der verschiedensten Werkzeuge bedienen, zum deutschen Einheitsschmied hat er Bismarck erwählt; denn eine so folgenschwere Entwicklung kann nicht ohne providentielle Fügung sein. Wenn wir ermessen wollen, was Bismarck geleistet, so dürfen wir nicht vergessen, was Deutschland war, als er ans Werk ging. In der langen, jammervollen Zeit, da der Deutsche zwar eine Heimat, aber kein Vaterland hatte, wo die deutschen Interessen ein Spielball für die Intriguen der Höfe und der mächtigen Nachbarn waren, wo ein trauriges Krähwinkeltum in deutschen Landen herrschte, erwuchs aus tiefster Schmach und namenlosem Elend immer naturgewaltiger die Idee der nationalen Einheit.

Und die Entwicklung dieser Idee, die Bismarck zum Siege geführt hat, hebt nicht etwa, wie man zu behaupten liebt, mit der Reformation, im Zeitalter Luthers und des Habsburgers Karl V., an, mit dem Beginn also des augenfälligsten Dualismus in der Nation. Genau genommen ist das deutsche Volk vorher nie staatlich geeint gewesen, und auch das mittelalterliche Imperium konnte selbst auf den Höhepunkten seiner Auswirkung das Sehnen nach nationaler Verkörperung nicht befriedigen. Es gehört also zu den unsterblichen historischen Tendenzmärchen, wenn man immer wieder verkündet, Bismarck habe als Einiger der deutschen Stämme zum deutschen Staate dem ‚protestantisch-germanischen Prinzip' gedient und ihm zum Siege verholfen. Ich finde nirgends, daß Bismarck selbst dieses Bewußtsein vertreten habe; und selbst wenn er in jenem Sinne gedacht haben sollte, so würde dies höchstens beweisen, daß auch er eine niedrige, konfessionell-beschränkte Auffassung von der Größe des durch ihn vollbrachten Werkes gehabt hätte. Die Energien, die er — ob bewußt oder unbewußt, soll hier nicht untersucht werden — ausgelöst, sind weder religiösen noch konfessionellen Ursprunges; sie gehen weit über die Zeit sogar der Entstehung der Barbarossa-Sage zurück; sie sind geboren an der Wiege der Nation in der Urzeit. Und wenn der deutsche Einheitsgedanke später als bei irgend einem andern Volke verwirklicht wurde, — ein schlechtes Zeichen für unsere innere Kraft ist das immerhin nicht, — so darf an sich der katholische Teil der Nation über das endlich erreichte Ziel ebenso sich freuen wie jeder andere. Über die Modifikationen der Verwirklichung ist es zwecklos, jetzt zu rechten; alle derartigen Sentiments sind Anachronismen. Wenn man Menschliches mit Göttlichem vergleichen darf, so möchte man sagen: ‚Die Fülle der Zeit' für das Erscheinen der nationalen Einheit war gekommen. Nach Lage der Verhältnisse kamen für die führende Rolle nur Österreich und Preußen in Betracht; da Österreich aber seinen Beruf verkannte und sich für die Aufgabe als unfähig erwies, so müssen wir — man mag das Versagen der katholischen Monarchie beklagen oder nicht — es als das Verdienst Bismarcks anerkennen, daß er mit dämonischer Geschicklichkeit — welche Kämpfe er dabei nicht nur mit den Parteien, sondern vor allem mit dem weniger weitsichtigen und unentschlossenen König zu bestehen hatte, liegt jetzt für jeden, der sehen will, offen zutage — Preußen in die Mission der nationalen Einheit förmlich hineingedrängt hat. So ist er der von Fichte geweissagte ‚Zwingherr zur Deutschheit' geworden, indem er die Nation aus vager Dämmerung zum Lichte, aus politischer Nichtigkeit zum großen Leben emporgehoben, sie aus Weltverlorenheit zur Weltstellung hinaufgeführt hat. Mag bei der Gründung und dem Ausbau des Reiches manches verfehlt worden sein, der große Kanzler hat ohne Frage die elementarste Vorbedingung der deutschen Wohlfahrt erfüllt, indem er die staatliche Einheit schuf, die Deutschlands Selbständigkeit sichert und es endlich zum wirklichen Vaterland der Deutschen macht. Mag ihn die Herrschsucht getrieben haben, — um in der Not der Zeit zum Ziele zu kommen, genügte wohl die ‚Milch der Menschenliebe' nicht, — er hat sein Leben der

deutschen Einheit und Größe zum Opfer gebracht. — Ziemt es uns deutschen Katholiken — bei allem Vorbehalt unserer Spezialbeschwerden gegen den Mann —, bei der Würdigung seiner Großtat zur Seite zu stehen? Wir schulden ihm doch denselben Dank für die Ermöglichung wahrhaft nationaler Entwicklung wie alle andern Deutschen. Und wahrlich, ist nicht die Gründung des deutschen Reiches gerade uns Katholiken zu besonderem Segen geworden, mag der Gründer das beabsichtigt haben oder nicht? Wenn die deutschen Katholiken so verständnisvoll an den nationalen Aufgaben mitarbeiten, dann wäre es ein Widerspruch, wollten sie gegenüber dem hauptsächlichsten Schöpfer des Staatswesens sich lediglich ablehnend verhalten und nicht von ihm lernen, wo wir in nationaler Beziehung von ihm lernen dürfen und müssen. Als großer Lehrer der Nation predigt aber Bismarck durch die Tat uns vor allem, daß jeder Faktor nur soviel gilt im Volksleben, als er sich lebendig mitwirkend durchsetzt. Welch mächtige Mahnung für die Katholiken, durch positive Teilnahme am gesamten nationalen Leben das Gemeinwesen möglichst intensiv mit unserem Geiste zu durchdringen — im Sinne des bekannten ‚Germania docet'! Das Heil des deutschen Volkes liegt in der Pflege unserer deutschen nationalen Eigenart, die — wie wir als gläubige Christen doch annehmen müssen — Gott uns gegeben hat aus weiser Absicht; der nationale und der religiöse Gedanke, beide im richtigen Sinne aufgefaßt, können also unmöglich Gegensätze sein. Jener preußische Junker hat uns in den nationalen Sattel verholfen: zeigen wir, daß auch wir reiten können! Das ist ein Schatz von bleibendem Werte, den wir aus dem geistigen Erbe Bismarcks für uns in Anspruch nehmen.

Über das innerpolitische Wirken des ersten Bundeskanzlers kann ich mich nach all dem Vorausgeschickten kürzer fassen. Das Bild des Staatsmannes verblaßt hier. Was für den Diplomaten ein Vorteil sein mochte, daß sachliche Prinzipien ihn nicht beseelten, mußte ihm beim Innenausbau des Reiches verhängnisvoll werden, weil ihm auch da alles nur Fragen der äußeren Macht und der Geschicklichkeit waren. Wenn ihn überhaupt ein formales Prinzip leitete, so war es das, der Krone diejenige Stellung im Staate zu wahren, die ihr nach seiner feudalen Auffassung zukam. Mochte er auch persönlich sehr wenig respektvoll von seinem ‚königlichen Herrn' denken, mochte er sagen: ‚Ich habe drei Könige nackt gesehen, und sie sahen nicht immer gut aus', — im Grunde des Herzens war er dem konstitutionellen System abgeneigt, und die Volkssouveränität gar war ihm ein Greuel. Für Volksstimmung hat er nur ein geringes Empfinden, die Einheitsidee ausgenommen; auf die öffentliche Meinung und Volksbewegungen legte er daher wenig Wert. Um den Volkswillen zu paralysieren und seinen gewalttätigen Eigenwillen, in dem er die Staatswohlfahrt eingeschlossen sah, durchzusetzen, verfuhr er also nach der im Diplomatischen erprobten Maxime: Divide et impera! Diesmal aber blieb der endgültige Erfolg aus. Wie könnte es auch anders sein bei einer Gewaltpolitik ohne Rücksicht auf die Volksseele und deren politisches und soziales Fühlen, bei einer Gewaltpolitik, die das Diplomatentum, d. h. die

Ausspielung einer Macht gegen die andere, auch auf die innere Staatsleitung anwendet, während ihr Ziel doch das Gemeinwohl sein soll, bei einer Gewaltpolitik, die vorliebsweise mit Ausnahmegesetzen operiert! Nichts ist da symptomatischer als die zwei verhängnisvollsten Fehler Bismarcks, an denen auch schließlich seine ganze Innenpolitik scheiterte: der Kulturkampf und des Kanzlers Stellung zur sozialen Bewegung. Beide weltgeschichtlichen Vorgänge sind schon so oft gewürdigt worden, daß hier wenige Bemerkungen genügen. Bismarck hat es zwar nachher immer abgeleugnet, der Vater des Kulturkampfes zu sein, er muß aber doch als solcher bezeichnet werden. Nicht zwar in dem Sinne, als ob er der Urheber der jenem Trauerspiel zugrunde liegenden Ideen gewesen sei: diese sind vielmehr das Resultat einer langen geistigen Entwicklung; wohl aber ist er für die konkrete, akute Form des kirchenpolitischen Kampfes verantwortlich zu machen. Auch hier handelt es sich für ihn weniger um ein Kulturprinzip oder eine Idee, sondern das Ganze ist ihm ausschließlich eine Machtfrage, die er in Verfolgung seiner politischen Pläne gegen die Kurie, weil er in ihr und ihrem Anhang eine Gegnerin der preußischen Suprematie sah, ausspielen zu sollen glaubte; für die Art und Weise der Inszenierung mitbestimmend war sein mangelhaftes Verständnis vom Wesen der katholischen Kirche. Alle treuen Söhne der Kirche hat er durch seine brutale Verfolgungspolitik, durch die nichtsnutzigen Insinuationen, mit denen er die Verteidiger der kirchlichen Rechte besonders im Parlamente traktierte, durch die infame Aufhetzung aller antiklerikalen Instinkte tief verletzt und so für seinen Teil redlich dazu beigetragen, das nationale Empfinden weiter Kreise zu vergiften. Sehr verständlich und von der notwendigen Selbstachtung eingegeben war daher die Weigerung der Zentrumsfraktion in der berühmten Reichstagssitzung vom 23. März 1895, sich an einer offiziellen Beglückwünschung zum 80. Geburtstage des Exreichskanzlers zu beteiligen: die Bismarck-Parteien wollten diesen politischen Akt, der die Persönlichkeit des Fürsten ganz und ungeteilt im Zusammenhang mit seiner inneren Politik würdigen sollte, zu einer unterschiedslosen Billigung seiner Grundsätze stempeln; und unter dieses kaudinische Joch durfte das Zentrum bei aller Anerkennung der Verdienste des Mannes um das Reich nicht gehen. Wenn aber von gewisser Seite alle Schuld an dem Kulturkampfjammer und aller, menschlich ja nur zu begreifliche Groll über das zugefügte himmelschreiende Unrecht einzig nur auf die Persönlichkeit Bismarcks geworfen wird, so muß doch bemerkt werden, daß er nicht für alle Einzelheiten der Ausführung direkt verantwortlich gemacht werden kann, daß er an borniert-kleinlichem Haß keineswegs der schlimmste der Feinde gewesen ist, — Wilhelm I. hatte z. B. eine viel beschränktere, vulgär-protestantische Abneigung gegen alles Katholische! — und vor allem, daß er, weil er eben den Kampf nicht als spezifischen Religionskrieg, sondern als Machtkonflikt führte, sobald er sah, daß er sich in seinen Berechnungen geirrt habe, den Kampf abbrach, was gegenüber den aufgestachelten Leidenschaften so leicht kein anderer hätte wagen dürfen. Als neue Form des alten Irrtums, Ideen mit Polizeimitteln bekämpfen

zu wollen, mußte der Kulturkampf scheitern. Muß es im Hinblick auf jene Episode auch für uns Katholiken heißen: vergeben, aber nicht vergessen, so dürfen wir doch die kirchenpolitische Stellung Bismarcks nicht zum einzigen Maßstabe unseres Urteils über ihn machen. — Ging der Fehler des Kulturkampfes auf die verkehrte Ansicht des Kanzlers über religiöse und katholische Dinge zurück, so hat sein Mißerfolg gegen die Sozialdemokratie seinen Grund in der Verkennung sozialer Zusammenhänge. Für die Idee der Selbsthilfe und des Selbstemporarbeitens des neu entstandenen vierten Standes durch die Arbeiterorganisation (Koalitionsrecht) unter Förderung des Staates durch Arbeiterschutz war er verschlossen; er wollte auch da die Sache von oben herab auf dem Wege der Versicherungsgesetze allein machen, die natürlich nicht imstande waren, dem Sozialismus den Wind aus den Segeln zu nehmen. Wieder will er darum auch hier eine naturwüchsige Bewegung durch Ausnahmemaßregeln zurückdämmen, während sie nur durch Eingehen auf ihre berechtigten Unterlagen von gefährlichen Auswüchsen befreit werden kann. Nichts kann typischer sein für die Begrenztheit auch des größten Genius als die Verständnislosigkeit, die Bismarck den tieferen sozialen Problemen entgegenbrachte. Wenn heute Deutschland die stärkste sozialistische Partei besitzt, so darf der Vater des ‚Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie' den größten Teil des Verdienstes für sich in Anspruch nehmen. — Hatten schon Kulturkampf und Sozialistentöterei große Bevölkerungsklassen gegen einander verhetzt, so mußten schließlich auch die sog. ‚nationalen' Schichten die unsanfte Faust des Gewaltigen fühlen. Innerlich den Konservativen am nächsten stehend überwarf er sich mit ihnen wegen der Maßnahmen auf dem Gebiete der Kirchen- und Schulpolitik, zum Teil auch aus wirtschaftlichen Gründen, um sich die Liberalen dienstbar zu machen, die er dann aber auch wieder, nachdem er sie gründlich mißbraucht, schmählich fallen ließ. Nie vielleicht ist eine dienstwillige Partei von einem autokratischen Minister so schnöde behandelt worden, wie dies unsere Nationalliberalen in ihrer Hundetreue von Bismarck erfahren mußten; und es ist für den Menschenforscher von höchstem Genuß, zu verfolgen, wie der Kanzler diese Partei systematisch und hohnvoll verschliß und so den ganzen Liberalismus unvermeidlich seiner Verelendung entgegenführte, wenn auch manche Enthusiasten heute noch tun, als merkten sie von dem grausamen Spiele ihres Halbgottes nichts. — Um es kurz zu machen: trotz mancher positiven Leistungen mußte bei dem Bismarckschen System auf die Dauer jedes Vertrauen schwinden; er arbeitete nur noch ‚für den Papierkorb', und schließlich sah sich der Allmächtige in der inneren Politik fast isoliert, als Staatsmann so ziemlich vor dem Bankerott, — und das jähe Ende war nur die Konsequenz der Prämissen. Immerhin ermangelt Bismarck bei seinen Arbeiten zur Befestigung des Reiches, zur Sicherung des bundesstaatlichen Zusammenhanges der Einzelstaaten, zur Förderung des gedeihlichen Zusammenlebens der Staatsbürger, insbesondert durch den Umschwung der Wirtschaftspolitik 1878/79, nicht der Großtaten. Trotz allem darf, wer seine

Devise ‚In trinitate robur' deuten will, ihr als Sinn seines ganzen Lebenswerkes unterlegen die Dreiheit: Mit Gott für König und Vaterland! Und wenn seine Fehler, als Tribut seiner Menschlichkeit, teilweise zu unserem Schaden noch nachwirken, so wollen wir dabei nicht vergessen, daß seine Leidenschaft für ihn selber die Quelle unendlicher Qual war. ‚Wie groß,' schreibt Klein-Hattingen, ‚ist doch die Tragik dieses Lebens! Wir sahen den Herrschsüchtigen aus seinem ärmlichen Junkertum von Stufe zu Stufe emporsteigen bis zum Sitz der höchsten Macht. Alle Gunst der Götter wurde ihm zuteil; doch das Ende war: An seiner Herrschsucht ging er zugrunde!... Bis zu seinem Lebensausgang verzehrte er sich in ohnmächtigem Groll. So war sein Gemüt sein Schicksal, sein tragisches Los: daß er von erhabener Stellung hinabgeschleudert wurde in die gemeine Menge.' — Ist nicht auch hier das Leben Bismarcks für uns ein Lehrbuch von bleibendem Wert? Zunächst war der Kulturkampf der wirklichkeitsgewaltigste Erzieher für das Verständnis der einzig richtigen katholischen Volkspolitik. Und war Bismarck der ‚Zwingherr zur Deutschheit', so darf er auch — in anderer Weise freilich — der Zwingherr zur katholischen Einigkeit genannt werden; wehe den deutschen Katholiken, wenn sie je die teuer erkaufte Lehre vergäßen, daß sie nur stark sind, wenn sie einig bleiben! Dann dürfen sie auch aus Bismarcks Geschick die Überzeugung schöpfen, daß Gewalt doch nicht vor Recht geht, und daß die Ideen stärker sind als — Blut und Eisen. Niemals kann uns Bismarck der ideale Heros sein, an dessen Altären wir opfern; aber ein großer Lehrer ist er auch uns, und je mehr wir ihn kennen lernen, um so unbefangener werden wir an seinem Bilde einen Kranz des Dankes niederlegen.

Die Künstler unserer Zeit haben die reckenhafte Gestalt des eisernen Kanzlers in der verschiedensten Weise wiederzugeben sich bemüht. Wir haben unzählige Bilder Bismarcks, aber leider verhältnismäßig wenig gute; ein Vorwurf für die zeitgenössische Kunst ist das nicht, weil es vielleicht überhaupt unmöglich ist, die Titanenfülle des Genius bildnerisch auf einmal zum Ausdruck zu bringen. Am meisten habe ich mich immer geärgert über die Porträts, die den Gründer des Reiches militärisch kostümieren und in die Kürassieruniform stecken; der Eigenart des großen Kanzlers entspricht nur die Darstellung im Zivilrock mit der weißen Diplomatenbinde und dem großen Schlapphut. So hat ihn vor allem Lenbach wiederholt gemalt. Ich maße mir in Kunstfragen kein entscheidendes Urteil an; aber am meisten scheint mir der Auffassung von dem Charakterbilde Bismarcks, das ich im vorstehenden zu zeichnen versucht habe, Walter Petersen nahe zu kommen in einem Gemälde, dessen Original sich im Rathause zu Dortmund befindet, und das den Kanzler auf einem Spaziergange im Park darstellt, begleitet von zwei ungeschlachten Hunden. Auf dem prächtigen Gesicht liegt der Widerschein seiner herrschgewohnten Majestät, und die ganze Haltung spricht von überlegener, nonchalanter Größe. Die Hunde aber, die nicht gerade zur Verschönerung des Bildes beitragen, könnten einem, der alles ausdeuten will, vielleicht die Bismarck-Meute sym-

bolisieren, die der Erinnerung an den nationalen Helden einen so eigenen Beigeschmack verschafft hat. Die Zeit wird ohne Zweifel so manche heute noch störende Flecken im Bismarckbilde zurücktreten lassen, und dann wird die gesamte Nation sich freuen, einmal einen ganz Großen besessen zu haben, in dem der Mut glühte, den gordischen Knoten der deutschen Frage zu durchhauen, von dem Graf Strachwitz prophetisch sang:

‚Es wird eine Zeit der Helden sein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber;
Bis dahin webt mit Fleiß und List
Eure Schlingen in einander:
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander.'

Sommermittag.

Grau und still der weite Himmel,
Grün und still das weite Land.
Sommermittag hat die schweren,
Schwülen Schwingen ausgespannt.

Nicht ein Windhauch in den Zweigen,
Nicht ein Vogelruf im Baum.
Hier die Weidenzweige neigen
Sich zum Weiher wie im Traum.

Um den stillen Wasserspiegel
Stehen lautlos Schilf und Rohr.
Wasserrosen, kelchgeschlossen,
Lauschen aus dem Grund hervor.

Strahlenmüde barg die Sonne
In den Wolken ihren Schein.
Mittagsstille, wetterschwangre
Schwüle hüllt die Erde ein.

L. Raphael Kiesekamp.

Jesse und Maria.

Ein Roman aus dem Donauland

von

E. von Handel-Mazzetti.

Das Zeugenverhör neigte zum Ende; es kam die letzte Gruppe daran, einige Hauer und Bürger vom linken Ufer und ihr Richter, Alexander Schinnagel aus Kleinkrummnußbaum, auch bischöflicher Forster übern Tafelwald, und dessen Ehefrau Maria Margarete.

‚Tretet vor und saget aus nach der Wahrheit, was Ihr vom unkatholischen Unwesen des Herrn von Velderndorff wisset!‘

Wuchtig trat der Richter vor, sein Weib bei der Hand führend. Der Schößenrock mit Sammt deckte seine hohe, hagere Gestalt und er trug den Hut mit dem Fuchsschwanz, den er damals hatte. — Das Weib in schwarzem Kleid, mit weißem Kragen und Hauptschleier, sah einer Nonne gleich. Sie standen neben einander am Tische vor dem Kreuz und standen Aug in Aug mit ihm, der ihnen so schweres getan. — Sie sahen ihm fest ins Gesicht, das Weib bitter vorwurfsvoll, der Mann ruhig dräuend.

Er sah sie auch steif an, wurde aber wieder blutrot wie vorhin. Stammelnd bemerkte er gegen den Rektor zu, daß es heiß im Saale sei. . . .

Der Forster leistete sein Jurament, und an seiner harten Hand blitzte der eiserne Ring, den er damals darbot: ‚Wöllen die Herren auf Abschlag nehmen, hob nit mehr.‘ — Seine biedere Stimme füllte den Saal. Das Weib sprach leiser, aber auch von ihr verstand man jedes Wort.

‚Endlos dauert die Geschicht. — Meine arme Maus daheim!‘ dachte Jesse, nahm mit unruhiger Hand einen Bleistift von einem der Tintenzeuge und zeichnete auf den Rand des Riesenschimmels mit den Generalien: V. D. M. I. Æ. und ein von einem Pfeil durchschossenes Herz.

‚Ihr heißet?‘

‚Alexander Schinnagel.‘

‚Seid alt?‘

‚Im 48. Jahr.‘

‚Seid bürtig von wo?‘

‚Von Zwettal im Waldviertel, Euer Gnaden!‘

‚Ehlich oder ledig?‘

‚Ehlich mit dieser Frauen hier.‘

‚Seid katholisch von Jugend auf oder seit wann?‘

‚Katholisch von Jugend.‘ Brummt der Bär.

Dann kommt die Frau mit ihrer hellen Stimme:

‚Maria Schinnaglin, geborene Aichingerin, 27 Jahr, bürtig von Krems. Katholisch von Jugend auf.‘

Folgt das Interregatorium speciale.

‚Ihr habt mit dem von Velderndorff Verkehr gehabt?‘

‚Ja,‘ sprach der Forster. ‚Wegen Kalk bin erstmals auf seines Herrn Brudern Schloß gewest. Ich hab bauen wöllen, und weilen die bischöfliche Brennerei letz, hab mich ans nächste beste Ort gewandt. Ich hätt nit söllen. Der Herr Provisor hat mich auch fast gewarnet. Freilich billig genug hob ich meine Sachen kriegt, und auch einen Baumeister hat mir der junge Herr geschafft. Und bald der Bau anghebt hat, ist der junge Herr oft einmal schauen kommen, wie weit es damit ist.‘

‚Schauen kommen und dabei im Trüben gefischet, was?‘ frug der Herr von Windhag.

‚Wie meint der Herr Graf fischen?‘ fragte Schinnagel bedachtsam.

‚Ich meine nicht fischen mit der Angel!‘ Der Bauer ist dumm, — ‚sondern fischen mit falschen Worten; hat er Euch zu seinem libertätischen Glauben gelockt?‘

Jesse sprach verächtlich nach: ‚libertätischen.‘

Schinnagel erwiderte bedächtig nach einigem Besinnen:

‚Das war so.‘ Er muß sich's im Kopf wieder zurecht legen. — Der Herr da mit seiner Fragerei da! Bringt ihn aus'm Text! ‚Das ist, Herr Kommissarius, so gewest! Ich hob ihn, Herrn von Velderndorff, ins Häusl gladen, haben wir allerhand geredt, und er hat hin und wieder von seiner Religion erzählen angehebt und von ihrem Stifter, dem Luther, und von den schönen Predigen, die sie haben, und Sakrament unter zwei Spezien; ich aber, alter Esel, mueß schon sagen, der ich war, aus Fürwitz, weilen die Gschicht so neuch (wie wann das Neuche immer das Beste war) und aus purlauterer Eitelkeit über dieses, daß sich der hohe Herr zu mir herabgelassen, hob gespannt und gespitzt und nimmer gnug gehabt und immer wieder gebittet, er söllt mehr erzählen, bis daß ich auf die letzt so weit kommen bin, zu glauben, seine falsche, lutherische Religion wär die wahre, und mein wahre, katholische wär triegerisch und irrigt.‘

‚Ja, so weit hatt' ich ihn gebracht,‘ sagte Jesse befriedigt für sich hin.

‚Und bist du demnach wirklich abgefallen? Formell?‘ frug streng und ernst der Abt.

Da ergriff statt ihres Mannes Maria mit klarer, doch leicht vibrierender Stimme das Wort. ‚Nein, Ihr edlen Herren, so weit ist nit kommen! Etwan gewanket — vielleicht hat er, aber verlassen seinen Glauben, — o das hätt er niemalen! Davor ist er zu guet und fromm von Herzensgrund. Lex, mein lieber, gueter Lexl, du hast's nit gar eigentlich erzählt, wie's war. Die Hauptsach hast vergessen. Ihr Herren, er hat gesagt, daß er aus Neubegier und Eitelkeit dem Bueben, sprech ich dem Ritter, zuegangen ist und sich von ihm betören lassen. Dem ist nit also, sondern der Bueb mit seinen falschen, glatten Worten, außen der lieblichst Zucker und innen das wildest Gift, hat ihne armen ungelahrten Mann so verwirret, versponnen und verstricket, daß er zuletzt sich nimmer helfen kinen und hat alles glauben müssen, was der Bueb ihm aufbunden hat. —

Er ist mir immer fürkommen, weißt, Lexl, wie mir du bist fürkommen? Als so ein armer Tanzbär mit einem Ring durch die Nasen und einer Ketten dran, den der Zigeunerbue an der Nasen herum führt. Ist's nit also gwen? Gel ja, so ist's gwen!‘ lachte sie ihn mit ihren hübschen Augen an.

‚Mein Meidl!‘ sprach der gute Bär, sah in ihre Augen und drückte ihre Hand. ‚Das sagest du aus lauterner Lieb. Ihr hochen Herren,‘ sah er herum die Priester an. ‚So guet ist sie, das sagt sie aus lauterner Lieb. Ich därf's aber nit gelten lassen; denn wann's auch wahr ist, daß der Herr dort guet reden kann, mein liebes Weib kann's noch viel besser. Und sie hat Tag vor Tag wie mein guter Engel gebittet, gewarnet, gefleht: Laß ab von dem Menschen, der dein Verderben ist! — Und ich‘ — er fing zu würgen an, krampfig hob sich seine gewaltige Brust, — ‚hab ihr — nit — gefolget. — Ihre Tränen, hohe Herren, die sie geweint, und die Nächt, da sie nit geschlafen hat, all ihr Leid, so ich hab verursachet, druckt mich jetzo grausamlich; nicht daß ich ein halber Ketzer war, sondern daß ich es war ihr zum größten Schmerzen, ist, so vermein ich, meine größt Sünd für Gott.‘

Also bekannte er seine Schuld laut und offen vor den Herren und vor dem Buben Velderndorff. So hat er sich's fürgesetzt, so muß er tun. Die Wahrheit sagen und nichts verhalten, ob sie ihn büßen oder nicht. Gott ist er's schuldig und ihr, der guten, edlen Frau auch.

Die Herren machten ernste Gesichter. Der Velderndorffer saß, ohne sich zu rühren, da, starrte durchs Fenster auf das Schneetreiben. Maria aber hob aufs neu die Glockenstimme und sprach — mulier fortis, mulier fortis, dachte der Rektor —: ‚Ihr Herren, höret mich gnädig an! Er spricht, er hätte mein Bitten veracht und mich in Leid bracht und Tränen.

Ihr Herren, wenn einer ist gestorben, und sein Weib in Jammer neben der Bahre liegt, er weinet nit, er tröstet sie nit, es ist ihm alles eins. Ist der Leichnam unbarmherzig? Nein, unbarmherzig ist allein der Tod. So, will ich sagen, ist's mit meinem Manne gewest. Er ist zwar nit tot, aber gleichsamb in einem zauberischen Schlaf befangen gewest; er hat meine Zäher nit gesehen und nit gehört meine Seufzer. Dann der,' sie wies auf Velderndorff, ‚ist auf ihm gewest als wie der Tod, der die Herzen bricht und die Sinn ermordet; des allein ist alle Schuld! — Ja, sie ist dein!' rief sie, und ihre Augen schossen Flammen auf den Verhaßten. ‚Du bist es gewesen, der unsern Frieden hat geraubt, unser Glück verstört; du bist's, durch den ich elenderheit gelitten hab dies ganze Jahr, du, um dessentwillen ich bin auf meinem Kissen gelegen, wachend Nacht vor Nacht! In Kummer und in Tränen bin ich gelegen, und mein Kindlein hab nit stillen kinen wegen deiner; geschrien hat's für Hunger,' fing sie zu schluchzen an, ‚da ich in meiner Gramschaft — meiner Gramschaft —'

‚Meidl, laß guet sein!' bat inständig, sie umfassend, ihr Mann.

‚Nein!' rief sie, schon wieder Herr über ihre Tränen. ‚Ich laß nit guet sein! Du mein armer, gueter Mann hast dich selber anklagt, ich klag den an, der's hundertmal und tausendmal verdient. Den Rauber, der um Mutter- und Vatersglauben uns hat bringen wöllen, den Seelenmörder klag' ich an. Sag, du dort, daß du alles das nit bist! — Lug dich heraus, wenn du kannst!'

Velderndorffer, dunkle Glut auf den Wangen, den unsteten Blick bald da, bald dort, begann: ‚Die ehrbar Frau regt sich sehr auf' — und stockte. Was sie ihm sagt, ist ja Kohl; aber wie sie's sagt, macht das Antworten schwierig.

In der linken Saaltür, die sich leise auftat, erschien ein feistes Gesicht mit versoffenen Rinnaugen — das des Pflegers Weinmaister. Er hatte in seiner Trösteinsamkeit beim Aquavitschrank, wo er sich vor den zwar sehr edelgenädigen, aber doch gefährlichen Kommissären während der kritischen Zeit versteckt hielt, Mariens Glockenstimme gehört, und wie ein alter Hirsch dem Schrei der Hindin war er dem Lockaut nachgesetzt.

Velderndorff hat sich ermannt. Er ist aufgestanden, diese Positur ist zum Reden besser; die Augen hat er auf dem Kruzifix und die Hand auf dem Herzen, während er beteuernd spricht: ‚Ich hab Eurem Mann nichts Böses wollen. Ich liebte an ihm den graden Sinn und das biedermännisch Wesen und seinen Witz — er hat nämlich eine ganz ausgiebige Portion Witz — und dachte mir, der ist zu gut, in einem falschen, wüsten Wahn dahinzudämmern. Ich wollt' ihn belehren und dadurch beglücken. Ich wollte überhaupt die Leute hier, die mich in ihrem geistigen Schmutz herzlich dauerten, gescheiter und besser machen, ihnen Geschmack

an höherem beibringen, ihre rohen und groben Naturen veredeln. Davor muß ich nun ein Rauber und Mörder sein. Ich hätt's denken können. Es gibt Menschen, — vom Schinnagel red ich da nicht, ich rede von den andern, — es gibt arme Leut, die nur im Schmutze glücklich sind, die aus reinem Geschirr nicht essen, rein Gewand nicht tragen mögen, und bringt man ihnen beides auf, so heulen sie, man hab sie unglücklich gemacht. Ein anderes Volk wär etwa zu erziehen, aber mit den hiesigen Wasserbauern, das seh ich jetzt ein, ist nichts zu machen. Setz einen Frosch auf einen goldenen Stuhl, er springt doch zurück in den schwarzen Pfuhl, sprach schon vor 150 Jahren der brave Rollenhagen.'

‚Rollenhagen ist verboten!' sagte der Doktor Burghof.

‚Pfuhl sagt Ihr!' schrie Marie mit klingender, durchdringender Stimme. ‚Schlecht sollen wir sein, weil wir nit lutherisch sein mögen! — So frecher Red hab' ich noch nie gehört! — Schmutz, jawohl! Wir leben mit Gott und Menschen in Frieden! Wir erziehen unsere Kinder in der Furcht des Herrn, wir warten unser Wirtschaft ab, wir halten die Gebot Gottes und der Kirchen, — und das ist bei Euch Schmutz und Pfuhl! In den Pfuhl habt Ihr uns stürzen wöllen. In den Pfuhl, der mit Pech und Schwebel brennt, und da kein Entrinnen ist. Aber, Dank sei Gott und der himmlischen Muetter, wir seind Eurer Wohltat und Herrengnad zu rechter Zeit entgangen!'

‚Das war gut gesprochen,' hörte man den Rektor sagen. Velderndorff zuckte die Achseln, setzte sich und zeichnete auf dem Schimmel herum M. v. s. i. c. a. Lieber gar nichts mehr reden! Jedes Wort ist eitel, — die haben doch alle ein Brett für der Stirn.

Der eingerahmte Faun dachte, wie dann die brennend Lieb so schnell in Haß sich kehrt! Ein Femininum, drauf nehm ich Gift, steckt dahinter; etwan die arme Antschi? O Diana, zerreiß den unglückseligen Aktäon nit ganz! Wann er halali ist, will mich ich zu deinen keuschen Füßen werfen . . .

Sie laßt nit locker. Mit ellenlangen Sätzen springt sie ihm nach und bohrt ihm ihren Speer in die Weiche.

‚Ihr Herren, eins bleibt noch zu berichten, und ich tät mich für Gott und der Muetter Gottes frei förchten, wann ich das Euch vorbehalten tät. Herr Pater Maury weiß davon, es ist der Streich des Menschen wider die heilige Mutter Gottes von Maria Taferl.'

‚Ich weiß, ich weiß,' nickte der Pater Rektor.

Jesse warf sich in wilder Ungeduld in seinem Stuhl herum. Pfui Teufel, jetzt noch das! Allen Blödsinn und alle Perfidie der Welt mischen sie zusammen, und er hat die Ehr, den Schwedentrank zu trinken. Nun, so soll's hin! Auf aller Pfaffen Tod!

‚. . . Die Sache, meine Herren,‘ nahm Alexander seinem Weibe das Wort ab, ‚war also. Der Velderndorffer hat ein alt Mariabild, so auf dem Tafelberg in einer Eichen wird verehrt, nit leiden mügen und hat mich oftmalen gedrungen, es wegzuschaffen. Ich hab mich aber dessen, wiewohl ich damals verirrt und verblendet war, immer geweigert. In der Zeit ist nun folgendes beschehen.‘

Die Kerzen flimmerten, der Schnee trieb am Fenster vorbei, der Wind stöhnte im Kamin. Jesse zeichnete auf dem Blatt herum, einen Teufel und Hörner.

‚In der Zeit ist's gewest, daß ich viel Geld einbüßt hab durch großes Bauen, mehr durch eine Sucht beim Vieche, und kurz und guet, ich bin dahin kommen, daß ich bei dem Herrn Jesse mir hab müessen Geld ausborgen. Und er hat mir solches geben unter der Bedingnis, daß ich ihm das alt Bild vom Tafel söllt ausliefern und übergeben.‘

Der Rektor rief den finster vor sich hinstarrenden Jesse an: ‚Und was habt Ihr denn mit dem Bild tun wollen?‘

‚Mit der Baalith? Verbrennen hab' ich sie wollen!‘

Pater Maury zog einen leisen Zischlaut durch die Zähne. In dem Augenblick sah er vor sich den Sohn der Furie Johanna. Seine Miene ward streng.

‚Wie ist die Sache verlaufen?‘ frug Matthäus. ‚Hat er das Bild wirklich zerstört?‘

Mein Gott, wie kann der das so ruhig fragen! wallte des gläubigen Weibes Herz auf. ‚Wenn das gewesen wär, hoher Herr,‘ sprach sie, ‚er säß jetzo nit da; der Blitz hätt' ihn erschlagen, oder die Thonau ihn verschlungen, oder er läg in Rasenheit, daß man ihn anbinden müesset, wie ein wildes Tier.‘

‚Danke, ehrbar Frau, vor die christliche Absicht!‘ verneigte sich Velderndorff spottweise gegen sie.

Maurus forderte Marien mit gütigen Worten auf, zu erzählen, auf welche Weise das Bild dem Untergange entgangen sei.

Sie lächelte verschämt: ‚Hoher Herr, Ihr wisset es am besten!‘

Alexander aber sprach für sie: ‚Mein liebe Frau alleinig war's; die hat das Bild gerettet und mit dem Bilde meine Seel, ja, mein ganzes Hof und Haus, daß wir dem Fluch und Zorn Gottes nit verfallen sind. In aller Morgenfrüh ist sie muetterseelenallein aufm Schiff auf Krems und dort nach vieler Mühseligkeit das Geld erlanget und solches mir, nachdem sie zu Fuß viel Stund geloffen, am Allerseelentag bracht, und damit hab' ich die heilige Muetter loskauft aus des Velderndorffers Gewalt. Als lang ich leb', will ich dir das nit vergessen, mein liebes, treues Weib!‘ — Er kann sich nicht halten; vor den Richtern umfaßte er sie sanft und küßte sie.

‚Lob mich nit, Lex!‘ flüsterte sie in seinem Kusse. ‚Bin's ja nit ich gewest; — sie war es, Unser liebe Frau und Königin. Sie hat's gewalt't, daß ich wider alle Hoffnung das Lösegeld und auch — noch etwas anderes hab' in Krems bekommen.‘

‚Sie meint die Kommission,‘ sprach heimlich Pater Zörner.

‚Ehre dieser Frauen!‘ rief Rektor Maury, daß der ganze Saal es hörte. ‚Ihr aber,‘ wandte er sich an Jesse, ‚Schmach über Euch! Armer Leute Not mißbraucht Ihr, um ihnen arglistig ihren einzigen Schatz, ein ehrwürdig Heiltum, zu entreißen! Ist das eines Ritters, ist das eines Mannes?‘

‚Herr Pater, davon sprecht nicht, denn das versteht Ihr nicht!‘ entgegnete Jesse. Seine Augen opalisierten grün und blau und schienen Licht zu geben. ‚Das Bild ist nicht ehrwürdig, es ist verachtungswürdig; es ist auch kein Heiltum, sondern ein Götz. Daß es dieser Leute einziger Schatz ist, ist traurig vor die Leute; manche verwahren als ihren einzigen Schatz den Passauer Segen oder ein Alraundl; diese sind Narren, und der arme Schinnagel ist auch ein Narr. — Ihr Herren!‘ schrie er wild, Schaum trat ihm auf die Lippen, ‚Ihr seid zwar katholische — Priester. Aber Augen habt Ihr doch, geht einmal hin und schaut den Popanz an! Ihr müßt mir recht geben. Ein solches Gebild ist eine Schmach, davor beten ist eine Entwürdigung der Menschheit! Ein solcher Kultus ist gleich Heidentum, nein, schlechter als Heidentum, denn die Heiden beteten die Venus Amathusia an, die die Grazien umgaben. Das Weib oben auf dem Taferlberg aber ist die fleischgewordene Häßlichkeit, das Gegenstück zu Beelzebub in Gestalt einer Vettel.‘

‚Ihr Herren, o ihr Herren!‘ Maria schlug die Hände überm Haupt aneinander. ‚Lasset ihn doch nit also lästern!‘ und sie fing zu weinen an.

Der Rektor sprach, gegen Jesse gewendet: ‚Ich kenne das Bild nicht. Es ist aber ein Muttergottesbild; das genügt, ihm meine Verehrung zu sichern. Euch fehlt an dem Bild die leibliche Schönheit. Was ist Schönheit? Sie sollte sein ein Abglanz der Herrlichkeit des Herrn, von Gott kommend und zu Gott führend; aber seit dem Sündenfalle ist sie, da Fleischlichkeit sich beigemenget hat, gar oftmals ein Fallstrick der Sünde und des Teufels. Ritter, ich sage Euch: Die armseligen, ungeschaffenen Marienbilder, davor unzählige betrübte und bedrängte Seelen Trost im Leid, Hilf in der Not, Stärke in Versuchungen und ihr ewiges Heil erwarben, sind kostbar für Gott; von den prunkenden Bildern der Venus, der Leda und Psyche und all der andern heidnischen Schönheiten, deren Anblick nur unreine Begierden erwecken kann, wendet sich das allheilige Auge Gottes mit Abscheu, und eines Christen ist es, für solchen Bildern zu sagen: Herr, erlöse uns von dem Übel!‘

‚Das ist kasuistisches Geschwätz! Ich bedaure Euch, wann Ihr ein schönes Frauenbild nicht ohne schlechte Gedanken anschauen könnt,‘ sprach

geringschätzig der Protestant. ‚Ihr werdet mir die Schönheit nicht verleiden, wenn Ihr sie noch so giftig ex officio schimpft; ich hab' ein gar schöne Frau daheim. Und die Häßlichkeit werde ich niemals anbeten, wenn auch statt eines Jesuiten ein Engel vom Himmel mir beföhle, ihr zu knien.'

Der Abt wandte sich unterdessen wieder an Maria: ‚Frau, dies sage mir noch: Ist das Bild ein Gnadenbild?'

‚Ja, Euer Gnaden Herr Prälat! Es ist ein gar hohes Heiltum.'

‚So meine ich's nicht. Sind bei dem Bild Mirakel geschehen, ist der öffentliche Kultus dort durch Eure geistliche Oberkeit, den Herrn Bischofen von Passau, formell erlaubt oder steht zu gewärtigen, daß solche formelle Erlaubnis bald erteilt werde?'

Maria sah ihren Mann fragend an. Der schüttelt den Kopf. ‚Do weiß nichtes.'

‚Mirakel sind aber geschehen,' sagte Maria. ‚Schon der Urfall des Bildes ist ja ein Mirakel gewest.'

‚Was war der Urfall?'

Schinnagel berichtete: ‚Bin krank gewest in Melancholia, — das Bild beim Meußen erstanden, — in der Nacht ein Stimmen gehört' —

‚Und sonst noch, in der Folge, geschah nichts Wunderbares mehr?'

Maria sprach: ‚Ein Zimmermann von Pispar ist gewest, war erkrumpet und hat sich nach Taferl verlobt und hat asobald grad gehen kinen. Auch der Moßgieler ist von einem Fluß in Füeßen geheilt worden. Und —,' sie sann. ‚Ja, heuer zu Pfingsten war's. Da hat einer von Reitern ein Liecht g'sehen ohngefähr bei dem Tafele, gleich als wann ein weißes Dach dort wäre in der Höhe in Forchen.'*

Da lachte der Velderndorffer.

Der Abt frug: ‚Und sonst? Merkbare Wunder?'

Mariens Herz zog sich schmerzlich zusammen. Sind denn die nicht merkbar genug? Was ist mit diesen Herren? So große Herren und Priester und so kleingläubig! . . . Ist's doch frei, wie wann sie wöllten das Bild herunterdrucken, damit's den Menschen dort nit so stark strafen brauchten. — Das ist nicht, — nein, das ist nicht das recht!

Schinnagel ergriff aufs neue das Wort: ‚Die Paula Dabanin, Hofschreibersfrau, von Schloß Wocking, hot das Hinfallende von ihrem zwanzigsten Jahr g'habt, war am ganzen Leib voll Beul'n und Tippel, wie das Wesen sie hingehaut. Oben am Taferl hat sie sich ihrer Läng nach auf die Erd gestrecket und dreimal gerueft: Maria Taferl, hilf! Und stand auf gesund.'

‚Nachdem sie niemals krank war!' rief Jesse.

‚Seid still!' befahl ihm gebieterisch der Abt.

* Föhren.

‚. . . Das ganze ist eine Lugengeschicht, in der das Geld der Pfaffen neben der Macht Mariä —‘

‚Still werdet Ihr sein!‘ wiederholte der Abt mit erhobener Stimme. ‚Die Sach ist der Untersuchung wert,‘ wandte er sich zu Rosenthal. ‚Im übrigen, sind das die ganzen Wunder von Taferl?‘

Maria legte die Hand auf die Brust, darin sie Stich um Stich empfand. ‚Ich weiß noch ein Wunder,‘ sprach sie schwach. ‚Aber davon kann nit reden.‘ — Ihr Mann blickte sie erstaunt an.

‚Warum kannst du nicht reden?‘ frug der Abt.

‚Weilen es eine geistliche Gnad ist, und davon söllt man nit reden.‘

Der Rektor sprach: ‚Wir dringen dich nicht dazu.‘

Der Abt jedoch: ‚Wir sind hier geistliche Männer; uns muß alles kund sein. Ich befehle dir, sprich!‘

Maria sah vor sich nieder mit einem verlorenen, schmerzlichen Ausdruck. Ach, ihr ist wie den Jungfrauen der Martyrerzeit, denen für den Richtern die Kleider wurden abgerissen. . . . Doch es muß sein; der hohe Herr befiehlt. — Zu Gottes Ehr und seiner heiligen Mutter enthüllt sie zitternd für den Männern da ihr Heiligstes. . . .

‚Da mir mein zwoter Knab, der Poldl, ist gestorben, — war im sechsundfunfzigsten Jahr, — da ist über mich kommen ein solicher Schmerz und Bitterkeit, — ein solicher Schmerz und Bitterkeit —.‘

Der wüste Faun an der Tür verschwand. Er hat keine Lust auf die weinerliche Geschichte. Aber zum Fenster blickte auf einmal die Wintersonne herein und spann einen Schein um das Gesicht der frommen Maria.

‚Da bin gesessen und hab’ das tote Körperlein auf meiner Schoß gehabt und geweint und mich abgehärmt und hab’ nit denken mügen, daß das Kindlein von meiner Schoß weg in die Erden mueß, und wenn, so leg’ ich mich dazu!‘

Ein keuchender, gurgelnder Laut ward neben ihr hörbar; sie sah ihren Mann an; er hatte die derbe Hand vor den Augen.

‚Lex,‘ sagte sie süß, ‚mueßt nit weinen! Das Kindl ist jo ein schön’s Engerl und alles gut. . . . Aber dazumal! — Da bin gesessen und hab’ geweint, — geweint. Beten hab’ nit kinen. . . . Da ist mir’s mit einemmal gewest: — Da war unser Frau von Taferl im Zimmer, in einem Schein —; ja, sie war do und hat den Leichnam Christus auf der Schoß und sagt mir gleichsam: „Ich hab’ mein einig Jesulein hingeben, und du willt von drei Kindlein nit eines unserm Herrgotten geben?“ Do hab’ ich mich gekniet samt meinem toten Kind und hab’ gesagt: Ja, ich opfer’s hin und bring’s dir dar, und es söllt mit deinem Jesulein im Himmel spielen.‘

Als sie das ganz leise sprach, falteten sich unwillkürlich ihre Hände, und sie blickte gen Himmel, als wäre die Heilige jetzt wie damals gegen-

wärtig . . . Ihr Mann tastete mit bebender Hand nach ihrer Hand. Der Abt und seine Doktoren redeten latein: ‚Nicht gar merkbar.‘ — Der Rektor zerdrückte eine Träne. Jesse starrte mit großen Augen vor sich hin. Diesmal lacht er nicht und lästert nicht; Mariens weiche, schmerzvolle Stimme hat ihn gemahnt an jene Arme, die heute morgens in Schmerz und Tränen vor ihm lag.

‚. . . Es erhellt somit, daß das Bild kein aktuelles Gnadenbild ist und, so scheint es, auch keines in spe. Der Mirakel sind wenig, und die wenigen sind nicht groß und auffallend wie die von Zell oder Einsiedeln oder Altötting. Uns Geistlichen geziemt in solchen Dingen größte Fürsicht. Wir nehmen also an, Velderndorff hat wohl ein ehrwürdiges, aber kein Gnadenbild verfolgt. Was meinen die Herren?‘

‚Sic vero, sic vero,‘ fielen alle Doktoren der Reihe nach bei.

‚O Herr!‘ rief Maria schmerzlich aus. ‚Wöllet Ihr vor das, daß es noch kein Gnadenbild ist, etwan den Menschen dort ung'straft ausgehen lassen? Den schlechten Buben, der Unser Frau den Tod geschworen hat? O dann wehe, wehe uns und dem ganzen Thonauland!‘

‚Beruhige dich, meine Tochter!‘ sprach Matthäus mild. ‚Der Mann geht nicht straflos aus, davor ist schon gesorgt. All seine Bosheiten, auch die wider das Marienbild, werden ihre Sühne haben. Geh' in Frieden, mein Kind!‘

Freudiges Rot ergoß sich über Mariens Gesicht; sie neigte sich vor dem Abt lieblich und züchtig: ‚So danken wir denn, Euer Gnaden!‘ Ihr Mann grüßte ehrerbietig herum, dann gab er ihr die Hand, und beide schritten davon in den Vorsaal.

In diesem Augenblick fing es an, Angelus zu läuten. Die Kommissäre beteten den englischen Gruß laut auf latein; nach dem Amen sprach der Abt: ‚Sollen jetzt alle Leut nochmals herein und das apostolische Glaubensbekenntnis beten, und sodann werdet Ihr, Velderndorff, Euren Spruch hören!‘

Die Tür ward geöffnet, und das Volk strömte wieder schwarz in den Saal; von außen läuteten noch die Glocken. Velderndorffers Augen irrten verstört über die Menge hin; er suchte den Landersperger; ach, dort! Er lächelte ihm zu, und Hans lächelte zurück.

Pater Maurus sprach: „Ihr Bürger von Altenpechlarn und Altpechlinger Untertanen! Zum Zeichen, daß ihr die Irrlehre verabscheuet und es bereuet, eine Zeitlang derselben euch zugeneigt zu haben, zum Zeichen, daß ihr von nun ab treue und wahre Kinder der heiligen, katholischen Kirche sein wöllet, betet nun allesamt das katholische Glaubensbekenntnis!‘

Es ward ein Knarren und Poltern, wie wenn die Schollen aneinanderprallen, ehe der Eisgang beginnt, als alle vom ersten bis zum letzten Mann sich niederwarfen. Und wie die Donau gewaltig rollt und wogt im hohen Eisgang, so donnerten jetzt die Mannsstimmen all in dumpfem Chor zusammen:

‚Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn. Der empfangen vom heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau —.‘

Velderndorffer saß, die Stirn in die Hand gestützt. Und während die Bauern ihr katholisches Kredo beteten, bewegte auch er die Lippen, betend zu seinem evangelischen Christ: ‚Dein ist die Kraft und Macht, — verlaß mich nicht, — verlaß mich nicht!‘ —

‚Dort steht einer!‘ rief Windhag in die ‚Auferstehung der Toten‘ hinein. ‚Wer ist der Kerl?‘

‚Der Landersperger!‘ dröhnten die Männer zornig zurück. Sie stießen den Schächer nach vorwärts. Er lachte. Jesse sprang auf und zu ihm und faßte seine Hand: ‚Aber Hans, jetzt hast du's verseh'n; wo hast du deine Gedanken gehabt?‘

‚Hab' nichts versehen, teurer Herr! Ich bin mit Absicht gestanden. Mein Glaube ist der Eure!‘

‚Was, du willt ein Ketzer sein? Du Staub und Nichts willt etwas sein?‘ fuhr ihn Windhag mit fürchterlicher Stimme an.

‚Still!‘ gebot der Abt. ‚Er soll sein, was er will. Laßt den Saal räumen! Du bleibst hier!‘ gebot er dem Lehrer.

Als das Volk hinausgezogen war, und man nur fern ihr Lärmen hörte, sprach Matthäus den Lehrer also an: ‚Du bist von allen hiesigen Bürgern und Bauern der einzige Unbotmäßige. Du bist der einzige, dem wir außer dem großen Verführer eine Strafe zuerkennen müssen. Wir könnten dich hier in Arrest setzen und vom Stadtrichter auf den Hals aburteilen lassen schon vor das Pasquill allein. Wir wollen doch, da die größte Schuld nicht dein, sondern eines andern ist, gnädig befahren. Du bist Lehrer zu Melk?‘

‚Ja, von sieben Jahr hero.‘

‚Du bist nicht länger mehr Lehrer von Melk.‘

Landersperger ward aschfahl. Die Kinder, sein einzige Freud, nimmt man ihm! Er wollte bitten: ‚Steckt's mich lieber ins G'fängnis,‘ aber er brachte kein Wort heraus.

Statt seiner und für ihn sprach Jesse. ‚Herr Abt, das zu verfügen habt Ihr keine Macht! Der Lehrer zu Melk ist vom Stift angestellt, und nur der Prälat kann ihn seiner Stell entheben.‘

‚Ich werde dieses mit dem Herrn Prälaten von Melk schon ausmachen,‘ entgegnete ruhig der Abt. ‚Herr von Velderndorff scheint nicht zu wissen, wie weit meine Vollmachten als Generalkommissär gehen.‘

‚Ihr dürft es aber dennoch nicht tun, dürft nicht, hört Ihr!‘ brach Jesse leidenschaftlich los. ‚Dem armen Mann sein bißchen Brot nehmen, bloß weil er die Wahrheit hat gesagt! Er hat keinen Heller als das Schulgeld

. . . und hat seine Frau und ein kleines Kind; die muß er ernähren. — Ich, — ich —,' er bringt's fast nicht über die Lippen, aber für seinen lieben Hans! — ‚bitt Euch, befahrt doch menschlich! — Wollt Ihr es ihm' — und da lohte der evangelische Zorn wild auf in seinen blauen Augen — ‚wie Kaiphas Christo machen?'

‚Ritter, seid gefälligst ruhig! — Wann Ihr noch weiterschreit, übergebe ich Euren Kumpan dem Stadtrichter, wozu ich das Recht habe. Du!' streckt Matthäus den fahlen Finger gegen Landersperger aus, ‚was stehst du da herum?' — Geh!'

‚Edler Herr, nit traurig sein!' sprach Landersperger zu seinem Ritter, der mit bebenden Lippen, geballten Fäusten, Tränen der Wut in den Augen, dastand. ‚Gott hilft mir weiter; mir ist nur um Euch! . . . Möcht gern da bei Euch bleiben, darf nit. — Gott schütze und bewahre Euch . . .!' Und er schlich traurig von dannen.

Jesse schlug die Hände vors Gesicht. Der Rektor kam um den Tisch herum zu ihm und sprach ihm zu: ‚Nehmt es ruhig! Er hätte mehr verdient.'

Da ließ Jesse die Hände fallen und schrie mit blitzenden Augen: ‚All eure Ehren und Kreuze und Titel verdiente der, — und ihr verdient . . . Aber wißt ihr, was ich will? Eine Schule bauen will ich nur vor ihn, und wir alle evangelischen Edlen wollen ihm unsre Kinder schicken.' —

‚Baut sie in Utopia!' lächelte der Abt. — ‚So, der Johann Sigmund Landersperger wäre abgetan. Nun kommt die Reihe an den Jesse Helfried von Velderndorff.'

Das Tuscheln und Raunen der Doktoren erstarb.

‚Velderndorff!' erhob Matthäus sich feierlich vom Stuhle, ‚Ihr waret vorgeladen, um Euch von den Anklagen, die wider Euch als einen Rebellen, Störenfried und Feind der Klerisei erhoben wurden, zu reinigen. Ihr habt Euch, meine Herren sind Zeugen, nicht bloß von keiner dieser Beschuldigungen gereinigt, sondern im Gegenteil, Ihr seid durch Eure höchstvermessene Verantwortung jetzt schwerer kompromittieret, als Ihr es anfangs wart. In gedachter Verantwortung habt Ihr uns zwar einen erträglichen Verstand, aber davor ein böses, schlechtes, nichtswürdiges Herz offenbart. Unserer heiligen Kirche ehrwürdige Bräuche habt Ihr in den Kot gezerrt, über die Diener des Herrn wüste Possen gerissen; selbst vor der Mutter unires Heilandes hat Eure Büberei nicht Halt gemacht; in schändlicher Weise habt Ihr sie verhöhnt, sie eine Bettel und Schwester Beelzebubs genannt.'

‚Das ist eine Verdrehung; ich habe nicht von der Maria das alles gesagt, sondern von dem Greuelbild —'

‚Das habt Ihr genannt, und gemeint habt Ihr das Urbild. Glaubt Ihr, ich wisse nicht, daß die evangelische Raserei wider unsere Bilder ein

Vorstoß Belials gegen unsere Dogmen ist? — Ich kenne Euch Ketzer durch und durch. Dem Zeugnis, das Ihr selbst wider Euch ablegen mußtet, sind die braven hiesigen Bürger und Bauern noch zuhilf kommen; sie alle haben Euch geschildert als einen frechen, heillosen, gottlosen Buben, ein einziger ausgenommen, und der ist grad ein solcher Bube wie Ihr.'

Die Stimme des Abtes, erst gemäßigt, wuchs und schwoll unterm Reden, daß sie den ganzen Saal erfüllte; seine Gestalt auch schien zu wachsen; er war nicht mehr der Gelehrte, der geistreiche Argumente wider den Gegner führt; er war der streitbare Pontifex, mit dem Bannstrahl den stolzen Feind, den Staufer, zerschmetternd.

‚Wir waren von Wien mit Befugnissen ausgerüstet, dich, wärest du reumütig gewesen, gelinde nur an deinem Gut zu strafen. Für den Fall, der fürliegt, sind wir ebenso gerüstet, und zwar mit einer Resolution, die Se. Majestät selbst vom Grafen Franz Trautsohn zu Falkenstamm ausfertigen lassen.'

‚Was geschieht mir also? Werde ich gespießt oder gebraten?' fragte Jesse mit Lachen, aber sein Herz war schwer; Exil, Exil, tönt's ihm in den Ohren.

‚Jessen von Velderndorff, unkatholischem Landmann, wird wegen unverschamter ketzerischer Umtrieb das Erzherzogtum Österreich auf ewige Zeiten verboten, seine liegend und fahrende Habe fällt Ihrer Kaiserlichen römischen Majestät heim.'

Alles Blut war aus Jesses Gesicht gewichen. Also doch, doch! — O du schönes Land, meine Heimat, muß ich dich lassen! . . . Er knirscht, er beißt sich die Lippen blutig. . . . Kein Schauspiel geben dem Mönchsgeschmeiß, den grinsenden Larven, — und dir da in der Mitten, Kaiphas!

‚Habt verstanden?'

‚Ja. Und mach' mir gar nichts draus!' zeigt er dem Pontifex die Zähne. ‚Es ist die alt . . . Komödia! Nicht um Glauben oder Nichtglauben wird der Kampf geführt, sondern um unser Geld und Gut. . . . Wann geht's mit dem Türken los? — Nehmt's mir nur mein Gütel; fett werd's davon nicht werden! — Ade also, Österreich! In Teutschland ist's auch schön; sind nicht so viel Pfaffen dort.' Er griff nach seinem Hut.

Matthäus, der kein Aug von ihm verwandt hatte, rief mit starker Stimme: ‚Halt, Velderndorff! Ihr habt keinen Urlaub, zu gehen! — Ihr werdet hier bleiben, bis die Vorbereitungen zur Reise getroffen sind. Von hier aus wird man Euch an Euren Bestimmungsort in die obern Reichslande bringen.' Gleichzeitig trat der Freiherr auf ihn zu: ‚Velderndorff, Euer Schwert!'

‚Was soll das heißen?' frug Jesse, wild um sich herumschauend. ‚Von euch hat niemand das Recht, mich ohne Ursach zu verhaften.'

‚Ursach mehr als genug; wir haben das Recht als kaiserliche Kommissäre, deren Vollmacht so weit wie die des Landmarschalls geht,‘ sprach Abt Matthäus.

‚Fügt Euch, Herr Ritter!‘ mahnte dringend der Rektor. ‚Durch Widersetzlichkeit stürzt Ihr Euch und Eure Leute in ungemessenes Unglück. Wenn Ihr Euch fügt, wird alles gut. Ihr sollt nicht gefangen sein. Man will Euch nur zu Eurem Besten vor Exzessen behüten. Es ist Palliativ.‘

‚Palliativ! Wie schön! — Ruft doch die Welschen vor der Tür herein und laßt mich niederstechen! Das wär' noch ein besser Palliativ. Mein Gott!‘ schrie er auf. ‚Warum bin ich zu euch gekommen, ihr falschen Katzen! Ihr hattet mir's gekartet, eh ich kam. . . . Da ist mein Schwert!‘ . . . Der Jesuiter mit dem „unermeßlichen Unglück“, das seinen Leuten drohen soll, hat ihm den Arm durchsägt; so gibt er sich ihnen in die Hände.

‚So, gut!‘ sprach Matthäus. ‚Exzellenz wird ihn übernehmen und bewachen. — Freitags geht es auf Linz und dann auf Regensburg. Sein Weib mag man morgen holen, daß sie ihn begleite.‘

‚Mein Frau kann jetzt nicht reisen . . .,‘ stieß Jesse heiser hervor.

‚Wieso? Ja, richtig, Euer Bruder, der Held, schrieb mir, sie ist schwanger. Es fahren mehr solche Weiber im Land herum. — Zugleich mit Euch wird Euer Prädikant, und zwar nach Sachsen, von wo er her ist, abgeführt. Eurem Bruder wird das jus emigrandi ebenfalls erteilt, doch hat er drei Monat Zeit, sein Besitztum zu veräußern. Wir könnten ein ganz ander Exempel statuieren an Leuten, die ganze Landschaften durch ihre heillosen Umtrieb in Verwirrung gebracht haben; aber es ist uns nicht darum, lutherische Martyrer zu machen, sondern das Land von seinen innern Feinden freizubekommen.‘ So sprach der Abt. Ein mitleidiges Murmeln war zu hören von des Rektors Platz.

Jesse, kaum seiner selbst mächtig, keuchte: ‚Das ist niederträchtig! Ein' Gemeinheit! . . . Mein Bruder hat nichts verbrochen. . . . Das lassen wir uns nicht bieten! . . . Wir werden für dem Reichstag Klage führen. . . .‘

Matthäus, sich hoch emporrichtend, rief: ‚Dein Bruder ist ein heimlicher Rebell, und du bist ein offener. Wenn dein Bruder gut kaiserlich wär', hätt er dein Unwesen nicht so lange dulden können. Ihr seid alle Rebellen, und niemand von euch verdient Schonung. Ihr seid das Unglück Österreichs allesamt. Als der Teufel Österreich wollte verderben, hat er die Einheit des Glaubens gestört und euch Ketzer als Unkraut unter Gottes Weizen gesät. Nun heißt es freilich, man soll beide miteinander wachsen lassen. Aber ihr wachst nicht, sondern ihr wuchert und steckt alles um euch an wie der Faulbrand das Korn. Die verstorbenen Kaiser sind gnädig gewesen. Sie haben euch lutherische Ritter geduldet, und wie lohnt ihr die Duldung? Du, Bube, hast es uns genugsam gezeigt! — Lieber

Türken das Land erlauben denn euch! — Habsburg, Habsburg, edles Haus! Wann du nicht willt fallen, mußt du sie fällen. Diese Hand biet' ich dazu. Das Odium, ein Tyrann zu sein, will ich gerne tragen; auch Christus war Belials Tyrann. — Ja, stier mich an, wie du willt, Bube! Jetzo wird ernst gegen euch Blender und Schänder gemacht, und den Anlaß gibst uns du. Wir wollen und werden von nun ab nicht einen evangelischen Landmann in Österreich dulden; ein einziger Pestsiecher ist genug, eine Stadt zu vergiften. Katholisch von Herzen oder hinaus aus dem Land! Und es soll kein Erbarmen sein; denn wer sich der Feind der Religion erbarmt, verrät die Religion. Hinaus in die exempten Städte! Und die sich sperren, bei meinem Christ, vor die sind die Dragoner da und Eisen und der Strang! Ernst muß einmal sein!'

‚Eisen und Strang! Sehr hübsch! Hahaha!' lachte der Protestant heiser auf. Er war kreideweiß vor Wut; seine Augen schossen Blitze tötlichen Hasses auf den Abt. ‚Dragoner sind gut; Hunde sind noch besser. Hetz' sie doch an: Faß, Hektor, faß den Ketzer! Da ist auch noch einer. . . . Du Bluthund!' donnerte er plötzlich, und das Blut schoß ihm in sein weißes Gesicht, daß es schien wie Feuer. ‚Meine Brüder willt du erwürgen und meinst, daß ich zuschauen werde wie eine verzagte Metz? Das werd' ich nicht, so helf mir Gott vom Himmel!'

Ein Griff der weißen Hand nach der Pistole, — ein Blitz, ein Schlag, es ist geschehn. Der Abt bricht zusammen, blutberieselt das gelbe Gesicht, lallend: ‚O Jesu, Jesu pie!'

Wie vom Donner gerührt starrt das Konsistorium. Nur einen Augenblick; dann erhebt sich rasender Tumult: Mord, Mord, Mord! Rebellion! Von den Sitzen springen die Doktoren; Stühle stürzen; Christus und Kerzen fliegen vom Tisch. ‚O wehe, wehe, wehe, unser Vater stirbt!' jammern neben dem Blutigen auf den Knien Alberich und Malachias. ‚Macht den Mörder fest!' donnert der Rektor. Sie sind über ihm. Der ganze Saal rottet sich um ihn zusammen; er steht an seinem Platz leichenblaß, bewegungslos; nur die Lippen regen sich, als bete er, — nach solcher Tat! Windhag entreißt ihm die Pistole, die er lose in der Hand hält, schlägt ihn mit dem Schaft vor die Brust, wie ein Rasender brüllend: ‚Du Abschaum! Du Unflat! Du bübische, hündische Kanaille! Das Herz dir ausreißen und ums Maul schlagen soll man; du hast einen Heiligen ermordet!' Er würde in seiner Wut den Unseligen töten, wehrte nicht der Rektor mit dem gewaltigen Ruf: ‚Res sacra reus!'

‚Du Bube, gesteh, es ist ein Komplott!' ‚Wie viele seid's? Wo habt's eure Zusammenkünft?' ‚Wer von uns steht noch auf der Liste?' ‚Wo hast du die Verbündnusbrief?' so fragen, stürmen die Priester; der bleiche Junge

A. van der Neer pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Flußlandschaft bei Mondschein.

schüttelt zu allem den Kopf; kein Komplott ...! keine Komplizen ...! Auf des Rektors Frage: ‚Warum hast du's getan?' erwidert er: ‚Für meine Brüder hab' ich's getan, weil dieser sie zerreißen wollt.... Ich hab' nicht anders können.' —

‚... Fürsichtig, fürsichtig! Ach Gott, daß ich solches erleben müssen!' — Alberich und Malachias trugen den Todeswunden Schritt für Schritt gegen Weinmaisters Gemächer. Der Mörder warf einen Blick hin, schauderte zusammen und sah weg. Der Verwundete bot einen schrecklichen Anblick. Der Kopf, mit einem blutgefärbten Sacktuch dürftig verbunden, schlappte auf die Schulter. Die Augen waren offen und verglast, der Mund in Qual verzerrt, mit dünnem, blutigem Schaum bedeckt.

‚Don Ilario!' dröhnte Windhag.

Aus seinem Zimmer kam Weinmaister angestürzt. ‚O Joseph! ... Was ist geschehen? — Alle Heiligen steht's mir bei! Wer hat das getan?' — Zugleich rasselt vom Vorsaale, wo er bislang das wilde Volk in Schach hielt, Don Ilario, der Leutnant, herein mit seinen Kerlen. ‚Diaol! ... Ha tirato il biondo ragazzo?'* Er hat gemeint, daß es ein Schreckschuß der Eccellenza war. ‚Che gli faremo?'** ‚Binden!' Da reckt der Bube sich. Das laßt er sich nicht tun. Einen wilden Kampf wird's setzen ... Der Rektor legt sich aber ins Mittel. Maßen er nicht unbändig ist, hat's keinen Zweck. Man soll nicht unnütz noch mehr Lärm schlagen, an den todeswunden Herrn daneben denken soll man doch ...

Im Vorsaal, hinter den gekreuzten Piken, drängt sich Kopf an Kopf, gelbe und grüne Fratzen, glotzende Augen, bleckende Mäuler, und sie wollen wissen, wos dann ist, — wos dann ist geschehen! —

‚Geschossen hat der Ketzer!' brüllte Windhag hinaus. ‚Herr Abt auf den Tod verwund't; bet's vor ihn, Leut!'

‚Jesus, Maria und Joseph!' murmelt's dumpf, und alsobald: ‚Gegrüßet seiest du —.'

Das ganze Schloß schüttert, denn das Tor schließt man zu. Ob er die Stadttor auch schließen lassen soll, fragt Weinmaister, wie die Unterwürfigkeit in Person vor Windhag sich bückend.

‚Wo seind die Kerker?' fahrt ihn der an.

‚Übern Hof; — der dritt ist frei, — wo der Glasham —.'

Aus dem wüsten Saal führen sie jetzt den Verbrecher. Don Ilario und Windhag schreiten rechts und links von ihm, an den Armen ihn haltend; die Pikenmänner rasseln hintennach; von Priestern ist niemand mehr zu sehen.

Als sie in den Vorsaal kamen, wo die Bauern wie Mauern standen, hob der Junge den Kopf und sah mit seinem gewohnten kecken, lächelnden

* ‚Teufel, hat der blonde Knabe geschossen?'

** ‚Was werden wir ihm tun?'

Ausdruck herum und machte einen Witz: ‚Was, ihr seid's noch alle da? Schaut's doch heim, sonst wird die Suppen kalt und die Alte grantig!‘

Ein furchtbares Knurren wie aus den Brüsten von Bären, nicht Menschen, war die Antwort. Das sind die Bestien, die ihren Bändiger hilflos sehen; . . . wenn jetzt nicht die eisernen Männer und Lanzen wären, sie würden ihn mit ihren Pranken zerreißen, ihn zermahlen mit ihren Zähnen! . . .

‚Der hot die Leut verführt und die Muetter Gottes geschimpft! Der hot den Priester erschlagen! Schaugt's ihn an; das is er, der verflucht, vermaledeit, gottverdammte Bueb!‘ — rollt's wie Gewitter durch den Saal. ‚Seht's es!‘ gellt aus dem Getös des alten Furen messerscharfe Stimme. ‚So fand die großen Herren; das is das guete Beispiel! . . . Daß du nichtsnutzig bist, wissen wir lang; aber daß du so ein schlechter Kerl bist, han wir uns nit denken kin!‘ —

Velderndorff lächelte noch immer; aber sein stolzes Herz zuckte und wand sich in Qual. Haben sie noch immer nicht genug; haben sie ihn nicht genug geschimpft drinnen für den Pfaffen? Was hat er ihnen denn getan? . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Unten im Vorhaus gab's auch Menschen. Solche, die sich eben entfernt hatten, als es oben losging, und die zum verschlossenen Tor nicht mehr hinausgelassen worden waren. Landersperger stand da, das Gesicht in den Händen vergraben. Als er das Schreckliche vernommen, hatte er versucht, wieder in den Saal zu dringen; aber die Soldaten hatten ihm's gewehrt. Schinnagel und sein Weib waren auch da. Maria saß auf des Torwarts Bänklein; es hatte sie bei dem Mordgeschrei eine Schwachheit befallen, daß der Mann frisch Wasser holen mußt. . . . Jetzt ist sie soweit erholt, nur zittern ihr noch heftig die Glieder. Der Mann steht neben ihr, hält ihren Kopf an seiner Brust und tut ihr schön und spricht ihr zu wie ein Vater seinem geschreckten Töchterl: ‚Mein Meidl, guldens Meidl, ist schon besser, was? Ist schon guet? Gleich werdens das Tor aufspörren; gleich geh'n wir heim zue die Biebel; werden springen die Biebel, jo! . . . Wos host dann, mm? Schon wieder?‘ frug er zärtlich, da sie plötzlich aufschauderte.

‚O Lex! Mir geht für, — wann er *dich* erschossen hätt, der schauderliche Mensch, was hätt' ich armes Weib ang'fangen?‘ —

Es tost, es klirrt über die Treppe herunter. ‚Jetzt bringens 'n daher,‘ sagte aufhorchend der Mann.

‚Jes Maria!‘ kreischte Maria; zitternd sprang sie auf ihre Füße. ‚Kimm, — kimm, — zum Pörtner kimm! — Ich hab' ein' Angst, — er tut dir was, — der schauderliche, bluetdürstige Mensch!‘

‚Aber Meidula, bist du a Has!‘ lachte der Mann sie aus. Doch sein Herz weitete sich stolz; in Angst um ihn zittert sie, die noch eben für den

Richtern so furchtlos stand und für ihn zeugte. Ist doch was Seltsames um der Frauen Lieb! ‚Bis geruhig, mein Schatzerl; jetzt kann er nichts mehr tun.‘

‚Is er 'bunden?‘ fragte Maria, noch immer ängstlich.

Schinnagel spähte die Treppe, wo Gestalten im Dunkel erschienen, hinauf. ‚Nein. Aber sie hand ihn gar fest bei'n Armen. Er kann gar nichts tun!‘

Der Verbrecher erschien. Er hielt sich gerade und lächelte. Neben und hinter ihm marschierten die eisernen Männer. Alles, was an Menschen noch oben gewesen war, eine riesige Menge, strömte nach. Das ganze Vorhaus wurde schwarz. Weinmaister zwängte sich aus der Hintertreppentür links. Ihm folgte Peter Riedel, der Hutstock, mit den Gefängnisschlüsseln.

‚Lachen tuat er!‘ redeten empört die Leute. Schinnagel betrachtete ihn mit düstern Blicken; das höhnische Gesicht, die unheimlichen Augen, die blau und grüne Lichter gaben, . . . wie ein gebundener Dämon kommt ihm der Bube für, und in seinem Herzen fragt sich der Biedermann: ‚Wie host dann nur kinen dem nachrennen? Wie host dann mügen um dieses erzschlechten Menschen willen dein braves Weib kränken? Ein Troddel, ein Esel bist gewest, Schinnagel, oder hat dich der Teufel g'ritten‘?

Maria sah den Schrecklichen gar nicht an. Sie barg das Haupt an ihres Mannes Schulter und murmelte schaudernd: ‚Entsetzbar, — entsetzbar, daß ein Mensch so was tun kann, selbsten ein Ketzer; ich hätt's niemalen glaubt!‘

Über dieses haben sie den Velderndorffer schon auf den Hof geführt; der ganze Schwarm lauft mit. Durch den Schwarm stößt sich mit Ellbogen und Knien ein langer, magerer Blonder den Weg zum Gefangenen. Der Freiherr gebietet: ‚Zurück, bei deinem Leben!‘ Die Krieger brüllen via, via! Aber Landersperger achtet's nicht, achtet auch nicht der Schläge, die er mit Piken und flachen Klingen bekommt; vor seinem Ritter stürzt er im Schnee auf die Knie, und unter heiserm Schluchzen würgt er all die Namen heraus, die seine blinde Liebe dem Unglücklichen gegeben hat: ‚Mein teurer, edler Herr, unser Engel, unser Guttäter, o, was sollen wir tun ohne Euch? Wir müssen verzagen.‘ —

‚Hans, mein guter Hans!‘ sagte Jesse mit müder Stimme. ‚Laß gut sein, gräme dich nicht!‘ Er will dem treuen Burschen das Gesicht streicheln, aber die Schnapphähne halten seine Arme wie im Schraubstock; er kann gerade nur mit den Fingerspitzen Hansens Backen berühren. ‚Laß gut sein! Gott wird uns helfen. . . . Mir tut nur das weh, daß sie dir dein Brot genommen haben, — armer Hans! Komm her, Hans!‘ Er beugte den Oberkörper ein wenig vor und bewegte den Mund. . . . Hansens Augen erflammten; im Augenblicke war er von den Knien in der Höhe, bot Jessen sein hageres Gesicht, und dieser küßte ihn auf beide Wangen.

* * *

‚Ich tat mich schamen, den Mördersmann z' bußen,‘ rief die Schinnagelin — sie konnte sich nicht halten — in Entrüstung ganz laut, da Landersperger gebeugt und verweint als letzter des summenden Schwarmes über den Hof zurückkam.

‚Und ich tat mich schamen,‘ schrie er heiser zurück, ‚einen armen Mann ins Unglück zu bringen nur wegen eines hilzern Bilde; . . . eines Menschen Glück und Leben ist mehr wert als ein Mariabild; der Mensch ist das Ebenbild Gottes.‘

‚Halt dein Zungen in Zaum!‘ rief Schinnagel mit mächtiger Stimme. ‚Ins Unglück hat sich er selber bracht durch seine gottlose Tat; wir haben uns nur gerechterweis vertädigt gegen ihn; wir haben gar kein Schuld nit.‘

‚Du hast auch keine, sie hat sie!‘ wies Landersperger mit der hageren Hand voll Hasses auf Marien. ‚Sie hat diese Unglücksleut hereingerufen, und sie hat den armen Mann bis aufs Blut verklagt; bis hinaus hat man sie schreien gehört, — nicht wie eine Frau, wie eine Furie!‘

‚Jetzt aber, Landersperger —!‘ donnerte Schinnagel. ‚Kein Wort mehr, oder —! Meine Frau ist eine heilige Frau, die liebst und best im Land. Sie hat seinen Bosheiten lang genug — bei einem halben Jahr — zuegeschaut und hat gelitten wie eine Martyrerin, bis sie sich aus Lieb zu mir nicht minder wie aus Liebe zur heiligen Muetter unseres Herrn ermannet und die geistlichen Herren zuhilf gerufen hat, und davor ist sie nit zu schimpfen, sondern hoch zu loben, wie der Herr Pater Rektor dann auch gesagt hat: Ehre dieser Frauen!‘

‚Geh, nit das dem sagen!‘ flüsterte Maria. Landerspergern sich zuwendend sprach sie: ‚Was ich getan und geredt hab wider diesen Menschen, kann ich alles für meinem Herrgotten verantworten. Ich danke Gott, daß er mir die Kraft geben hat, alles zu sagen und nichts zu verschweigen, . . . und noch hab ich ihn mit allen meinen Worte nicht so schlecht gemacht als er sich selbst durch seine schändlich grausam blutige Tat.‘

‚O diese Tat!‘ sagte Landersperger, verloren über sich starrend. ‚Sie ist blutig, aber schändlich und grausam ist sie nit. Er war in Verzweiflung; er hat nit anders kinnen. . . . Die ihn mit ihren giftigen Zungen gestochen und gegeißelt haben, bis er rasend wurd und nimmer wußte, was er tat, die sein die Grausamen, die Schändlichen für Gott. . . . O Frau, was tut Ihr! Ihr danket Gott vor Euer hartes Herz. Sagt mir nur, werdet Ihr Gott auch danken, wann sie ihm, was Gott tausendmal verhüte, sein — ach Gott!‘ — die Stimme des Mannes brach; von aufquellenden Tränen fast erstickt keuchte er weiter: ‚— junges Leben unbarmherzig nehmen und sein arme Frau für Jammer stirbt und das unschuldige Kindlein unter ihrem Herzen verdirbt? . . . Frau Schinnaglin, Ihr seid auch eine Mutter! Diese

arme Mutter und ihr Kind werden Euch noch schwere Stunden machen, denkt an mich!'

Wieder hob Schinnagel seine mächtige Baßstimme: ‚Was kann dann mein Frau davor, was der andern g'schicht? Der gottlose Bueb hätt aufdenken söllen;' ... aber Maria legte ihre Hand auf seinen Arm und flüsterte beschwörend: ‚Geh, laß'n, was willst dann? Er is ganz eing'sponnen von dem Menschen, drum redt er so daher.'

‚Wie ein Narr,' knurrte Schinnagel. Gern tät er dem noch fest die Wahrheit sagen; wer seine Meidl schimpft, ist ihm gleich einem Lästerer; aber sie will's nit, also gut dann! Noch einen feindlichen Blick schoß er auf den Landersperger, unterfaßte sie dann: ‚Kumm, mein liebe Frau! Du bist die liebst und best, und wann einer anders sagt, der ist ein Narr oder ein Neidhammel,' und führte sie gegen's Tor, das unterdes entriegelt worden war, und durch das die Leute scharenweise hinausströmten.

Ein totenbleicher Mönch erschien auf der Stiege; er trug ein Becken mit blutigem Wasser und schrie hinunter: ‚Ist der Bader noch nicht kommen? — Kein Bisam nicht im Haus oder Bezoar?'

‚Also lebt er noch, der arme Herr, und ist dem Teufel der Anschlag doch nit ganz geraten,' sagte Schinnagel, unterm Tor zurückhorchend, zum Weib; sie nickte und murmelte in Gedanken nach: ‚Nein, nit ganz geraten.'

Sie gingen selbander Mittag essen zum roten Rössel. Maria war, als sie durch die Gassen, wo alles vom Mord durcheinanderredete, zogen, sehr still. Müde ist sie, und es geht ihr etwas im Kopf herum.... Warum hat der Landersperger von der unglücklichen Kreatur reden müssen? —

Beim Rössel war's bummvoll, und alles schrie und toste vom Mord.

‚Habt's es aber auch g'hört, was gestert ist geschehen, da Herr Matthäus zu Tisch sich satzt?'

‚Wos is dann g'schehen?'

‚Ein weiße Maus ist über Herrn Matthäus Teller geloffen. Das bedeut't ein neuchen Herrn.'

‚Davon hab nichts gewißt; aber wißt's, daß mit dem mörderischen Ketzer, da er auf Pechlarn zueg'ritten kam, heunt morgen ein Schwarzer is gesehen worden? Jo, ganz ein Schwarzer auf ei'm schwarzen Roß in einem fliegeten schwarzen Mantel war bei ihm und hat in einem Stuck mit ihm geredt. Die alt Sighardtin hat sie beede bei der Erlaufbrucken g'sehen, und da sie gegrüßet hat mit Gelobt sei Jesus Christus, ist der Schwarze verschwunden und versunken.'

‚Die Madel hie aufm Schloß han g'sehen, und hob's g'hört von die Madel selbsten, ein abscheulich großen Pudelhund umb das Schloß laufen, han gerueft und in die Händ patscht und er nit weichen wöllen, bis die Köchin einen brinnenden Scheit begriffen hat; da ist er heulender davon.'

‚Für der Kirchen hat man umb Mitternacht ein Stimmen vernommen: noch zwölf.‘

‚Warum dann noch zwölf?‘

‚Noch zwölf Stunden. Maßen der Bueb auf den Abten gleich nach zwölf Uhren um Mittag geschossen hat....‘

‚Ha, der verflucht, vermaledeit, der lästerliche Bueb!‘

Wieder und wieder wächst über das kleinliche Geschwätz, über die wunderlichen Deutereien und Märlein, in denen das Kind im Volke bei solchen Anlässen sich gefällt, die fürchterliche, grimmige, mannbare Entrüstung des Volkes empor, eine Sturmflut, die alles kleine Geriesel verschlingt.

‚Der das geweihte Bluet in unsern Mauern hot vergossen, der lästerliche, elende Lutherbueb, er soll sterben! sterben!‘

Besser als die flammendste Missionspredigt hat Velderndorffs Gewalttat das ganze Donauvolk aufgerüttelt, das vor Urzeiten und in seines Wesens tiefstem Kern katholische Volk. ... Sie sangen wohl Lutherlieder, aber daneben auch ihre Marienlieder, selbst in der bösesten Zeit; und darum, daß sie den alten Wolf spotteten, hat der Priester doch nie aufgehört, für sie eine Person höherer Ordnung zu sein. Da geht der Bube her, und nachdem er die Mutter Gottes wüst gelästert, vergreift er sich blutig an des Priesters geheiligter Person.... Das also ist der neue Apostel! Ein Schächer, ein Meuchelmörder! Das seind die Frücht vom reinen Evangelium, das besser als Vater- und Mutterglauben sollte sein! Unsere Vorfahrer seind redliche Leut und keine Mörder gewest. Wir wöllen sein, was sie waren, ehrbare Leut, und wöllen glauben, wie sie han geglaubt, katholisch. Das ist nicht eitles Reden, das ist ein Herzensschwur. Nicht zum Schein, nicht für die Kommissäre, Pechlarn ist heute wirklich und wahrhaft katholisch worden und wird's bleiben, solang die Donau noch im alten Bette zieht. —

Schinnagels Weib bekam im Kretscham viel Lobes zu hören. — Was gestern noch gemunkelt wurde, war ja heute schon öffentlich: daß sie es gewesen, die die Kommission veranlaßt. Und nebst diesem einen großen Verdienst sprach sich auch noch das andere von Mund zu Mund, ihr unerschrockenes Auftreten wider den Schandbuben vor den Richtern. Wie ein Mann ist sie gegen ihn gestanden, hat ihn vernicht mit dem Schwert ihrer Rede. Ehre dieser Frauen!

An einem Tische ging der Ruf, dann am andern, und zuletzt tosten die Mannen allesamt: ‚Ehre dieser Frauen! Das ist die neuche Judith. Die hat Pechlarn erlediget; der söllt Preis und Ehre sein!‘

Schinnagels Gesicht war rot und breit; alles Blut stieg ihm zu Kopf vor Stolz und Verliebtheit; Maria aber sah auf ihren Teller, schämte sich, wehrte ab, es sei nur Unser Frauen und niemands andren Werk gewesen,

und zog ihn, da sie noch nicht einmal satt gegessen hatte, aus dem Wirtshaus fort.

‚Ich hätt mir niemalen denkt, daß soviel Pechlinger seind,‘ sagte sie zu ihm, als sie wieder auf dem schwarz wimmelnden Kirchplatz waren.

‚Seind nit alles Pechlinger,‘ sagte er; ‚sand viel von unser Ufer dabei. . . .‘

In das endlose, wilde Reden, Mord und Tod dem Buben, flog klagend ein abgerissener Glockenton, dann noch einer, und nun in schwerem Baß klangen die zwei Pfarrglocken wie vor den Ämtern und Begängnissen zusammen. — ‚Betstund coram exposito Sanctissimo vor den todkranken Herrn Abt von Lilienfeld.‘

‚Gehen wir!‘ sagte Maria leise.

‚Werden warten, die Biebel.‘

Aber sie sagt: ‚Gehen wir vor den armen, gemarterten Herrn beten!‘ Sie will's, darum so gehn wir.

Gegen heute früh, wo die Kirche in Licht schwamm, war sie jetzt grabartig finster. Nur vier Kerzen aufgezündet, nicht das Ostensorium, sondern der Speiskelch ausgesetzt. Es ward Litanei und Rosenkranz gebetet. Der Pfarrer Wolf betete vor. Seine Stimme klang lallend und mühsam. Er war von dem grausigen Geschehnis ganz niedergeschmettert. Er hatte dem Abt die letzte Ölung gegeben. Das Bild des Schmerzensmannes verließ ihn seither nicht. Neben dem Entsetzen über die Bluttat, der Teilnahme für das unglückliche Opfer derselben und einem seltsamen, ganz zart und leise sich regenden Gefühl des Erbarmens mit dem Verlorenen, der sie vollbracht, erfüllte Wolfens Biederseele Reue, bitterste Reue. — ‚Warum hast so gepellt und gescheltet? Keine Ruch hast geben, bis daß die Kommission da war, und was ist nun das End? — Der Abt auf den Tod verwundt, der unglückselig Bub auf seinen Hals gefangen. . . . War dann das auch notwendig, daß du den Buben für den Herren also heruntergemacht hast? Etwan durch deine Wort ist er so grimmig worden, daß er die tödlich Waffen begriff. . . . Muetter Gottes Maria! Wann ich jetzt reden söllt, ich tät gar vieles anderst sagen; aber was nützt 's Tor zuesperren, wann die Kuh ausm Stall ist?‘

‚Den Herrn Provisor hat's auch stark angriffen,‘ meinte nach dem Rosenkranz Schinnagel zu seinem Weib. Langsam gingen sie — es war vier Uhr und schon abendgrau — über den Platz linzertormärts. Noch immer schwärmte und lärmte es auf den Gassen, und allerhand Neuigkeiten vom Schloß wurden herumgetragen.

‚Die Kugel dem Abten hans jetzo auszogen, und sie war nit gar tief im Knochen überm Aug.‘

‚Alleweil beten tuat er inmitten seiner Schmerzen und anmahnen seine Leut, sich nit irren z'lassen und denen Ketzern nach Gebühr zu tun.....‘

‚Herr Stadtrichter ist soeben hinauf zu des Bueben Verhör...‘

‚Bereuen? Der? Jo Schnecken hot's g'regnet! Frech und keck is er, berühmt sich, daß er seine evangelischen Brüderl von dem Tyrann, wie er gottlos sagt, erledigt. — Da ihm's der Riedel sagt vom Radbrechen, sollt er geseufzet haben: Meine arme Frau! Nachhero aber war er gleich wieder frech und hat gesagt, Gott werd ihn schon erledigen, und gar singen angehebt ein ketzerisches Liedl...‘

‚Glaubts es, daß der wirklich aufs Rad kummt? Ich glaub's nit. Die unkatholischen Ständ werden schon asoviel tun, daß es mit einem festen Schloß oder Kloster sein Bewenden habe wie beim Reichard Puechhaim. Die Banda halt zusammen wie die Juden.‘

‚Das wöllen wir aber nit leiden. Bluet für Bluet! Einem armen Bauer, der asoviel tät, wurd' die Zungen hinten zum Nacken herausgerissen.‘

— — — — — — — — — — — — — — —

Schinnagel und das Weib sind auf hoher Donau. Es ist schon fast ganz dunkel. Schwere Nebel umziehen die starrenden schwarzen Wälder; pechschwarzes Gewölke zieht am Himmel; geflügelte, gekrönte, geschwänzte Ungeheuer kämpfen wider einander in Lüften. Im Westen schimmert noch ein Streifen Tageslicht, bleichrot wie das letzte Blut, das aus der Todeswunde fließt.... Schinnagel hielt Marien fest mit seinem mächtigen Arm umspannt, und ihre Hand hielt er an seine Brust. Sie redeten wenig miteinander. Sie dachten an den schrecklichen Tag und dankten Gott, daß es fürbei ist; keinen solchen mehr möchten sie erleben. ‚Wird die Thonau bald zufrören,‘ sagte der Mann.

Maria horchte gegens rechte Ufer. ‚Hörst was?‘

Er horchte auch. ‚Hand Reiter.‘

‚... Schinnagel,... höreſt du's?‘

‚Was denn, Meidula?‘

‚Mir war grad, wie wann einer ausm Wasser rief.‘

‚Drenten in einer Weidzillen reden die Leut. Bis geruhig, Meidl, mein Schatzerl!‘ Die Weidzille kam rasch daher und fuhr jetzt dicht hinter der Schinnageliſchen drein, kaum eine Bootlänge von derselben. Das Lichtel im Schnabel beleuchtete ein rotes, schwarzbärtiges Mannsgesicht. ‚Gueten Abend, Herr Richter!‘ übertönte eine Stimme den Lärm der Ruder. Der Mann im Boote stand jetzt. Es war der Marbacher Bader. ‚Toni, fahr stad! — Herr Richter ist in Pechlarn gewest?‘

‚Jo, wir kommen von dorten.‘

‚Das war aber wos!‘

‚Jo,‘ sagte Schinnagel, ‚do denk ich mein Lebtag auf.‘

‚Sagt's mir nur, warum hot er's denn eigentlichen tan?' fragte neugierig Gerbel, seinen Platz wieder einnehmend. Die beiden Boote fahren jetzt nebeneinander.

‚Weilen er ein schlechter Kerl ist!' rief mit heller, zorniger Stimme Maria.

‚Ah, Frau Richterin auch da? Gueten Abend!' grüßte Gerbel. ‚So was Entsetzbares, — geltens jo!'

‚Und wo kimmst dann du her?' wollte Schinnagel ablenken. Er hat an der Mordgeschichte für heute genug.

‚Vom Schloß drüben. Jesus, die haben einen Jammer! Der Herr Hans hot mich holen lassen zu der jungen Frau.'

‚Was hat sie?' fragte Schinnagel. Das Weib zog ihren Rosenkranz heraus.

Der Bader redete, im Rauschen der Donau klang seine Stimme, als komme sie von weit her: ‚Asoviel geweint und geschrien hot sie, daß ihr Herr Schwager sich nit helfen kinen und hot in aller Eil geschickt, ich sollt ihr etwas Niederschlagends geben, sunst könnt sie sich in ihre Umständ einen Schaden tun oder das Kind zu früh kummen.'

Marien überrieselte es kalt. Hastig fragte sie: ‚Es ist ihr aber nichts derlei geschehen?'

‚Nein, Gott sei Dank.'

Schinnagel fragte: ‚Also weiß sie's von ihrem Mann?'

‚Nur daß er gefangen ist; für was, das weiß sie nit. Sie han ihr gesagt, es ist für das, daß er mit dem Abten frech war. Der Herr Hans Adam hat mir gesagt, wann sie die Wahrheit wußt, es wär ihr Tod. Ich glaub's auch. Sie ist ja so fein und zart, grad ein Gedanken von ei'm Leutl.'

Immer glitten die beiden Boote nebeneinander, und der Gerbel redet immerfort, und Maria will beten und muß doch zuhorchen der kläglichen Märe.

‚Zum Erbarmen ist's gewest; ich hob weinen müssen. In ihrem Bettlein ist sie für meiner gelegen elendig und geschluchzet, daß sie's grad geworfen hat, und ihre schönen, brauen Haar sich gerauft und ans Brüstlein sich geschlagen und ihn mit Namen gerueft so zärtlich und so schmerzlich: Helfried, Helfried, Helfried! — Neben ihr war aufbett vor ihn, und das Essen stunde für ihn da, welches sie, wie ihr Herr Schwager sagte, noch mit eigen Händen herübergetragen hatt', da sie alle es schon wußten, was mit ihm ist, und davor die große Tafel abgeräumet worden. Und da ich nun ihr den Puls greife und das Herzlein anfühl und das Pulverlein ihr gereicht, hebt sie die dünnen Handerl auf und bitt und fleht, — mir seind die Zäher hergestürzt, es war so viel rührend, — ich söllt doch nach Pechlarn hinüber und ihr ihren Friedel bringen. Er wär ja gar nit keck gewest.

Gewiß, er hätt es guet gemeint, der göldene Engel! Sie wöllt denen Geistlichen auch alles schenken, 1000 Gulden, welches ihr Mitgift, und allen ihren Schmuck, — da zog sie schon die Ohrring aus den Ohren, — und all ihre schönen göldenen und seidenen Kleider, die sie von der Mutter hätt, sollten sie sich nehmen, bis auf ein einiges Hemdlein, um welches sie gebeten haben wollt, und nur ihren Friedel, ihren lieben, süßen Friedel sollt man ihr zurückgeben; sie könnt ja nit leben, nit leben ohne ihn.' —

Der Bader schwieg und rieb sich mit den Fingern die Augen. Unter den Rudern, die sein Bub führte, gab das Wasser schluchzende Laute, als weinten die Donaufrauen um des unschuldigen Herzleins so früh zerronnenes Glück....

Schinnagel brummte dumpf: ‚Ein Jammer ist das; wer kann aber helfen?'

Maria saß, den Kopf vorgebeugt, wortlos neben ihm und ließ die Körner des Rosenkranzes durch die Hände gleiten; in ihrem Herzen zuckt und zittert's so weh; sie will es niederkämpfen, kann aber nicht.... Wenn die arme Kreatur stirbt und ihr Kindlein verdirbt, — die können doch beide nichts vor den schändlichen Mann und seine Tat. —

Durch den Nebel schimmerten die Uferlichter von Marbach. ‚Toni, links mueßt zubi fahren! ... Guete Nacht wünsch ich, Herr Forster und ehrbar Frau!'

Die beiden Ehegatten saßen wieder schweigend nebeneinander in der Finsternis; er hatte den Arm um sie gelegt.

‚... Ich kannt nit davor,' sagte sie plötzlich. ‚Ich hab nur meine Pflicht tan. — Ich kann nichts davor, wann die sich aso kränkt.' —

‚Mueßt nit aufdenken.'

Ja, das ist leicht gesagt....

Durch die Nacht übers Wasser klangen sechs klare Schläge von Marbach her. Da fährt die Zille schon auf Steine.

‚O Maria, schau, jetzt seind wir zu Haus!'

Zu Haus seind wir!... All das Böse und Traurig und Schreckliche bleibt jenseiten der Donau zurück, in der Welt, die uns nichts mehr kümmert. Dort hinter dem helleuchtend Fensterl, wo die Kindlein passen, da finden wir unser Glück, die gueten Täg. — So denkt der Forster in seinem Sinn, und zärtlich führt er die Gefährtin an der Hand dem Hause zu, — durch's Dunkel bellen fröhlich die Hunde, — und in sanftem Brummton redet er zu ihr von die Biebel, wann der Peterl Schul gehen wird, vom Öchslein, vom Walde und der Jagd. — Sie aber ist still; von Zeit zu Zeit gibt's ihr einen Schauer. Sie wird an dem Schrecknis, das seine rauhe Mannsnatur schon jetzt überwunden hat, noch Wochen und Wochen tragen....

‚... Lex! Bet wir heunt abend doch noch den Schmerzenrosenkranz vor den armen Herrn Matthäus.... Ich bet vor...‘

‚Wie du willt, mein Meidl; alles, was du willt!‘

XXII.

Abt Matthäus lag in Weinmaisters Wohnung in der zweiten Stube rechts vom Zeremoniensaal. Man hatte es nicht gewagt, den Schwerverwundeten in den entfernten Gasttrakt zu tragen. Die Stube, auf den ersten Blick glänzend, näher angesehen wüst, ganz wie ihr Besitzer, überfüllt mit prunkvollem, doch verwahrlostem Gerät, behangen mit verschossenen Gobelins, darauf Lot und seine Töchter, Amnon und Thamar und andere biblische Szenen, an denen das Biblische Nebensache ist, figurierten, gab einen höchst seltsamen Rahmen für das tiefernste Bild des auf den Tod getroffenen Priesters ab, der wie ein Katakombenheiliger, die wachsweißen Hände über der Brust gefaltet, das fast bläulich verfärbte, mit der blutigen Binde umschnürte Antlitz starr aufwärts gerichtet, auf dem Lager ruhte, umgeben von den Priestern seines Ordens.

‚Herr, erbarme dich über uns und unsern heiligen Orden und über Österreich! O Herr, wölleſt ihn uns erhalten! Laß ihn nit sterben, laß ihn nit sterben, erhalte ihn uns, wir bitten dich!‘ beten sie alle.

Er ist ein strenger Mann, mehr gefürchtet als geliebt; sein Losungswort ist Reform und Askese, und das klingt selbst frommen Ordensmännern nicht immer gut. Aber er ist weise, keusch, fromm und gerecht, eine Vorsehung für sein Kloster; jetzt, wo sein Verlust ihnen droht, sehen sie das erst so recht ein. ... Niemand könnte seinen Platz ausfüllen im Stifte. ... Die Faktiösen bekämen aufs neue die Oberhand, ... jene, die Milderungen haben wollen, die's mit dem Gehorsam nicht ernst nehmen, die da meinen, wenn das Noviziat aus ist, ist alles erlaubt.... O welche Not für Lilienfeld!...

Und das liebe Österreich, wie müßte das erst trauern!... Die Ketzer werden üppig, und es geschehen Dinge wie unter Max II.

‚O Herr, erbarme dich, nimm ihn uns nicht, wir bitten dich gar sendlich!‘

Zu Häupten des Bettes sitzt der Jesuit Maurus. Er hat auf einem Tischlein, dessen Platte eine freche Nixenfrau mit ihren runden Armen stützt, eine Öllampe stehen, — es ist schon tiefe Nacht — und liest mit gedämpfter Stimme aus einem Buche Gebete vor. Der Leidende hat es verlangt, und jedesmal, wenn eine Pause eintritt, unterm Wechseln der Verbände und dem Einflößen der Arznei, bittet er aufs neue: ‚Beten, — beten.‘ —

Der Wind heult vor den Fenstern; im Kamin zucken die Flammen; in ihrem roten Schein tanzen die unverschleierten Schönen an den Wänden;

das Sandelholz, das mitschwelt, verbreitet betäubenden Duft, und doch riecht man im Gemache den Tod.

Der Rektor betete die Krankenlitanei: ‚Sancta Maria, — ora pro eo. — Sancte Abel, — ora pro eo. — Omne chorum justorum, — orate pro eo.‘

Bis Mitternacht wird es eine Wendung nehmen zum Gueten oder zum gar Schlimmen, hat der Lukas Mayer, Bader von Altenpechlarn, gesagt. Se. Gnaden werden Hirnkrämpfe haben und dann entweder in Mattigkeit fallen und schlafen, was ein günstig Zeichen, oder aber die Krämpfe und Fraisen dauern fort bis morgen, und dann ist, nach menschlicher Voraussicht, der Tod Sr. Gnaden innerhalb 12 Stunden fürhanden.

— — — — — — — — — — — — — — —

‚O Gott, wo kommen diese alle her?‘ murmelte schwach der Kranke.

‚Wir sind es, geistlicher Vater, die wir mit Euch von Lilienfeld sind kommen; sehet, ich bin der Alberich, und der da ist der Malachias,‘ und Burghof warf sich neben dem Bette nieder und küßte die elende, bleiche Hand.

Der Rektor las mit tiefer, unbewegter Stimme:

‚Ut pacem tuam ei dones, te rogamus, audi nos.

Ut cogitationes pravas ab eo auferre digneris, te rogamus, audi nos.‘

‚Ihr seid es; aber ihr waret es nicht; es waren Engel, aber keine guten.‘

Eine Hand stieß die Türe auf. Windhag, seine rauhe Stimme mit Mühe dämpfend, redete dumpf herein: ‚Soeben ist der Prädikant eingebracht. Will einer von den Herren dabei sein, wenn ich ihn jetzt verhöre?‘

Maurus winkte mit der Hand: ‚Verhör auf morgen lassen! Jetzt Ruhe, Stille vor den Kranken, wo die Gefahr so groß!‘

Windhag zog sich zurück, bemüht, keinen Lärm zu machen.

‚Da seind sie wieder, und er ist dabei!... Gott, du bist mein Zeug! Nicht weil ich sie hasse, sondern weil ich Österreich liebe!... Ich bin nicht der Tyrann, zu dem du mich machst. — O Bube, was eine grausame Hand hast du! — Seit wann ist die Jugend so mörderisch geworden? — Hinweg von mir! — Die Haare stehen ihm wie Flammen. — Satan hat sich in die Gestalt dieses Jünglings verstellt.‘

‚Vater, Vater, teurer Vater!‘ neigte Alberich zärtlich beschwörend sein tränenfeuchtes Antlitz zu dem des Kranken. ‚Seid ruhig, dann er ja in seinem Kerker liegt und kann Euch nicht länger schaden!‘

Der Leidende seufzte, warf das Haupt auf dem Polster herum und fing mit röchelnder Stimme aufs neu zu reden an: ‚Strick und Strang gefallen dir nicht.... Wie sollen wir euch überwinden? Sprich! Durch die Macht unserer

Tugend allein, nicht wahr? ... Wir taten das schon längst! ... Aber ihr lacht ja nur und sprechet, unsere Tugenden wären unsere Schwächen. ... Wer so groben, rohen Geistes ist wie ihr, für den gehören grobe Argumente. ... Paktieren? ... Mit euch? .. Lieber mit dem Satan! — Kinder!' streckte er plötzlich die Hände flehend gegen seine Ordenssöhne aus. ‚Nicht paktieren, ich beschwöre euch! ... Laßt euch durch mein Los nicht irren! ... An dem Tag, da ihr mit diesen Satanassen euch vertraget, ist Österreich geliefert, — hört ihr? — geliefert! — Dann gilt's nicht eines, sondern aller Priester Blut, ... ja, Blut ... und Ehr ... und Namen. ... Dann werden Wichte uns besudeln, ... Hurer und Schänder; ... sehet ihr sie? ... Die Wölfe, die Schweine? ... Der blutige Jesse ist wider sie ein adeliger Held. ... Kinder! Hier in meine Hand, hier ... bei meinem Blute, das der Ketzer vergossen hat, gelobt es mir: Nicht paktieren!'

‚Wir schwören es dir, Vater! Wir schwören es dir!' schluchzten die Mönche. Alberich rief: ‚Wir wollen verflucht sein, wenn wir Eurer Worte eines jemals brechen!'

‚Dank,' röchelte Matthäus. ‚Mein Alberich, ... ja, du warst immer ein gutes Kind!'

Er lag jetzt todesmatt dahin. Die Doktoren umringten das Bett. Malachias nahm ihm den blutigen Schaum vom Munde; Alberich rieb ihm Pulse und Herz mit Wein.

Der Rektor faßte die schwach pulsierende Hand, die neben dem Bette niederhing, in seine und fragte: ‚Matthäus, willt du dich vollkommen in den Willen des Herrn ergeben, vereinigst du dein Leiden mit dem Leiden Jesu Christi?'

‚Ja,' hauchte der Leidende.

‚Matthäus,' sprach der Rektor, ‚verzeihest du auch deinem Mörder, wie Jesus seinen Kreuzigern verziehen hat?'

Da öffnete der Kranke seine blutgeäderten Augen und bewegte abwehrend das wunde Haupt: ‚Laßt mich — mit dem!' —

‚Matthäus,' sprach der Rektor wieder, ‚siehe, du mußt verzeihen! Christus hat verziehen. Dem mildreichen Herzen Jesu zuliebe verzeih!'

Der Kranke sah starr zum Himmel auf, während seine Zähne vor Qual knirschten.

‚Mit seiner grausamen Hand, — seiner grausamen Hand ...'

Er stöhnte laut und jammervoll: ‚O weh, wie hat er mich zueg'richt so grausam!' —

Sein Haupt fuhr auf dem Kissen hin und her; der Verband verschob sich; die Wunde, von schwarzen und bläulichen Flecken umgeben, sah gräßlich hervor. Alberich bedeckte sie und brach im Schmerze los: ‚O der elende

Bube! Martern soll man ihn, daß er am eignen Leibe spürt, was er unserm Vater getan. . . .'

Der Körper des Kranken begann sich wild zu werfen und zu schütteln; seine Hände rissen an der Decke; seine Zähne knirschten unaufhörlich; . . . es war der Krampf. . . .

‚Mi Jesu, misericordia!' rief laut der Rektor.

Minuten vergingen. Den in Todesangst das Bett Umstehenden schienen es Stunden. Langsam ließ die Verzerrung des Angesichtes nach, wurden die Zuckungen schwächer. Und jetzt lag er wieder steif, lallte Unverständliches.

‚Matthäus!' sagte ihm der Rektor ins Ohr, ‚willt du ihm nicht verzeihen?'

‚Gott helfe mir dazu!' murmelte Matthäus schwach, lag still und schien zu beten. Dann sagte er sehr mühselig: ‚Ich . . . verzeihe ihm, . . . aber sein Recht . . . soll man ihm tuen . . . um des Beispiels willen.'

Sein Atem war jetzt freier und das Auge nicht mehr irr.

‚Alberich, mein Kind,' sagte er matt, ‚gib mir zu trinken! . . . O wie guet! . . . Es drückte auf mein armes Haupt wie Himmel und Erden. — Jetzt doch wird's leichter. Nur daß ich gar wenig von euch sehe . . . Doch es ist Nacht . . . Ich möchte etwan schlafen. Bitt euch, schickt's morgen um meine Frau Mutter nach Judenburg, dann ich sie sehen möchte, . . . wann ich solang noch lebe.'

‚Deo gratias!' sagte der Rektor leise, als der Kranke die Augen schloß. Vorsichtig beschattete er die Nachtampel mit einem Frauenkragen, der am Boden unter anderem Wust lag, und schaffte den Lilienfeldern, zu Bett zu gehen. — Es sei genug, wenn einer mit ihm wache. — Das Brevier öffnend versenkte er sich wieder ins Gebet.

Der Wind hatte sich gelegt. Alberich tat mehr Holz und Räucherwerk in die Flammen. Ein lauer, wohliger Brodem strich durch das Zimmer; den Tod roch man nicht mehr.

Dem Rektor fiel unterm Beten bei, was ein alter Poet sagt, daß mors ein wildes Metzlein sei; könne sie einen Jungen haben, so lasse sie viel alte Leut ungeschaut stehen. — Den Jungen, ja, den hat sie schon gar sicher; der kommt ihr nimmer aus. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Von

Max Schneidewin.

Schon lange hätte ich gern einmal dieser außerordentlichen Frau ein Denkmal gesetzt; aber ich empfand es als eine große Schwierigkeit, gerade für dieses Thema eine Stätte zu finden, an der ich hoffen konnte, mich darüber mit den Lesern zu verständigen; nun hoffe ich, sie gefunden zu haben.*

In unserer Schriftsteller- und Dichterwelt sehen wir — Ausnahmen, die im Sinne ihrer Überzeugungen und um dieser Überzeugung willen auf ihr Volk und die Menschheit einzuwirken streben, in Ehren — ein heißes, von geheimer Glut genährtes Wettrennen um Ruhm und Ehre und Tributpflichtigmachung des Publikums entfesselt. Menschlich ist das ja; aber der Gedanke daran hat doch, ich weiß nicht wie, etwas Beklemmendes. Es muß doch noch etwas Reineres in reinerer Sphäre erwachsen können. Während Ruhm und Geld und höchstens noch das idealere Moment, die Menschen um das Licht von eigenen Lieblingsideen und -gebilden einen tanzenden Mückenschwarm aufführen zu sehen, das Ziel der auf jener Rennbahn Laufenden zu bilden pflegt, finden wir einen der unzweifelhaft begabtesten schriftstellerischen Geister des 19. Jahrhunderts, die Gräfin Ida Hahn-Hahn, bei einem ganz andern, selbstgewählten Ziele angelangt: die dreißig letzten Jahre ihres Lebens verbringt die ehemals gefeierte Dichterin der Salons in einem kleinen, einfachen Stübchen, das gerade für Stuhl, Tisch und Bett Raum gewährt, in einem der Welt abgewandten Kloster, ihre Bedürfnisse ganz gelassen auf das Allernotwendigste beschränkend und ihre doch noch Tausende von Talern zählenden Einkünfte in den Dienst der Armen und Elenden weggebend, dazu das Kopfschütteln der früheren Bewunderer, ohne alle eitle Selbstbespiegelung

* Aus Anlaß des 100. Geburtstags der Gräfin Hahn-Hahn am 22. Juni 1905 sei diesem bedeutsamen Aufsatz mit Freuden Aufnahme gewährt, obschon wir mit seinen Wertungen nicht durchweg einverstanden sind. Es ist bemerkenswert, daß neuerdings gerade auf nichtkatholischer Seite die frühere Mißachtung der Hahn-Hahnschen Werke einer besonderen, fast übers Ziel hinausschießenden Hochschätzung Platz macht. Außer in obigem Aufsatz tritt dieser Wertungswechsel namentlich in H. Mielkes Geschichte des neueren deutschen Romans und in R. M. Meyers Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts zutage.

solcher Seelengröße, mit tiefster Ruhe ertragend. Nur eines wohnte mit ihr in dem Stübchen, was in dem Treiben der Welt nicht zu wohnen pflegt: die Liebe Gottes, und das war ihr unendlich mehr, als sie jemals in ihrer frühern Glanzwelt besessen hatte.

Dieses Bild eines Schriftstellerlebens hat etwas unsagbar Ergreifendes. Es macht erklärlich, daß im folgenden von der Gräfin Hahn-Hahn als einer sehr einzigartigen Erscheinung gesprochen werden soll und die üblichen literaturgeschichtlichen Vergleichungen und Konstruktionen ganz fern bleiben werden.

Um auch nur eine biographische Skizze ihres Lebens zu geben, gebricht es mir an Raum. Ich verweise in dieser Beziehung auf das Konversationslexikon und auf die bei weitem beste der drei über sie existierenden Biographien, die von Dr. Paul Haffner, späterem Bischof von Mainz.

Der Zweck dieser Zeilen ist vielmehr ein anderer. Ich möchte erstens die Gräfin Hahn-Hahn als Schriftstellerin charakterisieren und zweitens auf einige wenige, die allerbesten, ihrer zahlreichen Schriften hinweisen, welche zu lesen ein so großer Gewinn ist, daß ich keine höherstrebende Persönlichkeit unseres Volkes, Mann oder Weib, ohne ihre Kenntnis wissen möchte.

Die Gräfin Hahn-Hahn hat zeitlebens außerhalb jeder schriftstellerischen Clique gestanden. Sie hat ihre Schriften geschrieben, ‚wie andere Menschen spazieren gehen'. Nach Erfolgen und Triumphen oder Enttäuschungen ihren Lebensinhalt zu bemessen, lag ihr ganz fern. Sie war mit einer wundervollen Gelassenheit des Gemüts gegen Menschenlob und -tadel gewappnet. Sie wurde von keiner Neugier nach dem literarischen Urteil über ihre Schriften gefoltert; sie konnte von erschienenen Kritiken darüber wissen und ganz ruhig bleiben, ohne sie gelesen zu haben. Daß selbstverständlich von Dichtern und Schriftstellern als der Zweck ihres Lebens eine Laufbahn vorausgesetzt wird, auf der möglichst weit an Einnahmen und Ruhm zu kommen und die Nebenbuhler zu überflügeln eines jeden Lebensprogramm ist, in dessen Bann die meisten mit heißem Bemühen stehen, das traf bei ihr so ganz und gar nicht zu. Ihre Romane und Reisebriefe aus den dreißiger und vierziger Jahren, die ihr in der Tat Ruhm und glänzende Einnahmen brachten, sind jetzt sehr vergessen. Dieses Geschick des Menschlichen nahm sie im Geiste voraus und verlor ihre Seele nicht an das, dessen Vergänglichkeit ihr so klar war. So breitet sich dem Leser der Werke der Gräfin Hahn-Hahn ein gewisses eigenes wohltuendes Gefühl im Grunde des Gemütes aus: daß er sich hier der Leitung einer Seele hingibt, die sich von den herrschenden dämonischen Mächten der Ichsucht losgewunden hat. Irre ich mich, oder steht man nicht im Gegensatz dazu, um diesen wichtigen Unterschied noch einmal hervorzuheben, bei den meisten Schriftstellern, die noch nicht zu dem abgeklärten Dauerbesitz der Menschheit gehören, unter dem Eindruck, daß ihrem Schaffen als ihr eigentlicher und letzter Zweck ihr Ehrgeiz zugrunde liegt?

Die Gräfin Hahn-Hahn betrieb aber auch ihr Leben lang eine Angelegenheit, die, wenn irgend eine, die Größe hat, alle üblichen persönlichen

Zwecke ganz zu überschatten. Um was es ihr immer zu tun war, das war ein höchstes Lebensprinzip, aus dessen Besitz heraus der Mensch alles Höchste und Beste seiner Bestimmung entfalten kann. Sie fand es in der Liebe Gottes, als des vollkommenen Gutes und des Maßes für alles Gute; sie fand es dort schon in ihrem natürlichen Menschen, aber sie fand es noch vollkommener, seitdem Gott nicht mehr ihr Gott, ein ihr durch ihr persönliches Gefühl verbürgter Gott, sondern der über jedes Paktieren mit Menschenwunsch und leidenschaft erhabene Gott war, der sich in einer für die ganze Menschheit angelegten übernatürlichen Institution durch keinen Schleier subjektivistischen Gewölkes offenbarte.

Sie hatte für alles, was die Menschennatur adelt, und alles Herrliche, was sie in Leben, Kunst und Geschichte schafft, das feinstempfängliche Gemüt und eine Leidenschaft glühender Liebe und Begeisterung. Nur nicht für das hier und dort Vereinzelte als solches, sondern für alles, sofern sie es mit den höchsten Gedanken Gottes für seine Schöpfung verknüpfte. Die tiefsten Bewegungen des Menschenherzens und seine höchsten Aspirationen — dies ist ein Lieblingsausdruck der Gräfin — gehören nun aber der Liebe an, die ja daher insbesondere auch der Kern und Stern aller neuern Dichtung ist. So ist das zentrale Thema auch der Romane der Gräfin Hahn-Hahn die Liebe. Aber doch wieder in einer ganz besondern Weise. Sie weiß immer wieder die Liebe zu schildern, wie sie ist, in dem ganzen Regenbogenschimmer ihrer nach höchstem und idealstem Eigenglück lechzenden Gefühle, aber sie gibt von Anfang an der Liebe nicht das unbedingte Recht, sich alle Lebensgebote unterzuordnen, sondern sie verlangt und gestaltet demgemäß die Erfindung ihrer Erzählungen, daß die Liebe sich einfügt — nicht beliebiger Menschensatzung, sondern der Ordnung des an und für sich Rechten, der gottgewollten Lebensgestaltung. ‚Das Leben ist viel wert, viel mehr die Liebe, aber das Wichtigste, daß wir rechtschaffene Menschen bleiben' (im ‚Cecil'), worin die Rechtschaffenheit natürlich nicht im bürgerlichen Sinne, sondern im Sinne tiefster Sittlichkeit der Gesinnung verstanden ist. Durch diese Beugung der Leidenschaft unter die Norm eines unwandelbaren Rechten, die bei der Gräfin Hahn-Hahn stets als das höchste sittliche Lebensgesetz festgehalten wird, unterscheidet sie sich so sehr von der George Sand, mit der sie mit Unrecht so oft zusammengestellt wird; denn bei dieser herrscht eine feurige Sympathie mit dem Siege der Leidenschaft.

Die Gräfin spinnt in ihren Romanen nicht nur die Fäden der Erzählung zu kunstvollem Zusammenlaufen bis zum Endergebnis, sie läßt auch nicht nur die Charaktere aus ihren Wurzeln erwachsen und bringt sie dann zu breiter Entfaltung, sondern sie gönnt sich an ihren Personen überall vielfache ungezwungene Gelegenheit, die Natur und namentlich das Menschensein von den mannigfachsten Seiten her in der Tiefe zu beleuchten. Sie strömt über von reichsten Betrachtungen über Wahrheit, Schönheit, Gutes und Geziemendes, Größe und Kraft, und das Gegenteil, oft in der stechendsten Klar-

heit und schlagendsten Treffsicherheit, doch so, wie wohl ein Fluß sich in Seen ausweitet, ohne die Richtung seines Laufes zu verlieren.

Sie schreibt einen Stil von wunderbarster Leichtigkeit und hinreißender Schönheit, einen Stil, der ganz von selbst eine mächtig bildende Kraft auf den Leser ausübt; und schwungvoll, wie ihr Stil, war ihre schöne, feste, ohne Verbesserungen in der höchsten Energie dahinfließende Handschrift. Es ist wahr, Fremdwörter gebraucht sie für unsern jetzigen Geschmack, der uns aber von bekannter Seite vielleicht allzu aufdringlich auferlegt wird, zu viel, aber doch nicht entfernt in dem Maße, wie es nach dem sie namentlich auch in dieser Beziehung parodierenden Roman ‚Diogena' der Fanny Lewald erscheinen könnte. Als Entschuldigung für diese Schwäche steht ihr die damalige Sprache der Aristokratie zur Seite, die ja auch z. B. in vielen Schriftstücken aus dem Leben des alten Kaisers Wilhelm so sehr hervortritt.

Sehr halbwahr ist die übliche Beschuldigung, daß sie nur die Personen aus hohen Gesellschaftskreisen darzustellen vermöchte. In dieser Atmosphäre hatte sie allerdings geatmet, so daß, was ihr angehört, ihr am nächsten stehen mußte, aber doch auch aus dem Leben des Bürgerstandes und des niedern Volkes findet sich bei ihr gelegentlich viel mit scharfem Blick Beobachtetes, auch liebevoll belauschtes Material, das in die Erzählung künstlerisch eingewoben ist. Daß sie eine hochmütige Aristokratin sein sollte, war ja nun nach ihrer Konversion jedenfalls nicht mehr wahrscheinlich, da sie ja nun ganz gewiß mit einem Blicke in die Welt sah, vor dem alle Eitelkeiten zerschmelzen und ‚kein Ansehen der Person ist'; aber auch schon ihre gute Natur hatte sie vor einfältigem Dünkel bewahrt. Dagegen war sie allerdings von ihrer Jugend bis zu ihrem Ende mit ruhigem Stolz erfüllt im Gedanken an die verpflichtende Stellung, die der Adel nach ihrer Auffassung in dem Organismus der Gesellschaft einnehmen soll: unabhängig nach unten, aber durchaus auch nach oben, soll er das Palladium ewiger Prinzipien, an denen die Vernunft, die Gottgefälligkeit des menschlichen Zusammenlebens hängt, hochhalten, ein Vorbild der besten Volksweisheit und Menschenliebe. Ihr klarer und männlicher Geist hatte auch einen tiefen Sinn für Geschichte und Politik, und es finden sich in ihren Schriften die mannigfachsten, bedeutendsten Auslassungen über diese Gebiete und Beurteilungen des Geistes der geschichtlichen Epochen, sehr frei von modernen Strömungen atomistisch auflösender oder überaufdringlich sozialpolitischer und nationalegoistischer Gesinnung, aber auch sehr fern von der Beschränktheit, die man mit dem Bilde mecklenburgischen Junkertums verbindet.

Eine weitere Streitfrage ist, ob ihre Romane durchaus den Charakter der Reinheit in der Behandlung der Liebe festhalten. Wenn in dieser Beziehung entscheidend ist die Gesinnung, welche offenbar — denn hier gilt es unzweideutige Klarheit — der Dichter selbst als Maßstab an die Personen, Gefühle und Handlungen seiner Erfindung legt, so sind unzweifelhaft die Romane der Gräfin Hahn-Hahn von Anfang bis zu Ende von lauterem Adel.

Aber ihr Gegenstand sind auch Menschen von Leidenschaft, die geschildert werden in ihrem Wesen, und da überschreitet allerdings öfters die Darstellung der Gräfin die Schranken, vor denen ein Scheugefühl Halt gebietet; sie überschreitet aber, wohlgemerkt, diese Schranken nur durch die Sache, nicht auch in der Gesinnung ihrer Person. Gewisse ihrer Romane, wie ‚der Rechte', ‚Sibylle', ‚Nirwana' setzen demgemäß allerdings in vollem Maße reife und feste Leser voraus. Doch sind die Werke, die ich nunmehr sozusagen als einen Kanon der Produktion der Gräfin anzuführen gedenke, auch in dieser doppelten Beziehung als durchaus rein anzuerkennen.

Diese herrlichsten Schriften sind nun, zunächst aus der vorkatholischen Zeit der Verfasserin, die beiden Romane: ‚Sigismund Forster' und ‚Cecil' und die ‚Reisebriefe', aus ihrer katholischen Zeit die Romane ‚Doralice' und ‚Maria Regina'.

Es ist bekannt, daß die Gräfin Hahn-Hahn nach ihrem Übertritt zur katholischen Kirche ihre früheren Werke öffentlich gleichsam abgeschworen hat und sie am liebsten alle vernichtet hätte. Allein sie muß darin gegen sich selbst in Schutz genommen werden. Ihre vorkatholischen Schriften bleiben mindestens ein höchst merkwürdiges Denkmal ihrer Entwicklung, ja sogar eine deutliche Vorbereitung auf deren spätere Wendung; sie können auch, wie wir gesehen haben, nicht schädlich wirken, die zuletzt genannten auf keinen Leser, einige andere jedenfalls nicht auf einen reifen Leser. Ferner aber vergaß die von heiligem Eifer beseelte Konvertitin das apostolische: ‚Alles ist euer,' d. h. die siegreiche Macht des in sich gefestigten Menschen, aller geistigen Elemente seiner Zeit (und auch der Vorzeit) Herr zu werden. Seit dem Umschwunge ihres inneren Lebens konnte die Gräfin nunmehr gar nicht anders als nur für den Glauben streiten: die ‚Liebe zu den Seelen', als nunmehr oberste Gewalt ihres Innern, brachte das mit sich und mußte selbst die Möglichkeit der köstlichen rein poetischen Anregung dagegen in den Schatten stellen. Denn, wie auch der große pantheistische Denker Spinoza sagt, niemand kann von einer großen, heiligen Lebensansicht überzeugt sein, ohne den Drang in sich zu fühlen, diese Überzeugung auch möglichst vielen seiner Mitmenschen zu übertragen. Aber ein Blick in die Wirklichkeit zeigt, daß heute viele Lebensansichten miteinander ringen. Man kann sich nicht ängstlich und feige gegen die Kenntnisnahme dieser Vielheit verschließen. Wer nur Schriften lesen wollte von Verfassern, denen das Geheimnis des übernatürlichen Lebens aufgegangen ist, der bleibt der Fülle der geistigen Erscheinung fremd. Wem es selber aufgegangen ist, der kann mit Ruhe von oben herabblicken in die Bemühungen der natürlichen Kräfte des Geistes und der Seele, aus sich heraus zu einem Höchsten zu gelangen, Bemühungen, welche der eigentliche Lebensnerv der genannten vorkatholischen Schriften der Gräfin Hahn-Hahn sind.

‚Sigismund Forster' behandelt in ergreifender Weise den Konflikt zwischen der Pflicht eines Verlobten mit der Leidenschaft einer großen und erst wirklichen Liebe zu einem andern herrlichen Weibe, die über ihn ge-

kommen ist, ehe er es sich versehen. Die Ehre, die ihm Treue gebietet, siegt im schwersten Seelenkampfe. Das Glück wäre aber zertreten, da die ‚Ordnung der Gnade' noch unentdecktes Land ist. Der Held fällt im Duell mit einem teuflischen gräflichen Intriguanten. Ein anderer Ausweg wäre unter den gegebenen Voraussetzungen nicht möglich gewesen. Die Erzählung löst zum Schluß eine reine und tiefe tragische Erschütterung im Herzen des Lesers aus und hat in ihrem ganzen Verlaufe durch das Gemälde der seelischen Zustände und der Liebe zweier hoher Menschen aufs stärkste gefesselt. Daß das Duell ohne jede kritische Bemerkung als unabwendbar wie ein Naturgesetz behandelt wird, würden wir jetzt nicht mehr ertragen.

‚Cecil' halte ich für eine schriftstellerische Leistung allerersten Ranges. Der Held, eine groß und ernst angelegte Natur, ist doch in geheimem und feinem Egoismus befangen und wird durch die zwingende Logik seiner Geschicke, in denen er, ohne es zu wollen, Unglück in sich und um sich schafft, allmählich geläutert zu der Liebe Gottes und erhabenen Gelassenheit gegen irdisches Glück. Das Problem der Liebe wird in dreifachem, ganz verschiedenem Typus mit bewundernswürdiger Tiefe und Vielseitigkeit behandelt. Die dritte Heldin, die etwas herbe, charakterstarke und geisteshohe Renata, erscheint mir eine der würdigsten Frauengestalten der dichterischen Literatur. Dazu ist der zweibändige Roman überaus reich an tiefen Betrachtungen und stechend klarem Urteil über die menschlichen Dinge. Ich habe noch nicht erlebt, daß Freunde ohne tiefste Bewegung das Buch aus der Hand gelegt und nicht erklärt hätten, daß ihnen im Vergleich mit dieser Dichtung manche berühmten Erzeugnisse der Weltliteratur blaß, arm und farblos erschienen wären.

Ich würde ‚Faustine' und ‚Sibylle' mit auf diese Liste setzen, weil sie, namentlich der letztere Roman, an Geistesfülle den beiden eben besprochenen Dichtungen gleich stehen; aber die in ihnen behandelten Probleme, das faustische Ringen nach dem, was eine absolute Befriedigung gewähren soll, und die Erlösung von dem unglückseligen Triebe, allem, was auch das Leben bietet, die Seite seiner Endlichkeit und Nichtigkeit abgewinnen zu müssen, sind so wenigen Menschen aus wahrhaft eigener Erfahrung bekannt, daß diese beiden merkwürdigen Bücher, deren zweites in seiner Weise eine unvergleichliche Schöpfung ist, doch an die allgemeine Lesewelt sich keineswegs wenden. In ‚Der Rechte', ‚Levin', auch dem Roman ‚Zwei Frauen' steht die Dichterin so bedeutend unter ihrer eigenen Höhe, daß man diese Schriften besser ungelesen läßt.

Eine ganz wundervolle Lektüre aber sind bis heute alle ‚Reisebriefe' der Gräfin, mit Ausnahme etwa der seltsamerweise tief abfallenden ‚italienischen', deren Schwäche durch zahlreiche gelegentliche herrliche Stellen über Italien, das geschichtliche, das künstlerische und das katholische, in den Romanen ausgeglichen wird. Die Krone von allen sind die — leider sehr schwer mehr erhältlichen — spanischen, mit ihren glänzenden Exkursen zu der Geschichte und dem Charakter des Volkes und den wundervollen Besprechungen Murillo'scher Bilder, bei denen man nur oft fürchtet, daß man der ursprünglichen Kunst der Malerei

nicht so viel Zauber abgewinnen kann wie den unaussprechlich herrlichen Deutungen, welche ihnen die nachhinkende Kunst des Wortes, von einer hohen Seele gehandhabt, verleiht. An zweiter Stelle scheinen mir die drei Bände der ‚orientalischen Reisebriefe' zu stehen, offenbar auch ein Lieblingsbuch des Bischofs Dr. Haffner. Ihr Sehkreis, Konstantinopel, und noch mehr das heilige Land und Ägypten, übt an sich einen geheimnisvollen Zauber auf den erkennenden Geist und das Gemüt aus, und die Gräfin Hahn-Hahn zeigt eine wunderbare Fähigkeit, diesen Zauber in ihre Seele aufzunehmen und ihn vertieft und verschönt zurückzustrahlen. Auch die französischen Reisebriefe sind höchst interessant zu lesen: der Süden tritt uns in herrlichen landschaftlichen Schilderungen entgegen, die Hauptstadt in dem Pulsschlage ihres geistigen und politischen Lebens (in den vierziger Jahren). In den nordischen Reisebriefen ist der Glanzpunkt wohl die Beschäftigung mit Thorwaldsen, insbesondere die unvergleichliche Charakteristik seiner berühmten zwölf Apostel in weißem Marmor, unter denen die Gräfin dem Jakobus die Palme gibt. Allen diesen Reisebriefen gemeinsam ist die Fülle an ‚schönen Stellen', an ‚Lichtstrahlen' aus dem immer fließenden Quell eines reichen und hohen Geistes. Ganz besonders in den ‚orientalischen' Briefen erhebt sich die Schreiberin oft zu wahren Himmelfahrten des Gedankens, in den spanischen ist die Ausbeute an scharfen und schlagenden Treffern über realistische Verhältnisse am bedeutendsten. Nüchterne und lehrhafte Sachlichkeit in der Hinweisung auf das Sehenswerte soll man in den trefflichen Bädekerschen Handbüchern suchen: von der Gräfin Hahn-Hahn wurden die Reisen unternommen in dem mächtigen Bedürfnisse, die eigene Persönlichkeit auszuweiten, ‚das eigene kleine Licht anzuzünden an dem großen da draußen.' Sie sind daher *subjektiver* Natur: man genießt die *Sachen* in dem Medium einer großen Persönlichkeit, die sie in sich auffängt. Überall ist es der Zug nach dem Großen, Letzten, *Seelenausfüllenden*, der sie von Land zu Land führte — und zuletzt seinen Anker doch ganz wo anders warf als in der Natur, Geschichte und Menschenwelt: in Gott selbst, dem letzten Grunde der natürlichen, aber auch ihr neu aufgehenden übernatürlichen Welt. Und nirgends laufen Redensarten unter in den beredten Entfaltungen eines hohen Geistes, nirgends sind die zahlreichen Übergänge aus dem Sachlichen in das Persönliche in eitlem Effekthaschen herbeigezogen; immer bleibt der Leser von dem Gefühl durchdrungen, daß hier die Wahrhaftigkeit des wirklich erlebten inneren Empfindens sich ausströmt. Auch hemmt keine Pedanterie der Gewohnheit die immer gleich schwungvolle Feder: in dem Zelt der Wüste, auf dem Nilschiffe, in armseligen Herbergen wird sie mit der gleichen Leichtigkeit geführt wie am Schreibtische daheim.

Ich komme nun zu den beiden größten Werken der Gräfin, die ihrer zweiten Lebenshälfte und damit einem völlig erneuerten Grund und Boden entstammen. Ihre Schriftstellerei ist nunmehr durchaus von der ‚Tendenz' beherrscht, in den Augen vieler ein sehr großer Fehler. Aber muß man nicht, wenn man ein Höchstes gefunden zu haben überzeugt ist, vielmehr *das*

Höchste, und das Höchste solcher Art, das seiner Idee nach allen Menschen zugedacht ist, nun ganz darin aufgehen, dieses Höchste andern zu vermitteln? Da schweigt selbst die reine Schönseligkeit, welche die Phantasie entzückt, aber den Kern des Menschen doch läßt, wo er steht. Aus fast allen Werken dieser zweiten Periode lernt man den katholischen Glauben kennen, wie er vielleicht nirgends nach seinem innersten Wesen und Gehalt treffender erfaßt und in Anwendung auf das wirkliche Leben von einer Menschenseele gebracht ist, die von Natur auf diesen Glauben angelegt war. Daß die Gräfin ein gleich reines Bild von dem evangelischen Glauben und mancherlei Lebensanschauungen, die sie nun angreifen muß, in sich trüge, kann man nicht sagen; ihre Größe und charaktervolle Entschiedenheit ist die einer gewissen Einseitigkeit, und das Verständnis einer rein wissenschaftlichen Gesinnung, welche z. B. auch der Boden ist, von dem aus Schreiber dieses, ein Protestant, der Gräfin Hahn-Hahn gerecht zu werden sucht, hat stets außerhalb der Grenzen ihrer Eigenart gelegen. Diese wissenschaftliche Gesinnung überwindet ja selten die Widerstände, um so hoch emporzudringen, aber einen deutlicheren Blick in die darunter liegende Vielheit und Mannigfaltigkeit kann sie sich vielleicht eher bewahren.

‚Doralice‘ und ‚Maria Regina‘ sind so hohe Werke, daß ich in Ehrfurcht erschauere, wenn ich von ihnen sprechen soll, und mir dagegen das Hohe der rein weltlichen Literatur in Schatten sinkt. Was sind selbst eine Antigone, eine Iphigenie, eine Leonore von Este, eine Thekla, eine Beatrice in allem ihrem natürlichen Seelenadel und -zauber gegen diese beiden wundervollen Verkörperungen der übernatürlichen Gottesliebe, die dieses höchste allgemeine Prinzip mit schlichtestem Ernst und ohne jeden Anhauch von Subjektivismus, Selbstgefälligkeit und Verlangen nach Menschenlob in sich aufgenommen haben und mit allen lieblichsten Naturgaben zu einer Einheit verschmelzen, dergleichen mir sonst in der Weltliteratur aber auch gänzlich unbekannt ist! Man sagt: Dergleichen ist unmöglich, ist reine Dichterphantasie übermenschlichen Wesens. Aber die Naturseite ihrer Idealgestalten mit allem Herrlichsten des Leibes und der Seele auszustatten, hat sich die Poesie immer die Freiheit genommen und auch zugestanden erhalten. Das übernatürliche Leben ‚nach der Ordnung der Gnade‘ kennt die Poesie nicht oder doch nur, wie in Schillers ‚Maria Stuart‘, mit einer doch noch etwas genierten Halbheit. Hier dagegen ist es mit absoluter Klarheit und Kraft ergriffen und den poetischen Gestalten beigelegt nicht als etwas, was nur auf Grund einer willkürlich ersonnenen einzigen Individualanlage möglich ist, sondern als dasjenige, was durchaus allgemein der Zentralinhalt der zur Liebe Gottes geschaffenen Menschenseele werden kann und soll.

Doralice und Maria Regina stellen aber doch die christliche Vollkommenheit — und also eine nicht zufällig ihnen nach dichterischem Belieben verliehene, sondern eine auf dem Grunde ihres Glaubens mit der Wahrheit der Natur erwachsene, folglich auch auf der gegebenen gleichen Grundlage

vorbildliche und nicht fruchtlos beschämende — in zwei ganz verschiedenen Typen dar. Doralice lebt in der Welt und ist durch ihre Ehe an die Welt gebunden, Maria Regina ist entzündet von jener geheimnisvollen ausschließlichen Liebe Gottes, die nur im Ordensleben, und zwar im allerstrengsten Ordensleben ihr Ziel findet, — wenn nicht letzthin der Gegenstand ihrer übernatürlichen Liebe *selber* ‚ihr sehr hoher Lohn' wäre. Gräfin Doralice ist verheiratet mit einem Mann, der Kavalier, aber durch keinerlei höhere Gaben des Geistes und Charakters seiner auch von Natur aufs herrlichste angelegten Gattin ebenbürtig ist und getrennt von ihr lebt. Der Gräfin Doralice tritt die idealste Liebe des idealsten jungen Edelmannes entgegen; keine höhere Sympathie des Lesers, als wenn diese beiden herrlichen Menschen ein Paar gewesen wären. Aber für Doralice ist die Liebe Gottes und, was aus ihr folgt, der Sinn und Zweck der Existenz, folglich auch die Unlöslichkeit der Ehe um der göttlichen Ordnung willen heiligste Pflicht. Jeder andere Romandichter hätte diese beiden Menschen zusammengeführt, durch ihr wunderbares Zusammenstimmen die Lösung einer durch die Schuld des Mannes schon äußerlich unwirklich gewordenen Ehe gerechtfertigt. Aber die Doralice der Gräfin Hahn-Hahn scheut sich, auch mit dem leisesten Gedankenspiel die Gottesbeleidigung zu begehen, das Sakrament ihrer Ehe als trennbar zu denken. Auf den ersten Ruf ihres Mannes kehrt sie zu ihm zurück und erwidert Konrads Liebe nur durch den idealen Einfluß ihres reinen und hohen Seelenlebens auf ihn. Für die Sache der Kirche gegen die Revolution ergriffen fällt er, der frühere holsteinsche Protestant, bei Castelfidardo unter den Scharen des glaubensstarken Generals Lamoricière. Von anderen, tiefer stehenden Paaren und Personen fällt durch den Kontrast auf den Helden und die Heldin noch das Licht höherer Bewundernswürdigkeit. Doch die Dichterin will nicht nur durch den Reiz und die Holdseligkeit der natürlichen Schönheit das Glaubensleben verschönern und sozusagen einschmeichelnder machen: die verwachsene alte Tante Kreszenze steht in ihrer Weise und Sphäre in gleicher, auf gleichem Grunde erwachsener christlicher Vollkommenheit wie Doralice. Ganz ebenso der ehrwürdige Priestergreis ‚Onkel Levin' in ‚Maria Regina', dieses unvergleichliche Bild einer mit schlichtester menschlicher Natürlichkeit verschmolzenen priesterlichen Heiligkeit.

Maria Regina selbst bemüht sich zwar aufs beste, alle wirklichen Pflichten des weltlichen Lebens, so lange sie ihm noch angehört, getreulich zu erfüllen; aber sie ist in ihrer geheimen, ausschließlichen, übernatürlichen Liebe zu Gott doch mit viel geringerer Lebhaftigkeit für die weltlichen Dinge ausgestattet als Doralice, der sie sonst in der zartesten Lieblichkeit ihrer weiblichen Natur gleicht. Eine ideale Liebe der allerköstlichsten Art von seiten eines ebenso idealen Jünglings, wie es der Konrad in der ‚Doralice' ist, wird auch ihr geweiht, und nichts, auch ihre natürliche Neigung nicht, ist der Erfüllung dieser Liebe entgegen als nur das bei ihrer Erstkommunion getane Gelübde, sich mit dem Tage ihrer Mündigkeit im strengsten klösterlichen Leben Gott allein zu

weihen. Wer es fassen kann, der fasse es! Jeder weltliche Dichter hätte dies Gelübde zarter Jugend als einen Morgentraum jener schönsten weltlichen Liebe geopfert; aber das ist das Große und Einzige bei der Gräfin Hahn-Hahn, daß sie das Gelübde dieser ganz auserwählten Natur unentwegt obsiegen läßt. Sonst werden von ihr die klösterlichen Anwandlungen auch der gläubigsten und frommsten Personen ihrer Dichtungen von seiten der autoritativsten, z. B. priesterlichen gläubigen Personen der nämlichen Dichtungen immer freundlich abgewiesen, natürlich nicht als ob diese die besondere Gottwohlgefälligkeit des Ordensstandes nicht anerkennten, sondern, um zu markieren, daß jeder Druck, um Menschen für diesen zu gewinnen, außerhalb eigentlichster eigener Vokation verwerflich und auch nicht im Sinne und der Praxis der Kirche sei; daß ferner fromme Anwandlungen zu einem so überaus ernsten und unwiderruflichen Schritte nicht genügen, sondern die umsichtigste und ausdauerndste Selbstprüfung vorher stattfinden müsse. Maria Regina aber ist nun einmal von der Dichterin als die Repräsentantin des tiefsten und unabweisbarsten Berufes zum Ordensleben strengster Observanz angelegt, und um diese Richtung des Menschenwesens, die auch der Philosoph Schopenhauer* als das Allerhöchste auf Erden anerkennt, erst in ihr vollstes Licht zu setzen, mußte Maria Regina sonst mit allen äußeren und inneren Eigenschaften ausgestattet sein, um das höchste Erdenglück finden und im schönsten irdischen Glanz sich sonnen zu können. Die Gräfin mutet unserem Gefühl für das geheimnisvoll Allergrößte und Allertiefste ein Äußerstes zu, wenn sie das Geschick der schönen und lieblichen Gräfin Maria Regina so leitet, daß diese sich bei aufopfernder Krankheitspflege ein Krebsleiden im Antlitz zuzieht und in der heiligen Glut ihrer aszetischen Gottesliebe und der Wucht ihres körperlichen Leidens sich noch im Leben zu einem Schatten verzehrt. Wer es fassen kann, der fasse es, so wiederhole ich; aber dieser Roman sollte einmal der Darstellung des dem natürlichen Menschen Schauer erweckenden Allerhöchsten des sittlichen und religösen Lebens bestimmt sein. Übrigens setzen sich auch in diesem Roman wieder mannigfache Menschengestalten und -gruppen gegenseitig durch ihren Kontrast in das hellste Licht ihres Wesens und Wertes. Und dazu ist ihm wie der ‚Doralice‘ der höchste Grad des Zaubers sprachlicher Darstellung eigen, in dem die Dichterin ihre sonstige Meisterschaft noch hinter sich läßt.

Das Glück der irdischen Liebe hat die Gräfin, außer allenfalls im ‚Peregrin‘, kaum mehr geschildert, wie sie sich es eigentlich kaum je zum Thema genommen hatte; es lag ihr stets daran, dem Traum entgegenzutreten, als ob der Mensch, das schwache und vergängliche Wesen, den Menschen, die auf ein unendliches Gut angelegte Seele, ganz ausfüllen könne. Den ‚Peregrin‘ möchte ich noch nicht tief unter dem hohen Doppelkanon der katholischen

* Er sagt: Nicht soll uns platte Gemeinheit der Gesinnung überwältigen, mit dem großen Haufen in dem Welteroberer statt in dem Weltüberwinder die höchste Erscheinung auf Erden anzuerkennen.

Romane der Gräfin Hahn-Hahn nennen und mindestens ihm gleich die treffliche ‚Erbin von Kronenstein', eine Erzählung, in der die liebliche, feste und fromme Heldin an der Seite eines Mannes, der der Leidenschaft des Spieles fröhnt, das Höchste leistet in der sittlichen und religiösen Stellung zu solchem Unglück. Ich habe einmal durch ein paar Seiten, auf denen sich diese sittliche Größe der Heldin dieses Romans besonders klar spiegelt, eine fanatische Feindin ‚der alten Betschwester' gänzlich umgestimmt. Und mit das Erquickendste ist besonders hier, wie eben überall bei der Gräfin Hahn-Hahn, daß sie selbst ihre entschiedensten Charakterpersönlichkeiten und Glaubenshelden und -heldinnen mit dem feinsten und gesundesten menschlichen Taktgefühl begabt, das fremde Individualitäten in ihrer Eigenart hinnimmt, ihnen ihre Freiheit läßt und sich ihnen nicht aufdrängt, daß also die Dichterin selbst, die dahinter steht, von finsterem puritanischem Eifer so fern als möglich ist.

Die übrigen Erzählungen der Gräfin Hahn-Hahn kann man ungelesen lassen, nachdem man sich in den bisher empfohlenen eine neue und außerordentliche Welt erschlossen hat. Die ‚Glöcknerstochter' z. B. hat im Verhältnis zu jenen großen Werken etwas Unbefriedigendes in der Erfindung, und die ‚Geschichte eines armen Fräuleins' (1869) stellt einen so unbegreiflich tiefen Sturz unter die Werke desselben Jahrzehntes in das Flache und Unbedeutende dar, daß es mir bis heute ein Rätsel ist, wie sich der große Geist der Verfasserin auch nur vorübergehend so verpuppen konnte.

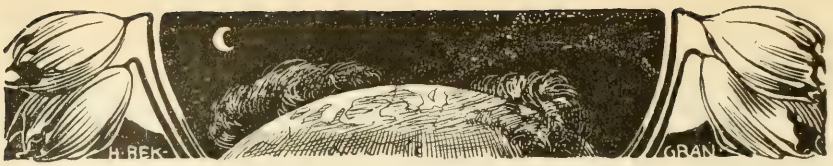
Später Gang.

Der Abend zog mit brennend rotem Pflug,
Die letzte Wolkenfurche hoch im Bogen.
Und seines Atmens sanfter Wechsel schlug
Im Ährenfeld die silbergrauen Wogen.

Am steilen Hang, im warmen Rebengrün,
Lag hingestreckt die braune Kraft der Erde
Und sann und träumte, wie aus Grün und Blühn
In stiller Tat die goldne Reife werde.

Hochüber gingen Zwei den Berg entlang.
Sie waren jung. — Als ob es Rosen triebe,
Lag rings das Land im Sonnenuntergang. —
— Sie wanderten . . . und sprachen von der Liebe.

F. A. Schmid-Noerr.



Die sog. ‚Neuen Sterne'.

Von

Joseph Pohle.

Es war an einem schönen Novemberabend des Jahres 1572, als der berühmte dänische Astronom Tycho Brahe vom hübsch gelegenen Kloster Harritzwaldt aus, wo er mit seinem Onkel zeitweiligen Aufenthalt nahm, seinen gewohnten Abendspaziergang machte, um sich in der frischen Luft von den Anstrengungen der Tagesarbeit zu erholen. Als er das Auge zum Himmelsgewölbe mit seinen tausend glitzernden Sternen emporhob und zenitwärts über das ihm wohlbekannte Sternbild der Kassiopea gleiten ließ, da wurde er plötzlich von unsagbarem Zauber erfaßt. Ein unbekannter Fixstern von ungeheurem Glanze, vorher von keinem sterblichen Auge erschaut, nahm seinen verwirrten Sinn gefangen. ‚In meiner Bestürzung,' so erzählt er selbst, ‚zweifelte ich an der Glaubwürdigkeit meiner Sinne. Um mich selbst zu bezwingen, daß es keine Sinnestäuschung wäre, rief ich die Gehilfen meines Laboratoriums als Zeugen heran und forschte sie sowie alle des Weges ziehenden Landleute aus, ob auch sie den Stern sähen, der so urplötzlich aufgeflammt war. Später vernahm ich, daß in Deutschland sogar Fuhrleute und anderes Volk zuerst die Astronomen auf diese großartige Erscheinung aufmerksam gemacht hatten, ein Umstand, welcher, ähnlich wie beim Erscheinen unvorhergesagter Kometen, der üblichen Spottsucht auf Kosten der Gelehrten neuen Stoff lieferte. Ich fand den neuen Stern ohne Schweif, von keiner Nebelhülle umschleiert, vollkommen allen übrigen Fixsternen gleich, nur daß er stärker als Sterne erster Größe funkelte. Seine Helligkeit war größer als die des Sirius, α Lyrae oder Jupiter . . . Leute mit scharfem Gesicht vermochten, wenn die Luft rein war, den neuen Stern auch am Tage, sogar zur Mittagszeit zu sehen. Wenn der Himmel bei Nacht so überzogen war, daß alle anderen Sterne verborgen blieben, so schimmerte er allein häufig durch die Wolken durch, wofern sie nicht zu dicht geballt waren. Die gleichbleibende Entfernung von den nächstgelegenen Kassiopeasternen, die ich während des ganzen folgenden Jahres sorgfältig maß, überzeugte mich von seiner vollkommenen Bewegungslosigkeit. Schon im Dezember 1572 begann sein Glanz zu sinken, und der Stern glich allmählich dem Jupiter; aber bereits im Januar 1573 war er schwächer wie dieser Planet geworden. Photometrische

Schätzungen ergaben der Reihe nach folgende Resultate: ‚Im Februar und März Gleichheit mit Sternen erster Größe; im April und Mai mit solchen zweiter Größe; im Juli und August mit solchen dritter Größe; im Oktober und November mit solchen vierter Größe. Gegen November erschien der Stern nicht heller als das elfte Sternchen im unteren Teil von Kassiopeas Stuhl. Der Übergang zur fünften und sechsten Größe fand statt zwischen Dezember 1573 und Februar 1574. Im folgenden Monate verschwand der neue Stern und war, nachdem er elf Monate lang geschienen hatte, für das bloße Auge nicht mehr erblickbar.' So weit Tycho.

Zum ersten Male in der Geschichte haben wir hier die graphische Schilderung eines neuen Sternes erster Größe aus dem Munde eines Fachastronomen vor uns, welcher leider aus Mangel an vergrößernden Fernrohren und lichtspaltenden Spektroskopen — beides damals unbekannte Größen — im Grunde nicht viel mehr tun konnte, als was auch ein ausdauernder Laie schließlich mit bloßem Auge hätte feststellen können. Der tychonische Stern, zubenannt der ‚Pilgerstern', war freilich nicht das erste und einzige Beispiel dieser Art in der Geschichte der Astronomie. Denn nach der Zusammenstellung Alexanders von Humboldt ereigneten sich zwischen 134 v. Chr. bis 1848 n. Chr. ungefähr 21 solcher plötzlicher Himmelsbrände, und die erhöhte Wachsamkeit der Sternwarten hat von 1848 bis 1903 die Liste der sog. neuen oder temporären Sterne um etwa ein weiteres Dutzend vergrößert. Allen steht der berühmte Perseusstern noch in frischer Erinnerung, der im Sternbilde des Perseus am 21. Februar 1901 jäh aufloderte und an Glanz den Pilgerstern Tycho Brahes weit überbieten mochte. Am 22. Februar so hell wie der benachbarte Algol, übertraf die Nova Persei bald den Pollux und stieg am 23. Februar zur Helligkeit der nahen Capella hinan, um am 24. Februar endlich ihr Maximum zu erreichen, indem sie als bläulich-weißer Fixstern blendender wie Wega die Nacht erleuchtete. In die Sprache der Physik übersetzt bedeutet eine solch rapide Lichtzunahme innerhalb der kurzen Spanne von wenigen Tagen folgendes: Da der Perseusstern am 19. Febr. 1901 höchstens zwölfter Größe gewesen sein kann, ein Stern zwölfter Größe aber rund 25 000 mal weniger hell ist als ein solcher erster Größe, so folgt, daß sein Glanz am 23. Februar 1901, als er die nullte Größe erreichte, mindestens das 63 000fache seiner ursprünglichen Helligkeit betrug. Weil jedoch die Lichtzunahme mit dem Wärmezuwachs Hand in Hand geht, so sind wir die unfreiwilligen Zeugen einer wirklichen Himmelskatastrophe gewesen. Die folgenden Erscheinungen der ebenso raschen Lichtabnahme, das pendelartige Hin- und Herschwanken zwischen zwei vollen Größenklassen, die schließliche Verwandlung des Sternes in einen kosmischen Nebel sind noch zu bekannte Dinge, als daß sie hier einer ausführlicheren Beschreibung wert wären. Statt dessen wollen wir die allgemeine Frage in Angriff nehmen, auf welche Weise wohl das rasche Entstehen und Vergehen der neuen Sterne zu erklären sei, und welchen kosmischen Ursachen solche Katastrophen am Himmel ihren Ursprung

verdanken. Im Zeitalter der geozentrischen Weltanschauung lag freilich die Erklärung am nächsten, — sie fand im Mittelalter wirklich zahlreiche Vertreter, — daß im Augenblick des Aufflammens ein funkelnagelneuer Stern durch den göttlichen Allmachtsspruch aus dem Nichts zur Existenz emporgeführt worden sei. Dies ist natürlich ein Ammenmärchen. Allein selbst im heliozentrischen, von der Unermeßlichkeit der Fixsternweiten so tief durchdrungenen Zeitalter konnte man häufig die Vermutung bis in die neuere Zeit aussprechen hören, die neuen Sterne thronten in so unermeßlich weiten Raumfernen, daß ihr Licht vom Schöpfungstage ab gerechnet, alle verflossenen Jahrtausende dazu brauchte, um die unendlich lange Reise aus jenen abgelegenen Abgründen bis zur Erde zu vollenden. Heute jedoch ist auch diese Hypothese von allen besonnenen Astronomen mit Recht preisgegeben. Es bieten sich vielmehr andere, viel plausiblere Erklärungsversuche dar, deren kurze Besprechung und Würdigung den Gegenstand der gegenwärtigen Abhandlung bilden soll.

I. Die physikalische Eruptionstheorie von Fr. Zöllner.

Zuerst tritt uns als ältester Versuch die Zöllnersche Eruptionshypothese entgegen, welche seitens der Astronomen schon deshalb die höchste Beachtung verdient, weil sie nach langer Vergessenheit ganz unerwartet in den letzten Jahren wieder zu Ehren zu kommen beginnt. Um die Zöllnersche Auffassung von der Entstehungsweise neuer Sterne in ihrer vollen Tragweite zu verstehen, müssen wir notgedrungen auf seine originellen, auch sachlich wohlberechtigten Anschauungen über die physikalische Entwickelung und Beschaffenheit der Gestirne näher eingehen. Wenn das Thomson-Carnotsche Prinzip der ‚Energiezerstreuung', welches der deutsche Physiker Clausius in seinem Lehrsatz von der ‚Entropie des Weltalls' bekanntlich zu einem Weltaxiom verdichtet hat, seine Allgemeingültigkeit von der Erde hinaus auch bis in die Fixsternräume erstreckt, so kann es nicht ausbleiben, daß jeder Weltkörper, ob groß, ob klein, im Laufe von Jahrmillionen Entwickelungsphasen durchlaufen haben wird, die im Grunde mit den drei Aggregatzuständen der Materie überhaupt: Gasform, Flüssigkeit und Starre zusammenfallen. Unter Hinzurechnung gewisser Zwischenstufen ist Fr. Zöllner so zur Aufstellung einer fünfgliedrigen Entwickelungsreihe gelangt, deren einzelne Stufen durch eben so viele typische Exemplare am Himmel noch heute vertreten sind.

Als Urzustand und Anfangsstadium aller Sterne und Weltkörper ohne Ausnahme ist zuerst die Gasform anzusehen, jener hypothetische Urnebel, mit dem die stoffliche Schöpfung überhaupt in ihrer Entwickelung anhob und kraft der immanenten Gesetze, welche der Schöpfer in sie hineingepflanzt hatte, allmählich aus dem verworrenen Chaos mit mächtigem Bildungstriebe sich zu geordneten Reihen fortentwickelte, hier tausende glühender Spiralnebel wie rotierende Feuerräder an den Himmel zaubernd, dort geschlossene Ringnebel wie leuchtende Rettungsgürtel absetzend, überall aber aus dem Zustande der Indifferenz zur Höhe individueller Bestimmtheiten sich aufrichtend und heraus-

arbeitend. Als sprechende Zeugen des ersten Stadiums darf man kühn sämtliche nicht zu Sternen auflösbare Gasnebel wie den Orionnebel und den Nebelfleck im Drachen ansprechen, sowie die meisten kosmischen Nebel, welche eben jetzt mittels der Himmelsphotographie zu Tausenden auf den Gelatine-Trockenplatten aufgefangen werden. Vormals rechnete man wohl auch die sog. ‚planetarischen Nebel' hierher, d. i. jene scheibenförmigen, von einer Nebelmähne umflossenen Fixsterne, die man als werdende Sonnen zu betrachten pflegte. Seitdem wir jedoch wissen, daß die meisten der in den letzten zwanzig Jahren erschienenen neuen Sterne sich regelmäßig in eben solche planetarische Nebel verwandelten, besteht der begründete Verdacht, daß überhaupt alle planetarischen Nebel, auch wenn niemand über ihren Werdegang Buch geführt hat, nichts anderes sind als einstmals schöne Sonnen, die einer entsetzlichen Weltkatastrophe zum Opfer gefallen sind; sie bezeichnen folglich nicht den fortgeschrittenen Beginn einer aufsteigenden Entwickelung, sondern das Schlußglied einer zum Verderben und Untergang führenden Ursachenkette. — Sobald durch Zerfällung und Abschnürung innerhalb des Urweltnebels mit der Zeit selbständige Stoffkomplexe entstanden waren, welche sich zu den zahllosen Sonnensystemen, Doppelsternen und vielfachen Gestirnen auszubilden berufen waren, da mußte die in der Gasform aufgespeicherte statische oder potenzielle Energie, auch ‚Energie der Lage' geheißen, sich unter dem Einfluß der Schwerkraft in kinetische Energie umsetzen und so die entstehenden Weltkörper mählich in das zweite Stadium des glühend-flüssigen Aggregatzustandes überführen. Weil nach Zöllners Vorstellung die Sonnenflecken nichts anderes sind als ungeheuere, auf dem flüssigen Feuermeer der Sonnenoberfläche umherschwimmende Schlackenmassen, so hat nach ihm unsere Sonne und mit ihr fast alle Fixsterne das zweite oder Flüssigkeitsstadium bereits erreicht, ja überschritten. Im Gegensatz hierzu haben jedoch die modernen Astronomen die zuerst von P. Secchi († 1878) aufgestellte Sonnentheorie jetzt wohl ausnahmslos akzeptiert, wonach unsere Sonne, sowie alle sog. Sirius- und Sonnensterne noch jetzt überaus heiße Gasbälle verkörpern, welche das Zöllnersche Flüssigkeitsstadium vielleicht erst nach hunderttausenden von Jahren erleben werden.* Gleichwohl fordert die kinetische Gastheorie für alle Gasbälle ohne Ausnahme, daß sie bei fortschreitender Ausstrahlung, Abkühlung und Verdichtung dem Flüssigkeitszustande immer näher rücken, wie denn alles darauf hindeutet, daß Erde, Mond, Merkur, Venus und Mars sich vor Jahrmillionen wirklich einmal in solchem feuerflüssigem Zustande befunden haben. — Als dritte Etappe nimmt Fr. Zöllner für jedes Gestirn eine sog. Schlackenperiode an, welche als erstes Anzeichen der beginnenden Starre zu gelten hat. Nicht wenige von den ‚veränderlichen Sternen', deren Lichtperiode auf anderem Wege schwer erklärbar wäre, vielleicht auch die Fixsterne vom dritten und vierten Secchischen Spektraltypus scheinen tatsächlich dieser Entwicklungs-

* Vgl. J. Pohle, P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert. 2. Aufl., S. 112 ff., Köln 1904.

phase anzugehören. Alternde Sonnen sind es, auf deren feurig-flüssiger Oberfläche weitausgedehnte Schlackenfelder treiben, welche von den Polen zum Äquator strömend sich dort zu einer dunklen Masse stauen und bei der angenommenen Achsendrehung dieser Sonnen jenen periodischen Helligkeitswechsel erzeugen, der sie zu einer besonderen Klasse von Veränderlichen macht. — Hat sodann die Schlackenzeit dadurch ihren Abschluß gefunden, daß die immer mehr verschlackte Sternoberfläche sich in ihrer ganzen Ausdehnung von Pol zu Pol mit einer dünnen, festen Kruste überzogen hat, so tritt der Stern in sein viertes Stadium der Eruptionen ein. Denn indem das feuerflüssige Innere unter der schwachen Kruste sich wieder derart erhitzt, daß die kochende und siedende Masse sich zum Teil zu hochgespannten Gasen verflüchtigt, wird die kaum fertige Oberflächenrinde eines schönen Tages mit elementarer Wucht in Stücke gesprengt: das glühende Magma quillt verheerend aus den Rissen und Spalten hervor, ungeheure Mengen glühender Gase strömen zischend in die Höhe, und das eben begonnene Werk der Erstarrung wird zu lavaartigem Brei verbrannt. Nachdem das koboldartige Naturspiel vielleicht Jahrtausende sein unheimliches Wesen getrieben, muß zuletzt doch die Macht des Festen und Starren über die ungezügelte Naturkraft des flüssigen und gasigen Elementes siegen und so die fünfte und letzte Zöllnersche Stufe einleiten: das Stadium der permanenten Kruſten- und Rindenbildung, welches außer der Erde viele Planeten und Monde unseres Systems schon längst hinter sich haben. Als physikalische Basis für die Möglichkeit von organischem Leben ist das fünfte Stadium zugleich das nächste und höchste Ziel der Schöpfung, die stehende Lebensstufe für höher organisierte Wesen.

Die bloße Beschreibung der fünf Zöllnerschen Entwicklungsstufen zeigt uns schon die Stelle, wo die sog. Neuen Sterne eingereiht werden müssen. Es ist das vierte Stadium der gewaltsamen Eruptionen, jenes titanenhaften Ringkampfes zwischen dem Flüssigen und dem Festen, bei welchem der erstgenannte Gegner, geschwächt und ausgetobt, dem zweiten schließlich unterliegen und das Feld räumen muß. Eine Zeit lang vergessen oder als unzureichend aufgegeben ist dieser Erklärungsversuch Zöllners als der einfachste, den wir besitzen, in jüngster Zeit wieder viel genannt und herangezogen worden. Schon gleich der erste Neue Stern, der nach Erfindung der Spektralanalyse auch auf sein Spektrum untersucht werden konnte, nämlich T Coronae borealis 1866, schien die ein Jahr zuvor veröffentlichte Auffassung Zöllners zu bestätigen. Als nämlich im Mai 1866 in der nördlichen Krone plötzlich ein Fixstern zweiter Größe aufleuchtete, der aber schon nach vier Tagen zur vierten und innerhalb zweier Wochen endgültig zur zehnten Größe herabfiel, da waren es zuerst die Engländer Huggins und Miller, welche in seinem Spektrum nicht nur dunkle Absorptionslinien, sondern auch helle Emissionslinien, wahrscheinlich Wasserstoff, beobachteten: ein Beweis dafür, daß aus einer weißglühenden Photosphäre mit kühleren Dämpfen auch intensiv glühende Wasserstoffmassen ausgesprüht worden waren. Die Katastrophe läßt sich unschwer so

deuten, daß die ungeheure Dampfspannung von heißen, mit verhaltener Wut unter einer dünnen Kruſtendecke lauernden Gaſen ſich in einer urplötzlichen Exploſion Luft ſuchte, den kaum gebildeten Oberflächenmantel ſprengte und in Stücke riß, aufgeregte Feuergarben glühenden Waſſerſtoffes nach allen Richtungen hin ausſandte, bis nach vierzehn Tagen das hin- und herwogende Feuermeer ſich ſo weit beruhigt und abgekühlt hatte, daß die zerborſtene Sonne ihr gewöhnliches Anſehen wieder annehmen konnte. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Erklärung wächſt mit dem bemerkenswerten Umſtand, daß T Coronae zu den wenigen Neuen Sternen gehört, welche ſich nach der Kataſtrophe nicht in einen planetariſchen Nebel verwandelten.

Ängſtlich knüpft der Spektralanalytiker H. E. Roscoe an die Schilderung des ſoeben beſchriebenen Sternbrandes vom Jahre 1866 die intereſſante Frage: ‚Könnte auf unſerer Sonne nicht auch vielleicht einmal eine heftige Waſſerſtofferuption eintreten wie im Stern der Krone? Über die Folgen, welche eine ſolche haben würde, kann kein Zweifel ſein: eine achthundertmal ſtärkere Intenſität ihrer Ausſtrahlung würde unſere Erde faſt ebenſo ſchnell verflüchtigen, wie ein Waſſertropfen in einem glühenden Ofen verdampft. Die Wahrſcheinlichkeit, daß unſer Planet ein ſolches Ende haben würde, iſt jedenfalls gering.' Wirklich käme der Erfolg einer achthundertmal heißeren Wärmeradiation für unſere Erde ungefähr auf das gleiche heraus, wie wenn die Sonne ſich unſerem Planeten bis auf Mondesentfernung näherte. In ſolchem Falle würde nämlich eintreten, was der amerikaniſche Aſtronom Young behauptet: ‚Käme die Sonne uns ſo nahe wie der Mond, ſo würde die feſte Erdkugel hinwegſchmelzen wie Wachs.' So aſtronomiſch unmöglich dieſe letztere Annahme auch erſcheint, da die Stabilität unſeres Sonnenſyſtems auf Jahrtauſende hinaus durch ſeine innere mechaniſche Einrichtung gewährleiſtet wird, ebenſo gewiß muß im Hinblick auf die tatſächlich vorkommenden Waſſerſtoffausbrüche auf fremden Sonnen das erſte Ereignis als möglich gelten, welches dem urplötzlichen Untergang der Erde durch Hitze gliche wie ein Ei dem andern. Übrigens habe ich an anderer Stelle im ‚Hochland' in dem Aufſatz: ‚Die chriſtliche Lehre vom Weltuntergang und die moderne Aſtronomie' (Bd. I, S. 303 ff.) aus dem Arſenal der Aſtronomie noch viele andere Möglichkeiten hervorgeholt und gezeigt, wie auch durch eine wahre Kolliſion mit einem feſten Fremdkörper — ſei es Sturz der Erde auf die Sonne oder Zuſammenſtoß mit einem Meteoritenſchwarm oder zentraler Anprall gegen einen in unſer Syſtem einbrechenden Fixſtern oder endlich ein Kometenſturz — der von Chriſtus und ſeinem Apoſtel Petrus ſo beſtimmt vorausgeſagte Untergang der Erde ſeiner Verwirklichung entgegengeführt werden kann.

II. Die chemiſche Exploſionstheorie von O. Lohſe.

Mit der Zöllnerſchen Eruptionshypotheſe nahe verwandt, wenn auch nicht identiſch, iſt die faſt völliger Vergeſſenheit anheimgefallene, aus dem Jahre 1877 ſtammende Theorie von O. Lohſe, welcher ſtatt phyſikaliſcher

Ursachen mit viel Glück die chemischen Kräfte in den Dienst der Wissenschaft genommen hat.* Am anschaulichsten tritt uns die neue Auffassung von der Entstehungsweise neuer Sterne in ihrer ganzen Leistungsfähigkeit entgegen, wenn wir sie vorerst auf unsere Sonne anwenden.

Die Sonnenphysik lehrt, daß bei zunehmender Abkühlung in ferner Zukunft sich auch einmal auf unserer Sonne Wasser bilden muß und zwar aus der chemischen Vereinigung der kolossalen Wasserstoff- und Sauerstoffmengen, die zur Zeit wegen der enormen Sonnentemperatur noch gesondert für sich im sog. Dissoziationszustande existieren. Während das Vorhandensein von Wasserstoff schon längst in der auf der Photosphäre als eigene Wasserstoffschicht lagernden ‚Chromosphäre' sich uns kundtat, aus welcher in den bizarrsten Formen die roten ‚Protuberanzen' züngeln, ist dagegen die Existenz von solarem Sauerstoff bis in die jüngste Zeit teils bezweifelt, teils bestritten worden. Auf der Spitze des Montblanc hatte Janssens von der Pariser Sternwarte schon vor Jahren ein eigenes Observatorium errichtet, um in der reinen Alpenluft die wichtige Sauerstoffrage womöglich auf spektroskopischem Wege zum Austrag zu bringen. Heute läßt sich auf Grund der neuesten Forschungen von Runge, Paaschen und Jewell am Vorkommen des Sauerstoffes auch auf unserer Sonne nicht länger zweifeln. Die chemische Vermählung von Wasserstoff und Sauerstoff endigt bekanntlich in der Erzeugung von H_2O oder Wasser. Aber wie wird das zugehen? ‚Die Folgen der Verbindung,' sagt R. Falb († 1903), ‚können wir im chemischen Laboratorium beobachten. Wenn dort Wasserstoff und Sauerstoff zu Wasser verbunden wird, entwickelt sich das sog. Knallgas mit plötzlicher und bedeutender Wärmeentwickelung. Dasselbe müßte also auch auf der schon erkalteten Sonne eintreten, nachdem zuvor Jahrtausende bereits das Menschengeschlecht auf der Erde sich an die sehr niedrige Temperatur und an die völlige Dunkelheit gewöhnt hatte. Und so müßte dieses plötzliche Aufleuchten der Sonne mit einem Schlage alles organische Leben der Erde vernichten.'

Unter der naheliegenden Voraussetzung, daß auch auf den übrigen Sonnen des Weltalls neben dem niemals fehlenden Wasserstoff auch stellarer Sauerstoff existiert, wie denn Huggins bei einzelnen Exemplaren, wie z. B. β Orionis und β Lyrae, solchen wirklich nachzuweisen vermocht hat, würde gerade eine solche Knallgas-Explosion jenen Erscheinungen nicht unähnlich sehen, die wir beim plötzlichen Aufflammen mancher neuer Sterne gewahren. Die bei der Wassererzeugung entstehende Hitze wäre, da die Natur nur mit ungeheuer großen, in den Sternatmosphären aufgespeicherten Stoffmengen experimentierte, sicher bedeutend genug, um den größten Teil des soeben gebildeten Wassers wieder in seine ursprünglichen Bestandteile zu zerlegen und den freien Wasserstoff in die leuchtendste Glut zu versetzen. Wer weiß, ob nicht der Schwanenstern vom 27. November 1876, den der deutsche Astronom

* O. Lohse, Monatsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, S. 833. 1877.

Julius Schmidt in Athen zuerst den Sternwarten signalisierte, eine eben solche erkaltete Sonne gewesen, auf welcher eine chemische Explosion furchtbarster Art das dunkle Gestirn wieder zum zeitweiligen Glühen brachte und so die Erscheinung eines Neuen Sternes hervorrief? Auch sein Spektrum war, wie die übereinstimmenden Untersuchungen von Lohse, Vogel, Secchi herausstellten, aus dunkeln Absorptions- und hellen Emissionslinien gemischt, welche letzteren zum Teil von glühendem Wasserstoff und Stickstoff herstammten. Der weitere Verlauf der Katastrophe war folgender: Allmählich sank der Stern von seinem hohen Glanze bis zur zehnten Größenklasse hinab, während gleichzeitig alle hellen Emissionslinien nach und nach verschwanden bis auf eine einzige helle Linie λ 500, welche charakteristisch für alle ächten Gasnebelflecke ist. Hiermit ward zum ersten Male der fast unglaubliche Fall konstatiert, daß unter den Augen der Astronomen ein plötzlich aufflackernder Fixstern binnen kürzester Frist sich in einen planetarischen Nebel umwandelte. Noch heute steht der Unglücksstern am Himmel als stummer Zeuge vergangener Pracht. Nur scheint er sich wieder langsam erholt zu haben. Denn die Nachforschungen in den Jahren 1894 bis 1895 hatten zum Ergebnis, daß die eine helle Nebellinie verschwunden war, so daß sein Spektrum anscheinend zur gewöhnlichen Form eines kontinuierlichen Farbenbandes zurückgekehrt war. Wie immer man jedoch sich die Katastrophe vor dem inneren Auge auch zurecht legen mag, eines ist sicher: ‚Auf einer schon erkalteten Sonne trat eine furchtbare momentane Entwickelung von Licht und also sicherlich auch von Wärme ein; und wir können vollkommen überzeugt sein, wenn jene fremde Sonne, welche am 27. November 1876 so plötzlich aufflammte, gleichfalls ihre Planeten hat wie die unserige, und diese Planeten von Organismen bewohnt sind, dann sind am 27. November des Jahres 1876 in wenigen Stunden Millionen von Lebewesen plötzlich zugrunde gegangen.' Indessen müssen wir diesen Worten R. Falbs mit H. Schellen berichtigend und ergänzend beifügen, daß die Sonnenkatastrophe selbst sich sicher nicht am 27. November 1876 ereignet hat. Denn bei der Ungewißheit der Entfernung des Schwanensternes — von einer Parallaxe verlautet nichts — sind viele Jahrhunderte verflossen gewesen, ehe der Hiobsbote des Lichtes trotz seines Eilschrittes von 300 000 km per Sekunde in der wenig beneidenswerten Lage war, uns Erdbewohnern die verspätete Unglücksbotschaft mitzuteilen.

III. Die mechanische Kollisonstheorie von H. C. Vogel.

Gleichwie auf der Erde trotz der intelligentesten Schienenanlagen Zusammenstöße zwischen Eisenbahnzügen vorkommen, so gehören auch Kollisionen zwischen Himmelskörpern trotz der weisesten Einrichtung des Weltbaues nicht gerade zu den Unmöglichkeiten.

Eines der ältesten Beispiele, wo man am besten mit der Annahme eines Zusammenpralles zweier fester Weltkörper auszukommen glaubte, war der neue Stern im Andromedanebel 1885, dessen Entdeckung die Astronomie

dem sternenkundigen Freiherrn v. Spießen zu Winkel im Rheingau verdankt. Im August 1885, mitten im Nebel der Andromeda, in der achten bis neunten Größenklasse aufblitzend blaßte das neue Gestirn bereits am 10. Dezember 1885 zur vierzehnten und am 7. Februar 1886 schon zur sechzehnten Größe ab und ist seitdem gänzlich verschollen. Bei der eifrigen Suche nach einer etwaigen Parallaxe kam Asaph Hall von der Marinesternwarte zu Washington zu keinem Ergebnis, was soviel heißt wie: Der Andromedastern ist parallaxlos und folglich so unermeßlich weit von unserer Erde entfernt, daß die gemeldete Katastrophe sicher um viele Jahrhunderte zurückliegt. Weil das genau untersuchte Spektrum keine Mischung aus hellen und dunkeln Spektrallinien aufwies, sondern eher kontinuierlich aussah, so wußte man sich von dem Vorfall keine bessere Rechenschaft zu geben, als indem man annahm, ein kleinerer Körper von Planetoidengröße sei auf eine dunkle Sonne herabgestürzt, habe die feste Decke durchschlagen und das feuerflüssige Magma aus der gerissenen Öffnung getrieben, wodurch ein momentanes Aufleuchten jenes Gestirns verursacht wurde.

So vernünftig und ansprechend dieser Erklärungsversuch sich selbst heute noch anhört, so ist doch nicht zu übersehen, daß die Kollisionstheorie eine interessante Geschichte hinter sich hat, in welcher man deutlich eine aufsteigende und eine sinkende Kurve unterscheiden kann. Eine ganz erhebliche Zugkraft gewann sie zunächst Ende der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts (1888), als man die Fruchtbarkeit des sog. ‚Dopplerschen Prinzipes‘ in der Deutung der sog. ‚spektroskopischen Doppelsterne‘ einzusehen begann.

Was versteht man denn unter dem Dopplerschen Prinzip? Schon 1842 fand Doppler, daß eine schnell bewegte Tonquelle bei ihrer Annäherung ans Ohr einen höheren, bei ihrer Entfernung aber einen tieferen Ton gibt, wie denn die tagtägliche Erfahrung schon lehrt, daß, wenn eine mit gleichem Ton pfeifende Lokomotive rasch an uns vorübersaust, der Pfiff im Momente des Anfahrens schriller, gleich darauf aber merklich dumpfer ausfällt. Der Grund ist leicht zu erraten; denn im ersten Falle erreichen unser Ohr mehr, im letzten hingegen weniger Schallschwingungen, als der Fall sein würde, wenn die Dampfpfeife ruhte, statt sich zu bewegen. Indem Doppler diesen Grundsatz von der Akustik auch auf die Wellenbewegungen des Lichtäthers übertrug, stellte er folgende feinsinnige Überlegung an: Wenn eine Lichtquelle uns rasch entgegenkommt, so müssen infolge der bloßen Ortsbewegung mehr optische Schwingungen die Netzhaut treffen, als wenn sie stille stände. Umgekehrt müssen im Falle des Fliehens der Lichtquelle weniger Lichtwellen unser Auge erreichen. Das hierdurch bedingte Kürzerwerden der Wellenlängen bedeutet aber für das Gesicht eine Verschiebung nach dem Violett, das Längerwerden dagegen eine solche nach dem Rot des Spektrums hin. Allerdings irrte Doppler darin, daß er die Verschiebungen auf die natürlichen Farbenänderungen bezog, während doch als wahres Maß für die Ortsbewegung im Visionsradius der Betrag der Linienverschiebungen im Spektrum zu gelten hat. Weil der Franzose Fizeau den Sachverhalt aufgeklärt und bewiesen

hat, so redet man heute vom ‚Doppler-Fizeauschen Prinzip'. Wie M. W. Meyer richtig sagt: ‚Eine bewegte Natriumflamme wird ihre D-Linie an einer anderen Stelle erzeugen als eine ruhende; ebenso wird auch die entsprechende Absorptionslinie an einer anderen Stelle auftreten müssen.' Die Anwendung dieser Regel auf bewegte Himmelskörper hat sich in den letzten zwanzig Jahren als ungeheuer fruchtbar erwiesen. Die Beweise für die Richtigkeit des Doppler-Fizeauschen Prinzips sind so mannigfaltig als zahlreich, da es gelang, seine Wahrheit an der anderweit bekannten Achsendrehung unserer Sonne, an der notorischen Erdbewegung um die Sonne, an der raschen Umdrehung der Saturnringe usw. zu kontrollieren.

Als der große Septemberkomet 1882 II in einer Entfernung von nur 444 000 km von der Sonne sein Perihelium durchraste, da schloß Thollon aus der Größe der Verschiebung der hellen Natriumlinie nach dem roten Ende des Kometenspektrums auf eine Geschwindigkeit von 61 bis 76 km. die Sekunde in fliehender Richtung. Flugs kamen die Mathematiker und berechneten aus den Elementen, daß der Komet tatsächlich mit einer Geschwindigkeit von fast genau 76 km um die Sonne herumgeeilt war. Einen experimentellen Beweis aus dem Jahre 1900 verdanken wir dem Russen A. Belopolsky in Pulkowa. Mittels eines Systems von rotierenden Spiegeln wurde ein Sonnenstrahl künstlich in sehr rasche Bewegung versetzt und die Veränderungen seines Spektrums in sorgfältigen Spektrogrammen während des ganzen Verlaufs bald in diesem, bald im entgegengesetzten Sinne verfolgt. Und siehe, deutlich waren die Verschiebungen der schwarzen Fraunhoferschen Linien nach dem Rot oder Violett hin sichtbar, je nachdem die gespiegelten Lichtstrahlen in bestimmten Beträgen sich genähert oder entfernt hatten. Um von anderen Triumphen der Wissenschaft zu schweigen, wie z. B. der spektroskopischen Entdeckung der schnellen Venusrotation im Jahre 1900, sei hier nur auf die Möglichkeit hingewiesen, wie das Doppler-Fizeausche Prinzip auch zur Konstatierung von etwaigen Kollisionen im Weltall ausgenutzt werden kann.

Gesetzt den Fall, das Spektrum einer urplötzlich aufleuchtenden Nova bestände nicht aus einfachen hellen und dunklen Linien wie in anderen Fällen, sondern alle charakteristischen Linien erschienen verdoppelt und gegeneinander verschoben, so daß man in Wirklichkeit statt eines einfachen zwei übereinander gelagerte Spektren, ein sog. ‚Doppelspektrum', vor sich sähe. In solchem Falle läge gewiß die Vermutung sehr nahe, daß die eine Reihe von Spektrallinien einem ersten Himmelskörper und die andere Reihe einem zweiten damit in Kollission geratenen Körper zuzuschreiben wäre. Ja, aus der Größe der Linienverschiebungen ließe sich sogar die Geschwindigkeit ablesen, mit welcher der Zusammenprall stattgefunden haben müßte.

Ein solches aufregendes Ereignis schien im Februar 1892 sich tatsächlich am Himmel abzuspielen, als im Sternbilde des Fuhrmann plötzlich ein neuer Stern fünfter Größe die Augen der erstaunten Astronomen auf sich zog. Nach Aussage der Photogramme des Spektrums schien man zwei

Kollisionskörper sozusagen in flagranti ertappt zu haben. ‚Die Photographien zeigten,‘ so schildert der Kölner Astronom H. J. Klein, ‚eine große Anzahl Linien doppelt und ließen erkennen, daß man es nicht mit dem Spektrum eines leuchtenden Körpers, sondern mit den gegeneinander verschobenen Spektren von mindestens zwei Weltkörpern zu tun habe, die sich mit ungeheuerer Geschwindigkeit gegeneinander bewegten. Dies wurde ungefähr gleichzeitig auf der Sternwarte zu Cambridge und auf dem Observatorium zu Potsdam erkannt: das große und geheimnißvolle Problem war endlich durch direkte Beobachtung gelöst, man hatte tatsächlich mehrere Weltkörper im Zusammentreffen miteinander erkannt; es handelte sich in Wahrheit um einen Weltbrand, hervorgerufen durch den Zusammenstoß von Sonnen und Planeten! Auch die Geschwindigkeit, mit welcher sich diese Weltkörper gegeneinander bewegten, konnte gemessen werden; sie betrug bis zu 100 Meilen in der Sekunde. Professor Vogel in Potsdam, der die umfassendsten Untersuchungen über den Stern angestellt hat, kam zu dem Schlußergebnis, die Erscheinung sei darauf zurückzuführen, daß ein selbstleuchtender oder dunkler Weltkörper mit der Geschwindigkeit von 90 Meilen in der Sekunde in ein Sonnensystem eingedrungen und mit mehreren Gliedern desselben zusammengestoßen sei. Dadurch gerieten diese kollidierenden Körper in einen hohen Glutzustand und leuchteten auf, welches furchtbare Ereignis uns Erdenbewohnern den harmlosen Anblick eines neuen Sternes gewährte.‘ So Klein in der 4. Auflage seiner ‚Astronomischen Abende‘ (S. 365 f., Leipzig 1897). Schlagen wir jedoch die neueste Auflage von 1902 auf, so finden wir die zitierte Stelle gestrichen. Woher dieser plötzliche Umschwung?

Dies hat folgende Bewandtnis: Obschon das Doppler-Fizeausche Prinzip in vielen Fällen zur Erklärung der Linienverdoppelungen ausreicht, so doch nicht in allen. Seine Alleinberechtigung bleibt nämlich nur unter zwei ausdrücklichen Vorbehalten unbeanstandbar, wenn bewiesen ist: 1) daß die Verdoppelungen nicht von einem hohen Druck in den Gasen herrühren; 2) daß nicht das sog. ‚Zeemannsche Phänomen‘ seine Hand im Spiele habe. Denn erst seit 1897 wissen wir aus den Versuchen im physikalischen Laboratorium, — die Astrophysik ist ja von den Arbeiten der Spektralanalytiker abhängig, — daß die beiden bezeichneten Ursachen: Gasdruck und Magnetismus ebenso leicht, wie Ortsbewegung der Lichtquellen, eine analoge Verschiebung der Spektrallinien zuwege bringen und damit den Eindruck eines Doppelspektrums hervorrufen. Was zunächst die Linienverdoppelungen durch Gasdruck anbetrifft, so hat Humphrey 1897 durch den Versuch bewiesen, daß zunehmender Druck alle hellen Linien eines Gases konstant nach dem Rot hin derart verschiebt, daß zuletzt ein Doppelspektrum von hellen und dunklen Linienpaaren entsteht. Ähnliche Erscheinungen ruft der Magnetismus im Zeemannschen Phänomen hervor. Der Versuch ist folgender: Man lasse eine Natriumflamme in einem starken magnetischen Felde leuchten. Alsdann wird nicht nur das Licht polarisiert, sondern die Spektrallinien werden

auch bei starker Dispersion durch Rowlandsche Gitter allmählich verbreitert, ja zuletzt durch Spaltung verdoppelt und so aus ihrer normalen Lage verschoben. ‚Es handelt sich hier,' wie F. Körber bei Besprechung der gediegenen Monographie von Cotton ausführt, ‚um Verrückungen der Spektrallinien, welche mit den durch kosmische Bewegungen auf Grund des Dopplerschen Prinzips hervorgerufenen Verschiebungen auf ziemlich gleicher Stufe stehen ... Bisher würde ein Spektrum mit verdoppelten Linien stets als ein durch Übereinanderlagerung zweier auf Grund von Bewegungen in der Gesichtslinie gegeneinander verschobener Spektra erzeugtes Mischspektrum angesprochen worden sein, während von jetzt an die Möglichkeit eines durch magnetische Kräfte beeinflußten, aber von nur einer Lichtquelle herstammenden Spektrums zunächst mit in Betracht gezogen werden muß, bis eine detaillierte Untersuchung möglichst ausgedehnter Spektralgebiete über die wahre Ursache der Linienverdoppelungen Aufschluß giebt.' * Beide vorgeführten Erscheinungsreihen richten selbstverständlich für den Astronomen, der ein aus hellen und dunklen Linienpaaren bestehendes Doppelspektrum einer Nova vor sich sieht, eine Warnungstafel auf, daß er das Dopplersche Prinzip im Sinne von Kollisionen nicht eher zur Erklärung heranzieht, als bis bewiesen ist, daß die Linienverdoppelungen weder durch starken Druck in der Sternatmosphäre noch durch magnetische Kräfte verursacht werden. Erst wenn diese beiden Ursachen in bündiger Weise als wirkungslos ausgeschlossen sind, darf man den Schluß nicht mehr voreilig nennen, daß zwei Kollisionskörper im Zusammenstoß die Veranlassung für die Entstehung eines aus gedoppelten Linien bestehenden Mischspektrums gaben. Während nun der Ausschluß der magnetischen Einwirkung des Zeemannschen Effektes auf das betreffende Sternspektrum sich ziemlich leicht an dem eventuell beobachteten Ausfall der Polarisation des untersuchten Sternlichtes kontrollieren lassen dürfte, läßt sich wohl ein gleiches nicht von den spektroskopischen Wirkungen des Druckes auf die Gase der Sternatmosphäre sagen, so daß die Handhabung des Dopplerschen Prinzips bei Deutung der Neuen Sterne tatsächlich bedeutend erschwert und damit der vor kurzem noch so beliebten Kollisionstheorie ein empfindlicher Stoß versetzt worden ist.

IV. Die Nebularhypothese von Hugo Seeliger.

Von der auffallenden Tatsache betroffen, daß die Neuen Sterne sich mit Vorliebe an die Nähe der Milchstraße halten und Himmelsgegenden bevorzugen, welche noch mit zahlreichen kosmischen Nebeln erfüllt sind, glaubte Herr Seeliger in München die Bedeutung des Dopplerschen Prinzips durch die Annahme wieder zur Geltung bringen zu können, daß verschlackte Sonnen auf ihrer unaufhaltsamen Reise durch das Weltall in eine jener zahllosen Nebelregionen eintauchen, welche erst die neueste Himmelsphotographie in überwältigender Fülle ans Licht gezogen hat. Hiernach hätte man sich das plötzliche Aufflammen einer Nova etwa so vorzustellen: Eine unbekannte

* Vergleiche Astron. Rundschau von L. Brenner, Bd. II, S. 271, Triest 1900.

Sonne nähert sich langsam einer von kosmischen Nebelmassen erfüllten Himmelsgegend und bringt durch ihre mächtige Anziehungskraft diese gasförmigen Massen in lebhafte Bewegung und hellen Aufruhr. Anfänglich nur langsam, dann aber mit beschleunigter Geschwindigkeit auf den nahenden Ankömmling mit Wut sich losstürzend, setzen die aufgeregten Massen das heftige Bombardement auf den ungebetenen Fremdling so lange fort, bis der arme Gast in übel zugerichtetem Zustande und mit einer ungeheueren Gashaube umwickelt aus dem Weichbilde der kosmischen Wolke wieder in nebelfreie Regionen austritt. Indem die wild erregten Nebelmassen mit fabelhafter Schnelligkeit auf den Koloß sich stürzen, setzen sie nicht nur den frechen Eindringling in hellen Brand, sondern rufen auch dank ihrer rasenden Bewegungsgeschwindigkeit — bis zu 900 km die Sekunde — jene Verschiebungen und Verdoppelungen der Spektrallinien hervor, welche eine so charakteristische Eigenschaft gerade bei Neuen Sternen bilden.*

Es verlohnt sich der Mühe, die Leistungsfähigkeit der ansprechenden Hypothese am neuesten Beispiel des Perseussternes vom 21. Februar 1901 zu prüfen. Was die Nova Persei so merkwürdig und berühmt gemacht hat, ist nicht die Tatsache, daß ein Fixstern in etwa zwei Tagen von der zwölften bis zur dritten Größe und in wieder zwei Tagen bis über die erste Größe hinaus, das ist heller als Wega, anstieg, sondern vielmehr die nachträgliche Erfahrung, daß diese fremde Sonne in ein unermeßlich großes Meer von Nebulosität getaucht war, welches indes nur das photographische Auge zu sehen im Stande war. Das Allermerkwürdigste dabei war aber folgende Beobachtung: Die peripherisch gelagerten Nebelstreifen und verdichteten Lichtknoten zeigten eine so starke radiale Eigenbewegung nach außen, daß man für den Zeitraum von sechs Wochen als Wegestrecke eine ganze Bogenminute feststellen konnte. Spätere Aufnahmen auf der Licksternwarte während des Jahres 1902 bestätigten die Tatsache in vollem Umfange, daß seit dem Lichtausbruch am 21. Februar 1901 eine äußerst rasch fortschreitende sukzessive Erhellung von Nebelstreifen in Form konzentrischer Ringe oder ovaler Schalen von der Nova Persei ausging, welche Tatsache man kühn als das größte astronomische Wunder des neugeborenen Jahrhunderts bezeichnen darf.** Allein die große Frage lautet: Sind jene fortschreitenden Nebelkreise vielleicht Auswurfsmassen gewesen, welche der Sternkrater aus tausend Schlünden wie ein feuerspeiender Berg rings nach allen Richtungen ausgespieen hatte? Oder erblickten wir lediglich den mit Lichtgeschwindigkeit fortgepflanzten Feuerschein, den der urplötzliche Glutausbruch in den latent vorhandenen Nebelgebilden hervorzauberte, ähnlich wie ein heftiger Dorfbrand an die schwarzen Nachtwolken seinen hellen Widerschein malt? Um diese Fragen befriedigend zu beantworten, müßten wir vorerst etwas Zuverlässigeres über die

* Näheres s. bei M. W. Meyer, Das Weltgebäude, S. 418 f. Leipzig 1898.

** Ausführliche Beschreibung s. bei J. Pohle, Die Sternenwelten und ihre Bewohner. 4. Aufl., S. 244 ff., Köln 1904.

eigentliche Entfernung des Perseussternes wissen. Die Parallaxbestimmung ist nun aber sehr schwierig, wenn überhaupt möglich. Legen wir einmal versuchsweise den aus photographischen Aufnahmen von Bergstrand in Upsala abgeleiteten Wert $\pi = 0{,}026''$ als Maßstab an, so würde der Stern rund 125 Lichtjahre von uns entfernt, die Katastrophe selbst also bereits im Jahre 1776 erfolgt sein. Hält man die eben angenommene Parallaxe mit der Geschwindigkeit der Nebelbewegung zusammen, so findet man, daß die örtliche Fortbewegung des Lichtgürtels mit einer Schnelligkeit geschah, welche mit der Geschwindigkeit des Lichtes praktisch zusammenfällt. Bei so großer Schnelligkeit fällt es aber schwer, an eine wirkliche Abschleuderung von rasend fliegenden Auswurfsgasen zu glauben, wenn wir nicht alle unsere bisherigen Vorstellungen über die Schnelligkeit bewegter Massen im Raum über den Haufen werfen wollen. Sollte nun vielleicht die andere Vermutung, die zuerst Kapteyn in Groningen aussprach, Gestalt und Leben gewinnen, daß wir lediglich den Widerschein einer Tod und Verderben speienden Sonne erblickt haben? Allein dann erhebt sich schon an der Schwelle abwinkend der Zweifel, ob der Lichtglanz einer Explosion oder eines Bombardements eine solche Stärke erreichen kann, daß sich auf eine Entfernung von vielen Millionen Meilen hinaus noch ein so leicht konstatierbarer Feuerschein auf latent vorhandene kosmische Nebelwolken malt. Im Hinblick auf diese und andere Denkschwierigkeiten haben andere Astronomen an die Möglichkeit elektrischer Wellen gedacht, die von dem Perseusstern als Wellenerreger radienartig sich ausbreiteten und mit Lichtgeschwindigkeit bis zu den letzten Ausläufern der gigantischen Nebelregion sich fortpflanzten. W. Förster in Berlin fühlt sich ‚fast mit Notwendigkeit dazu getrieben, für das Leuchten und die Lichtkondensationen in diesen kosmischen Nebelgebilden Ähnlichkeiten in dem Gebiete der neueren Entdeckungen über die verschiedenen Formen elektrischen Leuchtens, insbesondere im Gebiete der Kathodenstrahlen, der Radiumstrahlen usw. zu suchen'.* Auf ein ähnliches Auskunftsmittel, das aber zuletzt im Mysterium endigt, verfiel jüngst der berühmte Astronom Newcomb in Amerika. Von der Annahme ausgehend, daß der nach den Untersuchungen der Lickternwarte parallaxlose Stern im Perseus zum Milchstraßensystem gehöre, dessen Entfernung von unserer Sonne nach überschlägiger Schätzung vielfach zu 3400 Lichtjahren angenommen wird, findet er, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der den Stern umfließenden Lichtringe um ein ganz Bedeutendes die Lichtgeschwindigkeit übertroffen haben muß. ‚Denn wenn wir annehmen,' so sagt er selbst, ‚daß der Stern auch nur 400mal so weit entfernt ist, als α Centauri, so würde die Ausbreitung der Nebelbeleuchtung bereits der zehnfachen Lichtgeschwindigkeit entsprechen.' Resigniert bemerkt er zum Schlusse: ‚Da unter allen bekannten Wirkungen im Raume die des Lichtes die schnellste ist, so müssen wir entweder annehmen, daß die Beleuchtung des den neuen Stern im Perseus umgebenden Nebels ganz unabhängig vom Ausbruch des Sternes schon vorhanden gewesen ist, oder es

* Astron. Rundschau, Bd. IV, S. 45 f., Triest 1902.

muß etwas im Weltall vorhanden sein, was die Schnelligkeit des Lichtes um das Mehrfache übertrifft.‘* Auch er apelliert, wie W. Förster, an die Aussicht auf neue Entdeckungen, an die wunderbaren Eigenschaften des Radiums, dieses Zauberkindes der neuesten Chemie. In der Tat, der Perseusstern ist ein ebenso großes Rätsel wie das Radium, ein wahres Saisbild, das seiner Entschleierung harrt. Auf der anderen Seite freilich darf sich die Seeligersche Nebularhypothese auf die Erfahrungen beim Perseusstern insofern mit Recht berufen, als an einem besonders eklatanten Fall wieder einmal die Tatsache ans Licht gestellt wurde, daß weite Himmelsstrecken mit kosmischen Nebelwolken von riesigem Umfange angefüllt sind, so daß der gewaltige Sternbrand vom Jahre 1901 mit den rätselhaften Bewegungsvorgängen in jenen fernen Nebelregionen höchst wahrscheinlich in kausalem Zusammenhange stand.

* * *

Ein gedrängter Überblick über die vier vorgeführten Erklärungsweisen dürfte in uns die Überzeugung befestigen, daß ein Wettbewerb derselben um die Vor- oder Alleinherrschaft schwerlich auf Erfolg Aussicht hat, weil keiner von allen die Palme des endgültigen Sieges gebührt. Wenn zwar im konkreten Falle nur eine bestimmte Erklärung und Deutung den Erscheinungen der Lichtkurve und des Spektrums in allem gerecht wird, wie denn z. B. beim Perseusstern die Vogelsche Kollisionshypothese ganz und gar kein Glück hatte, so folgt hieraus dennoch nicht, daß auch in den anderen Fällen die verworfene Hypothese versagt, wo eben alle Tatsachen und Begleitumstände total anders liegen. Mithin wird der modernen Astronomie vorderhand kaum etwas anderes übrig bleiben, als je nach Befund der Sache bald die eine, bald die andere Erklärung anzurufen, je nachdem die zu deutenden Tatsachen die eine oder die andere Erklärung fordern. Denn ein Neuer Stern kann ja wirklich bald einer physischen Berstung, bald einer chemischen Explosion, bald einer mechanischen Kollision, bald einer regelrechten Stäupung mit kosmischen Gasgeschossen seine Entstehung verdanken. Wie in der Medizin, so muß auch für den Astronomen der Zukunft die Devise lauten: Individuelle Behandlung je nach der Beschaffenheit des Einzelfalles!

Noch eine letzte Frage drängt sich auf: Ob wohl auch der milde ‚Stern von Bethlehem‘ auf die Liste der Neuen Sterne zu setzen sein wird? Der mit Tycho gleichzeitige Böhme Leovitius wollte in alten Handschriften für die Jahre 945 und 1264 das Aufflammen eines Sternes in jener selben Kassiopea-Gegend gelesen haben, in welcher der Tychonische ‚Pilgerstern‘ erschienen war. Wäre ein solcher Stern mit einem periodischen Lichtwechsel von 304 Jahren mit dem Tychonischen identisch, so käme man bei der Zurückrechnung ungefähr auf das Geburtsjahr Christi. Aus diesem Grunde haben Cardanus und neuerdings Chladni und Klinkerfues den ‚Pilgerstern‘ Tychos vom Jahre 1572 mit dem ‚Stern der Weisen‘ identifizieren wollen.

* Astron. Rundschau, Bd. V, S. 118, Triest 1903.

Allein Lynn und Sadler erhoben mit Recht Widerspruch; denn die periodische Erscheinung hätte sich 1887 wiederholen müssen. Die tychonische Nova steht noch heute unbeweglich an ihrer alten Stelle in der Nähe von κ Cassiopeae und durchträumt als Sternchen elfter Größe die Nächte, wenn anders D'Arrest in Kopenhagen 1864 sich in der Ortsbestimmung nicht vergriffen hat. Dem gläubigen Christen mochte es von vornherein als feststehend gelten, daß die Begleiterscheinungen des hehren Sternes, — nur eine Lichterscheinung im Lufthimmel, nicht im Fixsternraum, — welcher die Magier an die Krippe des Weltheilandes geleitete, weder den Bedingungen eines bewegungslosen Gestirnes nach Art Neuer Sterne noch dem Bilde eines rasch dahinziehenden Kometen entsprechen. Ich gehöre nicht zu den Männern, welche dem allweisen Schöpfer einen unmittelbaren Eingriff in die Weltmaschine, die er selber gebaut hat, selbst dann verwehren möchten, wenn ein weltgeschichtlicher Augenblick von der Bedeutung der Geburt des Welterlösers seine allmächtige Hand förmlich dazu herausforderte, auch am (Luft-)Himmel ein Wunder zu tun und der schuldbeladenen Menschheit das einzigartige Ereignis mit flammender Schrift zu künden. Ich fürchte nicht, daß die Erde aus ihrer Bahn wiche oder das Sonnensystem in seinen Fugen krachte, wenn einmal gegen alle astronomische Erwartung in Babel ein wunderbarer ‚Stern' aufginge und bei seinem Zuge nach Palästina zwar ganz Jerusalem in Aufruhr brächte, in die klassische Ruhe der kreisenden Himmelskörper aber keinerlei Störung zu bringen vermöchte. ‚Für uns ist es zweifellos,' so bemerkt mit Recht J. Plaßmann, ‚daß die Mitteilungen der heiligen Schrift über diese rätselhafte Erscheinung, — z. B. das Stehenbleiben über dem Stalle zu Bethlehem, — denen keine entsprechende Angabe eines Profanschriftstellers zur Seite steht, nur auf einen wirklich wunderbaren Vorgang und nicht auf eine Himmelserscheinung im gewöhnlichen Sinne bezogen werden können, also weder auf eine Nova noch, wie man wohl gedacht hat, auf eine Konjunktion von Venus, Jupiter und Saturn oder auf einen Kometen.' Fürwahr, der leibhaftig im Fleische erschienene Gottessohn, von dem schon der Psalmist sang: ‚Er zählet die Menge der Sterne und benennet sie alle mit Namen,' ist groß genug, daß auch der Himmel als das Werk seiner Hände ihm zur Geburt seine Huldigung darbrachte, eine Huldigung, die noch heute in Millionen frommer Herzen freudigen Widerhall findet, wenn sie im Advent mit inbrünstigem Verlangen rufen: ‚Tauet, Himmel, den Gerechten! Wolken, regnet ihn herab! Auf tue sich die Erde und sprosse den Erlöser!'

Homer in neuer Beleuchtung.

Von

Richard von Kralik.

Wer wissen will, was Religion ist, der muß Christus kennen; wer wissen will, was Philosophie ist, der muß Platon verstehen, und wer das Wesen der Poesie ergründen will, der muß sich mit der homerischen Frage abgemüht haben.

Der Kern des homerischen Problems besteht in der Frage: ‚Wie konnte ein so vollkommenes, klassisches und zugleich volkstümliches Kunstwerk entstehen, der Inbegriff der Kultur eines ganzen Volkes, die Grundlage seiner Zivilisation, der Ausdruck seiner charakteristischen Nationalität und dabei doch auch wieder das allgemeinste Lehrbuch auserlesensten Geschmackes?‘ Und die Antwort darauf lautet: ‚Durch die auf das Eine, Wichtigste gerichtete Arbeit sämtlicher Generationen der nationalen Literaturgeschichte.‘ Also hat es niemals einen Homer gegeben? O ja, höchst wahrscheinlich doch! Aber seine Genialität hat darin bestanden, daß er alle subjektive Unzulänglichkeit überwunden, daß er alle Generationen vor ihm und nach ihm sich zu Mitarbeitern unterworfen hat. Die Macht seiner Persönlichkeit muß so groß gewesen sein, daß sie etwa wie bei Shakespeare ganz im Werk aufgegangen ist und so den Schein hervorgebracht hat, daß ein einzelner gar nicht mehr nötig war, um das zu vollenden, was sich eigentlich von selber verstand.

Wir besitzen eine Anzahl von Biographien des Homer aus dem Altertum. Sie sind ebenso mythisch wie sein bekanntes Bildnis. Dennoch wird man immer gern darauf zurückkommen. Dies traditionelle Leben Homers ist ja schon an sich ein schönes Kunstwerk der Antike. Darnach wurde der Dichter als Nachkomme des Orpheus 1015 zu Smyrna geboren, im selben Jahr, da diese Stadt gegründet wurde. Homers Mutter, Kretheïs, hatte sich nämlich, um der Schande zu entgehen, den Kolonisten angeschlossen. Ihr uneheliches Kind gebar sie am Melesflusse und nannte es Melesigenes. Ein Lyder Maion nahm sich ihrer und des Knaben an. Der Beiname Homer bedeutet den Mitgänger, Gesellen, Sammler, den wandernden Sänger, wie im Deutschen ‚Rumesland‘, ‚Singauf,‘ genauer vielleicht den Beherrscher und Verarbeiter des ganzen poetischen Stoffes, wie den deutschen ‚Stricker‘, nämlich den Ausspinner der Märe.

Der Knabe wird vom Schulmeister Phemios erzogen, übernimmt nach dessen Tode die Schule und dichtet seine ersten Versuche zu Unterrichtszwecken. Mit dem Schiffer Mentes macht er dann weite Reisen. Er übersiedelt mit der Schule nach Kolophon und dichtet dort für die Schüler den kurzweiligen ‚Margites', ein Schwankbüchlein. Da er aber bald erblindet, ergibt er sich ganz dem Rhapsodenleben. Er bereist Hellas, kommt nach Delphi, hat um das Jahr 980 mit Hesiod jenen berühmten Wettkampf zu Chalkis zu bestehen, über den wir einen ausführlichen Bericht haben. Homer traf nämlich den Hesiod, der sein Vetter gewesen sein soll und schon früher ausgewandert war, dort, als das Totenfest des Königs Amphidamas von Euböa viele Sänger versammelte. Homeros unterlag in diesem Sängerkrieg. Er dichtete darauf die ‚Thebais' und die ‚Epigonen' und zog wieder nach Smyrna und Neonteichos zurück, wo er in dem Lederarbeiter Tychios einen Freund fand. Er macht für einen König Midas eine Grabschrift, bietet sich in Kyme als städtischer Dichter an, wird aber abgewiesen. In Phokaia dichtet er dann die kleine Ilias und die Phokaïs. Der Schulmeister Thestorides schwätzt ihm die Manuskripte ab und zieht selber mit ihnen umher. Homer eilt ihm nach, kommt nach Erythraia und Bolissos, wo er den ‚Froschmäusekrieg' und andere kleine Scherzgedichte in idyllischer Zurückgezogenheit verfaßt. Sein wachsender Ruhm verdrängt den Thestorides aus Chios, und Homer läßt sich nun selber dort nieder als angesehener Lehrmeister, heiratet und vollendet auf der Höhe des Lebens die Ilias und Odyssee. Diese Gedichte sollen ursprünglich dreimal so umfangreich gewesen sein als jetzt. Als berühmter Dichter bereist er nun wieder Hellas, kommt über Samos nach Athen, Korinth und Argos, dann nach Delos zur Festfeier und stirbt endlich, im Begriff nach Theben zu fahren, auf der kleinen Insel Jos in hohem Alter, an Schwäche, Ärger oder einem Unfall.

Wie verhält sich nun diesem biographischen Roman gegenüber die wirkliche Geschichte der homerischen Poesie? Nach einer Periode religiöser thrakischer Urpoesie, der die mythischen Namen Linos, Pieros, Orpheus, Musaios, Thamyris, Eumolpos, Amphion angehören, müssen wir eine mehr heroische Sängerschule des epischen Zeitalters annehmen, wo das historische Volkslied blühte, die ‚Klea andron', jene Lieder und Balladen, die der zürnende Achill, die Phemios und Demodokos singen. In der dritten Periode der Wanderungen schweigt das gleichzeitige Lied. Aber nur so konnte das Kunstepos entstehen. In Kleinasien, in den Kolonien vereinigen sich die Stämme und die poetischen Elemente. Die ionischen Sänger vereinigen ihren religiösen Dichtungsschatz mit der Heldensage der Äoler. Das muß am innigsten zu Smyrna, der gemeinsamen Pflanzstätte beider Stämme, geschehen sein. Darum haben die Alten mit gewissem Recht das Gründungsjahr von Smyrna als das Geburtsjahr des Homer bezeichnet. Und wenn wir auch alle Angaben der alten Biographen als Fabel betrachten, so müssen wir doch auch zu dem Schluß kommen, daß in eben jener Zeit das Entscheidende für das homerische Epos geleistet wurde. Und gewiß konnte es nur der Genius eines großen Mannes sein, der die

große konservative Idee eines Nationalepos zum Siege führte. Er mußte aus der gewiß verwirrenden Fülle gleichzeitiger alter und wohl auch sehr moderner Poesie den Hauptkern herausfinden. Er mußte die ganze Welt überzeugen, daß, dies eine zu pflegen, alles andere ihm unterzuordnen sei, ihm weichen müsse. Das ist alles, was wir sagen können. In welcher Weise im einzelnen er es tat, das wissen wir nicht. Wieviel war ihm vorgearbeitet? Wieviel hat er den Nachkommen zu tun überlassen? Wie sah das Material aus, daraus er schöpfte, das er redigierte? Wieweit hat er selber die Arbeit geführt? Hat er nur die Wege gewiesen, oder hat er schon vollendet? Das eine ist gewiß: Wenn wir auch einen Homer annehmen, so gäbe es kein Epos, wenn er es nicht schon vorgefunden hätte, und es gäbe kein Epos, wenn es nicht die Zukunft weiter gepflegt und ausgebildet hätte.

Das war die Arbeit der zahlreichen Homeridenschulen in Chios, Smyrna, Kolophon, Samos, Jos, Milet, Prokonnesos, Kypros, Neonteichos, Kreta, Halikarnaß, Phokaia, Athen, Delphi. Die erhaltenen homerischen Proömien führen uns in das Leben dieser Rhapsoden in wünschenswertester Weise ein. Dazu kam ferner die Arbeit der Sammler, von Lykurg an bis auf Solon, Pisistratos und die Pisistratiden. Ihre Arbeit wird von den Philosophen, Sophisten und Philologen bis in die alexandrinische, ja bis in die römische und byzantinische Zeit fortgesetzt.

Vieles ist über die Persönlichkeit des oder der Rhapsoden aus der homerischen Dichtung selber zu entnehmen, aus ihrer Geographie, ihrer Spruchweisheit, ihren Formeln, vieles auch aus der Welt der homerischen Gleichnisse. Diese bewegen sich nämlich ganz im Leben des Bauern, Hirten, des Jägers, Forstmanns, Seemanns und Fischers, des Wanderers, Pferdezüchters, Handwerkers. Nur wenige Bilder sind dem Familienleben, dem Kriegerleben, dem Kampfspiel entnommen. Auffallend ist dagegen im 20. Gesang der Ilias die starke Huldigung an die Äneaden, im 15. Gesang der Odyssee die Huldigung an die Telemachiden.

Die größten Überraschungen aber ergibt eine genaue Analyse der homerischen Götterwelt. Das eigentlich Kultliche ist wohl vertreten, tritt aber sehr zurück. Die Götter haben eine viel mehr ästhetische Funktion. Sie werden hauptsächlich als Personifikationen von seelischen oder Naturvorgängen benützt, als ästhetische Umschreibungen unsichtbarer, geistiger oder natürlicher Veränderungen, mit einem Wort als bildliche Dichtersprache. Wirkliche Göttererscheinungen, Wunder sind Ausnahmen von höchster Seltenheit. Die Götter bleiben in der Regel immer ideal, im Jenseits dieser mechanischen Welt. Achilles will im Zorn den Agamemnon ermorden, aber da er eben zum Schwert greift, besinnt er sich eines besseren. Das wird so umschrieben, daß Pallas Athene, die personifizierte Besonnenheit, vom Olymp herabfliegt und, allen unsichtbar und unhörbar, nur zu seinem Innern spricht: ein rein innerlicher Vorgang, nur dem Auge des Dichters sichtbar, eine rein poetische Umschreibung und echt epische Verdeutlichung. Das gilt vom ganzen Werk mit wenigen

Ausnahmen. Hier steckt der größte Kunstverstand, ein ästhetischer Tiefsinn, dem, ich muß es mit Bedauern gestehen, nicht einmal der Genius des Sokrates und Platon gerecht wurde. Übrigens hat auch keiner der folgenden Epiker diese Geheimlehre der Ästhetik durchschaut und ebenso genial ausgeübt.

Es gibt noch zwei Methoden, dem homerischen Genius näher zu kommen. Wir können das klassische Epos vergleichen mit jenen anderen Überlieferungen, die uns unter dem Namen des Diktys und Dares überliefert sind. Sie sind allerdings aus der spätesten Zeit, gehen aber gerade so auf das Ursprünglichste zurück wie etwa unsere Märchen, die ja auch jetzt erst am Ende der ganzen Literaturentwicklung aufgezeichnet werden und doch früher sind als alle Literatur. Der Vergleich ist besonders für die sublime Kompositionstechnik des Epos lehrreich. Das ästhetische Prinzip der homerischen Komposition ist, im einheitlichsten, knappsten Rahmen die größte Fülle des Vorhergehenden und Nachfolgenden zusammen zu pressen, einem Hauptlied durch mannigfaltige Einzellieder oder Varianten die reichste Fülle in sich zu geben.

Eine andere Methode der Untersuchung ist die Vergleichung der homerischen Poesie mit der gleichzeitigen bei anderen Völkern. So gibt uns das ägyptische Ramseslied, das man dem Pentaur zugeschrieben hat, die adäquateste Vorstellung eines jener historischen Lieder, die wir als mit den Ereignissen des Epos gleichzeitig annehmen müssen. Denn Ramses II. († 1258) fällt etwa in die Zeit des trojanischen Krieges oder nur kurz vorher. Wir finden schon bei diesem gleichzeitigen und in gleichzeitigen Abschriften erhaltenen Heldenlied dieselbe ästhetische Behandlung der Götterwelt, die wir bei Homer so sehr bewunderten. Aber auch sonst bietet die reiche ägyptische Literatur Parallelen zur Seelenwägung, zur Jenseitsdichtung, der ‚Nekyia'. Auch die hebräische Literatur liefert Beispiele vorepischer historischer Heldenlieder: Das Schwertlied Lamechs, das Siegeslied des Moses, das Brunnenlied, das Lied vom Fall der Stadt Hesbon, der Abschied des Moses, der Siegesgesang Deboras, die Totenklage über Saul, die Totenklage um Abner, Davids Siegeslied, Davids Abschiedslied. Dazu die historischen Psalmen. Auffallende Vergleichungspunkte besonders mit der Odyssee liefert das Buch Job, eine ähnliche Komposition, ähnliche Himmelsszenen, eine ähnliche ethische Idee, zahlreiche Übereinstimmungen in Ausdruck und Spruch.

Auch Babylonien-Assyrien, Persien, Indien bieten manche höchst auffallende Ähnlichkeiten.

Dies ist der Gang der Untersuchung, die ich dem Homer gewidmet habe und in einem bereits abgeschlossenen Werk gelegentlich veröffentlichen werde. Mir war es hauptsächlich auch darum zu tun, etwas Praktisches vom alten Schulmeister Homer zu lernen, etwas, das vielleicht doch auch unserer gegenwärtigen Literatur, unserem Bestreben nach einer würdigen, hohen, nationalen, volkstümlichen Kultur, nach einem echten Epos zugute kommen könnte. Und ich meine wohl, daß sich daraus manches lernen läßt, mehr als das bißchen, das unseren Gymnasiasten zugute kommt, und das sie so schnell als möglich

vergessen. Wir wollen ja von den Griechen lernen, wir selber zu sein, und nicht Griechen.

Aber ich will hier auch über das schöne Buch von Engelbert Drerup berichten, das vor kurzem als Teil der ‚Weltgeschichte in Charakterbildern' erschienen ist: Die Anfänge der hellenischen Kultur. Homer. Mit 105 Abbildungen. München, Kirchheim 1903. Es beginnt mit einer orientierenden Übersicht über die bisherigen Leistungen der homerischen Frage gegenüber. Wie überall auf dem Gebiet der historischen Kritik ist man heute auf einem konservativeren Standpunkt angelangt, nachdem sich das Vertrauen in allzu subjektive Konstruktionen allzu oft getäuscht hat. Drerup sucht der Frage in eingehender und origineller Weise durch eine Vergleichung der Volkssage und des Volksgesangs bei andern Völkern näher zu kommen. Er zieht Rolandslied, Mahabharata, Hildebrandslied, Edda, Kalewala, die esthische, serbische, bulgarische, russische, kirgisische, tatarische Volksepik herein. Durch diese bisher in solcher Ausdehnung noch nicht angewendete Methode stellt Drerup die homerische Poesie erst in die richtige Beleuchtung. Indem er nun selber die Entstehung der Epopöe ins Auge faßt, ergibt sich ihm in der Einführung der phönizischen Buchstabenschrift im 10./9. Jahrhundert vor Chr. mit Recht ein entscheidendes Datum. Den historischen Homer setzt er ins 9./8. Jahrhundert. Seinen Namen nimmt er als echten ionisch-attischen Personennamen.

Der Hauptwert des Buches liegt aber noch in einer zweiten Neuerung, nämlich darin, daß hier die homerische Kultur in der bis jetzt vollkommensten Weise aus der mykenischen Kultur erklärt und illustriert wird. Dabei sind schon, was besonders rühmend zu betonen ist, die neuesten Ausgrabungen auf Kreta berücksichtigt. Freilich kann etwas Abschließendes hier noch nicht vorgelegt werden. Wir haben da noch von der Zukunft Ungeahntes zu erwarten. Man bedenke, daß eine ganze mykenische Literatur noch der Entzifferung harrt. Die Schriftzeichen haben mit den auch noch nicht entzifferten chetitischen Inschriften große Ähnlichkeit.

Hier möchte ich auf eine interessante Ausgrabungsnotiz aus dem Altertum aufmerksam machen. Die Einleitung des Dictys Cretensis erzählt, daß im 13. Jahr der Regierung des Nero (66. n. Chr.) in einem Grab bei Gnosos auf Kreta, also gerade da, wo man jetzt die schönsten Funde macht, von Hirten ein Kästchen gefunden wurde, das neun Bücher in altgriechischer Sprache und in jenen altpunischen Buchstaben enthielt, wie sie durch Kadmus und Agenor nach Griechenland eingeführt wurden. Die Hirten brachten das Altertum zuerst dem Herrn des Grundstücks, Eupraxis, und dieser übergab es dem Rutilius Rufus, dem damaligen Stadthalter der Insel, der es wieder dem Nero schickte. Dieser ließ die Schrift entziffern, und es stellte sich heraus, daß das Ganze eine Art von Tagebuch eines gewissen Dictys sei, eines Mitstreiters des Königs Idomeneus vor Troja. Das Werk wurde transskribiert und übersetzt. Dies letztere wollen wir natürlich als romantische Erfindung

dahingestellt sein lassen. Sicher ist nur, daß man dort auch heute noch Schriften aus der Zeit des trojanischen Krieges wirklich ausgräbt.

Die mykenische Kultur, die von 2000—1000 v. Chr. sich entwickelte, von 1500—1200 etwa blühte, ist auf den griechischen Inseln, in Troja, Argos, Tiryns, Mykenä, Athen, Orchomenos, Kreta nachgewiesen. Außer in Mykenä hat man gerade in Kreta mehrere Tausend schriftbedeckter gebrannter Tontäfelchen gefunden. Sie scheinen allerdings bis jetzt nicht literarischen, sondern geschäftlichen Inhalts zu sein. In der Architektur hat die Säule bereits eine wichtige Funktion. Das Satteldach fehlt noch. Die Malerei ist kühn und realistisch, fast sezessionistisch. Auch Landschaftsbilder fehlen nicht.

Über die Entstehung der griechischen Religion, die Rechts- und Staatsordnungen, die politische Geschichte der mykenischen Zeit, sind freilich verschiedene Ansichten möglich, aber all das wird durch die Funde immer klarer aufgehellt.

Drerup rechtfertigt die Zusammenstellung der mykenischen und der homerischen Kultur dadurch, daß der historische Homer, den er etwa erst um 800 v. Chr. annimmt, in konservativstem Sinn die Kultur der alten Heldenzeit für seine Epopöe festgehalten habe. Man wird sich den Vorgang wohl als eine allmähliche, wohlvorbereitete, genial gezügelte, treulich behütete Entwicklung, ein unübersehbares Zusammenwirken künstlerischer, religiöser, politischer, sozialer Anregungen vorzustellen haben.

Sehr beachtenswert ist, was Drerup über die bedeutsame Rolle spricht, die Kreta in der Odyssee einnimmt. Er führt die Odyssee auf kretische Märchen zurück im Gegensatz zum heroischeren Heldengesang der Ilias. Er betrachtet mit sichtlicher Vorliebe diese heitere Märchenwelt, entsprechend dem modernen Empfinden, das sich im allgemeinen vom Tragischen abwendet. Die Griechen hielten beide Seiten fest und nahmen aus den beiden untrennbaren Schwesterepen die Lehre, die jedes tätige Volk notwendig braucht, die Lehre nämlich, daß auch das Leben nicht leichter sei als das Sterben.

Die Geschichte der homerischen Philologie seit mehr als einem Jahrhundert lehrt eine schier verzweifelte Wandelbarkeit der grundlegendsten Anschauungen. Aber dessenungeachtet verzweifeln wir nicht an der philologischen Methode, sondern hoffen von der Zukunft eine fortschreitende Klärung, sei es auch nur in der Richtung, daß gewisse Fragen nach der Einheit des Dichters und dergleichen nicht so absolut, sondern mehr relativ gestellt und beantwortet werden. Drerup hat jedenfalls in seinem Buch die Grundlage einer exakteren Lösung gegeben, indem er in bisher unerreichter Weise das folkloristische und das archäologische Material herangezogen und mit Glück ausgebeutet hat.

(aus den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn).

Die Begeisterung alimentiert den Charakter; welch' ein dürres, unerquickliches, unwirksames Wesen wird daraus, wenn der Charakter nur wie ein Maultier immer vorwärts trabt und seine Last über das Gebirge fortschafft! Ohne Freudigkeit an dem einmal Erfaßten, ohne Andacht zu ihm, ohne Triumph mit ihm wird nie etwas Großes geleistet.

Ich habe gewiß mehr fehlgegriffen und mehr geirrt als Tausende, weil ich immer mit meinem raschen, vollen Herzen ganz und aufrichtig mitten im Irrtum war. Aber in dem Augenblick, als ein Strahl von der Sonne der Wahrheit mein inneres Auge traf, da ging es mir ebenso, und mein ganzes Herz war zweifellos mitten in ihrem Lichtkreis. Es ist — ich möchte sagen — der Vorzug derjenigen, welche in immensen Irrtümern gelebt haben: wenn sie endlich glauben, so ist es ein immenser Glaube!

Wer sein Schwert nicht zuerst wider die eigene Brust wendet, sondern nach außen, der ist kein Streiter für die Sache Gottes, und auf dessen Kampf wird kein Segen folgen.

Es ist schwer, begeistert für eine Idee und doch ohne Fanatismus zu sein; es ist fast nur möglich, wenn diese Idee ganz frisch, ganz stark, wie ein junger Herkules aus der Wiege der Zeit springt.

Die schwerste aller Bürden ist der Mensch sich selbst.

Der Mensch erlebt manchen Frühling, und je nachdem er vom Schöpfer dazu bestimmt ist, trägt er seine Blüten. Viele Menschen blühen nach innen wie die Feigen.

Um vornehm zu sein, muß man vor allen Dingen natürlich sein.

Die fremde Seelengröße erkennen und bekennen, gleichviel in welcher geringen Gestalt man sie antrifft, ist der erste Schritt, um sie zu erwerben.

Das ist der Vorteil einer graden, redlichen Natur: trotz des Mangels an Erziehung, Bildung und Wissen ist sie nie pöbelhaft. Einem steinigen Acker könnte man sie vergleichen, keinem Morast.

Die Anfänge der Kunst müssen ihr selbst unbewußt sein. Mit Ahnungen und Inspirationen muß sie beginnen, nicht mit Studium; mit inneren Anschauungen, nicht mit äußeren Beobachtungen.

In der Sphäre schöpferischer Tätigkeit gilt nichts als Können.

Eine tüchtige und edle literarische Gemeinschaft kann sich nur um große Ideen bilden, weil nur diese das geistige Streben nähren, adeln und beflügeln, und

A. van der Neer pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Mondscheinlandschaft.

weil durch die Hingebung an sie Rivalität und kleinliche Eifersüchteleien getötet werden, welche jedes frische unbefangene Zusammenwirken unmöglich machen.

Nicht eine ruhige, sondern eine starke Seele begehrt die Kunst; eine Seele, durch welche wie um eine Windrose alle Affekte fliegen, ohne sie aus ihrer Richtung zu bringen, eine Seele, die wie die Glocke am Morgen Sturm läutet, am Abend Ave Maria; eine Seele, die wie der Adler mit den Unwettern kämpfen und wie der Paradiesvogel sicher hinaufffliegen kann in den reinen Äther, wo die Gewitter aufhören.

Die gotische Architektur ist ein Mirakel unter den Künsten, ist mystisch wie ein religiöses Dogma, scharf wie ein mathematischer Satz, fantasiereich wie eine Dithyrambe.

Murillo ist der Maler des katholischen Dogmas; — der Heiligen, der Extasen, der Visionen, welche die Gestirne dieses unergründlichen, tiefen Himmels sind. Die florentinischen, die umbrischen Maler malten Heilige, als wären sie vom Himmel herabgeschwebt. Murillo malt Menschen, welche als Heilige zum Himmel hinauf steigen.

— — —

Ihr wähnt, die katholische Kirche habe einen Himmel voll Heiligen, damit dieselben statt des lieben Gottes angebetet würden; — nicht wahr? Wollt ihr wissen, warum sie ihn hat? Weil das Wort des Heilands: ‚Ihr sollt vollkommen sein‘ — in seiner Kirche verstanden worden ist. Dieses Wort und die Kraft der Sakramente haben dies Geschlecht von Heiligen in allen Jahrhunderten erzeugt und werden fort und fort es erzeugen. Und hätte die Kirche nichts für die Menschheit getan, als dies unsterbliche Geschlecht ihr gegeben, so würde ihr schon dafür ganz allein unsterblicher Dank gebühren, weil sie in ihm jedem Menschen das höchste Ziel, seine Vollkommenheit, als möglich und erreichbar vor Augen hält.

Der Glaube ist eine diamantene Kette, deren eines Ende in der Hand Gottes liegt und aus ihr zu uns herabsinkt. Ergreifen wir das andere Ende, so werden wir durch die fest ineinandergreifenden Kettenglieder in Zusammenhang mit Gott gebracht.

Der gute Priester ist immer ein Kreuzträger.

Auf der sittlichen Höhe wandelt der Priester, ein gebrechlicher Mensch, ein Sohn des Staubes, mit offenem Auge und offenem Ohr für alle Leidenschaften, alle Sünde, alle Schwachheit der Welt, die zu ihm sich flüchtet, um durch ihn Beruhigung, Heilung, Stärke zu finden. Wie ist es möglich, nicht von dieser Höhe herabzukommen? Ich verehre in jedem guten Priester ein Wunder der göttlichen Gnade.

Die Welt taumelt dahin in der Finsternis, welche ihre bösen Dämonen weben — in den Todesschatten, die aus ihrer eigenen Vermoderung aufsteigen. Allein es erhebt sich in ihr und über sie ein Berg des Lichtes, von welchem Millionen zarter Strahlen ausgehen, die wie Kristalladern durch dunkles Gestein laufen und dem Schritt jedes einzelnen leuchten, wenn er sie nur wahrnehmen will. Das ist die Kirche mit ihren Gnaden. Je dunkler die Welt — desto heller strebt sie; je schwankender die Welt — desto fester steht sie; je ratloser die Welt — desto gewaltiger mahnt sie; je unseliger die Welt — desto friedenverheißender spricht sie.

Gervinus als Literarhistoriker.

Vor hundert Jahren erblickte Georg Gottfried Gervinus das Licht der Welt; vor siebzig Jahren hat er mit dem ersten Band seines Hauptwerkes die Wissenschaft der Literaturgeschichte systematisch begründet. Die fünf Bände seiner ‚Geschichte der deutschen Dichtung' (ursprünglich ‚Geschichte der poetischen Nationalliteratur') bedeuten aber nicht nur für die damalige Zeit eine staunenswerte und epochemachende Leistung reichster Wissensfülle und Stoffbeherrschung, sie haben nicht nur den späteren Darstellungen des gleichen Gebietes vielfach als Vorbild und Hilfsquelle gedient, auch heute noch ist die historische Gesamtleistung als solche unübertroffen, und gewisse Teile des Werkes, namentlich die einleitenden ‚Übersichten' der Hauptabschnitte und Einzelwürdigungen, wie die Lessings, sollte niemand ungelesen lassen, der unsere schöne Literatur nach ihren geschichtlichen Zusammenhängen verstehen lernen will. Andrerseits freilich sind viele Details durch die neuere Forschung überholt, — die letzte Auflage erschien unmittelbar nach dem Tod des Verfassers 1871—74, — und an den ausgesprochen protestantisch-liberalen Parteiurteilen muß sich der andersdenkende Leser häufig stoßen, hie und da auch empfindlich ärgern. Der politische Heißsporn und Doktrinär Gervinus, der 1837 unter den Göttinger Sieben sein Lehramt einbüßte und es 1853 wegen der demokratisch-radikalen Einleitung seiner ‚Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts' zu Heidelberg abermals verlor, dieser echte Repräsentant des älteren, ehrlichen Professorenliberalismus, den die deutsche Einigung von 1871 nicht freute, weil sie nicht nach seinen kathedralen Vorschriften erfolgte, dieser unser hartnäckiger Ideenwiderpart verleugnet den Parteistandpunkt auch in seinen wissenschaftlichen Werken keineswegs. Im Gegenteil; er erklärt ausdrücklich und an vielen Orten, daß er auch mit seinen Geschichtswerken auf die öffentliche Meinung in einem ganz bestimmten politischen Sinn einwirken will, dessen Erweckung und Stärkung ihm zum Heile des Vaterlandes erforderlich dünkt. Sein Zeitalter schien ihm vor allem berufen, nach einer freiheitlichen Neugestaltung des bürgerlichen Lebens zu trachten. Statt dessen ‚fährt es fort zu dichten'. Darum schreibt er sein Werk ‚von vornherein in der Tendenz, den Deutschen zu zeigen, daß alle echten Lorbeeren, die sie auf dem Feld der Dichtung zu pflücken hatten, vorläufig eingetan seien'. Er schreibt ‚die erste Zeile mit der Aussicht auf das letzte Blatt des Werkes'. Und auf diesem letzten Blatt lesen wir:

‚Der Wettkampf der Kunst ist vollendet; jetzt sollten wir uns das andere Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollon den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht versagte.‘ Im Singen haben die Deutschen bereits nationale Selbständigkeit und Größe erlangt; jetzt gilt es, sie im Handeln zu gewinnen. Die Wiedergeburt und Blüte unserer neueren Dichtung ist ganz zum Beispiel des Handelns angetan; denn sie trägt durchaus ‚revolutionären Charakter‘. Jedes Buch wirkt hier wie eine Tat, jeder Schriftsteller rückt das große Geschehnis Schritt um Schritt der Vollendung näher. Die Bahn bricht Lessing durch seine befreiende Kritik. Vorher hatten immer wieder andere Fesseln die natürliche Entfaltung behindert. Bald lag die Dichtung unter dem Joche des Mönchtums, bald stand sie unter der Pflege des einseitig gebildeten Rittertums, bald ward sie vom heimischen Gewerbestand in Fesseln gelegt, bald von eindringenden Fremdlingen beherrscht. Erst im achtzehnten Jahrhundert ringt sie sich, ‚von allgemeiner Aufklärung unterstützt, in Mäßigung frei.‘

Schon dieses allgemeine Leitbild, an dem Gervinus immer wieder seine Darstellung prüft, ist einseitig gesehen; aber es ist auch groß gesehen, und ohne dieses hätte Gervinus nimmermehr den überschauenden Standpunkt gewonnen.

Die großen ideellen Anschauungen sind stets nur ein *Ansporn* zur historischen Darstellung. Zur Verwirklichung führt erst die genaue, immer tiefer ins einzelne dringende Erkenntnis der Tatsachen. Diese literarische Tatsachenkenntnis besaß Gervinus in einer geradezu unheimlichen Belesenheit. Er erzählt selbst, daß er die Originaltexte nicht nur einmal, sondern in vielen Fällen wiederholt, hie und da bis zu zehnmal durchgearbeitet hat. Was das heißen will, vermag ganz nur derjenige zu ermessen, der selbst bemüht ist, die wichtigeren Werke der gesamten deutschen Nationalliteratur allmählich aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Gervinus ist den direkten Weg gegangen; er hat nicht wie heute der eine oder andere aus zehn Literaturgeschichten eine ‚neue‘ zusammengeschweißt, schon deshalb nicht, weil es vor der seinen keine gab, sondern nur dürftige, chronikartige Zusammenstellungen und fleißige Materialsammlungen wie die von Koberstein. Die tieferen Zusammenhänge waren noch nicht aufgedeckt, und zu ihrer Erkenntnis mußte man wieder zu den Werken selbst greifen. Gervinus hat also selbst gelesen, und dann hat er ausgewählt. Er glaubt nicht seine gesamte Gelehrsamkeit auskramen zu müssen, sondern verschont uns mit dem überflüssigen. Oft zum Beispiel erzählt er gar nichts von den Lebensschicksalen des Dichters; selbst bei Wolfram von Eschenbach heißt es: ‚Die Lebensgeschichten der Dichter können in der Dichtungsgeschichte nur dann von Interesse sein, wenn sie einen deutlichen Einfluß auf ihre Werke verraten, was hier nicht der Fall ist.‘ Und damit Punktum.

Nichts wäre verfehlter, als daraus zu schließen, Gervinus erzähle einzig die Geschichte der Dichtungen als solcher. Die Literatur ist ihm nichts Abgeschlossenes für sich, sondern der Ausdruck des allgemeinen Kulturlebens, ihre

Geschichte ein Teil der gesamten Volksgeschichte. Hierin fühlt er sich ganz als den Schüler Schlossers, ‚der die Verzahnungen, mit welchen Literatur und Leben ineinander greifen, vortrefflich nachweist, und der bekanntlich diese fruchtbare Erweiterung der Geschichtsbehandlung eigentlich erst eingeführt hat.‘

Zum kulturhistorischen Maßstab gesellt sich notwendig der ästhetische. Man kann nicht ordnen, ohne zu werten. Auf Adlersschwingen waren bereits die Brüder Schlegel von einem Gipfel der Weltliteratur zum anderen geeilt; sie hatten die Literaturgeschichtschreibung in maßgebender Weise angeregt, aber noch nicht geschaffen. Den weiten, über die nationalen Grenzen hinausschauenden Blick dankt ihnen Gervinus. Er liebt die fruchtbaren Vergleiche, mißt die deutsche Minnedichtung an der provençalischen, das Nibelungenlied am homerischen Epos, Parzival an der Divina Commedia, den ‚Messias‘ am Paradise lost. Von Wilhelm von Humboldt hat er aber auch gelernt, sich in freier ästhetischer Betrachtung ins einzelne zu versenken. Ihm helfen ferner Schillers ästhetische Schriften und Goethes Winke, namentlich die einschlägigen Bücher von ‚Dichtung und Wahrheit‘.

Trotz alledem sind seine ästhetischen Urteile nicht immer glücklich; nicht weil ihm das rechte Gefühl fehlt, sondern weil ihm sein Parteistandpunkt dazwischen kommt. Allgemeinem Schütteln des Kopfes begegnet jetzt wohl die Wertung, Lessings ‚Nathan‘ sei ‚neben Goethes Faust das Eigentümlichste und Deutscheste, was unsere neuere Poesie geschaffen hat‘. Sein Verständnis der Romantiker scheitert völlig an dem Umstand, daß diese der politischen ‚Restauration‘ nahe standen. Gegenüber vielen Zeugnissen einseitiger Befangenheit überrascht freilich auch wieder im Kapitel über das reformatorische Kirchenlied das Zugeständnis, daß die älteren lateinischen Hymnen ‚poetisch und musikalisch über unsere deutschen zu setzen sind‘. Dieses Urteil ist aber doch eine große Ausnahme; im allgemeinen läßt Gervinus nirgends so sehr die ästhetische Gerechtigkeit vermissen als da, wo er etwa in die Lage käme, katholischen Autoren den Preis zuzuerkennen. Hartmann von Aue, Balde, Spee, Angelus Silesius oder gar Murner bekommen diese Ungnade deutlich zu spüren, und selbst das Lob Grimmelshausens entringt sich ihm nur mit der unwilligen Bemerkung, das sei aber auch ‚die höchste Karte, die die Katholischen in dem damaligen Wettspiel der Literatur auszugeben hatten‘. Man sieht, die konfessionellen Gegensätze sind bereits am Beginn der Literaturgeschichtschreibung ausgespielt worden, und zwar nicht von katholischer Seite. Bereits Beda Weber hat sich in einer Rezension des Jahres 1847 darüber beschwert: ‚Für Katholiken geht daraus die Wahrnehmung hervor, daß auf der Seite ihrer Gegner selbst die fremdartigsten Zweige der Wissenschaft als Angriffspunkte gegen katholische Überzeugungen herhalten müssen, und wir würden uns nicht wundern, wenn die nächste Auflage von Rumohrs Geist der Kochkunst die kulinarische Deduktion brächte, daß die katholische Kirche nicht bloß das Verderben aller Poesie im höheren Sinne des Wortes, sondern die einzige und letzte Ursache aller verbrannten Kuchen und aller versalzenen Suppen in Deutschland sei.‘ Die Be-

tonung der konfessionellen Gegensätze auf Kosten der historischen und ästhetischen Gerechtigkeit ist sicher das letzte, was man aus Gervinus hätte lernen sollen.

Es bleibt auch ohnedies des positiv Wertvollen und Nachahmenswerten noch genug. Das meiste davon wurde bereits hervorgehoben. Ein Erfreuliches ist noch übrig, das man vielleicht bei einem radikalen Freiheitskämpfer am wenigsten erwartet. Das ist Gervinus' Verhalten in der allgemein sittlichen Beurteilung. Bereits der Begründer der Literaturgeschichte hat klar erkannt, daß die Dichtung nur eine Betätigungsweise neben anderen im Gesamtleben des Volksgeistes ist, daß sie nur aus diesem verstanden und daher auch nur im Zusammenhang mit diesem beurteilt werden kann. Es fiel ihm daher nicht ein, das literarische Schaffen von jener Beurteilung auszunehmen, der alles menschliche Tun unterliegt, und es ‚jenseits von gut und böse' zu stellen. Gegenüber einem Dekadent der Minnedichtung, wie Ulrich von Lichtenstein, gegenüber den lüsternen Erzählungen von Wieland und Heinse, selbst gegenüber dem Handlungsfortgang in Gottfrieds ‚Tristan' und mit Bezug auf Goethes Weimarer Lustbarkeiten fallen scharf verurteilende Worte; Hillebrand in seinem sehr abfälligen Gervinus-Essay (Zeiten, Völker und Menschen, Bd. II) wirft ihm deshalb ein ‚ewiges Moralisieren' und ‚lästiges Tugendbewußtsein' vor. Das heißt, vom Prinzipiellen abgesehen, die besonderen Triebkräfte in Gervinus' Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung mißverstehen. Gervinus will kein trockener, kalter Faktensammler sein; er sucht in allem den Zusammenhang und im Zusammenhang die Notwendigkeit, die ideelle, sittliche Notwendigkeit. Und ferner: Gervinus schreibt nicht allein für Literaturkenner und gelehrte Fachgenossen; er wendet sich an die ganze Nation; er will nicht nur Erkenntnisse übermitteln, sondern zu Taten anfeuern, die über das wissenschaftliche und literarische Gebiet hinausgehen: ‚Wenn unsere heutige Jugend erst sorgen wollte, Geschichte zu machen, dann würde sie sich für das Geschäft der poetischen Mache ein besseres Glück versprechen dürfen.' Dieser vor mehr als sechzig Jahren aus heißem Herzen entströmte Mahnruf hat seine Wahrheit noch nicht eingebüßt!

Dr. Max Ettlinger.

Die heutige Bedeutung Gibraltars.

Die gewaltige, meerumspülte Felsenfeste Gibraltar, der Schlüssel zum Mittelmeer, in deren Umgebung sich bereits in frühester Zeit Phönizier, Karthager und Römer ansiedelten, wo beim ersten Einbruch der Mauren in Spanien Tarik landete und als Stützpunkt ein Kastell anlegte, gewinnt heute durch den wiederholten Besuch des Kaisers erneutes Interesse. Hier starren auf dem 1400 Fuß hohen Felsenrücken 500 englische Geschütze, zum Teil in unverwundbaren Felskasematten, auf die den kürzesten Weg nach Indien und dem fernen Osten bildende Meerenge und auf die spanische Bucht von Algeciras und das umliegende spanische Gebiet, das sich in der Sierra Cabonera zu 1200 Fuß erhebt.

Gibraltar bildet seit einiger Zeit den Gegenstand abfälliger Bewertung als Beherrscherin des Zugangs zum Mittelmeer und des Weges zum Suezkanal und Indien. Zwar waren es englische Politiker selbst, die auf den heut allerdings geminderten taktischen Wert Gibraltars aufmerksam machten. Allein die englische Admiralität denkt ebenso wenig wie die Regierung daran, Gibraltar als neben Malta wichtigsten, unter Aufwendung hunderter von Millionen geschaffenen Stützpunkt der britischen Mittelmeerflotte aufzugeben, sondern stattete dasselbe im Gegenteil mit neuen Docks, Hafendämmen und einem neuen Hafenbassin aus. Man muß diesen meerumspülten Festungskoloß gesehen haben, um sich eine richtige Vorstellung von der dieser Position innewohnenden Verteidigungs- und Offensivkraft zu machen, da sie auch heut noch einem auf seinen Hafen basierten Geschwader einen mächtigen Schutz und Stützpunkt für seine Offensive gewährt.

Die Festung Gibraltar hat mit ihren Geschützen die Meerenge nie beherrscht oder gesperrt, und zur Zeit der glatten Geschütze, die nur einige tausend Schritt trugen, noch weniger wie heute, wo das Geschützfeuer schwerer Küstenkaliber gegen zwei deutsche Meilen (= 15 km) reicht, und gegen große Ziele, wie ein Geschwader, auf über eine Meile wirksam zu sein vermag. Denn die Straße von Gibraltar ist zwischen Punta Europa und Kap Leona 22 km breit. Die Meerenge wurde vielmehr stets nur durch die in Gibraltar stationierten oder sich auf diesen Kriegshafen basierenden britischen Geschwader beherrscht, und diese Basierung ist für dieselben auch heute noch vollkommen möglich und wird daher englischerseits festgehalten.

Allerdings ist die Sicherheit des Hafens, der in ihm liegenden Schiffe, sowie seiner Docks und sonstigen Etablissements durch die Geschütze des die Bai von Algeciras im Westen und Norden umgebenden Gürtels spanischer Befestigungswerke und Batterien von Fort Canero südlich bis zum Fort Almirante Torre im Nordosten empfindlich bedroht, da ihre Entfernung nur 7—8 km beträgt und somit ihr Feuer gegen große Ziele wirksam zu sein vermag. Allein dieser Bedrohung gegenüber sind jene Objekte keineswegs schutzlos, da die Festungswerke Gibraltars eine der stärksten Artilleriestellungen der Welt bilden, deren Batterien zum Teil in unverwundbaren Felsgallerien liegen und im ganzen mit etwa 500 Geschützen armiert sind. Die Hauptfront dieser Batterien aber richtet sich gegen Westen und die neuerdings zur Ergänzung der Windsorbatterie gegenüber der Sierra Carbonera angelegten Batterien auch gegen Norden. Die Spanier dagegen haben nur einige siebzig schwere Geschütze gegen Gibraltar in Position, und da dieselben keinen Panzerschutz besitzen, böte sich ihnen im Kriegsfall in einem Geschützkampf gegen Gibraltar kaum Aussicht, die an Geschützen mehr wie sechsfach überlegene, zum Teil dominierende Artillerieposition zu überwältigen und auch nur die der Hafenanlagen; den Docks und sonstigen Etablissements Gibraltars vermögen sie überhaupt nur zu Beginn des Kampfes Schaden zuzufügen, bis die Überlegenheit der englischen Geschützzahl sich entscheidend geltend macht. Dies würde jedoch bei deren überwältigender

Stärke und weit geschützterer Aufstellung sehr bald der Fall sein. Denn die englischen Batterien würden mit großer Überlegenheit den Kampf gegen die spanischen aufnehmen und bei den heutigen Hilfsmitteln der Entfernungsermittelung, guten Spezialkarten und Entfernungsmessern ꝛc. selbst auf die weite Entfernung, auf die der Kampf ihrerseits geführt würde, denselben erfolgreich durchzuführen vermögen. Ferner aber vermögen die zahlreichen schweren Schiffsgeschütze eines englischen Geschwaders in der Bucht von Algeciras in diesen Kampf wirksam einzugreifen, und überdies würde es dem Geschwader freistehen, falls seine Verluste durch das Feuer des Gegners beträchtlich zu werden drohen, den Hafen zu verlassen, bis die Geschütze der Festung die spanischen niedergekämpft haben. Schließlich sind die englischen Schiffe in der neu geplanten Hafenanlage Gibraltars in der Catalanbai am Ostrande des Halbinselfelsens gegen das direkte Feuer der gesamten westlich und nordwestlich gelegenen spanischen Batteriefront geschützt und auf 8—9 km Entfernung nur ihren indirekten Zufallstreffern ausgesetzt. Das Feuer von der Sierra Carbonera her aber gegen die Catalanbai vermag, wenn auch auf erheblich nähere Entfernung abgegeben, ebenfalls nur ein indirektes zu sein, und die neue Hafenanlage ist durch Batterien auf den 1200—1350 Fuß hohen Felskuppen des Middelhill und des Rock-Guns gegen einen Angriff von Osten her unschwer zu schützen. Daß die Wirkung einer nur indirekten Beschießung des neuen Hafenbeckens jedoch nicht sehr groß sein würde, beweisen die wiederholten derartigen Beschießungen der Japaner vor Port Arthur und diejenigen Santiagos im Cubakriege durch die Amerikaner.

Allein die Aussicht für England, Spanien überhaupt, etwa in einem Koalitionskrieg, zum Gegner zu haben, ist eine sehr geringe, da mit dem Verlust der spanischen Kolonien ein Interessengegensatz beider Länder nicht mehr besteht und Spanien durch einen Krieg mit England seine gesamten Küsten mit ihren blühenden Handelsemporien am Mittelmeer und dem Golf von Biscaya der Beschießung und Brandschatzung durch die übermächtige englische Flotte fast schutzlos preisgeben würde, selbst wenn es der Alliierte zweier großer Seemächte wäre. Auch würde England in jenem Kriegsfall in dem ihm so gut wie verbündeten Portugal wie bereits in früherer Zeit auch eine Basis für *Landoperationen* gegen Spanien finden. Man hat darauf verwiesen, daß im Fall jenes Krieges auch eine dritte Macht, etwa Frankreich, sich in den Besitz der Positionen um Gibraltar setzen und dasselbe angreifen könne. Allein dies würde entweder eine vernichtende Niederlage des britischen Mittelmeergeschwaders oder eine sehr weite Ablenkung desselben von seinem Operationsgebiet, dem Mittelmeer, voraussetzen, und beides ist unwahrscheinlich.

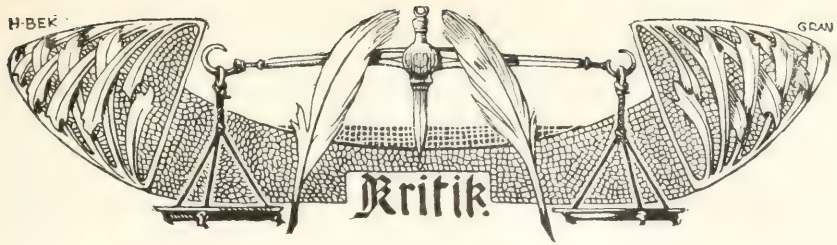
Man hob ferner hervor, daß Gibraltar ohne einen Stützpunkt an der afrikanischen gegenüberliegenden Küste schwer im Stande sei, seine dominierende Rolle an der Einfahrt ins Mittelmeer aufrecht zu erhalten, und behauptete, daß die maßgebenden Kreise Englands hiervon überzeugt seien, da es bei den englischen Flottenmanövern einer feindlichen, sich dicht an der afrikanischen

Küste haltenden Flotte gelang, die Straße von Gibraltar vom Gegner unbehelligt zu passieren, also die kanarischen Inseln zu erreichen, wo sie sich dann mit dem vom Kanal her zu erwartenden Bundesgenossen zu vereinigen vermocht hätte. Allein jene Möglichkeit, die Meerenge, namentlich bei Nacht, ungefährdet von den Verteidigern Gibraltars, zu passieren, bestand schon früher vor der Zeit der weittragenden Geschütze und der Dampfer und Torpedobootflotten, wenn auch damals vom günstigen Winde abhängend. Befindet sich jedoch ein mit Torpedobooten genügend ausgestattetes Geschwader von angemessener Stärke bei Gibraltar, so erscheint diese Möglichkeit bei genügender Aufmerksamkeit seiner Kreuzer heut, wo die Meerenge mit 16 Knoten in drei Viertelstunden zu durchqueren ist, nur bei ausnahmsweise günstigen Umständen, wie Nebel und sonstigem unsichtigem Wetter und bei Nacht und Überraschung, vorhanden.

Zwar ist der Wunsch der Engländer, in den Besitz Ceutas oder Tangers als Ergänzungsglieder des ‚Schlüssels zum Mittelmeer' zu gelangen, sehr begreiflich, und der Besitz Ceutas würde ihnen die Meerenge hermetisch zu sperren gestatten, obgleich dessen Hafen nur klein und schlecht ist, und seine Befestigungen veraltet sind. Denn sie könnten durch moderne ersetzt, der Hafen erweitert und verbessert werden. Allein an diesen beiden maritimen Stützpunkten sind nicht nur alle Mittelmeerstaaten, sondern alle Seemächte lebhaft interessiert, und in Anbetracht dieser Interessenkollusion muß England auf den Besitz jener Häfen verzichten. Ebenso aber dürfte es keiner anderen Seemacht vergönnt werden, sich in einem jener Häfen festzusetzen; selbst wenn das der Fall wäre, würde sie dort kein Geschwader zu stationieren imstande sein, das etwa der englischen Mittelmeerflotte, der stärksten Englands, gewachsen wäre. Jedoch vermöchte sie allerdings deren Beherrschung der Meerenge in Frage zu stellen und ihre Operationen empfindlich zu beeinflussen.

Somit wird Gibraltar, zu Lande durch eine 2 km lange, $1^1/_2$ km breite, von seinen Geschützen beherrschte Ebene von der Sierra Carbonera getrennt, unangreifbar und mit den erforderlichen erweiterten maritimen Anlagen aller Art und künftig einem besser geschützten Hafen ausgestattet, nach wie vor nebst Malta den wichtigsten Stützpunkt Englands auf dem Wege nach Indien und den ‚Schlüssel' zum Mittelmeer bilden.

Rogalla von Bieberstein.



Die Gräfin Hahn-Hahn in niederländischer Beleuchtung.

Von

Ernst van der Gracht.

Der Literarhistoriker J. de Cock hat in den ‚Leuvensche Bydragen' eine umfassende Studie über Ida Hahn-Hahn veröffentlicht, ‚Mevrouw Ida Hahn-Hahn. Haar Beteekenis in de Duitsche Letterkunde', die im Verlag von J. van In und Co., Lier, gesondert erschienen ist. Das war ein rühmlich Beginnen. Es ist mir, kürzere Zeitschriftartikel ungerechnet, kein niederländisches Werk über die Gräfin bekannt. Charakter und Lebenswerk dieser hervorragenden Frau dem niederländischen Publikum näher zu bringen, war an sich schon ein Verdienst. Mag man über die romantischen Schöpfungen der Hahn-Hahn denken, wie man will, — unanfechtbar bleibt für jeden Vorurteilslosen der Ausspruch Robert Königs, daß sie ‚eine der interessantesten und begabtesten Frauen unseres Jahrhunderts' war.

Von diesem Gesichtspunkt geht auch de Cock aus. Was er auf den 163 Seiten seines Buches bringt, ist mehr ein Lebens- und Charakterbild als eine kritische Analyse ihrer Werke. Und in diesem Sinne hat der Autor mich etwas enttäuscht. Ich hatte das Buch mit um so größerem Interesse in die Hand genommen, als ich erwartete, der fortschrittlich gesinnte Verfasser werde hier — der Fall Hahn-Hahn ist doch ein Schulbeispiel — die wichtige Frage näher beleuchten, ob und inwieweit das bewußte Hineintragen einer Tendenz den künstlerischen Wert eines dichterischen Erzeugnisses beeinträchtige. Dieser Punkt, — ganz offenbar bei allen Erörterungen über die literarische Hebung der Katholiken der springende Punkt, — wird von de Cock nicht mit dem erwünschten Nachdruck betont. Er streift die Frage nur obenhin und spricht erst am Ende seiner Betrachtungen ein Urteil aus, das sich mit dem unsrigen deckt.

Bevor ich de Cocks Ansichten über die literarische Bedeutung Hahn-Hahns wiedergebe, sei der Inhalt seines Buches hier kurz zusammengefaßt.

Mit Benützung der älteren Biographien zeichnet der Verfasser zunächst in kurzen Umrissen den Lebenslauf der Hahn-Hahn vor 1850. Er schildert ihren literarischen Entwicklungsgang bis zur Trennung ihrer Ehe und läßt eine knappe Charakteristik der Gedichte folgen. Mit mehreren Zitaten erhärtet de Cock sein Urteil, daß ihre Poesien, zum Teil ein Übergang zu den Reisebeschreibungen, ihr die Dichterkrone nicht auf die Stirn pressen.

Den Reisebeschreibungen widmet er eine eingehende Darstellung, weil sich in dieser unmittelbaren Ausdrucksform die Anschauungen der Dichterin am deutlichsten ausprägen. De Cock behandelt nach einander die Äußerungen der Hahn-

Hahn über Kunst und Künstler, ihre soziale, politische, religiöse und literarische Überzeugung. ‚Ida Hahn-Hahn war ein weiblicher Fürst Pückler,‘ so hebt er an und folgt der Dichterin dann auf ihren Reisen, bespricht ihr eigenartiges Verhältnis zu Bystram und ihre Begegnung mit Simon. Mit vollem Recht beklagt er sich darüber, daß die Literaturgeschichten Hahn nur als Romandichterin kennen. Kaum ein einziges Wort hat man für diese buntschillernde Seite ihres Schaffens übrig. ‚Man kennt die Gräfin Hahn nur halb, wenn man diesen bedeutenden Teil ihres Werkes vernachlässigt. Sie war ja nicht allein Künstlerin, sie war auch — und vielleicht vor allem: Denkerin.‘ Er erwähnt sodann, daß Heinrich Keiter für seine ‚Lichtstrahlen‘ gerade in diesen Reisebriefen eine sonnenklare Quelle finden mußte. De Cock verhehlt sich aber nicht, daß die Entstehungsart der Reisebriefe, die spontan, unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben wurden, ihre bedenklichen Seiten hat. ‚Einheit war in ihrem Schreiben nicht; die tausend verschiedenen Dinge wurden besprochen, je nachdem sie in ihrem Gedächtnis auftauchten.‘ Auch ihr Grundsatz, einmal Geschriebenes nicht umzuändern, stand der Erzielung eines künstlerischen Gesamteindruckes hindernd im Wege.

Nachdem er die stark aristokratische Gesinnung der Hahn-Hahn mit einigen Proben aus ihren Briefen illustriert hat, kommt de Cock auf ihre politischen Anschauungen zu sprechen. Er skizziert nach H. Mielke das ‚Junge Deutschland‘ und behandelt die Stellung der Dichterin zur Fortschrittsbewegung. Mehr als nur referierend sind seine Ausführungen in diesen Abschnitten, sowie in den folgenden über die religiösen und literarischen Ansichten der Gräfin aber nicht.

Ida Hahn-Hahn war chronologisch der erste weibliche Autor von Bedeutung, wenn man die Herz, Levin, Bettina und Hensel nicht als Autoren in diesem Sinne betrachtet. Jedenfalls war sie die erste deutsche Romanschriftstellerin. George Sand ist offenbar ihre Führerin auf diesem Pfade gewesen. De Cock gibt dann eine Charakteristik ihrer Romane, aus der hier einige Stellen zitiert seien. Er stellt fest, daß die Hauptpersonen fast stets Frauen sind, und daß sie den weiblichen Gestalten die größere Aufmerksamkeit widmet. Ferner:

‚Kinder und Greise kommen bei ihr sehr selten und auch dann nur beiläufig vor. Sie nimmt ihre Helden und Heldinnen im heiratsfähigen Alter, in der Zeit des Blühens und Reifens. Und das liegt in der Art ihrer Romane. Ist doch das Liebesproblem, umrankt von den Tagesfragen des Jahrhunderts, das erste und letzte darin.

Ein Gewerbe wird in den Hahnschen Romanen nicht ausgeübt; einen Beruf kennen diese Helden und Heldinnen nicht; für's tägliche Brot brauchen diese Menschen nicht zu sorgen. Sie stehen alle frei, unabhängig und selbständig in der Welt. Sie essen, trinken, schlafen, tanzen, tragen Seide und Schmuck, bewohnen reiche Häuser in der Stadt und Villen auf dem Land. An Geld fehlt es ihnen nie. Hin und wieder wird im Vorübergehen berichtet von einem, der studiert oder in die Diplomatie geht oder dichtet, malt, meißelt. Aber diese Arbeit geschieht nicht ums Brot, sondern als Zeitvertreib, wegen der Ehre oder zur Genügung des Dranges der Genialität. Und tritt mal eine gezwungen arbeitende Person auf, ein Lehrer, eine Kammerfrau, ein Kutscher, so ist es eine vom fünften oder sechsten Rang.

Zu welchem Stand gehören jene Sonntagskinder? Zum Adel. Es wimmelt in Hahns Romanen von Grafen und Gräfinnen, Freiherren und Freiinnen, Fürsten und Fürstinnen. Und weiter nichts. Man muß seine vergilbten, halbverwischten Pergamenttitel zeigen können, sonst macht Hahn einem die Pforte ihres Romans

vor der Nase zu. . . . Zum Glück schwärmt Hahn-Hahn für die Kunst; daher läßt sie noch ein Seitentürchen offen für den Begnadeten, der auf der Stirn den Stempel des Genies trägt. Nur dies kann das Fehlen blauen Blutes ersetzen.'

Der Dichterin Auffassung von einem ‚Zeitbild' ist denn auch, so faßt de Cock zusammen, eigenartig. Theorie und Praxis standen bei ihr auf Feindesfuß. ‚Aus der Gesellschaft,' so kann die ganze Romanfolge von ‚Ilda Schönholm' bis ‚Levin' mit Recht überschrieben werden. Man verteidigt, sagt er ferner, diese Schreibart damit, daß der Dichter nur aus ihm bekannten Welten schöpfen soll. Weshalb konnte dann eine Annette von Droste das westfälische Landleben in jener glanzvollen Weise schildern? Gewiß, Gräfin Hahn war in jenen Zeiten ein Zugvogel; aber ist sie in Mecklenburg nie den Gestalten Fritz Reuters begegnet? Und dieser selbe Reuter, einfacher ‚Stromer', hat doch eine treffliche Schilderung der mecklenburgischen Landjunkerwelt gegeben. Es gebrach eben, vermutet de Cock, der stolzen, selbstgefälligen jungen Frau an der nötigen Achtung vor der schwieligen Faust.

Im Laufe eines Referats über ‚Ilda Schönholm' heißt es: ‚Wie die Wehmut für die Heldin, ist die Ironie für den Helden die stehende, nie fehlende Eigenschaft, und diese wird in den späteren Romanen immer mehr eine Krankheit, eine Plage. Immer mehr auch weichen die Charaktere von der Wahrheit ab, werden sie krankhafte Erzeugnisse des gefolterten Gemüts und der erhitzten Phantasie der Hahn-Hahn. Wiewohl eine feine Beobachtungsgabe, tiefe Seelenkenntnis, dichterische Wiedergabe des Geschauten nirgends zu leugnen sind, kommt doch von Anfang an in die Schilderung der Charaktere viel Übertreibung, zu große Überspanntheit, zu ausbündige Idealisierung. Es steckt in ihrem Werk nicht soviel echte, gesunde Poesie, nicht soviel Männlichkeit und Verschiedenartigkeit wie in dem ihrer französischen Geistesverwandten (Sand). . . .

Es wird erstaunlich viel geredet, einmal von den Personen, dann von Hahn selbst. Unsere Gräfin ist derart von dem Redefieber ihrer Helden angesteckt, daß sie es sich nicht versagen kann, Randbemerkungen zu einer Äußerung zu machen oder auch mit eigenen Monologen aufzutreten. Leider wird bei diesem ewigen Gerede das Handeln vergessen. Im allgemeinen fehlt die Handlung vollständig. Nur einige Episoden dürfen in dieser Beziehung gelungen genannt werden. So der Abschied zwischen Otto und Ilda, die Verzweiflung Reginens, der nächtliche Besuch Ottos im Schloß. Solche Szenen sind dann spannend, fesselnd, zwar nie ausgearbeitet, ohne Einzelschilderung, aber trotz Übertreibung und Sentimentalität sehr ergreifend. Man spürt, daß die Hahn-Hahn, wäre sie nicht ausgegangen, Gedanken zu säen, das Zeug hatte, eine gute, lebende Geschichte zu schreiben. Aber die Augenblicke, in denen ihr Kunstgefühl sie vor den Auswüchsen der Räsonnierwut behütete, waren gezählt. Das Beste hat sie, was Handlung und Objektivität anlangt, in „Clelia Conti" geliefert. Viel Unwahrheit in Charakteren und Zuständen, — aber hinreißend, fast von Anfang bis Ende. . . .

Alle Tagesfragen erscheinen auf der Bildfläche: Kunst, Gesellschaft, Frauenfrage, Liberalismus und Demokratie, Politik, Religion, Philosophie, Weltanschauung, Ehe, Liebe. Alle Vorwürfe werden natürlich mit Idas Maßstabe gemessen. Alle angeschnittenen Fragen werden in Hahnschem Sinne gelöst. Die Gedanken der Verfasserin erhalten schließlich die Anerkennung.

Alle Personen sind Träger Hahnscher Ideen. Sie sprechen *ihr* Wort, in *ihrem* Ton, in *ihrer* Art, nämlich „ins Blaue hinein".' Wie sie es selbst in den ‚Reisebriefen' sagt. De Cock erhärtet das mit Beispielen und führt u. a. die

geistreichen Betrachtungen über die Füße (‚Der Rechte' S. 160) an. Sehr geistvoll und schön gesagt, aber überflüssig und der Handlung schädlich, zudem bei Ohlens Gemütsverfassung höchst unwahrscheinlich. ‚Aber was soll man tun? Die schöngeistige Ida hat sich über die Füße etwas Feines zusammenphantasiert, — und das mußte heraus.' Der Autor erzählt den Inhalt einiger Romane — Ilda Schönholm, Der Rechte, Faustine — und untersucht, inwieweit die Dichterin sich selbst in ihnen gezeichnet hat. Er stellt fest, — freilich etwas überflüssig bei einer so subjektiven Schriftstellerin, — daß ihr ganzer Charakter sich in ihren Personen spiegelt. Auch die allmählich in katholische Bahnen einlenkende religiöse Denkungsart der Dichterin weist de Cock an ihren Werken nach. Über die Komposition der Romane sagt er u. a.:

‚Sie setzt ihre Feder aufs Papier und weiß nicht, wo sie enden wird. Sie ist immer ausschließlich auf das bedacht, was sie hic et nunc beschäftigt. Der Blick auf das Ganze fehlt ihr. Es fällt ihr nicht ein, zu erwägen, wieviel Länge und Breite sie einem bestimmten Teil geben darf, damit die Harmonie des Ganzen nicht beeinträchtigt werde, damit kein Ungetüm das Ergebnis sei. Diese Unbesonnenheit rächt sich natürlich. Kein Hahnscher Roman, der nicht mehr oder weniger wie ein schiefgezogenes Gebäude aussähe. Und dies Gebäude ist nicht regelmäßig in Räume verteilt. Was sage ich? Es ist überhaupt nicht eingeteilt.... Das geht ohne Ruhepause oder Haltestelle vom Anfang bis zum Ende. Hahn fragt nicht, ob du noch Atem hast. Und mit ihren Siebenmeilen-Stiefeln führt sie dich in der Minute durch Europa. Binnen wenigen Zeilen schleudert sie dich mir nichts dir nichts vom Ostseestrand nach den Gestaden des adriatischen Meeres, aus Londons Straßen nach der Ostgrenze Österreichs ... Es macht ihr tollen Spaß, den gutmütigen Leser hin und her zu zerren und ihm, angebracht oder nicht, die Schönheiten zu beschreiben, die sie auf den Wegen der adligen Touristen gesehen hat. Und diese Schilderungen gelingen ihr oft sehr gut. (Der Verfasser übersieht wohl, daß dies eine dem ‚Globetrotter', — nicht nur dem adligen! — meist eigene und nicht unverzeihliche Schwäche ist.) Sie führt Personen ein, hält sie einige Augenblicke fest und stellt dir dann jemand anders vor. Die erste hat selbst nur dafür zu sorgen, daß sie wieder hinaus kommt. Manchmal erscheint sie nach einigen Dutzend Seiten unerwartet wieder, aber darum nicht immer in derselben Gestalt oder mit demselben Charakter. Zürne ihr wegen dieser seltsamen Verwandlung nicht! Kann man denn solange etwas behalten? Übrigens, der Leser wird sich der ersten Züge der betroffenen Person — sie ist ja schon längst verschwunden — kaum erinnern. Und bemerkt er das Wunder trotzdem, so schadet's nicht, denkt die Verfasserin. Nicht der Charakter der Personen ist die Hauptsache, sondern was von diesen Personen „gedacht und gefühlt" und geredet wird. Auf den Faden der Geschichte, auf die Fabel, auf den Rahmen achtet sie ebensowenig. Das liegt versunken und zermalmt unter einer schweren Fracht Gespräche, Einwendungen, Erwägungen und Betrachtungen.... Unter der ganzen Masse macht nur „Clelia Conti" eine Ausnahme. Und hat man auch hin und wieder eine fesselnde Episode gefunden, eine prachtvolle Stelle bewundert, vielleicht wohl — wenn auch höchst selten — eine Träne zerdrückt, so spürt man doch keine Lust zu einer Wiederholung der Lektüre. Und da die Hahn-Hahn weder Zeit noch Lust hatte, ihre Arbeit noch einmal durchzusehen, ist das Labyrinth geblieben.'

Man sieht, de Cock ist streng in seinem Urteil. Er hat hier aber, will es mir scheinen, die kritische Sonde wohl etwas einseitig gehandhabt. Zunächst ist

das Reflektieren eine ewig-weibliche Eigenschaft, deren auch heute noch sich nur wenige Damen-Autoren enthalten können. Dann hätte an dieser Stelle als mildernder Umstand die theoretisierende Strömung in der damaligen Literatur angeführt werden können. Schließlich darf man nicht übersehen, daß hinter den Betrachtungen und meilenlangen Reden immer eine Persönlichkeit stand, deren geistvolle, markante Äußerungen schon an sich oft Genuß boten. Die Hahn-Hahn hat ferner bei aller Einseitigkeit und Borniertheit doch manch Interessantes zur Zeitgeschichte beigetragen. De Cock erkennt dies ja an, wie früher erwähnt wurde. In dieser Charakteristik wäre aber eine Wiederholung nicht überflüssig gewesen. Ich behaupte — verstehen Sie mich recht! — durchaus nicht, daß die Hahn-Hahn in ihrer Art das Höchste leistet. Man braucht nur auf die Österreicherin Emil Marriot zu weisen, deren Werken wahrlich die Tendenz nicht abgesprochen werden kann, um darzutun, wie das nach bewußten Zielen strebende Kunstwerk sein soll, — wenn es überhaupt sein soll.

Über den Stil der Gräfin sagt de Cock: ‚Sollen wir die Hahn-Hahn nach ihren eigenen Maßen messen („Jenseits der Berge"), so fürchte ich, daß sie recht zurückbleibt. Denn wenn es eine Stileigenschaft gibt, die sie nicht im geringsten beanspruchen darf, so ist es die Einfachheit. Übertreibung im Ausdruck, Überspanntheit im Ton, große Worte für die gewöhnlichsten Dinge hat man ihr stets vorwerfen können. Und das ist zweifellos das Gegenteil von Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit. Es sei denn, man nehme an, daß sie stets schrieb in einem Zustand von überreizter Empfindung, von Aufgeregtheit und überschwenglicher Stimmung, — mit dem der Stil im Einklang sein mußte. Immerhin war sie im Vergleich zu den Zeitgenossen noch einfach. . . . Sie schrieb eilig und aufgeregt. Daher manchmal Nachlässigkeit, Halbheit, Undeutlichkeit in Bild und Ausdruck, aber daneben auch Temperament, Schwung und Leben. Leicht, flott und geschmeidig ist ihr Stil überall.'

Das nächste Hauptstück behandelt ‚Hahn-Hahn und die Kritik'. De Cock bespricht die giftige Satire der Fanny Lewald und die feindliche Haltung der Kritik. Er zitiert die lobenden Urteile Mielkes und R. M. Meyers. Auch eine geharnischte Philippika Schaepmans im ‚Wachter' (1873) gegen die Verkennung der katholisch Gewordenen gibt er wieder. Es folgt die Schilderung ihres Lebens in diesen Jahren, wie die Ruhelose dann endlich in Mainz den Frieden gefunden, und wie sie während zehn Jahren den Garten der geliebten Romandichtung nicht betrat. Die Abhandlung über die erbaulichen und kirchengeschichtlichen Werke der Dichterin gibt keine Veranlassung zu näherer Kennzeichnung. Umsomehr der letzte Abschnitt des Buches: ‚Hahns katholische Romane'.

De Cock gibt eine poesievolle Umschreibung dieser Romane wieder, die der unvergeßliche Schaepman 1873 in seiner Zeitschrift ‚De Wachter' veröffentlichte. Ich kann es mir nicht versagen, diese wundervollen Sätze hierher zu stellen, und ich glaube, der Leser wird es mir Dank wissen. Schaepman sagt:

‚Es klingt ein wunderbarer Ton durch den katholischen Roman der Gräfin Hahn-Hahn. Kraftvoll und immer rein ertönen „die Worte vom Opfer" in ihren verschiedenen Schöpfungen; der Widerhall aus dem Leben, den sie auffängt und verkörpert, gehört, sei es durch Mißklang, sei es durch Einklang, zu dem gleichen Grundton.

Ist das nicht Wahrheit? — Sind die tiefsten Töne des Lebens nicht Leidenslaute? — Oder ist es nur ein Einfall, aus den Flammen der Punschbowle geboren, jenes schneidende Wort:

Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Es gibt wohl nur wenige, die es leugnen, und der nächste Augenblick straft die Leugnung Lügen. Auch ist es oft genug und auf allerhand Art gesagt worden; es bedarf der Wiederholung nicht. Die Tatsachen reden ebenso laut wie das Geständnis:

Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Aber es gibt Leiden verschiedener Art. Manchmal ist's nur ein flüchtiger Schatten; der Ton des Ganzen bleibt klar und sonnig und lachend; manchmal fällt es aufs ganze Leben und verschwindet nicht mehr. Oft ist die Ursache, auch für uns, die wir so wenig von Ursachen wissen, bekannt genug; wir brauchen nicht aus uns heraus zu gehen, nur zu suchen und zu finden. Oft aber auch ist es, als ob ein Mysterium auf alledem verbreitet liegt, als ob eine geheime, unkennbare und untastbare Macht stets an unserer Seite wandelt, ist es, als schritten wir geblendet weiter, während die Hand, die eiserne Hand des Führers uns immer längs Bergpfaden und über Dornen geleitet. Es gibt Leiden verschiedener Art, ein Leiden, das ernst ist, und ein Leiden, das eine Gotteslästerung heißen müßte, wäre es nicht die elendeste Verstellung. Die geschminkten Märtyrer des „Weltschmerzes", die ihre Saft- und Kraftlosigkeit verbergen unter dem zwar dunklen, aber gut und warm gefütterten Leidensmantel über ihrem von Auszehrung gebeugten Rücken, sind wohl nicht viel anders als Lästerer jenes Gottes, der die Menschenseele hauchte als Geist und Kraft und Willen, Lästerer des menschgewordenen Gottes, dem der rote Mantel vom höhnenden Soldaten über die blutigen Schultern geworfen wurde. Sie langweilen sich, aber sie suchen nichts anderes. Sie wollen keine andere Atmosphäre als die ihrer schlechten Neigungen und ihres Unglaubens. Ihnen ist das schmerzliche Zucken ihrer Nerven ein Lebensreiz.

Anders ist das ernste Leiden. Es ist ernst, aber ruhig. Zuweilen sogar wird diese Ruhe zur Schönheit, nämlich wenn das Leiden zum Opfer geworden ist, wenn der Kampf durchgekämpft ist, wenn das „Dein Wille geschehe" die Klagelaute der Natur in die Hymne der Gnade übergehen ließ.

Jene „Worte vom Opfer", jene unsterbliche Bitte: „Dein Wille geschehe!" sind die einzige und höchste Antwort auf alle Rätsel des Lebens, mit denen der „Weltschmerz" sich amüsiert, die das Herz des Mannes manchmal zerreißen. Jene Worte bringen Ruhe und Frieden; sie schaffen den Mut zum Kampf, die Kraft, die Ausdauer. Mit diesem Wort hat der Betende am Ölberg jene Dithyrambe des Leidens und der Liebe angestimmt, welche die Jahrhunderte hindurch in immer neuen Worten erklingt. Mit diesem Wort schuf er die wunderbaren Gestalten, die seine Leidensmale trugen in Leib oder Seele, die den goldnen Pfeil seines Seraphs ihr Herz durchbohren fühlten, deren Zunge kein anderes Lied als das Lied von Lieb' und Leiden stammeln kann.

Von Liebe vor allem. Das wahrhaftige Leiden ist die Frucht der Liebe. Im Körper ist es die Liebe der Lebenskraft, die uns leiden macht. Diese Lebenskraft trauert über den Verlust, den Schaden, der ihr zugefügt wird. Aber sie trauert nicht nur; sie sucht auch zu heilen. Dasselbe geschieht in der Seele; aber hier ist die Liebe stärker als der Tod. Denn hier kehrt die Liebe zurück zum Schöpfer, zum Leben, und bei jenem endlosen Leben findet sie die Kraft, das Leiden selbst umzuschaffen zu einem Lebenslos.

In den höheren, reinen Sphären des geistigen Lebens ist der Kampf bisweilen schwer und rauh, aber der Sieg ist Seligkeit. Hier erhält alles einen anderen Ton; man befindet sich auf den Höhen, und der Heldenmut findet hier seine Stätte. Der Heldenmut stimmt das Bewußtsein und die Kräfte höher. Aber in den dürren Kreisen des alltäglichen Gesellschaftslebens ist es anders mit dem Leiden, der Liebe und deren beider Vereinigung. Hier ist es schwer, die Ideale fest im Auge zu behalten, sie nicht zu verlieren; schwerer noch, sie ins Leben überzupflanzen, ohne dies Leben äußerlich aus der gewohnten Bahn zu führen. Es ist so leicht, als Märtyrer zu „posieren", — so schwer, es nicht zu tun. Des Schmerzes Selbstsucht zwingt so leicht zur Einsamkeit, wo Geselligkeit Pflicht wäre. Wir kommen so schnell dazu, das Leben in einen Kreis von lauter Traurigkeit und Schmerz zu schnüren und auch auf diesem Gebiet das Gesetz des rechten Verhältnisses und Maßes zu überschreiten, die phantastische Unendlichkeit der ersten Leidensstunde zu einer wirklichen zu machen, — ein Erzeugnis, dessen die Wirklichkeit spottet. Denn es gibt ja kein Leid, das ewig Leid bleibt. Dem „Magnificat" folgt Simeons Wort — das Schwert durch das Herz; aber dem Leiden unter dem Kreuze folgt das „Alleluja" der Auferstehung, folgt die Auffahrt zum Himmel.

Es bleibt trotzdem gewiß wahr, daß im täglichen Leben das Leid am schwersten zu überwinden und zu durchleben ist. Ihm steht scheinbar nichts Großes gegenüber. Das Leid ist das größte und höchste; nichts erhebt sich darüber. Alles ist nichtig bei diesem Leid. Man glaubt es, und scheinbar ist es so. Scheinbar; denn sieh nur, ob nicht höhere und heiligere Dinge als der Schmerz uns in diesem Leben umringen. Da ist die Pflicht, — ein hartes und ein kaltes Wort! Für die Selbstsucht, ja, aber ein Wort voll Kraft und Kern für die, welche es anhören und bewahren in ihrem Herzen. Ein Wort, das die dumpfe, bleierne Glocke des Ich-Lebens zerbricht und zerspringen läßt und das Auge wieder öffnet für jene weiten Horizonte, wo die Menschheit, — dein Nächster! — wandelt. Da ist das Opfer, jener Liebe höchste Tat, die nichts für sich verlangt, doch alles gibt, das Opfer, durch welches das Geschick zur väterlichen Macht wird, die im weinenden Kind keinen Widersetzlichen sieht, sondern einen Trostbedürftigen.

In den katholischen Romanen der Gräfin Hahn-Hahn ist diese Lehre Leben geworden. Aus den verborgenen Winkeln des „katholischen Lebens", dieses Lebens im Dunkel, in dumpfen, matten Sphären, in Bußzelle und Betstuhl, hat sie die strahlenden Gestalten hervorgerufen, die so anziehend sind, zugleich kraftvoll und sanft. In dem katholischen Leben selbst hat sie das hohe und heilige Mittel gefunden zur Heilung des Leidens, ein Heilmittel, das wohl abgewiesen wird, aber nicht untergeht. Dadurch bekommen alle Personen ihrer Romanwelt einen eigenartigen Zug, der sie zu außergewöhnlichen Gestalten stempelt und doch erkennbar macht und sogar gewohnt.

Man ist vielleicht übertrieben streng, wenn man die Geschichtschreiber der deutschen Literatur der bewußten und gewollten Ungerechtigkeit zeiht und dieses Urteil auf ihre Aussprüche über die katholischen Romane der Gräfin Hahn-Hahn gründet. Man muß nicht nur das literarische Erzeugnis, das Buch in seiner mehr oder minder schönen Gestalt, sondern auch den Geist kennen. Der Geist des katholischen Lebens ist diesen Kunstrichtern durchaus fremd. Sie haben nie seinen Hauch gefühlt, seinen Atem gespürt. Er fiel ihnen nie ins Auge oder unter die Hand. All ihr Ringen um Objektivität ist fruchtlos gegenüber dem katholischen Prinzip. Zuweilen siegt das natürliche Rechtsempfinden, was sich in einer mehr oder minder

gerechten Beurteilung offenbart; aber der Geist bleibt Kämpfer gegen den Geist, und die vollkommene Bewunderung kann nicht entsprießen, weil der Glaube fehlt.'

Ich habe diese Ausführungen übersetzt, hauptsächlich um eine Probe von der Schreibweise Schaepmans zu geben; dann aber auch, weil diese tiefgefühlten Sätze solch warmes Licht auf die christliche Weltanschauung werfen; nicht, weil sie mir bei den Hahnschen Romanen sehr passend erscheinen. Der hochgestimmte Autor hat den Einzelfall verallgemeinert und dabei die Hahn-Hahn auf eine allzu hohe Warte idealistischer Denkungsart emporgehoben. —

Kehren wir zu de Cock zurück! Wie kommt es, fragt er seinerseits, daß Nichtkatholiken die ‚katholischen Romane' Hahns so geringschätzen? Sollte Schaepman recht haben? Aber Annette von Droste, F. W. Weber, Hansjakob? Deren Werke sind doch auch vom katholischen Geiste beseelt, — und die Anerkennung ist allerseits groß. Dort kann also die Ursache kaum liegen. Der Verfasser will sie daher in den Romanen suchen und, — da er natürlich nicht alle Werke besprechen kann, — um jeden Vorwurf der Voreingenommenheit zu entkräften, den Roman näher betrachten, den Keiter mit überquellendem Lob 1880 im ‚Literarischen Handweiser' angezeigt hat. Es ist der letzte Hahnsche Roman ‚Wahl und Führung'. De Cock sagt darüber: ‚Die Sprache ist besser gepflegt als vor der Bekehrung: ebenso fließend, geschmeidig, vornehm, aber reiner, sorgfältiger, frei von Fremdwörtern. Der Unglaube an Keiters Lobhudelei beginnt zu wanken. Aber leider, jetzt folgen dreißig Seiten, die hier durchaus nicht hingehören. Haben Sie ältere Leute einmal gehört, wenn sie über alte Bekannten loslegen? ... Die alte Gräfin macht es hier genau so; von Anfang bis Ende beschreibt sie uns einen ganzen Stammbaum.'

Etwas weiter heißt es: ‚Es gibt schlimmere Dinge: Ihre Helden *leben* nicht, zum mindesten noch nicht. Wiederholt wird behauptet, daß sie diese oder jene Eigenschaft haben, daß sie so und so gut sind. Aber nirgends werden diese Eigenschaften in Tätigkeit gezeigt, nirgends wird jene Güte oder Schlechtheit uns handelnd vorgeführt. Ihre Helden sind nichts weiter als kalte, steife, tote Sprachröhren, — und wer dadurch spricht, ist die Hahn-Hahn. Und sie spricht in allen auf dieselbe Weise, in demselben Ton, in alten und jungen, großen und kleinen. Es kommen hier Kinder vor, Marinas Brüder. Aber wie naseweis sie auch sind, sie philosophieren, belehren, disputieren genau so wie ihre älteren Brüder. Sie sind unwahr, gekünstelt und leblos: Marionetten, die dem Ruck am Bindfaden gehorchen.

Was aus jenen Sprachröhren ertönt, ist aber weder töricht noch häßlich. Man bemerkt zwar, daß der Redner Aristokrat ist und alles durch eigene Brille sieht; aber was er sagt, ist erbaulich, gelehrt, unterhaltend, schön. Wer Lust hat, kann darauf meditieren und seinen Geist damit bereichern. Er kann, will er den weisen Rat auf sich selbst anwenden, ein guter Mensch dabei werden, vielleicht ein heiliger. Aber zum Unglück fällt dieser schöne Samen hier auf einen Felsen. Vom Roman erwarten wir nicht Belehrung, sondern Kunstgenuß. Und das hat die Erfahrung bewiesen auch für die Hahnschen Romane. Dr. Haffner berichtet es: „Wenn man, — wie wohl ein nicht unbedeutender Teil der Leser und Leserinnen ohnedies zu tun pflegt, — die etwas ausgedehnten Erörterungen von politischen und religiösen Fragen überschlägt, so hat man eine große Menge unterhaltender Eindrücke." Haffner hat hier loben wollen, scheint mir; aber unbewußt verurteilt er. Die katholischen Leser überschlagen also die langweiligen Reden, und sie haben recht. Aber sie haben unrecht, wenn sie den andersdenkenden Leser der Verleumdung und Parteisucht zeihen, weil er die Hahnschen Romane nicht schön

findet. Ein solcher Leser greift erst dann nach einem Roman, dessen Gedankenrichtung ihm fremd ist, wenn dieses Buch ihm genügenden Kunstgenuß bietet. Und bei der Hahn-Hahn wird dieser Genuß zu sehr vergällt. Wie viel weiser und zweckmäßiger hätte sie für Glauben und Kirche eifern können, wenn sie ihre Gedanken, anstatt sie in Romanform zu gießen, zum Ausdruck gebracht hätte in Streitschriften, in Briefen an das deutsche Volk, in Zeitschriften und Tagesblättern und dergl. mehr! Dann hätten die Denker aus dem feindlichen Lager von ihren Schriften Kenntnis genommen; dann hätten sie sich verteidigen müssen; es wäre ein fortgesetzter Zusammenstoß der Ideen gewesen, und daraus entspringt das Licht. Jetzt hat sie gepredigt vor Gläubigen und überdies ihren Künstlerruf verspielt.'

An Beispielen zeigt der Verfasser die Unnatur mancher Beschreibungen und das Konventionelle, Ausgeklügelte mancher Szenen in diesem Roman. Über die Liebe Marinas zu Arthur sagt er: ‚Hier haben wir endlich atmendes Menschenleben. Die Entstehung dieser Herzensverwicklung wird mit vieler Kunst, ergreifend und fesselnd geschildert. Hier bemerkt man, daß die katholische Taufe sie zu einer anderen gemacht hat. Früher hätte sie bei der Schilderung die Flammen der Leidenschaft hoch emporlodern lassen, hätte ein glühender Hauch über den Blättern gelegen, hätte sie uns mitgerissen in einer Hochflut poetischer Bilder. Jetzt ist das Feuer gemäßigt, seine Herrschaft ist abgegrenzt; es glimmt nur unter der Asche. Wie ruhig, wie kühl, wie überlegt jetzt ihr Stil ist! Es ist mehr Selbstbeherrschung, mehr Gleichgewicht in die Kunst der Hahn gekommen, aber dafür weniger Frühlingsfrische, weniger Unmittelbarkeit, weniger wilde Schönheit in Naturoffenbarungen.' Es folgen nun große Zitate aus dem Roman, und dann kommt der Verfasser etwas schnell und plötzlich zu seinem Endurteil.

‚... Wir glauben nunmehr zu dem Schluß berechtigt zu sein: Die grimme Entrüstung der katholischen Kritik ist durchaus nicht begründet. Zweifellos ist der gedankliche Inhalt in den katholischen Romanen der Hahn-Hahn viel besser, ausgezeichnet im Vergleich zu den vorkatholischen. Aber die Gedanken machen das Kunstwerk nicht. Errichte einen Turm von Wahrheiten, so hoch wie die Alpen, — daraus folgt nicht, daß du etwas für die Kunst getan hast. ‚Die Kunst findet ihren ersten und am nächsten liegenden Zweck in der Gestaltung des Schönen. Dieses Schöne ist nun an sich etwas anderes als das Wahre und Gute, wiewohl alle drei, als Ausstrahlungen von Gottes Wesen, in dem sie ungetrennt und ungeschieden bestehen, aufs engste mit einander verbunden sind und einander gewiß nie widersprechen dürfen. Was schön ist, muß wahr sein und gut.' (Binnewierts in ‚De Katholiek' 1901.) ... ‚Legt man literarische Maßstäbe an,' fährt de Cock fort, ‚so muß man gestehen, daß der Stil in den letzten Jahren gewonnen hat; ... aber es ist nicht zu leugnen, daß im allgemeinen das Dichterische geringer geworden, der Kunstwert gesunken ist. Der Grund des Übels liegt nicht tief verborgen. Was sollte es anders sein als die unwiderstehliche (unausstehliche?) Propagierwut der Autorin? Sie macht aus ihrem Roman ein Rednerpult....'

Nach einem großen Zitat aus Taine (Gesch. d. engl. Lit.) faßt de Cock seine Ausführungen, wie folgt, zusammen:

‚Ida Hahn-Hahn ist die ‚Schöpferin' gewesen erst des deutschen Frauenromans, später des spezifisch katholischen Romans. Als katholische Künstlerin steht sie insofern der nichtkatholischen nach, als sie nach ihrem Übertritt mehr direkt der Tendenz huldigt. In all ihren Romanen findet sich aber das Schöne nur sporadisch. Ihr bestes Ganzes hat sie außerhalb des Romans geliefert: in den Reiseerzählungen

und den Bildern aus der Kirchengeschichte. Diese sind wenigstens in ihrer Art vollkommen. Und alles in allem ist die Hahn-Hahn trotz ihrer Fehler „eine der interessantesten und begabtesten Frauen unseres Jahrhunderts“ (Rob. König), eine wirklich „geniale Natur“ (H. Mielke) gewesen, und das nicht so sehr um ihrer Kunst willen als durch die Art und Weise, worin sie ihr Wort gesprochen über alle Interessen ihrer Zeit und der Menschheit.‘

Wir sind zu Ende. Stellen das Buch fort, aber ganz befriedigt sind wir nicht. Ich fasse mich kurz. Verweise zunächst auf die eingangs gegebene Charakteristik. J. de Cock hat ein gutes Werk löblich getan; aber — er hat sich die Arbeit doch etwas gar zu leicht gemacht. Dies Buch ist eine gemütliche Plauderei, das seinen Wert dadurch bekommt, daß es eine bedeutende katholische Frau in den Niederlanden bekannter macht. Deshalb und weil die Akten über diese Frau noch nicht geschlossen, alle Dokumente also willkommen sind, ist ihm hier größere Beachtung gewidmet worden. Neues bringt dies Buch, wie man sieht, nicht. Die deutsche Gründlichkeit — die ja wohl oft zur Unergründlichkeit wird — ist diesem Buche fern geblieben. Der Deutsche will — um ein vielmißbrauchtes und reichlich eingebildetes Wort zu benutzen — etwas ‚Grundlegendes‘. Der Niederländer scheut das. Sein Bildungsgrad verträgt das nicht. Von dieser niederländischen Warte aus gesehen ist auch der Stil gut und lebhaft. Freilich, nach deutschem Begriff, haben die Niederländer überhaupt keinen Stil. Ich kenne nur wenige Gelehrte in Holland, deren Erzeugnisse literarisch hoch stehen. Auch die höchsten Dinge werden in diesem Land im allgemeinen ‚laag by den grond‘ abgehandelt. Wenn sie Schaepman als Muster nähmen....

Der niederländische Stil ist unendlich breit und hausbacken. Für jeden Begriff hat er zwei Ausdrücke nötig. Endlose Sätze. Blasse Bilder. Kein Schwung, keine Wärme. Ich verzeihe also de Cock die häufigen Wiederholungen. Weniger entschuldbar ist es, daß er an so manchen Stellen mit freundwilligen Zitaten aufwartet, wo eine klare Formulierung seinerseits erwünscht und nötig wäre. Das ist ein Fehler. Der Hauptfehler aber ist in meinen Augen das wenig ernste Eingehen auf die alles beherrschende Frage: Ist die bewußte und offenbare Tendenz im Kunstwerk vom rein ästhetischen Standpunkt zulässig? Die Romane der Hahn-Hahn gelten ja noch stets manchen Kreisen als Muster in ihrer Art — für Katholiken. De Cock hatte hier den besten Anlaß, einmal ausführlich zu beweisen, — nicht mit Zitaten, sondern mit der scharfen kritischen Sonde, — daß diese Werke die klassischen Beispiele sind, wie der ‚katholische Roman‘ — gestatten Sie das eigentlich unzulässige Wort! Ein Roman ist Roman, nichts weiter — *nicht* beschaffen sein soll; daß die Katholiken, wollen sie in der Literatur unserer Zeit einen Platz erringen, jeder direkten Tendenz endgültig zu entsagen haben. Was den Katholiken der Jetztzeit not tut, — der Herausgeber des ‚Hochland‘ hat es in seinen Schriften rastlos gesagt. J. de Cock bekennt sich in seinem Vorwort als Anhänger dieser Gedanken. Und — mag denn die ‚deutsche Gründlichkeit‘ in uns einige Enttäuschung gefühlt haben — das ist das Erfreuliche seines Buches, daß es uns den Beweis erbringt von dem auch in den Niederlanden erblühenden Wunsche nach einem befreienden Aufstieg der Katholiken zu lichtvolleren, abgeklärten Höhen, zum literarischen Hochland.

Neue Bismarckliteratur.

Die biographischen Rätsel, welche ein Genie aufgibt, reizen immer wieder zum Studium. Das Neue, welches uns unter Hinweis auf den Bismarck gewidmeten Aufsatz dieses Heftes beschäftigen soll, ist niedergelegt in folgenden Werken:

Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie von Oskar Klein-Hattingen. — 2 Bände. 709 + 651 + 206 S. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag 1902—1904.

Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Äußerungen. Von Hans Prutz. — 247 S. Berlin, Verlag Georg Reimer 1904.

Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Tagebuchblätter von Eugen Wolf. Mit drei Porträts und einem Brief in Faksimile. — 232 S. Berlin, Verlag Egon Fleischel und Co. 1904.

Bismarck-Brevier von Philipp Stein. — XII und 229 S. Verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig 1904.

Es sind vier Schriften von sehr verschiedenem Charakter. Das Kleinsche Werk ist eine groß angelegte Darstellung und Würdigung jenes unvergleichlichen Lebens und Strebens in seiner Universalität. Prutz zergliedert die intellektuelle und — zum Teil wenigstens — die gemütliche Grundlage des großen Mannes. Wolf dagegen zeigt uns den Kanzler im intimen Familienleben. Stein endlich bietet eine Anthologie von Aussprüchen Bismarcks. Wir haben also vor uns: Bismarck als Staatsmann, als Genie und als Privatmann. Sehen wir uns nach der Ausbeute um!

Klein-Hattingens herbes und fast schroffes Buch ist jedenfalls eine merkwürdige und höchst beachtenswerte Erscheinung, die bei der originellen Art, wie der Verfasser den Nationalheros ‚packt', von den einen mit Beifall und wohl etwas Schadenfreude, von andern mit empörtem Widerspruch, von den meisten mit einer gewissen Verblüffung entgegengenommen wurde. Mit der vulgären Bismarck-Legende räumt diese psychologische Studie unter allen Umständen gründlich auf. Ergötzlich war es, zu beobachten, wie gewisse Blätter, nachdem sie den ersten bis 1871 reichenden Band — es handelt sich hier vornehmlich um den Anteil Bismarcks am Emporkommen Preußens und an der Einigung Deutschlands — im allgemeinen zustimmend begrüßt hatten, nach dem Erscheinen des zweiten, der den inneren Ausbau des deutschen Reiches — mit den Episoden Kulturkampf, Wirtschaftspolitik, Sozialistengesetz, Verschleißung und Verelendung der Liberalen — untersucht und das abschließende Charakterbild des Kanzlers bringt, in ihrem Entsetzen über die offenherzigen Ungeniertheiten Kleins zu förmlichen Retraktationen sich herbeiließen. Gegenüber der bisherigen unkritischen Verhimmelung Bismarcks bedeutet das Werk allerdings eine Dissonanz, — aber keine unnötige, wie mir scheint. Ich will nicht sagen, Klein-Hattingen habe uns die Bismarck-Biographie geschenkt. Dafür macht sich schon der liberal-freidenkerische Standpunkt des Verfassers, besonders im zweiten Teile, zu sehr geltend. Auch läßt die Form, obwohl Darstellung und Stil oft eigenartig fesselnd sind, an Ruhe und Abgeklärtheit zu wünschen übrig. Franz Mehring hat nicht so unrecht, wenn er von dem Verfasser schreibt: ‚Er treibt Historie in einem gewissen Naturburschenstil, der das eine Mal zu burschikos, das andere Mal dann auch wieder zu hausbacken wird. Aber nach all dem methodischen Unsinn, der über Bismarck zusammenkonstruiert worden ist und noch immer wird, erfreut man sich gern an dem gesunden Menschenverstand, wenn er auch ohne alle

Methode ist, ja nicht einmal die methodischen Gewänder sieht, womit Bismarck bekleidet worden ist, und mit der naiven Ehrlichkeit des Kindes im Märchen ruft: ‚Der König geht ja nackt.‘ Diese Unbefangenheit, mag sie auch manchen neben den Panegyriken eines Hahn, Lenz, Marcks, Sybel oder Treitschke weniger ‚vornehm‘ dünken, scheint auch mir ein Vorzug. Dabei muß aber gleichzeitig betont werden, daß hier ein überlegener, ein scharfer, gesunder, historisch-kritischer Geist den ernsten Versuch gemacht hat, das Genie zu erfassen, wenn man auch nicht behaupten kann, daß er uns die — vielleicht stets verschlossene — völlige Lösung des Problems biete. Aber einen Schritt weiter in der Bismarck-Biographie hat Klein-Hattingen uns auf alle Fälle gebracht. Das ist um so mehr zu begrüßen, als fast alle bisherigen ernsten Bismarck-Bücher eigentlich nur weitere Materialbeiträge zu der immer unermeßlicher anschwellenden Bismarck-Literatur sind. Diese gewaltigen Stoffmassen — man vermißt die Berücksichtigung keines wesentlichen Teiles — hat der Verfasser unter besonderer Betonung des psychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Momentes mit logischer Schärfe und großem synthetischem und analytischem Geschick gegliedert, um die Menschen und den Zusammenhang der Dinge in einer entscheidenden Zeit in vielfach neuem und überraschendem Lichte zu zeigen.

Damit aber keine falsche Vorstellung von einer etwaigen ‚Tendenz‘ entstehe, sei ausdrücklich erwähnt, daß Klein dem Genie seines Helden volle Gerechtigkeit widerfahren läßt; dieser ist übrigens an sich so hochragend, daß es einer Idealisierung, die ihm nur das Markanteste und Intimste rauben würde, wahrlich nicht bedarf. Ich muß gestehen, der eiserne Kanzler ist mir nie so imponierend und groß erschienen als im klaren Lichte seiner menschlich wahren Charakteristik, die auch seine zahlreichen Fehler und Schwächen nicht verhüllt und uns klar sehen läßt in das oft recht bedenkliche Getriebe seiner von ihm so souverän beherrschten Umwelt und uns nie vergessen läßt, daß er trotz alledem und im Kampfe mit alledem so Gewaltiges geleistet hat. Wer mir dagegen eine makellose Apotheose aufreden will, der erweckt nur meinen Widerspruch. Was wir an Bismarck bewundern, das ist doch vor allem die einzigartige menschliche Persönlichkeit, vor deren Tugenden wir uns neigen und deren Fehler wir ablehnen. Und darin liegt ja gerade die meisterhafte Befähigung unseres Autors, die Personen aus den verschiedenen Situationen anschaulich und lebendig in dramatischer Bewegung herauszuarbeiten. Er ist in der Tat ein ‚Virtuose des literarischen Porträts‘; und so rechtfertigt sich denn hinreichend der Untertitel einer ‚psychologischen Biographie‘. Die Charakterstudien beschränken sich indessen nicht auf die Person Bismarcks; zu den interessantesten Partien des Werkes gehören noch eine Menge fein gezeichneter Charakterbilder seiner Zeitgenossen. Aus seiner freisinnigen Weltanschauung macht der Verfasser kein Hehl, und sie beeinträchtigt auch im allgemeinen seine Objektivität kaum. Für die rechte Würdigung des Religiösen scheint ihm aber leider das Organ zu fehlen; der katholischen Kirche und ihrem wahren Wesen steht er ziemlich verständnislos und mit vulgären Vorurteilen gegenüber.

Als besonders gelungen hebe ich noch hervor die psychologische Entwicklung des jungen Bismarck, seine Wesenscharakterisierung als Junker mit stark preußisch-partikularistischem Einschlag, seine Stellung zu den neuen Ideen, sein Verhältnis zu Wilhelm I., die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges (ein Muster der Entwirrung politischer Intriguen!), seine Ausnutzung der Liberalen, ‚der Kanzler und seine Leute‘ (höchst bezeichnend), die Motivierung seines Sturzes und schließlich den zusammenfassenden Lebensüberblick, der mit plastischer Schärfe und lapidarer

Wucht, aber bei aller unbestechlichen Wahrheitsliebe dem Genie ehrfurchtsvoll huldigend und ganz durchdrungen von der Größe der Aufgabe aus der Fülle gewaltiger Ereignisse das Fazit zieht. ‚Die geschichtliche Bedeutung Bismarcks,‘ sagt Klein-Hattingen, ‚bemißt sich nicht nach seinem Charakter, sondern nach seinen Zielen und Erfolgen. Wichtigste Frage daher: Welches waren seine Ziele? . . . Dies letzte Ziel war das, dem die große Mehrheit seiner Zeitgenossen im engern Vaterlande zustrebte; wenn er den deutschen Einheitstraum erfüllte, dann war er der providentielle Mann der Nation, für sie der Einzige, der Große. Und er fand den Weg, er wurde der Gründer des Reichs, — wie müßig, nach der Großtat mit ihm über die Wahl des Weges zu rechten! . . . Wir nehmen Abschied von Otto von Bismarck. Unsere Forderung sei da: Zeigen wir Deutschen, daß wir das Volk der Denker sind, indem wir auch diesem großen Manne gegenüber unser Urteil nicht gefangen geben! . . . Geben wir ihm, was ihm gebührt! Der Kampf ist aus. Wir stehen an einem Grabe. Ein Heldengrab deutscher Nation — Blumen drauf, nur Blumen!‘

Über die andern Bücher darf ich mich kürzer fassen. — Die Arbeit des Königsberger Professors Prutz hat sich das Thema gestellt, aus den verschiedenen schriftlichen und mündlichen Äußerungen Bismarcks und teilweise auch aus seinem privaten und öffentlichen Verhalten die Grundlagen und den Umfang der allgemeinen Bildung des großen Kanzlers zu erschließen und so einen Einblick in dessen geistige Entwicklung und intellektuelle Universalität zu gewähren. In der Tat muß es genußreich sein, den Bildungsgang eines Geistesriesen genauer zu verfolgen, schon an und für sich und besonders, weil eine solche Beobachtung uns im Verständnis seiner Größe fördern muß. Dabei wird sich stets ergeben, daß auch der schöpferische Genius auf den Schultern der vorausgegangenen Pioniere steht, daß auch er von der Vor- und Umwelt abhängig ist. So kann man auch, um mit Prutz zu reden, von Bismarck sagen, daß er die Gedanken verwirklicht habe, ‚welche aus der vorangegangenen Entwicklung von Generationen gewissermaßen die Summe ziehen und in Taten umgesetzt die Schicksale von Völkern und Staaten auf Menschenalter hinaus bestimmen.‘ Von diesen Erwägungen ausgehend untersucht der Verfasser mit bewundernswerter Akribie, deren eben nur ein deutscher Professor fähig ist, rückschauend an der Hand der gründlich durchforschten Aussprüche Bismarcks, welche Elemente der Bildung für Gemüt und Geist dieser aus den verschiedenen Quellen geschöpft haben muß, so z. B. aus den Schulstudien, aus der Bibel (sehr interessant!), aus der Volksweisheit (Sprichwörter, Volkslied), dann namentlich sein Verhältnis zum klassischen Altertum, zur deutschen Literatur und deren Klassikern, zu den neueren fremden Sprachen und Literaturen, sowie seine historischen Anschauungen. Das alles wird durch eine unzählige Menge von Zitaten belegt, was freilich dem Ganzen stark den Charakter etwas pedantischer Stubengelehrsamkeit verleiht. Für den Bismarck-Biographen liegt hier jedenfalls viel wertvolles Material gesammelt und wohlgesichtet vor; für den Durchschnittsleser aber wird diese Aneinanderreihung leicht langweilig wirken, zumal sich eine Anzahl von Wiederholungen findet. Sachliche Schnitzer sind mir — abgesehen von den landläufigen Vorurteilen über Catholica — nicht aufgefallen bis auf die unbegreifliche Behauptung (S. 91), daß der wundervolle Hymnus ‚Vexilla regis prodeunt‘ auf — polnischen Brauch zurückgehe, während er unzweifelhaft von Venantius Fortunatus (530—600) stammt und seit sehr alter Zeit im Brevier und sonst in der Liturgie vorkommt. Bemerkt zu werden verdient noch, daß der Verfasser auf Grund der an Bismarck gemachten

Erfahrungen entschieden für die humanistische Grundlage der höheren Bildung eintritt und vor überstürzten Neuerungen warnt.

Eine recht liebenswürdige Gabe sind Eugen Wolfs, des bekannten Welt- (namentlich Afrika-) Reisenden, Bismarck-Erinnerungen. Auf den ersten Blick könnte man meinen, es handle sich in diesen Aufzeichnungen über die persönliche Berührung des Verfassers mit dem Exkanzler — der Verkehr fällt ausschließlich in die Zeit nach der Entlassung Bismarcks — zum guten Teile um äußerliche Nichtigkeiten; denn es ist in dem Buche ein wenig viel von gutem Essen und Trinken und ähnlichem die Rede. Bei genauerer Wägung merkt man aber, wie gerade das liebevolle Vertiefen in die Einzelheiten, kunstvoll und fein abgewogen, mosaikartig das Charakterbild des Einsiedlers von Friedrichsruh um manch intimen Zug bereichert und den Mann der ‚Blut- und Eisen'-Politik in menschlich schönem Lichte und im Kreise seiner vornehm-gemütlichen Häuslichkeit zeigt, aus der besonders die anziehende Gestalt seiner Gemahlin hervortritt. Von allgemein-politischem Interesse sind vorzüglich einige Äußerungen des Fürsten über Kolonialpolitik. Angenehm berührt die achtungsvolle Art, wie der protestantische Autor von seiner Audienz bei Leo XIII. spricht. Die Unmittelbarkeit, mit der die anscheinend kaum retouchierten Tagebuchblätter wiedergegeben werden, verleiht den Wolfschen Memoiren in Verbindung mit der natürlich-frischen und edlen Sprache besondern Reiz und Wert, wenn man auch die bedingungslose Begeisterung des Verfassers nicht allweg teilen kann. Für die Gemeinde der Bismarck-Enthusiasten, zu der ich nicht gehöre, muß diese feine, stimmungsvolle Lektüre ein auserlesener Genuß sein.

Und nun noch das ‚Bismarck-Brevier'! Ja, haben wir es denn schon so weit gebracht, daß man sogar Bismarck-Gebetbücher herausgibt? Nun, für diejenigen, welche etwa denken sollten, man wolle das ehrwürdige Andachtsbuch der Kirche durch den Kultus des ersten Reichskanzlers ersetzen, sei bemerkt, daß der vorliegende Band einfach eine Nummer der bei Schuster und Loeffler erscheinenden ‚Brevier-Bibliothek' ist, in welcher deutsche Dichter und Denker in charakteristischen Geistesblitzen vorgeführt werden. Über die Auswahl der hier vereinigten Aussprüche Bismarcks läßt sich ja streiten; es muß aber anerkannt werden, daß sie im allgemeinen für den Geist des ‚Schicksalsmenschen der deutschen Geschichte' bezeichnend sind. Ob die unter den beiden Rubriken ‚Bismarcks Selbstcharakteristik' und ‚die Welt im Urteile Bismarcks' untergebrachten Zitate jedoch, wie der Herausgeber meint, eine ‚Selbstbiographie' des Säkularmenschen ergeben, möchte ich nicht entscheiden. Nicht zu leugnen aber ist, daß sie nicht nur bequeme Blicke auf sein Charakterbild vermitteln, sondern Bismarck auch durch hervorragende Proben seiner eigenartigen Sprachkunst als ‚einen Klassiker der deutschen Prosa des 19. Jahrhunderts' zeigen, zu denen er zweifellos gehört. Stein ist übrigens auch der Herausgeber der Reclamschen Ausgabe von ‚Fürst Bismarcks Reden'; eine völlig befriedigende Sammlung dieser Reden wird leider noch bis heute vermißt.

Johannes Mumbauer.

Technik und Ethik.

Was haben denn die beiden miteinander zu tun? So wird mancher Leser verwundert fragen, der an irgend einen ihm bekannten technischen Betrieb denkt. Maschinen haben doch kein Gemüt; und je billiger man produziert, um so mehr gewinnt man; wo bleibt da Raum für das Walten der Dame Ethik? Anderer Meinung wird werden, wer eine kurze Schrift* über dieses Thema liest, die in prägnanter Fassung die verschiedenen Möglichkeiten des Zusammentreffens der beiden Mächte erörtert. Ethik, die große Geistesmacht; Technik, durch die sich der Mensch die Naturkräfte dienstbar macht, sie müssen sich vielfach berühren.

‚Denn die gesamte technische Arbeitsleistung einer Nation ist doch in erster Linie ein Produkt von lebendigen Menschen, hängt von der Stärke und Feinheit ihrer Arbeitsmotive, von der Sicherheit und Freudigkeit ihres Zusammenwirkens ab und bedarf daher . . . . der richtigen Beurteilung und Behandlung des wirklichen Menschen mit all seinen mannigfachen Bestrebungen, Bedürfnissen, Leidenschaften und Schwächen.‘

Die Arbeit des Verfassers geht jedoch weit über solche allgemeine Gesichtspunkte hinaus und in das Detail auf teilweise überraschende Weise ein. Zunächst wird die obige Behauptung durch eine Reihe von Autoritäten gestützt; schon Robert Owen nannte den Menschen ‚die feinste und komplizierteste Kraftmaschine‘, Makaulay ‚die Maschine aller Maschinen‘; ein neuerer Technologe findet den Satz, die ‚ökonomische Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit sei eine ganz ungeheure‘, und wählt den Terminus ‚Innenwirtschaft‘ für die Aufgabe, die menschliche Persönlichkeit zu produzieren und mit fortwährender Veredlung zu erneuern.

Weiterhin wird die Frage aufgeworfen, inwieweit die ganze technische Kulturarbeit von dem Zustand der gesamten sittlichen Kultur, also der technische vom ethischen Fortschritt der menschlichen Gesellschaft abhängig ist. Die historische Prüfung weist der Religion eine bedeutende Rolle zu und bringt dafür Zeugen in Aussprüchen des Amerikaners Hyslop, von Werner Siemens, Justus Liebig, Dubois-Reymond, Joseph de Maistre. All diesen scharfen Köpfen ist die Notwendigkeit idealer Gesinnung zur Erreichung großer sozialer und technischer Leistungen nicht entgangen, ‚der Fähigkeit des einzelnen, durch die Vorstellung von Gütern und Zielen sich bestimmen zu lassen, die weit über die vergänglichen Belohnungen des Augenblicks hinausgehen und nicht einmal persönlichen Ruhm und Anerkennung versprechen können‘. Blüten ethischer

* Fr. W. Förster, Technik und Ethik. Leipzig, Felix 1905.

Zucht sind, die tiefe Geduld und Sorgfalt, die Gewissenhaftigkeit und Ausdauer im kleinen, jene höchste Präzision und Genauigkeit um der Sache selbst willen', wie wir sie in Wissenschaft und Technik bedürfen, und die das vorchristliche Heidentum noch nicht gekannt hat.

,Indem es der Menschenbrust das heiße Streben nach unbedingter Erkenntnis einflößte, vergütete das Christentum der Naturwissenschaft, was es lange an ihr verschuldet hatte.'

Endlich bei der speziellen Betrachtung des Zusammenhangs von Ethik und menschlicher Arbeit findet man höchst originelle Beispiele. Die ‚technische Bedeutung des geistigen Faktors' wird illustriert durch die Zahlen, wieviel Arbeiter zur Beaufsichtung von Spindeln in Spinnereien nötig sind. Auf 1000 Spindeln kommen in Bombay 25 Arbeiter, in Italien 13, in Deutschland 9, in der Schweiz 6 und in England nur — 3! Die Intelligenz des englischen Arbeiters ist also 8mal so groß als die des indischen! Und zur Gesamtbeaufsichtigung genügt in England 1 Aufseher für 60,000 Spindeln, in Deutschland nur für 15,000. (Diese Statistik vor zehn Jahren.) Das ist ja nun direkt keine Ethik, wohl aber indirekt; denn Charakter, Selbstzucht und Mäßigkeit gehören dazu, um seine Leistungsfähigkeit so zu steigern, wie es diese Zahlen zeigen. Speziell der englische Arbeiter ist, obwohl der teuerste, doch letzten Endes am billigsten, weil er am kräftigsten genährt auch am intensivsten arbeitet, die meiste Bildung, Ehrgefühl und Selbstverantwortlichkeit besitzt. Es herrscht da ein ganz ähnliches Gesetz wie beim Einkauf, wo längst feststeht, daß die teuerste Ware die billigste, weil dauerhafteste ist (von speziellen vergänglichen ‚billigen' Artikeln abgesehen), und dadurch der Kapitalist, der teuer kaufen kann, den Vorteil hat. Einen Fall von direktem Einfluß der Ethik, allerdings hier eines Mangels an Idealismus, der sich in technischen Schäden rächt, beleuchtet (S. 32) folgendes Beispiel:

‚Eine große Firma hatte für Torpedoboote die Aufgabe, möglichst unmagnetische Stahlsorten (Eisenlegierungen) herzustellen. . . . . Bei der experimentellen Aufsuchung solcher Legierungen wurde es versäumt, die Temperaturgrenzen der Untersuchung hinreichend weit auszudehnen . . . in der engherzigen Auffassung, man brauche dabei nicht über das nächste praktische Bedürfnis hinauszugehen. „Für eine allgemeine Behandlung der Aufgabe zu wirken" fühle man sich nicht veranlaßt. Das Resultat war ein Fehlschlag der ganzen Konstruktion, der in einem Seekriege geradezu die Entscheidung hätte beeinflussen können.'

Mit Recht zieht der Verfasser aus der Diskussion dieses Falles und ähnlicher Erscheinungen, die eine Richtung auf den Augenblickserfolg und den greifbaren Nutzen zeigen, den Schluß, daß

‚dasjenige Land die größte Zukunft hat', das die geistig-sittlichen Fundamente seiner technischen Arbeit am tiefsten legt, selbst wenn sich solche Fundamentierungen nicht sofort kulturell verzinsen'. P.

Freie Ehe und freie Scheidung.

Wenn man Ellen Key und ihren Essays ‚Über Liebe und Ehe' (Berlin bei S. Fischer 1904) glauben dürfte, dann vollzöge sich in unseren Tagen eine tiefgreifende Neugestaltung aller auf das Geschlechtsverhältnis be-

züglichen Sittlichkeitsbegriffe. Namentlich in bezug auf die Ehe soll jetzt eine Begriffsentwicklung zum Abschluß gebracht werden, die in dem Augenblick begann, da man die Ehe nicht mehr als ein heiliges und unauflösliches Band, sondern als ein ‚weltliches Ding' betrachtete. Ellen Key sagt einmal:

> ‚In bezug auf die Ehe, wie in allen anderen Beziehungen, ist das Luthertum die Halbheit, die Brücke zwischen zwei folgerichtigen Weltanschauungen, der katholisch-christlichen und der individualistisch-monistischen. Und Brücken sind dazu da, daß man hinübergeht, nicht daß man darauf stehen bleibt.'

Was nun soll das Menschengeschlecht jenseits der Brücke finden? Darüber gehen die Meinungen der ‚fortgeschrittensten' Sexualmoralisten weit auseinander, und unter dem Schlagwort ‚Freie Liebe' verbergen sich die verschiedenartigsten Vorstellungen, vom sozialistischen Kaninchenstall bis zur individualistisch-sublimen, aus Prinzip unfruchtbaren Erotik. Im allgemeinen gehen die fraglichen Autoren nicht gern auf die nähere Beschaffenheit der Zukunftsehe ein, sondern ziehen es vor, recht kräftig auf die Gegenwartsehe zu schelten. Insbesondere über die katholische Auffassung der Ehe ergießen sie alle die volle Schale ihres Zorns, weil hier der Charakter der unaufhebbaren Verpflichtung, der ehelichen ‚Fessel' am entschiedensten ausgeprägt ist.

Die Kritiker der christlichen Ehe schöpfen dabei ihre Vorstellung von der bekämpften Institution durchweg aus einer falschen Quelle: sie bestimmen Wesen, Wirkungen und Folgen der christlichen Ehe nicht aus den Fällen ihrer reinen und echten Durchführung, sondern aus jenen vielfach verfälschten Beispielen, denen man allerdings in ‚christlichen' Landen nicht selten begegnet. Die kirchliche Weihe allein, oft nur um des guten Tones willen oder aus anderen äußeren Rücksichten begehrt, macht eine Ehe noch lange nicht zu einer christlichen. Dazu gehört vor allem die christliche Gesinnung der Eheschließenden und die hieraus fließende Auffassung ihrer unwiderruflich übernommenen Pflichten.*

In sittlichen Angelegenheiten gibt es keine andere Freiheit als das Entschließen und Handeln nach der Stimme des eigenen Gewissens. Diese Freiheit eignet der christlichen Ehe ihrer Idee nach in eminentem Maße: Die Eheschließenden wissen, daß ihr Entschluß in erster Linie den durch die Natur der Ehe bedingten sittlich-religiösen Anforderungen entsprechen muß, daß kein Zwang materieller, sinnlich leidenschaftlicher oder gesellschaftlicher Art die Knüpfung des heiligen Bundes rechtfertigen kann. Die Frage des Priesters am Altar geht auf die Freiheit und Wohlüberlegtheit des Verehelichungswillens; wer darauf nicht mit dem Herzen ‚Ja' sprechen kann, der mißbraucht das Sakrament; wer aber das ‚Ja' aus dem Gewissen spricht, der tut dies nicht nur für heute und morgen, sondern für alle Tage.

Die freie Scheidung wird unter anderem gefordert als Schutz gegen die Folgen der Übereilung beim Eheschluß. Diese Forderung widerspricht den

* Man vergl. diesbezüglich auch die Bemerkungen von Lady Blennerhasset in der Besprechung von Bourgets ‚Divorce'. Hochland Bd. III, S. 319 ff., namentlich auf Seite 325.

elementarsten Gesetzen sittlicher Gesundheitspflege: tiefwurzelnde innere Übel lassen sich nicht durch nachträgliche Gegenmittel beseitigen, ihrem Auftreten muß von vornherein nach Menschenmöglichkeit vorgebeugt werden. Gegen übereilte Verehelichungen schützt nur die Erziehung zur Gewissenhaftigkeit in allen Entschlüssen und am allerkräftigsten das Bewußtsein von der Unauflöslichkeit der Ehe. Wo trotzdem ein zerstörendes Übel unheilbar einreißt, bietet die Zulässigkeit getrennter Lebensführung ein ausreichendes Sicherheitsventil. Wohin die Freiheit der Ehescheidung führt, das zeigen zur Genüge gewisse amerikanische Zustände, gegen die jüngst Präsident Roosevelt seine Stimme erheben mußte. Manche seiner Landsleute haben ihm deshalb vorgeworfen, er sei ‚der katholischen Kirche allzu geneigt'.

In der Tat ist es nicht zu leugnen, daß allein die katholische Kirche die Heiligkeit der Ehe gegenüber allen Stürmen schützt. Wer überhaupt einmal die Scheidung zuläßt, der gelangt bei folgerichtigem Denken schließlich zur völligen Verneinung der Ehe im alten, bindenden Sinn. So auch Ellen Key, obwohl sie keineswegs zu den radikalsten Geistern gehört und die alten Begriffe der ehelichen Pflichten und Rechte nicht einfach streichen, sondern durch höhere, ‚neuschaffende' Gedanken ersetzen will. Trotzdem kommt sie aus ihren individualistischen Voraussetzungen zu der absurden Forderung, daß den Verheirateten die volle Handlungsfreiheit der Unverheirateten gewahrt bleiben müsse, das freie Verfügungsrecht über ihre Person und ihr Eigentum. Treue könne niemals versprochen werden, sondern sei jeden Tag neu zu erringen:

‚Wenn die Scheidung frei wird, dann wird man in der Ehe die Aufmerksamkeit der Verlobungszeit für die Seelenbewegungen des anderen bewahren, die Feinfühligkeit des Betragens, das Bestreben, sich zu erneuern, um zu fesseln. . . . . Die Sicherheit des Besitzrechtes schläfert jetzt den Eifer, zu erringen, ein; der Zwang, zu erwerben, wird auf diesem wie auf allen Gebieten die Energie anspannen.'

Also auch diese ‚freie Ehe' entbehrt, wie man sieht, des Zwanges nicht; nur ist es kein Zwang des Besitzes, sondern der eines unablässigen Werbens. Ein echt weiblicher Gedanke: die Ehe verneint um des immer erneuten Brautstands willen; ein echt weiblicher Gedanke auch darin, daß er der Logik der natürlichen Tatsachen so gar keine Rechnung trägt, sondern gerade ihnen den schlimmsten Zwang antut. Selbst Frau Nyström-Hamilton, die bewundernde Biographin der Ellen Key,* sieht über deren Darstellung öfters ‚einen Schleier von lyrischer Stimmung' gebreitet und gibt einen teilweisen ‚Mangel an Konsequenz' zu. ‚Schleierhaft' sind in der Tat viele ihrer Gedankengänge, und von ‚lyrischer Stimmung' kann man insofern sprechen, als man ihre Essays oft nicht für ernstgemeint, sondern für eine dichterische Phantasie halten möchte. Um dann freilich erst recht darauf ihr eigenes unzartes Wort anzuwenden:

‚Es dürften — nach einer sehr milden Berechnung — von den Frauen der Erde jährlich wohl hunderttausende (?) Dichtungen und Kunstschöpfungen hervorgebracht werden, die besser kleine Jungen und Mädels geworden wären!'

* ‚Ellen Key, ein Lebensbild,' Leipzig bei Haberland 1904.

Wenn man aber ihre ernstgemeinten Forderungen auch ernst zu nehmen sucht und ihr Zukunftsbild von einer ‚seelenvolleren Sinnlichkeit', von dem ‚sozialen Individualismus (welcher Widerspruch!) auf dem Gebiete der Erotik' in seinen Konsequenzen ausdenkt, so zeigt sich jedem, der die menschliche Natur kennt, daß alle diese ‚Freiheit' der Scheidung nur zur schlimmsten sittlichen Unfreiheit führen müßte, zur sexuellen Triebesknechtschaft im brutalen Sinn. Wir sagten, das zeigt sich jedem, der die menschliche Natur kennt; daraus ergibt sich ein mildernder Umstand für die vielbelesene Ellen Key; denn bei einem Berliner Vortrag (vgl. im ‚Tag' Nr. 93) gestand sie, ‚persönlich auf dem Gebiete der Ehe und der Liebe so gut wie gar keine Erfahrungen gemacht zu haben.' Das merkt man aber auch überall.

Manche werden vielleicht sagen, wir eröffneten die schlimme Perspektive aus den Keyschen Prinzipien nur auf Grund unserer ‚christlichen Anschauungen von der Verderbtheit der menschlichen Natur'. Solchen Vorwürfen wird der Hinweis vorbeugen, daß gerade auch ein Verfechter der religionslosen Ethik dieselben Konsequenzen aus der Keyschen Forderung freier Scheidung zieht: Dr. F. W. Förster wirft ihr in einem Artikel über ‚Freie Liebe' (vergl. die Wochenschrift ‚Der Samstag', Nr. 13 vom 25. März 1905) vor, das heiße ‚alle menschliche Kultur wieder der elementarsten Begehrlichkeit ausliefern', und fährt bemerkenswerterweise fort:

> ‚Ehe und Liebe sind nicht nur Veranstaltungen zum Ausleben dessen, was man hat, sondern in noch viel höherem Maße Gelegenheit zur Erringung dessen, was der natürliche Mensch noch nicht hat: Tiefes Mitfühlen mit dem Mitmenschen, tiefes Mißtrauen in unsere eigene Vollkommenheit, wachsende Erlösung von der Tyrannei sinnlicher Triebe und Leidenschaften. Aus solcher inneren Kultur wächst erst die größte Liebe. Das ist das Große an der lebenslänglichen, geweihten Ehe, daß sie zugleich Erfüllung des Sinnlichen und innere Befreiung davon ist – durch die Fülle der Aufgaben, die sie an die Selbstbeherrschung und das Mitempfinden stellt.'

Hier spricht sich also ein Vertreter der ‚ethischen Kultur' gegen freie Ehe und gegen freie Scheidung aus und fordert ausdrücklich die lebenslängliche geweihte Ehe um ihrer menschenveredelnden Wirkungen willen. Unklar bleibt nur, wie Förster den Charakter der Weihe und Unauflöslichkeit ohne religiöse Grundlage sichern will. Die bisherigen Erfahrungen der Weltgeschichte reden jedenfalls in dieser Hinsicht eine ganz eindeutige Sprache: Nur dort ist die Auffassung der Ehe ungetrübt geblieben, wo man sie als gottgesetztes Heiligungsmittel, als Sakrament erkennt und bedingungslos dem Worte des Heilands Folge leistet:

Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen.

Dr. E

Geschichte.

Joseph Georg Stroßmayer †. Die herrliche Kathedrale, die Bischof Stroßmayer in seiner Residenz Diakowar 1866 bis 1882 bauen ließ, trägt am Haupttor die Inschrift: ‚Der Ehre Gottes, der Einigkeit der Kirchen, der Liebe und Eintracht seines Volkes gewidmet von Josip Juraj Stroßmayer.' In dieser dreifachen Devise sind die Ideale ausgesprochen, denen der Verewigte sein ganzes Leben geweiht hat, und zu denen er sich auch allezeit mit Feuer und Freimut bekannte. Die Wiederaufrichtung eines großen südslavischen Reiches, die ihm als heißersehntes Ziel vor Augen stand, würde in erster Linie die Abwerfung der magyarischen Vorherrschaft bedeuten (die Zahl der Magyaren in Kroatien und Slavonien beträgt nur rund 3 % der Gesamtbevölkerung), in zweiter Linie aber auch eine Schwächung des Deutschtums und eine Vergrößerung der panslavischen Gefahr. Ein Lob kann aber auch der deutsche Beurteiler der slavischen Propaganda Stroßmayers nicht verweigern: Er betrieb sie mit geistigen Mitteln; er wollte sein Volk durch kulturelle Hebung zu der Rolle befähigen, für die er es berufen glaubte. In den 56 Jahren seines Episkopats, das er 1849 bis 1905, also bereits seit seinem 34. Lebensjahr, inne hatte, war er unermüdlich in der Gründung von Schulen und in der Förderung jeglichen höheren Bildungswesens. Universität und südslavische Akademie in Agram, die öffentliche Gemäldegallerie in Diakowar und die malerische und bildnerische Ausstattung des dortigen Domes sind bleibende Zeugnisse seines schöpferischen Eifers für Wissenschaft und Kunst. Seine ganz besondere Sorge war selbstverständlich der bestmöglichen Ausbildung des Klerus zugewandt; er gründete ein besonderes Seminar für die bosnischen Kroaten und restituierte noch 1901 das illyrische Institut zu Rom. Durch Einführung der altslavischen Liturgie, deren Schönheit auch Leo XIII. bei seinen Unionsbestrebungen stets gerühmt hat, hoffte er der kirchlichen Vereinigung aller Südslaven die Wege zu ebnen und damit die gänzliche Beseitigung des griechischen Schismas näher zu rücken. Nur in diesem Sinn kann sein übel vermerktes Telegramm an den Kiewer Slavenkongreß (1888) verstanden werden, in dem er von einer Weltmission des russischen Volkes spricht, einer Weltmission, die es, wohlgemerkt, ‚im wahren Glauben' zu erfüllen habe.

Die Befürchtung, ein neues Hindernis der Kircheneinigung geschaffen zu sehen, war sicherlich nicht der letzte Grund, aus welchem Stroßmayer sich der oppositionellen Minderheit auf dem Vatikanischen Konzil anschloß. Durch seine glänzende, geistvolle Redegabe und die vollkommenste Beherrschung der lateinischen Sprache,

die ihm auch die Bewunderung seiner Gegner gewannen, wurde er zum Wortführer der Minorität, und sein damaliges Auftreten hat seinen Namen weit mehr in der Welt bekannt gemacht als seine großartige Kulturarbeit im Heimatland. Wenn man aber die Darstellungen der damaligen Vorgänge, wie sie namentlich von P. Granderath, Lord Acton und dem Altkatholiken Friedrich vorliegen, in unseren Tagen unbefangen auf sich wirken läßt, muß man sagen, daß die ganzen Streitigkeiten und damit auch die Reden Stroßmayers in jener erregten Zeit doch zu einer übertriebenen Wichtigkeit aufgebauscht worden sind. Der Freimut, mit dem er seine Meinung verfocht, verdient vollste Bewunderung; aber man muß doch auch zugeben, daß er eine nicht völlig geeignete Gelegenheit benutzte, sich manches recht weitschweifig vom Herzen herunter zu reden, was nicht zur Sache gehörte und daher den Unwillen der Versammlung erregen mußte. Vor allem aber hat es sich bei seiner Opposition wesentlich um Fragen der Geschäftsordnung und kirchlichen Verwaltung gehandelt, nicht etwa um das Unfehlbarkeitsdogma. Was dieses angeht, so hat er sich gleich den anderen widerstrebenden Bischöfen nicht gegen den Lehrinhalt als solchen prinzipiell ausgesprochen, sondern nur gegen die diesbezügliche Beschlußfassung in der geplanten Form. Der stürmische Auftritt, zu dem es bei seiner letzten Rede am 23. März 1870 kam, entstand auch gar nicht wegen dieser Meinungsverschiedenheit, sondern wegen eines Ausspruchs, der dem Redner zur Ehre gereicht, während über das Verhalten vieler Zuhörer auch P. Granderath urteilt: ‚Von den Bischöfen im allgemeinen hätte man etwas mehr Ruhe und Würde erwarten dürfen.‘ Freilich muß man auch hier wieder sagen, daß Stroßmayer sich nicht streng an die Sache hielt. In dem der Versammlung vorgelegten Schema war der Protestantismus in scharfen Ausdrücken verurteilt, wobei natürlich nur sein konfessionelles Prinzip, nicht seine Bekenner gemeint waren. Dieser letzteren nahm sich Stroßmayer an und erklärte: „Ich glaube, daß in der Mitte der Protestanten eine große Zahl von Männern lebt, welche ... unseren Herrn Jesus Christus noch lieben und darum verdienen, daß auf sie die Worte des großen Augustinus angewendet werden: „Sie irren, aber sie irren im guten Glauben; sie sind Häretiker, aber niemand halte sie für Häretiker.“‘ Daß eine solche Äußerung bei vielen der 800 Versammelten so lebhaften Unwillen wachrufen konnte, läßt sich nur daraus erklären, daß die Betreffenden noch kaum je mit christusgläubigen Protestanten in nähere Berührung gekommen waren und von denselben eine mehr oder minder abenteuerliche Vorstellung besaßen. Uns deutschen Katholiken aber ist dieses versöhnliche Wort des kroatischen Bischofs aus dem Herzen gesprochen; denn wir sind von demselben Wunsche erfüllt, daß unser Volkstum dereinst ‚im wahren Glauben‘ seine Weltmission erfülle, den Stroßmayer gegenüber seinen russischen Stammesbrüdern ausgesprochen hat. Es liegt im Wesen der Welt, daß gerade solche Worte oft einen Sturm des Widerspruchs und der Mißverständnisse erregen, die zur Versöhnung und Aufklärung gesprochen sind. So erging es mehr als einmal dem verewigten Bischof, der als streitbar erschien, während sein innerstes Wesen der Friede war.

Dr. M.

Für die Geschichte der Reformationszeit und ihre vertiefte Erkenntnis bedeutet die neueste Arbeit des auch in protestantischen Kreisen seiner objektiven und leidenschaftslosen Forschung wegen hochgeschätzten Historikers Nikolaus Paulus über ‚die deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther‘ (Freiburg 1903, Erläuterungen zu Janssens Geschichte) eine wertvolle Förderung. Paulus bringt immer neues. Aus dem vor-

liegenden Buche, in dem nicht weniger als 33 meistens ganz vergessene Ordensmänner auf Grund zuverlässiger Quellen und an der Hand eines reichen bibliographischen Apparates in ihrem Auftreten gegen die Neuerung Luthers behandelt werden, ergibt sich klar, daß die alte Kirche nicht, wie man vielfach annahm, anfangs der Wittenberger Bewegung rat- und tatlos gegenüberstand. Speziell dem Dominikanerorden war, auch von katholischer Seite, der Vorwurf gemacht worden, daß sie mehr lärmten und schrien, als schrieben. Aber die eingehenden Forschungen von Paulus bedeuten für ihn eine Ehrenrettung: ‚Man kann wohl sagen, daß keine andere religiöse Genossenschaft so zahlreiche und so treffliche literarische Vorkämpfer gestellt hat wie der Orden des heiligen Dominikus.‘ — Im Anschluß an diese Arbeit sei wegen seiner Wichtigkeit für die vorreformatorische Dogmengeschichte ein kürzlich erschienener Aufsatz desselben Verfassers erwähnt: ‚Die Reue in den deutschen Beichtschriften des ausgehenden Mittelalters.‘ (Zeitschr. f. kathol. Theologie 1904, S. 1—36.) Seit Dieckhoff und Harnack stand in protestantischen Kreisen fest, daß durch die allgemeine Praxis der unvollkommenen Reue in der mittelalterlichen Kirche ‚eine Freiheit des Sündigens begründet‘ wurde. Aber so wenig stichhaltig ist das Material, wodurch man diese Ansicht begründete, daß Paulus nach peinlich genauer Untersuchung einer großen Anzahl gedruckter und handschriftlicher Beichtbücher feststellen kann: ‚In keiner einzigen deutschen Beichtschrift des ausgehenden Mittelalters wird die Reue aus bloßer Furcht als genügend dargestellt.‘ Der hervorragende Forscher stellt weitere Untersuchungen ähnlicher Natur in Aussicht. Die vornehme Ruhe und die fast mathematische Zuverlässigkeit seiner Arbeiten sichert ihnen Beachtung in beiden Lagern. Sie scheinen am besten geeignet, den Weg zu bahnen zu dem Ziele, dessen Erreichung Finke in seiner Lamprechtstreitschrift bei den herrschenden Gegensätzen in der Beurteilung der kirchlichen vorreformatorischen Zustände für erstrebenswert und möglich hält: ‚Was wir erreichen können, ist eine in den Hauptpunkten einheitliche Auffassung der Zeit vor der Reformation, der guten und schlechten Seiten des ausgehenden Mittelalters, der Auswüchse und der Lebenskraft des damaligen kirchlichen Lebens, schließlich auch der historischen Entwickelung der protestantischen Reform nach ihren Schäden und Vorzügen.‘

Dr. L. Pfleger.

Volksbildungswesen.

Die Aufgabe der Volksschule. Der Streit über die wahren Bildungszwecke im allgemeinen ist schon alt und noch immer neu. Einen Ueberblick hierüber gibt uns O. Willmann in seiner ‚Didaktik als Bildungslehre‘, Bd. II. § 32. Während die Griechen energischer gegen das Banausische ankämpften, neigten die Römer immer zum nützlichen Lernen. Die reinen Bildungszwecke erlangten nicht einmal im scholastischen Mittelalter die unbestrittene Herrschaft und traten in der Folge mehr und mehr in den Hintergrund, um allerdings im 19. Jahrhundert wieder mehr zur Geltung zu kommen und einen heftigen Kampf mit dem erstarkten ‚Utilitarismus‘ in Theorie und Praxis führen zu können. Die allgemeine Bildungsfrage gilt mit einigen Modifikationen auch für die Volksschule und findet auf diesem Gebiete eine neue Beleuchtung durch eine jüngst erschienene Schrift von Fr. Weigl, Lehrer in München: Praktische Volksschulbildung. Historische und sachliche Beleuchtung einer grundlegenden Schulreformfrage (München—Regensburg, Manz, 1904. S. VI u. 68. Preis 75 Pfg.). Sie stellt sich auf den Standpunkt, daß in der Volksschule und in der ganzen Volksbildung neben den idealen Bildungszwecken die nützlichen oder praktischen eine selbständige und gleichmäßig berechtigte Stellung be-

anspruchen können und müssen, und daß nach dieser Richtung das deutsche Volksschulwesen eine gründliche Verbesserung nötig hätte. Wir erklären rundweg unsere volle Zustimmung zu den Grundgedanken der dankenswerten Broschüre, wie sie längst schon hätte geschrieben werden sollen. Wir halten den ganzen Streit über die Bildungsaufgabe der Volksschule, wie er besonders die deutschen Pädagogen beschäftigt, für recht ‚theoretisch'. Denn ganz von selbst bestimmt sich die Aufgabe der Volksschule dahin, daß sie den heranwachsenden Geschlechtern die notwendige elementare Durchschnittsbildung zu geben hat, soweit sie nicht von der Familienerziehung und dem bildenden Einfluß des Lebens selbst zu erwarten ist. Wer wird nun aber behaupten wollen, daß in diesen Bereich nur formale und nicht auch praktisch-berufliche Bildung gehöre? Wer wird behaupten wollen, daß Familie und Leben alle notwendige Bildung vermitteln, nur nicht die formale? Nicht etwa das Bedürfnis der einen oder anderen spezifischen Bildung, sondern das Bedürfnis eines höheren Maßes von Bildung überhaupt für alle Volkskreise hat die Volksschule notwendig gemacht, und dieses höhere Maß ist Bedürfnis wie in formalen, so in nützlichen Kenntnissen. Eher noch ergibt sich die ‚reine Menschheitsbildung' von selbst als die den modernen Ackerbauern wie Gewerbe- und Handeltreibenden notwendige praktische Durchschnittsbildung! Die Schule würde sich selbst herunterseßen, wenn sie sich hier für überflüssig erklären wollte. — Wir halten den genannten Streit auch für sehr theoretisch und überflüssig aus dem weiteren Grund, weil formale und praktische Bildung sich nicht gegenseitig ausschließen oder hindern. Die rechte formale Bildung ist unbedingt von praktischer Notwendigkeit, umgekehrt aber auch die rechte praktische Bildung formal bildend und eminent ideal. — Endlich halten wir den wogenden Kampf über den Zweck der Volksschule für sehr theoretisch und überflüssig angesichts der seit langem im Ausland mit Erfolg betriebenen Berufsbildung in den Volksschulen und angesichts des immer allgemeiner werdenden Bedürfnisses nach beruflichen Spezialschulen auch in Deutschland. Lasse man also ab von dem aprioristischen, vielfach auf schiefen Voraussetzungen beruhenden Streit, um das wirkliche Leben zu betrachten und daraus eine richtige, mit der Wirklichkeit harmonierende Theorie zu gewinnen! Hiezu bietet die genannte Broschüre auf engem Raum ein reichhaltiges prinzipielles, geschichtliches und praktisches Material, das den Männern der pädagogischen Wissenschaft und weiten Kreisen zur Würdigung und Kritik empfohlen sei. Wir gehen hier auf das Detail nicht ein, weil wir die Lektüre des Ganzen wünschen und zu einer näheren Kritik uns nicht berufen fühlen. Der Titel der Schrift bezeichnet die Frage als eine ‚grundlegende Schulreformfrage'. Daran scheint nichts übertrieben: ‚grundlegende' Bedeutung nicht bloß für die Schulpädagogik, sondern fürs wirtschaftliche Leben unseres Volks hat die Sache, und eine Reform unseres Schulwesens ist — leider — erst notwendig, soll ihr Gerechtigkeit werden. Es ist erst notwendig, in Deutschland eine Bewegung zugunsten einer praktischen Volksschulbildung einzuleiten; wenn aber die bisherigen Anzeichen nicht trügen, wird sie in Fluß geraten und rasch wachsen. Daß sie von katholischen Lehrervereinen ausgeht — auf Antrag des kath. Lehrervereins in Bayern ist die Frage in der Straßburger Generalversammlung des kath. Lehrervereinsverbandes Deutschlands behandelt und zur weiteren Behandlung allen angeschlossenen Vereinen überwiesen worden —, das gibt ihr keinen religiösen oder konfessionellen Anstrich; möge sie recht bald über diese Grenzen hinausschreiten im Interesse des ganzen deutschen Volkes! -rr-

Naturwissenschaft.

Astronomische Projektionsvorträge über Gegenstände der Himmelskunde wirken nur selten belehrend. Ein Teil der Schuld liegt bei den nicht hinreichend vorgebildeten Zuhörern, ein Teil bei gewissen reisenden Physikern selbst, die, von der Astronomie nur die Ergebnisse und nicht die Methoden kennend, recht und schlecht ein paar Bilder erklären, deren Auswahl ihnen wenig Not gemacht hat. Daß z. B. die Märchen über die Marskanäle noch vielfach geglaubt werden, darf man gewiß auf die häufige Darbietung alter Ladenhüter von Bildern durch unwissende Redner zurückführen. Der Gedanke, den Reisepredigern gedruckte Vorlagen mit nummerierten Bildern in die Hand zu geben, hier wie in anderen Fächern, muß also — leider! — willkommen geheißen werden; man rechnet auch wohl mit der Möglichkeit, daß Vereine und Schulen die Heftchen anschaffen und die Photographien entlehnen werden. Der Kenner braucht sich ja nicht zum Phonographen zu erniedrigen; beim Nichtkenner ist es kein Fehler, da, um mit Schopenhauer zu reden, die Gedanken bedeutender Männer die Filtration durch einen gewöhnlichen Kopf nicht vertragen. Jedenfalls ist es gut, daß einer der wichtigsten Forschungszweige von einem seiner ersten Meister behandelt wird. Die Photographie des Sternhimmels, erläutert an Königsstuhl-Aufnahmen von Professor Max Wolf (E. Liesegangs Verlag in Düsseldorf) nimmt auf 71 gedruckte ausgewählte Heidelberger Aufnahmen Bezug; es befinden sich darunter die berühmten Photogramme des neuen Sternes im Perseus, dann die Schnitt-Photometer-Beobachtungen des Tierkreislichtes, die sog. Sternwüsten u. s. w. Hoffentlich werden die Benützer des Werkchens, dem leider Clichés der Bilder nicht beigegeben sind, dem wissenschaftlichen und didaktischen Werte des Dargebotenen gerecht; besonders auch die Lehrer an höheren Schulen. Daß ein solcher verbindender Text zu Lichtbildern ein Lehrbuch ersetzen könne oder auch nur wolle, sagen wir natürlich nicht. — Fragen der Metaphysik werden nicht berührt.

Prof. Dr. J. Plaßmann.

Die Farbe der Seen bildet schon seit längerer Zeit einen Gegenstand der Diskussion unter den Physikern. Bekannt ist, daß Seen, welche ein sehr reines Wasser enthalten, wie der Achensee und der Genfersee, tief blau sind. Nun kann absolut reines Wasser in der freien Natur nicht existieren, und es lag daher nahe, die blaue Farbe des Wassers zu erklären durch die Annahme, daß das Seewasser noch außerordentlich kleine trübende Teilchen von festen Körpern enthalte. Die Durchsichtigkeit des Wassers würde durch die Anwesenheit solcher Körperchen nur in demselben äußerst geringen Maße geschwächt, in dem der in der Atmosphäre stets vorhandene Staub die Durchsichtigkeit der Luft herabsetzt. Wohl aber müßten solche Staubteilchen, deren Durchmesser ein Tausendstel eines Millimeters nicht überschreiten dürfte, bewirken, daß von dem einfallenden Lichte nur die blauen Strahlen reflektiert werden, während der Rest des Lichtes absorbiert wird. Werden die Staubteilchen größer, so werden der Reihe nach auch grüne, gelbe, rote Strahlen reflektiert, und die Farbe des Wassers geht von Blau durch Blaugrün und Grün in ein schmutziges Gelb bis Weiß über. Faktisch macht auch das Meerwasser diesen Farbwechsel von der hohen See bis zur Küste, besonders zu Flußmündungen hin, durch. Ganz reines Wasser dürfte nach dieser von Lord Rayleigh herrührenden Theorie überhaupt keine Farbe zeigen. Auf Veranlassung von Professor Ebert in München hat nun Frhr. v. Aufseß fast absolut reines, mehrfach destilliertes und sorgfältig von allen Staubteilchen befreites Wasser untersucht und gefunden, daß auch diesem noch eine Eigenfarbe,

nämlich Blau zukommt. Wasser, in dem Spuren von Kalk gelöst, nicht wie Staub suspendiert wurden, erwies sich als grün, während Wasser, das organische Substanzen gelöst hatte, einen gelblichen bis bräunlichen Ton annahm. Das Resultat der Untersuchung ist also: Auch Seen, die keine trübenden Teilchen enthalten, müssen eine Farbe zeigen. Sind keine Stoffe in dem Wasser gelöst, so ist dieses blau; kalkhaltiges Wasser wird grün, das Wasser von Moorseen dagegen gelb bis braun gefärbt sein.

Dr. A. Gockel.

Literatur.

Wilhelm Bäumker †. Die genauere Kenntnis des deutschen Kirchenliedes, des katholischen wie des protestantischen, ist verhältnismäßig jungen Datums. Etwa hundert Jahre sind es her, seit die ersten Sammlungen und monographischen Bearbeitungen des Kirchengesanges in Deutschland erschienen sind; und am Anfang waren es fast nur protestantische Forscher, die das Kirchenlied zum Gegenstand planmäßiger Studien gemacht haben. Ja, die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, da man das Vorhandensein eines eigentlichen deutschen Kirchenliedes für die Zeit *vor* der Glaubensspaltung leugnete und sogar ein Sammler und Gelehrter vom Rufe Philipp Wackernagels das deutsche Kirchenlied erst mit der Reformation beginnen ließ. Diese Meinung ist heute widerlegt und wohl allgemein preisgegeben. Einmal haben die umfangreichen Sammlungen mittelalterlicher geistlicher Lieder, die zum nichtliturgischen Volksgesang beim Gottesdienst und bei sonstigen religiösen Gelegenheiten bestimmt waren, uns die prangende Fülle dieses Zweiges der Poesie nahe gebracht, und dann haben mehrere literarisch und musikalisch, sowie vor allem auch theologisch durchgebildete Spezialforscher dieses Gebiet behandelt und die Originale vieler Kirchenlieder schon in den ersten Jahrhunderten des christlichen Mittelalters nachgewiesen. Wenn diese Lieder der Volkssprache beim Gottesdienst auch nicht den Rang eines selbständigen Teiles der Liturgie eingenommen haben, sondern wenn die Kirche, wie die vielen Provinzial- und Diözesansynoden dartun, an dem lateinischen gregorianischen Choralgesang festhielt, so darf man dabei nicht übersehen, daß diese lateinischen Kirchenhymnen in ihrer dichterischen Schönheit und Kraft unerreicht und unerreichbar sind, und daß darum die Lieder in der deutschen Sprache trotz all ihrer inneren und äußeren Vorzüge mit jenen sich nicht messen können. So spricht sich auch Herder, der doch im allgemeinen kein Freund der älteren Kirche war, über ihre Hymnen an verschiedenen Stellen mit hoher Anerkennung aus; z. B. in den Worten: ‚Über das Ganze ist ein Strom der Begeisterung, der lyrischen Fülle und eines so lauten Jubels verbreitet, daß, wenn man es auch nicht wüßte, man es mit großer Gewalt fühlt, eine solche Anordnung sei nicht das Werk eines Menschen, sondern die Ausbeute ganzer Nationen und Jahrhunderte in verschiedenen Himmelsstrichen und den mannigfaltigsten Situationen. Wohl hat das Christentum höhere Zwecke als Poeten hervorzubringen; auch waren seine ersten Lehrer keine Dichter. Ihre Hymnen waren durchaus nicht auf Schönheit eines klassischen Ausdrucks, auf die Anmut der Empfindung im gegenwärtigen Moment, kurz, auf die Wirkung eines eigentlichen Kunstwerkes berechnet, sowie sie auch nicht zum Zeitvertreib gedichtet waren. Aber wer ist, der ihnen Kraft und Drang zur Seele absprechen könnte? Jene heiligen Hymnen, die Jahrhunderte alt und bei jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Woltäter der armen Menschen sind sie gewesen! Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seinen Kummer, in seine Not, in sein Grab. — Es ist nichts weniger als ein neuer Gedanke, der uns hier

rührt, dort mächtig erschüttert; Gedanken sind in diesen Hymnen überhaupt sparsam. Manche sind nur feierliche Rezitationen einer bekannten Geschichte, oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Selten sind es überraschend feine und neue Empfindungen, mit denen sie uns etwa durchströmen; aufs Neue und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist's denn, was uns rührt? Einfalt und Wahrheit. Hier tönet die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, eines Herzens und Glaubens.'

Unter den Gelehrten, die auf katholischer Seite sich die Erforschung des Kirchenliedes, und zwar teils der Texte, teils der Melodien zur Lebensaufgabe gesetzt haben, ist neben den älteren Sammlern Kehrein und Meister der vor kurzem verstorbene Pfarrer von Rurich im Rheinland, Dr. Wilhelm Bäumker, zu nennen. Er entstammte einer westfälischen Familie in Ölde und war in Elberfeld 1842 geboren. Frühzeitig angeregt durch den Literarhistoriker W. Lindemann hat er die ihm in seinem seelsorgerlichen Amte verbleibende Muße darauf verwendet, das noch vielfach brach liegende Feld des katholischen Kirchenliedes systematisch zu bearbeiten. Unter dem Titel ‚Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland' schrieb er eine Reihe von Abhandlungen und Skizzen, in denen er eine weniger bekannte Epoche unserer vaterländischen Tonkunst, die Zeit vor der Reformation, in ein klareres Licht stellen und ihre Kenntnis weiteren Kreisen vermitteln wollte. Einen populärwissenschaftlichen Zweck verfolgten auch in der Sammlung historischer Bildnisse die beiden kleinen Biographien über Palestrina (1877) und Orlandus de Lassus (1878). Den Ertrag seiner sorgfältigen Einzelstudien machte er dann in dem groß angelegten Werke ‚Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen' der wissenschaftlichen und überhaupt der gebildeten Welt zugänglich. Davon erschien zunächst der zweite Band (1883) als Fortsetzung des zwei Jahrzehnte vorher erschienenen Werkes von Karl Severin Meister. Damit dieser Band eine neue, selbständige und der Bedeutung dieser gelehrten Aufgabe mehr entsprechende Grundlage erhalte und das überreiche Quellenmaterial, das Bäumker dafür hatte ausbeuten können, für die ältere Zeit nicht unbenutzt bleibe, ergänzte er seine Arbeit durch einen größeren ersten Band. Das Werk sollte ursprünglich — nur auf diese zwei Bände berechnet — sich bloß bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts erstrecken; doch bestimmte das allgemeine Urteil über die große Wichtigkeit desselben für die gesamte Hymnologie den Verfasser zur Fortsetzung in einem dritten Bande, der das 18. Jahrhundert umfaßt, und auf Grund dessen Bäumker von der theologischen Fakultät zu Breslau zum Ehrendoktor promoviert wurde, also von derselben Universität, deren evangelisch-theologische Fakultät 30 Jahre zuvor Ph. Wackernagel ob seiner Verdienste um das deutsche Kirchenlied mit der gleichen Würde ausgezeichnet hatte. Um dem großen Sammelwerke einen zeitgemäßen Abschluß zu geben, folgte der Verfasser den Anregungen kompetenter Kritiker, die eine Darstellung des katholischen Kirchenliedes und seines Melodienschatzes bis auf unsere Tage wünschten, und fügte noch einen Schlußband hinzu, der das 19. Jahrhundert umfaßt. Leider haben ihn widrige Umstände daran gehindert, diesen Band zu veröffentlichen; doch sind glücklicherweise die Vorarbeiten dazu soweit gediehen, daß die Fertigstellung des Werkes gesichert ist. Gerade auf diesen Band darf man um so mehr gespannt sein, als im vergangenen Jahrhundert in den meisten deutschen Diözesen, zuletzt auf Anordnung des Bischofs Dr. Fritzen in der Diözese Straßburg, Texte und Weisen der Kirchengesangbücher neubearbeitet worden sind und somit für eine darstellende Arbeit ein sehr wert-

volles und selten vollständiges Material zur Hand liegt. — Von dem gewissenhaften Forschersinn Bäumkers legen außer vielen Beiträgen in Fachzeitschriften und dem ausgezeichneten Artikel ‚Kirchenlied‘ im Kirchenlexikon zwei aus den Handschriften veröffentlichte Sammlungen Zeugnis ab: ‚Niederländische geistliche Lieder nebst ihren Singweisen‘ und ‚Ein deutsches geistliches Liederbuch mit Melodien aus dem XV. Jahrhundert‘.

K. Hoeber.

La figlia di Jorio, Hirtentragödie von Gabriele d'Annunzio. Unter den modernen Italienern ist d'Annunzio zweifellos eine durchaus selbständige und eigenartige Erscheinung. Er hat nichts von der sentimentalen Pose eines de Amicis, nichts von der gewollten Seltsamkeit eines Capuana. Er hat seine Eigenart schon vor dem zwanzigsten Lebensjahr geoffenbart, und wir müssen an die Echtheit glauben. Wenn wir den rein ästhetischen Maßstab an ihn legen, erscheint d'Annunzio groß, größer als alle Salonästheten unserer Tage, Oskar Wilde vielleicht ausgenommen. Aber schon vom Standpunkt reinen Kunstgenusses ist uns der Geschmack an dieser verfeinerten Kost verdorben. Wir sehnen uns nach Überwindung der Dekadenz, so sehr, daß wir in unserm Urteil gegen ihre größten Vertreter sogar leicht ungerecht werden. Und damit hängt zusammen, daß unsre ganze Zeit um ethische Werte kämpft, um die Vertiefung des menschlichen Seelenlebens, um das kraftvolle Sammeln aller in nervöser Gereiztheit zersprühter Funken zum großen Lichtherd der starken, dem Leben gewachsenen Persönlichkeit. Und es hängt vielleicht mit diesem Sehnen der Zeit zusammen, daß der Ästhet sich begeistern konnte für die schlichte Handlung eines Hirtenspiels, für die Tragik einfacher, naiv gläubiger Seelen.

Einigen hat es beliebt, dieses Werk, das seit seiner Uraufführung in Mailand auf allen größeren Bühnen Italiens und zur Zeit auch in Paris nur Triumphe, die stärksten vielleicht, die sich an den Namen des Dichters knüpfen, errungen, geringschätzig einen Schritt von der Höhe der großen Kunst hinunter zur kleinen zu nennen. Fanatiker mißverstandenen Übermenschentums, für deren Unzulänglichkeit die dramatische Kunst nicht der größte Ausdruck menschlichen Lebens, sondern lediglich der Marktschrei des eigenen Zynismus ist, hatten, wie es scheint, auf den Dichter der ‚Gloria‘ Hoffnungen gesetzt, welche die christliche Tragödie ‚La figlia di Jorio‘ nunmehr getäuscht, und zwar um so schmerzhafter, als das Publikum ergriffen ward, um so mehr auch, als das Werk die Schwächen nicht bot, die ein offenkundiges Tendenzgeschreibsel mit Recht zur leichten, vogelfreien Beute stempeln.

In den Abruzzen wohnt der reiche Bauer Lazaro di Rojo, ein ungeschlachter Sohn der Erde. Vier Kinder sind seiner Ehe mit Candia della Leonessa entsprossen. Aligi, der Sohn, steht im Begriff, ein Mädchen aus dem Dorf, das seine Mutter, die umsichtige Matrona, ihm gefreit, als Braut heimzuführen, und über den Vorbereitungen zum frohen Feste hebt sich der Vorhang. Favetta, Splendore und Ornella, Aligis Schwestern, dann die schmucken Nachbarinnen, die ihre Glückwünsche bringen, je ein Körbchen Korn auf dem Haupt und auf dem Korn ein Brot und in dem Brot eine Blume. Ihre heitere Laune füllt Rojos Haus mit Scherz und Sang, — da tritt Aligi ein. Auf die fröhlichen Wünsche der Gäste erwidert er Worte voll seltsamer, unbegreiflicher Traurigkeit. Wir ahnen das Verhängnis, wir fühlen es aus allem, aus den schlimmen Vorzeichen, von denen wir hin und wieder hören, und aus der übergroßen Freude. Und plötzlich hören wir einen langen, zerreißenden Schrei. Ein Weib stürzt herein, hilfeflehend. Schnitter, roh und weintoll, verfolgen sie. Sie bricht zusammen, und Ornella

bietet ihr den Labetrunk. Aber schon sind die Verfolger da. Sie wollen herein, doch Candia die Matrone wehrt es ihnen, und da fällt das Wort des Entsetzens, höhnend, schwer: ‚O Candia della Leonessa, weißt du, wen dein Haus aufgenommen zugleich mit der Braut deines Sohnes? — Mila di Codra, Jorio des Zauberers Kind. Lazaro, dein Gatte, kämpfte heute früh um sie mit Rainero del Arno. Um sie, um Jorios Kind.' Am geheiligten Herd des Hauses kniet die Verfolgte. Da befiehlt Candia ihrem Sohne Aligi, sie zu verjagen. Aber da er Hand an sie legen will, fährt er zurück. Hinter der Fremden sah er einen Engel stehen, groß und stumm und weinend, — ‚weinend wie ihr, meine kleinen Schwestern.'

Das Kreuz von Holz stellt Aligi auf die Schwelle, auf daß die Verfolger sie nicht betreten; dann hebt er an zu klagen:

‚Ihr lieben Schwesterlein, betet für Aligi, euren Bruder, der nun wieder in die Berge muß! Siebenmal sieben Tage wird meine Zunge in Asche das Zeichen des Kreuzes prägen, soviel Kreuze, als Tränen aus euren Augen geflossen sind, und der Engel wird sie zählen und meinem Herzen den Frühling wiedergeben. Mila di Codra, meine Schwester in Christo, gewähre mir deine Verzeihung! Ich wage dich nicht anzusehen, denn hinter dir steht der Engel und weint. — Diese Hand aber, die dich beleidigte, ich werde sie mit Feuer strafen diese Hand!'

Auf den Knien schleppt er sich zum Herd, aber die Tochter Jorios wehrt es ihm. Sie hat ihm verziehen; diese Hand gehört nicht ihm, Gott hat sie ihm gegeben, auf daß er in den Bergen seine Schafe hüte.

Und da tritt, von zwei Männern gestützt, Lazaro di Rojo ein, verbundenen Hauptes, — es ist also doch wahr!

Aligi ist in seine Berge zurückgekehrt, und Mila ist ihm gefolgt. Jede sündliche Begier ist von ihr gewichen; sie hegt nur mehr den einen Wunsch, dem Mann ihrer Liebe zu dienen. Mila die Sünderin ist aber nicht durch die Liebe geheiligt worden; sie war es schon, ehe sie Aligi sah, ehe sie, von den Schnittern verfolgt, Candias Haus betrat, durch der Mutter Gottes Gnade, wie sie sagt. Das ist eben das spezifisch christliche Element der Tragödie, und das war die Kunst des Dichters, daß er uns Milas Seelenzustand auch rein menschlich nahe zu bringen wußte. Mila di Codra erscheint uns durch diese Selbstläuterung wahrhaft groß, weit größer als eine Marion de Lorme.

Aligi und Mila sitzen einander gegenüber in der Bergeshöhle, die ihnen als Wohnstätte dient. Aligi schnitzt aus Holz ein Engelsbildnis, das er selbst nach Rom tragen wird, zur heiligen Stadt, wo die Sünden Verzeihung finden. Aus der Ferne klingt ein Pilgersang. In Mila ist der große Entschluß gereift. Aligi soll zu den Pilgern gehen und durch sie seiner Mutter die frohe Botschaft bringen lassen, daß er bald ins Vaterhaus heimkehren wird, zu Mutter, Schwestern und Braut. Aber auch Aligi ist entschlossen. Er wird gen Rom pilgern und dann als Schuldbefreiter dieses fremde Weib heimführen, die der Engel beschützt, die weinen kann, ohne daß man es hört. Aber Mila bittet:

‚Aligi, meine Füße sind heil, und ich weiß den Weg. Die Stunde des Abschieds ist da für Jorios Kind.

Ich weiß nichts, und du weißt nichts von der Stunde, die da kommt. Fülle mit Öl die Lampe vor dem Bildnis der Madonna!'

Dann reichen sie sich die Hände. Aligi will es scheinen, als bräche der Berg in sich zusammen: ‚Mila, wo bist du, wo bist du?' Ihre Lippen berühren sich. Aber Mila reißt sich los, fällt vor dem Bild der hl. Jungfrau nieder und fleht um Kraft.

Da ertönt aus den Felsen eine Stimme, die Aligi ruft und mitteilt, daß eines

seiner Lämmer sich verletzt, und daß ein Weib ihn im Gebirge suche. Aligi entfernt sich. Mila betet. Die Lampe erlischt vor dem Madonnenbild. Da erscheint Ornella. Sie fleht die Fremde an, ihrer Mutter den Sohn wiederzugeben. Mila beschließt, ohne Abschied zu gehen, ehe Aligi zurückkehrt. Aber da Ornella sich kaum entfernte, um nach ihrem Bruder zu fahnden, da erscheint ein Mann am Eingang der Grotte. Es ist Lazaro di Rojo. Mila schreit um Hilfe, ruft Ornella, die nicht weit sein kann; da erscheint Aligi, ergreift das geschnitzte Engelsbildnis und schlägt damit den Vater zu Boden.

Und wieder sind wir in Rojos Haus. Diesmal ist es zum Tode geschmückt. Aligi, der wegen Vatermords verurteilt ward, wird hereingeführt, auf daß er den letzten Abschied nehme. Da erscheint Mila di Codra.

‚Mutter Aligis, ihr, seine Schwestern, seine Braut, du Träger des Todesbanners, gutes Volk, hört mich an! Ich bin Mila di Codra, Jorios Kind. Der Heilige vom Berge schickt mich zu euch. Aligi ist unschuldig. Ich bin es, die seinen Vater erschlagen.'

Aligi will sie Lügen strafen.

‚Nein, der Sohn Lazaros ist unschuldig, — aber er weiß es nicht; ich habe ihn verhext, ich kann's, ich bin Jorios Tochter, kein Zauber ist mir unbekannt.'

Aber Aligi hat den Engel gesehen, den weinenden Engel, der hinter ihr stand.

Aber Mila: ‚O armer Hirte Aligi! Dieser Engel war ein Zauberbild. Es war der Engel der Lüge.' Und sie erzählt ihr ganzes Leben, alle ihre Missetaten.

Und nun will sich Aligi auf sie stürzen, er überhäuft sie mit Schimpfworten, verflucht sie. Da bricht Mila zusammen: ‚Du nicht, Aligi, du nicht, du kannst nicht, du darfst nicht!'

Dann führt man sie hinweg.

Die Sprache des Dramas ist von wunderbarer Melodie. Die künstlerische Konzeption verrät Wagners Einfluß. Auch die Verwertung von Leitmotiven lernte der italienische vom deutschen Meister. Aber dies Fremde hat er sich ganz zu eigen gemacht, es ist ein Teil, und nicht der schlechtere, seiner Ästhetik geworden.

Mehr zu sagen wäre von übel. Sie ist zu einfach, zu ungekünstelt, diese Schöpfung des sonst so raffinierten Italieners, zu schlicht diese Mila di Codra, aus der das Gute strömt, unhörbar wie ihre Klage.

René Prévôt.

Fiona Macleod. Ein seltsam schönes Buch voll fremdartiger Poesie legt uns hier der bekannte Verlag von Eugen Diederichs, Jena, zur Begutachtung vor. Fiona Macleod ist eine Schottin: ‚Wind und Woge' heißt die Sammlung von Skizzen und Bildern, die hier Winnibald Mey lebensvoll aus dem Englischen übersetzt hat. Es ist durch und durch keltische Poesie; besonders Ossianstimmung, aber mit Beimischung von moderner Nervenfeinheit in der Art Maeterlincks. Und die eigene Tonweise der Dichterin ist ein visionäres Singen, Summen von alten Mären, wie man sie im Hochland am Hüttenfeuer halblaut erzählt, wobei man sich von horchenden Geistern umgeben fühlt, von Seelen der Verstorbenen. Denn es gibt keinen Tod für diese träumenden Menschen. Sie wechseln nur ihr Dasein und ‚gehen in den Schatten'. Dabei ist viel bewußte Kunst in diesen Skizzen, viel Musik, Phantasie, starker Natursinn und ein seelisch sehr feines Horchen in die Tiefen der Menschenbrust. Die Stoffe sind hauptsächlich dem Leben der einsamen Bergschotten entnommen; aber auch Seebilder aus der Sachsenzeit sind mit erstaunlicher Kraft entworfen. Der Stil ist oft wie ein Seufzen des Windes, der über die nächtlichen Heidehügel irrt; oft wie Wogenklang zwischen den Basaltfelsen der Insel Staffa. In jenen Gegenden lebt die Dichterin einsam und stadtfern. Hier

eine Stilprobe dieser echten Poesie: ‚Gott sendet das Dunkel über die Wolke, und es kommt Regen; Gott sendet das Dunkel über den Hügel, und es kommt Nebel; Gott sendet das Dunkel über die Sonne, und es wird Winter. Gott ist es auch, der das Dunkel über die Seele sendet, und es kommt Daseinswechsel. Die Schwalbe weiß, wann sie ihre Schwinge emporheben muß auf der Flucht vor dem Schatten, der aus Norden heranschleicht; wie sollte denn die Seele nicht wissen, wann endlich der Daseinswechsel naht? Ist sie ein geringeres Ding als ein Schilfrohr, das sieht, wie das gelbe Birkengold auf dem See treibt und das Gewand der Heide brennrot wird? Sie ist mehr als ein Schilfrohr, sie ist mehr als ein wildes Reh auf den Hügeln, sie ist mehr als eine Schwalbe, die ihre Schwingen erhebt vor dem Nahen des Schattens, der aus Norden kommt. Sie ist mehr als diese, sie, die den Sohn Gottes zum Bruder hat und in Licht gekleidet ist. Gott löscht nicht aus im dunklen Grabesschoß, was er entzündet hat im dunklen Mutterschoß ...‘ So redet diese seltsame Poetin aus Schottland, die in etlicher Beziehung an die andere Dichterin des Nordens, an Selma Lagerlöf, erinnert, deren Wesensart freilich vorwiegend germanisch ist. Das Buch sei allgemeiner Beachtung empfohlen; wir brauchen solche Poesie.

F. L.

Theater.

Aus dem dramatischen Irrgarten hat Dr. Paul Goldmann, der Berliner Theaterreferent der ‚Neuen Freien Presse‘, jüngst einen Strauß gesammelt. ‚Rose Bernd‘ und ‚Elektra‘, ‚Zapfenstreich‘ und ‚Sturmgeselle Sokrates‘, ‚Schlachtenlenker‘ und ‚Candida‘ von Shaw, ‚Monna Vanna‘, ‚Pelleas und Melisande‘ und ‚Das Wunder des heiligen Antonius‘ von Maeterlinck, ‚Die Kleinbürger‘ und ‚Nachtasyl‘ von Gorki, ‚Der Schleier der Beatrice‘ und ‚Der einsame Weg‘ von Schnitzler, ‚Ora et labora‘ von Hermann Heyermans, ‚Die Doppelgängerkomödie‘ von Adolf Paul, ‚Lucifer‘ von Butti, ‚König Laurin‘ von Wildenbruch, ‚Minna von Barnhelm‘ und ‚Kabale und Liebe‘, — die sind gewiß nicht auf einem Beet gewachsen, und wo sie doch beisammen zu finden sind, da muß das kulturelle Klima nicht besonders gesund sein. Es sind die hauptsächlichsten Neuigkeiten der Berliner Theater während der beiden letzten Jahre, und da die Berliner Bühne im Dramatischen die Führung hat, ist von ihr sehr wohl die Signatur des gegenwärtigen Standes der herrschenden und kulturell wirksamen dramatischen Produktion abzulesen.

Was Goldmann über die einzelnen Werke zu sagen hat, ist, abgesehen von einigen Begriffsverwirrungen, wie etwa bei ‚Monna Vanna‘, ganz verständig und besonnen geurteilt. Vor allem aber sind die Grundlinien seines Urteils bemerkenswert, weil sie, nicht von vornherein bestimmt, aus der Not der Erfahrung hervorgekommen sind und in der Richtung gehen, die einige Hoffnung hat, aus der gegenwärtigen Irr- und Wirrbahn herauszuhelfen.

Wie schon einmal früher wendet er sich auch hier aufs entschiedenste vom sogenannten Naturalismus ab, d. h. von der gesamten deutschen naturalistischen Schule; sein Zweck ist, ‚das Fiasko der „neuen Richtung“ an einigen Werken moderner deutscher Dramatiker nachzuweisen‘ und .darzutun, daß die modernen deutschen Dramatiker keinen Anspruch darauf haben, für groß zu gelten‘. Zum Zeichen, daß man darum noch kein Gegner einer modernen, d. h. zeitbeseelten Kunst überhaupt sein müsse, nennt er die Ausländer: Tolstoi, Ibsen, Gorki, Maeterlinck, Wilde. ‚Nicht ein einziges von den neuen deutschen Stücken zeigt in dramatischen Bildern, denen dichterische Kraft Leben und Größe verliehen hat, das Deutschland der Gegenwart, Menschen und Ideen, auf der Bühne, — wie Ibsen

Norwegen und mit Norwegen zugleich unsere heutige Zeit dargestellt hat, — oder gar wie Lessing in ‚Minna von Barnhelm' und Schiller in ‚Kabale und Liebe' das Deutschland ihrer Epoche geschildert haben. Wohl haben auch die neuen deutschen Autoren versucht, dieses und jenes aus ihrem Lande und Jahrhundert dramatisch zu gestalten; doch sind die Versuche teils nur halb gelungen, teils ganz mißlungen, weil es eben am wesentlichen gefehlt hat: an der dichterischen Kraft. Und da diese Kraft ihnen fehlte, hat ihnen auch der Naturalismus nichts genutzt, in dem sie glaubten das sichere Mittel gefunden zu haben, das Leben zu erfassen und so eine lebendige Kunst zu schaffen. Auch das erwies sich als eine Täuschung, weil der Naturalismus der Jungdeutschen nur eine Methode ist, welcher eine dichterische Seele fehlte, und weil dieser deutsche Naturalismus über eine Kopie der äußeren Einzelheiten des Lebens nicht hinauskam, die noch lange nicht die Erfassung des Lebens selbst ist.'

Es bezeichnet den Erfolg des deutschen Naturalismus zum guten Teil als Modewirkung, daß ihm trotz seines nicht künstlerischen, sondern eher im speziellen Sinne wissenschaftlichen Grundgedankens gerade das abging, was zum Wesen wissenschaftlicher Methode gehört: die unablässige Zucht, das heißbemühte Ringen, wie es unsere Klassiker vorbildlich hatten. An diesem Punkt berührt sich im geistigen Leben das Ideelle mit dem Moralischen, und erst diese vollkommene Vereinigung macht die Persönlichkeit aus. Gerhart Hauptmanns literarische Entwicklung könnte einen versuchen, ihm etwas davon zuzugeben, hätte uns nicht wieder ‚Rose Bernd' so bedenklich gemacht. So bleibt auch hier wahr, wenn Goldmann schreibt, ‚daß Künstler von starker Persönlichkeit niemals auf die Idee gekommen, ja niemals imstande gewesen wären, eine Kunst zu betreiben, welche eigentlich eine Negation der Persönlichkeit ist. Durch nichts also als durch die Ausübung dieser Kunst haben sie klarer bewiesen, daß ihnen die Persönlichkeit mangelt. Und die zur Zeit des Beginns der „neuen Richtung" die Welt beherrschenden Anschauungen — der seitdem recht erschütterte Glaube an die Exaktheit der Methoden der Wissenschaft, in denen man den sicheren Weg und auch den einzigen Weg zur Wahrheit gefunden zu haben meinte — haben es den Autoren der „neuen Richtung" ermöglicht, für Kunst auszugeben, was, genau besehen, nur ein Mangel an Persönlichkeit war.'

Das Publikum selber hat das empfunden, und ‚das Fiasko der Modernen führt zu einer Renaissance der Klassiker'. Das zeigte sich nirgends deutlicher als wiederum in Berlin, als Direktor Reinhardt in seinem ‚Neuen Theater' Lessing, Schiller und Shakespeare dem Spielplan einfügte. Der außerordentliche Erfolg war mehr als eine konventionelle Klassikerbegeisterung, mehr auch als ein Rausch an Reinhardts Regie- und Bühnenkunst. Es war bei vielen ein ganz neues und gewaltiges Staunen, ein Bekenntnis zum Geistigen, zum Dichterischen, zum Modernen, wenn modern ist, was groß ist.

‚Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Zeit für die Klassiker wieder einmal gekommen ist. Das Bedürfnis nach Poesie und Geist, nach Gedankentiefe und Gedankenfülle, nach Gestalten, die interessieren, und Vorgängen, die das Herz ergreifen, ist beim Theaterpublikum immer vorhanden; und wenn auch der Lärm einer Clique, wenn auch unbedeutende Autoren im Bunde mit unverständigen Kritikern das Publikum über sich selbst zu täuschen vermögen, so bricht doch dieses Bedürfnis immer wieder durch, und es bricht um so gebieterischer durch, je weniger es lange Jahre hindurch befriedigt worden ist. Halb unbewußt schlummert in den Herzen die Sehnsucht nach einem großen Dichter, der sich unter den deutschen dramatischen Autoren unserer Zeit nicht gefunden hat; weil sie diese

Sehnsucht zu erfüllen vermögen, sind die Meister der Vergangenheit heute wieder einer besonders starken Wirkung sicher. Die Kleinheit der Modernen hat ein neues Verständnis für die Größe der Alten geschaffen; und durch das, was jenen fehlt, ist noch ganz besonders all' das Herrliche klar geworden, was diese besitzen.'

Auch an den gegenwärtigen Spielplänen der Berliner Bühnen mußte es klar werden. Wie gering war die dichterische oder gar die dramatische Ausbeute! Der eben erfolgte Rücktritt Paul Lindaus von der Leitung des ‚Deutschen Theaters' ist das Eingeständnis des Fiaskos seiner stillosen Darbietungen. Brahms Stil im Lessingtheater dagegen ist nur deshalb so geschlossen, weil er immer noch in den engsten naturalistischen Rahmen eingeschlossen ist. Er hat im wesentlichen nur einigen Werken Hauptmanns und Ibsens eine Auferstehung bereitet; aber wenn auch die Auswahl: ‚Weber', ‚Biberpelz', ‚Florian Geyer', ‚Frau vom Meere' und ‚Volksfeind' eine gewisse Richtung ins Größere und Ideelle erkennen läßt, wenn auch die Aufnahme dieser Stücke sich diesmal frei von der parteimäßigen Voreingenommenheit von früher vollzog und, namentlich etwa beim ‚Florian Geyer' und ‚Volksfeind', durch ein Übermaß von Begeisterung besseres Verständnis bekundete, so genügt das doch lange nicht, mit dem Brahmschen Repertoireprogramm zu versöhnen, selbst dann nicht, wenn man noch Calderons ideenvollen, aber innerlich problematischen ‚Richter von Zalamea' hinzunimmt, der das Problem der Notzucht in dem Rahmen seiner großzügigen religiös-sozialen Kunst viel mehr umschrieben als gelöst hat.

Das neue Lustspielhaus hat sich in der Hauptsache mit Kadelburg verbrüdert. Die ganze Hoffnung der Theaterfreunde ruht augenblicklich auf Max Reinhardt und seinem ‚Neuen Theater'. Er hat die relativ bedeutendsten Premièren gehabt und zuletzt noch eine hochpoetische und eigenartige Aufführung des ‚Sommernachtstraumes' gegeben. In der Tat zeigt er über seine schätzbare Regie- und Szenerickunst hinaus einen Sinn fürs Große und Ideelle und eine im Rahmen eines Privattheaters neue Begeisterung und Hingabe an die Sache, daß man seinen Erfolgen mehr als äußeres Interesse entgegenbringen darf. Nicht als ob gegenwärtig schon ohne Scheu und Tadel alles genannt werden könnte, was sein Spielplan bringt, sondern hier liegt die Erfüllung auch nur noch in der Richtung. Aber wir sagen mit Goldmann: ‚Wir kehren zu den Klassikern zurück, nicht um bei ihnen stehen zu bleiben, sondern um sie nach dem Wege zu fragen, der aus dem Irrgarten herausführt zu dem Ziele, das wir ersehnen: zur Bühnendichtung, die eine wirkliche Dichtung ist, — zur dramatischen Schilderung unserer Zeit, die unserer Zeit würdig ist, — zum großen, deutschen, modernen Drama!'

J. O.

Kunst.

Die Konkurrenz für einfache Grabmalentwürfe, welche von der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst bis zum 15. März eröffnet war, ging von einem glücklichen Gedanken aus und war von einem entsprechend erfreulichen Ergebnis gekrönt. Die Errichtung des Grabdenkmals bietet vielen Familien fast die einzige Gelegenheit, bei der sie einen größeren Kunstauftrag vergeben können, und bei der noch ziemlich allgemein der Wunsch besteht, das Denkmal möge einen christlichen Charakter an sich tragen. Um so bedauerlicher ist die wachsende Geschmacksverirrung, die sich auf den Friedhöfen zeigt, wo die schablonenmäßige Handwerks- und Fabrikarbeit erschrecklich vorherrscht. Dabei pflegen die aufgewendeten Summen oft gar nicht unbeträchtlich zu sein, aber sie kommen fast durchweg nur der Kostbarkeit des glatt-

polierten Materials und nicht der geschmackvollen Wahl geeigneter Formen zugute. Demgegenüber hat die besagte Konkurrenz den Beweis erbracht, daß bereits bei einem Kostenaufwand von Mk. 100–200 (so die Bedingung des Ausschreibens) schlichte, aber doch formedle und eigenartige Grabmäler geschaffen werden können, in denen zudem die Trostgedanken der Religion auf mannigfaltige und angemessene Weise zum Ausdruck kommen. Namentlich die Entwürfe von Alois Miller, Joseph Kopp jr., Franz Hofer, Valentin Kraus, Georg Walisch zeichnen sich durch selbständige Ideen und eine dem Zeitgeschmack entsprechende Formenwahl aus. Nicht weniger als 260 Entwürfe gingen ein; darunter so viele anerkennenswerte Leistungen, daß die Jury über die anfängliche Absicht hinaus neben einem ersten Preis zwei zweite, vier dritte, acht vierte und noch zehn Belobigungen erteilen konnte. Auch diese Gelegenheit hat also wieder gleich manchen anderen gezeigt, daß es in der Künstlerwelt und namentlich in der jüngeren keineswegs an tüchtigen Kräften fehlt, die gewillt sind, in christlichem Geiste zu schaffen. Sache der gleichgesinnten Volkskreise ist es, diesem guten Willen die Möglichkeit dauernder Verwirklichung nach Kräften zu gewähren. Mögen sich dessen recht viele bei gegebenem Anlaß erinnern. Die Münchener Geschäftsstelle der oben genannten Gesellschaft hat sich zur Vermittlung von Aufträgen bereit erklärt.

Dr. M. E.

Musik.

Antiwagnerische Vorkämpfer der Gegenwart. Der begabteste, gefeiertste und gefürchtetste Musikkritiker in Paris ist heute der Sohn des verstorbenen Komponisten Lalo. Seine musikalischen Besprechungen erscheinen im ‚Temps' und werden auch von unmusikalischen Lesern des witzigen, häufig aggressiven Tones, der glänzend leichten Sprache und des meist sehr geistreichen Inhaltes wegen begierig gelesen. Immer gespornt und gerüstet, als eile er mit seiner Feder wie mit einer Lanze zum Turnier, ist Lalo zugleich das modernste, fortgerissenste, vorstürmendste, was selbst das rastlose Paris heute kennt. Allein wir wissen, welche Gefahren ein zu eiliges Tempo bringen kann.

Lalo stellt das Tema der antiwagnerischen Strömung sehr bestimmt und herausfordernd auf, und gibt sich dabei, wie Künstler es so gerne tun (und Lalo ist ein durch und durch künstlerisches Temperament), sehr sachliche und tatsächliche Airs. Eine Tatsache ist ja ihm wie uns der schwindende Zauber Bayreuths, und wenn er dies Wagners wenig einsichtsvollen Erben zur Last legt, hat er vielen überzeugten Wagnerianern aller Länder aus der Seele gesprochen.

Wenn er uns jedoch für seine Behauptung: Wagners Einfluß auf die Musik neige ihrem Ende zu, die wachsende Entfremdung der ‚Komponisten von morgen' und die sichtliche Ermattung der ‚Wagnerianer von gestern' als Trümpfe ausspielt, so erweist sich, daß seine Tatsachen Reaktionen, seine Scheinwerfer nur Reflexe sind und daß die ‚musikalische Lage' mitnichten dem Bilde entspricht, welches der eilige Lalo so scharf, aber so unzureichend entwirft.

Gewiß wird jeder, der seit einem Jahrzehnt die Wagnerische Kunst in ihrer Beziehung zum Publikum aufmerksam verfolgte, nicht umhin können, die so verschiedenen Phasen ihrer Wirkung in Erwägung zu ziehen, ja an sich selbst zu erleben. Und gerade der wissende Wagner-Verehrer, den die Gunst der Strömung nicht aufeuerte, den ihre Ungunst nicht beeinflußt, gerade er steht schon lange beunruhigt vor einem Problem, dessen Lösung noch nicht richtig gesucht und noch lange nicht gefunden wurde: nämlich Wagners Verhältnis zu einer Zu-

kunst, deren rastloser Vorantürmer er gewesen ist.

Schon vor vielen Jahren bezeichnete Levi als die gefährlichste Klippe für die Wagnerische Kunst die Unauthentizität in der Darstellung der Wagnerischen Heldengestalten, all die untraditionellen künftigen Brünhilden und Isolden. Wir wissen, daß Wagner selbst einst .eine Tristan-Aufführung mitten drin verließ, indem er erklärte, er hielte es vor Langweile nicht mehr aus'; und dies in München, einige Jahre nach Schnorrs Tod! Für die unverbrüchlichen Anforderungen, welche hier Wagner nicht nur an den Sänger und Darsteller, auch an den gebildeten und höher organisierten Menschen stellt, liefert uns auch Ternina wieder einen Beweis, deren Isolde erst nach jahrelangem, tiefernstem Streben zu so idealer und wahrhaft beglückender Vollendung gedieh.

Wie oft kann aber heute, bei der Seltenheit der großen Wagnersänger, eine wirklich vorzügliche Aufführung seiner Werke zustande kommen! Und wie zahllos gehen sie trotzdem über die Bühne, so daß wir heute unserer schnellfertigen Tristane, unserer selbstzufriedenen Brünhilden und öden Wotane so herzlich müde geworden sind, und die aufrührerische Haltung jener ‚jeunes musiciens' uns um so gerechtfertigter erscheint, als die meisten von ihnen Wagner eigentlich schon nicht mehr kennen. So wollen wir es ihnen zugute halten, wenn sie von ihm als einem ‚colosse lourd, démesuré, fastidieux' reden. — Erst müssen wohl Jahre des Schweigens, vielleicht der Vergessenheit ihren stillen Kreis um den viel mißbrauchten ziehen, und eine andere Generation als die von morgen wird die Kristallisation seiner Werke erleben. Denn wenn heute die Säulen der Wagnerischen Kunst zu wanken scheinen, so ist es, weil gerade diese Kunst einer gewissen Vulgarisation am wenigsten stand hält. So ‚solid und dauerhaft' ist sie ja keineswegs, als daß sie zum Börsentempel ausgebaut werden dürfte und das schwere Dach eines gemeinen Bankhauses über sich ertrüge.

Nicht Wagners Einfluß, wie Lalo meint, aber die von Anfang an so verkehrte Wagnerische Mode hat bald ein Ende; und das Signal für eine Antiwagnerische Pose ist schon gegeben. Auch New-York will nicht zurückstehen und hat in Hunnecker, einem jener zweiköpfigen Kritiker von monströser Gescheitheit und monströser Sterilität, einen Antiwagnerischen Vorkämpfer nach modernstem Schnitt.

Das Allermodernste aber ist heute wie vor fünfzig Jahren der Wagnerianer selbst; denn er ist der so heikel und mißtrauisch Gewordene, der eine fast ängstliche Scheu vor Wagner-Aufführungen zur Schau trägt und in Bayreuth erst recht nicht mehr zu sehen ist. Daß die Meistersinger, daß Tristan und Parsifal geschaffen wurden, daß sie sind, dies ist ihm das Bedeutsame und Wundervolle, der Hort, den er so eifersüchtig hütet, stets besorgt, edelste Eindrücke und Bilder entstellt zu sehen. Und ebenso bewahrt er den Eindruck jener Tage, da Bayreuth noch wie ein Rätsel inmitten des Tagesgetümmels stand. Die Wagnerianer sind nicht nur ‚recht still' geworden, wie Lalo ausgibt, sie stehen sogar in gewissem Sinne mit den Neo-Antiwagnerianern auf gleichem Boden. Nur irrt Lalo, wenn er meint, die emanzipierte Stellungnahme der ‚Komponisten von morgen' zeuge gegen die Endgültigkeit des Wagnerischen Einflusses. Denn Wagner ist der nicht zu umgehende Eckstein, zugleich aber der Fingerzeig zu den ‚neuen Ufern, welche die Komponisten von morgen' noch immer suchen. Nichts anderes ist ja die Lehre eines jeden Phänomens der Kunst oder des Gedankens, als daß es stets weitere Ausblicke im Interesse der Menschheit eröffnet. Darum auch ließe sich sagen, daß wir in dem Grade eigentliche Schüler

sind, als in uns selbst Stoff zum Meister verborgen liegt, weil dem echten Schüler auch die größten Errungenschaften des Meisters nicht zum Endziel, vielmehr zum Sporn und Ausgangspunkte werden. — Und darum wird es keinem Kritiker, sei er noch so geistreich, vorbehalten sein, Wagner in der Geschichte der Kunst seine Stellung zu weisen. — ‚Was Richard Wagner wert ist, wird uns der erst sagen, der den besten Gebrauch von ihm macht.' — Wer, wenn nicht Nietzsche, durfte das entscheidende Wort hier sagen, Nietzsche, der berufene Freund, der an Wagner irre wurde und ihn deßhalb nie überwand.

Annette Kolb.

Verschiedenes.

Ein englisches Konversationslexikon, das auf die Verhältnisse und Bedürfnisse der Millionen von englisch sprechenden Katholiken gebührende Rücksicht nähme, ist ein lang gehegter, aber bislang unerfüllt gebliebener Wunsch gewesen. Nicht nur die Irländer, Nordamerikaner und Engländer, um von den englischen Kolonien mit ihrem starken Prozentsatz von Katholiken gänzlich zu schweigen, sondern auch die Gebildeten aller Länder überhaupt, welche für die Geschichte, das Wachstum, den Literatur- und Wissenschaftsbetrieb, das kirchliche Leben der Katholiken in den englisch sprechenden Kulturländern ein Interesse haben, empfanden stark die Lücke, welche durch den Mangel an einem umfassenden, in echt katholischem Geiste geschriebenen und die katholischen Angelegenheiten besonders berücksichtigenden Nachschlagewerk großen Stiles in der englischen Literatur entstanden war. Konnten sich die englischen Katholiken zwar in deutschen und französischen — also praktisch für die Mehrheit unzugänglichen — Encyklopädien aus katholischen Firmen über ihre eigenen Angelegenheiten notdürftige Information holen, so waren sie sonst entweder auf die sehr kostspielige Encyclopaedia Brittanica oder auf The American Cyclopaedia und ähnliche Lexika angewiesen, welche trotz ihres ehrlichen Strebens nach objektiver Berichterstattung leider keine Gewähr für eine korrekte und vorurteilslose Darstellung und Würdigung dogmatischer, philosophischer, kirchlicher und geschichtlicher Fragen bieten konnten, weil die Abfassung der einschlägigen Artikel fast durchweg in protestantischen Händen lag. Was da aus Artikeln wie Confession oder Eucharist oder Indulgences werden mußte, läßt sich leicht erraten.

Wie wir zu unserer großen Freude einem vor kurzem versandten Zirkular entnehmen, soll nun endlich dem beklagten Übelstande durch das Erscheinen eines großen, auf fünfzehn Bände berechneten und den neuesten Stand der Forschung berücksichtigenden Lexikons abgeholfen werden, das den Titel The Catholic Encyclopedia führen und in New York gedruckt werden soll. Die Ausgabe des ersten Bandes in Lexikonformat ist innerhalb eines Jahres, die Vollendung des ganzen Werkes in fünf Jahren zu erwarten. Von unserem Kirchenlexikon wird sich das neue Nachschlagewerk nicht nur durch eine umfassendere Heranziehung nichtkirchlicher Gebiete, wie Kunst, Pädagogik, Naturwissenschaften, vergleichende Religionswissenschaft, Wirtschafts- und Gesellschaftslehre, Weltgeschichte usw., sondern auch in Nachahmung des Herderschen Konversationslexikons durch reichhaltigen Bilderschmuck wesentlich unterscheiden, da in Aussicht genommen ist, daß jedem etwa 52 Druckbogen starken Bande 100 Textillustrationen, 10 Halbtonbilder, 3 kolorierte Tafeln und mehrere Karten beigegeben werden. Papier, Druck und Einband sollen tadellose Güte aufweisen und genaue Literaturangaben zur Weiterbildung in bestimmten Fragen anregen, wie denn überhaupt die Bibliographie eine besondere Sorgfalt erfahren wird.

Die Chefredaktion liegt in den bewährten Händen eines Deutschen, des Lateinprofessors Dr. Charles George Herbermann vom College of the City of New York, während die geschäftliche Redaktion von dem als Publizist und Dichter bekannten Dr. Condé Benoist Pallen und der Verlag von der leistungsfähigen Druckfirma Robert Appleton in New York übernommen worden ist. Dem Redaktionskomitee steht ein Stab bedeutender Gelehrter der Vereinigten Staaten zur Seite, nämlich: Der Philosoph Dr. E. A. Pace (ein Schüler W. Wundts in Leipzig) und der Kirchenhistoriker Th. J. Schahan (ein Schüler von Fr. X. Kraus in Freiburg), jetzt beide Professoren an der Katholischen Universität in der Bundeshauptstadt Washington, sowie der Jesuit P. John J. Wynne, Herausgeber des Messenger. Die hohe Gelehrsamkeit und kirchlich-gläubige Gesinnung all dieser Männer sowie der Mitarbeiter, die in allen Erdteilen gewonnen werden, leistet für das gute Gelingen volle Gewähr. Wir wünschen dem vielversprechenden Unternehmen glücklichen Beginn und Fortgang, aber auch jenen Erfolg in buchhändlerischer Beziehung, den es bei den gegenwärtigen Zeitläuften in so reichem Maße verdient.

Prof. Dr. Jos. Pohle.

Neues vom Büchermarkt.

Naturwissenschaftliche Volksliteratur. Der Mißbrauch naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Theorien zu atheistischer Volks‚aufklärung' zieht immer weitere Kreise. Häckels ‚Welträtsel' und zahlreiche Broschüren und Zeitschriften ähnlicher Tendenz erreichen durch auffällig billige Ausgaben, durch intensive Reklame, durch die traurigen Rezensionsverhältnisse vieler Tagesblätter und auch durch die einseitigen Auslagen und Empfehlungen zahlreicher Buchhändler eine Massenverbreitung, die zum gedanklichen und schriftstellerischen Wert gewöhnlich in umgekehrtem Verhältnis steht. Um so notwendiger und verdienstlicher sind alle jene volkstümlich-apologetischen Unternehmungen, welche sich zur besonderen Aufgabe setzen, die verwischten Grenzlinien zwischen echtem naturwissenschaftlichem Erkenntnisfortschritt und willkürlicher materialistischer Ausdeutung mit Nachdruck klarzulegen; schon durch diese Klarlegung zerfallen gemeinhin alle die angeblichen Widersprüche zwischen Glauben und Wissen in nichts; und der weitere positive Nachweis für die Übereinstimmung von Offenbarung und Wissenschaft begegnet da keinerlei sachlichen Schwierigkeiten, wo man auch im Glaubensgebiet den Unterschied zwischen Dogma und unverbindlicher Schulmeinung hinreichend berücksichtigt. In diesem Sinne arbeitet — abgesehen von den großen, für weitere Volkskreise nicht in Betracht kommenden apologetischen Werken — eine stetig wachsende Zeitschriften- und Broschürenliteratur. Leider erfreute sich dieselbe lange nicht der Verbreitung, welche sie verdient. Wir weisen daher nachdrücklich empfehlend auf einiges derartige hin und zwar um so lieber, als gerade auf diesem Gebiete ein freund-nachbarliches Zusammenarbeiten der deutschen Katholiken und Protestanten erfreulich hervortritt.

Bereits seit fünfzig Jahren erscheint auf katholischer Seite die gediegene Zeitschrift ‚Natur und Offenbarung' (Münster, Aschendorffsche Buchhandlung), aus der wir erst letzthin (vgl. Bd. III S. 234 f.) einen Artikel Wasmanns zitierten. Herausgeber ist nunmehr der Darmstädter Physikdozent Dr. C. Frech, der bewährter Tradition gemäß neben der Behandlung apologetischer Grenzfragen namentlich auch rein naturwissenschaftliche Monographien, Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften und zuverlässige Rezensionen bringt. Die populärwissenschaftliche Zeitschrift ‚Natur und Glaube' (Herausgeber Lyzealprofessor Weiß, Verleger Bernklau in Leutkirch) steht ebenfalls auf katholischem Standpunkt. Es kann jedoch nicht zugegeben werden, daß ihre Beiträge durchgängig auf der angemessenen Höhe stehen und in ihrer unterschiedslosen Bekämpfung der Deszendenztheorie die notwendige sachliche und persönliche Zurückhaltung bewahren. Die Zeitschrift sei hier der Vollständigkeit halber genannt mit dem Wunsche einer gedeihlicheren Entwicklung. — Seit Januar 1903 er-

scheint eine analoge Zeitschrift von protestantischer Seite: ‚Glauben und Wissen‘ (Stuttgart bei Max Kielmann), herausgegeben von dem bekannten Widersacher der Zuchtwahltheorie, Dr. Eberhard Dennert. Weitaus zahlreicher als die eigentlich naturwissenschaftlichen Artikel sind hier die allgemein apologetischen, deren sachliche Stellungnahme und manchmal allzu salbungsvolle Redeweise nicht durchweg zusagt. Aber man findet auch, zumal in den kleineren Notizen, viele ausgezeichnete Orientierungshilfe. Ganz besonders gilt dieses auch für die zwanglose Broschürenfolge, die unter dem Titel ‚Christentum und Zeitgeist‘ neben der Zeitschrift einhergeht. Im zweiten Heft ‚Darwinistisches Christentum‘ hält Dennert eine lehrreiche Abrechnung mit den ‚Briefen über Religion‘ von Friedrich Naumann. Am wichtigsten erscheint uns der Nachweis, daß Naumann durch seinen gläubigen Anschluß an den Darwinismus einen ganz falschen Begriff von der Hauptquelle alles natürlichen Fortschritts bekommt, daß er den Kampf als Vater aller Dinge ansieht, während auch in der Natur die gegenseitige Hilfeleistung, das Aufeinanderangewiesensein der Formen überall vor Augen tritt. Im dritten Heft ‚Kulturgeschichte und Naturwissenschaft‘ weist der Mineraloge Prof. Dr. L. Weis, vielfach auf Kant fußend, die berüchtigte Rede Ladenburgs zurück. — Diese Widerlegung erreicht aber in ihrer Weitschweifigkeit bei weitem nicht die Wirkung jener kurzen kritischen Entgegnung, die als gesonderte Broschüre Prof. Dr. Hermann Schell unter dem Titel ‚Der Gottesglaube und die naturwissenschaftliche Welterkenntnis‘ (Bamberg, Schmidtsche Buchhandlung) veröffentlicht hat. Seine Schrift sei hier nachträglich warm empfohlen; denn sie gibt weit mehr als eine schlagende Widerlegung von Irrtümern, sie bietet zugleich eine von eigenartigen Gedanken sprühende Verherrlichung des christlichen Gottesbegriffs und bleibt wertvoll über den Anlaß ihrer Entstehung hinaus.

Zur Abwehr des materialistischen Mißbrauchs der Naturwissenschaft kann es keineswegs überall genügen, daß in die Vorstellungswelt eingedrungene Krankheitsstoffe durch Gegenmittel beseitigt werden; es bedarf vielfach sozusagen einer vorbeugenden Schutzimpfung; d. h. es müssen die wichtigsten naturwissenschaftlichen Grundbegriffe in angemessener Form und Auffassung den Wissensdurstigen vermittelt werden. Diesem Zweck will ein ganz neues Unternehmen: Benzigers Naturwissenschaftliche Bibliothek dienen. Die bisherigen drei Bändchen, sämtlich von P. Martin Gander, O. S. B., verfaßt, behandeln das Problem der ‚Schöpfung und Entwicklung‘. Die Einzeltitel lauten: ‚Die Erde. Ihre Entstehung und ihr Untergang,‘ ‚Der erste Organismus‘ und ‚Die Abstammungslehre‘. — Grundtatsachen werden jedesmal in gemeinverständlicher Sprache mitgeteilt und durch reichen Bilderapparat angemessen verdeutlicht. Die wichtigsten Theorien werden erörtert und, soweit sie als sachlich begründet erscheinen, ihre Übereinstimmung mit der christlichen Weltauffassung dargetan. Besonders glücklich sind, namentlich im ersten Bändchen, die Hinweise, wie sich oft ganz moderne Theorien den Vorstellungen altchristlicher Denker nähern. Daß auch manche an sich nicht ernst zu nehmende Theorie von Häckel u. a. in ihrer ganzen Haltlosigkeit bloßgelegt wird, trägt zwar an und für sich zur Mehrung der Einsicht nichts bei, wird aber zu einer heilsamen Vorsicht gegenüber temperamentvollen Theoriendichtern erziehen. Weniger glücklich erscheint in den biologischen Bändchen die von großer Belesenheit zeugende Häufung von Zitaten und die an scholastische Darstellungsweise erinnernde Ausspielung einer ‚Autorität‘ (hie und da zweifelhaften Ansehens) gegen die andere, da tatsächlich ja doch nur die besseren Gründe den Ausschlag geben. Doch werden sich die Leser wohl unschwer darein finden, über die vielen Gelehrtennamen und überflüssig genauen Quellennachweise wegzulesen. Die Bändchen verdienen weiteste Verbreitung; sie werden dann viel Gutes stiften.

Eine dritte, sehr wichtige Gattung naturwissenschaftlicher Volksliteratur stellen die einschlägigen Jugendschriften dar, und zwar abgesehen von den eigentlichen Lehrbüchern gerade auch jene Schriften, mittels deren besonders lerneifrige Jungen sich über die Anforderungen der Schule hinaus naturwissenschaftlich bilden können. Seit Herbst 1903 besteht in ‚Natur und Kultur‘ eine sehr empfehlenswerte Zeitschrift dieser Art ‚für Jugend und Volk‘. (Herausgeber Dr. Frz. Jos. Völler, Verleger G. Schmidt, Aachen.) Belehrend und unterhaltend zugleich, ohne aufdringliche Tendenz, aber auch sorgfältig alles Bedenkliche

meidend, von einem tüchtigen, vornehmlich dem Lehrerstand angehörigen Mitarbeiterstab bedient. Mit Recht finden auch die praktischen, kulturfördernden Anwendungen des Naturwissens in Wort und Bild reichste Berücksichtigung. Die Zeitschrift ist vom bayerischen Kultusministerium in das Verzeichnis der für den Unterricht geprüften und gebilligten Lehrmittel aufgenommen worden. — Ähnliche Zwecke verfolgt ebenfalls auf christlicher Grundlage die ‚Illustrierte Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek' (Regensburg, vorm. Manzsche Verlagsanstalt). Die bisherigen sechzehn Bändchen (sechs davon liegen uns vor) geben in ihrer Gesamtheit vor allem eine höchst anmutende naturwissenschaftliche Heimatkunde, benützen aber auch oft mit großem Geschick die nächstvorliegenden Fälle, um das Verständnis für die größeren Zusammenhänge zu wecken. Die Einstreuung passender, dichterischer Naturbilder, die stets anschauliche und unterhaltsame, durch guten Bilderschmuck unterstützte Schilderungsweise ist ganz dazu geeignet, bei jugendlichen Lesern die Liebe zur Natur und ihrem Schöpfer zu fördern. Namentlich in die Hand jedes Stadtkindes wünschten wir solche Bändchen. Ganz besonders gefallen hat uns vom vorliegenden das Bändchen ‚In der Heuernte', in dem J. A. Ulsamer von den wichtigsten Gräsern und Kräutern, Insekten, Vögeln und Wirbeltieren der Wiese plaudert. Zur Freude des Pflanzensammlers durchstreift Jos. Nießen die wichtigsten deutschen Gaue in seiner ‚Blumenlese aus meinem biologischen Herbar'. Auf die weiten ‚Wanderungen der Pflanzen' lenkt Franz Neureuter, von der heimischen Beobachtung ausgehend, den Blick. Wichtige Grundverhältnisse des Tierlebens schildert Heinrich Bals in den Bändchen ‚Krieg im Frieden' und ‚Staatswesen und Staatsleben im Tierreich'. Glückliche Vergleiche mit dem menschlichen Treiben bietet auch Johann Bendels ‚Vogelpolizei'. Wie diese Bändchen die Liebe und Freude an der Natur fördern, so werden sie auch die Beobachtungsschärfe und den Tatsachensinn rege machen und wohl manches Mal zu einer dauernden und berufsmäßigen Arbeit den Keim wecken.

Obschon unsre Rundschau sich auf solche Bücher beschränkt, die von den Verlegern vorgelegt wurden, zeigt sie doch hinreichend, wie auch von christlich denkenden Naturwissenschaftlern die Popularisierung ihrer Wissenschaft eifrig gepflegt wird. Daß diesen Eifer der äußere Erfolg lohne, dazu mögen diese Zeilen ihr bescheiden Teil beitragen!

Dr. H. M.

Unsere Bilder.

Jüngst hat sich der Todestag von Jean Baptiste Greuze (1725—1805) zum hundertsten Male gejährt. Unter seinen bürgerlichen Genrebildern nimmt die von uns wiedergegebene ‚Dorfbraut' die erste Stelle ein, und man begreift auch heute noch sehr wohl den außerordentlichen Erfolg, welchen der Künstler 1761 mit der Ausstellung dieses Bildes errang. Freilich entbehrt die Gruppierung dieser zwölf Personen um den aus zweien zur Einheit gewordenen Mittelpunkt nicht einer gewissen theatralischen Absichtlichkeit; aber dergleichen war man damals aus den Diderotschen Familienrührstücken so sehr gewohnt, daß man es kaum bemerkte; und wenn es heute vielleicht auf den ersten Blick in die Augen fällt, so lasse man sich dadurch nicht hindern, näher zuzuschauen, und man bemerkt bald der Vorzüge mehr als genug.

Die ländliche Braut nimmt Abschied vom Elternhaus. Voll treuer Sorge umfaßt die arbeitgebräunte Hand der Mutter noch einmal die zartere ihres Kindes. Der Vater legt seinem neuen Sohn, dem er eben erst die Mitgift übergeben hat, in eindringlicher Mahnung die mit den Rechten übernommenen Pflichten ans Herz. Nur der Freund folgt alledem in ernster Teilnahme und die älteste Schwester mit beginnendem Verständnis. Die Lieblingsschwester fühlt einzig den Schmerz der Trennung und lehnt sich weinend auf die Schulter der Scheidenden. Die drei jüngeren Geschwister fühlen nur sich selbst als Zeugen von irgend etwas wichtigem,

und die beiden Nesthäckchen kümmern sich um gar nichts: das eine füttert die Hühnchen und das andere spielt mit den Papieren.

Neben dieser Ausstrahlung und Abstufung der seelischen Vorgänge beachte man namentlich auch die Stellung der Hauptfiguren im Bildraum. Alle sind in breiter und wohlerwogener Ansicht eingestellt, so daß man jede ihrer Bewegungen überschaut und versteht.

Die ‚Flußlandschaft bei Mondschein' des Holländers Aart van der Neer (1603—1677) vereint meisterlich die Wirkung in die Breite und die Tiefe. Jener dient vornehmlich die vom Flußlauf flach ausgezackte Bodengestaltung und die dunkle Silhouette der Stadt. In die Tiefe führen uns die vom Mondschein beglänzte Wasserfläche und die in der Ferne sich verkleinernden Segelboote, deren nächtliche Schatten die silberne Flut unterbrechen.

Die gleiche Grundstimmung und ein ähnliches Motiv tritt uns in der ‚Mondscheinlandschaft' desselben Meisters entgegen. Aber gerade ein Vergleich der beiden Bilder lehrt, aus welch ganz verschiedenen Einzelfaktoren übereinstimmende Gesamteindrücke sich ergeben können. Ein Hauptvorzug dieses zweiten Bildes liegt in seinem klaren Aufbau. Schreitet unser Blick darin von vorn nach hinten, so passiert er drei deutlich abgegrenzte Bezirke. Der erste Plan mit dem breiten, hell beleuchteten Tümpel betont vorwiegend die horizontale, der zweite mit den Häuser- und Baumgruppen die vertikale, im dritten als reich ausgestaltetem Hintergrund vereinen sich beide Grundrichtungen mit einer stark wirkenden Tiefe.

Offene Briefe.

Herrn F. Avenarius, Dresden-Blasewitz. — Sie erwarten eine ‚öffentliche Genugtuung' von mir, die ich Ihnen schulden soll, weil ich ‚die Lienhardschen Angriffe' gegen Sie im Januarheft des ‚Türmer' den Lesern des Hochland mit dem Ausdruck voller Billigung ‚vermittelt' hätte, bevor Sie geantwortet hatten. Sie sprechen in ihrem Schreiben vom 6. April ferner den Wunsch aus, daß ich Ihre Darlegungen im ‚Kunstwart' ‚Der Fall Lienhard!' prüfen möchte, und fahren wörtlich fort: ‚Ob Sie von allen, von denen ich weiß, der einzige sein werden, der in jenem Gewebe von Unwahrhaftigkeiten auch jetzt noch verstrickt bleibt, das ist für mich von einem rein sachlichen Interesse.'

Daß meine Meinung für Sie ein sachliches Interesse hat, kann mir nur angenehm sein. Dennoch zweifle ich, damit einen entwirrenden Einfluß auf das Gewebe zu gewinnen, zu dem in der Tat die Kontroverse nicht ohne Ihre Hauptschuld geworden ist. Denn nach meiner Meinung, die durch Ihre letzten Darlegungen noch bekräftigt wurde, hat die Vertretung der Kunstwart-Interessen und die Sorge um Ihre bisherige Stellung Sie so blind gemacht für ein sachliches Urteil, daß alle Ihre Äußerungen für mich nur mehr eine völlig subjektive Gültigkeit haben können. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß mir im Gegensatz hierzu jede Behauptung Ihres Gegners als der Ausdruck rein objektiver Tatsächlichkeit gelte. Ich stehe glücklicherweise dem Kampfplatz fern genug, um unabhängig von den Meinungen der Beteiligten urteilen zu können und den Überblick nicht zu verlieren. Und da muß ich denn sagen, daß das, was Sie als Gewebe bezeichnen, — ich nenne es verwirrende Zwischenaktsmusik, — für den Distanzbeschauer ganz überflüssig ist zur Beurteilung des Falles Avenarius-Lienhard. Ich habe nur übrigens nebenbei bemerkt — die Korrespondenz im Original von Lienhard erbeten und bin somit auch über die Zwischenaktsmusik durch die Dokumente unterrichtet.

Für mich stehen folgende für ein Urteil im großen genügende Tatsachen unverrückbar fest: 1. Lienhard hat vor mehreren Jahren aus grundsätzlichen Bedenken den ästhetischen Standpunkt des KW beiläufig einer Kritik unterzogen und ihn weder umfassend noch tief genug gefunden. In dieser Weise Kritik zu üben, war sein gutes Recht. Es wäre damals vielleicht eine Pflicht, jedenfalls ein unbestreitbares Recht des KW gewesen, sich gegen den Angriff rücksichtslos zu verteidigen. Das hätte eine prinzipielle Fehde abgesetzt, aus der selbst der unterliegende Teil persönlich ehrenhaft hätte hervorgehen können. Sie aber wichen einem öffentlichen Streit aus, und als er schließlich doch unvermeidlich wurde, da vergifteten Sie ihn durch die Behauptung, L. habe jene Kritik damals nur geschrieben aus Rache dafür, daß er im KW bisher nicht besprochen

worden sei. Für diese Behauptung haben Sie bis heute keinen Beweis erbracht. So lange Sie das aber nicht vermögen, ist Ihr Vorgehen in meinen Augen mit dem Odium eines taktischen Kniffs belastet, der mir beweist, daß es Ihnen darauf ankam, einer sachlichen Auseinandersetzung auszuweichen und den Kampf auf das Gebiet des Persönlichen zu verlegen. So scheint mir in der Tat diejenige Gesinnung, die Sie Ihrem Gegner beweislos zur Last legen, gerade indem Sie dies tun, bei Ihnen selber Ausgangspunkt für die ganz persönliche Fehde geworden zu sein.

Mit dieser Ihrer Gesinnung hängt (2.) zweifellos auch das Erscheinen des literarischen Totschlageversuchs durch Leopold Weber zusammen, der mit einer fast beispiellosen Übertreibung und Gehässigkeit unternommen worden ist bald nachdem L. die Hoffnung, ihn in den KW-Verlag hinüberzuziehen und damit außer Gefecht zu setzen, enttäuscht hatte. Denn mag die Absicht einer abgrenzenden Kritik auch vor jener Enttäuschung bestanden haben, so viel ist für jeden klar, daß Webers Kritik in dieser Form im KW nicht erschienen wäre, hätte L. Ihrer Einladung und Ihrem Rat, seine Bücher bei Callwey zu verlegen, Folge gegeben.

Sehen Sie, das sind zwei dunkle Punkte in Ihrem Verhalten, über die ich als aufrichtiger Mensch auch an der Hand Ihrer Diplomatie nicht hinwegkomme, und die, nächst meiner Kenntnis von L.'s sittlicher Persönlichkeit, es mir ganz unmöglich machen, mein früheres Urteil zu ändern. Auch in Ihren neuesten Darlegungen, die in keiner Weise dokumentiert sind, erscheinen Sie mir, milde gesagt, subjektiv befangen. Sie bestätigen nur die alte Erfahrung, daß niemand in eigener Sache Richter sein kann. Es ist mir daher auch keineswegs zweifelhaft, daß ich nicht der einzige bin, der sich in dem Gewebe solcher Pragmatik, wie Sie sie ab und zu belieben, nicht verstricken läßt, sondern daß sehr viele Menschen, deren Urteil Ihnen nicht gleichgültig sein kann, ganz ähnlich fühlen und denken wie ich. Um nur eins herauszugreifen, erinnere ich Sie an das Urteil, das ein ‚alter Freund' des KW jüngst über Ihr seltsames Verhalten in Sachen der ‚goldenen Holzkanne' fällte, die Sie gegen den Kasseler Provinziallandtag nur deshalb so hohnvoll ausspielen konnten, weil Sie dieses Kunstwerk, eine der bedeutendsten Silberschmiedarbeiten des 15. Jahrhunderts, nicht kannten und an ein Lichtenhainer Bierkännchen dachten, das Sie die Kasseler als Hochzeitsgeschenk für den Kronprinzen in Gold nachbilden ließen. Nun, eine Unwissenheit dieser Art ist noch nicht ehrenrührig. Aber berichtigen mußten Sie, und zwar offen und unumwunden, umsomehr, als Ihnen der Spott über andere, die gescheiter waren, nur durch Ihre Unwissenheit auf die Zunge gelegt war. Und berichtigt haben Sie ja; — aber gerade das Wie macht mich und Ihren — wie er sich ausdrücklich nennt — ‚alten Freund' stutzig, der daher auch sehr zutreffend in der Kasseler Allg. Ztg. schreibt: ‚Also wirklich: der Kunstwart kann sich nicht überwinden, einzugestehen, daß eine Übereilung ihn veranlaßt hat, eine unberechtigte Ungezogenheit zu sagen! Er macht es genau wie eine gewisse Presse, die selbst da, wo sie eines Irrtums überführt ist, die Möglichkeit herausklügelt, dem Beleidigten noch eins auszuwischen. — Wie verträgt sich das mit den Satzungen des Dürerbundes? Oder gehört vornehme Gesinnung nicht zur Pflege ästhetischen Lebens?'

Sie sagen vielleicht: Die ‚goldene Holzkanne' gehört nicht hierher. Verzeihung, uns Fernstehenden ist es nicht unwichtig, zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit Sie die Fäden stets so zu ziehen wissen, daß das ‚Gewebe' immer — Sie deckt. Denn es ist nicht unbemerkt geblieben, wie L.'s Kritik beim KW positive Früchte gezeitigt hat, da der KW sich seitdem geradezu auffällig befleißigt, die von L. vermißten Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen und so dem Vorwurf auszuweichen, ‚Oberflächenkultur' zu betreiben. Ich sage das als Anerkennung, nicht als indirekte Anklage. Aber es würde gewiß nicht nur mich allein gefreut haben, wäre die Methode, die der ‚alte Freund' aus Anlaß der berichtigten ‚goldenen Holzkanne' erkannt hat, auch schon bei jener Berichtigung nicht in allzu peinlicher Weise in Anwendung gekommen.

In eine weitere Auseinandersetzung über Ihre persönlich gearteten Angriffe auf L. werde ich nicht eintreten, um so weniger, als Sie meine anfänglichen Versuche, das Persönliche in dieser Sache zu ignorieren und die Leser von ‚Hochland' lediglich für das Sachlich-Prinzipielle zu interessieren, Ihrerseits nur mit Beschwerden persönlicher Art beantworteten. Gerade dies Sachlich-Prinzipielle hatte für mich und wohl auch die meisten Hochland-Leser allein einigen Wert.

Herrn Pf. H. E. in K. Vielen Dank für die freundliche Anregung. Wir sind bemüht, für das vorgeschlagene Thema einen geeigneten Bearbeiter zu finden. Auf die Gewinnung tüchtiger naturwissenschaftlicher Beiträge legen wir überhaupt, gerade wegen der hierin obwaltenden Schwierigkeiten, besonderes Gewicht. — Entschuldigen Sie, bitte, die Verspätung unserer Antwort. Unsere gesamte Korrespondenz hat sich durch die letzthin vollzogene Verlegung der Redaktion verzögert.

Verantwortlich: Chefredakteur **Karl Muth, München,** Franz Josephstraße 31.
— Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

N. Maes pinx. Rezzotinto Bruckmann

Alte Frau beim Gebet

Zweiter Jahrgang. Juli 1905. 10. Heft.

Moderne und antike Kultur.

Von

Engelbert Drerup.

Das 19. Jahrhundert ist von erleuchteten Geistern das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität genannt worden. Die Bezeichnung ist sinnfällig, aber darum nicht minder unrichtig. Denn der Kulturwert einer Zeit bestimmt sich nicht nach ihren äußeren Errungenschaften, nach der Höhe ihrer technischen Leistungsfähigkeit, sondern nach ihrem geistigen Gehalte. Die Technik ist eine Tochter der Naturwissenschaften, deren eminente Fortschritte in ihrer technischen Umsetzung zum sichtbaren Ausdruck kommen. Aber ihre Finder und Führer sind die Erforscher der Natur, welche ungekannte, ungeahnte Naturkräfte entdecken und der Technik die Wege weisen, sie dem Menschen dienstbar zu machen. So ist die Technik nur das Zeichen eines wissenschaftlichen Zeitalters, dem die Förderung der materiellen Kultur das Stigma aufdrückt.

So leben wir in einem Zeitalter der Naturwissenschaften? Mitnichten. Auch in den reinen Geisteswissenschaften, in der historischen Forschung vor allem, hat das verflossene Jahrhundert unendlich Großes vollbracht, das sich den staunenswerten Erfolgen der Naturwissenschaften kühn an die Seite stellen kann. Wie aus einem inneren Zwange hat der Blick, den die Neuheit des äußeren Lebens verwirrte, sich rückwärts gewendet, um in dem Bilde vergangener Tage, das abgeklärt vor dem geistigen Auge steht, Norm und Gesetz zu suchen für das unübersehbare Getriebe des Alltags. Wir sind in die

Vergangenheit des eigenen Volkes und fremder Nationen hinabgestiegen, um ihre Sprache und Sitte, ihre Literatur und Kunst zu erforschen; das Bild des klassischen Altertums ist wie ein Phönix aus der Asche vor uns aufgestiegen, und weit darüber hinaus hat sich der Blick verloren im Sternendunkel einer fernen Urzeit. Neben den Großtaten einzelner Individuen haben wir die psychologische Bedeutung der Massen erkannt; neben der politischen Geschichte ist die der Volkswirtschaft, neben der Entwicklung der geistigen die der materiellen Kultur in den Gesichtskreis des Forschers getreten. Auf allen Gebieten eine erdrückende Fülle von neuen Erkenntnissen, neuen Problemen.

Nennen wir somit die moderne Kultur im weitesten Umfange eine wissenschaftliche, so steht uns auf der Gegenseite sogleich auch ihr empfindlichster Mangel vor Augen, ihr Mangel an künstlerischer Vertiefung des Geistes, die mit religiöser Läuterung des Gemüts gepaart den Menschen allein zu einem heiteren Genusse des Lebens befähigt. In dem Hasten und Drängen unserer Tage, das ruhelos von Erkenntnis zu Genuß, von Genuß zu Begierde taumelt, das in einem Meere von Wissen nach der einen Wahrheit verschmachtet, ist dem Menschen die innere Sammlung verloren gegangen, die ihm in den Schönheiten der geschaffenen Natur die ewige Herrlichkeit des Schöpfers erschließt, die vor seinem inneren Schauen ein reines Kunstwerk sich gestalten läßt als Abbild einer harmonisch-ruhigen Seele.

Die moderne Kunst in all ihren Schaffensarten hat sich selbst verloren, weil sie ihr Ideal in den Ideen einer Zeit sucht, deren Grundzug ein durchaus unkünstlerischer ist. Wir haben bildende Künstler, die auf diesem oder jenem Felde sich hervortun; aber wir haben keine große Kunst, die in und mit dem Volke lebt, weil das Volk von allem Künstlerischen sich abgewendet hat. Wir haben Poeten und Literaten, aber ihre Werke vergehen wie Eintagsfliegen; sie dringen nicht ins Volk, weil die Zerfahrenheit und Zerrissenheit der modernen Dichterseele, die in der Zerfahrenheit der modernen Kultur wurzelt, im Volke keinen Widerhall zu wecken vermag.

Dem Volke sind die edleren Genüsse des Geistes fremd geworden. Daher das Drängen nach Sinnengenuß, das unaufhörliche Streben nach Erhöhung des materiellen Wohlstandes, nach Verbesserung des standard of life, das die Menge bis in ihre untersten Schichten gepackt hat und die niedrigsten Leidenschaften des Menschen aufwühlt. Ja, eine neue Wissenschaft, die Volkswirtschaftslehre, ist begründet, die den Menschen glücklich machen will, indem sie ihm in der Erkenntnis der äußeren Bedingungen des Lebens die Mittel zu seiner Verbesserung und Verschönerung weist.

Den Menschen glücklich machen?

Ist der Bergarbeiter, der seine überflüssigen Groschen in Alkohol umsetzt, glücklicher als der einfache Bauer, der in Genügsamkeit sein Brot ißt und in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten eine wahre Erbauung der Seele findet? Ist das üppige Leben eines reichen Bankiers, dem für sein Geld alle Genüsse der Welt sich bieten, beneidenswerter als das bescheidene Dasein eines Land-

arztes, der den Idealismus des Geistes, die Wärme des Herzens sich bewahrt hat, der in treuer Erfüllung seiner Berufspflichten innere Befriedigung findet und in seinen Mußestunden an den Schönheiten echter Dichtung sich ergötzt?

Die Welt ist krank, krank an der Wissenschaft, welche ihr für die kräftige Nahrung geistiger Erhebung den berauschenden Wein sinnlicher Freuden gereicht hat, denen in körperlicher Erschlaffung und psychischer Ernüchterung der Katzenjammer auf dem Fuße folgt. Da wir die Diagnose gestellt haben, kann auch das Heilmittel uns nicht mehr fremd sein. Die Welt braucht ein Sanatorium reiner Höhenluft, wo die dumpfen Nebel verfliegen, wo der Geist sich erhellt, das Herz sich erwärmt, wo die Menschheit wieder mit idealem Sinne glauben lernt, glauben an einen Gott und an sich selbst. Der wissenschaftlichen Kultur unserer Zeit muß eine künstlerische Kultur gegenübergestellt werden. Eine solche aber kann spontan nur in einer naiven Zeit entstehen, die von dem zersetzenden Gifte wissenschaftlicher Aufklärung noch nicht angefressen ist. In einer Kulturperiode dagegen, die aus der Wissenschaft ihre stärksten Säfte zieht, kann die künstlerische Erziehung des Volkes — von einer ‚künstlerischen Weltanschauung' reden nur Phrasenhelden — nur eine vollkommen bewußte sein; und sie muß auf ihrem natürlichen Fundamente einer religiösen Basis aufgebaut werden, wenn anders sie zu einer wahren Befreiung der Welt führen soll.

Der innere Gehalt alles rein religiösen Lebens ist die Abwendung von der Welt zu Gott. Darum kann die Religion der Menschheit wohl Ziel und Richtung geben, indem sie ihren Geist zum Höchsten hinlenkt. Aber der *θεωρητικὸς βίος*, das beschauliche Leben einer ganz und ausschließlich zu Gott hingewendeten Seele, taugt nicht für diese Welt, die im Zeichen des Kampfes steht. Die Menschheit muß arbeiten und schaffen; der Mensch ist ein Gesellschaftswesen, das mit anderen leben, mit anderen um sein tägliches Brot ringen muß. So braucht die Menschheit auch menschliche Ideale, die auf dieser Welt sich erfüllen, ohne den Menschen seine höchste Bestimmung aus dem Auge verlieren zu lassen; und dieses Ideal kann nur die Kunst sein, unter der ich alle Arten künstlerischen Schaffens, bildende Künste, Poesie, Musik, verstehe.

Die Kunst hat ihre tiefsten Wurzeln im religiösen Leben des Geistes. Die künstlerische Intuition erschaut ein hohes Ideal, das von der umgebenden Natur, vom Menschen selbst nur eine äußerliche Anregung empfängt. In niederen Formen stellt der bildende Künstler einen Vorgang des äußeren Lebens, ein Bild der äußeren Natur dar; aber im Kunstwerk durchgeistigt er das sinnlich Geschaute und gibt im Einzelbilde einen Teil seiner selbst, seiner Seele. Und der Dichter, auch wenn er die kraftvolle Wirklichkeit dramatischen Lebens, den milden Stimmungszauber einer einfachen Natur schildert, schöpft gleichwie der Musiker aus den Tiefen einer gottbegeisterten Seele. So ist das künstlerische Ideal der Abglanz eines immateriellen, überirdischen Lebens, und darum ruht das Ideal der höchsten Kunst in Gott.

Die Aufgabe der Kunst kann darum auch nicht in einer bloßen Wiedergabe des Wirklichen sich erschöpfen. Ihr Ziel wird nur dann erreicht, wenn

der Künstler jedem, der ihn verstehen will, ein intuitiv erfaßtes künstlerisches Ideal vor die Seele stellt und ihn dadurch zu einer Veredelung des Geistes, einer Reinigung des Gemütes hinführt. Die Kunst also gibt dem Menschen, was die Wissenschaft ihm nicht gewähren kann: seine Ideale, an denen ein unverdorbenes Herz sich erheben, ein krankes Gemüt sich wieder aufrichten kann. In allen Dingen aber, vom niedrigsten bis zum höchsten, muß die Kunst das menschliche Leben durchdringen, wenn anders es gesunden soll vom Materialismus unserer Zeit. —

Aber was hat dies alles mit der antiken Kultur zu schaffen? Sehr viel! Denn wenn bewußte künstlerische Kultur das Ziel unserer Kulturarbeit sein soll, so bedarf es dafür eines objektiven Maßstabes, an dem wir künstlerisches Schaffen beurteilen und in seinem Werte prüfen können.

Jedes echte Kunstwerk freilich trägt seine Norm in sich selber. Aber in ihrem relativen Werte für die künstlerische Erziehung des Menschen unterliegt auch die Autonomie des Künstlers der Beschränkung. Auch im künstlerischen Wirken streiten aufbauende und zerstörende Elemente miteinander, welch letztere vor allem den niederen Trieben des Menschen entspringen. Für die Kulturentwicklung der Menschheit aber können natürlich nur die positiven, aufbauenden Elemente, nicht ihre destruktiven Tendenzen, von Bedeutung sein.

Wer gibt uns nun die Norm einer allgemeinen, ewigen Kunst? Wer weckt in uns das Verständnis der Beziehungen zwischen Kunst und Leben, in denen die innere Wirksamkeit der künstlerischen Ideen sich äußert? Wer läßt uns anderseits im Kunstwerk den Ausdruck einer die Zeit beherrschenden geistigen Bewegung erkennen?

Hier tritt die Wissenschaft auf den Plan, die Ästhetik, die Kunstgeschichte, die Literaturgeschichte und zusammenfassend die allgemeine Kulturgeschichte. Die Ästhetik urteilt zumeist nach aprioristisch konstruierten Prinzipien, und darum unterliegt sie leicht der Gefahr, zu einer einseitigen Betrachtung der Kunst, einer einseitigen Bevorzugung gewisser Kunstrichtungen zu gelangen. Einen zuverlässigeren Wertmesser liefert uns die historische Untersuchung, die im Werden und Wachsen einer Kunstgattung ihre objektiven Bedingungen studiert und durch Einordnung der Einzelerscheinungen in das Gesamtbild einer Volkskultur von der relativen zur absoluten Würdigung eines Kunstwerkes fortschreitet. Die allgemeine Kulturgeschichte aber, die in einer vergleichenden Betrachtung die Summe der Kulturentwicklung eines Volkes zieht und ihre treibenden Kräfte aus der inneren Veranlagung des Volkes zu begreifen sucht, stellt damit allgemeine Normen und Gesetze auf, an denen sich die Kulturmission anderer Zeiten, anderer Völker in ihrem objektiven Werte bemißt.

Die erzieherische Kraft der kulturgeschichtlichen Betrachtung, die uns den Prüfstein künstlerischer Kultur, Muster und Vorbild aller künstlerischen Bestrebungen liefern soll, kann somit in vollkommener Weise nur die Geschichte eines Volkes besitzen, das eine künstlerische Hochkultur selber erzeugt hat; und je intensiver die Kunst das Kulturideal eines Volkes befruchtet und bestimmt

hat, um so höher werden wir auch den bildenden Wert seiner Kultur für die moderne Zeit anschlagen müssen. Damit tritt das klassische Zeitalter der Griechen, die glänzendste Verkörperung einer harmonisch abgeschlossenen, künstlerischen Kultur, als vornehmster Gegenstand unseres Studiums heraus; daneben die Kultur der Renaissance, die unmittelbar auf den Schultern der Antike steht.

Die Kultur der Renaissance reicht mit tausend Fäden noch in unsere Tage hinein. Sie ist uns äußerlich nahe, da wir ihre Werke noch täglich vor Augen sehen; ihre hervorragendsten künstlerischen Persönlichkeiten leben in aller Munde. Und doch sind wir ihr innerlich entfremdet, mögen auch stolze Paläste heute noch in italienischem Stile erbaut werden, mögen auch die Reiterbilder eines Gattamelata und Colleoni heute noch das Entzücken und Vorbild unserer Bildhauer sein. Der künstlerische Stil der Renaissance ist für uns nicht mehr der notwendige Ausdruck eines innerlich erlebten Ideals, das in der Renaissance durch die harmonische Stimmung einer künstlerischen Volksseele bedingt war. So ist die Renaissance für uns eine untergegangene Kulturwelt, die aber in einzelnen Erscheinungsformen unter uns noch ein künstliches Dasein fristet. Da jedoch die äußeren Zeichen für die Menge das Kulturbild bestimmen, so ist es gerade infolge der engen äußerlichen Verknüpfung der Renaissance mit unserer Zeit so schwer, die in ihr wirksamen Kulturfaktoren in voller Reinheit herauszustellen und dem Verständnis des modernen Menschen nahe zu bringen.

Anders die Kultur der Griechen. Sie steht abgeschlossen, autonom vor uns, auf allen Gebieten die Grundlage der modernen Kultur und doch von der Neuzeit völlig losgelöst, isoliert. Das Bild zwar, das in der Volksmeinung vom klassischen Altertum besteht, ist in Wahrheit ein Bild der klassizistischen Renaissance; und auch der Gebildete von heute sieht zumeist noch das Altertum mit den Augen der Humanisten, die eine ideale, aber objektiv unwahre Vorstellung vom Wesen der Antike uns hinterlassen haben. Die wissenschaftliche Forschung des verflossenen Jahrhunderts aber hat das Bild der griechischen Kultur von den Schlacken der Mißverständnisse befreit, die in einer Zeit kongenialen künstlerischen Schaffens sich daran angesetzt hatten.

Wir haben die griechische Kultur in Wahrheit als eine autochthone erkannt, so mancherlei fremde Einflüsse, vom Orient besonders und von Ägypten her, darin auch wirksam gewesen sein mögen. Aber was von fremdem Kulturgute nach Griechenland hinübergeflossen ist, der schöpferische Geist der Griechen hat es in sich verarbeitet, umgestaltet und damit zu einem selbständigen Kulturelement gemacht. Dadurch unterscheidet sich die griechische Kultur im tiefsten Grunde von der Renaissance, die den äußeren Ausdruck ihres künstlerischen Ideals in engster Anlehnung an eine oft mißverstandene Antike gefunden hat.

In der ersten Blüteperiode des griechischen Geistes, in der sogenannten mykenischen Kultur, die mit dem Einbrechen barbarischer Unkultur durch die Wanderung der nordwestgriechischen, dorischen Stämme abgeschnitten worden ist, ist das künstlerische Schaffen der Griechen ein völlig naives gewesen, wie es die ungeschwächte Jugendkraft eines künstlerisch veranlagten Volkes mit

Notwendigkeit aus sich hervorbringt. Was uns an künstlerischen Denkmälern dieser Kultur, die aus dem Andenken der Menschen gänzlich ausgelöscht war, in den letzten Dezennien durch die Ausgrabungen Schliemanns und seiner Nachfolger wiedergeschenkt worden ist, trägt den Stempel eines ungebundenen Naturalismus, den selbst die Kunst der klassischen Zeit nicht wieder erreicht hat. Die Signatur dieser Kunst ist die Freiheit, und wenn beim ersten Anschauen gewisse technische Mängel befremden, so läßt ein tieferes Eindringen in ihren Geist den Wert ihrer künstlerischen Eigenschöpfungen erkennen.

Die höchste Blüte der künstlerischen Kultur jener Zeit liegt in ihrem poetischen Schaffen, welches im Göttermythos die in der Natur und im Menschen wirksamen universellen Mächte zu typischen Göttergestalten verdichtet und die elementaren Ereignisse der Natur als persönliche Erlebnisse der Gottheit erschaut, welches in der Heldensage die Großtaten der Ahnen zu idealen Kampfesbildern verklärt und im Heldenmärchen die Fabelwelt ferner Meere und Länder, die wechselvollen Schicksale eines leidgeprüften Helden und seine rächende Rückkehr in ein von argen Bedrängern der Gattin gestörtes Heim besingt.

Die Wurzeln der griechischen Religion reichen bis in die mykenische Frühzeit hinab, und nur aus dem Geiste dieser Zeit, die bei aller Freiheit des individuellen künstlerischen Schaffens rückhaltlos der Autorität höherer Mächte sich unterordnet, begreifen wir die Entstehung der religiösen Ideen und ihre Personifikation in menschlich gedachten Göttergestalten, die noch den Sinn der klassischen Zeit erfüllt und beherrscht haben. So erschließt sich uns erst in der geschichtlichen Betrachtung, in der wir uns freilich von der liebgewordenen vulgären Vorstellung einer Religion der Schönheit losmachen müssen, das volle Verständnis einer später zu den höchsten Ideen vorgedrungenen natürlichen Religion, der zwar die Erleuchtung durch das übernatürliche Licht der Offenbarung versagt geblieben ist, deren Formen aber die Entwickelung der christlichen Religion in vielen Beziehungen bestimmt haben.

Aus dem Volksgesange der griechischen Frühzeit, der sich im epischen Einzelliede erschöpfte, sind etwa im 9./8. Jahrhundert v. Chr., zu Beginn der zweiten Kulturblüte Griechenlands, die herrlichen, vom Glanze höchster Poesie durchleuchteten Dichtungen hervorgewachsen, die den Namen Homers tragen. Es sind einheitliche, von einer starken Dichterindividualität getragene Kunstschöpfungen, in denen der Stoff der alten, im Einzelliede geformten Volksepik durch die Erfindung einer zentralen epischen Handlung zur höheren dichterischen Einheit der Epopöe zusammengeschmolzen ist.

So setzt auch die zweite Blütezeit Griechenlands, die wir in ihrer Vollendung als die klassische Zeit bezeichnen, mit einer naiven Betätigung künstlerischer Kultur ein, die nach einer Periode der Erschlaffung allen Kulturlebens die künstlerischen Traditionen der älteren mykenischen Kultur wieder aufnimmt. Bald danach jedoch zeigen sich auch die ersten Spuren wissenschaftlichen Sinnes bei den Griechen in der spekulativen theosophischen Forschung,

die den Göttermythos und die Heldensage mit Beseitigung der Widersprüche, Ausfüllung der Lücken in ein genealogisches System eingezwängt hat.

In der Theogonie, die für uns durch die künstlerisch wenig bedeutende Dichtung Hesiods (um 700 v. Chr.) repräsentiert wird, in der genealogischen Verarbeitung der Heldensage, die uns zuerst in den Stammbäumen der hochadeligen Geschlechter kenntlich wird, liegen die Anfänge der historischen Wissenschaft bei den Griechen begründet. Aber ihre älteste geschichtsbildende Arbeit steht durchaus noch im Banne dichterischer Phantasie, indem die geschichtlichen Tatsachen von novellistischen Zügen umsponnen und überwuchert, die geschichtlichen Helden als Romanfiguren ausstaffiert und selbst frei erfundene Persönlichkeiten in die Lücken der sagenhaften Überlieferung hineingestellt werden. Damit ist die Geschichtschreibung der Griechen zunächst noch ein Teil der Dichtkunst, im 6. Jahrhundert auch noch in das Gewand der Dichtung gekleidet, bis sie am Ende des 5. Jahrhunders durch die nüchterne, mit absoluter Wahrhaftigkeit gepaarte Kritik des Thukydides zur Bedeutung einer reinen Wissenschaft erhoben wird.

Die wissenschaftliche Betrachtung der Natur geht von den ionischen Naturphilosophen des 6. Jahrhunderts aus, von denen ein Thales bereits eine Sonnenfinsternis vorausberechnete (585 v. Chr.), ein Anaximander die erste Erdkarte schuf, die Erde als einen im Weltall frei schwebenden, zylindrischen Körper erklärte und selbst die Anfänge einer Deszendenztheorie von der Abstammung des Menschen aus tierischen Wesen niederer Art entwickelte. In raschem Laufe haben sich nun die naturwissenschaftlichen Studien durch die ganze griechische Welt verbreitet. Die unteritalischen Pythagoräer, die Begründer der Mathematik und der Zahlenspekulation haben das Formprinzip in die Betrachtung der Natur eingeführt, indem sie nicht wie die Jonier aus den qualitativen, sondern aus den quantitativen Verhältnissen die Wesenheit der Dinge ableiteten. Und der Vater der Heilkunde, Hippokrates (geb. 460 v. Chr.), entstammte der dorischen Insel Kos. Zur Vollendung indessen ist die Erforschung der Natur erst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts durch Aristoteles, das größte wissenschaftliche Genie der Griechen, geführt worden.

Vor dieser Zeit, im 5. Jahrhundert v. Chr., liegt die höchste Entfaltung der künstlerischen Kultur bei den Griechen, die Blüte der chorischen Lyrik (Pindar), des Dramas (Aischylos, Sophokles), der politischen Komödie (Aristophanes). Und in den Kunstbauten auf der Akropolis von Athen (Iktinos, Mnesikles) hat die Architektur damals die Verkörperung ihres reinsten Ideals gefunden, in den hohen Meisterwerken des Pheidias die bildende Kunst ihr Heiligstes enthüllt. Die geistige Kapitale Griechenlands aber, Athen, stand in jener Zeit auch auf dem Gipfel ihrer politischen Macht.

Im Zeitalter des Perikles indessen haben auch die Sophisten bereits begonnen, die Ideen einer wissenschaftlichen Aufklärung, die bis dahin das Eigentum nur weniger erleuchteter Geister gewesen waren, unter dem Mantel der Volksbildung in die Massen zu tragen. Der Subjektivismus eines

Protagoras zerstörte den Glauben an eine objektive Wahrheit, indem er den Menschen mit seinen individuellen Anschauungen als das Maß aller Dinge bezeichnete. Der Nihilismus eines Gorgias negierte die Möglichkeit alles objektiven Erkennens und öffnete der schrankenlosen Willkür die Tore. Diese Bestrebungen der Sophisten, die ein Herrenrecht und eine Herrenmoral predigten, fanden Widerhall in weiten Kreisen und steigerten den in der griechischen Volksnatur wurzelnden Freiheitsdrang bis zur Überspannung. Damit sind die Sophisten in Wahrheit die Totengräber der höchsten künstlerischen Kultur geworden.

Das natürliche Schwergewicht der Trägheit, das sich hemmend an allen kulturellen Fortschritt anhängt, hat auch diesen Zersetzungsprozeß eine Zeitlang aufgehalten. Ja, die gesunde Volkskraft der Griechen hat daraus fürs erste die Anregung zu neuen künstlerischen Taten gezogen. Ein Euripides hat den Individualismus der Sophisten in die dramatische Poesie verpflanzt und dadurch das erste psychologische Drama geschaffen. Die Komödie des 4. Jahrhunderts hat sich von den politischen Stoffen der Persiflierung allgemein menschlicher Schwächen zugewandt (Menander) und hierin ein Vorbild für alle Zeiten aufgestellt. Als unmittelbarstes Produkt der Sophistik aber ist eine kunstmäßige Beredsamkeit aufgewachsen, deren Großmeister (Isokrates, Demosthenes) ihresgleichen nicht haben. Und die alten Künste lebten fort. Die bildende Kunst — es genügt, an die Namen eines Praxiteles, Skopas, Lysippos zu erinnern — hat die grandiose, oft herbe Majestät der pheidiasischen Schöpfungen mit dem milderen Lichte reiner Menschlichkeit verklärt. Der von der Gottheit erfüllte Dichtergeist Platons hat intuitiv ein idealistisches Weltbild von künstlerischer Harmonie erfaßt, indem er die höchste Idee, die Idee des Guten, das ist Gott, als die Ursache des Seins und Erkennens erschaute.

Die Zeit des Aristoteles bezeichnet den Wendepunkt in der Geschichte der griechischen Kultur. Mit dem Überwiegen der wissenschaftlichen Interessen ist die künstlerische Kultur des 5. und 4. Jahrhunderts, die für uns die absolute Höhe künstlerischer Erhebung der Menschheit darstellt, zugrunde gegangen. Mit der Kraft des künstlerischen Schaffens aber hat das griechische Volk zugleich auch seinen religiösen Glauben verloren, der einer der wesentlichsten Faktoren der älteren Kulturentwicklung gewesen ist.

Die Blütezeit der griechischen Kultur war von einem tiefen religiösen Leben erfüllt, auf dessen Boden die schönsten Blumen der Kunst erwachsen sind. Zum Preise der Götter sang der chorische Lyriker seine Dithyramben, und selbst in den Epinikien Pindars, die vom Duft der Manege umflossen sind, steht der Göttermythos im Mittelpunkt der Dichtung. ‚Ein heiliger Sänger voll tiefer Religiosität hat er herrlich wie kein zweiter die Hoheit des Zeus und die Macht der lichten Gottheiten gegenüber den Dämonen der Finsternis besungen‘ (Christ). Die titanenhafte Größe des Aischylos im dionysischen Spiel gründete in einer strengen Frömmigkeit des gewaltigen Dichtergeistes, der Schuld und Sühne der Menschen unter dem Zwange eines unerbittlichen Schicksals und die Tragik des gegen die Götter sich aufbäumenden Menschentrotzes mit nieder-

schmetternder Wucht auf die Schaubühne gestellt hat. In den Tempeln der Götter aber, gleichsam steingewordene Künstlerseelen, standen die Götterbilder eines Pheidias, majestätisch, feierlich und doch voll Huld und Gnade.

Das griechische Volk hat lange um den frommen Glauben seiner Väter gekämpft. Der Rationalismus der Sophisten galt ihm als Gotteslästerung, und bezeichnenderweise häuften sich gerade gegen Ende des 5. Jahrhunderts die Asebieprozesse, die Schuldige und Unschuldige, einen Sokrates so gut wie einen Anaxagoras, betroffen haben. Als Sokrates den Schirlingsbecher trank, triumphierte noch einmal das religiöse Gefühl einer mißleiteten Volksmenge, die in dem Prediger eines reineren, ethischen Ideals den Verführer der Jugend sah. Kaum ein Jahrhundert später hat dieselbe Volksmenge, von den Schülern der alten Sophisten gelehrt, die über alles Heilige witzelnden Satiren des Zynikers Menippos belacht.

Der Sieg der Wissenschaft über den Glauben hat seine tiefere, psychologische Begründung in einem Gefühl des Unbefriedigtseins, ja der Hilflosigkeit, das auf dem Grunde der griechischen Volksseele lag. Die griechische Religion selbst in ihrer höchsten Verklärung als Kultus der Schönheit hat doch niemals die Unvollkommenheit abstreifen können, die ihr von ihrem Ursprung aus einer rohen Naturreligion anhaftete: den Dualismus physischer und ethischer Kräfte in den Göttergestalten, die als Träger eines reinen Gottesbegriffes damit unmöglich wurden. Die tiefsten Denker der Griechen haben diesen Zwiespalt ihrer Götterwelt bitter empfunden; und nicht zum wenigsten hierin, in der Inkongruenz des ethischen Wollens und des religiösen Erkennens, liegt der innerste Grund des schweren Pessimismus, der aus den höchsten poetischen Schöpfungen der Griechen spricht. ‚Zu leiden gilt es!‘ ruft Euripides aus. ‚Wer das gottgesandte Leid am edelsten erträgt, das ist ein weiser Mann.‘

Kein Wunder, daß die kranke griechische Menschheit, die im leichten Lebensgenusse keine volle Befriedigung fand, der die Tröstungen der geoffenbarten Religion der Liebe noch nicht erschlossen waren, sich der Wissenschaft in die Arme warf, die mit scharfer Kritik die Mängel und Unvollkommenheiten der überkommenen Religionsanschauung aufdeckte und mit einem neuen Lebensideal die Menschen glücklich zu machen versprach. Der typische Vertreter dieser Weltanschauung ist Aristoteles, der alle Betätigung des Menschen der Vernunft unterordnete und im vernunftgemäßen Leben das Ziel und die höchste Glückseligkeit des Menschen fand. So hatte mit der Vernichtung der alten künstlerischen Kultur, mit der Entthronung der Gottheit durch die Vernunft die höchste Mission des Griechentums sich erfüllt. Seine Kultur war reif, zu den ‚Barbaren‘ zu gehen; und in dieser Zeit, als das griechische Volk sich selbst verlor, ist auch seine Freiheit unwiederbringlich dahingeschwunden.

In der Welt des Hellenismus, in welcher nach den alle politischen Ordnungen umwälzenden Eroberungszügen Alexanders neben Athen das ägyptische Alexandria, das kleinasiatische Pergamon an die Spitze der Kulturentwicklung traten, führte die Wissenschaft das Szepter. Der alte Künstlergeist trieb nur

noch kümmerliche Sprossen. Die alexandrinischen Literaten glänzten mit antiquarischer Bildung und oberflächlichem Esprit; die bildende Kunst suchte durch affektiertes Pathos und äußerlichen Realismus die Meister der großen Zeit zu übertrumpfen. Dafür hatte eine solide Gelehrsamkeit auf dem Grunde, den ein Hippokrates, ein Aristoteles befestigt, ein mächtiges Gebäude aufgeführt; und von dem geistigen Schatze, den die wissenschaftliche Tätigkeit im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. gesammelt hat, haben die Römer, ja hat das ganze Mittelalter gezehrt. Die Kultur des römischen Volkes ist vom Anfange ihrer Entwicklung an unter den übermächtigen Einfluß der griechischen Wissenschaft geraten, und darum ist es leicht verständlich, daß der nüchterne Charakter der Römer das Ideal einer höheren künstlerischen Kultur kaum geahnt hat. Die Welt war von den ungeheuren wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften der alexandrinischen Zeit geblendet, wie auch das Auge des modernen Menschen vom äußeren Glanze einer materiellen Kultur abgestumpft ist.

Die befreiende Wirkung der christlichen Lehre, die damals der Welt verkündigt ward, ist nicht zum wenigsten dadurch bedingt gewesen, daß sie wieder den Blick des Menschen nach innen gewendet und ihm Ideale gegeben hat, wenn sie auch die untergegangene Kultur einer schöneren Zeit nicht wieder hat heraufführen können. Die religiösen Ideale vermögen den Menschen wohl zu erheben und zu beseligen, aber eine erloschene künstlerische Kraft zu neuem Leben zu erwecken sind sie nicht imstande.

Eine lebensvolle Kultur kann nur in einer ungebrochenen Volkskraft Wurzel schlagen und aufkeimen. Ein sieches Volk, das die Tage seines Lebens erfüllt hat, gleicht dem Menschen am Abend seiner Wirksamkeit: er zehrt von den Erinnerungen einer schönen Jugend. Ein neues Ideal, das vor ihm sich auftut, vermag wohl ein rasch verflackerndes Feuer ihm in die Adern zu gießen; aber der morsche Körper wird nicht wieder jung. So sind auch die frischen künstlerischen Elemente, die aus der ältesten christlichen Kunstübung emporgewachsen sind, — ich erinnere an den kirchlichen Basilikenbau und an die fruchtbare Idee des zentralen Kuppelbaues (Hagia Sophia, San Vitale in Ravenna), — in den Stürmen der großen Wanderung zerbrochen und verdorrt. —

Das Bild der antiken Kultur, das ich in skizzenhaften Umrissen entrollt habe, soll in seiner Vollendung der modernen Welt ein Spiegelbild sein, in welchem sie ihre eigenen Schwächen und Gebrechen erkennen kann. Wenn wir mit Recht die künstlerische Erziehung der Welt, ihre Durchdringung mit einem künstlerischen Lebensideal als Ziel unserer Kulturarbeit hingestellt haben, welche die Menschen veredeln soll, wer möchte leugnen, daß gerade das Studium des griechischen Altertums, die liebevolle Versenkung in seine Kultur einen objektiven Maßstab des Kulturwertes unserer Bestrebungen liefern kann? —

Wer möchte darum auch Jakob Burckhardt nicht dankbar sein, daß er uns in seiner ‚Griechischen Kulturgeschichte'* ein lebensvoll erfaßtes Bild dieser Kultur, eine Analyse der in ihr wirksamen Tendenzen und Kräfte

* 4 Bände 1898/1902, Band 1—3 in dritter Auflage.

geschenkt hat. Der mir zugemessene Raum gestattet es nicht, den reichen Inhalt des Werkes hier noch im einzelnen zu besprechen.

Ich will auch mit dem Verfasser, der uns durch den Tod entrissen ist, hier nicht rechten über die mannigfachen und schweren Mängel des Buches, vor allem seine durchaus unhistorische Grundanschauung, seine Vernachlässigung der neueren Forschungen und Entdeckungen, die zum Teil freilich durch die Entstehungszeit des Werkes bedingt sind. Vor zwanzig Jahren veröffentlicht würde Burckhardts Griechische Kulturgeschichte für uns eine Offenbarung gewesen sein; heute sind große Abschnitte des Buches von der Forschung überholt. Aber stets wird auch die strengste Wissenschaft reiche Anregung schöpfen aus den Worten des immer geistreichen Mannes, der nicht vergeblich die beiden Höhepunkte in der künstlerischen Entwicklnng der Menschheit, die italienische Renaissance und die Kultur des Griechentums, in die Mitte seiner Lebensarbeit gestellt hat.

Einen kleinen Teil der Dankesschuld, zu der mich der Verfasser verpflichtet hat, hoffe ich mit dieser Skizze abzutragen, die durch die Lektüre des Buches angeregt, aber in ihren Grundgedanken selbständig entwickelt worden ist. Mögen auch weitere Kreise des hohen Genusses teilhaftig werden, den mir das wissenschaftliche Vermächtnis des genialen Kulturhistorikers gewährt hat!

Ahnung.

Ich frage oft in mancher Nacht
Mein hämmernd Herz in meiner Brust:
Weißt du, das immer pocht und wacht,
Daß du doch einmal schweigen mußt?

Zu meinen Händen sprech' ich dann:
Ihr werdet liegen, starr wie Stein,
Ihr werdet so, Gott weiß es wann,
Zum letzten Schlaf gefaltet sein!

Und meinen Atem spür ich kaum,
Und meine Augen schließ ich zu,
Und liege zwischen Tod und Traum
In einer schönen, tiefen Ruh.

Und fühle nur, wie stumm und weit,
In Wogen, die kein Ufer schränkt,
Die dunkle See der Ewigkeit
Sich nah an meine Seele drängt!

Lulu von Strauß-Torney.

Jesse und Maria.

Ein Roman aus dem Donauland

von

E. von Handel-Mazzetti.

Zur Stunde, da es mit Herrn Matthäus sich zum Bessern wandte, lag drunten in der Mörderzelle der Velderndorffer schlaflos auf seiner Pritsche. Die Zelle war eiskalt, und er schauerte beständig vor Frost unter dem dünnen und zu kurzen Deckbett. Der modrige Feuchtgeruch legte sich ihm auf die Brust. Wie im Karner riecht es da! Schöne Leute haben da fürher gelegen! Zuletzt der Glashammer, der Müller von Holzern, der mit der Axt seine Zuhälterin erschlug.

Vor der Tür rühren sich die Wachen, gähnen, knurren, lassen die Finger knacken, grunzen einander Grobheiten zu. Er hört alles; die Nacht und die Einsamkeit schärfen ihm die Sinne qualvoll, statt sie abzuspannen. Jetzt ist die Red von ihm. Er hört alles. ‚Quel sior di Flederof, furfante tedesco.‘ Da würgt den Stolzen ohnmächtige Wut und Scham; er wühlt den Kopf in das mit Buchenlaub gefüllte mufflige Kissen und zerbeißt sein Schnupftuch.... O Gott! Schlafen, schlafen, nur eine halbe, nur eine Viertelsstund, und von gar nichts wissen,... gar nichts, gar nichts wissen.... Könnt er den Gerbel haben, der sollt ihm Mandragora geben, und er würde ihn gut zahlen, einen goldenen Taler die Unze.... Bei Tag, da ging's ihm gut. Da hatte er einen so guten Glauben, ein so festes Vertrauen auf Gott. Da war er Gottes Arm und Mandatar; da hatte er die evangelischen Brüder befreit und das apokalyptische Tier getötet. Darum würde ihn Gott auch nicht verlassen. Er sagte das allen, dem Wärter, den Wachen und im Verhör dem Windhag und dem Stadtrichter. Er sprach vom Elias, vom Feuerwagen und von den Streitern Gottes, die ihn noch vor Abend erledigen würden. So oft im Hof ein Lärmen losging, rief er: ‚Sie kommen!‘ Und wenn man ihn fragte: ‚Wer?‘ antwortete er: ‚Meine Getreuen.‘ Es sind ihm nämlich viel, viel mehr Leut treu, als man glaubt; bis jetzt haben sie sich nur nicht herausgetraut. Aber jetzt! Seht ihr's, ihr

falschen Katzen, wie sie jetzt ankommen, und wieviel ihrer sind? Die Tartschen funkeln und die Schwerter; der Landersperger führt sie an.... Hieß es dann: ‚Deine Getrewen — jawohl! Die Eilboten seins gewest; die seind abgeritten, der ein nach Wien, der ander nach Regensburg und der dritt nach Passau mit der Zeitung von deiner Schandtat,‘ ward er traurig, aber nicht für lang. ‚Gott verläßt mich dannoch nicht,‘ sagte er und fing zu singen an. Man hörte seine Stimme bis auf den Hof. Er sang: Ein feste Burg ist unser Gott, das herrliche Lied. Luther hat's erdacht; der Vater hat's ihn gelehrt; die Mutter hat's gar oft mit ihm und seinen Geschwistern gesungen; im Kremser Veitsdom erdonnerte es nach dem Schwedensieg und zu Wittenberg im **Auditorium majus** mit Pauken und Trompeten bei seiner und seines Freundes Erasmus Promotion. Die Wort, der Ton haben Wunderkraft. Er sang damit die schwarzen Gedanken weg, die ihn, je mehr gegen Abend zu, je öfter beschleichen wollten: ‚Ein Mörder bist du; — sterben mußt du, — und deine Liebste wird bald eine Witwe sein.‘

Bis zum Abend hielt er sich in der Höhe. Aber als nun die Nacht hereinbrach und noch immer kein Retter sich zeigte, der Hutstock ihm das Lager zurechtmachte und ihn dann allein ließ, als die Schritte und Gespräche auf dem Hof seltener wurden, endlich ganz verstummten, die erleuchteten Fenster des Schlosses, von denen etwas Licht in seine Zelle gefallen war, schwarz wurden, da sank ihm langsam das Herz und der hohe evangelische Mut.... Da wurden seine Gedanken aus stolzen Aaren, die ihn aus dem Elend der Welt in den Himmel der Ekstase getragen, zu abscheulichen Raben; die Brut stürzte sich auf ihn, der nun hilflos auf der Erde lag, und hackte ihm unter scheußlichem Gekrächze die Brust auf. Alles geht ihm für, was diesen Tag ihm Schmerzliches und Schmähliches widerfahren ist. Der Priester grimmige Larven starren ihn an. Sie bellen, schäumen wider ihn; die Bürger verklagen und verwünschen ihn. Der Fuchs mit seinem kahlen Schädel, der Wachter mit dem Judenbart, der rote, gedunsene Wälzl, — alle sind sie da.... Wie sie die Augen rollen furchtbarlich! ..Der aber gut zu ihm war, der treue Hans, den sieht er nicht. Dort, — wer steht dort? Das Weib, die Schinnagel. Oder ist es die Gorgo? Ihre schwarzen Haare scheinen Schlangen, Feuer geht von ihren Augen aus. ‚Rauber! Seelenmörder!‘ hebt sie wider ihn die Hand. Der grausame weiße Priester aber spricht: ‚Jessen von Velderndorff ist das Land auf ewige Zeit verboten. -- Eisen und Strang..‘ das war das letzte; mehr sprach er nicht.... Denn wie er das sagte, geschah's...

Nicht denken das! Alles denken, nur das nicht! Es ist einmal geschehn. Wenn nur das weiße, schwarzbärtige, blutbetropfte Gesicht ihn nicht so anschauen würde in der Dunkelheit! Es ist geschehn; wer hat's getan?

‚Ich tat es; aber ich bin darum kein Mörder!‘ wehrt er sich, als stünde er für den Richtern. ‚Er war ein Tyrann, und es war Gerechtigkeit; ... ich mußt' meine Brüder retten; ... er wollte sie zerreißen.‘

Bei Tag klang das so schön. Jetzt klingt es verzweifelt nach Sophismus, und der Gehörnte kichert dazu. — ‚Du sollt nicht töten!‘ donnert's vom Sinai herunter. Wer Menschenblut vergießt.... Ist nicht ein Tyrann auch ein Mensch?

Elias erschlug die Baalspfaffen und Phineas den Zambri....

Lieber Vetter! Im neuen Bund darf man keinen Menschen morden. —

Er rang die Hände vor sich hin. ‚Was hätt ich denn aber tun sollen? Er wollt mein armes Weib hinausjagen im Winter, in der Kälten.‘

Gott wäre mit ihr und mit dir gewesen. Die leidende Unschuld beschirmet Gott. Aber die Verletzer seiner Gebot verwirft er. ... Du sollst nicht töten!

Grausam, grausam sind diese Stimmen. Am grausamsten doch ist das weiße, blutbemalte Gesicht im Dunkeln.... Es will nicht weichen. Es klagt ihn an wie das Johanneshaupt den Herodes.

Der lungendämpfige Riedel schnauft: .... Ein Priestersmörder ist asoviel als ein Vatersmörder. Dann der Priester der geistliche Vater ist. Wann einer seinen Vatern erschlagt, ein solicher wird von unten auf g'rädert.‘

Das Hochgericht steigt auf vor seinen entsetzten Blicken. Die Seile, mit denen sie ihn binden, der Schragen, auf den sie ihn legen, das eisenbeschlagene Rad, womit sie ihm die Gliedmaßen brechen werden. O greulich, greulich! Die Leute laufen zu scharenweis, aus allen Straßen und Gassen. Für allen muß er's leiden; — sie brüllen, sie wiehern für Freude, daß er sterben muß; sie schimpfen ihn mit unflätigen Namen. — Nur eine ist, die hat den Schleier vor den Augen und weint so bitterlich, — so bitterlich.

Die schaurige Fürstellung bringt ihn ganz außer sich. ‚Ich will nicht sterben! Ich werde nicht sterben!‘ bäumt er sich. Und laut auf in seiner Herzensnot schreit er: ‚O mein Christus! O mein gütiger Christus! Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht!‘

Die Tür wird entriegelt. Wilder Fackelschein fällt in die Zelle. Der Leutnant mit noch zweien tritt herein und an die Pritsche und fragt ihn halb deutsch, halb welsch, warum er geschrien habe. Ob ihm etwas fehle.

‚Nein, nichts! ...‘ Er schämt sich, daß sie ihn gehört haben, und er schämt sich, zu sagen, daß er sich vor dem Rädern fürchtet.

‚Ob er schlecht liege?‘

‚Nicht schlecht, nur kalt....‘

‚Han poche parole i tedeschi — per freddo digon caldo, la luna chiaman il mondo, ed il lepre l' asen,‘ sagte der Schnurrbart. Er

war ein Deutschenfresser. Indes, der deutsche Junge hier mit seinen großen, blauen Augen gefällt ihm ganz gut, und er schickte den Cesaretto aus, irgendwo im Schloß eine Decke zu stehlen.

Cesaretto kam mit einem roten Pferdekotzen. Den warfen sie über den Frierenden; er streckte sich behaglich. Don Ilario bot ihm ein halbes Glas von dem heißen, gezuckerten Wein an, davon er selbst und seine Helden seit acht Uhr unzählige Kannen vertilgt hatten.

Jesse lebte auf. Das Blut pulsierte wieder warm in seinem Körper. Mählich, leise überkam ihn wohlige Schlafmüdigkeit.... Die fürchterlichen Bilder und Gesichte wurden nebelhaft und verschwanden;... ein Singen und Klingen und Schwirren hob sich rings um ihn; — er versucht noch etwas zu denken. Don Ilario ist ein Ehrenmann, dachte er, und wenn ich morgen — freikomm, will ich ihm was verehren, einen Ring.

Da war er schon eingeschlafen; bis zum Morgen schlief er ruhig und gesund. Gegen Morgen kam ihm ein wundersamer Traum vor. Er war frei, und seine Getreuen hatten ihn zum Fürsten ausgerufen. Die große Schlacht bei Pechlarn war geschlagen. An der Spitze von zehntausend Rittern hatte er die Päpstler vernichtet. Er hielt mit seinen Rittern an der Donau zwischen Pechlarn und seinem Schloß. Die Ebene blitzte und funkelte von Helmen, Küraſſen und Lanzen. Er selbst, ganz in Silber gerüstet, ritt seine Stella. Rechts und links von ihm hielten auf ihren Rossen seine Feldobersten, Landersperger und Pollheim. Die ganze Gegend war gewitterschwarz. Auf der Donau schwamm ein schwarzes Schiff. Da waren alle Pfaffen darauf, die er gefangen und gebunden hatte. Auf dem Schiff ohne Segel, ohne Steuer fahren sie dahin zum Wirbel,* und dort müssen sie untergehen.... Gar jämmerlich hört man sie ihr Sancta Maria, ora pro nobis heulen.

Von Stadt Pechlarn kommen im Zuge die Bürger und werfen sich vor dem siegreichen Jesse nieder. Sie bitten um gnädig Halsgericht. Er aber vergibt ihnen, daß sie ihn verschimpft und gelästert haben; sie wußten ja nicht, was sie taten.

‚Keiner sei von unserer Gnade ausgeschlossen,... nur das Weib dort! Bringt sie her!‘

Sie kommt gesenkten Blickes, schwarz und weiß angetan wie eine Nonne.

‚Die ist es, die mich am meisten hat gekränkt; die hat mich den Pfaffen verraten! Was soll ich ihr tun?‘

‚Sie soll sterben!‘ tosen die Ritter. Schon zücken ihre Schwerter Hans und Erasmus.

* Wir haben es mit einem Traum zu tun; der Donauwirbel ist bei Grein (also weit oberhalb Pechlarn).

‚Nicht doch! Es ist kein guter Handel; sie ist doch ein Weib, und wir sind Männer. Steckt eure Schwerter ein! Um das, daß sie ein Weib ist und Kinder hat! Aber sie soll dies Land auf ewige Zeiten meiden. Hinweg aus meinen Augen, du Unbarmherzige!‘

Da geht sie fort und weint. Er, mit ausgezogenem Schwerte, befiehlt: ‚Jetzt steckt die Greuelbilder auf den Bergen in Brand! Alle! Keins sei verschont!‘

Da glühen auf allen Kuppen sterngleich Johannisfeuer auf, werden größer, lohen, lodern; auf einmal ist das ganze Wachauergebirg in brausende, wogende, rollende Flammen gehüllt; über dem Flammenmeer drehen sich im Kreise posaunenblasend feurige Cherubim: Gefallen! Gefallen! Sie ist gefallen, Babylon, die große! Die Maria von Taferl und alle Marien sind tot, tot, tot! Und das Echo dröhnt: Tot, tot, tot! Und die Donau rauscht: Tot, tot, tot, und die Pfaffen jammern: Tot, tot, schlagen die Händ übern Kopf zusamm, daß das schwarze Schiff ins Schwanken kommt und versinkt — grad unterm Tafele.

Unter dem Dröhnen der Posaunen, dem Geprassel der Flammen, dem Halleluja der Engel reitet Jesse, der evangelischen Kirche Messias, von seinen jauchzenden Treuen gefolgt, nach seinem Schlosse, das von nun ab die Neue Wartburg heißen soll. Horch! Musik! Süße, herzbetörende Akkorde! Von der Wartburg kommen Jungfrauen ihm entgegen, Mädchen wie die Engel, rosenbekränzt, Zithern und Harfen in Händen. Allen voraus eine, die ist keine Jungfrau mehr, aber über alle Jungfrauen schön. Sie trägt ein golden Gewand und einen Kranz von Rosen in ihren dunklen Engelslocken. Mit den zarten Händchen streut sie Rosen, weiße und goldene; mit dem zarten Stimmlein, das seine Sinne aufwirbelt wie Schlachtgetöse den wilden Berberhengst, singt sie das Lied: Schönster Herr Jesu! Aber sie singt Jesse.

„Haltet mir das Pferd! Komm, Liebchen, laß dich küssen!‘ Heißer Lust voll umfängt er ihren Leib. Sie hebt den kleinen Mund zu seinem. . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

‚. . . Wenn man ihn so daliegen sieht, wirklich, man söllt nit denken, daß er der Mörder ist,‘ sprach Pater Maurus. Von dem Minister und etlichen welschen Soldaten begleitet trat er, es war kurz nach sieben und morgendämmerig, in Belderndorffs Zelle ein. Er hat vor, ihn um seine Lehrer, seine Freunde auszufragen; und wenn er nur halbwegs kann, wird er ihn der Gnade des Kaisers empfehlen. Was den heiligen Mann dazu treibt, — er hat's eben seinem Gefährten gesagt, — ist nicht etwa das Mitleid mit dem Mordgesellen, der ihm wie allen Priestern ein Greuel ist, . . . sondern die Erbarmnis mit dessen Befreundeten, . . . mit dem Bruder, der einen herzzerreißenden Brief

geschrieben hat, ... mit der armen Frau, deren Leben am Leben des Unglückseligen hängt. Da liegt er! Der Rektor betrachtet ihn mit strengem Blick und mit bewegtem Herzen. Das blasse Gesicht erinnert ihn wider Willen an den jungen Martyrer, die schöne Grabfigur, die er in Rom gesehen. — Wie Schnee so weiß hebt sich die Hand vom roten Kotzen ab. War sie's wirklich, die die tödliche Waffe führte? Sie scheint nur dazu getan, mit Mädchenhänden zu tändeln.

‚Warum habt ihr ihn in dieses kalte Loch gesteckt?' redete Pater Maurus gedämpften Tones nach der Tür zurück.

‚War kein Platz ninderscht,' entschuldigte sich der Hutstock.

‚Reverende Pater! Geht nit so nah hin, um Gott, — er wird jetzo wach!' flüsterte aufgeregt der Minister und zog sich nach der Tür. Dem schwachen, kränklichen Mann liegt noch der ganze Schreck von gestern in den Gliedern.

Jesse, aus dem Schlaf fahrend, richtet sich auf seinem Lager empor.

‚Amey, ... mein Süßes, ... ja meine Königin! ...' Mit wirren Blicken schaut er um sich herum. Fort ist sie, die Jungfrauen fort, ... statt der flammenerleuchteten Wachau vier nackte Wände, — weh, der Kerker! Statt der Getreuen, barmherziger Jesus, wer seind die dort? Häscher und Pfaffen! Holen dich, führen dich zum Gericht, denn du bist es, du hast den Großpfaff umgebracht.

Er stieg von der Pritsche. Mit bebenden Händen suchte er herum nach seinem Wams, das er zum Schlafen ausgetan hatte, fand es nicht und ging, wie er war, nach oben nur mit dem Hemde bekleidet, dem Pater Maurus entgegen.

‚Ich bin bereit, ihr Herren! ... Wo habt ihr den Henker?'

‚Was fällt dir ein?' fragte Pater Maurus. ‚Erst muß dir doch der Prozeß gemacht werden.'

‚Wann ist der Prozeß?' fragte Jesse mit matter Stimme.

‚Dieses wird erst in Wien ausgemacht, wohin wir haben unsere Relation geschickt.'

Jesse holte krampfhaft Atem. ‚So, ... nach Wien, ... und dort kommt's auf die lange Bank. — Aber das sage ich euch, nach Wien zum Prozeß laß ich mich nicht führen!' fing er aufgeregt zu schreien an, und seine groß umschatteten Augen glosten mit einem Male so wild, daß Pater Zörner, in der Angst um den Obern seiner eigenen Sicherheit vergessend, nach vorwärts lief: ‚Veni pater, veni pater, per amorem Jesu Christi, quia iste melancholicus est.'*

* ‚Komm, Vater, durch die Liebe Jesu Christi, der ist ein Narr!'

Der Rektor schlug ihm lächelnd und beruhigend auf die Schulter und fragte gleichzeitig den Velderndorffer: ‚Warum nicht, was hast du gegen Wien?‘

‚Dort gibt's kein Recht. Nichts, als was die jesuitische Kamarilla haben will, geschieht dort.‘

Pater Zörner tat einen entrüsteten Ausruf. Maury winkte ihm mit der Hand, ruhig zu sein.

‚Wo soll man dir also den Prozeß machen?‘

‚In Regensburg. Ich will meine Sach für dem Reichstag führen.‘

‚Ja, der Reichstag hat weiter nichts zu tun,‘ brummte Pater Zörner. ‚Kunnt man nit lieber gleich den heiligen Vater zitieren?‘

‚Du meinst also, daß es in Regensburg keine Kamarilla gibt?‘ frug mit leichtem Spott der Rektor.

Jesse sagte: ‚Doch, denn ihr filzt euch überall ein; — aber so stark wie in Wien, wo die Dummheit floriert, ist sie dort nicht.‘

Er ging an seine Pritsche zurück, setzte sich nieder und schrie in ausforderndem Ton: ‚Haben die Herren da noch was zu tun?‘

‚Mehreres habe ich dich zu fragen,‘ entgegnete Maurus, schaffte den Soldaten in fließendem Welsch, die Zelle zu verlassen, und nahm auf dem Fußende der Pritsche ziemlich nahe vom Verbrecher Platz, während Pater Minister die Länge, Breite und Diagonale der Zelle mit kleinen Schritten, leise zählend, ausmaß.

‚Wann bist du nach Wittenberg kommen?‘ fragte Maurus den Velderndorffer.

‚Ich möchte wissen, warum der Herr mich duzt.‘

‚Vom Gymnasio und aus dem Beichtstuhl bin ich es gewohnt,‘ entgegnete der Rektor ruhig.

‚Pater Rektor duzt bessere Leut, dann Ihr seid,‘ blieb Pater Zörner in seinen Wanderungen stehen.

‚So! Das wundert mich von den bessern Leuten, daß sie sich's gefallen lassen.‘

‚Range!‘ dachte der Minister und öffnete sein Brevier. Besser beten als sich ärgern mit so einem Menschen da.

Maurus frug: ‚Sage mir also, du bist nach Wittenberg kommen wann?‘

‚54.‘

‚Und promoviert?‘

‚57.‘

‚Wer waren deine Professoren?‘

‚Aurifaber, nämlich Wilhelm, nicht Jakobus. Dann Buddäus. Dann der Kallopotamos.‘ —

‚Das ist ein Nam, den hab ich nie gehört.‘

‚Er hat auch nicht so geheißen,‘ sagte Jesse, und das Schalklachen, das ihm so gut stand, zuckte einige Augenblicke um seinen Mund. ‚Wir haben ihn so geheißen, ... weil er alle Abend, wie er sagte, an der schönen Elbe spazieren ging; eigentlich ging er zur schönen Else.‘

‚Capisco,‘ lächelte der Rektor. Der Minister räusperte mächtig.

‚Hieß euer Hippopotamos —‘

‚Kallo —!‘

‚Nicht Philipp Camerarius recte Kaemmerer, war er nicht ein großer Schänder, der die katholische Kirche und Bräuch vom Katheder herab verunglimpfte? — Und tat nicht der Buddäus desgleichen? Sag' mir's frei und wahrhaftig!‘

Jesse setzte sich stramm; seine Augen blitzten. ‚Weder Camerarius noch Buddäus waren Schänder. Schänder und zugleich Lügner sind ganz andre Leut! Daß wir in Wittenberg, wo jeder Stein von Luther redet, auch im Geiste Luthers unterwiesen worden sind, das, ja, sag' ich Euch frei und wahrhaftig. Und zwar alle unsere Lehrer, nicht bloß zwei, haben gewetteifert, uns die Papstkirch in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als einen Lugentempel, außen vergöld't, innen voll Greuel; sie haben uns gezeigt, wie der katholisch Zeremonienpomp nur die moralische Unkraft der katholischen Lehr zudecken muß.... Sie haben uns für den Pfaffen gewarnt, den neuen Pharisäern, zumal für euch Jesuitern, ... die ihr die Wahrheit biegt und beugt, um die Fürsten scharwenzt, damit sie euch den Willen tun, und armer Leut Tyrannen seid; die ihr durch die Beichtweiber über die Männer regiert; die ihr nichts Gutes, nichts Schönes, nichts Edles könnt außer eurer Kirche sehen, ohn' es zu begeifern; es ist nämlich nichts gut und schön auf der Welt, als was jesuitisch ist. So habt ihr auch die Himmelsschlüssel vom Petrus gepachtet; wer nicht jesuitisch ist, darf nicht hinein. Aber am End der Tage wird sich das Blatt wenden; da werdet ihr, die ihr euch über alle erhoben habt, zu unterst zu liegen kommen in dem Pfuhl; Jesus, der die ewig Wahrheit ist, wird von euch Lügnern nichts wissen wollen. Hat er euch ja doch schon, da er am Kreuz hing, verleugnet.‘

‚So, das ist neu!‘

‚O nein, das ist eine alte Geschichte. Wißt Ihr denn nicht, was die vier Buchstaben überm Kreuz bedeuten?‘

‚Nun?‘ fragte der Rektor, dawährend der Minister, der über seine Psalmen die Philippika überhört hatte, arglos erwiderte: ‚Jesus Nazarenus Rex Judaeorum.‘

‚Nein, sondern: ... Jesus Non Respexit Jesuitas.‘

‚Pfui, was wüste Sachen! Pfui dich an!‘ schimpfte der Minister. ‚Herr Pater Rektor, höret Ihr? Müssen wir uns von so einem Bueben alles g'fallen lassen?‘

‚Es ist nicht er; es ist der Camerarius,‘ beschwichtigte ihn der Rektor. ‚Du sagtest mir, deine Lehrer waren keine Schänder, und widersprichst dir selber, indem du ihre Worte zitierst. Sie waren Schänder, Lästerer und Verführer, und du, armer Knabe, bist nicht zuletzt durch sie der Übeltäter worden, als den wir dich hier sehen!‘

‚Behaltet Euren armen Knaben vor Euch! ... Ich bin kein Übeltäter, und auf meine Lehrer, denen Ihr nicht das Wasser reichen könnt, laß ich keine Steine werfen von Leuten wie Ihr!‘

‚Du bist kein Übeltäter, so! — Weißt du, Velderndorff, was mit deinem Opfer ist?‘

‚Nein,‘ murmelte Jesse, ward einen Schatten bleicher und senkte den Kopf.

‚Willt du es wissen?‘

‚Ja,‘ entgegnete Jesse kaum hörbar. Man sah sein Herz unter dem dünnen Leinenhemd beschleunigt klopfen....

‚Er ist nicht tot; aber er wird für sein Leben krank und siech und an dem einen Auge stockblind bleiben, wenn er nicht beide verliert.... Ein armer, krüppelhafter, gemarterter Mann.... Hörst du, Velderndorff?‘

Jesse entgegnete nichts; ein Schauer durchrann seinen Körper.

‚Und daß er nicht gestorben ist, das ändert vor dich gar nichts!‘ erklärte Pater Zörner in schneidend scharfem Ton. Sonst ein guter Mann, ist er durch die verhunzte Kreuzinschrift ganz giftig geworden. ‚Für dem Kriminal-Judizium bist du ein Mörder so oder so, und Gnade ist vor dich k e i n e.‘

‚Das weiß ich ...‘ sagte der Verbrecher vor sich hin. ‚Und ich verlang auch keine,‘ hob er jetzt stolz das Haupt. Aber er war fahl bis in die Lippen.

Pater Maurus sprach: ‚Deine Tat, durch die du eines Menschen Leben zerstört und dein eignes verwirkt hast, bereust du sie jetzo? Kann ich es Herrn Matthäus melden, daß du ihm Abbitte leistest? Ja?‘

‚Was nützte denn meine Reue ihm und Österreich?‘ erwiderte Jesse. ‚Wäre er gut, so wäre es mir auch leid.... Ihr quält mich. Wird er gesund, wenn ich's ihm abbitte? — Wann Ihr ihm von mir durchaus etwas sagen wollt, sagt ihm, ich laß ihn ... bitten, ... er soll's genug sein lassen an der Verfolgung der Evangelischen, ... dann werden keine Gewalttaten mehr fürkommen.... Er soll uns das Exerzitium auswirken; ... er soll bedenken, daß wir Menschen und keine Hund sind; — er soll ...‘

‚Alle Ketzer in eitel Gold fassen,‘ nahm ihm der Minister das Wort ab, ‚weil ihn ihrer einer so elendig hat zug'richt. Ich hörte, neulich habe ein Bandit des Kaisers Sohn ermorden wollen und dann dem Kaiser gesagt: Gnade, Majestät, vor all meine lieben Brüder Wegelagerer! Eure Majestät darf mir meine Bitte nicht versagen, denn ich hab Ihren Sohn, den König von Hungarn, bei einem Haar umgebracht.‘

‚Ihr habt gut spotten einen gefangenen Mann,‘ sagte Jesse.

Maurus ermahnte seinen Gefährten auf lateinisch, den Mann nicht zu kränken, und setzte das Verhör fort, Jessen befragend, ob er wisse, daß der Prädikant Fabricius verhaftet sei.

Jesse stammelte erschrocken, er wisse nichts. Wer denn das veranstalt habe? — Der Arme habe kein Verbrechen begangen.

Pater Maury sprach: ‚Er hat die evangelischen Riten gehalten und‘ — hier hob er die Stimme und sah den Jungen durchdringend an, — ‚er ist mit und neben deinen saubern Lehrern, die wir leider nicht strafen können, schwer verantwortlich für deine Tat. Jetzt eben, bevor ich zu dir kam, war ich bei ihm. Er hat mir bekannt, daß er mit Vorbedacht, durch Brandbücher und Hetzpredigten dir den Kopf verdreht und dich in all deine Exzesse, den letzten inbegriffen, formal und eigentlich hineingetrieben habe.‘

Jesse sah den Sprecher starr an. ‚Das soll er wirklich gesagt haben?‘

‚Auf seinen Knien schwur er es mir.‘

‚Auf den Knien,‘ — wiederholte Jesse langsam und schmerzlich, stützte das Haupt in die Hand und stierte vor sich hin. Dann setzte er sich wieder gerade und begann mit Entschlossenheit und sehr lebhaft zu reden: ‚Wann er das wirklich gesagt hat, so hat er der Wahrheit Gewalt angetan. Gott vergibt es ihm, er tut's aus Liebe. Gehetzt will er mich haben! Er kann ja gar nicht hetzen! Er ist die Sanftmütigkeit in Person. Gehetzt habe ich ihn. Ihr dort lacht!‘ rief er unwillig zum Pater Zörner hinüber. ‚Es ist aber so, wie ich sage. Die Riten hat er uns gehalten, weil ich ihn bat, nein, ihm's befahl. Wie oft hat er mich gewarnt und zurückhalten wöllen, als bei der Geschicht mit dem Bilde! Ich hab ihm aber nicht gefolgt.‘

‚Und warum nicht, wenn du ihn doch, wie es scheint, hoch verehrst?‘

‚Ich spürte den Antrieb Gottes in mir; der war stärker als alles.‘ —

‚Dein Stolz war stärker als alles,‘ fiel ihm Maurus scharf in die Rede.

Er warf den Kopf zurück: ‚Auch das mag sein.‘

‚Ich nehme, was du mir jetzt berichtest hast, ad notam,‘ sprach der Rektor. ‚Nun sollst noch du etwas ad notam nehmen, und dann, Pater Zörner, gehen wir!‘

Er langte einen Brief mit aufgebrochenem Siegel aus der Tasche hervor.

‚Das ist heut morgen an mich kommen. Es ist von deinem Bruder, und du sollst es lesen.‘

Jesse griff nach dem Brief, riß ihn mit Fieberhast auf, — las, — lächelte; das erste ein Gruß, den ihm sein Liebchen schickt! — Aber das Lächeln verblaßt; tiefe Falten graben sich in seine Stirn, wie er weiterliest den Brief, den sein Bruder in Angst und Qual noch in der Nacht nach dem Schreckenstag geschrieben hat:

‚... Er kann nichts vor sein Unglücksthat! Ich kann davor, ich, ich, der ich ihn hätt belehren, ermahnen vnd Beaufsichtigen sollen, da er doch khaum Vogtbahr, vnd ich sein Vormund biß vor kurtzem war.‘

‚... Darvmb Ich bitte, nehmet mein gantzes haab und guth! Nehmet mich selbsten alß geisel an, nur Verschohnet seines edlen jungen Lebens, auff meinen beyden Knyen bitte ich Euch darvmb Edelgnädig Geistliche HErren! Lasset Euch von dem demüthigen flehen eines tieff bekhümerten Bruders erweichen.‘ —

So schreibt ein evangelischer Ritter, ein Landmann einem Jesuiten! Die Feder hat in seiner Hand gezittert; Tränen sind auf diesen Absatz gefallen; aber dem, der's schrieb, geschah noch nicht so hart als jenem, der es nun liest. Deinen Brüdern wolltest du beistehen, du Narr; nun schau, wie du sie so tief in Not und Jammer hast gebracht durch deine Tat! —

Er stand von der Pritsche auf, ganz verstört und totenblaß. Mühsam suchte er nach Worten: ‚Der Brief ... gilt — nicht! Was in solcher Angst und Qual geschrieben ist, ... das gilt nicht. Daß man ihm sein Hab und Gut und ihn als Geisel nehmen soll, — ach! Jesus!‘

Aufstöhnend lehnte er die Stirn an die Mauer unterm Fenster.

‚Velderndorff!‘ sagte der Rektor, stand neben ihm und berührte sanft seine Schulter.

‚Fort!‘ schüttelte sich der Protestant und zeigte die Zähne. ‚Rührt mich nicht an; ich hasse Euch! ... Niemals, niemals, niemals geb' ich zu, daß er einen Heller vor mich euch Wölfen in den Rachen wirft! Je mehr ihr danach giert, je weniger sollt ihr unsere paar Taler haben.‘

‚Ihr seid noch dümmer, als Ihr frech seid,‘ fuhr Pater Zörner aufgebracht los, während Maurus, die Arme verschränkt, ein geringschätziges Lächeln auf den Lippen, seelenruhig dastand. ‚Wie könnt Ihr so daherreden, einen solchen Ton wider Herrn Pater Rektor brauchen, der's Euch so gut meint und Euch retten will und auch diesen Brief Euch nur darum fürgewiesen hat, weil Eures Bruders Bekenntnis Euch zur Entlastung kann dienen?‘

‚Bleibt mir vom Leib, alle, mit eurer guten Meinung et cetera!‘ schrie Jesse; die Augen irisierten ihm vor Wut. ‚Ich durchschaue euch! Ihr macht Samtpfoten, aber ich sehe eure Krallen. Mich wollt ihr retten,

— sagt ihr, und eigentlich wollt ihr meine Befreund verderben; sie sollen mein Schicksal teilen oder eure elendigen Knecht sein. Das leid ich aber nicht, wie ich hier stehe. Soll ich es schwören, daß ich allein war, daß niemand hinter mir stand? — Herr Gott!' rief er, die Hände aneinanderschlagend, ‚wart ihr denn nicht dabei? Ihr habt doch alles gesehen und gehört, ... und jetzt wollt ihr mir Mitschuldige herauspressen! Wenn Stahl und Stein zusammenschlagen, gibt's Feuer; da ist kein Drittes notwendig. Er hat hart auf mich geschlagen. — In allem, was mir lieb ist, schlug er mich. Mein Bruder sollt ins Elend; dem Landersperger nahm er sein bißchen Brot, und mein Weib, mein süßes, zartes Weib, wollt er hinausstoßen ... im Winter! ... Sie kann ja nicht reisen! ... Es ist ihr Tod! ... Das kümmert ihn nicht; er will uns alle ausreuten wie den Faulbrand. ... Da hat mein Heiland mich verlassen; ... da hab ich es getan. Ich hab's getan hier mit dieser Hand, ich allein. ... Ich allein muß davor büßen. ... Ich will auch; ... nehmet mich und führet mich hinaus! ... Henkt mich, pfählt mich, zerreißt mich mit glühenden Zangen, reißt mir das Herz aus dem Leib! Mir mögt ihr alles tun, aber meine Freund sollt ihr nicht anrühren! Lieber Herr Christus!' hob er die Hände zum Himmel auf, der schon morgenhell beim Gitterfenster hereinsah. ‚Ich bitte dich von Herzen, laß nicht zu, daß meinen unschuldigen Freunden ein Leid geschieht! Sei ihnen eine feste Burg, beschütze sie für den römischen Schlangen und Nattern!'

‚Die sind wir!' knurrte der Pater Zörner. ‚Nur recht vollnehmen 's Maul, das ist die Hauptsach. Wann ihn ein Schuch zwickt, schreit er auweh, und jetzt will er sich henken und brennen lassen; möcht's nit probieren!'

Des Rektors Adleraugen aber blitzten vor Lust; ihn entzückte das wilde Pathos des bildschönen Burschen. Und wieder wie am Vortage ward in ihm der Gedanke mächtig: Wenn wir diesen gewinnen könnten für unsere Kirch, ... welcher Sieg, — welcher Triumph! Vorsichtig trat er auf den Jungen zu und beschwichtigte ihn: ‚Es ist kein Grund, daß du dich also aufregst. Du verkennst die Absicht, aus der ich kam, völlig. ... Deinen Gefreunden soll durch uns nichts Böses widerfahren.' Zugleich streckte er Jessen die Hand hin. Dieser aber schloß seine vor Aufregung noch zitternden Hände auf dem Rücken zusammen, und mit heiserer Stimme stieß er heraus: ‚Heilig müssen sie euch sein! ... Nicht anrühren dürft ihr sie! ... Nicht anrühren, ... hört ihr?'

‚Ich sagte dir, es soll ihnen durch uns nichts Böses geschehen. Gib mir deine Hand!'

‚... Kein Haar darf meinem Bruder, diesem guten Menschen, und meiner süßen Frauen gekrümmt werden! Den Fabricius müßt ihr loslassen! Den armen Landersperger müßt ihr wieder einsetzen in seine Stell!'

‚Du verlangst viel!... Wenn alles, was du da verlangst, geschehen würde, was würdest du dann von dem Jesuiter sagen?‘

Jesse sann einen Augenblick. ‚Ich würde sagen, er ist ein guter Mensch und schlechter Jesuiter.‘

‚Ja, so sprechen sie, die nie einen Jesuiter han gesehen!‘ lachte der Pater Minister zornig auf. ‚Wie der Blinde von der Farb sprechen sie!‘...

Maurus blieb gelassen. Blind ist er, ja, aber arm, der Unglückliche! Wie er sich um seine Freund quält und sorgt! Und selbst geht er zugrunde! — Was sollen wir in Wien sagen? Er stoßt die Hand, die ihn retten will, zurück!... Halt! Dieses noch!

‚Velderndorff, sage mir von deiner Mutter! Sie war die Johanna von Ödt?‘

‚Jawohl!‘ rief, sich zu seiner ganzen Größe emporreckend, der Lutheraner. ‚Johanna von Ödt, die Zier des evangelischen Österreich, die gottselige Bekennerin!‘

‚— Unselige!‘ schrie von der Tür Pater Zörner.

Jesse warf ihm einen sprühenden Zornblick zu. ‚Ihr echter Jesuit! Speit Gift und Galle wider sie, Euer Geifer befleckt ihren Saum nicht mehr! Sie wandelt mit Cherubim und Seraphim!‘

‚Mit welchen Guttaten hat die sich den Himmel verdient?‘ fragte Zörner. Pater Maury winkte ihm und mahnte auf Latein: ‚Still, es ist die Mutter!‘

‚Mit Taten,‘ rief Jesse, ‚die leben werden, wenn eure ganzen Bastardtugenden zum Teufel sind!‘

‚Du wirst von ihren Taten mehr wissen als wir,‘ sprach Maurus zu Jesse. ‚Du wirst uns auch sagen können, ob zwei Dinge, die von ihr erzählt werden, Wahrheit oder eine Sage sind. Sie soll das Bild Maria Erwartung bei Drosendorf aus der Kapell entfremd't und zerschnitten haben zu größtem Schrecken und Jammer aller Kindesmütter von Drosendorf; und sie soll zu Geras eine theophorische Prozession gestört haben, auf ihrem Schimmel mitten in die Leut hineinreitend, wobei ein alter Mann zu Schaden kam und starb.‘

‚Sie hat beides getan,‘ erklärte Jesse, und davor ist sie mir heilig, und davor verehr ich sie! Der Eifer fürs Evangelium hat sie verzehrt, daß sie den Götzen schlug und in die äffische Pfaffenkomöd dreinfuhr wie Blitz und Wetter! Jetzt ist das Greuelhaus für Stadt Drosendorf leer, und in Geras werden die ambrosischen Gerippe nicht mehr umgetragen. — Das hat meine Mutter vermocht! Ehre dieser Frauen!‘

Des Rektors Stirnader stand heraus; die Lästerung war so schwer, daß er selbst nur mehr mit Mühe an sich hielt. Aber er hielt an sich.

Ruhig sprach er: ‚Die Tränen armer Weiber und das Blut eines Krüppels sind eine traurige Ehr vor eine Frau.‘

Jesse zuckte die Schultern. ‚Besser, es heulen ein paar Weiber, ja besser, es gehen etlich Leut zugrund, dann daß der Aberglaub triumphiert und das Evangelium Gewalt erleidet.‘

‚Sehr schön die Theorie!‘ rief Zörner mit schneidender Stimme. ‚Und Ihr habt sie gar wunderbar in Prax übersetzt, indem Ihr den Priester habt gemartert. Ihr seid ein würdiger Sohn Eurer Mutter und werdet dahin gehen, wo sie ist, in den lutherischen Himmel, wo die Cherubim Hörner und Schwänz haben.‘

‚Solche Red werdet Ihr nimmer reden, ich leid's nicht!‘ fuhr da der Lutherische auf, und das Antlitz rot wie Flammen schritt er auf den Minister ein.

Der Rektor griff ihn am Arm und hielt ihn fest. ‚Was willst du tun?‘

‚Meine Mutter laß ich nicht schmähen! O Gott, warum bin ich gefangen?‘

‚Pater Zörner!‘ rief der Rektor, ‚redet solche Reden nicht mehr!‘

‚Ihr dort!‘ keuchte Jesse, ‚daß Ihr es wißt! Tausendmal lieber fahr ich zur Höllen, zu der Ihr meine Mutter verdammt, als daß ich in Euren jesuitischen Himmel zum Ignatius und Arbues und Canisius möchte jemals kommen!‘

‚Mi Jesu, misericordia!‘ bekreuzigte sich Pater Zörner.

Der Rektor ließ Jesses Arm los und sprach, mit seinem Adlerblick des Buben wildflackernde Augen meisternd: ‚Gott vergebe dir dein frevlerisches Wort, du armer Elender! Bei Menschen wirst du Gnade nicht finden; bei Gott ist aber vor alle Sünder Gnade.‘ Und er verließ sehr schnell, ohne sich weiter umzuschauen, mit seinem Ordensbruder das Gefängnis. Der Hutstock wartete außen und sperrte sogleich ab.

‚Wann er nicht besessen ist, so ist er doch gewiß umsessen,‘ sagte Pater Zörner, da sie beide den Gefängnisgang durchschritten. ‚Ich hörte förmlich die Teufel um ihn schwirren und ihm diese höllischen Reden einblasen.‘

Der Rektor erwiderte nichts.

‚Reverende Pater,‘ sprach Zörner von neuem, als sie um einige Schritte weiter waren, ‚seht Ihr, daß es so ist, wie ich sagte! Der Bruder und der Fabricius seind nichts als seine Poppen gewest. Er ist allein schuldig, und er muß allein büßen.‘

‚Büßen wird er allein,‘ sprach der Rektor langsam, die Hand auf der Klinke des Pörtleins, das hinaus in den Hof ging. ‚Aber schuldig ist zum mindesten noch eine Person. Man kann sie nicht vor Recht stellen; Gott hat sie schon längst gerichtet, die Unselige, die ihn mit dem Haß wider

Maria und mit dem Geist der Lästerung erfüllt hat, ehe daß er war zur Welt geboren. — Was von uns allen Evaskindern gilt, von diesem Menschen gilt es doppelt: Ecce enim in iniquitatibus conceptus sum, et in peccatis concepit me mater mea.'

XXIII.

Den elften Dezember, acht Tage nach dem Mordanschlag, traf in Pechlarn ein Eilbote von Wien mit einem kaiserlichen Handschreiben ein. Darin war bezüglich Velderndorffs verfügt, daß er nach der nächsten landesfürstlichen Stadt, das ist St. Pölten, gebracht werden solle; seine Aburteilung habe dort durch ein adeliges Kriminaljudizium unter dem Vorsitz des Landmarschalls zu erfolgen. Mit der Überführung seiner Person in den St. Pöltner Gewahrsam wurde der Reformationskommissarius und Kaiserliche Rat Freiherr von Windhag betraut.

‚Ich hätte mich um die Ehr nicht gerissen,' sprach Windhag. ‚Aber mein allerhöchster Herr befiehlt.' Und er traf unverzüglich alle Anordnungen. Die Donau ist noch eisfrei. Es ist der Kürze wegen zweckmäßig, den Weg bis Melk zu Wasser zurückzulegen. Weinmaister stellt die hochfürstlich Regensburgische Galiotte bei. In Schallaburg bleibt man die Nacht. Den andern Tag geht es über Loosdorf nach St. Pölten. Starhemberg hat einen großen Stall; er leiht wohl einige Pferde und für den Gefangenen einen Klepper. . . .

Vor dem Volke will Windhag die Sache bis zum letzten Augenblick geheim halten. Er haßt Zusammenrottungen. Die Übelgesinnten haben da die beste Gelegenheit, etwas anzuzetteln. — Wenn das Schiff auf hoher Donau ist, dann soll aus Feldstücken geschossen werden; dann soll es allen wissend sein, daß das Land von seiner Schande ist befreit.

Aufpasser gingen im Orte um und erzählten, der Eilbote hätte den Segen des Erzbischofs von Wien für Herrn Matthäus gebracht. Die Galiotte werde für eine Wallfahrt des Pflegers nach der Karthaus Aggspach gerüstet.

Die Pechlinger sagten jo, schnitten einander Gesichter zu: ‚Wir seind nit von gestern. Is all's nur g'red't; mit 'm Lutherbueben spannt was.' Und Gerüchte fangen zu schwirren an. Morgen wird er aufm Kirchplatz hingerichtet mit dem Schwert; der Edter ist schon unterwegs. Nein, nach Wien wird er geführt und dort mit Feuer verbrennt als ein ruchloser Hauptketzer. — Nein, nach Passau kommt er, im ledigen Hemd in die Prechel. . . .

Bis gegen Abend ward geredet und gemutmaßt; da kam mit einmal die Wahrheit auf. Sie hatte ihren Weg aus den Staatszimmern der Herren über die pflegerische Küche genommen. Im Winkel neben der Anricht kniff Weinmaister die Mila in die Ohren und vertraute ihr das Geheimnis an.

‚Aber g'halt's vor dich, mein Dudel, sunst derschlagt mich der scheinig frumme Schwab!'*

Eine halbe Stunde später wußte es Pechlarn: ‚Der Velderndorffer kommt nach St. Pölten; über Melk, Schallaburg und Loosdorf wird er morgen hingeführt in die schware G'fangnus und zum Gericht.'

‚Eigentlichen söllt er bei uns gerichtet werden, und eigentlichen kunnten wir das verlangen, Himmelsakra . . . t!' rollte Felbermayer die Augen.

Und viel Mannen fielen ihm bei: ‚Hoft recht.'

‚Ah, gehts weiter!' sagte der Wälzl. ‚Wos hobts dann davon, als daß die Fleischhacker und Bäcken aufschlagen? Wanns die Schinderei sehen wöllts, kints jo nacher St. Pölten fahren; sechs Stund, sads schon durt.'

Da fanden viele: ‚Hoft recht, Wälzl!'

Der Wälzl sagte: ‚Spektakel haben wir auch ohne das und kin uns nit beklagen. Sunst ist doch bei uns im Winter gar nichtes los gewest. Schaugt eins den ganzen Tag beim Fenster hinaus, siecht einer nichtes denn ein alten Hund oder ein schabige Katz; und heuer gibt's alle Täg was Neuchs. Gestert kummt die Kommissioni; heunt schlagt einer ein Abten tot. (Pst! Daß 's die Wänd nit hören!) Und murgen führens 'n Mörders-mann mitn Schiff davaun. Ein ganze Chronika kunt einer schreiben, wann einer schreiben kunt.'

‚Hoft recht,' sagten die Mannen allzumal, und jeder befliß sich, ein Notabene für die Chronika zu machen . . . mit dem Maul.

Den gleichen Tag um acht auf die Nacht kommt in einem Steirer-wagen eine alte Frau mit schneeweißem Haar gefahren, steigt beim Rössel aus und geht laut weinend aufs Schloß. Wer ist das? Das ist Herrn Matthäus' Mutter, Frau Kohlweißin aus Judenburg. Die kommt ihren lieben Sohn heimsuchen. Wißts es auch? Ihr erster Mann ist ein Huterer, der zweit aber Stadtrichter gewest. Wirklich wahr is's, alle Täg was Neuchs. —

Der zwölfte Dezember sah in Pechlarn fast ebensolchen Zulauf wie der vierte. Das Wetter war klar und ganz windstill, und so waren auch eine Menge Leute über die Donau herüber von Marbach und Kleinpechlarn gekommen. Um zehn Uhr fingen sie schon an, auf dem Kirchplatz und im Donaugäßlein sich aufzustellen; eine halbe Stunde später wimmelte der ganze Platz, die Gasse zum Donautor, das Ufer; sogar auf der Stadtmauer standen die Menschen; Windhags Fürsicht hatte nichts genützt. Er kanzelte den Weinmaister fürchterlich herunter und gebot ihm, wenigstens zu sorgen, daß ins Schloß hinein niemand von den Lumpenhunden käme, widrigenfalls . . . !

Weinmaister sorgte nach Kräften, ließ solche, die einzeln kamen, fort-schaffen und die Rudel passieren, und da es auf elf Uhr ging, hatten sich

* Windhag.

bei zweihundert Menschen im Schloßhof angesammelt, vor dem Hintergebäu, wo die Kerkerzellen waren.

Schlag elf kam vom vorderen Schloßtrakt herüber der Freiherr von Windhag in Reiterhut und Stiefeln, den Schleppsäbel an der Seite. Weinmaister und Khnoll begleiteten ihn, und hinter ihnen zog die Stadtwache auf.

‚... Herr Weinbeißer!‘

‚Herr Graf!‘ erzitterte der Angedonnerte.

‚Ich habe befohlen, daß niemand zugelassen werden soll; wo kommt dieses Gesindel her?‘

Zornerfüllt wies der Gewaltige auf die Zweihundert.

‚Bei meiner Seelen, ich weiß es nit!‘ glotzte der Pfleger.

‚Wie seids denn es herkommen, es Rauberknaben?‘ brüllte er. ‚Schauts, daß weiter kommts!‘

Die Raubersknaben machten auserkoren dumme Gesicher, schloffen einer hinter den andern, schauten aber beileibe nicht, daß sie weiter kamen.

Windhag sprach mit grimmiger Verachtung zum Khnoll, doch so, daß es der ganze Platz hörte: ‚Der Österreicher ist ein dummes Vieh. Alles ist ein Wunder. Wann ein Vogel daherfleugt und ... einem von ihnen auf den Schädel, laufens auch zusammen, dann das ist ein Weltwunder.‘

Die Leute knurrten, daß der sie so schändete. Aber von den Plätzen wichen sie nicht.

Die drei Herren gingen zum niederen Türlein, das in den Gefängnisgang führte, ein; die Wache nahm im Schloßhof Aufstellung. Die Leute zeigten einander das Fenster der Glashammerkeuche. Man hörte schwach den Schlüssel gehen und eine Tür klirren und ebenfalls undeutlich die tiefe Brummstimme Windhags. Auf einmal vernahm man sehr deutlich Veldorndorffs erhobene Stimme: ‚Dahin gehe ich nicht!‘ Darauf fingen alle drei Herren zugleich zu reden an. Immer wilder dröhnten die Bierbässe; mit seiner Stimme voll Kraft und Metall übertönt sie alle der lutherische Bub: ‚Ich gehe nicht! Ich will nicht! Für den Reichstag von Regensburg will ich, oder ich bleibe hier!‘

‚Ich will dir Reichstag geben, du Kanaille!‘ donnert Windhags Eisenstimme. ‚Ich will dich parieren lehren.... Stadtwach!‘

‚Dos is wos!‘ schaut und raunt alles auf dem Platz. Die Wachsoldaten trappen gegen's Pörtlein.

Weinmaister kam puterrot herausgestürzt: ‚Nur etlich Mann, aber häntige! Schnell!‘

‚Es Herren kints 'n net derzwingen?‘ trat Ambros Ziegler, der Goliath von Pechlarn, aus der Reih der Mannen. ‚Gebts mir an Strick!‘

Eine Magd riß einen Riemen aus einem Schirrzeug vom Stallfenster. Tuat's das?

‚Alls tuat's!' lachte der Riese, fuhr ihr unters Kinn; sie kreischte kitzlich, und schon schob er ins offene Pörtlein, die Arme an den Leib gezogen, die riesigen Hände zu Fäusten geballt, ringkampffertig. Zwei seiner Kameraden stampften hinterher.

‚Aber ihr dörfts ihn nit verletzen! Kein Bluet!' brüllte Weinmaister ihnen nach. Zurück in die Mausfalle geht der Edle nimmer; er bangt für seinen Bauch; der könnte bei der Keilerei was abkriegen.

‚Gang her, Bua!' kommt's von drinnen. Das ist der Ambros. ‚Wos willt dann machen? Bist an armer Sünder, mueßt lassen mit dir g'schegen; — willt nit? No alsdann!'

Totenstill war's auf dem Platz; man hört das Abrinnen des Schneewassers von der Traufe.... Wenn das Fenster der Keuche nicht so hoch wäre!

Jetzt ist kein Geschrei mehr. Nur Schuhe poltern hört man und das Schnaufen der Ringenden und dann und wann einen dumpfen Fluch.

‚So gib nach, Bua! Endlichen mueßt doch!' keucht der Ambros. ‚Sakra, der hat a Kraft!... Jetzt hätt' er mi g'stellt.... Der is a Waldviertler! Geh mers anderst an!' — Ein paar Minuten verrinnen; da steigt aus dem Käfig ein grausames Jauchzen: ‚Hallo, irzten hab i di! Manner, kimmts fiera! Halts 'n bei die Füeß! Fest halts 'n, daß er net aufkann! No, no, friß mi nit mit deine Augen! Gebts mer d' Riem! — Also da! Is scho g'schegen.'

Jetzt rührten sich die bislang lautlosen Lauscher, und ein halblautes Lachen lief um den Platz. ‚Is scho g'schegen! Jo, der Ambros! . . .'

‚Es kemman!'

Sofort erstarb das Lachen. Aller Augen waren auf das Pörtlein gerichtet.

Windhag ging mit dem Stadtrichter stark redend und oftmals finstere Blicke zurückwerfend vorauf. Hintennach kamen die drei Stadtwachsoldaten. Sie trugen den lutherischen Buben. Der eine hatte ihn unter den Achseln, der zweite um die Lenden, der dritte an den Füßen gepackt. Man sah an ihm die Spuren des verzweifelten Kampfes. Sein Wams war zerrissen; an der Stirn und am Halse war er blutig. Auch seine mit dem Pferderiemen nach vorwärts gefesselten Hände zeigten Kratzwunden. In der rechten ballte er krampfhaft sein blutbeflecktes Sacktuch zusammen. Die Männer trugen ihn Schritt vor Schritt. Er sträubte sich zähneknirschend in ihrer Umklammerung, aus der er sich nicht befreien konnte. Alles drängte sich herbei und glotzte. An den Fenstern des Hauptgebäudes erschienen einige tonsurierte Häupter und einige mit wallenden Locken. Windhag schrie mit grimmigem Hohn über den Platz: ‚So, da ist das achte Weltwunder! Schauts euch

gut an, ihr H.... und Gauner! Einen grimassigen Bengel sehts und nichts weiter.'

Bei dieser unflätigen Rede verschwanden die Priester und Damen augenblicklich von den Fenstern. Der Velderndorffer aber, mit einem gewaltigen Ruck aus den Armen seiner Bändiger sich reißend, sprang auf seine Füße, schüttelte das Gelock aus der blutigen Stirn und schrie:

‚Nein, ihr seht noch mehr, — nämlich einen Menschen, der sich Freiherr schimpfen laßt, und dem der Spießer aus jeder Naht herfürplatzt.... Wenn Ihr nochmals Jus studiert, Herr Enzmüller, lernet doch, welches der Unterschied zwischen einem gefangenen Landmann und einem Strauchdieb ist!'

‚Der Unterschied liegt im Benehmen,' erwiderte Windhag in seinem eisernen Baß.

‚Ah wirklich, ich meinte, Sabel und Sporen machten's aus.'

‚... Ist's jetzt gefällig, zu gehen, oder wünschen Sie Vorspann bis zur Donau, Herr Landmann?'

Jesse sah ihn mit zornleuchtenden Augen an. ‚Ich werde gehen; mit Euren aus den Jörgerischen Ställen gestohlenen Wallachen mögt Ihr selber fahren.'

Sie kamen unter die Einfahrt. Das Tor ward aufgetan. Velderndorff spähte hinaus. Jenseits der Brücke war alles schwarz von Menschen; man hörte ihr Gesumme bis herein. Vor all diese muß er hinaus; all diese werden ihn begaffen. Die Scham würgt ihn und die Wut, die Wut gegen den Windhag. Es ist gut, daß er die Hände nicht frei hat. Herrisch verlangt er seinen Mantel und seinen Hut; beides müsse noch droben im Zeremonienſaal sein; — dort hätt' er's am Mittwoch abgelegt.

Weinmaister lief hinauf und brachte das Gewünschte.

‚Ah, es gibt Raben hier!' sagte Velderndorff. Am Hut fehlte die diamantene Agraffe.

Weinmaister gab ihm den Mantel um, und Khnoll bedeckte ihn mit dem Hut. Weinmaister wünschte ihm gute Reise und drückte ein paar Krokodilstränen heraus. Windhag kommandierte: Fürwärts, marsch! und die Bewaffneten ergriffen Velderndorff und führten ihn hinaus über die Brücke in die Schloßgasse.

Es war ein herrlicher Tag. Alle Dächer und die Bäume funkelten weiß, und der Boden war weiß; aber der Himmel war so blau und die Sonne so golden wie zur ersten Lenzzeit.... Man hörte sogar die Vögel zwitschern. Denn trotz der vielen Menschen war kein wirklicher Lärm auf den Gassen, nur Summen und Raunen. Längs der Häuser standen die Leute Spalier, sechs bis sieben Mann hoch. In den Fenstern drängten sich Frauen und Kinder und alte gebrechliche Männlein. Alles raunt, murmelt und deutet:

‚Do schaugts! Do is er! Gott hat ihn gschlagen.‘ Die Mütter mahnen ihre Kinder an: ‚Sehts es, Biebel, der kummt na St. Pölten in die schware G'fangnus; den tans henken. Tuats fleißig beten, Biebel, und die Priester ehren und in Kircha gehen! Das hat der all's net tan, und davor is er gar a Mörder worn.‘

Schimpfen auf ihn und lästern hört man nur sehr wenig.... Haß und Roheit sind für den Augenblick zurückgedämmt durch die dumpfe Scheu, die das Volk im Anblick des Todverfallenen empfindet. Ihn aber, den Verbrecher, der in aufrechter Haltung, ein verzerrtes Lächeln auf den fahlen Lippen, zwischen den Wachsoldaten einherschreitet, drückt die Stille mehr als ein Sturm von Lästerungen. — Das verhaltene Reden, das Vogelgezwitscher und der Sonnenschein und die Festkleider der Leute, alles Sonntagsstimmung. . . . Die Sonntage, wo sind sie, da er nach Pechlarn kam geritten durch die summenden Gassen im Sonnenschein; — alles beugt sich, neigt sich; ehrwürdige Greise grüßen bis auf die Erde; Feinmägdlein machen ihm Liebesäuglein.... Pechlarn im Glanz, er im Glanz. Heute ist Pechlarn im Glanz, er aber nicht!

‚Schlecht schaugt er aus; — blieten tuat er von die Händ,‘ sagen die alten Greise, und die Feinmägdlein drehen sich weg; es ist so gruselig, ihn anschauen.

‚Das will ein Soldat sein! Du kannst ja nicht einmal marschieren!‘ schalt er heiser lachend den Ziegler. ‚Wie ein Schnecken kreucht er, und ich muß mitkriechen. Vorspann gefällig?‘ Sein Herz kehrt sich um, da er auf den Kirchenplatz wird geführt. Es plätschert der Brunn; die steinerne Jungfrau erhebt ihr Zepter. Dort hielt er hoch zu Roß; dort kamen sie und adorierten ihn, rissen sich um die Zettel: ‚Morgen steht Christus auf vom Tod, kombt als ein Bräutigam weiß und rot‘. — In der Kirche orgelt's, aber alles lief ihm zu; Wolfius predigt den Wänden. Jo, der gnädig Herr versteht's. — Vivat hoch der gnädig Herr!... Der alte Wolf schimpfte.... Fleugt dort nicht sein Chorrock um die Ecken? — Ha, dort kommen aber die Gefreund! Das Liebchen sitzt in der Karosse; wie ein Engel lacht sie. — Glocken und Fanfaren. Jo hymenaee! Jo hymenaee! Und jetzt?

Er zerbiß sich die Lippen, er ballte die blutigen Hände in den Fesseln; kein Schauspiel geben; . . . er müht sich stolz und höhnisch zu schauen, aber er kann fast nimmer, alles dreht sich um ihn, sein Herz ist zum bersten.

Er ließ das Schnupftuch fallen. Ziegler hob es auf und steckte es ihm wieder in die Hand. ‚Was vor einen schönen Kammerdiener hab ich!‘ sagte Jesse. ‚Wieviel Schuh hast du denn?... Ach, diese Pygmäen da! Große Leut sind nur im Reich.... Wieviel Uhr ist's?... Die am Schiff werden ihnen fuchsen...‘ Wie ein Fiebernder redet er; der Ambros sieht

ihn von der Seite an. — Sie kamen zu den Lauben. O, da sind die guten Bekannten! Der Silbernagl, Wachter Fux! Schön haben sie sich nicht benommen gegen ihn. Aber was denn, die Angst für den Pfaffen hat's gemacht! Die armen Teufel! Er hat sie gern gehabt und sie ihn auch. Was! Sie sind ihm auch heute nicht feind. Sonst täten sie schimpfen. Sie machen ganz gute Gesichter. Gewiß, sie haben ihn noch gern, und er sie auch, er wirds ihnen sagen.

‚Steh einen Augenblick!' redet er zum Ziegler, und nun hebt er seine Stimme: ‚Lieben Leut!'

‚Still sein, Kanaille!' schreit Windhag.

‚. . . ich fahre jetzt von euch. Ich hab's euch immer wohlgemeint und möcht euch bitten, meine Pechlinger —'

Weiter kam er nicht. Im Nu sind die schlaffen, blöden Gesichter entsetzliche, grimmige Fratzen, und der ganze feierlich stille Platz ein Sturm: Wos, der Sünder will noch Herr spielen? Der Weinpropst Dautinger trat vor und überdonnerte den Sturm:

‚Wir seind Gottes und Kaisers und Bischofs und sonst keines Menschen Pechlinger, und dein Pechlinger, du Priestersmörder, du Mariaschänder, seind wir am allerletzten.'

‚Wir seind Gottes und Kaisers und sunst niemands Pechlinger; und Ewer Pechlinger seind wir am allerletzten! Geht, geht, wir haben nichts mit Euch gemein! Wir seind froh, wenn wir Euch nimmer anschauen müssen.'

Jessen ist's, als wendete ihm der das Messer im Herzen um. Nicht einmal anschauen! Wie einen Verpesteten stoßen sie ihn hinaus. Ist denn der Matthäus der Herrgott? Was hat er für sie getan? Ich hätte mir das Hemd für sie ausgezogen. Aufschreien könnte er, . . . aber kein Schauspiel geben, . . . er lacht. Schauerlich sieht er aus, wie ein vor Schmerz grinsender Gefolterter.

‚Seins schon fürbei?' fragte der alte Wolf in des Bäcken Hausflur seinen Ministranten. Grad war er auf dem Platz mit dem Viatikum für die Taxbergerin, die sterben will; da hörte er die Mannen anmarschieren, und eilig trat er in das nächst beste Haus. Das will er dem Buben nicht antun, daß er ihn anschaut in seiner Schmach.

‚Es sand beim Thonaugässel,' sagte der Kleine, der neugierig lugend an der Tür stand, während der Pfarrherr im Dunkel bei der Stiege sich aufhielt. ‚Jazt hot er was gredt, und d'Leut tan ihn schimpfen!' verkündete er gleich darauf wichtig.

‚Jetzten schimpfens ihn noch!' murmelte dumpf und fast wehmütig Wolf. ‚Wo's eh schon aus und gar is mit ihm. . . . Also sein die Leut. . . .'

Fritz Overbeck sc.

Jos. Kösel autotyp.

Stürmischer Tag.

Die Hände fest um die Versehbursa faltend, fing er den Psalm Miserere zu beten an.

Das Donaugäßlein geht abwärts; man ist von da gleich beim Tor. Auch vom Wall schauten die Leute. Der traurige Zug passierte langsam die Enge. Als der Velderndorffer das Tor durchschritten hatte, und nun die blaue, blendende, funkelnde Donau mächtig vor ihm dalag, hin und hin am Ufer alles schwarz von Menschen und auf der Donau schwarz die Galiotte, die ihn seinem Tod zuführen sollte, da entsetzte er sich; sein Schritt stockte, und er keuchte: ‚O mein Christus, o mein Christus!‘

‚Was gibt's?‘ rief Windhag. ‚Warum bleibt er stehen? Männer, führet ihn voran! Leute, Platz!‘

‚Ich gehe schon!‘ schrie Jesse, raffte sich zusammen, schritt mächtig aus und vor seiner Begleitung her durch die Gasse und war der erste am Ufer beim Todesschiff.

Eben wollte er das Brett, das vom Ufer auf den Schiffrand hinübergelegt war, festen Fußes betreten, als sich eine schlotterige Männerhand im Handschuh und zwei Kinderhände nach ihm streckten. Er blieb stehen und sah in das verhärmte Gesicht seines Bruders.

‚Grüß dich Hans! Also jetzt wird's ernst. . . . Mach dir nichts draus, . . . mir macht es nämlich gar nichts!‘

Hans umfaßte ihn und küßte ihn auf beide Wangen. ‚O Bruder, Bruder, gehst du uns fort! Was werden wir in dieser elenden Welt denn noch alles erleben?‘ Dann, mit Gewalt sich ermannend, sprach er von dem und dem, was ihm am Herzen lag, gab Jessen gute Ratschläge für die Zeit seiner Haft in St. Pölten; es wird ja, will's Gott, nicht lang dauern, so kommt er wieder frei. . . . ‚Wir werden alles vor dich tun; einen patronum causae habe ich schon in Aussicht, — einen aus Linz, . . . einen fürtrefflichen, . . . der alle Prozesse gewinnt.‘ . . .

‚Ich danke dir. Ich brauch keinen. Wenn's sein soll, hau ich mich schon selbst heraus, und wenn nicht — so nicht,‘ sagte Jesse. Er sah seinen Bruder im Reden nicht an, sondern starrte fort auf die Galiotte.

‚In das verdammte Nest muß ich!‘ knirschte er. ‚Die Hunde die!‘

‚Lieber, es ist nicht das Ärgst, du hast den Hans Gottfried ganz noch und die Sidonie,‘ sagte Hans. — Das Volk stand um die Brüder herum und schnappte von dem hastig geführten Gespräch etliche Brocken auf, die sofort die Runde machten. Windhag hielt sich, jedes Wort beachtend, ganz in der Nähe, störte jedoch den Abschied nicht.

— — ‚Ja, gewiß. Und die werden eine Narrenfreud haben, daß ich hinkomme!‘ lachte Jesse schneidend auf. ‚Besonders die Sidonie; wenn ihr's nur der Lump von Bruder nicht mit ihren Liebhabern verschüttet!‘

‚Lieber, vertraue auf Gott; bete, es ist der beste Trost!‘

‚Was ich bete, ist vor den Teufel.‘

‚Solche Ding nicht sagen und nicht denken!‘ mahnte Hans.

Jesse drehte sich von ihm weg zur kleinen Regine, die mit offenem Mund und entsetzten Augen neben dem Vater stand.

‚Warum schaust du so, Gredl?‘

‚W—weil du so dahergehst, Onkel!‘ sagte das Kind und fing zu weinen an. ‚W—was hast du denn angestellt?‘

‚Einen Pfaffen hab ich zuschanden geschossen, Gredl, und denke dir nur, es ist mir gar nicht leid!‘

‚O ja, es ist dir leid! Ich weiß es,‘ rief flehend Hans Adam.

‚Es soll ihm schon leid werden!‘ klirrte Windhag herbei.

‚Monsieur, wir haben höchste Zeit!‘

‚Nun denn, Valet will ich dir sagen,‘ trällerte Jesse, wurde plötzlich leichenblaß und frug den Bruder — ‚einen Augenblick noch, Herr Enzmüller!‘ — nach seinem Lieb.

‚Sie ist soweit gesund, nur traurig; Tag und Nacht verlangt sie nach dir. Hab mir dannoch nicht getrauet, sie heut herzubringen. Das zarti Herzl wär ihr brochen. Sie hat dich ja so lieb; ich hab ein solche Lieb noch nicht gesehen. Ich muß sie allweg hinhalten, daß du bald heimkommst. Anders könnt sie diese Trübsal nicht überstehen.‘

Scheublickend frug Jesse: ‚Weiß sie denn um meine — Tat?‘

‚Ja.‘

‚Was — sagt sie?‘

‚Du bist ein lieber, göldener Engel und hast's nicht bös gemeint.‘

‚Kleine Simpliciana!... Hans, mir ist um sie so schwer!‘ Einen Augenblick verlor er die Fassung, legte er den Kopf auf des Bruders Schulter und schluchzte.

Alles rundherum war totenstill; man hörte das Klatschen der Donau wider die Flanken der Galiotte und das Knattern der Schiffsfahne im Westwind, der gemach zu blasen anhebt.

Er hat's überwunden und steht wieder stramm. ‚Leb wohl, Hans! Laßt es euch gut gehen! Küß meine Liebe! Sie soll nicht traurig sein; ich laß sie bitten! Reginerl, laß den Onkel aus!‘ Das Kind hing sich schreiend an seinen Mantel. ‚In Melk werde ich den Landersperger sehen. Der hat sich bewährt. Könnte dir viel erzählen, Hans! Küß mir meine Liebe tausendmal! Du behältst dein Gut und bleibst in Österreich. Der Maurus hat mir's versprochen. Der ist noch der anständigst von der Sippschaft gewesen. Fabricius ist schon fort nach Rochlitz. Ich durft' ihn nicht mehr sehen, das hat mich gekränkt! O Hans, wenn du könntest machen, daß

sich der Händel um ihn annimmt! Er ist so arm! Geh, schreibe dem Händel! Leb wohl, Alter! — Schau her, bin ich nicht tapfer wie ein Hochzeiter?'

Frei und strack überschritt er das Brett; Windhag, den Säbel in der Faust, schritt dicht hinter ihm.

Auf der Galiotte blitzten die Waffen Don Ilarios und seiner Mannen. — Das Brett ward zurückgezogen; — das Seil rollte vom Pfahl; — am Ufer war alles still; — jetzt setzten sich die Ruder in Bewegung. Ein mächtiges Murmeln, wie einer Riesin Seufzer, ging über's ganze Ufer hin.

Jesse stand vor dem Schiffhüttel, von den Bewaffneten umgeben. Er redete etwas mit Windhag, und gleich darauf wurden ihm die Hände gelöst. Er trocknete sich mit dem Taschentuch das Blut von den Händen. Dann trat er an den Rand der Galiotte vor und blickte gegen die Stadt, die von Moment zu Moment schöner sich darstellte, mit glitzernden Fenstern, weißen Dächern, duftumwobenen Zinnen; in sonniger Herrlichkeit. Immer glorreicher schimmert sie, ach, immer weiter weicht sie zurück; das letztemal schaut sie ihn an, — sein Tabor schaut ihn noch einmal an, bevor er ans Kreuz genagelt wird.

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, dann nahm er den Hut ab und grüßte gegen die Stadt: ‚Pechlarn, schönes Pechlarn, fahre wohl!' . . . Am Ufer stand das Volk, alles hatte vorwärts gedrängt, die vordersten standen fast im Wasser. Sie sahen und hörten seinen letzten Gruß, aber kein Hut bewegte sich außer dem Hans Adams, und kein Tuch flatterte, nur das der kleinen Regina.

Als die Galiotte in der Mitte der Donau schwamm, donnerten vom schwarzen Turm drei Kanonenschüsse. — Dumpf grollte das Echo an beiden Ufern nach. — Nun wissen es alle hüben und drüben der Donau von Grein bis Marbach und von Marbach bis Melk, daß das Donauland von seiner Schande ist befreit.

XXIV.

Die Schreckenstage sind vorbei, und es ward wieder Friede in Pechlarn. Die Stadt bekam das Gesicht, das sie jeder Winter von alters her hat. Die Leute kamen und gingen hübsch gemächlich in den weißen Straßen über die Katzenköpfe, standen und schwatzten, kauften ihren Bedarf. Am Sonntag gingen sie zur Kirche, und zwar, das war anders als vor alters, es blieb kein Mann weg. Die Kinder hockten in der Schule beim Wachter; kamen sie heraus, so warfen sie Steine hinter den Kötern her und schrieben mit Stecken auf dem Schnee. Die Bäcker buken zu geringe Wecken; die Wirte schenkten verschnittenen für Edelwein, und die Saufbrüder tranken ihn fleißig; die Seiler drehten Seile, an denen man die Lumpen henkt, solche wie den Velderndorffer.

‚Jesus, war dos ein schlechter Mensch!‘ ‚Kein Mensch nit, ein Satan ist er gewest!‘ ‚Es war der Antichrist.‘ ‚Aber die Stern sand jo noch nit von Himmel g'fallen!‘ ‚Wird scho werd'n; hobts den göldenen Regen nit g'segen gestert auf d' Nacht? Es werdent schon roglet.‘*

Ungefähr acht Tage dauert's, daß der Unhold das Stadtgespräch von Pechlarn ist. Dann ist aber die Geschichte schon nimmer neu, fängt an langweilig zu werden; und der Jubiläumsablaß und die Glockenweihe in Neupechlarn und die Wachslerin vom Sonntagberg, welche die Wundmale hat, und des Holzknechts Weib aus Gaming, die ein Meerwunder** hat zur Welt gebracht, laufen dem Velderndorffer bald den Rang ab. — Er muß sich gedulden bis an seinen Gerichtstag. Dann kommt wieder die Reih an ihn. . . . Am Quatembermittwoch haben die Gaffer von der Sorte Wälzl, denen leid ist, daß die Geschicht schon gar, einen letzten Augentrost. Es stürmt und schneit an diesem Mittwoch; die Donau ist steinbeinfest zugefroren; über die Berge schaut mächtig viel Schnee her. Da fahrt durchs Linzertor eine große Kutsche, mit schweren Handpferden bespannt, in die Stadt ein und langsam gen's Melkertor. Drei Personen sitzen darinnen, ein großer, finsterer Mann, eine ältere und eine junge Weibsperson. Die Junge kennen die Pechlinger wohl; es ist die Hackerische, die Frau des Jesse. Bald weiß man auch, wer die andern sind. Der Mann ist ihr Vater und die Alte ein Dienstbot. Sie haben die arm Kreatur abgeholt; sie selbst hat's verlangt mit vielem Weinen, seit sie weiß, daß ihr Liebster in St. Pölten liegt; denn St. Georgen, wo der Hacker haust, ist nahe von St. Pölten. —

Wie hat das Leid die kleine Schönheit heruntergebracht! Ihre zarten Wangen sind wundgeätzt von den Tränen, die sie geweint hat Tag und Nacht. Sie ist gelb; als hätte sie eine Todeskrankheit überstanden, so sieht sie aus. Matt und müde lehnt sie den nachlässig frisierten, mit einem dichten, schwarzen Schleier bedeckten Kopf an des Vaters gewaltige Schulter; ihre zitternden, abgezehrten Händchen zupfen und drehen schwach das Taschentuch.

Der Vater, der Schlagetot, hält den Riesenarm um sie; in seinen Reitermantel hält er ihre schwache Gestalt, an der die nahe Mutterschaft offenbar, geschlagen; die elenden Gaffer sollten sie in ihrem Jammer nicht sehen, die Metzger, Wirt und Hauerbuben, die Weiber, die da spähen, wie weit sie schon ist. . . . Fest hält er sie umschlungen, und immerwährend blickt er sie an, und seine Augen blinken bald von Wasser, bald wetterleuchten sie furchtbarlich. O du Kind meines Herzens, was ein Schmerzenskind bist du nun! O Jesse, Jesse, böser Mann, was hast du diesem Kindlein zart angetan! . . .

* Wacklig.

** Mißgeburt.

‚Vater, wo seind wir denn jetzt?‘ rührt sie sich jetzt in seinem Arm. ‚Seind wir nicht in Pechlarn?‘

‚Ja, mein Dirnlein, wir seind darin, seind gleich wieder draußen.‘

Sie richtete den Kopf etwas auf, schob den Schleier zurück und sah auf den Platz, — den Kirchplatz hinaus. Verloren lächelnd sagte sie: ‚Da bin ... mit Friederl ... spazieren gangen.‘

‚Ja, mein Dirnlein, wirst schon wieder gehen mit ihm, wirst schon wieder.‘ ... Es würgt ihn an der Kehle, die Brust zerschmeißt es ihm, daß er den Mann nicht schelten darf, um dessen schwerer Schuld willen an diesem Volke und seinem Priester die Unschuldige zertreten daliegt. ...

‚... Joseph, fahr zu! Aber guet fahren, nit stoßen!‘

Nur fort, fort aus dieser Unglücksstadt! Es riecht nach Blut; die Raben krächzen. Wie sie in der Schloßgasse sind, kommt vom Schloß ein Wagen ihnen entgegen. Die Leute beugen sich, ja werfen sich auf die Knie. Eine Vermutung, die ihn erzittern läßt, steigt Hackern auf, ... und sie ist sogleich Gewißheit, denn aus dem offenen Fenster des Wagens blickt jetzt ein bleiches, schwarzbärtiges, verbundenes Gesicht; — eine bleiche Hand streckt sich aus und segnet. —

‚Häng etwas fürs Fenster, Reuterin! — Joseph! Da halten, bis der ander Wagen ist passiert! Mord und Marter! Ein' so dumme Elze hab noch nie gesehen! Mach schnell, Weib, ins Teufels Nam! Warum? Darum! Der Schnee tut mir in Augen weh. Komm, Amey, zum Vater!‘ Er nahm sie wie ein kleines Kind auf seinen Schoß; sie läßt geduldig mit sich geschehen; und zu erzählen fängt er an überlaut; aber die Stimme wankt und schebbert, denn er hört den Wagen schon ganz nahe; er hört reden aus dem offenen Fenster.

‚Ja, mein' Anna, das war ein herzhaftiger Held, der Jan de Werth, will's meinen! Wie oft saßen wir beisamm in poculata charitate! ... Mädel, sitzt du auch gut? — Und da kam einsmals — Reuterin, das Tuch will herunterfallen! — ein Franzmann: „Combien de quartiers Monsieur a-t-il?“ — Da sprach de Werth —‘

Des Abtes Wagen fährt vorbei, und drinnen fragt des Abten Stimme schwach, doch deutlich: ‚Du hast ihn noch gesehen, Alberich! Wie nahm er sich?‘

‚Wie ein Rasender. Gefesselt trugen ihn die Schergen.‘

‚Paß auf, Amey, was Jan de Werth dem Franzmann antwort:

Wer Jan de Werth
Zu Fueß und auch zu Pferd
Nicht hochansehnlich ehrt,
Derselbig ...‘

Die Stiftskarosse war vorbei. Hacker wischte sich die kalten Tropfen von der Stirn. Das Kind hat nichts gemerkt. Aber dem Abt ist's gesagt worden, wer hinter dem verhangenen Fenster sitzt, und wie ein Hauch wehte sein fromm geseufztes: Bald eine Wittib! zu Hackern herüber und durchkältete ihn bis ins Mark.... Beim Melkertor ist die Begrüßung. Man hört die vielen Stimmen bis her. Im Wind und Schnee steht Hackers Wagen an der Straßenkreuzung nächst dem Tor, und Hacker horcht und lugt, bis die Passage frei wird. Vor dem Wagen Sr. Gnaden beugen sich Weinmaister mit dem Komitat, Khnoll mit der Stadtwache bis zur Erde. Etwas abseits stehen Wolf und der Benefiziat mit etlichen Himmelfahrtsbrüdern.

Weinmaister sprach: ‚Als wie die zarte Kindlein ihren lieben Vater mit höchst betrübten Herzen lassen darvonziehen, also auch wir unsern Herrn Herrn.... Als wie die liebe Schäflein ihrem tewren Hirten, der von hinnen fahrt, traurig nachblöken, also auch wir unserm Herrn Herrn.... Als wie die Jünger beim heiligen Abendmahle an seinem Herzen liegende sprachen: O Herr, ich bin es nicht! wie zu lesen Matthäi am — mhm — oder vielmehro in denen Apostelbriefen, Apokalypsis genannt, also auch wir schmiegen unsere Häupter an Herrn Matthäus Brust, sagende: O Herr, wölleſt es uns nit nachtragen, was maßen dir allhiero Widriges ist beschehen! Wir seins ja nit gewest, sondern der Lump, der Judas, in Ewigkeit, Amen.' So sprach Weinmaister, die Hände überm Magen devot gefaltet.

Khnoll, den Kopf devot schief auf der Schulter, sprach: ‚Euer Gnaden, gnädigster Herr Prälat! Wir wünschen ein' glückselige Fahrt. Alle gueten Genien, Charites und patrozinierenden Götter begleiten Euer Gnaden! Procul sint monstra scelesta. Boreas lege ihm schlafen, und Zephyr küsse Ihr Angesicht! Wenn in Ihrem coenobio Jubelhymnen und Dankeslieder erschallen, gedenken Sie an Pechlarn, wo zwar ein abscheulicher Satyr oder Waldgott Sie mit seinem wohlgespitzt und vergiften Pfeil verwundet, aber davor die biedere Tritonen seu Wassermänner von Pechlarn Ihnen gedienet haben, als welche auf wohlgestimmten Muschalenhörnern nunmehro Euer Gnaden folgende sinnreiche Vers als Abschiedskanzone nachblasen:

Euer Gnaden werden Lilienfeld nun bald erblicken.
Sie lassen aber auch ein Lilienfeld im Rücken.
Denn Pechlarn ward durch Sie an Sitten lilienschön
Und wird von nun im Feld die Ketzer all besteh'n.'

Weinmaister platzte vor Wut. Khnoll stach ihn aus und war dabei ein miserabler Plagiator. Das alles hat er aus baccae lauri gestohlen, auch den Vers, der grammatische Hund!

Zuletzt trat Wolfius an den Wagen und sah den elenden, bleichen Mann voll Ehrerbietung und Liebe an, wünschte in seinem ungeschlachten

Hinterwäldlerisch: ‚Ein' guete Fahrt, und daß die Augen recht bald guet werden,' und legte ihm zugleich ein Pergamentbild, mit plumpen Rosen und Tulpen beklecksi, auf den Schoß.

‚Was sollen wir damit, Bruder in Christo?' frug mit matter Flüsterstimme der Abt.

Der Pfarrer sagte, das sei ein geistlicher Blumenstrauß; ... was seine Beicht- und Pfarrkinder vor Herrn Abt an Messen, Kommunion und Rosenkränzen aufgeopfert, stehe auf jeder Blume verzeichnet. Ein Studentl aus Zwettal hab das Bildl gemalen.

Der Abt lächelte und reichte das Bild der Matrone, die neben ihm saß, mit dem Arm sorglich das Federkissen in seinem Rücken stützend: ‚Schauet, Mutter, so viel habens vor mich gebet't! Habet Dank, Herr Wolfius!' Damit rollt der Lilienfelder Wagen durchs Melkertor davon.

Und nun kommt langsam der Hackerische ins Tor gefahren.

‚... O Vater!' sprach die arme Amey. ‚Jetzt seind wir grad da — weißt noch? Wo er aufm Pferd ist kommen — ganz weiß — so schön — und hat mir einen Kuß geben, — der war gut!'

Einen Augenblick lächelte sie verklärt, dann fing sie zu weinen und zu wimmern an: ‚Friederl, Friederl, — komm, — Mäusl küssen!'

‚Nicht so tun, Amey! Soldatenkind!' kommandierte der Vater, und dabei schnappte ihm die Stimme über. Die Amme heulte: ‚O du mein Herrgöttle, hör doch auf, Gickele, du tust dir einen Schaden! Dein Kindle kummt zu Schade! Ameyle, hast du dann dein Kindle gar nit gern?'

‚Hab's gern!' schluchzte es hinter dem Schnupftuch hervor. ‚O Friederl, mein Friederl!'

Die Herren, die von der Begrüßung heimkamen, gingen am Wagen vorüber. Weinmaister trabte üppig und sah auf seinen Bauch. Khnoll schob wie ein Schneider und sah auf den Kirchturm. Keiner lupfte den Hut vor dem elenden Kind im Wagen, und vor nicht drei Vierteljahren hatten sie die hohe Braut mit Fanfaren gefeiert.

Zuletzt stampfte Wolfius daher in seiner Albe mit dem Birett am Kopf. Er sah das elende Kind und hörte ihr zartes Weinen. Da trieb ihn das Herz; er trat an den Wagen, nahm sein Birett ab und mummelte sanft: ‚Nit weinen, Frau Frau! Unser Herrgott wird schon helfen!'

Hacker hatte, da er den Pfaffen sich nähern sah, drohend die Hand ausgereckt, mit der andern das Schwert fest fassend: Was willt du, Schwarzer, meinem Kind? — Doch als er die gute Brummstimme hörte und das Biedergesicht in der Nähe sah, erhellten sich seine verwetterten Züge, und er fragte, wer der Herr wäre.

‚Wolfius, Pfarrer von Pechlarn.'

Da zog das Dirnlein einen schluchzenden Seufzer, ließ die Händchen mit dem Schnupftuch in den Schoß fallen, sah den mächtigen Mann mit ihren großen, wundgeweinten Augen flehend an und sagte mit ihrem zarten, gebrochenen Stimmlein:

‚Friederl . . . hat's nicht . . . schlecht gemeint . . .‘

‚Das wiß wir, Kindlein, das wiß wir,‘ murmelte sanft der Alte.

‚Und jetzt . . .‘ lallte sie weiter, ‚fahr ich nach St. Pölten . . . zu meinem göldenen Friederl.‘

‚Ist recht, ist brav!‘ brummte Wolfius. Er schritt neben dem langsam fahrenden Wagen unterm Tor durch über die Brücke.

‚. . . Da will ich bitten, . . . daß sie mich . . . zu meinem armen Friederl . . . einsperren, . . . und will bei ihm sein, . . . bis er wieder . . . heim darf . . . zum Hans.‘

‚Ist guet, Kindlein, ist brav!‘ Der Alte wechselte einen gerührten Blick mit dem Vater, der sich mit zitternden Fingern den Schnurrbart strich. Bis zum Ende der Brücke ging Wolfius mit, die Augen allweg auf der süßen, gebrochenen Gestalt. Eine Rosen, in ihrem Maien entblättert! O Leben, was bist du hart! . . .

Zu End der Brücke, wo das Bild hängt von der heiligen Kümmernis, wünscht er guete Fahrt, und faßt das Händchen der kleinen Martyrin mit zweien seiner plumpen Finger und spricht: ‚Gott söllt die Frau Frau und wen sie lieb hat segnen.‘ Dann bleibt er stehen und schaut dem Wagen nach, bis dieser im blendenden Schnee, der von oben fällt und von unten emporweht, verschwunden ist; die Augen flimmern dem Alten, daß er sie wieder und wieder auswischen muß. Macht das der Schnee?

(Fortsetzung folgt.)

Bauernkultur.

Ein Beitrag zur Frauenliteratur

von

W. Lennemann.

Wenn wir die Frauenliteratur von ihren ersten Anfängen bis zur Jetztzeit verfolgen, so finden wir einen zwar schnellen, aber immerhin deutlich erkennbaren, stufenweise sich vollziehenden Fortschritt in ihr. Wollten wir die Dichterinnen darnach etwa gruppenweise aufstellen, so müßten wir den Platz zur ebenen Erde denjenigen bis zur Zeit der Annette von Droste-Hülshoff zuweisen, diese und einige minder bedeutende ihrer Zeit noch mit eingerechnet. Sie verhüllen in Scham und Scheu ihre seelischen Regungen und retten sich mit inniger Liebe und Hingabe in die Arme ihrer heimatlichen Mutter Erde. — Den ersten Aufstieg zur Höhe hätten dann jene Dichterinnen betreten, denen Ada Christen vorbildlich gewesen ist. Sie schreien die Not und die Sehnsucht ihres Herzens in die Welt hinaus. — Der Naturalismus der achtziger Jahre und die soziale Frauenbewegung zogen ihren Seelen dann den letzten Schleier weg, ohne ihnen jedoch Friede und Ruhe zu gewähren. Das lehrreichste Beispiel ist Marie Janitschek. — Diese würden wiederum eine Stufenhöhe von den Dichterinnen überragt, die im vorletzten Jahrzehnt einsetzten. Sie sind zur Sammlung ihres Ichs und zur Klärung ihrer Sehnsucht gekommen. Anna Ritter und Thekla Lingen könnten als Vertreter dieser geruhigten Poesie gelten, in deren Sonnenschein die Kunst einer goldnen Reife entgegenglüht. Daran vermögen selbst die erotisch-neuzeitlichen Bastardpoetinnen nichts zu ändern. — Aber immer sehen wir, daß die durch die Jahrhunderte gebändigte, aber nicht gebrochene Kraft der Frau, da sie nun die eisernen Fesseln gesprengt hat, ein arbeitsreiches, steiniges Feld zur Betätigung ihrer sprühenden Kraft verlangt. Nur so läßt sich auch ihre reiche Nutzbarmachung der naturalistischen Bewegung und die innige Verquickung ihrer Poesien mit sozialen Tendenzen und erotischen Motiven und das verhältnismäßig späte Zurückebben ihrer seelischen Kräfte und deren Sammlung in der eigenen Seele erklären.

Ich möchte auf vier Dichterinnen aufmerksam machen, bei denen Symptome dieser stufenweisen Reife deutlich erkennbar sind, und deren poetischer Drang sich ebenfalls ein mühsames, erkenntnisschweres Ackerfeld zur Bewältigung erkoren hat: das Bauernland des alten Niedersachsens. Es sind dies

die Dichterinnen: Rafael (Hedw. Kiefekamp), S. v. Dirkink (J. Sandhage), Lulu von Strauß und Torney und Helene Voigt-Diederichs.

Bevor ich jedoch zur literarischen Einwertung derselben übergehe und zur Untersuchung ihrer heimatlichen Pflugarbeit auf Echtheit und Wahrheit, möchte ich, um den rechten Maßstab anlegen zu können, zunächst ein Charakterbild des niederdeutschen Bauern entwerfen.

Der Charakter des deutschen Bauern im allgemeinen ist durch Geschichte und soziale Stellung gebildet worden. In die Geschichte tritt der Bauer als solcher, als die Hofgenossenschaft sich die Anerkennung der Grundherren erworben hatte, als die Massen der Grundholden sich als einheitlichen Stand fühlten. Der Bauer jener Zeit ist durchaus arbeitstüchtig und schollenstolz, fromm und treu, selbstbewußt und freiheitsliebend. Seine Freiheitsliebe konnte sich zwar, da er seiner persönlichen Freiheit durch die Folgeerscheinung seiner Unterwerfung unter die Franken mehr oder weniger beraubt war, nur in dem Bestreben zeigen, eigene Gerichtsbarkeit und Dorfverwaltung zu besitzen. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts stieg dann das Bewußtsein des eigenen Wertes immer mehr, da von allen Seiten seine Unentbehrlichkeit gefühlt wurde, die er sich wiederum insofern zunutze machte, als er sich zu größtmöglicher sozialer, politischer, ja wiederum fast persönlicher Freiheit durchrang, wozu nicht wenig die Gründung neuer Städte und Klöster und der neue Stand der Ritter beitrugen. — Naturgemäß mußte der Bauer, der seinen Nutznießern nur immer Mittel zum Zweck war, an Wert verlieren, sobald er seine Kulturaufgaben der Kolonisation gelöst hatte, sobald man seiner Dienste entraten konnte. Das geschah im Westen gegen Anfang des 14. Jahrhunderts, als der Boden durchweg in festen Händen war, die Städte den ärmlichen Zuwanderer zum Proletariat verdammten, die Produktenwerte infolge besserer Zufuhren und Verbindungen sanken und die Bauernhöfe selbst mangels Unterkommens seiner Abkömmlinge vielfach geteilt wurden. Der Bauer wurde arm, die herrschaftlichen Anforderungen an ihn aber wieder höher; so wurde er geknechtet und unterdrückt, ja so tief erniedrigt, daß seine Abhängigkeitsstellung in manchen Distrikten an Sklaverei grenzte. Doch hat das nunmehrige Gebundensein an die Scholle – die Freizügigkeit ward den Insassen genommen — durch die Jahrhunderte hindurch seine große Liebe zur Heimat, sein zähes Festhalten am Alten, Hergebrachten, sein zum Teil berechtigtes Mißtrauen gegen alles Neue und auch wohl die Treue zu seinem Oberhaupte in ihm großgezogen, die einzigen Vorteile, die diese traurigen Jahrhunderte ihm gebracht haben. Durch die niedere soziale Stellung jedoch und durch seine völlige Verrohung durch den Bauern- und den dreißigjährigen Krieg wurde alles Menschliche der Außenwelt gegenüber in ihm erstickt; wurde er von den Städtern und Grundherren doch fast dem Vieh gleichgestellt. Sein Mißtrauen gegen die anderen Stände, sein zugeknöpftes Wesen, ebenso seine Filzigkeit, seine teilweise Sittenlosigkeit, sein Dünkel, es den Rittern gleichzutun, und seine Arbeitsläßigkeit dürften im Mittel-

alter in ihm großgezogen worden sein und, da er von Gerichtsbarkeit und Dorfverwaltung ausgeschlossen wurde, sein Aufgehen in Kleinigkeitskrämerei, das Verschwinden der besseren und Auftauchen niederer Gewohnheiten: die Völlerei bei Kirchweihen, Taufen und Hochzeiten, seine Rauf- und Prozeßsucht. Der Hang zum Aberglauben mußte, da dem Bauer jegliche geistige Nahrung fehlte, sich weit ausbreiten, obwohl er gerade ein Zeugnis für den tief-religiösen Sinn des Bauernstandes ist. Jedoch haben sich diese minder guten Eigenschaften mit Beginn der Aufklärung schon zum Teil und seit Anfang des 19. Jahrhunderts nach den Steinschen Reformen wesentlich gebessert; ein Teil derselben aber scheint sich erhalten und wie eine schmutzige Decke über das im Grunde reine Gewand der Bauernseele gelegt zu haben.

Dies ist das Charakterbild, das der Bauernstand im großen und ganzen wohl gibt; die durch Stammes- und Landeseigentümlichkeiten bewirkten Züge müssen noch hinzugerechnet werden. So hat in Mittel- und Süddeutschland der anmutige Wechsel zwischen Berg und Tal, zwischen Feld- und Flußlandschaft, überhaupt das ganze sonnigere Gepräge des Landes das Starre und Unzugängliche im Bauern so ziemlich paralysiert, der Norden dagegen mit seinen Nebeln und grauen Tagen, seiner strengen und herben Landschaft, seinen weiten Heiden und stillen Mooren den Hang zur Verschlossenheit in seinen Bewohnern noch potenziert. Gerade der Norden mit seinen verschwommenen Tönen bringt auch vielfach die gemischten seelischen Stimmungen im Menschen hervor, die weder Glück noch Unglück selten rein erscheinen lassen. — Der Westfale wiederum ist der knorrigste und eckigste unter den Niedersachsen und, wenn es sein muß, aufrichtig bis zur Grobheit. — So ist das Charakterbild, das wir uns heute von dem niedersächsischen Bauer machen, ein durchaus befriedigendes, ja teilweise hervorstechendes. Schlichte Treuherzigkeit und Ehrlichkeit, Einfachheit in Sitte und Leben, Anspruchslosigkeit und Arbeitsamkeit, gesunder Stolz und schlichte Frömmigkeit sind die Merkzeichen seiner Art.

Wie verhalten sich nun die poetischen Produkte der vier Dichterinnen zu diesen Ausführungen? Es muß von vornherein gesagt werden, daß keine das Dorf- und Bauernleben in seinem gesamten Umfange in ihren Arbeiten erschlossen, uns ein wirklich erschöpfendes Bild gegeben hat. Aber die Mosaik-Arbeit aller zusammengesetzt genügt, um alles und jedes zu erkennen.

Die Bauerntypen, denen wir in den Novellen begegnen, sind sowohl Vertreter guter wie schlechter Bauerncharaktere. — Der Erbschleicher ‚Auf dem Harpenhofe', auch die Schwiegerkinder des ‚Ohm' und ‚Jörgen Klemm' (Rafael), der alte Sünder und Verwandte der ‚Klein Wischen' (Dirkink) kennen nur das eine Ziel, unter Anwendung aller, selbst der verabscheuenswertesten Mittel sich widerrechtlich in den Besitz eines Hofes zu setzen. Am brutalsten geht Jörgen Klemm vor, der selbst vor einer lieblosen Heirat mit der todkranken Besitzerin und nach deren baldigem Tode sogar vor einem Morde an ihrem einzigen Sohne nicht zurückschreckt, um den Hof und seine Jugendliebe zu

erringen. Die Liebe spielt, wie allenthalben, natürlich auch im Leben der Bauernburschen eine große Rolle; blinde Leidenschaft und ersehntes Ziel vermögen die kräftigen Herzen leicht zu Gewalttätigkeiten hinzureißen. Bei Jörgen Klemm bedurfte es nur einer versteckten Andeutung seiner zigeunerhaften Liebe zu dessen Verbrechen; auch in der Familiengeschichte der ‚Clerkamps' (Rafael) wird durch dieselben wohlgezielten Bemerkungen die Katastrophe eines Mordanfalls herbeigeführt. Die münsterländisch-harten und starren Herzen der Clerkamps auch waren nur des Bruderhasses fähig, der selbst angesichts des Todes nicht erlosch. Auch in ‚Schutt' (Voigt-Diederichs) verwirrt die vermeintliche Zurückweisung seiner Liebesempfindungen den armen Sönke dermaßen, daß er zum Brandstifter wird. — Bei all diesen Personen ist der Grundcharakter nicht bös; plötzliche, gewaltsame Herzensbewegungen, Enttäuschungen, Erbitterungen und Zurücksetzungen oder in allzu rosigen Farben gemalte Zukunftsbilder verdrängen in ihnen die guten Regungen und ersticken sie. Es ist die konträre Umwandlung dieser an und für sich guten Seelen ein ähnlicher Prozeß, wie ihn der gesamte Bauernstand im Mittelalter durchmachte. Minderwertige Charakterzüge weisen auch der dem Trunke ergebene Taglöhner in ‚Sonntags' (Voigt-Diederichs) und die schwatzhaften Leidtragenden in ‚Nachrede' (Lulu von Strauß und Torney) auf, die mangels anderer Unterhaltung das Leben des Toten vor ihren spitzen Zungen gewissenhaft Spießruten laufen lassen. Ein gutes Beispiel kultureller Entwicklung eines Bauerncharakters gibt uns Dirkink im ‚Dohlenkaspar', dessen Seele sämtliche Phasen bis zur völligen, goldigen Reife durchmacht, so wie ich es vorhin bei der geschichtlichen Begründung des Charakters gezeichnet habe. In ‚Hinter Schloß und Riegel' (Lulu von Strauß) können wir ebenfalls einen solchen, wenn auch nicht so umfangreichen Vorgang beobachten; hier finden zwei irregeleitete, einsame Seelen ihr besseres Ich wieder. — Der Prozeßkrämer ist heutzutage wohl ausgestorben; er findet sich bei keiner der Dichterinnen; doch die feindlichen Nachbarn sind häufiger vertreten. Dirkink hat dies Motiv sehr oft benutzt. Meist ist ein vor Generationen geführter Prozeß Grund des erblichen Familienhasses. Eine gewisse Dosis Haß und Verachtung ist auch jenem Großbauernstolze beigemengt, der sich gegen den kleinen Kötter (Kleinbauer) richtet, zumal wenn vorurteilslosere Glieder der ungleichartigen Familien in gefühlvollere Beziehungen zu treten versuchen. Die ‚Köhlertrude' und andere Mädchen der Dirkink, Bine und Stine der Lulu v. Strauß und jener Großknecht der Rafael, welcher dem letzten Sproß ‚Vom alten Sachsenstamme' sein Herz anbot, haben den kalten Stolz der Größeren erfahren müssen. Der Bauer sieht bei der Verheiratung seiner Kinder nicht nur auf Gleichwertigkeit der Herzen, sondern auch der Güter, da bei ihm erworben Gut und Seelentüchtigkeit in einem Kausalverhältnisse stehen, und sucht deshalb eine mißliebige Verbindung unter allen Umständen zu verhindern, sollte er auch hart, lieblos und ungerecht werden und zu Gewalttätigkeiten schreiten; ja ‚Um den Hof' (Lulu v. Strauß) zu erhalten, weiß er sogar die von ihm abhängigen Verwandten in eine Heirat

zu zwingen, unter deren Last beide Eheleute bis zum Tode leiden. Der Wille, dem Hof Name und Geltung zu bewahren, zeugt wiederum aber auch von jener hohen Einschätzung des erworbenen und ererbten Gutes und seiner früheren Besitzer und dem stolzen Bestreben, die Familienehre so rein den Nachkommen zu übergeben, wie sie der Träger übernommen hat. Stine folgt ihrem Taglöhner als Eheweib in den ärmlichen Katen; das hatte der Großbauer nicht zu hindern vermocht; ihr Platz auf dem Hofe aber ist verwirkt; aber dennoch gebietet sein törichter Bauernstolz ihm, dem armen Weibe eine ‚große Hochzeit' zu geben, wie es dem reichen Brautvater zukommt. Die Tochter mag man verunglimpfen, seine Ehre soll unangetastet bleiben. — Doch finden wir auch in keinem Stande ein stärkeres, konsequenteres Verharren bei dem einmal gegebenen Liebesworte, keine naivere, innigere Seelenhingabe und kein gläubigeres gegenseitiges Vertrauen auf Treue und Liebe als bei den Vertretern des Bauernstandes. Man lese einmal daraufhin ‚Zwischen Lipp und Kelchesrand', ‚Magnus Kohholler', ‚Vom alten Schlage', ‚Nachbarskinder' (Voigt-Diederichs), ‚Schuld' (Lulu v. Strauß), ‚Vom alten Sachsenstamme' (Rafael) und die zahlreichen Novellen der Dirkink, deren Zentralpunkt meist das Liebesleben bildet! Charakteristisch ist auch, daß diese Mädchen, wenn sie von einem Großbauernsohne, dem sie sich im Vertrauen auf eine auslösende Zukunft hingegeben, mit ihrem Weh in Stich gelassen werden, in ihrer gesunden Kraft nicht zu verzweifelten Mitteln greifen, sondern mutig den Kampf gegen alle Unbilden des Lebens aufnehmen, wie es Lulu v. Strauß in ‚Schuld' und Voigt-Diederichs in ‚Mutter' so glaubhaft darstellen. In letzter Erzählung stimmt die Fabel zwar nicht genau, aber der leitende Grundgedanke ist zum Teil derselbe.

Diese Bauernstärke, die sich auch in Trotz und konsequentem Verfolgen des einmal gefaßten Planes kund tut, und bei der nur ganz allmählich eine Reaktion eintreten kann, finden wir auch in dem ‚Vater', dem Taglöhner ‚Vom alten Schlage' und dem einen der ‚Nachbarskinder' (Voigt-Diederichs) verkörpert. In den beiden letzten Erzählungen tritt allerdings noch ein stark entwickeltes sittliches und Rechtsgefühl hinzu. ‚Die Luis' (Rafael), die resolute Bäuerin, die den gesunkenen Hof wieder zu Ehren bringt und zielbewußt für die Zukunft der Geschlechter sorgt, gehört ebenfalls hierhin. Eine ähnliche Frauengestalt führt uns die Dichterin in der Novelle ‚Seine Mutter' vor. — Dem ursprünglichen Rechtsempfinden der Bauern, das geschichtlich begründet ist, hat er doch bitter und hartnäckig um seine Gerichtsrechte gekämpft, — begegnen wir außer in den schon erwähnten Erzählungen auch noch in ‚Wasser' (Lulu v. Strauß). Manch andrer Bedrängte würde sich über die Bedenken dieser einfachen Seelen hinweggesetzt, zum mindesten wohl nach einer weniger hart einschneidenden Lösung gesucht haben, zumal es eigenes Glück und Leben galt. Aber das naive Rechtsempfinden dieser Bedauerlichen kann an ihrem Gewissen nicht freveln, so müssen sie zugrunde gehen. — Ihr Lebensschifflein gerät in jene schon erwähnten Unterströmungen hinein, die sie aus ihren Strudeln nicht wieder freigeben. Bei der Dirkink sind Spuren dieser heimlichen

Gewalten bei der Luzie in ‚Klein Wieschen' angedeutet; stärker verwertet haben sie schon Rafael und Lulu von Strauß und Torney in den Erzählungen ‚Doppelliebe' und ‚Wasser'. Den ausgedehntesten Gebrauch macht jedoch Voigt-Diederichs in ihren zwei Novellenbändchen und den beiden selbständigen Erzählungen ‚Regine Vosgerau' und ‚Abendrot' von ihnen. Im besonderen sind es die beiden seelisch-verwandten Mädchen Regine und Anna dieser beiden Novellen, die von den Wirbeln und Gewalten der um sie flutenden, sie geheimnisvoll beeinflussenden Strömungen abhängig sind. Zeigen auch beide in ihrer Charakterzeichnung dieselben Züge und verschwimmenden Linien, so sind sie dennoch durch dichterische Behandlung und durch persönliche Lebensgeschicke sehr von einander geschieden. Bei der Anna handelt es sich von Kapitel zu Kapitel um die geschickt fortschreitende Lösung eines psychologischen Problems. Aber die ‚Regine Vosgerau' enthält mit ihrer Fülle an Heimatseligkeit und Schollenduft soviel mehr des Eigenen, Originalen, daß sie mir als kulturgeschichtliches, heimatliches Dokument mehr gilt als die stille Geschichte der Anna, die nur lose auf dem Heimatboden steht, und bei der die Dichterin das Hauptgewicht auf die psychologische Durchführung des seelischen Motivs legte. Auch rettet sich Anna aus den sie hin- und hertreibenden Strömungen ihrer Liebe endlich in ein stilles, geruhigtes Fahrwasser, in dem ihr Boot einem goldenen Morgenrot entgegenfährt, während Regine Vosgerau in den Wirbeln und Strudeln ihrer aufgestörten Seele keinen Halt findet, wohl allmählich in verebbendes Strandwasser gerät, aber die stille Insel ihres Glücks für den Rest ihres Lebens nur noch von fern erblicken kann. Arbeit und Pflichtbewußtsein müssen ihr einen Ersatz für das verlorene Lebensglück geben; mit ihrer Hilfe findet sie sich in mühsamer Überwindung wieder im Werktagsdasein zurecht. Dies einfache Landmädchen umfließt ein poetischer Zauber, wie er in der Heimatliteratur feiner und tiefer und lebenswahrer kaum geschildert worden ist. Die Figur der Regine wäre im eckigen Münsterlande unmöglich; nur der neblige Nordseestrand mit seinen weichen, die Gegensätze verbindenden und versöhnenden Stimmungen konnte dieses Lebensgeschick formen, das den Indifferenzpunkt der Gefühle selten merklich verläßt.

Von ähnlichen geheimnisvollen, intimen und leisen Regungen wird der Charakter jenes Stillen beeinflußt, der dann wohl von seiner gröber empfindenden Umgebung als ‚Ein gefühlloser Mensch' (Voigt-Diederichs) bezeichnet wird; auch ihr ‚Vater' und die trauernde Mutter in ‚Balsaminen' sind solch zarte Naturen, die zur Heilung ihrer Wunden einer längeren ruhigeren Zeit bedürfen.

Wir finden in dem bis jetzt Gesagten all die Grundeigenschaften und ihre Ausläufer wieder, die ich in der allgemeinen Darlegung des Bauerncharakters angegeben habe; vom Leben und Treiben des Gesindes, von Haus- und Feldwirtschaft, von Bauernsorgen und -Glück, von landschaftlichen Schönheiten und Stimmungen haben Dirkink und Rafael fast nichts verwertet; ausgiebiger benutzt Lulu von Strauß, namentlich in ihrem Roman ‚Aus Bauern-

ſtamm' dieſe Mittel; die reichſte Nutznießung zieht jedoch Voigt-Diederichs in dem Lebensroman ‚Regine Vosgerau' aus ihnen. — Das Schaffen der einzelnen Autorinnen läßt ſich nach dem Geſagten kurz zuſammenfaſſen.

J. v. Dirkink hat als Hauptzweck jedenfalls immer die Unterhaltung im Auge gehabt; ſie will angenehm über tote Stunden hinweghelfen und nicht aufregen. So enden alle Erzählungen ihrer drei Novellenbändchen[1] mit einem verſöhnenden Schluſſe; auch der ſtarrſinnigſte Bauer wird am Ende windelweich, und der ärgſte Böſewicht läutet in den Schlußzeilen das Glöcklein einer Kapelle, die er reuig gebaut. Die Treue eines Charakters geht natürlich bei ſolcher Behandlung zugrunde. Neben dieſer durchaus unkünſtleriſchen Handhabung willkürlicher Seelenverdrehungen ſind auch ihre Erzählungen häufig im Aufbau und in der Durchführung der Fabel ungeſchickt. Doch bietet ſie auch Erzählungen, die von dieſen Fehlern frei ſind, wie ‚Eine fixe Idee', ‚Die andere' und ‚Im Schnee'. Künſtleriſcher iſt ihr Roman ‚Die beiden Brune',[2] der zwar auch von den erwähnten Fehlern nicht gänzlich freigeſprochen werden kann, jedoch in der Charakterzeichnung der Großbauern mit ihrer niederſächſiſchen Dickköpfigkeit und ihrem Herrenſtolze bemerkenswerte kulturelle Beiträge liefert.

Auf höherer Stufe ſtehen die Novellen der Rafael. Sie hat zwar ihre weſtfäliſchen Bauerngeſchichten bisher nur in Zeitſchriften und Zeitungen veröffentlicht; eine Sammlung derſelben in Buchform iſt jedoch in dieſem Sommer zu erwarten. Auch in ihren Erzählungen weht ſtarker Bauernwind. Aber bei all ihrer liebevollen Ausarbeitung, beſonders der Frauengeſtalten, muß doch geſagt werden, daß ſie dieſelben von der Landſchaft zu ſehr loslöſt; dadurch kommt es auch, daß ihre längeren Novellen aus aneinandergereihten Bildern beſtehen, wodurch der ungehemmte Fluß der Handlung geſtört wird. Sie beſchränkt ſich lediglich auf die ſeeliſche Behandlung; wo ſie von dörflicher Kultur und Bauernleben ſpricht, hantiert ſie mit Schlagwörtern und allgemeinen Kenntniſſen. Der innige, notwendige Zuſammenhang zwiſchen Dorf und Bauernſeele fehlt allen ihren Geſchichten. Dennoch täte man unrecht, ihnen keinen Wert beizumeſſen. Die ſpezifiſch bäuerlichen Charakterzüge und die geheimen Sonderſtrömungen hat ſie mit ſcharfen Augen erkannt; doch ſchildert ſie nur als Beobachterin kühl und gemeſſen. So kommt es, daß ſie gerade die Träger einer geklärten Lebensanſchauung uns ſo lebenswahr vor Augen ſtellen kann, deren Seelen offen und anſchaulich jedem Studium zugängig ſind (‚Seine Mutter', ‚Die Luis', ‚Die Sobbenbäuerin'). Wo ſie mit ſtärkeren und dunkleren Kräften zu rechnen hat, gelingt ihr eine glaubhafte Darſtellung nur teilweiſe. Die ſtarre und blinde Liebe Jörgen Klemms iſt nicht recht verſtändlich; die Clerkamps mit ihrem rückſichtsloſen Haſſe ſind dagegen recht gut geraten.

Von den Gedichten[3] Rafaels iſt nicht viel zu ſagen. Sie bilden eine liebenswürdige Gabe ohne beſondere merkenswerte Feinheiten und Eigenheiten.

[1] Heideblumen, Heckenroſen, Ginſterblüten, Verlag der Miſſionsdruckerei Steyl. — [2] Verlag J. P. Bachem, Köln. — [3] Gedichte, Neue Gedichte, Ebbe und Flut, Abendgluten, Breitkopf u. Härtel, Leipzig.

Sie sind einfach gehalten in Technik, Inhalt und Ausdruck. Am besten sind die Kinderlieder und in Übereinstimmung mit ihrer geruhigten Betrachtungsweise die episch-lyrischen Gedichte und die Monodramen.

Gehaltvoller in ihren Ideen und reifer in deren Darstellungen sind die Novellen der Lulu von Strauß [1]) und der Voigt-Diederichs. [2]) Sie zeugen von einer Schärfe der Beobachtung, von einer Kenntnis des heimatlichen Bauernlebens, von einer Ruhe und Sicherheit in der Charakterisierung, wie wir es gerade bei weiblichen Naturen selten finden. Mit fester, energischer Hand greifen sie die handelnden Personen aus der Fülle des Lebens heraus, ohne ihnen vorher ein Stadtgewand angezogen oder Herrenmanieren beigebracht zu haben. Ihre Bauern charakterisieren sich selbst durch Wort und Tat. — Die Geschichten haben großen kulturgeschichtlichen Wert; sie spiegeln uns das Leben in Dorf und Haus mit seltener Treue und Wahrhaftigkeit wieder. Sie beweisen, wie tief die Dichterinnen dem Empfinden des Volkes nachzuspüren wissen, wie menschlich nahe sie seinen Schmerzen und Freuden, seinen Sorgen und Sonnen, seinem drückenden Alltage und seiner stillen Sabbatruhe stehen. Und gerade weil sie ihre Menschen so losgelöst von allem hemmenden und entstellenden Außenputz vor uns stellen in ihrer ganzen Seelennacktheit und Erdenschwere, ergreifen sie uns in ihrer seelischen Unbeholfenheit, in ihrer Schwäche den starken, bezwingenden Geheimströmungen gegenüber so sehr. Der Kampf, den diese stillen Menschen mit ihrem Gewissen kämpfen, muß ja vielfach tragisch enden. Was ihre langsam arbeitenden Seelen in ihrem naiven Rechtsbewußtsein sich einmal zu eigen gemacht haben, kann für das Wohl und Wehe des Trägers ein furchtbarer Tyrann werden. Das ist dann der große kategorische Imperativ, der hart und schneidend in das Leben eingreift und alle selbstischen Eigenregungen erstickt. — Wie sehr Lulu von Strauß und Torney mit ihren Kreisen verwachsen ist, zeigt auch ihr Roman ‚Aus Bauernstamm', [3]) der erst da ein strafferes, originaleres Gepräge erhält, wo die Handlung in das Bauerndorf überspringt, dessen starkzügiges Leben vortrefflich wiedergegeben ist, während der erste Teil, der sich auf Berliner Parquetböden abspielt, in durchaus konventionellen Tönen gehalten ist.

Es sei hier auch kurz eines Romanes der kürzlich gestorbenen Romanschriftstellerin Ferdinande von Brackel gedacht, ‚Am Heidstock', [4]) der uns in Vater und Tochter der Familie Schnittler zwei vortreffliche Typen vorführt, den des starren, trotzigen Großbauern und den einer gläubigen Dulderin im Leid, die die Tage ihres Glückes nicht vergessen kann und mit zäher Kraft harrt und glaubt, bis ihr denn auch der Sieg nach schweren Kampfesstunden zufällt.

In ihren Poesien zeigen jedoch die verwandten Dichterinnen Lulu von Strauß und Torney und Helene Voigt-Diederichs bemerkenswerte Unterscheidungen. ‚Unterstrom' [5]) steht auf dem Titelblatt der Voigtschen Sammlung.

[1]) Bauernstolz, Herm. Seemann Nachf., Leipzig. — [2]) Schleswig-Holsteiner Landleute, Leben ohne Lärmen, Eugen Diederichs, Jena. — [3]) Otto Janke, Berlin. — [4]) J. P. Bachem, Köln. — [5]) Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

Es ist zwar nicht spezifische Bauernpoesie, die uns aus diesen Dichtungen entgegenströmt; aber die Verfasserin, die selbst auf einem Landgute in der Nähe Eckernfördes geboren und erzogen wurde, ist, wie von dem Duft ihrer Heimatscholle, so auch von dem geheimnisvollen Weben und Fühlen im Seelenleben ihrer Bewohner so stark durchdrungen, daß auch den Ausflüssen ihres eigenen Innenlebens ganz bestimmte Linien gezogen wurden. Ihre Poesie ist voll herber und spröder Kraft, tiefgründig, voll Adel der Empfindung und Gesinnung und, wie schon durch den Titel angezeigt wird, vielfach symbolisch. Den leisen, tief verborgenen Seelen- und Gemütsregungen geht sie mit feinem Verständnisse nach, den Kräften, die unter der Oberfläche ihre geheimnisvollen Kreise ziehen, den Hauptströmungen vielfach entgegengesetzt oder sie bewußt oder unbewußt beeinflussend und lenkend, manchmal nur in stillen, perlenden Wirbeln ihr Leben verratend, manchmal aber auch plötzlich wild aufbrausend und alles überflutend und vernichtend. — Auch der Landschaft gibt die Dichterin Seele und stellt sie zur Seele des Menschen in Beziehung, indem sie zwischen beiden ein gemeinschaftliches Glied sucht (Friedhofsbild; Sylt; Mohnkörner). Den Gedichten hat J. V. Cissarz einen äußerst stimmungsvollen Rahmen verliehen, indem er sie teils in stillen, landschaftlichen Linien begleitet oder aber ihrem symbolischen Inhalte eine Großes und Weiteres aussprechende Bilddeutung gibt.

Während die Gedichte Helene Voigt-Diederichs immer wie von zarten, feinen Schleiern umflossen sind, gibt sich Lulu von Strauß und Torney in ihren Liedern und Balladen [1]) klarer und restloser. Sie hat sich zur Reife weiblicher Frauenlyrik durchgerungen. In den unter ‚Einsamkeiten' und Kampf zusammengefaßten Gedichten ist noch manches von den Kämpfen vergangener Tage zu spüren. Hier gibt sie sich auch am subjektivsten, ohne erdrückende gedankliche Schwere und ledig aller Hüllen, die die letzten Tiefen der Seele verdecken könnten. Eine allseitige Anerkennung haben auch die Balladen der Dichterin gefunden, die von großer realistisch-dichterischer Kraft sind. Bauernstolz und -trotz haben das Motiv zu zweien der schönsten hergegeben, zu ‚Der Bauernführer' und ‚Des Braunschweigers Ende'. Im übrigen sind die Ideen mit wenigen Ausnahmen der Geschichte und Sage entnommen. Ich nenne noch: ‚Judith von Kemnade' und ‚Der Reventlowen Ehre'. Das sind ganze Gestalten ohne jegliche Halbheit, die ihrer Liebe und ihrem Hasse und ihrer Ehre leben, sich selbst getreue Charaktere, voll Rasse und Edelmut. Ich hebe diese vier Gedichte heraus, weil sie besonders markig und wuchtig sind, und weil ihnen der streng abgewägte balladische Ausdruck besonders gut steht.

Das wäre in so etwa das Bild, das uns der Bauernstand und seine Dichterinnen bieten. Mögen ihre Werke anderen denselben Genuß bereiten, wie sie ihn mir zum Teil schon seit Jahren gewährt haben!

[1]) Herm. Seemann Nachf., Leipzig.

Ungedruckte Briefe von Friedrich von Schlegel.

Mitgeteilt von

Martin Spahn.

Im Oktoberhefte 1903, mit dem sich das Hochland in die deutsche Leserwelt einführte, hat Karl Hoeber dem Wunsche nach einer Biographie Friedrich Schlegels Ausdruck verliehen. Man kann biographischer Forschung und Darstellung kaum eine schwierigere Aufgabe bezeichnen. Genie und Not des äußeren Lebens, Seele und Sinnlichkeit, Geistesweite und Geistesmüdigkeit, Ahnung und Unlust der Gestaltungskraft haben sicherlich sich nur selten in einem Menschen so kompliziert und so miteinander gerungen wie in dem Bahnbrecher und Führer der deutschen Romantik. Wird nicht wie all sein eignes Schaffen, so auch die ihm gewidmete Forschung schließlich Fragment bleiben müssen? ‚Wir finden den Keim zu allem in uns und bleiben doch ewig nur ein Stück von uns.' So hat er selbst gesagt, und dies Wort wird wohl allzeit ebenso auf die Darstellungen seines Lebens zutreffen, wie groß sie auch entworfen werden, wie tief sie auch dringen mögen.

Als bescheidenen Beitrag zur Erkenntnis seines inneren Zustandes bieten sich die folgenden Auszüge aus ungedruckten Briefen dar. Diese Briefe sollten ursprünglich im dritten Bande des im Auftrage der Familie Veit von Dr. J. M. Raich herausgegebenen Briefwechsels: ‚Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit' (Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1881, 2 Bd.) erscheinen. Aber dieser dritte Band kam nicht heraus; das katholische Leserpublikum blieb teilnahmlos wider die Perlen deutscher Briefschreibekunst, die ihm in den ersten zwei Bänden dargeboten wurden. Da verlor der Verleger leider die Lust, noch einen ferneren Band im wesentlichen für sein Lager zu drucken. Ein wertvoller Teil des Briefwechsels ist uns dadurch vorenthalten worden. Mir lag derselbe durch die Güte der Familie Veit seinerzeit handschriftlich vor, als ich 1900 die kleine Künstlermonographie über ‚Philipp Veit' schrieb. Damals habe ich mir die Auszüge gemacht, die ich nachstehend veröffentliche — in der Hoffnung, das Interesse an der Schlegel-Veit'schen Familie zu beleben und damit vielleicht auch zur Herausgabe des ausstehenden dritten Bandes zu helfen.

Nur die nötigsten biographischen Hinweise schicke ich voraus.

Friedrich Schlegel war 1809 in Wien zum Sekretär der kaiserlichen Hof- und Staatskanzlei ernannt worden. Die nächsten Jahre verflossen ihm

in glücklichem Freundesverkehr und angeregter Produktion. 1813 trat eine Unterbrechung ein, zugleich wurden die finanziellen Verhältnisse des nahezu vermögenslosen Mannes zerrüttet. Mit dem Wiener Kongreß kam er aufs neue zur Geltung, getragen und erhoben von der deutschen Begeisterung jener Zeit und erfüllt von politischen Verfassungsplänen. Als er dann im Herbst 1815 zum ersten Legationssekretär mit dem Charakter eines Legationsrats und 3000 Gulden Gehalt bei der österreichischen Gesandtschaft am Bundestag zu Frankfurt a. M. ernannt wurde, schien ihm die Möglichkeit sowohl zu starkem Einfluß wie zur Ordnung seines Haushaltes geboten. Beglückt siedelte er in die Mainstadt über. Indessen war es ihm nicht gegeben, mit anderen sich zu vertragen und zusammen zu arbeiten; auch besaßen die anderen ihm gegenüber nicht die heroische Geduld und das Verständnis seines edlen Weibes, das immer nur daran dachte, ihn zu stützen, ihm aufzuhelfen, ihn zur Entfaltung seiner Geistesgaben zu bringen. Sein Chef ließ sich weder als ‚ein völlig imbeziller Mensch von dem allerwiderwärtigsten Charakter' noch als ‚in Wahrheit der süßeste Einfaltspinsel' von ihm charakterisieren, ‚der leicht gefunden werden kann, so weit der Himmel blau ist.' (Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, herausg. von Walzel 1890, S. 575.) Schon im Herbst 1817 drohte Friedrich die Abberufung. Im Frühjahr 1818 erhielt er sie, um danach unbeschäftigt und ungenutzt von der österreichischen Verwaltung jahrelang mitgeschleppt zu werden. Dorothea schrieb damals am 14. März 1818 an die Rahel: ‚Ungewißheit und Erwartung ist etwas so Müßiges, wenigstens uns zu Müßiggang Führendes, daß man es kaum *Leben* heißen mag. Die *Jugend* ist freilich eine Zeit der Erwartung (wer da nichts mehr vom Leben erwartet, der wird ein Heiliger oder ein Philister), aber in reiferen Jahren, im herannahenden Alter ist es eine wahrhafte Prüfung, sich so mit ungewissen Plänen für die nächste Zeit herumtreiben zu müssen. Schlegel wird sehr in seinem Denken und Arbeiten zerstört, indem die Sorge um seine äußere Existenz zu sehr die Hauptrolle dabei spielen muß.' (Ungedruckt). In jener Zeit ahnten weder er noch seine Frau, daß sie mit jenen Monaten in die letzte, unsagbar trübe Epoche seines Lebens eingetreten waren. Friedrich nahm den Schlag allerdings zuerst sehr erregt auf. Ohnehin geneigt zu wollüstigem Behagen an materiellen Genüssen, durch die Ernennung zum Legationsrat seit 1815 in die Hoffnung gewiegt, daß er es sich fortan dauernd werde gut ergehen lassen dürfen, rechtete er unwirsch mit seinem Schicksal. Das Opfer seiner Enttäuschung wurde seine gute Frau, die er zwang, ihren Haushalt aufzulösen, weil er sich nicht mehr einschränken könnte. Er drängte sie, auf unbestimmte Zeit zu ihren Söhnen nach Rom zu reisen, damit er die freie Beweglichkeit eines Junggesellendaseins wieder erhielt. Am 21. April 1818 reiste sie ab. Inzwischen fing er an, das Ereignis für sich persönlich unter dem Gesichtspunkte eines glücklichen Zwischenfalles zu betrachten, der ihn von der leidigen Politik löste und der geistigen Kulturarbeit zurückgab. ‚Ich bin nun des ewigen Warten und Hinleyern und in Geduld üben

im unnützen Kampf mit kleinen Hindernissen allmählig müde geworden und möchte gern noch ein zehn Jahre, so lang es Zeit ist, recht kräftig und frey, frisch aus dem Vollen, wirken und arbeiten' (Briefe S. 581, 3. April 1818; vgl. S. 600). In freudiger Ungeduld harrte er einem Besuche seines von ihm zeitlebens hochverehrten Bruders August Wilhelm entgegen, überlegte mit ihm vielerlei Reisepläne, größere und kleinere, und begrüßte ihn schließlich im Mai in herzlicher brüderlicher Freundschaft bei sich. Aus dieser Stimmung ist der erste der mir vorliegenden Briefe geschrieben. Er ist aus Frankfurt 5. Juni 1818 an Dorothea nach Rom gerichtet:

„. . . Wir sind soeben von der Rheinreise zurückgekommen; der Entschluß wurde sehr schnell gefaßt . . . Wir haben unglaublich viel in die wenigen Tage zusammengepackt und wurden fast zerrissen von Freundschaftsbezeugungen und der Flut der alten Bilder und sonstigen Sehenswürdigkeiten. Anderthalb Tage waren wir in Nassau, überall wurde das beste mitgenommen in Mainz, Koblenz, Bonn; am längsten aber, von Freitag mittag bis Montag nachmittag, waren wir in Köln. Schon beim herabfahren von der Höhe von Hochheim nach Mainz, welchen Weg ich seit 1802 nicht wieder gesehen,[1]) wurde ich auf das lebhafteste an Dich erinnert, und es war mir wieder, als ob wir eben da zusammen herunter fuhren. Den Mittag in Mainz aßen wir bei Mappes; also wieder eine frohe Erinnerung verschiedener Zeiten, desgleichen auch in Wiesbaden und Schwalbach. In Koblenz aßen wir den Mittag beim General Müffling, den Wilhelm aus Paris kennt;[2]) wir beiden Brüder nehmen uns bei vornehmen Leuten, wo gut gegessen wird, sehr gut zusammen aus, indem wir uns teils einander secondiren, teils durch eine scherzhafte Opposition, die den Leuten sehr wohl gefällt, einander hervorheben oder necken. Den Abend gingen wir auf die Karthause und brachten dann mit Christian Schlosser[3]) einen recht fröhlichen Abend bei Goerres zu.[4]) Hier traf ich auch noch einen alten Bekannten von Dir an; Goerres besitzt nämlich einen ganz merkwürdig schönen und großen Windhund und beim reden darüber fand sichs denn, daß dieser ein Erbstück des verstorbenen Fink, Deines dortigen Bekannten gewesen; nach den Frauen, die Du damals gekannt, konnte ich nicht fragen, weil ich die Namen vergessen hatte. In Nassau war der Alte in seinem gothischen Turme unglaublich freundlich mit uns[5]) und wurden viele ersprießliche Gespräche gewechselt; die Reise ist für mich und für Wilhelm eine der nützlichsten und zweckmäßigsten gewesen. Zu Mittag nahm er uns mit nach Ems, was nur eine Stunde von da ist, und wo wir beym Großherzog von

1) Briefe oder Berichte aus der Zeit, da Schlegel und Dorothea 1802 von Dresden nach Paris übersiedelten, liegen weder in ‚F. Schlegels Briefen' noch in ‚Dorothea Schlegel' vor, außer der Bemerkung in ‚Dorothea Schlegel' I, 109. Bei Mappes, sowie in Wiesbaden und Schwalbach waren Schlegels 1816; a. a. O. II, 391.

2) M. war 1815, vierundeinhalb Monate lang, Gouverneur von Paris, vorher der Generalstabschef Gneisenaus. Nachher wurde er bis 1818 Wellington zugeteilt, wie schon einmal im Feldzug 1815. Er verlebte nun die Winter meist in Paris mit dem Herzog, die Sommer in Koblenz, mit Vorarbeiten zu Vermessungen beschäftigt.

3) Ueber ihn s. Rosenthals Konvertitenbilder, 2. A., I, 318 f, auch Goerres, Briefe II, 588 f. und Polit. Schr. IV, 569.

4) Goerres hatte vier Monate zuvor, im Januar, dem Staatskanzler Hardenberg die berühmt gewordene Adresse überreicht; seitdem wurde seine Stellung in Koblenz unsicher, bis er 1819 floh.

5) Stein war Mitte April von Frankfurt nach Nassau übergesiedelt und hielt sich dort bis Anfangs Juni auf. Den Wunsch, ihn zu besuchen, äußerte Friedrich schon 28. April; ‚F. Schlegels Briefe' S. 589.

Weimar speiseten, sodaß wir also auch diesen gesehen.[1]) Kotzebue war auch in Ems, ließ sich aber nirgends blicken und schien überhaupt sehr in Verfall zu sein. Die Wege von Schwalbach nach Nassau und von da nach Koblenz sind übrigens von der Beschaffenheit, daß ich oft an den Simplon dachte,[2]) was ich nicht für ungut zu nehmen bitte; jedoch ging alles noch recht gut ab. — Zu Bonn sah ich Arndt und Schleiermachers Schwester, die ihm aber garnicht oder doch nur sehr ins Breite ähnlich sieht;[3]) sie frugen sehr nach der Herz.[4]) — Als wir in Köln ankamen, war Wilhelm ziemlich müde; ich ging daher allein aus, gleich zuerst in den Dom mit allen den Gefühlen, die Du Dir wohl denken kannst.[5]) Ich sah auch gleich das Dombild, was nun besser wie ehedem restaurirt, einem in dem herrlichsten Glanze klar und licht entgegenstrahlt. Es ist und bleibt die Blume und die Krone von allem, was vor Eick gemacht worden, ja in Hinsicht der himmlischen Schönheit vielleicht das schönste, das lieblichste und süßeste, was je auf deutscher Erde gemalt worden. Man könnte den Vers des Angelus darauf anwenden:

Wer etwas in der Welt mag süß und lieblich nennen,
Der muß die Süßigkeit, die Gott ist, noch nicht kennen,[6])

wie ich denn überhaupt in manchen Versen des Angelus den Charakter irgend eines großen und göttlichen Bildes oft unbewußterweise wundervoll anpassend ausgesprochen fand. Viele, sehr viele Meister haben diesen Maler des Dombildes in der Kunst übertroffen, dieser aber stand so recht im Übermaß der himmlischen Liebe und der ganzen Fülle der Gnade. — Ich ging dann zunächst zum Pfarrer Dumont,[7]) der mich sehr herzlich und würdig empfing und umarmte und mit großer Teilnahme nach Dir fragte; ich traf Wallraff bei ihm, der soeben von einer Krankheit wieder erstanden war. Seine Sammlung hat er nun der Stadt vermacht, und sie ist nun wenigstens in 10 Zimmern umhergestreut, statt daß sie sonst in einem aufgespeichert lag.[8]) . . . Bey Herrn Christian Bertram trank ich unten in der kleinen Stube ein Glas vortrefflichen Aarbleichert und sah einige kleine Kinder in verschiedenen Wiegen umherstehen. Haxthausen[9]) bewirtete uns aufs herrlichste zweimal zu Mittag; es waren vielmehr Rheinweinbäder der ausgesuchtesten Art, als ein gewöhnliches Essen; das zweite Mal war Graf Solms[10]) dabei, ein vortrefflicher deutscher Mann, der denn für Wilhelm als Kurator der Universität Bonn[11]) und auch für mich wegen Klin-

1 Über Steins Verkehr mit dem Großherzog in jenen Tagen vgl. Pertz, a. d. Leben Steins V. Kotzebues Aufenthalt in Ems habe ich sonst nicht bezeugt gefunden.

2 Über den Dorothea kürzlich unter argen Beschwerden gereist war.

3 Nanni, Schleiermachers Halbschwester, die lange Jahre mit ihm zusammen gewohnt hatte, bis sie 1817 Arndts Frau wurde. Arndt selber hatte sich erst 1817 in Bonn niedergelassen.

4 Henriette Herz, die dritte aus dem Freundinnenkreise jüdischer Frauen zu Berlin neben der Rahel Levin und Dorothea Schlegel. Sie wurde im Herbst 1817 in Rom erwartet (Dorothea Schlegel II, 447) und wohnte längere Zeit mit Dorothea zusammen.

5 Im Dom hatten beide am 16. April 1808 das Glaubensbekenntnis abgelegt.

6 Cherubinischer Wandersmann 117. Spruch. Über das Dombild vgl. Schlegels sämtl. Werke VI, 155/158, auch ‚Sulpiz Boisserée' I, 29.

7 War bei dem in der vorletzten Anmerkung bezeichneten Akte gegenwärtig gewesen und hatte beider Ehe am 18. April 1808 eingesegnet; ‚Dorothea Schlegel' I, 237.

8 W., Kanonikus, 1804 ff. Schlegels Kollege an der Sekundärschule gewesen. Seine Stiftung datiert von 1818. Vgl. auch Schlegels sämtl. Werke VI, 154.

9 Werner Freiherr v. H., nach dem Urteil von Steffens, ‚eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten der Zeit,' wurde 1815 durch den ihm befreundeten Grafen Solms-Laubach (s. f. Anm.) als Regierungsrat nach Köln berufen. Vgl. über ihn die Allgemeine Deutsche Biographie.

10) Oberpräsident der Rheinprovinz. Vgl. wegen Bonn auch Pertz, a. d. Leben Steins V.

11) Über die Entwicklung dieser Angelegenheit bis Mai 1818 vgl. ‚Fr. Schlegels Briefe' 573, 584.

kowström wichtig war.[1]) — Kurz, es war die fröhlichste deutsche Lustreise, die man nur machen kann. Zu guterletzt brachen wir noch den Wagen, eine halbe Stunde vor Bingen, aber an der bequemsten Stelle, die nur möglich war; wir gingen dann ganz gemächlich an dem Ufer des Rheins und über die Nahe in die Stadt und genossen den anderen Morgen vom Schloß Klopp die herrliche Aussicht in das Rheingau auf der einen Seite nach dem Binger Felsenstrudel und dem alten Hattoturm, auf der andern Seite nach dem Schloß Johannisberg und das herrliche Rheingau herab. Alles dieses haben wir in 11 oder 11½ Tagen, vom 23. Mai bis 3. Juni abends abgemacht.'

Dieser deutschen Lustreise erinnerte sich Friedrich noch viele Jahre später wie einer letzten Zeit ungetrübter Freude.[2]) Bald nach der Rückkehr von ihr verfiel er gänzlicher Verzagtheit. Schon im Juni 1818 klagte er seinem Bruder, daß er ‚von Herzen verdrießlich und melancholisch' ‚über das Alberne' seiner Lage werde.[3]) Bis zum Herbst wartete er in Frankfurt auf eine persönliche Rücksprache mit Metternich, von dem er, wie es scheint, stets hochgeschätzt wurde.[4]) Diesmal erreichte er auch bei ihm nichts. Nun reiste er nach Wien. Er schriftstellerte dort wieder ein wenig und suchte intensiver noch in den Salons schöner oder geistvoller Frauen, deren Verkehr ihm immer ein allzu entwickeltes und zeitraubendes Bedürfnis war, Erheiterung und Anerkennung.[5]) Zumeist aber wartete er auf eine Stellung und gab sich inzwischen der Bitternis und dem Kummer darüber hin, daß die Welt ihn nicht zu verwenden wußte, ihn hinhielt und störte. Er meinte sich zu Wien in ein wahres ‚Meer von Verhältnissen, Beschäftigungen, zu nehmenden Rücksichten — und dann auch tiefen Sorgen und erschütternden Leiden' versetzt.[6]) Auch gesundheitlich ging es ihm schlechter und schlechter; Blutandrang und ‚bey Tage ein gewisser, narkotischer, schläfriger Zustand' behinderten ihn

1) Kl. Konvertit, Maler und Pädagoge. Er leitete vom Herbst 1818 an in Wien eine auf P. Hoffbauers Betreiben errichtete, blühende Erziehungsanstalt. Vgl. ‚Fr. A. v. Klinkowström und seine Nachkommen', Wien 1877.

2) ‚Fr. Schlegels Briefe,' S. 638 und 642.

3) A. a. O. S. 591.

4) Vgl. darüber a. a. O. S. 606 ff, auch Archiv f. Literaturgeschichte XV, S. 436.

5) Ungedruckter Brief Friedrichs an Dorothea, Wien, 16. Januar 1819: ‚Kürzlich habe ich die Gräfin Rzewuska kennen lernen, eine sehr edle und wahrhaft herrliche Frau, von einem etwas strengen und vornehmen Wesen, aber von einem hohen Verstande. Für mich selbst schöpfe ich nun einmal immer die meiste Lebenserfahrung aus dem Umgange mit Weibern. Bei den Männern dagegen vergelte ich's wieder und gebe, was ich vermag, rechts und links, ohne viel auf das zu sehen, was ich zurückempfange, wenn nur das Meine am rechten Orte trifft und Wurzel faßt.' Im selben Briefe spricht er von einer Gräfin Potocka; sie ‚muß gewiß recht innerlich gut und von dem offensten Sinne sein, weil sie Dich zu ehren und lieben weiß'. Dorothea schwärmte in der Tat sehr für sie, Schlegel offenbar nicht im gleichen Maße; sofort kehren seine Gedanken zu der Rzewuska zurück. Jeden Abend geht er zu ihr, ½ Stunde oder ¾ ist er mit ihr allein, ‚was mir eigentlich das liebste ist;' dann kommt alle mögliche große Welt, ‚es ist wohl eigentlich der beste Salon jetzt hier in Wien, wenigstens für die Fremden.' Solches Treiben ist freilich nichts für ihn, meist geht er schon um 10 Uhr fort. ‚Mein hauptsächlicher Umgang bleibt indessen die Gräfin Lesniowska — sie ist die Einzige, die es mich schmerzen würde, zu verlassen, wenn ich von hier gehe.'

6) ‚Fr. Schlegels Briefe' S. 621.

sehr. [1]) Vergebens kämpfte Dorothea von Rom her wider seine ‚tiefe Wehmut' an. ‚Deine Trauer,' schreibt sie ihm am 17. Februar 1819 (ungedr.), ‚über die Ungewißheit Deiner Lage hat mich so sehr gerührt, daß ich diese Stelle nicht ohne Thränen lesen kann. Es ist wahr, es scheint, als ob Du wirklich nicht bestimmt seiest, zu dieser Ruhe und Bestimmtheit zu kommen, wonach Dein Gemüt sich sehnt; aber wenn wir recht genau acht geben, scheint es Dir nicht wieder, als ob dieses Streben nach Gewißheit und Ruhe Dir doch auch wieder eigentlich fremd ist, wie ein Schatten, wie ein Traum Dir immer wieder von einem fremden Einfluß hingestellt und vorgespiegelt, damit Du Dich nach etwas sehnen sollst, was Dich eigentlich vom rechten Ergreifen des Wahren abführen soll! Denn ist es nicht wahr, daß Dir schon oft eine solche äußere Ruhe, ein solches tägliches Wiederholen der gewöhnlichen Lebenserscheinungen auch wieder unerträglich wäre, und Du Dich nach Wechsel sehntest? Scheint Dir die Fülle der inneren Gnaden, die wir tagtäglich erhalten, nicht eine Bürgschaft zu sein, daß auch das äußere Leben von derselben Macht geleitet wird, daß wir also nicht so gar stark uns um etwas bemühen müssen, was uns nicht gereicht wird? . . . So wie Moses wohl wußte, daß er selbst das gelobte Land nicht betreten würde, dennoch sein Leben darauf verwandte, seine Brüder hinzuführen, so müssen auch wir gesinnt sein. . . . Was für den armen leidenden ein Schmerz ist, das ist ein Sieg für die Sache. So war es unter den Marterwerkzeugen, so ist es jetzt unter List, Druck und Verachtung. Du sagst selber: Was er [2]) in Wien gestiftet und geleistet hat, wird nie untergehen, — das glaube ich fest, und ebenso von Deiner Einwirkung, alles andere ist ungewiß, dieses allein ist gewiß. Darum freue ich mich unendlich mit Deinen philosophischen Vorlesungen; wer kann diese uns rauben?' [3])

Da bot ihm Metternich im Februar 1819 an, in seiner Umgebung an einer Reise des Kaisers Franz nach Italien teilzunehmen. [4]) Ende Februar reiste Schlegel nach Bologna, den Fürsten zu treffen; bis Juli blieb er mit ihm in dem schönen Lande. Schon 1817 hatte es ihn nach Rom gedrängt. [5]) Nun verband sich mit dem Besuch der ewigen Stadt das Wiedersehen mit seiner Frau. Obwohl er aus seinen trüben Gedanken nicht herauskam, fühlte er sich doch in Italien ganz daheim, insbesondere in dem ‚zauberischen Rom'. Im August schrieb er rückblickend an seinen Bruder: ‚Nie ist mir noch der Abschied von irgend einem Orte in der Welt so ganz unsäglich schmerzlich gewesen, als da ich am 12. Juni in aller Frühe aus der Porta del Popolo vor dem Monte Trinità vorbeyfuhr, wo meine gute Frau wohnt, die ich da zurücklassen mußte!' [6]) Über Terni und Perugia reiste er

1) A. a. O. S. 628.

2) Gemeint ist P. Hoffbauer; über ihn siehe unten.

3) Er schrieb die ersten damals nieder und las sie der Gräfin Lesniowska vor. Vgl. ‚Fr. Schlegels Briefe' S. 622.

4) Vgl. ‚Fr. Schlegels Briefe' S. 621.

5) ‚Dorothea Schlegel' II., 446 und 451.

6) ‚Fr. Schlegels Briefe' S. 625.

nach Florenz. Schon von Terni wie von Perugia schrieb er an Dorothea voller Sehnsucht. Ihre Antwort darauf ist ein Brief vom 26. Juni nach Florenz:

„. . . Ich habe Dich nie so bedauert als jetzt, da Du äußerlich mehr Ursache zum Neid giebst als zum Bedauern. Ich habe mich aber fortwährend enthalten, Dir über mein Empfinden jetzt zu sprechen, bei ruhigem Nachdenken wirst Du mich auch nicht deswegen tadeln. Du wirst mich nicht gefühllos halten, wenn ich auf diese zärtlichen Äußerungen fast nichts geantwortet habe; Du wirst es gewiß schon von mir wissen, daß ich mich innerlich *fest halten* muß, wenn ich etwas durchsetzen soll, wozu Kraft und Überwindung gehört. Ein losgelassenes Wort reißt mir alle angelegten Bande der Mäßigung, und führt mich nur zu oft zur Leidenschaftlichkeit, die ich eigentlich verabscheue, und ihr nur zu oft doch unterliege; ich kenne niemand, dem das Schweigen so notwendig ist als mir. Ueberlaß Dich aber nicht der Traurigkeit, liebster Friederich, das wäre nicht recht von Dir, und ich bitte Dich recht inständigst, *zwinge Dich zum Schreiben*, das ist die wirksamste Erheiterung nebst dem Gebet. Denn wenn zu dem Gefühl der Traurigkeit und Betrübnis auch noch das Bewußtsein dazu kommt, Zeit und Kraft unbenutzt gelassen zu haben, das ist vollends unausstehlich; das kann einen wahrhaft unglücklich machen. . . . Waren das nicht sehr schöne Tage, die wir jetzt so ganz unvermutet zusammen hatten? Wer hat uns die verheißen, wie durfte ich sie auch nur ahnen, als ich mich so schmerzlich im vorigen Jahre von Dir trennen mußte? Nun sieh, mein guter, lieber Freund, da Du so gewiß überzeugt bist, daß es das Rechte sei, wie wir uns jetzt verhalten, worin ich Dir auch gern und mit großem Vertrauen folge; so laß uns nicht traurig sein. Derjenige, der sich dem Willen des Höchsten zu eigen giebt, der im Namen Jesu Christi nur das vom Vater im Himmel begehrt, was zum Heil der Seele und zur Ehre seines Namens notwendig ist, der wandelt in Frieden und in Fröhlichkeit. Ich bete täglich um vollkommene Ergebung in den Willen Gottes für Dich wie für mich. Aber wir müssen nicht allein darum beten, sondern sie auch wirklich *haben*, wenn es nun darauf ankommt; durch ein heftiges Wünschen und Durchsetzen wollen einer Sache zu unserem eigenen Vergnügen sündigen wir gegen diesen Vorsatz einer vollkommenen Ergebung.‘

In der Fortsetzung des Briefes rät Dorothea Friedrich von dem (in diesem Moment so verständlichen) Plane ab, nach Rom zu ihr überzusiedeln, um hier seine Pension zu verzehren.[1])

‚Ich glaube immer,‘ — und damit nimmt sie das Thema ihres Briefes vom 17. Februar, das wichtigste für seine seelische Entwicklung abermals auf, — ‚es ist Deiner Natur zuwider, fixiert irgendwo zu sein, und da wir es nun durch viele falsche Tendenzen, und mit manchen Aufopferungen doch so weit gebracht haben, daß wir *nicht fixiert* sind und Du also Dich so frei als möglich fühlst, so laß auch keine Betrübnis Dich überwältigen, sondern ich möchte sagen, *genieße* nicht so wohl, sondern *benutze* Deine Freiheit und sorgen wir nur dafür, daß wir nicht innerlich, nicht ewig getrennt seien, da wir *äußerlich* doch nicht auf die Art vereinigt sein *können* oder *sollen*, wie es allein Dir lieb und angenehm ist; d. h. ohne Lebenssorge und in vollkommener reichlicher Bequemlichkeit einer vornehmen reichen

1) Danach hatte sich die in ‚Fr. Schlegels Briefen‘ S. 626 erwähnte Aussicht, an eine in Rom zu errichtende Österreichische Kunstakademie geschickt zu werden, noch in Rom zerschlagen.

Existenz; erzwingen läßt sich eine solche ja nicht! Wenn ich je reich zu sein wünschte, so wäre es um Deinetwillen.'

Schon drei Tage darauf, am 29. Juni, schreibt sie ihm wieder, immer seine besorgte, treue Beraterin, die ihn zumal in seinen Schwächen besser kannte, als es je einem andern vergönnt werden wird, in seine Seele zu sehen:

„. . . Aber was willst Du am Ende mit diesen vornehmen . . . Leuten anfangen. Was ist von ihnen zu hoffen? Zugeeignet muß es freilich werden; es friedelt sich besser, würde Koch [1]) sagen; mein Rat ist also, Du eignest Deine Schrift an Sulpiz [2]) oder an Windischmann [3]) (ich nenne diesen, weil Du ihn liebst, weiß aber nicht, ob er sich für Kunst interessiert?). So hast Du doch einen innerlichen Trost und Freude davon, und es kommt auch ganz natürlich heraus, Deine Betrachtung einem abwesenden Kunstfreunde mitzuteilen. Von den vornehmen Leuten hat man weder Dank noch Freude! Diese Espèce habe ich jetzt ein für allemal aufgegeben, auf lange Zeit vielleicht, bis auf gar wenige Ausnahmen, die wie Noah sich auf der allgemeinen Sündflut schwimmend erhalten. . . .

Gestern hat mich der Professor Rühs [4]) besucht, seine Frau brachte mir einen recht freundlichen Brief von der Himly [5]) aus Frankfurt. . . . Du wirst ihn wohl aus seinen Schriften kennen, ich nicht; ich habe nichts von ihm gelesen; habe aber so eine dunkle Erinnerung, als ob er zu den witenden [6]) gehört. Nun, dieser lebhafte Mann, der etwas krittlich, etwas hypochondrisch und etwas weltumfassend durcheinander zu sein scheint, hat mir eine Beschreibung von dem Zustand am Rhein gemacht, die mich, ich weiß nicht, mit wieviel der widersprechendsten Empfindungen erfüllte; Du wirst mich schon verstehen. So viel scheint mir klar, daß jeder einzelne bei dieser allgemeinen Verworrenheit auch mit den besten Absichten und Vorsätzen scheitern muß. Rühs versichert, aus Bonn [7]) könne garnichts werden, und sowohl Windischmann als Dein Bruder seien schon äußerst mißvergnügt. Goerres bekomme durchaus keine Anstellung, weil [die] Maj. ihn abhoriert, [8]) und Arndt wird aufs äußerste chikaniert, [9]) er hat einen Prozeß mit der Regierung, den Dein Bruder für ihn meisterhaft führen soll. Er scheint in der Ehesache entschieden für Wilhelm und nannte Sophie eine affektirte Person, gab aber Wilhelm nur darin unrecht, überhaupt noch geheiratet zu

---

1) Johann Anton Koch (1768—1839), der ausgezeichnete, sinnige und humorvolle Landschafter, der damals dem Nazarenerkreise in Rom sehr nahe stand.

2) Sulpiz Boisserée.

3) W., Karl Joseph Hieronymus (1775—1839), geborener Mainzer, Mediziner und Philosoph, seit Herbst 1818 Professor a. d. Universität Bonn. 4 Briefe Schlegels an ihn im Archiv für Literaturgeschichte XV, 435—442. W. hat sich am Schlusse seines Lebens der Herausgabe der ‚Philosophischen Vorlesungen' Schlegels gewidmet (2 Bände, Bonn 1836—37).

4) Seit 1810 Professor der Geschichte a. d. Univ. Berlin, 1817 zum Historiographen des preuß. Staates ernannt. Mußte 1819 wegen erschütterter Gesundheit Urlaub nehmen, reiste nach Italien und starb dort in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar 1820 in Florenz.

5) Vermutlich die Frau oder Tochter des Göttinger Professors C. G. Himly; über dessen Aufenthalt in Frankfurt und Freundschaft mit Schlegel s. ‚Fr. Schlegels Briefe' S. 596 ff.

6) Anspielung auf Friedrichs Dialekt. Er scheint schroffe Protestanten so bezeichnet zu haben, darauf deutet auch die sonstige Verwendung des Wortes im Briefwechsel.

7) D. h. aus der neubegründeten Bonner Universität.

8) Drei Monate später sollte G. in Frankfurt verhaftet werden; am 7. Oktober entfloh er.

9) 11. Februar 1819 wurde er durch eine Kabinetsordre verwarnt; in denselben Tagen, da Rühs mit Dorothea über ihn sprach, fand bei ihm zu Bonn eine Haussuchung statt.

haben.[1]) Er ist überhaupt ein großer Freund und Verteidiger von Wilhelm. Nach allem diesem bitte ich Dich, gieb Deinem Freunde zu bedenken, ob er glauben kann, in einem solchen verworrenen, verlassenen, eigentlich mißhandelten Zustande, unter solchen Umständen des allgemeinen Mißverstehens, Übelwollens und Verstimmung von beiden Seiten, ob er glauben kann, dort an seinem Platze zu seyn? Daß er ja nicht übereilt sei! Bitte ihn darum, daß er vor der Hand noch keine Schritte thue. Die Sachen stehen zu schief für ihn dort; etwas anders ist es, wenn er von seinen Einkünften als freier Mann dort leben könnte, aber dort eine Stelle anzunehmen, scheint mir sehr mißlich. Wenn die Vorsehung ihn dort haben will, wird sie ihn leiten, und die Bahn für ihn freimachen, aber thun soll er nichts dazu, denke ich.'[2])

Dorothea würde wünschen, daß Friedrich die heiße Zeit auf dem steyrischen Besitze der Gräfin Lesniowska verbringe und nicht sofort bis Wien reise. Sie selber wird geduldig warten.

‚Daß Andreolys Stelle[3]) wirklich vergeben ist, thut mir doch sehr leid; ich glaube immer, die würde sehr für Dich gepaßt haben, wenigstens auf eine Zeit lang; jede Anstellung hat ihren Haken, das ist gewiß; aber diese ist so unabhängig von allem Hokuspokus der Diplomatik (?).' Um keinen Preis solle Friedrich ohne Auftrag und Amt nach Rom ziehen; er würde dort einsam und unbeachtet bleiben, ‚denn daß innere Vorzüge einem Gewicht und Ansehen geben sollten, das ist hier weniger der Fall als in irgend einer Stadt der Welt.'[4]) All sein Streben solle Friedrich darauf richten, ohne Rücksicht auf sie, ruhiger in seinem ‚Innern zu werden'.

‚Die Welt steht mir offen und ich werde Dir gewiß nicht in der erwünschten Freiheit hinderlich sein . . . Gewöhne Dich daran, ein stilles unbemerktes Leben von außen zu führen, schließe Dich ein, vermeide alle neuen Bekanntschaften mehr als daß Du sie suchst, lasse Dich nicht mehr hinreißen an den sogenannten öffentlichen Geschäften auch nur den entferntesten Anteil zu nehmen, und arbeite, schreibe, philosophiere, dichte, streite, bekümmere Dich um alles, nur nicht um die vornehmen Leute und das, was ihnen gefällt. Will jemand Deinen mündlichen Vortrag, so wird er Dich suchen. . . . Denke, ich sei tot und Du lebst in einem gelehrten Kloster. Du hast so unendlich viele Dinge teils im Kopfe, teils in Deinen Papierhieroglyphen, daß Du Jahre lang aufs bewegteste zu thun hast, ehe sie vollendet sind, und denke Dir, wenn Du immer so die Zeit Dir rauben ließest und würdest dann unvermutet abberufen!![5]) Du hast alles auf das treulichste getan, um Deine Dienste anzubieten und annehmlich zu machen, das weiß Gott. . . . Aber jetzt ist es genug. Du hast ein sparsames Einkommen, nimm es dankbar an von Gott und diene ihm in Deinen Arbeiten. . . . Wer weiß, ob es Dich wirklich glücklich machen möchte, wenn Du jetzt, so wie die Gemüter und der Sinn jetzt sind, wenn Du eine wichtige

1) Genaues über diese Angelegenheit in ‚Fr. Schlegels Briefen' S. 602—633.

2) Der Freund ist wohl Friedrich selbst. Er trug sich mit der Idee, eine Bonner Professur zu erlangen, schon im Sommer 1818 (aus ‚Fr. Schlegels Briefen' S. 594 und 611) und jetzt aufs neue (noch im August, a. a. O. S. 627, und im November, S. 630). Übrigens schränkte Dorothea in einer Nachschrift vom 30. Juni die Glaubwürdigkeit von Rühs ein; er scheine zu den Gelehrten zu gehören, die am liebsten alles nach Berlin zögen und sich keine Universität so weit weg von der Hauptstadt denken könnten, ‚weil sie selbst gern zugleich Professoren und zugleich Minister spielen möchten.'

3) Die Persönlichkeit und ihr Amt war in den Nachschlagewerken nicht festzustellen.

4) Vgl. die vorletzte Seite dazu.

5) In der Tat wurde Friedrich ‚unvermutet abberufen'; s. u.

Stelle bekleiden müßtest! Das würde Dir noch ganz anders die Freiheit nehmen als das häusliche Leben mit mir . . . Mir ist so traurig, daß ich Dich so unruhig und unentschlossen sehen muß, und ich bilde mir ein, vieles kommt von der großen Erschütterung der Frankfurter Geschichte und daß Du noch immer das rechte Gleichgewicht nicht wieder gefunden hast.'

Am selben Tage schrieb auch Schlegel in Florenz an seine Frau. Er knüpfte daran an, daß ihm Wilhelm Schadow für die Gräfin Lesniowska

‚eine Zeichnung von Angelico [1]) hier gelassen. Das schönste Bild von diesem ist eine Maria bei Metzger; diese hat mir auch den Sinn für ihn ganz geöffnet, und ist nächst der großen kölnischen die schönste Madonna, die ich je gesehen. Ich war mit den beiden Schadows und Wach [2]) einige Tage hindurch recht angenehm hier zusammen. Unter anderem ist es uns auch gelungen, in das Kloster San Marko einzudringen und wenn auch nicht alle, doch sehr viele Zellen zu sehen, mit Bildern von Angelico, unter anderem eine Transfiguration, die göttlich und wo der Christus die Arme im Kreuz haltend, etwas anders ist als beim Raffael'. [3])

Friedrich bittet Dorothea, sich nicht in den Kopf zu setzen, daß sie noch lange getrennt bleiben müßten;

‚denn das würde mir nicht lieb sein, wenn Du die Entsagung soweit treiben wolltest, wie die Weiber es oft machen, daß Du selbst den Wunsch in Dir unterdrücktest.'

Sonst ist er mit ihren Ratschlägen ganz einverstanden.

‚Ueberhaupt bin ich wirklich vollkommen ergeben; so sehr und so ganz, daß Du es Dir vielleicht selbst nicht so denken kannst. Es ist wirklich, wie ich Dir schon früher schrieb, das die einzige Seite, von der ich mit mir fertig bin, die einzige Tugend, die rein in mir ist; und eben darum, weil sie ohne Mühe und wirklich da ist, erkenne ich sie auch nicht als ein eigenes Verdienst, sondern als eine Gabe Gottes an. Ich will auch keineswegs auf Rom bestehen; das geringste, was in Wien positiv für mich geschieht — wenn es auch nur wäre, daß mir der Fürst das Kunstreferat oder sonst irgend ein bestimmtes Geschäft offiziell überträgt mit einiger Zulage oder sonstigem Emolument, soll mir genügen und für einen Wink der Vorsehung gelten, daß ich dort bleiben soll. Ich will dann auch auf den Hofratsrang gar nicht bestehen, wie wohl es unleugbar wahr ist, daß es in diesem leidigen Dienstverhältnis nun einmal der entscheidende Punkt und die einzige Basis einer ehrenvollen, sicheren äußern Existenz für mich ist. Nur diese, nur ein freies und sorgenfreies Leben mit Dir, wie es uns in Frankfurt für immer bestimmt schien, bis alles wieder auseinanderging, verlange ich, liebes Kind; aber kein vornehmes. Das letzte oder den Hang dazu bei mir, betrachte nur ja nicht als ein Hindernis unserer Wiedervereinigung; um so weniger, da Du doch auch immer noch Freundinnen unter den Vornehmen gefunden hast, Deine Sinnesart also hierin von meinem Hang nicht so sehr verschieden ist; und da wir auch beide wegen einer oder der andern vornehmen Bekanntschaft niemals die äußerste Simplizität unseres äußern Lebens im geringsten geändert oder falsche Prä-

1 Fra Angelico. Die nächste Angabe bezieht sich auf die Metzgersche Privatsammlung in Heidelberg.

2) Rudolf Sch., der Bildhauer (1786—1822), und sein Bruder Friedrich Wilhelm Sch., der Maler (1789—1862, sowie der Maler Karl Wilhelm W. (1787—1845; alle drei kehrten noch im selben Jahre nach Deutschland zurück.

3 In der Zelle 6 des Klosters.

tenſionen auf äußeren Prunk gemacht haben.... Du ſprichſt von Deutſchland; ach, wenn ich dort wäre, da leben könnte; wie würde ich Dich bitten, auf den Flügeln des ſchnellſten Windes zu mir zu eilen, ſobald ich dort feſt hingeſtellt und angeſiedelt wäre. Wie kommſt Du denn aber auf den ſeltſamen Irrtum, als ob Wien in Deutſchland läge oder mit Deutſchland irgend etwas zu ſchaffen hätte? Da liegen ganze Weltteile dazwiſchen und giebt es kaum etwas entgegengeſetzteres. Rom iſt für mich weit eher eine deutſche Stadt, wegen des vielen Deutſchen, was da iſt, und der edlen Freiheit wegen als Wien. In Rom würde mir vielleicht auch einmal die Sehnſucht nach dem Rhein anwandeln und wo auf Erden könnt man wohl ohne ſolche Augenblicke von anderer irdiſcher Sehnſucht ſeyn; in Wien aber würde, ſobald ich mich dort feſt glauben müßte, dieſe Sehnſucht ſo gewiß im allerhöchſten Maße eintreten, daß ich mich recht im voraus dagegen waffnen müßte, damit es nicht eine alle Kräfte und das Leben lähmende Schwermut würde; wogegen mich nur die feſte Gewißheit ſchützen könnte, daß es ſo und nicht anders Gottes Wille und eine höhere Fügung ſei.... Ich habe wohl ſchon den Gedanken gehabt, ſeit ich von Dir bin, nach Bonn an Windiſchmann und Auguſt Wilhelm zu ſchreiben — Du verſtehſt mich ſchon; aber noch ſcheint es mir doch zu früh, ich ſtehe noch an und betrachte es auch als eine Gewiſſensſache, es nicht vorſchnell und nicht zu früh zu tun. — Alſo gilt es nun wieder Geduld zu haben und zu warten; aber wie Du ſagſt, tätig und — ſchreiben. Denn da Du nun mit meiner jetzigen Art, zunächſt wenigſtens insgeheim oder doch für wenige, beſtimmte Freunde zu ſchreiben, zufrieden biſt, was mich ganz glücklich macht; ſo ſind wir völlig darin einverſtanden, daß ich gar nicht genug und nicht zu viel ſchreiben kann, zunächſt ſchon die eigene Beruhigung und Befriedigung und vielleicht wenigſtens auf die Zukunft heraus auch der guten Folgen und der Wirkungen wegen. Zunächſt kommt die Kunſtvorleſung für Phillipp an die Reihe; ſowie überhaupt die Redaktion aller neueren und älteren Kunſtaufſätze nebſt allen dem, was noch die Reiſe und die Ausſtellung erfordert oder erzeugt, zu einem eigenen ganzen Kunſtbande meiner Schriften.[1]) Alsdann die Vollendung meiner philoſophiſchen Hefte; weiter arbeiten werde ich vielleicht ſchon früher daran, fertig machen aber werde ich ſie ſchwerlich, bis nicht die Gräfin L.[2]) und W.[3]) in Wien zurück ſind, da ich es einmal mit dieſen angefangen; dann die neue Bearbeitung der neueren Geſchichte; kurz, es fehlt an Stoff und Arbeit nicht. Selbſt Gedichte ſind mir vielleicht zur Befriedigung notwendig, indeſſen bleibt die Philoſophie das weſentlichſte. Denke doch einmal darüber nach, was Deine Meinung darüber ſein würde, wenn ich die letzte, nämlich die angefangene, wovon Du zwei Abſchnitte kennſt,[4]) anonym wollte drucken laſſen.'

‚Ich habe merkwürdige Geſpräche dieſer Tage her mit dem Fürſten[5]) gehabt; das nähere kann ich Dir nicht wohl ſagen. Nur ſoviel davon: Jetzt, da das Feuer auf den Nägeln brennt, möchten ſie, daß der Bund etwas wäre und etwas könnte. Manchmal habe ich wohl innerlich lächeln müſſen, was ſie jetzt alles, da es zu ſpät iſt, anerkennen. Jetzt ſoll der Bund Geſetze geben, nachdem ſie erſt aus dem Bund einen elenden ... gemacht.

1) In den ‚Sämtlichen Werken' Fr. Schlegels aus den 20er Jahren füllen ältere Kunſtaufſätze den 6. Band; im 10. Band folgt dann für ſich der Aufſatz: ‚Über die deutſche Kunſtausſtellung zu Rom, im Jahre 1819.'

2) Lesniowska.

3) Zacharias Werner?

4 Vgl. oben den Brief Dorotheas auf Seite 439.

5 Metternich.

Den einzigen Steuermann, den sie hätten haben können, haben sie an Land geschickt;[1] nun wissen sie sich nicht zu helfen auf dem Schiffe, da das Meer so unruhig wird. Aber immer sehen sie noch ihr Unrecht nicht recht, nicht ganz, nicht auf die rechte Art und nicht auf der rechten Stelle ein.'

Gegen Schluß des langen Briefes kritisiert Friedrich aufs schärfste den Sekretär Metternichs, Herrn von Pilat,[2] der ihm ‚wieder die allerdümmsten und verrücktesten Briefe' schreibe. Dorothea habe ihm zwar schon in Frankfurt geraten, sie nicht schwer zu nehmen; aber das komme ihn hart an, zumal da

‚der Mensch doch gewissermaßen außerdem gutmütig und auch mir zu Wien in meiner jetzigen Lage beinah unentbehrlich ist. Und dann liegt bei ihm, was in ihm bloß als Unvernunft erscheint, doch etwas tieferes zu Grunde. Das einzige, was mir noch in Wien einigen Trost und Reiz des Lebens gewährte, war dieser wieder erwachte Sinn für das Christentum! Nun sehe ich es aber sich mehr und mehr entwickeln, daß dieses doch nur als eine Parteisache gemeint und betrieben wird, und das ist mir in der Religion einmal schlechthin unerträglich; und wenn sie auch den Pater Hofbauer[3] an die Spitze dieser Partei stellen, es wird mir leid sein, aber ich werde gewiß nicht mit dazu gehören. Vielleicht wäre es für die Sache selbst und ihre Reinheit besser gewesen, wenn die Feinde gesiegt hätten; der Sieg bringt überall die wahre Gefahr und nicht die Verfolgung.'

‚Geliebte Frau, . . . Nun will ich noch eine Bitte an Dich tun, die aus dem innersten Herzen meiner Liebe zu Dir kommt. Erhalte Dich in allen Dingen milde, heiter und liebevoll. Glaube es mir nur, alle Gebote und Satzungen sind nichts gegen das Eine: Liebet Euch untereinander. — Ein hartes Wort, ein hartes Urteil, eine Regung der Ungeduld scheint mir jetzt eine größere Last des Gewissens als so vieles andere, was man Sünde nennt und ich auch nicht entschuldigen oder beschönigen will. Nur daß es meiden nichts ist, ohne die Liebe, die allein uns zu Gott führt.

Dein Friedrich.'

Damit klingt dieser Florentiner Brief in das Leitmotiv aus, aus dem Friedrich 1820 eine ganze Zeitschrift, seine ‚Concordia', aufbauen und entwickeln wollte — zur Vereinigung von Staat und Kirche, zur Befreiung der Gesellschaft vom Parteiwesen. Gedanken und Wünsche sollten dort zur Aussprache kommen, die ihm seit längerer Zeit außerordentlich tief gingen. Schon sofort, als er im Jahre zuvor aus der Diplomatie gedrängt wurde, hatte er Dorothea einmal, unter dem 11. September, um recht genaue Auskünfte über die kirchlichen Zustände Roms gebeten: ‚Es betrifft ja das einzige, was noch wichtig für uns ist und von nun ab das Ziel meines Lebens bleiben soll.' Im Dienste des Friedens — des Friedens unter den Katholiken und des mit den Protestanten wollte er diesem neuen Ziele zustreben. Dorothea hatte ihm im Juli geklagt, daß die wenigen Talente in Rom, die sich warm zur Kirche bekannten, ‚ihre Kraft alle in dem Kampfe gegen die Protestanten'

1 Gemeint dürfte Stein sein.

2 P., Joseph Anton (1782—1865), ein Mittelpunkt des jungen Wiener Katholizismus.

3 Der sel. Hofbauer, Clemens Maria (1751—1820), der eifrigste Wiederhersteller des religiös-kirchlichen Lebens in Wien, Schlegel eng befreundet. Vgl. zu Schlegels Bemerkung über ihn die Mitteilung von Friedrich Perthes, Leben II, 124.

verschwendeten, ‚die sie viel eher und mit besserem Erfolg zur Bildung und Veredlung der eigenen Glaubensverwandten anwenden könnten, denen es große Not tut‘; ihr französischer Freund Abbé Martin Noirlieu habe in Rom eine Broschüre zur Widerlegung des Protestantismus veröffentlicht, die nicht einen Protestanten überzeugt, dagegen alle ‚in großen Rumor‘ gebracht habe, besonders Niebuhr und die Frau von Humboldt, die besten Gönner der Nazarener bisher. Darüber schrieb ihr Friedrich am 28. September: ‚Das Büchelchen von Martin hat mich auch erfreut — als ein Zeichen seiner Freundschaft, sonst aber nicht. Es hat mir eigentlich nichts daran gefallen können als der schöne jugendliche Eifer, der daraus hervorblickt. Das ist so eine von den Schriften, die um anderthalb Jahrhundert zu spät kommen; es ist recht schade, daß dies Büchelchen nicht im 17. Jahrhundert erschienen ist. Wenn man einen Feind bekämpfen will, muß man ihn vor allen Dingen kennen. Mache ihm doch begreiflich, daß der jetzige deutsche Protestantismus der Mittelpunkt alles übrigen Protestantismus und etwas ist, was er offenbar noch gar nicht kennt. Deutsch scheint er freilich zu wissen . . . Allein zehn Jahre muß er doch wohl wenigstens noch den jetzigen Protestantismus und vollends den Mystizismus studieren, ehe er ihn zu bekämpfen imstande ist. Und ist es denn gut, immer nur zu kämpfen? Ist es besonders jetzt das Rechte? Ich habe dem ganz entsagt. Wir sollten einmal anfangen, selbst erst, ‚unbekümmert um die andern,‘ zu sein, zu wirken und auch zu schreiben, nämlich den katholischen Glauben nicht negativ, sondern positiv in seiner ganzen Herrlichkeit zu entfalten und hinzustellen . . . Alles das ist ja schon hundertmal gesagt; wozu also nun noch einmal und wozu die Beleidigungen gerade jetzt? Man muß den Feind nicht reizen, den man zu besiegen noch nicht stark genug ist. Würde man doch auch den jungen Krieger tadeln und strafen, der sich noch so ganz ohne Wehr und Waffen aus dem wohl verschanzten Lager heraus unter die Feinde wagte, um sie zu necken . . . Die Leute, die ihm das Imprimatur gegeben haben, sind auch nur zu entschuldigen, weil es eben Italiener sind, die von der Welt nichts wissen; und dann konnten sie freilich nicht verwerfen, wo gar an sich nichts verwerfliches ist . . . Und wozu denn auch noch den Streit? Das Licht ist da, und wenn er die Brust dazu hat und sich stark genug fühlt, so soll er die Posaunen der Herrlichkeit Gottes ergreifen und erschallen lassen; dann werden die feindlichen Mauern von selbst zusammenfallen, aber nicht, wenn man mit einem solchen kleinen Spazierstock von gut gemeintem, aber oberflächlichem Räsonnement darein schlägt. Das ist so eine verkehrte Art und Unnatur in den jetzigen jungen Menschen. Daher hält es auch so schwer mit dem lebenskräftigen Gedeihen.‘ Am 9. Dezember 1818 drängte er auf Philipp Veit, seinen Stiefsohn, ein: ‚So wie in der Religion jetzt die Milde das erste aller Erfordernisse ist, ohne welches alle anderen Eigenschaften nichts wahrhaft gedeihliches fruchten und in Beziehung auf die Welt, d. h. die Kirche, für nichts im Ganzen gelten können.‘ Am 16. Januar meldete er seiner Frau in dem oben schon zum

Teil gedruckten Briefe: ‚Der alte Hofbauer erkundigt sich immer mit großer Liebe nach Dir. Er wird uns wohl im Frühjahr verlassen; es scheint dies mal wohl, daß es Ernst ist. Ich habe Wien sehr verändert gefunden, die katholische Sache hat hier große und mir ganz unerwartete Fortschritte gemacht. Dagegen sind aber auch die Feinde tätiger und unversöhnlicher als je; und von den Gutgesinnten wird ebenfalls viel gefehlt, was der Sache schadet, durch Beschränktheit, Einseitigkeit und Mangel an Harmonie. Ich spreche mit allen den Besten und suche hier auf andre Weise zum Frieden und wahrer Mäßigung zu wirken, wie Du dort.‘ Sein Urteil über die innerkatholischen Verhältnisse Wiens wahrte sich in den nächsten Monaten nicht die Milde, die er predigte. Nicht nur widerstrebte ihm der politische Einschlag, den das katholische Wiederaufleben fast überall erhielt, aufs äußerste, sondern auch persönliche Verstimmung gegen die Wiener Glaubensgenossen machte sich geltend. Wie hart lehnte er nicht unter dem 3. Juli den Vorschlag Dorotheas ab, auf der Rückreise bei der Gräfin Lesniowska in Steiermark zu bleiben! ‚Da nämlich die Freunde der Religion und der guten Sache in Wien einen außerordentlichen Hang zur Klatscherei und Verleumdung haben, so möchte ich ihnen nicht gerade zum Stoff und Anlaß dienen, da sie in dieser Hinsicht ungemein tätig und dienstbeflissen sind.‘ Seine Milde wandte ihr Antlitz, wenn man so sagen darf, vor allem den deutschen Protestanten, seinen früheren Gesinnungsverwandten zu. Weitgehende Pläne friedlichen Entgegenkommens gegen sie beschäftigten ihn und reiften selbst zu bestimmten Vorschlägen. Er benutzte seinen kurzen Aufenthalt in Rom, um mit dem Kardinal Ostini eine Katechismus-Reform zu verhandeln, wie es scheint im Sinne der Ausschaltung aller Kontroverse; man verstand ihn nicht und nahm sein Gesuch vielmehr ‚so falsch auf‘. Dem Abbé Noirlieu legte er seine Ansichten über die Zivilehe dar, stieß damit aber bei diesem ebenso an wie mit dem Katechismus-Gesuch bei Ostini. Kurze Zeit nach seiner Abreise von Rom ward unter dem Schutz des preußischen Gesandten und berühmten Historikers die erste protestantische Kapelle in der ewigen Stadt eröffnet. Dorothea, die sich sonst gewiß nicht leicht in konfessionelle Erregung bringen ließ, kam darüber doch aus ihrem Gleichmut. Friedrich wehrte ihr auch dies. ‚Wie freue ich mich,‘ heißt es in seinem Briefe vom 9. Juli noch aus Florenz, ‚daß Du das, was ich Dich wegen der „Milde“ bat, so liebevoll aufgenommen hast! Nun hast Du aber auch gleich Gelegenheit, liebe Frau, dieses anzuwenden bei der neuen protestantischen Kirche in Rom. Ich bitte Dich, enthalte Dich doch ja jeder herben Äußerung darüber und laß es Dir nur auch innerlich gar nicht leid sein. Laß sie nur erst wieder beten und glauben und in die Kirche gehen; sie werden früher oder später schon die rechte finden und zu uns kommen. Übrigens gehört eine vollkommene, unbedingte und grenzenlose Freiheit der Religion, so wie alles dessen, was zu ihr gehört, jetzt so sehr mit zu den Annäherungszeichen der großen Zukunft, die uns bevorsteht, daß ich sogar in dieser Hinsicht die sonderbare Erscheinung einer protestantischen Ge-

meinde in Rom als recht angemessen für die Entwicklung der neuen Zeit betrachten muß und in dieser Ansicht auf das Ganze weder darüber zürnen noch klagen kann, ja nicht einmal darüber, daß von unserer Seite, wenigstens scheinbar und äußerlich durch einzelne oder gar die Regierungen nichts geschieht . . . Das innerliche Wirken ist das Einzige, was helfen kann, was Not tut und das rechte ist.' Er möchte, so fährt er fort, jetzt einen Aufsatz über die innere Festigkeit schreiben. Äußerliches Festhalten an Gott und der Kirche genügt nicht mehr. ‚Vielmehr wird auch an und von der Kirche alles, was nur irgend äußerlich ist, mehr und mehr verschwinden und in nichts zerfallen.'

Schlegel war von diesen Gedanken tief in Anspruch genommen, als er heimreiste: ‚Ich habe unermeßlich viel zu arbeiten vor mir,' meldete er am 21. August dem Bruder. [1]) Was da in ihm nach außen drängte, waren die Keime einer ganzen Entwicklung, deren Sprießen und Lebensverlangen wir damals in der Geistesarbeit manches deutschen katholischen Mannes beobachten. Sie schöpfte aus demselben Glauben an die Kirche und aus derselben Wärme für sie wie die gleichzeitige katholische Entwicklung in Frankreich, strebte aber, nach deutscher Eigenart und deutschen Bedürfnissen sich richtend, anderen Zielen zu. Dieses Gegensatzes war sie sich genau bewußt. Auch Schlegel hat ihm mehrfach deutlichen Ausdruck verliehen. Er sah die Franzosen auf dem Wege zur bloßen Partei, er wünschte die deutschen Katholiken zum Dienst der Allgemeinheit zu erziehen. Doch wie der gesamten Ideengruppe, für die er wirken wollte, keine Entfaltung zu jener Zeit beschieden war, so hielt der Eifer und Aufschwung auch bei ihm wieder nicht an. Drei Vierteljahre darnach klagte er Windischmann, daß die letzten drei Vierteljahre die ‚leidenvollste Epoche' seines Lebens gewesen seien, ‚die ich je in Erfahrung gebracht habe, so daß mir dadurch die Bedrängungen des Sommers 1818 wie ein heitres Gewitter im schönsten Frühling in der Erinnerung stehen.' Sein Dasein galt ihm nur noch als ‚ein Erwarten ohne Erwartung', [2]) auch aus seiner ‚Concordia' wurde darüber nichts Lebensfähiges.

Doch schließen wir nicht mit einem so fassungslos trüben Ausblick! Von 1827 ab flackerte seine Lebensflamme wieder auf. Er hielt mehrere Vortragsreihen, die ihm der Anlaß wurden, sein ganzes umfassendes Denken zum Schlusse geradezu enzyklopädisch auszugestalten. Die dritte dieser Reihen über die ‚Philosophie der Sprache' begann er in Dresden im November 1828. Dorothea war glücklich darüber: ‚So wird dies Werk nun schneller noch fertig, als man hoffen konnte. Es ist eine ganz neue, merkwürdig rührige Epoche für den sonst so schwer zu bewegenden Mann heran gekommen. Gott wolle seine Gesundheit erhalten und seine ihm gewiß wohlgefällige Tätigkeit segnen.' [3]) Es war schon das Nahen der ewigen Wahrheit, was den großen Träumer und Denker so unruhig und lebendig machte. Im Januar 1829 raffte ihn ein Schlaganfall hinfort; Dorothea und er haben einander nicht wiedergesehen.

1) ‚Fr. Schlegels Briefe' S. 626.
2) Archiv für Literaturgeschichte XV, S. 437, Brief vom 17. Juni 1820.
3) Dorothea an ihren Sohn Johannes Veit und dessen Frau Flora, 26. Dezember 1828.

Die Chemie im Dienste der deutschen Volkswirtschaft.

Von

Albert Stange.

Die deutsche chemische Industrie, deren Produktion heute einen Wert von einer Milliarde Mark darstellt, ist eine Schöpfung der neuesten Zeit. Ihre Anfänge weisen zurück auf die Erzeugung von Pottasche aus Holzasche für die Glasfabrikation, auf die Gewinnung des Salpeters für die Schießpulverfabrikation, sowie auf die Darstellung einiger Mineralfarben, die von den Glasmachern und Töpfern nach uralten Rezepten zubereitet wurden. Wie für alle Naturwissenschaften, so auch für die Chemie brach zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine neue Epoche an. Vor allem trat die seiner Zeit aufkommende Baumwollweberei und daran sich anschließende Färberei und Zeugdruckerei mit einem ungeahnten Massenbedarf auf. Auch in anderen Gewerben, wie in der Seifen- und Glasfabrikation, sowie in der Keramik stellte sich das Bedürfnis ein, rationelle Arbeitsmethoden zu erlangen und auf dem Wege des Großbezuges die zur Fabrikation benötigten Substanzen und Produkte, wie Pottasche, Alaun, Salpeter, Schwefelsäure, einzukaufen, die bis dahin noch nicht im Handel vorkamen.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts fabrizierte man in Anlehnung an die alten Apothekerbetriebe — daher auch nur in Werkstätten mit mäßigem Umfange —: Alaun, Eisen-, Kupfer-, gemischte Vitriole, Vitriolöl, Salzsäure, Salpetersäure, Schwefel-Phosphor, vereinzelt auch Ammoniaksalze. Deutschland war infolgedessen mit seiner chemischen Industrie gegen England und Frankreich weit zurück; in Großbritannien hatte sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts die chemische Großindustrie bedeutend entwickelt; in Frankreich blühte die Seifen- und Parfümerienfabrikation.

Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts kam die Verwertung pflanzlicher Alkaloide zu Heilmitteln auf, und zwar die von Morphium, Strichnin, Chinin (1817—1820), von Nikotin (1828), von Atropin (1833). Der Massenfabrikation dieser Artikel bemächtigte sich Deutschland, welches sogar der Hauptsitz der Anfertigung von Chinin wurde. Nicht unerwähnt lassen dürfen wir einen Industriezweig, der sich ebenfalls in den zwanziger Jahren prächtig entfaltete; es ist die Darstellung des Ultramarinfarbstoffes.

Die Darstellung der starken Mineralsäuren und Alkalisalze — die unentbehrlichsten Hilfsmittel in der Chemie — entwickelte sich als erster Zweig der neu erschlossenen chemischen Technik; da diese Mittel in kolossalen Mengen gebraucht werden, war es durchaus kein Wunder, wenn gerade die Industrien der Säuren und Alkalien am schnellsten einen großen Umfang angenommen haben. Man nennt sie aus diesem Grunde die chemische Großindustrie. Ob dazu ein Recht vorliegt, ist eine Frage; unseres Erachtens hat diese Fabrikationsgattung heute die Berechtigung nicht mehr, diesen Namen für sich allein in Anspruch zu nehmen, wenn sie auch die erste der Chemikalienindustrien ist und unter ihrer Mitwirkung erst alle weiteren Industriezweige entstehen konnten.

Mit dem Aufkommen der Soda-Farbenindustrie trat die zweite Epoche in den vierziger Jahren für die Weiterentwicklung der chemischen Industrie ein. Soda und Indigo waren schon im grauen Altertum bekannte Artikel und bildeten auch hier den Grund- und Schlußstein zu der großartigen Entwicklung. Nunmehr konnte sich auch Deutschland in den schöpferischen Arbeiten England und Frankreich ebenbürtig anreihen. Das Leblanc'sche Verfahren wurde eingeführt, und somit trat dann die fabrikmäßige Sodagewinnung ins Leben. Hierzu gesellte sich die Stärke-, Dextrin- und Zündhölzerfabrikation, ferner die Herstellung des Wasserglases, das für die Gewinnung von Ammoniak und Teer samt seinen wichtigen Derivaten, wie Benzol, Azo- und Anilinfarben von größter Bedeutung geworden ist.

Was die Farbenindustrie betrifft, so hat dieselbe, obwohl in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich geschaffen und zuerst in England mit großer Begeisterung aufgenommen, in Deutschland den am besten vorbereiteten Boden gefunden. Deutschland konnte nach anfänglich schweren Kämpfen mit England konkurrieren, und diese Errungenschaft der deutschen Industrie gewann an der wissenschaftlichen Forschung, die fast täglich neue Stoffe und Darstellungsmethoden erfand, ihren festen Rückhalt. Eine Erfindung folgte der anderen; an Stelle der natürlichen traten die künstlichen Farbstoffe, z. B. das Alizarin (1868 Gräbe und Liebermann), das Anilin, das Indigotin (Burger 1880) ꝛc.

In diese Epoche fällt endlich auch das Aufkommen der Fabrikation des Kunstdüngers, als deren Gründer sich unser unvergeßlicher Liebig große Verdienste um die Agrikulturchemie und deren Industrie erworben hat.

Wie kommt es nun, daß gerade im 19. Jahrhundert so gewaltige, durchschlagende Erfolge auf dem Gebiete der Chemie erzeugt wurden? Diese Frage ist sehr kurz zu beantworten: Bisher hatte man auf dem Wege des planlosen Experimentierens, auf Grund zufällig gemachter Beobachtungen nur zusammenhangloſe wertvolle Ergebnisse zutage gefördert, und da war es Liebig, der in Verbindung mit Wöhler, Bunsen, Hofmann u. a. für die streng wissenschaftliche, systematische Erforschung der einzelnen Stoffe und deren Rückstände eintrat. Der Erfolg blieb nicht aus; mit jedem Tage hatte man etwas Neues zutage gefördert, was sofort Allgemeingut der Wissenschaft und Praxis

wurde anstatt der bisher gebrauchten Methode, die gemachten Entdeckungen quasi als Familiengeheimnis zu hüten und zu schützen. Heute besitzen nicht nur unsere Hochschulen mit allen erdenklichen wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgestattete Laboratorien, sondern auch unsere chemische Industrie hat Arbeitsstätten aufzuweisen, in denen Tausende von Chemikern auf dem Wege des systematischen Forschens und Indiehandarbeitens der Lösung der Probleme obliegen. Wenn auch die Wissenschaft einen großen Anteil an der Hebung und Ausgestaltung der chemischen Industrie besitzt, so haben wir doch auch jener Faktoren zu gedenken, die die wissenschaftlichen Ergebnisse zur Hebung des Nationalvermögens auszubeuten verstanden. Es sind jene Männer, die mit ihrem Kapital die Wissenschaft insofern unterstützten, als sie große Etablissements gründeten, um die entdeckten Stoffe, Präparate im großen darzustellen und dieselben im In- und Auslande in großen Massen abzusetzen; dieses sind, wie O. N. Witt mit Recht sagt, ‚Aufgaben, die nur eine Industrie ergreifen und lösen konnte, welche zu voller Größe und Sicherheit ausgereift war.‘ Unter den chemischen Industrien der Welt hat unstreitig die deutsche Präparaten- und Farbenfabrikation den Vorrang, und diese Führerrolle wird ihr vom kapitalkräftigeren Auslande auch in absehbarer Zeit nicht genommen werden. Bei der Gewerbezählung von 1895 beschäftigte die chemische Großindustrie in ihrer Zusammenstellung Gruppe VII 115 000 Personen; nach der Zusammenstellung der Berufsgenossenschaften von 1898: 136 700 Personen in 6589 Betrieben gegen 71 000 Personen im Jahre 1882. Die Löhne und Gehalte dieser Arbeitermenge repräsentieren einen Wert von 129 Millionen Mark.

Die chem. Industrie beschäftigte	115 231	Personen	oder	1,1 %	der	Gesamt-Industrie
„ Textil „ „	993 257	„	„	9,7 %	„	„	„
„ Papier „ „	152 909	„	„	1,5 %	„	„	„
„ Leder „ „	160 343	„	„	1,6 %	„	„	„
„ Bergbau, Hütten, Salinen	540 388	„	„	5,2 %	„	„	„
das Handelsgewerbe beschäftigte	1332 993	„	„	13,0 %	„	„	„
die Gesamt-Industrie Deutschlands	10·269 269	„	„	100 %	„	„	„

Diese Aufstellung zeigt den Umfang der chemischen Industrie und ihrer Bedeutung für das Wirtschaftsleben Deutschlands, indem sie einen Vergleich mit der gesamten Industrie und einigen gut begrenzten anderen Industrien gibt.

Wir sehen ferner, daß die chemische Industrie zu den kleineren unter den Großindustrien Deutschlands gehört. Allerdings würde sich ein ganz anderes Bild ergeben, wenn wir, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch folgend, alle Gewerbe, welche sich in der Hauptsache chemischer Kräfte bedienen, zur chemischen Industrie rechnen wollten. Dann würden außer den Eisen- und Metallhüttenwerken noch die Zuckerfabriken, Zellstofffabriken, Mörtelwerke, Gerbereien, Färbereien, Brennereien, Brauereien ꝛc. hinzukommen. Die deutsche Gewerbestatistik teilt denn auch die chemische Industrie in folgende Gruppen ein:

1) Chemische Großindustrie, 2) sonstige chemische und pharmazeutische Präparate, 3) Apotheken, 4) Farbmaterialien inkl. Kohle und Graphit, sowie der Teerderivate, 5) Sprengstoffe und Zündwaren, 6) Abfälle und künstliche Düngstoffe.

Zur Vervollständigung der Zahlenergebnisse bei der Gewerbezählung im Jahre 1895 ist noch die Stellung, welche die chemische Industrie im Außenhandel des deutschen Reiches einnimmt, hier mit heranzuziehen.

Im Jahre 1895 betrug in Deutschland der Außenhandel in Fabrikaten und Rohstoffen nach dem Werte geschätzt (die Einheit ist mit 1000 M. gesetzt):

Die chemische	Industrie	hatte	eine	Einfuhr	von	406 070,	Ausfuhr	von	363 965
„ Zucker u. Melasse	„	„	„	„	„	427,	„	„	195 634
„ Textil	„	„	„	„	„	1068 981,	„	„	939 073
„ Papier	„	„	„	„	„	19 004,	„	„	102 181
„ Leder	„	„	„	„	„	244 473,	„	„	251 777
„ Erze, roh u. bearb.		„	„	„	„	296 308,	„	„	481 666
der Gesamt-Außenhandel		„	„	„	„	4.246 111,	„	„	3.424 076

Hier erscheint das Verhältnis gegen die Papier- und Lederindustrie verschoben, die chemische Industrie unterhält mit dem Auslande einen regeren Verkehr als jene. Ihr Ausfuhrwert würde schon um die Hälfte vermehrt allein durch Hinzurechnung des Zuckerexports. Wie wir schon oben aus der Einteilung der Gewerbestatistik erfahren haben, besteht die gesamte chemische Industrie aus sechs Gruppen. Wir werden es versuchen, die erste, die ‚Chemische Großindustrie', welche die führende Rolle einnimmt, ein wenig näher zu betrachten.

Hinsichtlich der Bezeichnung ‚Chemische Großindustrie' ist zu sagen, daß dieselbe durchaus nicht mit der ‚Industrie der chemischen Großbetriebe' gleichbedeutend ist, da auch in den übrigen Gruppen Großbetriebe vorkommen. Vielmehr bildet das Produkt die Grundlage der Einteilung, und während wir unter Pos. 3—6 Fabrikate finden, welche nur einem ganz bestimmten Zweck dienen, stehen unter Pos. 1 und 2 diejenigen Substanzen, welche die mannigfaltigste Verwendung finden und schlechthin als Chemikalien bezeichnet werden.

Für die Entwicklung aller Industrien ist das Vorhandensein der drei Produktionsfaktoren: Natur, Arbeit und Kapital die unerläßliche Vorbedingung; das Größenverhältnis dieser Faktoren muß jedoch nach der Eigenart jeder Industrie ein anderes sein. Was nun die chemische Großindustrie hierin fordert, und wie sich bei ihrer bisherigen Entwicklung in Deutschland die drei Produktionsfaktoren dargeboten haben, werden wir jetzt in Kürze erörtern:

1) Natürliche Produktionsmittel: Zur Erzeugung der nützlichsten Gebrauchsstoffe bedarf die chemische Großindustrie nur weniger geringwertiger und sehr verbreiteter Rohstoffe: Kochsalz, Schwefel, der Schwefelerze und Kalkstein; außerdem aber gleich jeder Industrie als Wärme- und Kraftquelle der Kohle oder der Wasserkraft. Der Umstand, daß diese Stoffe in Deutschland in reichem Maße vorhanden sind, hat denn auch dazu beigetragen,

daß sich die chemische Industrie in Deutschland so sehr entwickelt hat. Von den drei deutschen Kohlenbecken haben namentlich die beiden westlichen, das rheinisch-westfälische und das Saarbrückner, bedeutende Zentren in ihre Nähe gezogen, während in Oberschlesien die Metallgewinnung weit vorwiegt. Kochsalz ist in Form von Soolquellen in Deutschland sehr verbreitet, und die Lage der Fundorte hat auf die geographische Verteilung der Betriebsstätten im Lande bestimmend gewirkt.

Was nun die Arbeit in der chemischen Großindustrie betrifft, so liegt es im Wesen des gut durchgebildeten chemischen Großbetriebes, daß er nur geringer menschlicher Arbeitskräfte bedarf, da er entweder selbständig vor sich geht oder durch Maschinenkraft gefördert wird. So erklärt sich der Umstand, daß sich in der chemischen Großindustrie viele mittlere, sogar auch kleine Betriebe befinden. Es wurden 1895 gezählt:

a) in der chemischen Industrie

8228	Betriebe mit	18122	Personen	(Kleinbetriebe von 1—5 Personen)
1781	„ „	25992	„	(Mittelbetriebe „ 6—50 „)
736	„ „	71116	„	(Großbetriebe „ 51 u. mehr „)

b) in der chemischen Großindustrie

119	Betriebe mit	317	Personen	(Kleinbetriebe von 1—5 Personen)
225	„ „	4291	„	(Mittelbetriebe „ 6—50 „)
114	„ „	22343	„	(Großbetriebe „ 51 u. mehr „)

Andere Betriebe lassen sich dagegen nur als Präparatenfabriken größeren Maßstabes einrichten, und auf diese entfällt die größere Zahl der geschulten Arbeiter. In den Großbetrieben werden neben den ständigen, mit der Bedienung und Überwachung der Fabrikation beschäftigten Leuten auch viele ungelernte Hilfsarbeiter verwendet; außerdem müssen diese Fabriken dauernd eine große Zahl von Handwerkern, namentlich von Maurern und Schlossern halten, damit die häufig vorfallenden baulichen Veränderungen und Reparaturen der Apparate ohne Unterbrechung des Betriebes vorgenommen werden können. Von größtem Einfluß auf den richtigen Verlauf der Prozesse und die Höhe des Ausbringens der Produktion ist die geistige Tätigkeit der technischen Beamten. Diese und das kaufmännische Personal wurden in einer besonderen Statistik im Jahre 1895 folgendermaßen gezählt:

a) in der chemischen Industrie:	b) in der chemischen Großindustrie:
3730	1601 techn. Personal, d. i. Ingenieure u. Chemiker
2162	939 Aufsichtspersonal, d. i. Werkmeister
4593	2085 Rechnungspersonal, d. i. kaufm. Beamte
insgesamt 10485	4625 Angestellte.

In Fischers Jahrbuch der chemischen Technologie finden wir eine interessante Aufstellung, die uns darüber Aufschluß gibt, welchen Anteil die akademisch gebildeten Chemiker und Direktoren an den höheren Beamten haben:

Die chemische	Großindustrie	zählt 154	Chemiker mit	10410	Arbeitern
„ Kunstdünger	„	„ 65	„ „	3917	„
„ Sprengstoff	„	„ 34	„ „	2040	„
„ Schweelerei, Erdöl	„	„ 38	„ „	3218	„
„ Industrie der anorgan.	Präparate	„ 188	„ „	5180	„
„ „ „ organ.	„ u. Farbstoffe	„ 712	„ „	19850	„
		insgesamt 1191	Chemiker mit	44615	Arbeitern;

demnach entfallen auf 1 Chemiker 38 Arbeiter.

Die im Deutschen Reiche außerdem in anderen Industrien, öffentlichen Laboratorien ꝛc. beschäftigten Chemiker gibt Fischer zu 2340 an; wenn dieser Summe von etwa 4000 Chemikern die Zahl derjenigen, welche alljährlich die deutschen Universitäten und Hochschulen verlassen, um in der Industrie eine Stellung zu finden, gegenüber gestellt wird, so muß sich das seit Jahren immer mehr steigende Mißverhältnis auch zahlenmäßig nachweisen lassen. Natürlich kommt das übermäßige Angebot von akademisch gebildeten Kräften der Industrie zugute, während der Stand der Chemiker sich hierdurch in großem Nachteil befindet; dasselbe Verhältnis treffen wir leider auch bei den Ingenieuren an.

Was die soziale Lage der in der chemischen Industrie Beschäftigten betrifft, so liegen keine genauen Zahlen, die sich auch sehr schwer feststellen lassen, vor. Wenn z. B. auf dem Lande eine Fabrik errichtet wird, entsteht für dessen Bewohner eine Einnahmenquelle, und dem Unternehmer ist eine niedrige Lohnung zum Vorteil. Da aber bekanntlich die eine Industrie die andere anzieht, steigern sich die Lohnverhältnisse, und naturgemäß finden wir sie am höchsten in den Industriezentren.

Aus nachstehender Tabelle ersehen wir denn auch, daß die Löhne mit jedem Jahre gestiegen sind; wenn aus der Gesamtsumme der von den chemischen Fabriken gezahlten Löhne der Durchschnitt auf den Kopf des Arbeiters berechnet wird, so ergibt sich für die letzten sechs Jahre folgendes Resultat:

1894	verdiente	ein	Arbeiter	pro	Jahr	885. 04	Mk.
1895	„	„	„	„	„	894. 16	„
1896	„	„	„	„	„	906. 04	„
1897	„	„	„	„	„	922. 03	„
1898	„	„	„	„	„	948. 31	„
1899	„	„	„	„	„	965. 71	„

Eine Verminderung der Unfälle kann nur von der Einrichtung gut ausgearbeiteter Darstellungsmethoden erwartet werden; trotzdem kann man wohl behaupten, daß in hygienischer Beziehung auch in den ungesundesten Betrieben hinreichende Verbesserungen getroffen wurden, um die Gefährdung der Gesundheit auf das mindeste Maß zu beschränken. Nachstehende Statistik gibt uns den Beweis, daß die Zahl der Unfälle die in anderen Betrieben nicht überragt; im Gegenteil finden wir, daß manch andere Betriebe erheblich höhere Unfallziffern aufzuweisen haben.

Im Jahre 1896 hatte die Berufsgenossenschaft der chem. Industrie auf 1000 = 7,16, die Knappschafts-Berufsgenossenschaft = 12,06, die Hütten-Berufsgenossenschaft = 10,13, die Holzberufsgenossenschaft = 11,31, die Gesamtindustrie = 6,72 Unfälle zu verzeichnen.

Allerdings handelt es sich hierbei um Unfälle; über die Zahl der Erwerbslosen, bezw. dauernd arbeitsunfähigen Arbeiter, die also in gewissem Sinne keine Unfälle erlitten haben, sondern nur durch jahrelanges Manipulieren mit gesundheitsschädlichen Stoffen invalid geworden sind, schweigt leider die Statistik.

Nun zur Kapitalanlage! Da es in der chemischen Industrie auf Massenerzeugung roher Produkte ankommt, so ist die Höhe der Kapitalanlage und die eventuell später zu erhöhende Einlage von der größten Wichtigkeit. Deutschland war bisher ein kapitalarmes Land, und aus diesem Grunde begreift man wohl, daß die früheren Unternehmungen in der chemischen Industrie fast sämtlich ein weniger großes Anlagekapital aufzuweisen hatten. Frankreich und England, die von jeher unternehmungslustigere und kapitalkräftigere Kaufleute aufzuweisen hatten, waren uns in dieser Beziehung gewaltig voran. Dank dem deutschen Fleiß und seiner Ausdauer ist es Deutschland nun doch gelungen, mit seiner chemischen Industrie unter denen der ganzen Welt den ersten Platz zu gewinnen. Erst vor ca. zwanzig Jahren war die Sodafabrikation und vor neun Jahren die Chlorkalkerzeugung derartig gediehen, daß sie den Bedarf des Inlandes befriedigen konnte, und gottlob ist auch in Deutschland so viel Kapital aufgeboten worden, daß fremde Unternehmen — mit Ausnahme der deutschen Solvay-Werke, die mit belgischem Kapitale arbeiten — nicht aufkommen konnten. Die Unternehmungslust der deutschen Kapitalisten wurde immer mehr geweckt infolge der Entdeckung der Staßfurter Kalisalzlager, umsomehr da sich die Gewinne, die man erwartete, zum Teil auch ergeben haben.

Hier drängt sich der Vergleich mit England auf, wo sich der neuen Industrie, sobald sie neue Erfolge aufzuweisen hatte, Kapital nach Wunsch darbot. Im Jahre 1852 waren in der englischen Sodaindustrie 702 000 £., 1862 zwei Millionen £., 1866 fünf Millionen und 1876 sieben Millionen £. angelegt. Beschäftigt wurden 1852: 6300, 1862: 10 600, 1876: 22000 Arbeiter.

In Deutschland waren 1879 in 21 Sodafabriken mit 44 Millionen Mark Kapital 6619 Arbeiter beschäftigt. Noch im Jahre 1893 lieferte ein einziges englisches Werk, die Fabrik von Brunner, Mond u. Cie. 169 000 Tonnen Soda, während zu derselben Zeit die gesamte deutsche Produktion 200 000 Tonnen betrug. Die Rentabilität der chemischen Großindustrie ergibt sich aus dem Durchschnitt der Dividenden der Aktiengesellschaften; dieselben zahlten an ihre Aktionäre: 1890: 7,77; 1891: 7,51; 1892: 8,04; 1893: 10,52; 1894: 12,33; 1895: 10,91; 1896: 12,51; 1897: 12,24; 1898: 13,41; 1899: 13,83 Prozent.

Eine andere Aufstellung der gesamten chemischen Industrie, welche 104 Aktiengesellschaften umfaßte, gibt uns das Resultat, daß bei einem Aktien-

kapital von 295·373.100 Mark zusammen in zehn Jahren eine Dividende von 39·921.970 Mark, also eine Durchschnitts-Dividende von 13,52 Prozent an die Aktionäre ausbezahlt wurde.

Von diesen 104 Gesellschaften zahlten im Jahre 1899: 16 Gesellschaften keine Dividende, 1 Gesellschaft 0—2½ %, 16 Gesellschaften 2½—5 %, 14 Gesellschaften 5—7½ %, 18 Gesellschaften 7½—10 %, 23 Gesellschaften 10—15 % und 16 Gesellschaften über 15 %.

Zur Vervollständigung der eben gemachten Ausführungen mögen noch folgende Zahlen über den Handel in Erwägung gezogen werden:

Die Gesamtförderung roher Kalisalze betrug im Jahre 1899: 2·490,000 Tonnen; ein Drittel des im Lande verbliebenen wurde im rohen Zustande als Dünger verwertet, Salpeter, Ammoniak. Deutschland bezieht jährlich für etwa 76 Millionen Mark Stickstoffverbindungen vom Auslande (Chile und England), von welchem Quantum die Landwirtschaft der Hauptkonsument ist, und zwar entfallen auf diese 82 %, während sich die Industrie mit einem Anteile von nur 18 % begnügt.

Wie der Chilesalpeter, wird auch das schwefelsaure Ammoniak größtenteils von der Landwirtschaft verbraucht; die deutsche Produktion von schwefelsaurem Ammoniak betrug im Jahre 1895: 54 000, 1896: 75 000, 1897: 90 000, 1898: 98 000 Tonnen, wogegen England im Jahre 1895: 179 651 Tonnen gewann und davon 112 337 Tonnen ausführte.

Die drei Hauptprodukte der chemischen Großindustrie sind: Schwefelsäure, Soda und Chlorkalk; zu ihrer Darstellung bedarf es einer tiefer eingreifenden und umständlicheren chemischen Arbeit als für die oben besprochenen, und aus diesem Grunde stehen sie für die chemische Großindustrie wirtschaftlich und technisch im Vordergrunde des Interesses.

Wenn wir die Säuremengen, welche in Form von Salzen und Superphosphat mit anderen Ländern ausgetauscht wurden und sich etwa kompensieren, nicht in Betracht ziehen, so ergibt sich folgendes Resultat:

Produktion Deutschlands	845 582 t.	Schwefelsäure
Ausfuhrüberschuß	22 724 „	„
Verbrauch im Inlande	822 858 t.	Schwefelsäure.

Diese gewaltige Menge Säure, die pro Tonne M. 30.—, also insgesamt einen Wert von 24,7 Millionen Mark repräsentiert, verteilt sich folgendermaßen: Ein Viertel wird von der Landwirtschaft in Superphosphat und schwefelsaurem Ammoniak verbraucht; schwefelsaures Natron wird in der Glasindustrie und Färberei, Schwefelsäure und ihre Salze mit Tonerde, Eisen, Zink, Kupfer werden in den Gewerben mannigfach und in namhafter Menge verbraucht. Den Rest übernimmt die Präparateindustrie.

Die Schwefelsäureproduktion Deutschlands hat in den letzten zwanzig Jahren bedeutend zugenommen; sie betrug nach Hasenclever 1882: 358 149, 1890: 627 392, 1897: 845 582 t. Schwefelsäure.

Die Ausfuhr von Soda, welche im Jahre 1884 ihren Anfang nahm, ist gegenwärtig auf ca. 50 000 Tonnen gestiegen; hierzu kommen noch 5000 Tonnen Ätznatron. Die deutsche Produktion ist zur Zeit auf etwa 220 000 Tonnen angewachsen, welche bis auf 12 Proz. von den Ammoniak-Sodafabriken geliefert werden. Die Produktion stieg infolge der Erhöhung des Zolles (1879) und des Ammoniak-Sodaprozesses sehr schnell; sie betrug 1883: 115 500 t., 1886: 150 000 t., 1890: 195 000 t.

Der Inlandverbrauch betrug 1878: 70 000 t., 1883: 123 000 t., 1886: 139 800 t., 1890: 166 500 t. Die Anwendung der Soda ist wohl von allen chemischen Produkten die verbreitetste in Industrie, Kleingewerbe und Haushalt. Sie wird in größeren Mengen in Ultramarin-, Seifen- und Glasfabriken verbraucht; ferner in Färbereien, Bleichereien und Papierfabriken und in den Reinigungsanstalten. In der chemischen Industrie dient sie zur Darstellung vieler Natriumsalze und allgemein als Mittel zum Abstumpfen von Säuren.

Der Chlorkalk ist wie die Soda ein Welthandelsartikel; nach Wenzel beträgt der eigene Verbrauch Deutschlands 36—37 000 Tonnen.

Die deutschen Fabriken haben seit Beginn der achtziger Jahre den Bedarf des Inlandes an Schwefelsäure, seit 1884 an Soda und seit 1892 an Chlorkalk befriedigt und von dieser Zeit an ihre Ausfuhr von Jahr zu Jahr schnell gesteigert. Zur Vervollständigung des Vergleichs seien die Ausfuhrzahlen der gesamten chemischen Industrie Deutschlands und Englands herangezogen:

Die Ausfuhrwerte in Millionen Mark betragen:

1897	Deutschland	322,65	England	280,95	Millionen	Mark
1898	„	340,30	„	285,65	„	„
1899	„	366,97	„	289,45	„	„

Vorstehendes Bild zeigt uns, daß sich die deutsche Ausfuhr in weit höherem Verhältnis als die englische steigert; die Zahlen des einen Landes gegen die des anderen sind zwar, weil in verschiedener Art gewonnen, nicht vollständig vergleichbar, gehen aber so weit auseinander, daß auch an der absoluten Überlegenheit des deutschen Handels dem Umfange nach nicht zu zweifeln ist.

Paul von Schanz †.

Von

Wilhelm Koch.

Am Abend des Himmelfahrtsfestes ist der Tübinger Apologet und Dogmatiker Prof. Dr. Paul v. Schanz nach kurzem, schwerem Leiden verschieden. Über 29 Jahre zierte er die katholische theologische Fakultät der Universität Tübingen, zuerst als Nachfolger Aberles auf dem Lehrstuhl für neutestamentliche Exegese, seit 1883 nach Johannes v. Kuhns Tod als Lehrer der Dogmatik und Apologetik. Ein außergewöhnlich fruchtbares Gelehrtenleben ist mit ihm zu Grabe getragen worden, eine Leuchte der Wissenschaft ist erloschen, deren Strahlen weit über Deutschland hinaus gedrungen sind. Die Bedeutung des Tübinger Theologen liegt hauptsächlich auf dem Gebiete der Apologetik. Die spekulative Methode seines Vorgängers Kuhn, dessen Arbeitsfeld übrigens die Dogmatik gewesen, verlassend ging er in gewissem Sinn auf Sebastian v. Drey, den Gründer der hochverdienten katholischen Tübinger Schule, zurück und ergriff die positive Methode. Naturwissenschaft, Religionsgeschichte und Bibelwissenschaft sind die Pfeiler, auf denen er seine ‚Apologie des Christentums' (3 Bände, 1887 ff., Band 1 in 3. Aufl. 1903) aufbaut. Naturwissenschaft und Mathematik hatte er sich in der Jugend zum Lebensstudium erkoren und nach seinem 1869 erstandenen realistischen Examen fünf Jahre hindurch als Gymnasialprofessor doziert. Vom Mathematiker zum Theologen! ein seltener Wechsel. Aber die Vorschule der exakten Wissenschaften und das Lehramt des neutestamentlichen Exegeten als erste Stufe seines akademischen Wirkens trugen reiche Früchte dem Apologeten ein. Seine Apologie trat ergänzend den Werken eines Hettinger und Weiß an die Seite. Sie war höchst zeitgemäß für jenes Dezennium des vergangenen Jahrhunderts, wo die Naturwissenschaft, wo zumal der Entwicklungsgedanke keine Glaubenswissenschaft, keinen transzendenten Gott neben sich dulden zu wollen schienen. Schanz zeigt in seiner Apologie, — es ist dies der mit hervorragender Kenntnis geschriebene erste Band, — daß Natur und Gott sich nicht feind, nein, daß Natur und Welt durch tausend Fäden mit Gott verbunden sind. Der Erfolg war ein ganz bedeutender; mit den eigenen Waffen den Feind schlagen, das imponiert mehr als bloße dialektische Fechtstücke. — Während so im ersten Band der Mann der exakten Wissenschaften die Apologie führt, kommt im zweiten und dritten Band der Religionshistoriker und Exeget zum Wort. Das macht diese beiden Bände gerade heute so wertvoll, wo das

Christentum bloß religionsgeschichtlich, evolutionistisch erklärt werden will und die Lehre der wahren Kirche durch die biblische Kritik als ein Produkt der Reflexion nachchristlicher Jahrhunderte betrachtet wird. Es sind die genannten Bände ein Arsenal voll der modernsten Waffen gegen die rationalistische Auffassung des Christentums und des katholischen Dogmas. Ihre Bedeutung gegenüber dem ersten Band ist um so größer geworden, je mehr in den letzten Jahren die materialistische Naturerklärung zurückgetreten ist. Es weht ein siegesfroher, sagen wir besser, glaubensvoller Optimismus durch diese großartige Apologie des Christentums, die den Tübinger Theologen für immer in die Reihe der größten Apologeten der Neuzeit gerückt hat. Wie ihm die Naturwissenschaft der freundliche Weg ist, der zu Gott führt, so steht es ihm auch fest, daß die genauere Kenntnis der Religionsgeschichte den Wert des Christentums nicht beeinträchtigen kann. Freilich, demonstrative Kraft legt der kühl denkende Gelehrte auch diesem empirischen Gottesbeweis nicht bei. Er weiß, daß Natur und Geschichte umsonst von Gott predigen, wenn die menschliche Psyche, wenn vor allem der Wille nicht für diese Predigt gestimmt ist. Insoweit gibt er der modernen, sog. immanenten französischen Apologetik recht, die auf psychologischem und ethischem Weg zuerst das Herz, das Gemüt und den Willen zu gewinnen sucht, die Bedürfnisse des Herzens und Geistes zuerst kennen lernen und dann die Wahrheiten und Gebote der Offenbarung als die erwünschten Mittel zur Stillung der Sehnsucht des inneren Menschen dartun will. Er verteidigt sie sogar in dieser Zeitschrift (Band 1, S. 38 ff.: Kant in Frankreich) gegen den Vorwurf des eigentlichen Kantianismus. Aber er zeigt auch, daß die immanente Apologetik, wenn sie ausschließlich angewandt wird, einseitig und unfruchtbar werden muß, daß sie die Empirie in Natur und Geschichte notwendig und auch ohne Furcht zu Hilfe nehmen darf und muß, daß nur die Verbindung von positiver Methode und psychologisch-moralischer Deduktion eine fruchtbare, aber auch unwiderstehliche Apologie verbürgen (vgl. sein Buch: ‚Über neue Versuche der Apologetik' 1897). Es kann kein Zweifel sein, daß Schanz hiemit das Richtige getroffen hat. Er kannte unsere Zeit und wußte, wie man dem Menschen heute nahen muß, um den Glauben wieder in ihm anzubahnen. Seine apologetische Methode wird noch vielen Wegweiser sein, wenn er schon lange im Grabe ruht.

Dieselbe positive Methode beherrscht auch seine Dogmatik. Der Beweis aus den Glaubensquellen, aus Schrift und Tradition wird für jedes Dogma mit großer Sorgfalt angetreten. Beim biblischen Beweis tat ihm seine umfassende exegetische Gelehrsamkeit — er gab vier hochwissenschaftliche Kommentare zu den Evangelien heraus (1879 ff.) — große Dienste. Für den Traditionsbeweis stand ihm ein tüchtiges dogmengeschichtliches Wissen, namentlich eine große Vertrautheit mit Augustinus zu Gebote. Leider hat er sich nie bewegen lassen, seine Dogmatik im Druck herauszugeben. Dafür bietet die ‚Lehre von den heiligen Sakramenten' (1893) einen Einblick in seine dogmatische Methode. Es steht dieses Buch einzigartig da; es ist ein Zeugnis immenser Belesenheit

in den Vätern und in der Scholastik, und es ist sehr zu bedauern, daß es bis jetzt eine zweite Auflage nicht erlebt hat. Seine Resultate sind unwiderleglich; gewiß, es ist kein Buch zum raschen Lernen; es muß durch Jahre hin studiert werden. Es verrät die Schwächen dieser dogmatischen Methode: eine gewisse Unklarheit, ein Fehlen der bestimmt herauszustellenden Ergebnisse; aber es zeigt auch deren unschätzbare Vorteile: gründliche Erfassung der Dogmen und Erkenntnis der lebensvollen Beziehung des Dogmas zu der theologischen Wissenschaft. Dieselbe sichere Hand fühlt man auch hier in der Dogmengeschichte wie in der Apologetik. Schanz sagt es offen heraus: Die Perfektibilität des Christentums kann dem Ansehen und der Unfehlbarkeit der Kirche nicht schaden.

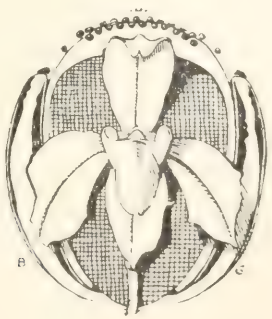
Aber eines darf, wo von dieser dogmatischen und apologetischen Methode die Rede ist, nicht vergessen werden: sie stellt hohe Anforderungen an Lehrer und Schüler. Der Lehrer muß ein umfassendes Wissen besitzen; er muß in Naturwissenschaft und Religionsgeschichte, in Exegese und Kulturgeschichte, in biblischer Theologie und Dogmengeschichte zu Hause sein. Und wie viele solcher Lehrer gibt es heute! Bei Schanz traf dies zu. Er war ein Mann von eminentem Wissen, von seltener Belesenheit, von eisernem Fleiß. Was alle bewunderten, die mit ihm in Berührung kamen, das war das erstaunliche Gedächtnis und die spielende Leichtigkeit, mit der er arbeitete. Freilich, diese Leichtigkeit setzte er oft auch beim Schüler und Leser voraus. Daher die Prägnanz des Ausdrucks, die man in seinen Schriften findet. Auch hat ihn die Schnelligkeit des Arbeitens manchmal verleitet, zu wenig Wert auf die sprachliche Form zu legen. Der Kunstsinn trat überhaupt nicht dem Verstandeswissen und der Literaturkenntnis entsprechend zu Tage.

Auch in dieser Zeitschrift hat er einmal seine apologetischen und dogmatischen Prinzipien klar ausgesprochen, in jenem geistreichen, kurzen, aber erschöpfenden Aufsatz ‚Zur biblischen Frage' (Bd. 2, S. 191 ff.), wo er sagt: ‚Es wäre töricht, zu verkennen, daß in der Zeit des Evolutionismus und Naturalismus der Exeget und Dogmatiker ohne genaue Kenntnis der biblischen Wissenschaft und der Dogmengeschichte seine Aufgabe glücklich lösen könne' (S. 203). Er fügt aber auch bei: ‚Andererseits wäre es auch vermessen, im vermeintlichen Interesse der Versöhnung mit dem modernen Geist Glauben und Wissen in unversöhnlichen Gegensatz zu bringen.' Die Worte sind gegen Loisy gerichtet, wie überhaupt der genannte Aufsatz zum Besten gehört, was gegen den extremen französischen Bibelkritiker geschrieben worden ist. Das eröffnet uns eine neue Seite seiner theologischen Methode.

Schanz war wohl ein eifriger Verfechter der fortschrittlichen, positiven Methode, aber sein nüchterner, kühl denkender Verstand, seine Besonnenheit und vor allem sein durch und durch kirchlicher Sinn bewahrten ihn vor jeglicher Extravaganz. Weitherzig in seinen Anschauungen, konziliant gegenüber andersartigen Richtungen, in der Kontroverse nobel und leidenschaftslos, ging er in seiner Methode immer auf gleicher Höhe mit der Zeit; Neologien aber hielt er sich fern. Man beobachtet in seinen Werken eine große Zurückhaltung des

Urteils, die manchem nicht recht zusagen mag, die sich jedoch aus der vollreifen Erfahrung des Theologen erklärt. Es ist darum trotz allem Fortschrittlichen in der Methode ein konservativer Zug bei ihm unverkennbar. Im mündlichen Verkehr kam dies noch deutlicher zum Ausdruck. In seiner Stellung zur alttestamentlichen Bibelkritik muß man ihn sogar sehr konservativ nennen. Schanz war infolge dieser glücklichen Vereinigung von Konservatismus und Fortschrittlichkeit der geeignetste Mann der Vermittlung. Das trug neben seinem universalen Wissen viel bei zu dem ganz hervorragenden Ansehen, welches der Tübinger Apologet in Deutschland und Frankreich genoß. Bei allen bedeutenden Unternehmungen wissenschaftlicher Art, die in den letzten Jahren in Deutschland begonnen wurden, holte man seinen Rat, suchte man seine Unterstützung. Und er war dazu jederzeit bereit, selbstlos und von leicht zu gewinnender Güte. Mit Frankreich und Amerika verbanden ihn viele Beziehungen, sei es zu Kollegen, sei es zu ehemaligen Schülern. Seine positive Methode sagte gerade den Theologen dieser beiden Nationen zu; hier ward seine ‚Apologie' am weitesten verbreitet; in die Sprachen dieser Länder ist sie auch übersetzt worden.

Auf der Höhe seines wissenschaftlichen Lebens ist Schanz gestorben. Jetzt, wo er mit souveräner Macht in die Probleme der Wissenschaft, in die Fragen des religiösen Lebens eingreifen konnte, entfiel die Feder seiner Hand. Manche Pläne sanken mit ihm ins Grab. Ohne weiteres darf man es sagen: Nicht nur die Tübinger Schule hat einen schweren Verlust erlitten, auch die Theologen Deutschlands betrauern den wackeren Mitkämpfer und Vorkämpfer für Christentum und Kirche. Seine zahlreichen Schüler, die mit Bewunderung und hoher Verehrung zu ihm emporschauten, sichern ihm ein treues Andenken in dankbarem Herzen; noch mehr verbürgen seine ungezählten großen Werke und kleinen Schriften ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der neueren Theologie und einen nachhaltigen Einfluß, wenn nicht in der Dogmatik, so doch in der Apologetik der Zukunft. Der Lorbeer, mit dem wir sein Grab schmückten, wird nicht so bald welken.



Antonio Rosmini

(† 1. Juli 1855).

Es ist ein furchtbarer, fast erdrückender Gedanke, und nur das hehre Bild unseres Herrn läßt uns auch ihn ertragen, daß ein ganzes, großes Menschenleben verbluten muß, um eine hohe Idee, von der Zeit gebieterisch gefordert und nur zu ihrer Rettung bestimmt, in Fluß zu bringen. Diesen Gedanken weckt in uns ein Blick auf Person und Lebenswerk Rosminis.

Am 25. März 1797 in Rovereto aus hochadeligem Geschlechte geboren, verlebte er seine Jugend in der wundervollen Umgebung der südalpinischen Gebirgswelt, die sich sein ganzes Leben hindurch in den intimeren Ergüssen widerspiegelt. Seine Leistungen auf dem Lyzeum zu Trient waren nicht gerade hervorragend, weil das dort Gebotene seinem universalen und tiefgründigen Geiste nicht genügte und er die Schulstudien meist hintansetzte. Um so mehr pflegte er sein Innenleben, das an der Universität Padua in seiner Eigenart zur vollen Entfaltung kam. Höhere Mathematik, Differential- und Integralrechnung, wie Literatur und Kunst, vor allem aber Philosophie und Theologie waren seine Lieblingsstudien. Interessant ist das Motiv seiner Berufsentscheidung, das uns Paoli aufbewahrt hat: Für Raffaels Kunst sich begeisternd, meint er, wolle er ein Leben der Malerei widmen, wenn er zwei zur Verfügung habe. Am Ende aber sei das Leben doch zu kurz, um es etwas anderem zu widmen als der Liebe Gottes und dem Dienste des Nächsten. ‚Stultum est supervacua discere in tanta temporis egestate.'

Auch die durch hohe Familienverbindungen offenstehende Prälatenlaufbahn schlug er aus, weil die Entscheidungskämpfe der Gegenwart auf einem ganz anderen Boden ausgefochten werden müßten und eine derartige Laufbahn seinem früh ins Auge gefaßten Plan der Erneuerung der italienischen Philosophie nur hindernd im Wege stände. Man muß die ergreifenden Aufzeichnungen, die er bei seiner Priesterweihe am 21. April 1821 machte, bei seinen eingehenderen Biographen nachlesen, um eine Ahnung von den hohen Idealen und dem tiefen sittlichen Ernst des Neopresbyters zu bekommen. Und es war nicht das Strohfeuer eines heißblütigen Enthusiasten; das beweist die von jetzt ab nur nach einem Ziel gerichtete Tätigkeit im Dienste der Wahrheit und Liebe. Das Ergebnis war (einerseits) die 1827 erfolgte Herausgabe der Opuscoli philosophici, von denen die Arbeiten ‚Über die göttliche Provi-

denz', ‚Die Einheit in der Erziehung,' ‚Die Idylle in der neuesten italienischen Literatur,' die gegen Ugo Foscolos Pessimismus gerichtete ‚Über die Hoffnung', sowie ‚Die Klassifikation der philosophischen Systeme und Andeutung zur Auffindung der Wahrheit' besondere Erwähnung verdienen; ferner die Fortsetzung seiner Philosophie des Rechts und der Politik, und die Vorarbeiten für sein philosophisches Hauptwerk: Nuovo saggio sull' origine delle idee. Schon am 20. Dezember 1825 fand er sich zur Ankündigung seines zweiten Lebenswerkes bereit, dessen Ausbau mit dem philosophischen gleichen Schritt hielt, des Vereins der fratelli della carità, einer ungezwungenen Vereinigung von Weltpriestern zum Zweck der eigenen Vervollkommnung und christlichen Liebestätigkeit. Besonders den ersten Punkt betonte er gegen den mit ihm beratschlagenden Giovanni Battista Löwenbrück aus Deutsch-Lothringen, der eine Vereinigung von Missionspredigern gründen wollte, sich dann aber dem Roveretaner anschloß und dessen Devise befolgte: ‚Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.'

So verstrich Jahr um Jahr unter Gebet und Arbeit, und nur der öftere Besuch von Freunden und hervorragender Männer zum Zwecke wissenschaftlicher Besprechungen unterbrach die klösterliche Einsamkeit und hielt ihn in Fühlung mit der Außenwelt. Interessant ist seine Begegnung mit dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Lamennais. Daß die beiden grundverschiedenen Geister nicht recht zusammenstimmten, liegt auf der Hand, und auf ein Schreiben Rosminis vom 19. Juli 1828, in dem er auf das Bedenkliche des ‚sens commun' hinwies, hatte der stolze Franzose nur die Antwort: ‚Ich habe keine Zeit, mit Ihnen zu korrespondieren.' Zehn Jahre später, als Rosmini ein berühmter Mann und Lamennais eine gefallene Größe war, uneins mit sich, mit Gott und der Welt, schrieb Rosmini einen zweiten liebevollen und ermutigenden Brief. ‚Aber auch dieses Wort der Liebe, wie so manches andere, pochte vergebens an die eiserne Brust des gestürzten Titanen. Es kam zu spät, wie alles zu spät kommt für ein Herz, das aufgehört hat zu lieben.' So Kraus in seinem wundervollen Rosmini-Essay, einem der schönsten, die er je geschrieben.

Im Herbst 1828 reiste Rosmini nach Rom, um dem Papst die Statuten seines Ordens vorzulegen und ihn über seine sonstigen Bestrebungen in Kenntnis zu setzen. Unter der Protektion des Kardinals Capellari, des späteren Gregor XVI., der ihn lebhaft zur Veröffentlichung seines Nuovo saggio ermunterte, erlangte er die Billigung und zehn Jahre später die Bestätigung seiner Organisation. Von besonderer Freude mußte dem jungen Abbate das unbeabsichtigte Kompliment Pius VIII. sein, der ihm eine in der ‚Memorie di Modena' erschienene Abhandlung zeigt mit den Worten: ‚So muß heute geschrieben werden.' Ein leichtes Erröten verriet dem Papste den Autor, und er sagte: ‚Fahren Sie fort; nur auf dem Wege leidenschaftsloser und liebevoller Erörterung können wir heutzutage weiterkommen!'

Nach der Heimkehr wurde die alte, strenge Lebensweise wieder aufgenommen gemäß dem Wort des Propheten, das Rosmini über den Eingang seiner

Zelle schrieb, und das noch heute dort zu lesen ist: ‚Bonum est praestolari cum silentio salutare Dei.‘* Überhaupt ist das religiöse Leben stets die Hauptsache seiner ganzen Tätigkeit gewesen, und ‚Der Heilige‘ Rosminis unvergänglichster Ruhm. Abgesehen von dem kurzen Abstecher nach dem alten Benediktinerkloster St. Giustine di Padera, wo die später indizierte Schrift über ‚Die fünf Wunden der Kirche‘ entstand, und einer anderthalbjährigen Verwaltung der verwaisten Pfarrei St. Marco in seiner Vaterstadt, bei der er schöne Erfolge erzielte, aber auch manches Leid, das Leid der krassen Wirklichkeit, mit nach Hause nahm, lag er nur philosophischen Studien ob, die ihn wiederum in lebhafte Polemiken mit Mamiani, Alfonso Testa und vor allem mit Vincenzo Gioberti verwickelten. Ein Eingehen darauf geht über den Rahmen dieser Zeilen hinaus. Genug, daß eine Reihe wertvoller Schriften dadurch zutage gefördert wurde und unser Philosoph seinen psychologisch-idealistischen Ontologismus etwas modifizierte und klärte und eine Schwenkung zum Realismus machte. Von Bedeutung für den heutigen Streit um eine Theodicee ist seine ‚Theodicea‘, die Kraus die gedankenreichste Untersuchung nennt, welche wohl jemals über die Verteilung der irdischen Güter in der Hand der Vorsehung geschrieben wurde.

Aber auch bittere Enttäuschungen wurden ihm jetzt schon nicht erspart. Die bisherigen Streitigkeiten behandelten, wenn auch nicht ohne Schärfe, nur wissenschaftliche Gegenstände, bei denen es auf Argumente ankam. Aber 1841 erstand ihm ein Gegner unter dem Pseudonym Eusebio Cristiano, der seine Rechtgläubigkeit und Liebe zur Kirche in einer Weise in Zweifel zog, daß Gregor XVI. selbst sagte: ‚Man müßte kein Blut in den Adern haben, wollte man bei diesen Imputationen ruhig bleiben.‘ Daß das eine so zartbesaitete Natur wie Rosmini in tiefster Seele verletzte, läßt sich leicht ermessen. Und doch war es nur die Einleitung und Exposition seiner fünfaktigen Lebenstragödie. Denn noch stand die kirchliche Autorität auf seiner Seite; aber auch sie sollte ihn später verlassen und sogar verdammen.

Von der Verwirrung Italiens in den Jahren 1847—51 können wir uns heute kaum noch eine richtige Vorstellung machen. Die Ministerien kamen und gingen wie die Eintagsfliegen. Alles schrie nach einem geeinigten Italien. Aber wie? Der Papst selbst war der Lage nicht genügend Herr, um auch nur allgemeine Direktiven zu geben. Nicht er trieb die Verhältnisse, sondern sie ihn. In dieses Chaos denke man sich einen intuitiven Denker wie Rosmini hinabsteigen. Dies einigermaßen ausführen, hieße die Geschichte jener Jahre erzählen, die, nebenbei bemerkt, noch zu schreiben ist. Für unsern Zweck genügt es, zu wissen, daß ihm der Abschied von der trauten Einsamkeit seiner Studien und des Gebetes schwer genug war, und nachzuempfinden, mit welchen Hoffnungen er sich der gefahrvollen Aufgabe unterzog.

Auf Betreiben Giobertis, seines einstigen philosophischen Gegners, nahm er eine Gesandtschaft des Hauses Savoyen an den päpstlichen Stuhl zu

* Gut ist es, schweigend zu warten auf das Heil, das von Gott kommt.

Edw. Landseer pinx.

Löwenstudie.

Jos. Kösel autotyp.

Konkordatsverhandlungen an und erstrebte auch eine innere Reform der Kirche durch Herausgabe seiner ‚Cinque Piaghe‘, die ihm zwar genügende Feindschaft — und sicher keine ganz grundlose — einbrachte, aber den Sturz herbeizuführen noch nicht hinreichte. Dieser erfolgte durch die Treulosigkeit der piemontesischen Regierung, die das fast zustande gekommene Konkordat abwies, und die Verdächtigung, in die er dadurch und bei dem Umschlag in Pius' Politik infolge der Schändlichkeiten der Revolution geriet. Seine Schriften über ‚Die fünf Wunden‘ und ‚Die Konstitution‘ wanderten auf den Index, der in Aussicht gestellte Purpur blieb aus; aus dem Königreich Neapel, wohin er dem Papste nach Gaëta gefolgt war, verbannt, bei den ‚Orthodoxen‘ verfehmt, lief er mit schlaffen Segeln in die Klosterstille seines Stresa ein. Diese Situation vermag niemand besser zu schildern, als es Kraus getan hat:

‚Ist jemand unter denen, welchen diese Blätter zugeweht werden, der, auf der Höhe seines Lebens angekommen, in der Fülle der Manneskraft, im vollsten Besitze seiner geistigen Macht, seine Zukunft vor sich liegen sieht, — zerbrochen, hoffnungslos, nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Härte des Schicksals, das uns zuweilen in eine Zeit hineinwirft, die uns nicht versteht? Ist jemand unter meinen Lesern, der von seiner geistigen Höhe herabsieht auf solch ein Feld von Ruinen, das vor seinem Blicke sich auftut, und das die Sonne eines stürmischen Tages in ihrem Sterben milde bescheint: ich glaube, der ist imstande, zu fühlen, was ein Mann wie Rosmini empfand, als er von der neuen Terrasse des Collegio in Stresa den Blick zum ersten Male wieder über den wundervollen See gleiten ließ und der Hoffnungen und Pläne gedachte, mit denen er sich zum Besten der Kirche und Italiens trug, als er, ein Jahr zuvor, dies Paradies mit dem glatten Boden der Diplomatie und der römischen Hofluft vertauschte. Es ist für den müden Pilger nicht leicht, unter solchen Umständen die Reise von Tag zu Tag fortzusetzen. Sein Trost kann nur sein, daß der „große Tag des Herrn nahe, sehr nahe ist und eilig heranzieht“ (Sophon. 1, 14). Der Christ, welcher in solcher Lage ist, weiß seinen Vorteil daraus zu ziehen. Er hat abgeschlossen mit der Welt, er lebt in ihr und mit ihr, ein Toter mitten unter den Lebenden. Die Freuden dieses Lebens, die Rosen, die ihm etwa noch blühen, vermögen ihn nicht mehr zu täuschen über die Vergänglichkeit alles Irdischen; die Dornen, so ihn verwunden, das Weh, das ihm noch zustößt, ist nach all dem Erfahrenen zu geringfügig, um ihn aus seiner Ruhe zu werfen. Eine milde, nur dem Jenseitigen noch zugekehrte Stimmung hat in seinem Herzen Platz gegriffen; er hat die große Kunst des Erbarmens gelernt und übt sie lächelnd gegenüber all den Torheiten und Verwirrungen der Menschen.

Ich denke mir, so stand es auch um Don Antonio. Vorüber war jede Hoffnung, seine Ideale verwirklicht zu sehen. Ihm war nichts geblieben als seine Freiheit und sein treuer Gott.‘

Jetzt eilte er rasch dem Grabe zu. Seine ganze Beschäftigung galt dem Studium und der Sorge für sein Institut. Eine Reihe bedeutender

Publikationen folgte, die auch von der Nachricht, daß von seinen ca. hundert Schriften achtzig zur Revision eingezogen seien, nicht unterbrochen wurde. Aber auch das am 10. August 1854 erfolgte dimittantur vermochte sein erschüttertes Ansehen nicht wiederherzustellen. Ein Jahr darauf gab er, durch Leiden ausgiebig geläutert, seine große und reine Seele ihrem Schöpfer zurück.

Soviel in kurzen Zügen über den Menschen Rosmini. Was seine Bedeutung in der Wissenschaft angeht, so war er zweifelsohne ein origineller, scharfer, analytischer Geist, und sowohl Philosophie als Theologie verdanken ihm eine Reihe neuer Gesichtspunkte. Vielleicht könnte man ihn in der einen oder andern Hinsicht, besonders mit Bezug auf die Verwirrung der italienischen Philosophie seiner Zeit, als etwas originalistisch bezeichnen. Auf die Ideologie, das eigentlich Neue, das er gebracht, kann hier nicht näher eingegangen werden. Aber daß die Annahme einer allgemeinen Idee des Seins, die durch die Sensation determiniert, unsere Idee von den konkreten Dingen bilde und mit Hilfe der Universalisation und Abstraktion zu den konkreten und abstrakten Ideen führe, ist heute als grundlos und unfruchtbar allgemein so ziemlich aufgegeben. Ebenso ist aber auch der Vorwurf des Pantheisierens jetzt endgültig als Konsequenzreiterei gebrandmarkt. Unvergänglich ist vor allem Rosminis Organisation der christlichen Liebestätigkeit. Wir sind in der Lage, mitzuteilen, daß auch unser deutsches Vaterland in nicht allzu ferner Zeit eine Tochterstiftung des Istituto della carità erleben wird. Ein Wort des großen Roveretaners möchten wir uns zum Schlusse noch gestatten, daß wir nie ohne Rührung auf dem ersten Blatt des goldenen Büchleins der ‚Massime di perfezione'* lesen: ‚Drei Dinge verführen uns arme Menschen immer zu falschen Urteilen über die Wege der Vorsehung: corta vita, corta vista, corta pazienza — die Kürze des Lebens, die Kürze des Gesichtes, die Kürze unserer Geduld.'

J. A. Laros.

Der Südpolrekord.

Unsere Kenntnis eines großen Teils der nördlichen Polarländer geht bekanntlich schon in frühe Zeiten zurück. Island und Grönland sind bereits im Mittelalter von Europa aus kolonisiert worden; Baffin erreicht 1616 bei Kap Alexander den 77. Grad, und neuerdings haben Nansen und Cagni sich dem Pol bis auf vier Grade, als 120 Wegstunden in der Luftlinie genähert. Noch zeigt auch die nördliche Kalotte unserer Erdkugel das unerforschte Weiß, aber zweifellos ist hier der Anfang vom Ende gekommen.

Ganz anders in der Antarktis, wo die von Baffin gewonnene Breite erst 1840 erreicht und erst im 20. Jahrhundert nennenswert überschritten worden ist.** Hier reichen nicht, wie auf unserer Hemisphäre, die Kontinente,

* ‚Grundzüge der christlichen Vollkommenheit.' München 1887.

** Vorzügliche Darstellung der antarktischen Entdeckungsfahrten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bei Fricker, Antarktis (Bibl. d. Länderk. Bd. 1), Berlin 1898.

kreisförmig den Pol umschließend, über 70 Grad hinaus; die Südspitze Afrikas liegt unter 35 Grad, Australien erreicht noch nicht 40 Grad, Neu-Seeland nicht 50 Grad, nur das Südamerika vorgelagerte Feuerland 55 Grad. Erst zu Beginn der neueren Zeit werden Afrika und Südamerika zum ersten Male umfahren, und die ungeheure Wasserwüste der südlichen Halbkugel erscheint dann noch manches Menschenalter hindurch auf unseren Karten, selbst bei Merkator, durch eine absolut phantastische Terra australis ausgefüllt.

Der ozeanische Charakter und das Klima haben in der Antarktis der Polarforschung weit größere Schwierigkeiten als im Norden bereitet. Kein warmer Golfstrom ermöglicht die eisfreie Schiffahrt über den 70. Grad hinaus; noch weit nördlich des Polarkreises begegnet der Entdecker geschlossenen Packeismassen; Treibeis kommt noch nördlich bis 40 Grad vor. Südlich vom Feuerland hat sich nie eine Spur menschlichen Lebens gefunden; nur die Tierwelt reicht in höhere Breiten hinauf, und die Vegetation ist von unglaublicher Dürftigkeit. In einer Breite, unter welcher bei uns die Rebe gedeiht, wächst dort kein Baum mehr. Die öden Kerguelen-Inseln z. B., auf welchen die deutsche Südpolar-Expedition eine Station errichtete, sind vegetativ durch das Tussok-Gras charakterisiert, obwohl sie etwa in derselben Breite wie Koblenz und 20 Grad näher beim Äquator liegen als Hammerfest, die nördlichste Stadt Europas.

Kein Wunder, wenn Jahrhunderte nach der Umschiffung Amerikas und Afrikas vergehen, bevor wir von der Antarktis auch nur im allgemeinsten Sinne richtige Vorstellungen erhalten. Erst James Cook hat den Wahn von einem Australkontinent im Sinne früherer Zeiten unwiderruflich zerstört, indem er 1773 zum ersten Male den Polarkreis, später den 71. Grad passierte, 330 Längengrade innerhalb des 50. und 115 innerhalb des 60. Breitegrades übersegelte. Kolumbus fand eine neue Welt, Cook ein neues Meer.

Dann vergehen über 40 Jahre, während deren das südliche Eismeer nur von Robbenschlägern und Walfängern besucht wird. Erst im 19. Jahrhundert beginnen wieder Entdeckungsfahrten in größerem Stil. Noch viel weiter als durch Cook wird die Terra australis zurückgeschoben durch den Russen von Bellinghausen, der sechsmal den Polarkreis schneidet und 243 Meridiane innerhalb des 60. Breitegrades durchsegelt, aber nur wenige Andeutungen von Land findet, dann durch Weddell, der 1823 südöstlich vom Kap Horn im offenen Meer den 74. Grad überschreitet und damit den Rekord Cooks um drei Grade schlägt. Erst 1904 hat in dieser Gegend der Schotte Bruce, 72—74 Grad, eine ausgedehnte Küste mit vorgelagerter Eismauer gesichtet und Coatsland genannt.

Dann folgt in den dreißiger Jahren die Entdeckung größerer Landmassen durch den Franzosen Dumont d'Urville und den Amerikaner Wilkes. Unsere Kenntnis des Dirk Gerritz-Archipels (südlich vom Kap Horn) wird erheblich erweitert und südlich von Australien, ziemlich genau dem Polarkreis folgend, eine lange Reihe von Küstenpunkten gesichtet (Wilkes-Land). Diese vielfach bestrittenen Beobachtungen erstrecken sich auf etwa 2000 Kilo-

meter, wobei es zweifelhaft bleibt, ob es sich um die Küste eines antarktischen Kontinents oder um eine mächtige Inselkette handelt.

Den sensationellsten Erfolg erreichte James Clark Roß auf seiner Expedition 1839—43. Südöstlich von Wilkes-Land entdeckte er das Viktoria-Land, dessen Küste er zuerst östlich, dann südlich folgt. Ungeheure Gebirgszüge tauchen auf, in herrlichen Formen bis etwa 4000 Meter emporsteigend, die Admiralitätskette, der Mount Melbourne, endlich zwei riesige Vulkane, davon einer in Tätigkeit, der mit seinem Nachbarberge nach den beiden Expeditionsschiffen die Namen Mount Erebus und Mount Terror erhält. Und dann ein neues Wunder: Vom Fuße des Mount Terror an folgt Roß der großen Eismauer, einem senkrecht abstürzenden Eisabsturz, 45 bis 60 Meter hoch, fast ohne Einschnitte. Hunderte von Kilometern ist er, beständig in östlicher Richtung, dieser ‚Barriere' gefolgt, ohne ihr Ende zu erreichen und ihre Krone zu betreten; das blieb unseren Tagen vorbehalten. Heute wissen wir, daß dieses auch an anderen Südpolar-Küsten begegnende Phänomen nichts ist als die ozeanische Front des ‚Inlandeises', eines große Landmassen oder auch Inselgruppen bedeckenden Riesengletschers, entsprechend dem Eismantel, der Grönland bedeckt. Hier erreichte Roß, Weddell um vier Grade schlagend, die Breite von 78 Grad 10'. In jeder Beziehung glücklich ist diese gewaltigste aller Südpolar-Expeditionen verlaufen, und von ihren 152 Teilnehmern hat nur ein einziger die Heimat nicht wieder gesehen. Ein paar Jahre später liefen dieselben zwei Schiffe aus der Themsemündung, um unter Franklins Führung neue Ehren am Nordpol zu gewinnen; — von der ganzen Bemannung ist nicht ein einziger heimgekehrt.

Es ist bezeichnend für die Schwierigkeit und geringe Anziehungskraft der antarktischen Forschung, daß nach Roß ein halbes Jahrhundert vergeht, bevor neue Versuche in gleicher Richtung gemacht werden. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts sind wieder größere wissenschaftliche Unternehmungen zu verzeichnen, die aber zunächst nur bescheidene Erfolge haben. 1897—99 besucht ein belgisches Schiff, die Belgica, unter de Gerlache den Dirk Gerritz-Archipel und die Westküste des Graham-Landes und legt ein gutes Stück derselben fest. Es war das erstemal, daß ein Schiff einen antarktischen Winter (unserem Sommer entsprechend) durchmachte, und zwar im Treibeise, während Cook wie Roß im Winter stets mildere Breiten aufsuchten.* In derselben Gegend operierte, anscheinend ohne sehr erhebliche Resultate, eine erst 1905 zurückgekehrte französische Expedition unter Charcot.

Nach der Ostküste des Graham-Landes wandte sich 1901 eine schwedische Expedition unter Otto Nordenskjöld. Auf der Snow Hill-Insel (etwa 64 Grad) wurde eine Winterstation errichtet, deren Mitglieder längs der Küste noch etwa zwei Breitegrade weiter südlich gekommen sind. Als die

* Die erste Südpolarnacht. Von Frederick A. Cook. Deutsch von Dr. A. Weber. Kempten, 1903. — Im Reiche der Pinguine. Schilderungen von der Fahrt der Belgica. Von G. Lecointe. Deutsch von W. Weismann. Halle a. S., 1904.

Antarktik, das Expeditionsschiff, die Station ablösen wollte, konnte sie nicht durch das Eis; eine Schlittenexpedition blieb ebenfalls stecken und mußte an der Nordspitze des Graham-Landes überwintern; die Antarktik selbst aber wurde vom Eise zerdrückt, und die Mannschaft mußte auf Booten eine Zuflucht auf der kleinen Paulet-Insel suchen. So saßen die drei Teile der Expedition während des zweiten Winters in geringer Entfernung von einander, aber ohne Verbindung, bis ein argentinischer Rettungsdampfer sie glücklich heimholte.*

In ganz anderer Richtung ging die Fahrt des deutschen Schiffes Gauß unter Drygalski (1901). Wer von ihr epochemachende geographische Entdeckungen erwartete, ohne zu beachten, daß der Schwerpunkt dieser ersten deutschen Südpolarexpedition auf dem Gebiete exakter wissenschaftlicher Beobachtung lag, ist enttäuscht worden. Immerhin hat sie glücklich die Verlängerung des Wilkes-Landes erreicht und in der Nähe einer Küste überwintert, die den Namen Kaiser Wilhelms II. erhielt. Das Land ist vollständig vergletschert; nur an einer Stelle ragt ein kleiner ehemaliger Vulkan aus dem Eise hervor; tiefer in das Innere ist die Mannschaft nicht vorgedrungen.**

Der erste, der wieder den Spuren des großen Roß folgte, war der junge norwegische Gelehrte Borchgrevink. Um überhaupt das Land seiner Sehnsucht, die Antarktis, besuchen zu können, mußte er sich das erstemal (1894) auf einem Walfischfänger als Matrose verdingen. Aber er hatte Glück: Das Schiff erreichte, über 50 Jahre nach Roß, das Viktoria-Land, und Borchgrevink konnte sogar, was Roß nicht gelungen war, als erster bei Kap Adare die Küste betreten. Vier Jahre später fuhr er als Leiter einer wissenschaftlichen Expedition auf dem Dampfer Southern Croß zum zweitenmal nach Kap Adare. Hier ließ er sich mit mehreren Gefährten aussetzen und verlebte einen antarktischen Winter, den namentlich die furchtbaren Stürme recht ungemütlich machten. Sie hinderten ihn aber nicht, ausgedehnte Schlittenreisen an der Küste zu unternehmen. Dann holte die Southern Croß ihn ab, unternahm aber noch einen erfolgreichen Vorstoß nach Süden. Zum erstenmal seit Roß wurden wieder die großen Vulkane und die große Eisbarriere erreicht. Letztere fand man weniger hoch und erheblich nach Süden zurückgegangen, konnte sogar an einer niedrigen Stelle landen und eine kurze Schlittenfahrt auf dem Inlandeise antreten, welche bis zu 78 Grad 50', also fast einen halben Breitegrad über Roß' äußersten Punkt hinausführte.***

Die weitaus bedeutendste der neueren Expeditionen ist die des englischen Kapitäns Scott, der wie Borchgrevink den Spuren von Roß folgte,

* Antarktik. Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol. Von Dr. O. Nordenskjöld, J. Gunnar Andersson, C. A. Larsen und E. Skottsberg. Deutsch von Mathilde Mann. Zwei Bände. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1904.

** Zum Kontinent des eisigen Südens. Von Erich von Drygalski. Deutsche Südpolarexpedition. Fahrten und Forschungen des Gauß 1901—1903. Berlin, G. Reimer 1904.

*** Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland 1898 bis 1900. Von Karsten Borchgrevink. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt, 1905.

aber beide Vorgänger weit überholte. Sie erstreckt sich über fast drei Jahre. Am 6. August 1901, fast gleichzeitig mit der deutschen Expedition, verließ der Dampfer Discovery England, am Weihnachtsabend Neu-Seeland, querte mit geringen Schwierigkeiten den Packeisgürtel und konnte schon im Januar 1902 der großen Eisbarriere östlich folgen. Diesmal wurde ihr Ende erreicht, eine mehrere tausend Fuß hohe Landmasse, die den Namen König Eduard-Land bekam. Zwischen ihm und dem Viktoria-Land eingebettet liegt der mehrere hundert Kilometer breite Riesengletscher, oder vielmehr die Barriere ist die schwimmende Front des Inlandeises. Nun wendete die Discovery sich westlich zurück und bezog am 8. Februar 1902 Winterquartier in der Mac Murdo-Straße, im Südosten der Vulkane Erebus und Terror, wo sie zwei Jahre festlag.

Diese beiden Jahre sind durch eine Reihe von Schlittenreisen mit erstaunlichen Ergebnissen ausgefüllt, teils in der Nähe des Winterquartiers, teils weit nach Westen und Süden. Nur die wichtigsten dieser kühnen Unternehmungen können erwähnt werden. Festgestellt wurde, daß die Mac Murdo-Straße nicht einen bloßen Einschnitt in das Festland darstellt, sondern daß die beiden Vulkane auf einer großen Insel liegen, und daß die Berge des Viktoria-Landes sich noch weiter nach Süden fortsetzen. Ende 1902 trat Leutnant Armitage eine Schlittenreise westlich in das Innere des Viktoria-Landes an, die erste größere Landreise innerhalb des südlichen Polarkreises; sie führte ihn auf ein Eisplateau von etwa 2700 Meter Seehöhe, ganz wie das Innere Grönlands, das Nansen 1888 durchquerte.

Weit erfolgreicher noch war die Schlittenfahrt, die Scott am 1. November 1902 mit nur zwei Begleitern antrat. Sie ging nach Süden über das flache Inlandeis. Am letzten Tage des Jahres wurde der südlichste Punkt erreicht: 82 Grad 17', womit der Rekord Borchgrevinks um drei bis vier Breitegrade geschlagen war. ‚Wir sahen zur Rechten,' berichtet Leutnant Shackleton, ‚riesige, bis 14000 Fuß hohe Berge; südwärts erstreckte sich die flache Eisebene, so weit man sehen konnte. Die Sonne war Tag für Tag um uns gegangen, ohne je unterzugehen; es war fast ebenso langweilig wie die lange Winternacht. Der geringe Vorrat an Nahrung, Anzeichen von Skorbut, die Hunde fast alle tot, und dabei wurden wir jeden Tag schwächer; so waren wir gezwungen umzukehren.' Der Rückweg gestaltete sich zu einem verzweifelten Kampf. ‚Zu unseren Leiden kam jetzt noch die Schneeblindheit hinzu. Unsere Augen wurden bandagiert; wir wurden so an den Schlitten geführt, um ihn zu stoßen, und am Ende des Tagewerkes wurde man vom Schlitten in das Zelt geführt. Anfang Januar herrschte oft Sturm mit sehr nassem Schnee; der schmolz dann im Zelt, und man lag die ganze Nacht im Wasser. Am 11. Januar hatten wir nur noch zwei Hunde. Schließlich fanden wir unsere (auf dem Hinweg angelegte Proviant-) Niederlage auf, worauf ich zusammenbrach und einen Blutsturz bekam. Darauf wurde alles, was nicht absolut notwendig war, weggeworfen. Meine beiden Gefährten waren durch Nahrungsmangel und beginnenden Skorbut selbst

keineswegs bei guter Gesundheit; sie sorgten jedoch aufopfernd für mich. Am 3. Februar erreichten wir die Discovery.'

Ende 1903 wurde noch ein zweiter Vorstoß nach Westen in das Innere des Viktoria-Landes unter Führung von Scott unternommen. Er folgt vom 26. Oktober ab zunächst den Spuren des Leutnants Armitage, erreicht am 11. November die Plateauhöhe und überschreitet neun Tage später, in etwa 155 östlicher Länge, den magnetischen Meridian, wodurch die hypothetische Lage des magnetischen Südpols sich genauer bestimmt. Mit nur zwei Mann drang Scott noch einige Tage weiter über das Plateau vor; sein äußerster westlicher Punkt lag 430 Kilometer von der Winterstation; damit war fast die Hälfte des Weges bis zu der von Wilkes gesichteten Küstenlinie zurückgelegt, die wohl mit dem Viktoria-Land zusammenhängt. Eine kühne Hypothese will sogar das Graham-Land in diesen ‚Australkontinent' einbeziehen.

Am Weihnachtsabend 1903 kam Scott wieder bei seinem Schiff an, und bald schlug auch diesem die Stunde der Befreiung. Schon zu Anfang 1903 hatte ein Hilfsschiff der Discovery Vorräte überbracht und die ersten Nachrichten mitgenommen. Jetzt, am 5. Januar 1904, erreichten zwei Entsatzschiffe das Eisfeld, in dem die Discovery festgefroren war. Freilich dauerte es noch weit über einen Monat, bis sie nach langsamem Aufbrechen des Eises, zum ersten Male seit zwei Jahren, wieder in offenem Wasser lag. Am 16. Februar traten Befreier und Befreite zusammen die Heimreise an; noch einige Wochen Kampf mit Eis und Sturm, und am 1. April 1904 liefen sie in den Hafen von Lyttleton auf der Südinsel von Neu-Seeland ein. Durch diese gewaltige Expedition, über welche bisher nur fragmentarische Berichte vorliegen, ist der Polabstand des südlichsten erreichten Punktes von rund 345 (Borchgrevink) auf 230—240 Stunden Luftlinie beschränkt worden.

Vor fünf Vierteljahrhunderten hat der erste große Südpolforscher, James Cook, die resignierten Worte niedergeschrieben: ‚Die Länder, die wir entdeckt haben, hat die Natur zu ewiger Starrheit verdammt; für ihren fürchterlichen und wilden Anblick finde ich keine Worte. Wie mögen erst jene Länder beschaffen sein, die noch weiter gegen Süden liegen? Wir müssen ja voraussetzen, daß wir noch die besten, weil nördlichsten, gesehen haben. Sollte irgend jemand den festen Willen und die Ausdauer haben, diesen Punkt aufzuklären durch ein weiteres Vordringen nach Süden, als ich es getan habe, so werde ich ihn nicht um den Ruhm der Entdeckung beneiden; aber ich bin so kühn, zu erklären, daß die Welt keinen Nutzen davon haben wird.' Hat er recht gehabt? Liegt nicht die Frage nahe: Wozu all diese heroischen Anstrengungen? Ist es wirklich der Mühe wert, Menschenleben aufs Spiel zu setzen und Millionen zu opfern, um trostlose Länder und Meere zu finden? Was liegt denn schließlich daran, ob jemand einige Grade weiter als sein Vorgänger nach Norden oder Süden vordringt, und ob endlich jemand sagen darf: Hier, wo ich stehe, ist der Nordpol oder der Südpol? Ja, handelte es sich bloß darum, den Polar-Rekord zu schlagen, so wären diese Fragen be-

rechtigt. Aber es handelt sich um größeres: Wetterkunde, Tiefseeforschung, Geologie und zahlreiche andere Disziplinen sind hier beteiligt, und ganz besonders die Erforschung der magnetischen Kraft. Vielleicht werden im höchsten Norden oder Süden die Schlüssel zu den innersten Gemächern gefunden werden, in denen sich die letzten Geheimnisse des Magnetismus und der Elektrizität verbergen. Unsere wissenschaftliche Welt weiß ganz genau, was sie tut, wenn sie immer aufs neue kühne Männer hinausschickt in diese Eiswüsten, wenn sie die beiden Pole mit einem Kranz von Beobachtungsstationen umgibt, und daraus soll man ihr keinen Vorwurf machen, sondern es unserem Zeitalter zugut schreiben. Gewiß, der Ehrgeiz spielt hier eine große Rolle; aber er stellt sich in den Dienst idealer Interessen, und wenn auch erst in ferner Zukunft, werden vielleicht diese Expeditionen auch praktische Ergebnisse zeitigen, die unsere Nachkommen mit tiefem Danke auf sie zurückblicken lassen.

Dr. H. Cardauns.

Wolkenwandlungen.

Siehst du nicht — wenn manchmal sich
Feiernd deine Hände falten —
Manche Wolken wie ein Fest
Schnell sich wandelnder Gestalten?

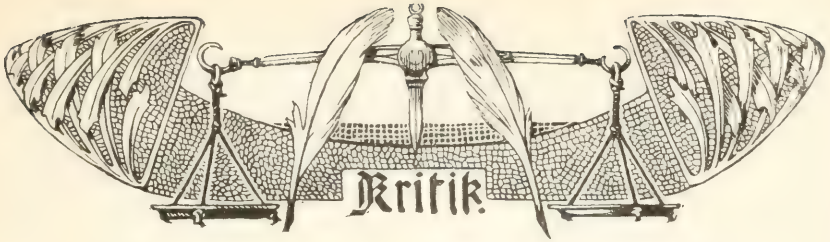
Hier erhebt ein Jünglingsarm
Einen vollen Lebensbecher;
Dort entsinkt ein schäumend Glas
Einem bärtig-wüsten Zecher.

Hier verfährt ein Segelschiff
Sich auf uferlosem Meere,
Und dort ragt ein schroffes Riff
In die ungeheure Leere.

Hier neigt sich ein Liebespaar
Zueinander. Dort erklingen
Lustige Harfen, die ein Lied
Ferner Seligkeiten singen.

Während deine Seele so
In der Sehnsucht ganz gefangen,
Ist in einem Augenblick
All dein Schauen schon zergangen.

Karl Ernst Knodt.



Über Prachtwerke.

Aus Anlaß eines Prachtwerkes

von

Paul Maria Baumgarten.

Sieht man sich unter den in den letzten Jahren erschienenen oder den zur Ausgabe vorbereiteten wissenschaftlichen Prachtwerken um, so fällt dem aufmerksamen Beobachter eine Tatsache auf, die im allgemeinen viel zu wenig gewürdigt wird. Ich meine, daß die Beantwortung der Frage, wer für die Prachtausstattung die Mittel bereit gestellt hat, im allgemeinen in den landläufigen, wenn auch wissenschaftlich wertvollen Besprechungen solcher Bücher viel zu wenig berücksichtigt wird. Mag es ein Souverain, mag es eine Regierung oder gelehrte Gesellschaft, mag es ein reicher Mann, der selbst dem wissenschaftlichen Betriebe fernsteht, oder — was selten genug zutrifft — der Verfasser des Buches sein, immer bleibt es eine Tat von erheblicher Bedeutung, deren angemessene Hervorhebung unzweifelhaft berechtigt ist.

Wer, wie Graf Lanzkoronski in Wien, über ausgedehnte Kenntnisse, einen geschulten ästhetischen Sinn und eine stets gefüllte Börse verfügt, der vermag — das demnächst erscheinende Werk über Aquileja wird den Beweis von neuem erbringen — Werke zu schaffen oder schaffen zu helfen, die ihr Bürgerrecht in der Gelehrtenrepublik von Anfang an besitzen und auf Jahrhunderte hinaus behalten werden. Wenn der Herzog von Cumberland die Reliquiare seiner Schatzkammer durch Professor Neumann in der bekannten Weise bearbeiten und ausstatten ließ, so mögen sich Herzog und Professor in den bleibenden Ruhm, ein solches Werk zusammen geschaffen zu haben, brüderlich teilen.

Als Steinmanns Plan, die Gemälde der Sixtinischen Kapelle und die Baugeschichte dieser hervorragendsten aller Palastkapellen abschließend zu untersuchen und in einer monumentalen Veröffentlichung die Ergebnisse niederzulegen, vom Reichskanzler wohlwollend aufgenommen und gefördert wurde, als dann der Reichstag ohne lange Verhandlungen die geforderten Mittel bewilligte, waren der Gelehrte, der Staatsmann und die gesetzgebende Körperschaft gemeinschaftlich an diesem großen Unternehmen beteiligt.

Professor Furtwänglers Gemmenwerk ragt hervor durch seine abschließenden Forschungen wie durch die Vorzüglichkeit seiner bisher nicht gekannten reichen und sorgfältigen Ausstattung. Ich hatte Gelegenheit, bei Giesecke und Devrient in Leipzig zu sehen, wie der alte, nunmehr verstorbene Hermann Giesecke und sein Sohn, der jetzige Chef der Firma, sich nicht genug tun konnten in immer neuen technischen Versuchen, die oft so schwer zu fassenden Kunstwerke des Altertums in

der vorzüglichsten Weise auf die Platte zu bannen. Wenn hier für den Ruf der Weltfirma eine Ausstattung gemacht wurde, die auf diesem Gebiete ihresgleichen sucht, so darf man mit dem Lobe für das Haus Giesecke und Devrient nicht geizen, wenn man ein solches Buch bespricht.

Wem es bekannt ist, mit welcher Freude die gelehrte Welt das Buch von Harnack und von Gebhard über den Codex Rossanensis purpureus begrüßte, begreift den Kummer des Verlegers, daß es ihm nicht vergönnt war, tadellose mechanische Reproduktionen statt der immerhin unvollkommenen, wenn auch als solcher vorzüglichen Pausen zu veröffentlichen. Mehr wie einmal klagte mir der oben schon genannte Hermann Giesecke, wie tief er es beklage, daß dieser bedeutungsvolle Codex nunmehr unzugänglich geworden sei, so daß die von ihm angestrebte abschließende Veröffentlichung der berühmten Bilder unmöglich sei. Unentwegt behielt er aber das Ziel im Auge, und vor seinem Tode erlebte er noch die Freude, daß durch die Vermittlung des Kardinals Hohenlohe Professor Haseloff die Miniaturen photographieren konnte. Freilich wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die erhaltenen Bilder einfach zu vervielfältigen und mit dem Haseloff'schen Kommentar der gelehrten Welt vorzulegen; aber damit war sein Ehrgeiz als Chef eines solchen Hauses nicht befriedigt. In monatelangen Versuchen, das Beste zu leisten, was mit den nicht gleichmäßig gut gelungenen Photographien überhaupt zu machen war, gelang es ihm, hier ein Buch zu schaffen, dessen Bedeutung in weiteren Kreisen leider gar nicht und in gelehrten Kreisen nicht ganz entsprechend gewürdigt worden ist. Wer hat wohl des alten Herrn selbstlose Hingabe an diese große Aufgabe in seiner Besprechung gebührend erwähnt? So weit ich es übersehe, niemand; und doch war es manchen bekannt. Verdient eine solche Tätigkeit nicht auch hohes Lob? Man nehme das vornehme Buch zur Hand und lasse sich von einem Sachverständigen auseinandersetzen, welche Unsumme von Arbeit in diesen Tafeln steckt, man wird dann anders von dem Verleger denken, der bei solchen Werken nur Geld ausgeben, aber sozusagen keines einnehmen kann. Da ist es schon mehr wie Bescheidenheit, wenn Hermann Giesecke, der einen großen Respekt vor seinen Autoren hatte, von sich selber zu sagen pflegte, er sei nur ein ‚Handlanger der Wissenschaft'.

Seit Jahresfrist liegen die Ergebnisse fünfzehnjähriger Forschungen Wilperts über den großen Bestand der römischen Katakombengemälde in deutscher und italienischer Ausgabe vor; wir alle haben ob einer solchen Gelehrsamkeit und ob solchen Fleißes mit Recht gestaunt. Mit freudigster Überraschung blättert jeder in dem über alle Maßen herrlichen Bilderatlas und preist den Meister, der solches vollbracht hat. Darf man aber bei dieser Anerkennung nicht mit hohem Lobe des Kardinals Kopp gedenken, der in fürstlicher Weise dazu beigetragen hat, dieses Werk seiner Vollendung entgegenzuführen? Soll man nicht dankbarst den Kaiser erwähnen, der mit reichen Mitteln aus seinem Dispositionsfond die langwierigen Arbeiten freudigst unterstützt hat?

Wenngleich keine Bilder die Bände zieren, die ein internationales Gelehrtenkollegium aus dem Dominikanerorden seit anderthalb Jahrzehnten veröffentlicht, — die kritische Gesamtausgabe der Werke des heiligen Thomas, — so darf ich das Unternehmen in diesem Zusammenhange doch anführen. Denn nur reiche, selbstlos zur Verfügung gestellte Mittel konnten eine innerlich wie äußerlich gleich vollendete Ausgabe der Schriften des großen Aquinaten möglich machen. Und wer diese Mittel hergab, hat vollsten Anspruch auf unsere Dankbarkeit, auf unser Lob.

In der Liste dieser Erscheinungen könnte ich noch lange fortfahren, da über diese Dinge sich zahlreiches Material gerade in den letzten zehn Jahren angesammelt hat. Meine einleitenden Worte haben den besonderen Zweck gehabt, darauf aufmerksam zu machen, daß in den meisten Fällen zwei, wenn nicht drei Faktoren zusammenwirken müssen, um eine gedeihliche Ausgestaltung der in Frage stehenden Veröffentlichungen vornehmster Natur zuwege zu bringen.

Diese Erwägungen dürften den richtigen Hintergrund abgeben, um von einem Buche zu sprechen, bei dessen Herstellung, wenn man vom Satze, der Ätzung der Bilder, dem Drucke, der Herstellung des Papiers und der Entscheidung technischer Fragen absieht, der Verfasser alles übrige selbst besorgt hat. Dahin gehört: Die Aufnahme sämtlicher Bilder, die Bestimmung über ihre Verwendung, der ganze Text des Buches, die Auswahl des Papiers, die Angabe des Prachteinbandes und — die Kosten. Mir ist kein Beispiel bekannt, daß jemand in der Lage gewesen wäre, alle diese Dinge selbst zu besorgen. Entweder fehlten die Mittel, um das Buch herauszugeben, oder es mußten fremde Hilfskräfte zur Herstellung der Bildervoriginale eingestellt werden, oder es mangelte an technischen Kenntnissen, um die Vervielfältigung der Originale selbständig zu leiten, oder es fehlte in dieser oder jener anderen Beziehung wichtiger Art, kurz, die eine oder andere fremde Hilfe war notwendig. Nimmt man nun hinzu, daß der Verfasser des gleich zu nennenden Buches auch noch dafür zu sorgen in der Lage war, daß sein teures Werk sich wirklich einen Leserkreis erobern konnte, indem er es den bedeutendsten Bibliotheken aller zivilisierten Länder schenkte, so glaube ich nicht weiter begründen zu sollen, warum ich meinen Lesern etwas davon erzählen will.

Aber, — so dürfte vielleicht der eine oder andere kritisch veranlagte Kopf denken, — wenn der Verfasser sein Buch verschenkt, dann wird trotz all der aufgezählten Vorzüge wohl der Inhalt minderwertig sein, sonst würde es gewiß gekauft. Auf diesen Einwurf antworte ich gleich mit der Mitteilung, daß die Société géographique de la France, also die angesehenste französische Gesellschaft von Fachgelehrten, das Werk mit einer großen silbernen Medaille ausgezeichnet hat. Wer den Betrieb bei Vergebung der Auszeichnungen dieser Gesellschaft kennt, wird wissen, daß damit dem Verfasser eine hohe Ehrung zuteil geworden ist.

Um nun die begreifliche Neugierde meiner Leser zu befriedigen, will ich gleich den Titel des Prachtwerkes hiehersetzen: Hugues Krafft, A travers le Turkestan Russe. Ouvrage illustré de deux centsoixante-cinq gravures d'après les clichés de l'auteur et contenant une carte en couleurs. (Paris 1902. Hachette et Cie. VIII und 230 Seiten. gr. 4°.)

Wie entstand dieses Buch? Der Verfasser, der durch die geistvolle und umfangreiche Beschreibung einer Reise um die Welt (Autour du monde, par H. K.) vorteilhaft bekannt ist, machte bei einer Reise in den Kaukasus einen kleinen Abstecher nach russisch Turkestan. Er beabsichtigte anfangs nicht viel mehr als einen kurzen Besuch in dem merkwürdigen Lande zu machen, in dem die Russen sich seit einiger Zeit häuslich eingerichtet haben. Aus dem geplanten kleineren Ausfluge wurde ein längerer Aufenthalt, da Krafft von der überwältigenden Großartigkeit der Denkmäler einer vergangenen asiatischen Kultur mächtig angezogen wurde und, wie ein Schritt dem andern folgte, nach und nach das Bedeutsamste unter ihnen photographierte. Mit seinem künstlerischen verband sich bald ein ethnographisches und allgemein folkloristisches Interesse, so daß, als Krafft seine

Koffer zur Heimreise nach Paris packte, die wertvollsten Negative der verschiedensten Art seine ungeahnte Ausbeute bildeten. Zwischendurch war auch die Sammlung von wissenschaftlichem Material so gefördert worden, daß die meisten der aufgenommenen Bilder in sachgemäßer Weise kommentiert werden konnten.

Aber erst nachdem in Paris eine Ausstellung der besten Photos, die in den Räumen der photographischen Gesellschaft eine ungewöhnlich große Zahl von Besuchern und Bewunderern angezogen hatte, vorüber war, machte sich Krafft mit dem Gedanken vertraut, seine mehrmonatliche Forschungsreise zu beschreiben und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen. Wenn ich den Ausdruck ‚Forschungsreise' gebrauche, so denke man dabei nicht, daß es sich um Ausrüstung einer Karawane gehandelt habe, um unwirtliche, dem Verkehr entzogene Gegenden zu durchqueren, wie man es in den Beschreibungen Hermann von Wißmanns oder Eugen Wolfs liest; sondern hier war die photographische Camera das einzige Ausstattungsstück, das Krafft von den wenigen nicht russischen Reisenden in jenen von der Eisenbahn schon erschlossenen Gebieten unterschied.

Wer so vorzügliche Verbindungen in St. Petersburg hat, wie der Verfasser sich rühmen kann sie zu haben, findet keine Schwierigkeiten, eine Art Generalerlaubnis für den Besuch aller merkwürdigen Orte russisch Turkestans zu erhalten. Mit diesem wichtigen Schriftstück ausgestattet konnte Krafft unter anderem auch Alt-Buchara besuchen, das seit sechs Jahren für alle diejenigen Fremden verschlossen ist, die auf ihrem vom Kriegsminister ausgestellten Paß nicht eine ausdrückliche Bewilligung für das Eindringen in die verbotene Stadt haben.

Wenn dem Bazar von Alt-Buchara nachgerühmt wird, daß er der größte in ganz Vorderasien ist, daß er größer, zum mindesten reichhaltiger ist als der von Damaskus und Bagdad, so hat der Verfasser diesem Bilde einer noch unvermischten mittelalterlich-orientalischen Kultur alle Ehre angetan, indem er uns Szenen aus demselben vorführt, deren kulturgeschichtliche Bedeutsamkeit nicht übertroffen, deren Schärfe und Auswahl nur von einigen ethnographischen Aufnahmen erreicht werden kann. Gerade bei diesen Bazarbildern kann man sehen, in wie vorzüglicher Weise die mitgebrachten Empfehlungen an die russischen Behörden wirkten. Wo immer Krafft seine Camera hinstellte, fand er keinerlei Schwierigkeiten, um den Einzelnen wie das ganze Volksgetriebe und -geschiebe in dieser buntscheckigen, farbenfrohen Gesellschaft schlauer Orientalen auf seiner Platte festzuhalten.

Was seit den Zeiten Timurs zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts an gewaltigen Bauwerken in Samarkand aufgeführt worden ist, geht einem unaufhaltsamen Verfall entgegen. Die Grabstätte Timurs mit ihrer wunderbaren Kuppel und dem blauen Glanzziegelbelag ist an vielen Stellen durch die heftigen Erdbeben gerissen und gespalten. Sie wird wie zahlreiche andere Monumente in Bälde nur noch ein Trümmerhaufen sein. Die Russen behaupten zwar, es sei schon zu spät gewesen, diese herrlichen Gebäude zu retten, als sie in ihre Hand kamen. Die Wahrheit ist jedoch die, daß Rußland diesen Dingen erst in der allerjüngsten Zeit einige Aufmerksamkeit schenkte und gewissermaßen froh war, als angebliche Fachleute erklärten, Samarkands Herrlichkeiten seien nicht zu retten. Wem die Geschichte der englischen Kompagnie in Indien aus dem Ende des 18. Jahrhunderts einigermaßen bekannt ist, weiß, daß man seit jener Zeit die prachtvollen Bauwerke Indiens leichten Herzens opferte, wenn man damit Handelsinteressen fördern oder militärische Vorteile erlangen zu können glaubte. Auf diese Weise sind fast zahllose Zeugen einer hochentwickelten Kultur im Laufe der letzten 150 Jahre

skrupellos zerstört worden. Augenblicklich beginnt man ein Einsehen zu haben, und der gegenwärtige Vizekönig Lord Curzon hat gerade diese Sparte der indischen Verwaltung seiner persönlichen Tätigkeit vorbehalten. Die Russen hätten darum von den Engländern lernen und zu gleicher Zeit sich mit einem Schlage des größten Wohlwollens der Eingeborenen versichern können, wenn sie hier machtvoll eingegriffen und dem fortschreitenden Verderben Halt geboten hätten. Die Gouverneure und sonstigen Beamten kümmern sich jedoch um diese Dinge am liebsten nicht, weil ihnen jegliches Verständnis für die hier auf dem Spiele stehenden Kulturwerte fehlt. Wenn darum dereinst der Dom Timurs in sich zusammengesunken sein wird, dann dürften Krasfts monumentale Bilder erst recht in ihrem Werte gewürdigt werden; denn bessere Aufnahmen aller dieser Dinge gibt es einfach nicht.

Die Verkehrsverhältnisse, das Land, die Städte, Dörfer, Gärten, Pflanzen, Tiere usw. könnte man allein schon aus den Bildern des Buches eingehend kennen lernen, selbst wenn der belehrende Vortrag des Werkes nicht vorhanden wäre. Das scharfe Auge des Verfassers sieht den Dingen auf den Grund, und der später zu Hause angestellte Vergleich mit der schon vorhandenen Literatur über diese Dinge hat den Verfasser fast nichts gelehrt, was er nicht schon selbständig beobachtet hätte. Wenn man auch diesen Abschnitt mit gespanntem Interesse durchgearbeitet und sich an den bemerkenswerten Schönheiten und der Eigenart der Bilder erfreut hat, so nimmt unsere Aufmerksamkeit doch das folgende Kapitel in einem solchen Maße gefangen, daß ich nicht anstehe, dieses für das wertvollste und vollständigste zu halten, was auf dem gleichen Gebiete dem Westeuropäer in der ganzen Literatur zugänglich und verständlich ist. In den slavischen Sprachen, vor allem im Russischen, mögen tüchtige Arbeiten über die ethnographischen Verhältnisse Turkestans vorliegen; sie scheiden jedoch wegen ihrer für uns nicht verständlichen Sprache aus dieser Betrachtung aus. Krafft hat in diesem Abschnitte durch Wort und Bild in gleich vollkommner Weise eine Untersuchung über die Volksstämme und ihre altererbte Weise, sich zu kleiden, sich zu schmücken, zu wohnen, zu trauern, zu beten und sich zu freuen, vorgelegt, die allerorten das freudigste Lob gefunden haben. Die Usbeken, Sarten, Tadschiken, Kirgisen und all die anderen hier versammelten Völker, die völlig für sich stehenden Juden mit einzelnen eigentümlichen, vom Islam übernommenen Bräuchen und manches andere werden mit Gründlichkeit und Scharfsinn gesondert vorgeführt. Vambéry in Pesth, einer der gewiegtesten Kenner dieses Landes, hat sich in geradezu begeisterter Weise namentlich über die Tatsache geäußert, daß es dem Verfasser gelungen ist, so viele Frauenbilder von wissenschaftlichem Werte zu bieten, ein Unternehmen, das bisher oft versucht worden und niemals gelungen ist. Dabei mache ich besonders darauf aufmerksam, daß die so schwierige Porträtphotographie von Krafft in einer Weise gehandhabt wird, daß mancher Hofphotograph mit Erfolg bei ihm in die Schule gehen könnte. Nicht nur die Stellung der Personen, auch die Anordnung des Faltenwurfs, die Wahl des Hintergrundes und vor allem die anthropologisch wichtige Gesichtsstellung machen aus dieser ästhetisch wirkungsvollen Sammlung ein seltenes Rüstzeug für weitere Unternehmungen.

Was der Verfasser in seinem Schlußabschnitte über die Festlichkeiten der Eingeborenen schreibt, ist geistvoll, gewandt und namentlich deswegen interessant, weil die eingehende, warme Schilderung erkennen läßt, wie viel trotz der tiefgehenden politischen Umwälzungen und der Veränderung des religiösen Charakters des Landes von den uralten Volksfesten übrig geblieben ist. Die Pracht dieser

allgemeinen Volksfeste, an der die ganze russische Beamtenschaft sowohl aus Neugierde als auch aus Politik stets teilnimmt, muß alle abendländischen Begriffe übersteigen. Hier war das reichste Feld für den künstlerischen Scharfblick des Photographen Krafft, und er hat uns von den Wettrennen und hippischen Schauspielen Bilder geboten, die sich sowohl durch ihre kulturgeschichtliche Bedeutung als durch ihre fabelhafte Schärfe bei der Aufnahme auszeichnen. Nimmt man eine in die prächtigsten ungebrochenen Farben gekleidete Menge von 30—40,000 Orientalen, die sich die Teilnahme an diesen Festen etwas kosten läßt, und vergleicht damit den Eindruck, den unsere festliche Massen, sagen wir bei Wettrennen oder Denkmalsenthüllungen, machen, so erscheinen dieselben sowohl bezüglich ihrer Farbenzusammenstellung wie mit Bezug auf ihre Beweglichkeit wie träge Sumpfgewässer gegenüber magisch beleuchteten Springbrunnen.

Und nun die Ausstattung! An anderer Stelle habe ich auf die fast zahllosen Feinheiten, die den eigentlichen Bücherfreund, den Bücherliebhaber, vor allem interessieren, ausführlich hingewiesen. Ich beschränke mich darauf, festzustellen, daß, wer mit hochgespanntesten Erwartungen das Werk zur Hand nimmt, doch die angenehme Enttäuschung erleben wird, daß seine Erwartungen durch die Wirklichkeit übertroffen werden. Gegenüber diesen Dingen wird der Leser sich wundern, wenn ich ihm mitteile, daß das Prachtwerk nur hundert Franken kostet.

Es gab eine Zeit, in der auch in Deutschland das Verständnis für Buchausstattung so groß war, daß man bei einigermaßen wertvollen Büchern Inhalt und Form in künstlerische Wechselbeziehung setzte. In der vatikanischen Bibliothek und auch anderswo hat man zum Beispiel eine größere Zahl älterer Werke, die einen kostbaren Einband aufweisen, zu einer lehrreichen Sammlung vereinigt. In diesen Zusammenstellungen kann man sehen, wie unsere Altvordern über die Behandlung der Bücher vielfach dachten. Diese Zeit liegt lange hinter uns, und auf sie folgte eine lange Periode des Verfalls, aus dem zu erheben man sich langsam bemüht. In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich unter dem entscheidenden Einfluß englischer Ansichten eine Besserung in den vorher unglaublich zerfahrenen Verhältnissen der Buchausstattung angebahnt. Besser geworden ist der Geschmack für die einzelnen Dinge, die zur Herstellung der Druckwerke gehören; aber das Wichtigste ist auch bei ganz großen Verlagshäusern nur selten zur Ausführung gelangt: Harmonische Übereinstimmung der gesamten äußeren Form mit dem Inhalte.

Ich will gleich dem Einwurfe begegnen, daß es unmöglich sei, diese Forderung auf alle Druckwerke auszudehnen. Selbstverständlich scheiden die billigen Bücher, deren Preis eine weitere Belastung nicht zuläßt, hier aus; auch gewisse Arten von Druckwerken empfehlen sich wegen ihres Inhaltes nicht zu einer solchen Behandlung. Man muß dagegen fordern, daß alle besseren, mit Bildern versehenen Bücher, für die bisher gewohnheitsmäßig auch schon ein eigner Einband hergestellt wurde, in Zukunft nicht so willkürlich mit einem Einbande versehen werden, der vielleicht an sich schön ist, aber zum Inhalte in keiner Weise paßt.

In meiner Bibliothek stehen teure Tafelwerke archäologischen Inhaltes, die von einem großen Verlagshause unter völligem Verzicht auf eine einigermaßen entsprechende Ausführung des Einbandes alle über einen Kamm geschoren wurden. Ich hebe dabei hervor, daß der Gedanke zu diesem späteren Sammeleinbande für die verschiedensten Tafelwerke dem Verlage noch von außen für eines der Werke insinuiert werden mußte, sonst wäre nicht einmal diese einfache, wenn nicht dürftige

Ausführung gemacht worden; man hätte vielmehr den bequemen Weg absoluter Verständnislosigkeit für die Aufgabe des Verlegers auf diesem Gebiete ruhig weiter beschritten. Aber noch mehr. Anstatt nun diese Einbandidee wenigstens für diesen Verfasser vorzubehalten und so wenigstens seinen Büchern ein gemeinsames Kleid zu geben, verwendete man den gleichen Einband — es war ja so bequem — auch für andere Werke, die vielleicht über Pathologie, Schweinezucht oder Sternschnuppen handelten.

In der Besserung der hier besprochenen Verhältnisse sind wir heute auf der zweiten Stufe angelangt. Der alte Schlendrian mit dem bequemen ‚Prachteinband mit Goldschnitt' ist überwunden. Weiterhin hat man erkannt, daß die jüngst so machtvoll ausgebildete Ornamentik der Linie nachdrücklichste Berücksichtigung erheischt. Was geschieht nun auf dieser zweiten Stufe? Ein Zeichner erhält den Auftrag, einen Einband zu entwerfen, wobei ihm Größe des Buches und die in der Zeichnung zu verwendende Schrift angegeben wird. Er führt die Bestellung aus; die Zeichnung gefällt, die Prägung wird gemacht, und dann kann das Einbinden losgehen. Der Gedanke, ob die Zeichnung des Einbandes auch wirklich zum Inhalte des Buches in Beziehung steht oder überhaupt zum Inhalte paßt, wird bei diesem Vorgehen überhaupt nicht beachtet. So kommt es denn, auch in besseren Verlagen, vor, daß ein mit reichem Goldschmuck versehener Einband um ein Buch gelegt wird, das auf minderwertigem Papier einen vielleicht guten, vielleicht mittelmäßigen Text bietet, der mit wohlfeilen Holzschnitten und einem oder mehreren Farbendruckbildern zweifelhafter Güte ‚ausgestattet' ist. Das nennt man dann Prachtwerk, mit dem Bauernfängerei betrieben wird; es ist ein Hohn auf die überall betonte Bildung des Geschmacks durch die Literatur.

Wenn beispielsweise ein Einband mit unruhigstem Linienornament, bei dem das Auge keinen Ruhepunkt findet, und man sich die Bestandteile des Buchtitels mühsam aus dem Gewirre herausschälen muß, für ein ernstes, vielleicht gar erbauliches Werk verwendet wird, so ist das eine Geschmacksverirrung gröbster Art. Hätte man diese Zeichnung für die ‚Poesie' eines der Helden des ‚jüngsten Deutschland', der noch nicht trocken hinter den Ohren ist, verwendet, so wäre das durchaus angemessen gewesen, weil das Wirrsal der Einbandausstattung mit der Sinnlosigkeit des Inhaltes in vollkommenster Übereinstimmung sich befunden hätte.

Hier gilt es also die Besserungen mit aller Macht einzuleiten. Der Zeichner muß vor allem mit dem Inhalte des Buches bekannt gemacht werden, für das er den Einband entwerfen soll. Ist es ein Mann, der seine Kunst wirklich versteht, so wird er sich nicht auf bestimmte, ihm geläufige Formen versteifen, sondern diejenige Lösung zu finden suchen, die sachlich berechtigt ist.

Wenn bei diesen Dingen Verleger und Künstler zusammenarbeiten müssen, so müssen bei der wichtigeren Frage der Innenausstattung Verleger und Verfasser mit einander beraten, namentlich wenn es sich um den zu wählenden Bilderschmuck handelt. Bei vielen Werken, die einfach eine vollständig neue Illustrierung verlangen, ist ein Teil der Frage von selbst beantwortet; es bleibt also nur die Art der Vervielfältigung zu besprechen. Dabei spielt natürlich der Geldbeutel eine sehr erhebliche Rolle, so daß häufig unter dem Zwang der Verhältnisse eine dem Gegenstande gegenüber minderwertigere Vervielfältigungsweise gewählt werden muß, als sachlich wünschenswert ist. Wo aber eine Illustrierung freieren Spielraum hat, da tritt auch heute noch das Bestreben selbst größerer Verleger in aufdringlichster Weise in den Vordergrund, dem Verfasser zunächst alle nur irgendwie

passenden alten und ältesten Bilder des Lagers für sein Buch aufzuhängen, um die Kosten für gute, neue, noch nicht gesehene Bilder zu sparen. Auch von dieser Art habe ich eine Anzahl tüchtiger Werke unter meinen Büchern, die kurzsichtige — um nicht zu sagen geizige — Verleger durch die ältesten Ladenhüter von Bildern so verunziert haben, daß man mehr wie einmal wirklich ärgerlich werden kann. Die Zeiten sind vorbei, in denen man solche Mätzchen machen konnte, in denen das Publikum sich solche Ungehörigkeiten bieten ließ. Wer heute nicht dem modernen Verlangen nach *guten* Illustrationen mutig, selbst mit größeren Opfern entgegenkommt, wird bald an seinem zurückgehenden Absatze merken, daß er und seine Ware für minderwertig angesehen wird.

Die Wahl des Papieres und der Schrift ist eine dritte Angelegenheit, die künstlerisches Empfinden und geschmackvolles Verständnis verlangt. Ein Buch ohne Bilder auf sogenanntes Kunstdruckpapier zu drucken, ist aus mehreren Gründen völlig verfehlt; in gleicher Weise falsch wäre es, für ein illustriertes Werk ein wertvolles, vorzügliches Papier zu wählen, auf dem die Bilder nur unvollkommen zur Geltung kämen. Ein wirkliches Prachtwerk mit einem nur zwei Centimeter breiten Rand herzustellen, wäre eine Barbarei, und Bücher für den täglichen Gebrauch mit sogenanntem ‚Augenpulver' zu drucken, ein Unsinn. Einem vorhandenen größeren Papierreste zuliebe einem Werke ein Format zu geben, das sich zwar bequem aus dem Papierreste herausschneiden läßt, aber dem Inhalte desselben in keiner Weise entspricht, ist nicht nur unschön, sondern auch beeinträchtigend für den Absatz sowohl wie für die allgemeine Beurteilung des Buches. Je dicker ein Buch, um so größer muß der Rand sein. Wir haben mehrere hochwissenschaftliche Werke, die in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet sind, die bei 500 und mehr Seiten einen Rand aufweisen, daß es jammervoll ist. Das ist genau so häßlich, wie wenn ein Verleger nicht darauf achtet, oder keinen Sinn dafür hat, oder niemanden, der es versteht, bei illustrierten Werken die Bilder *richtig*, mit ästhetischem Empfinden, unter Abwägung der ‚Schwere' derselben in den Text zu setzen.

Für alle diese und noch manche andere Dinge ist das Buch Krafft's in Wirklichkeit ein unerreichtes Muster. Von den interessanten Wasserzeichen des Papiers angefangen bis zur wunderbaren Farbe des Leders, das zum Einband dient, ist alles genau berechnet, überlegt, studiert, um denjenigen Eindruck zu erreichen, der am vollkommensten dem Inhalt angepaßt sei. Ich habe darum einige Bemerkungen allgemeiner Art über Buchausstattung hier eingefügt, um nicht nur die Leser, sondern auch die Verleger auf eine Veröffentlichung aufmerksam machen zu können, die meines Erachtens nicht vollkommener hätte ausgestattet werden können, deren Kleid so einheitlich und sachentsprechend ist, wie ich kein zweites kenne. Das Buch ist auch nach dieser Richtung hin eines eingehenden Studiums wert; man kann die Lehren desselben leicht auf einfachere Verhältnisse zurückführen, in engerem Rahmen mit geringen Kosten anwenden und so unsere Buchausstattung eine Stufe weiter in der notwendigen Entwicklung führen.

Christus als Erzieher.

Wer heute die Stellung der führenden außerkirchlichen Geister zu Christus mit derjenigen eines Ludwig Feuerbach, Karl Vogt, David Strauß, Ernest Renan u. a. vor 40 Jahren vergleicht, der wird im schroffsten Gegensatz zu der leider immer negativer werdenden protestantischen Theologie eine entschiedene Wendung zum Positiven konstatieren und mit Freude sehen, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, doch wieder zum Eckstein zu werden beginnt; und zwar dies nicht auf dem Wege logischer Deduktion, die über kurz oder lang mit neuem Beweismaterial vielleicht wieder annulliert werden könnte, sondern durch unmittelbares inneres Erlebnis, das bleibender Gewinn bedeutet. Schon die Tatsache, daß keine Zeit sich so allseitig und fieberhaft gerade mit dem Christusproblem beschäftigt hat wie die unsre, beweist zur Genüge, daß man innerlich noch immer nicht von dem los ist, den man äußerlich im Bekenntnis zu seiner Kirche abweisen zu müssen glaubt.

In dieser Hinsicht scheint eine Ausführung Friedrich Paulsens in seinem Aufsatze über Schopenhauer der Kenntnisnahme weiterer Kreise würdig zu sein, zumal er einer der bekanntesten Verfechter des idealistischen Monismus in Deutschland ist und als akademischer Lehrer von weittragendem Einfluß ähnliche Gedanken einer Jugend vorträgt, die sich mit Vorliebe in Schopenhauers Gedanken über das Genie und die Weltverachtung spiegelt und Nietzsches Lehre vom Übermenschen wie eine frohe Botschaft aufnimmt.

Nachdem Paulsen die Persönlichkeit und Philosophie des ‚Frankfurter Weisen' kritisch dargelegt, untersucht er dessen Eigenschaften als Erzieher und findet ihn, einige Punkte abgerechnet, im Gegensatz zu Nietzsche (‚Unzeitgemäße Betrachtungen'), durchaus ungeeignet, der Jugend als Erzieher vorgestellt zu werden. Dann fährt er fort:

‚Der alte Matthias Claudius gibt in dem Testament an seinen Sohn Johannes diesem neben andern von echter Weisheit zeugenden Ratschlägen auch die Mahnung mit: „Es ist leicht, zu verachten, mein Sohn, und zu verstehen ist viel besser." Nietzsche hätte sich das Wort ins Stammbuch schreiben sollen, lieber als Schopenhauers Rat, sich mit allgemeiner Menschenverachtung gegen den Menschenhaß zu wappnen. Vielleicht entschließt sich unter seinen jugendlichen Bewunderern einer dazu, dem dieser Aufsatz in die Hände fällt . . .

Sollte nun aber jemand, an Schopenhauers und Nietzsches Beruf zum Erzieher irre geworden, nach einem andern und bessern Erzieher sich umsehen, so kann ich ihm auch einen solchen nennen. Freilich ist es nicht ein neuent-

deckter oder neumodischer Erzieher, — ich denke an den alten und doch ewig jungen Propheten von Nazareth.

In einem Stück kommt er mit Schopenhauer überein: auch er lehrt Verachtung der Welt, ihrer Güter und ihrer Gewalten. Contemptus mundi ist das erste Stück auch seiner Predigt. Er lehrt die Güter dieser Welt gering achten, und nicht bloß wie Schopenhauer mit der Rede des Mundes, sondern mit dem wirksameren Beispiel seines Lebens. Als er auf dem Berg der Versuchung stand und der Fürst dieser Welt zu ihm trat: „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest," stieß er ihn von sich und erwählte Armut, Niedrigkeit, Verfolgung, Schmach, Leiden, Tod.

Und noch in einem zweiten Sinn lehrt er die Welt verachten. Die Welt, das Wort bedeutet in der Sprache des alten Christentums besonders die Organisation der weltlichen Interessen und Gewalten im Staat und in der Gesellschaft. Auch gegen sie belehrt Jesus seine Jünger sich selbst behaupten und die Unabhängigkeit wahren, die innere und auch die äußere. Er gibt ihnen dazu ein Geheimmittel in die Hand, es ist enthalten in dem Spruch: Den Leib können sie töten, aber die Seele können sie nicht töten. Und noch gegen eine dritte Form der weltlichen Organisation lehrt er die Selbständigkeit des persönlichen Lebens wahren: gegen die Kirche (?!) und die Mächte der Herrschaft und Unterdrückung im geistigen Leben, gegen die Hohenpriester und Schriftgelehrten. Er stellt sich gegen die Autoritäten und die Tradition auf sich selbst und seine persönliche Gewißheit: Des Menschen Sohn ist Herr über den Sabbat . . . Und auch hier bestätigte er die Lehre durch das Leben: Der Kampf gegen die geistlichen Gewalten und Autoritäten ist das Schicksal seines Lebens und das Verhängnis seines Todes. Nietzsche scheint wirklich nicht wohl unterrichtet gewesen zu sein, wenn er das Christentum für die Religion der Herdentiere und die Moral der Sklaven ausgab. Zu einer volleren und stolzeren Freiheit als durch das Evangelium ist die Menschheit niemals aufgerufen worden.

Also wer dies sucht und für ein würdiges Ziel hält, die Unabhängigkeit des Selbst von der Welt und ihren Gewalten, der findet hier Lehre und Vorbild. Jesus gehörte nicht zu den friedlichen Leuten, zu den saturierten Existenzen, die mit der Welt in Frieden leben und die bestehenden Ordnungen vortrefflich finden. Vielmehr ist er der größte Erreger der Unzufriedenheit gewesen, der je gelebt hat. Er ist unzufrieden mit der Welt, freilich nicht darum, daß sie ihm zu wenig an Gütern und Genüssen, an Befriedigung der Eitelkeit oder der Herrschsucht bietet; er hätte sich ja im Grunde wegen Mangels an Anerkennung und Erfolg beklagen mögen, am Ende mit noch etwas mehr Grund als Schopenhauer. Aber nicht hierauf war seine Unzufriedenheit gerichtet, sondern auf ein Anderes, ein Allgemeines; er empfand es mit brennendem Schmerz und Unwillen, daß das Leben der Menschen, seiner Brüder, so dürftig und inhaltleer, so elend und armselig ist, daß sie dahinleben als Knechte der Lüste oder als Sklaven des Gesetzes, daß in ihrem Leben so wenig von Geist und Freiheit, von Wahrheit und Gerechtigkeit, von Liebe und Seligkeit ist.

Und damit kommen wir auf das zweite Stück der Lehre Jesu, und das hat der Frankfurter Philosoph nicht mehr mit ihm gemein: die Gottes- und Menschenliebe. Bei Schopenhauer steht die Verachtung der Welt allein, wenigstens in seinem Leben; bei Jesus ist sie die Kehrseite der Gottesliebe. Contemptus mundi und amor Dei sind die beiden zusammengehörigen Pole

seines Wesens. Er lebt in der Liebe Gottes, in der Liebe zu Gott und in der Liebe, womit er von Gott sich geliebt weiß. Und diese Gottesliebe ist es, die ihn sicher über alle Abgründe hinträgt, auch über den Abgrund der Verachtung der Welt und der Verwerfung aller ihrer Autoritäten. Er tobt nicht und poltert nicht, und man hört kein Geschrei auf den Gassen, er geht still seinen Weg, seiner Sendung und des endlichen Erfolges trotz alles Widerstandes der Welt gewiß. In der Gottesliebe liegt auch die Wurzel seiner Liebe zu den Menschen: es sind ja Kinder seines Vaters, freilich heruntergekommene Gotteskinder; aber doch ist in ihnen allen eine dunkle Erinnerung an das Vaterhaus, aus dem sie stammen. Und hiervon ihnen redend erregt er in den Seelen die Sehnsucht, erweckt er den Mut, umzukehren: Warum wollt ihr der Welt schlecht gelohnte Taglöhnerdienste leisten, da ihr freie Gottessöhne und Bürger des Reichs zu sein berufen seid? Er verweilt nicht bei der Zergliederung der Erbärmlichkeit und Nichtswürdigkeit der Menschen, wie sie sind, sondern hält sich an die Idee, an das, was der Mensch sein soll, was er eigentlich ist. Und so in der Idee lebend findet er die Kraft, für das Reich Gottes und sein Kommen auf Erden das Leben einzusetzen.

Und so wird es denn dabei bleiben: Nicht Schopenhauer, nicht Nietzsche als Erzieher, oder welchen Modegötzen der irrlichterierende Wahnglaube noch aufbringen mag, sondern: der von Nazareth als Erzieher.'

Das ist die Devise eines Monisten und dazu wohl des besten Kenners deutschen Hochschul- und Erziehungswesens.

Paulsens Worte werden bei vielen Gehör finden, die sich jeder dogmatisch-apologetischen Behandlung des Christusproblems unzugänglich zeigen. Aber auch schon mit der Erfassung der reinmenschlichen Vollkommenheit Christi, mit der Einsicht in die unvergleichliche, sittliche Vorbildlichkeit seines Lebens ist gegenüber jüngstverflossenen Anschauungen wieder ein Schritt vorwärts getan, dessen man sich freuen darf. Sofern man nicht immer das Negative, Fehlende betont, sondern das Positive, wirklich Geleistete ins Auge faßt, ist hier ein Hauptanknüpfungspunkt an die ‚moderne' Weltauffassung gegeben. An solchen Punkten gilt es einzusetzen, weil hier nichts preisgegeben und alles gewonnen werden kann; und so soll sich auch in uns der Wunsch des Apostels betätigen, ‚allen alles zu werden.'

L.

Journalismus einst und jetzt.

In wenig Jahrzehnten ist allenthalben das Zeitungswesen mächtig emporgeblüht. Nun will auch ihm, das scheinbar nur dem Tage dient, die Stunde der Rückerinnerung und Selbstbesinnung schlagen. Hier und dort nehmen bedeutende Organe ihr Jubiläum zum Anlaß, die eigene Geschichte zu schreiben. Gelehrte Forscher streben einen allgemeinen Überblick der gesamten Entwicklung an. Andere tragen bereits seit 1895 auf dem Universitätskatheder über Geschichte, Theorie und Praxis des Journalismus vor.

Es ist also mehr denn ein zufälliges Zusammentreffen, wenn auch allerjüngstens wieder zwei gewichtige fachmännische Stimmen sich über die

Probleme des Zeitungswesens vernehmen ließen: In der ‚Kölnischen Volksztg.' vom 28. Mai hat Dr. Rhenanus ‚Allerlei Gedanken über Journalistik' zusammengestellt, die dem Praktiker eine Fülle trefflicher Ratschläge erteilen, aber auch dem Theoretiker gar manches zu denken geben. Im Maiheft der ‚Fortnightly Review' erzählt Edward Dicey, einer der angesehensten Veteranen des englischen Zeitungswesens, vom ‚Journalism old and new'.

Aus den Anforderungen, die Dr. Rhenanus stellt, wie aus den Tatsachen, die Dicey berichtet, ergibt sich gleichermaßen eines: Der Beruf des ‚Zeitungsschreibers' erfordert heute einen ganzen Mann, keine verfehlten, geknickten Existenzen. Solche mögen noch an Blättern minderen Ranges ein Weilchen ihr Dasein fristen. Bei den führenden Organen haben sie, wie früher schon in England, so jetzt allmählich auch in Deutschland ihre Rolle ausgespielt. Die ‚Bohemian era of journalism', auf welche Dicey als längstvergangenes zurückblickt, muß auch bei uns endgültig überwunden werden, wenigstens überall da, wo man die Presse als eines der wichtigsten kulturellen und politischen Erziehungsmittel anerkennt und mit Erfolg gebrauchen will.

Als in England mit dem Ausbau und der Beschleunigung der Verkehrsmittel eine immer stärkere Zentralisation des Zeitungswesens sich vollzog, da vermochten sich neben den Londoner Hauptorganen nur noch solche Provinzblätter zu halten, die einen besonders hohen Rang einnahmen. Diese Zentralisation schreitet heute noch unaufhaltsam fort, auch bei uns, und man kann ihre Wirkungen im allgemeinen Interesse kaum bedauern, wenn man das Zeugnis hört, welches Dicey denjenigen Provinzblättern ausstellt, die sich in solchem Kampf ums Dasein behauptet haben:

> ‚Man mag ihre politischen Ansichten mißbilligen, aber was man ihnen nicht wohl absprechen kann, das ist die Kraft und Ehrenhaftigkeit, mit der sie ihre Anschauungen verfechten.'

Eine Zeitung, der man dieses Zeugnis nicht guten Gewissens ausstellen kann, ist nichts anderes wert, als daß sie zugrunde geht, welcher Partei sie auch angehören mag. Gehässige Streitsucht zumal und fragwürdige Wahrheitsliebe können auf die Dauer keiner Sache nützen und einer guten am allerwenigsten.

Freilich hat sich, so führt Dicey weiterhin aus, ganz neuerdings eine Entwicklung vollzogen, die im Sinne so hoher Wertmaßstäbe einen Rückschlag bedeutet. Durch die Ausdehnung der Volksbildung und damit des Leseeifers, durch die Verallgemeinerung des Wahlrechts und den Übergang der politischen Macht auf die breiten Volksmassen ist abermals eine vielfach minderwertige Zeitungskategorie emporgeblüht: die billige ‚half-penny Press', der jedes noch so unwürdige Lockmittel willkommen ist, mit dem sie den Massen schmeicheln kann. Und doch wäre es gerade

> ‚die vorzüglichste Aufgabe der billigen Presse, den moralischen Ton der Massen zu heben und die Verbreitung gesunder politischer Anschauungen zu fördern'.

Weil dieser Anforderung noch so wenig entsprochen wird und sogar einige englische Blätter höheren Ranges dem System der billigen Presse Zugeständnisse machen, sieht Dicey nicht sonderlich hoffnungsvoll in die Zukunft und fürchtet für das bisher gestiegene Ansehen des Journalismus. Wer aber an den Volksbildungsbestrebungen unserer Zeit nicht überhaupt verzweifelt, kann diesen Pessimismus nicht teilen. Dieselbe Auslese, die sich bereits in den ‚höheren' Regionen des Zeitungswesens vollzogen hat, wird sich allmählich auch in den ‚niederen' Regionen geltend machen, und zwar dann mit weit größerem, ganz unwiderstehlichem Nachdruck.

Wer klug ist, baut also bei Zeiten vor; gerade die Mitglieder des Journalistenberufs selbst haben um ihrer Standesehre willen das größte Interesse daran, einen steten und möglichst rückschlagfreien Aufschwung des Zeitungswesens nach allen Kräften zu fördern. Jeder einzelne kann dazu sein bescheidenes Teil beitragen, und wenn es der Zeiten Not am meisten fordert, wird es wohl auch an den überragenden Kräften nicht fehlen, die mit einem Ruck eine große Strecke vorwärts schieben. Freilich, sagt Dr. Rhenanus,

‚auch dem Journalisten flicht die Nachwelt keine Kränze. Aber zuweilen hat doch einer mit ehernem Griffel seinen Namen in die Geschichte eingegraben; conf. Joseph v. Görres und seinen Rheinischen Merkur, „die fünfte Großmacht".'

r.

Philosophie.

Der internationale Psychologenkongreß zu Rom hat nach zahlreichen mündlichen und schriftlichen Berichten (besonders ausführliche gab das Giornale d' Italia) in seinem ganzen Verlauf jener überwiegenden Mehrzahl deutscher Fachgenossen recht gegeben, die es vorgezogen haben, ihn nur aus der Ferne zu verfolgen. Von dem Professor einer norddeutschen Universität wird sogar erzählt, er sei bald wieder voll Entrüstung heimgereist. Diese Entrüstung oder mindestens ein sehr scharfer geistiger Gegensatz ist auch in einigen Hauptdiskussionen der Tagung deutlich hervorgetreten und nach ihrem Abschluß noch einmal in ausführlichen Protestkundgebungen namhafter italienischer Gelehrten (De Sarlo, Fano, Villa u. a.), die in der obengenannten Tageszeitung veröffentlicht wurden. Dieser Gelehrtenstreit ist für weitere Kreise sicherlich das interessanteste Ergebnis des ganzen Kongresses. Es hat sich nämlich dabei um nichts geringeres gehandelt als um eine der grundlegenden Fragen der gesamten Weltanschauung, um den Gegensatz zwischen materialistischer und spiritualistischer Seelenauffassung. Professor Sergi, einer der Vorbereiter des römischen Freidenkerkongresses unrühmlichsten Angedenkens, wollte offenbar den Psychologenkongreß dazu benützen, einem mit gehirnphysiologischen Theorien verbrämten Materialismus zu wissenschaftlicher Rehabilitierung zu verhelfen. Er hat auch bei einer beträchtlichen Anzahl italienischer Psychiater und Anthropologen und manchen ausländischen Gelehrten hierin Unterstützung gefunden. So hielt es z. B. der Schwede Heuschen für angebracht, in seiner offiziellen Begrüßungsrede als Ziel des Kongresses (!) ‚die Befreiung vom Geiste der Dogmen und Vorurteile zu bezeichnen', wobei er sicherlich nicht an die Dogmen des Materialismus dachte. Gerade diese wurden vielmehr von einer Reihe der Redner so herausfordernd ‚vorausgesetzt', daß sich dagegen die entschiedenste Reaktion geltend machte, und wenn auch natürlich in den Diskussionen keiner seinen Gegner überzeugte, so ging doch der Eindruck bei den unbefangenen Zuhörern allgemein dahin, daß als Ergebnis entschieden die ‚vittoria antimaterialista' bezeichnet wurde.

Sieht man die Dinge etwas gelassener an als das leicht erregte italienische Publikum, so muß man jedenfalls soviel feststellen: In den wenigen geistig und wissenschaftlich wirklich bedeutenden Kongreßvorträgen ist überall jene Abwendung vom naiven Materialismus zutage getreten, die mit der fortschreitenden kritischen Schulung des Denkens naturnotwendig vorhanden ist. Der bedeutendste unter den anwesenden Vertretern deutscher Wissenschaft, Professor Lipps aus München,

hat sich in seinem Vortrag über ‚Die Wege der Psychologie' zu einem neuen monistischen Idealismus etwa im Sinne Fichtes bekannt, dem er auch unlängst in dem metaphysischen Anhang seines ‚Leitfadens der Psychologie'* huldigte. Namentlich aber hat er, wie später noch in Diskussionen, mit Entschiedenheit den selbständigen wissenschaftlichen Rang der Psychologie verfochten und sich dagegen verwahrt, daß man sie als Anhängsel zur Gehirnphysiologie erledigen zu können meint. Erst wenn die Psychologie ihre Arbeit getan hat, kann der Physiologe versuchen, die ermittelten seelischen Grundphänomene mit Gehirnvorgängen in Beziehung zu setzen. Einen metaphysisch reservierten Standpunkt vertrat der hervorragende amerikanische Psychologe James, der im wesentlichen auf den Phänomenalismus Berkeleys zurückgeht. Auch er bekannte sich als Anhänger eines Monismus, dem er jedoch keinen dogmatischen Charakter geben will.

Man sieht also, die Abwendung vom gröbsten Materialismus ist hier wie anderwärts noch lange nicht gleichbedeutend mit der Wiederaufnahme eines der christlichen Weltanschauung entsprechenden substantiellen Seelenbegriffs. Trotzdem war es, so wurde mir lachend erzählt, unter gewissen materialistischen Heißspornen der Zuhörerschaft eine ausgemachte Sache, daß man sich ‚verkappten Klerikalen' gegenüber befinde. Das hat für den Kenner gerade bezüglich der betroffenen deutschen Gelehrten etwas ungemein Possierliches. Ernst bleiben mag, wer es kann, auch bei folgendem Vorfall. Der bekannte Lombroso sprach über ‚die Ursachen der Genialität bei den Athenern' und führte sie auf deren politische Freiheit zurück. Darauf entgegnete ein Diskussionsredner nicht übel, man könne eher die Sklaverei als Ursache ansehen, weil hierdurch für viele die Entlastung von aller niederen Arbeit und die freie geistige Entfaltungsmöglichkeit gegeben war. Darauf Lombroso: Sklaven im eigentlichen Sinne habe es in Athen gar nicht gegeben, sondern auch sie seien eigentlich Freie gewesen (!!). Auf diese mindestens durch ihre Einfachheit verblüffende Replik ‚grandi applausi', und Prof. Ferri (der Leiter des Sozialistenblattes Avanti) feiert ‚die ewig junge Intelligenz dieses Genies, welches Italien zum Ruhme gereicht'. Gedankenstrich! —

Von den Vorträgen auf den gemeinschaftlichen Hauptsitzungen können außer den schon genannten von Lipps und James nur kurz genannt werden: des Franzosen Janet ‚conférence' über die Schwankungen des geistigen Niveaus und des Gießener Psychiaters Sommer Demonstration von genauen Registrationsapparaten der Ausdrucksbewegungen. Der Leipziger Gehirnphysiologe Flechsig, dessen Lokalisationstheorien bereits auf dem Münchener Kongreß von 1896 viel Widerspruch erfahren, hat unterdes seine Untersuchungen noch beträchtlich weiter ausgebaut. Aber unmittelbar nach seinen zuversichtlichen Aufstellungen kam diesmal sein italienischer spezieller Fachgenosse, der leider inzwischen plötzlich verstorbene Sciamanna zu Wort und trat der Lokalisationstheorie wenigstens in bezug auf alle höheren seelischen Funktionen radikal entgegen. Er demonstrierte zwei Affen, denen er die angeblich besonders wichtigen vorderen Stirnlappen des Gehirns herausgenommen hat, ohne daß sich im Verhalten der regsamen Tiere ein Unterschied ergab. Eine Kommission bestätigte letzteres, stellte aber doch auch bei der späteren Leichenöffnung fest, daß die Abtragung nicht ganz in dem erwarteten Umfang gelungen war. Immerhin bleibt bestehen, daß die Exstirpation eines sehr großen Teiles ohne nachteilige Wirkung blieb.

* Leipzig, bei Engelmann 1903. Das Buch sei bei dieser Gelegenheit allen denen empfohlen, welche sich nicht scheuen, den schwierigen Deduktionen eines ebenso geistreichen als einseitigen Denkers zu folgen.

Die zahlreichen Vorträge in den Sonderabteilungen lassen sich vor Ausgabe des offiziellen Berichts nicht überblicken. Einiges Aufsehen erregte die Vorführung des ‚elektrischen Schlafs', einer Le Ducschen Erfindung, durch die Amerikanerin Rabinowitsch. Es wurde mittels einer besonderen Anwendung des elektrischen Stroms ein Kaninchen eingeschläfert. In der Diskussion wurde allerdings bezweifelt, ob der Zustand des Tieres als normaler Schlaf bezeichnet werden kann, und es muß daher noch dahingestellt bleiben, ob die von der Referentin erwogene Möglichkeit nervenärztlicher Anwendungen zu verwirklichen ist.

‚Es muß noch dahingestellt bleiben.' Dieses in jedem Gebiet menschlichen Wissens so häufige Resumé hat gerade im Forschungsgebiet der modernen Psychologie weit öfter Geltung, als selbstgewisser Gelehrtenehrgeiz und leicht verblüffter Laienverstand gerne zugibt. Für den wissenschaftlichen Arbeiter liegt gerade in diesem Sachverhalt der größte Ansporn, und namentlich deutsche Vereinigungen, wie der vorjährige Gießener Kongreß für experimentelle Psychologie, haben gezeigt, daß man allein durch besonnenen Eifer Schritt vor Schritt vorwärts kommt.

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Die Astronomie im Alten Testament. Schon öfters ist Schiaparelli mit schönen historischen Darstellungen hervorgetreten; vor allem seine Studien über die Vorläufer des Kopernikus im Altertum haben seinen Namen in weite Kreise getragen. Von dem Gedanken ausgehend, daß zwar die Israeliten keine bedeutenden Astronomen waren, weil sie eine der Kunst und Wissenschaft weit abliegende Mission zu erfüllen hatten, daß uns aber nichts in dem Leben dieses außerordentlichen Volkes gleichgültig sein kann, hat er neuerdings eine Untersuchung über ‚Die Astronomie im Alten Testament' angestellt (übers. von W. Lüdtke, Gießen, Nickersche Verlagsh. 1904). Trotz der Schwierigkeiten, die die Unklarheiten des hebräischen Textes und die mangelhafte Kenntnis der Chronologie der Bücher bereiteten, zeigt die Darstellung die allen historischen Arbeiten des Mailänder Astronomen eigene außerordentliche Klarheit, wofür der letzte Teil der Schrift einen besonderen Beleg bildet. Wenn man eine Dreiteilung in das Buch hineintragen will, dann gibt der Verfasser im ersten Teil einen Umriß des Gesamt-Weltbildes der Hebräer, im zweiten erforscht er ihre Kenntnis der Gestirne und im dritten ihre Zeitmessung und -Einteilung. Die Einzelresultate mitzuteilen ist zwecklos. Nur erscheint mir der scharf gezeichnete allgemeine Charakter der hebräischen Astronomie in höherem Zusammenhange sehr wichtig.

Schiaparelli betont mehrmals, daß der strenge und reine Monotheismus der Hebräer sie einerseits vor der Mythologie der Inder und Hellenen der vorhistorischen Zeit, andererseits vor der Astrologie und Astrolatrie der umwohnenden Mesopotamier bewahrt habe. Dagegen hielt derselbe Monotheismus, wie sehr er auch das Naturgefühl förderte und die lyrische Dichtung, um mit A. von Humboldt zu reden, ‚großartig und von feierlichem Ernst' machte, die Hebräer vom wissenschaftlichen Studium der Naturerscheinungen zurück, so daß ihre Astronomie ‚ungefähr auf jener selben Stufe stehen geblieben ist, die, wie wir wissen, einige barbarische Völker Amerikas und Polynesiens erreicht und bisweilen überschritten haben' (Sch. S. 9). Diese Charakterisierung des astronomischen Weltbildes der Hebräer, das sich also gar nicht über das des Altertums überhaupt erhebt, widerspricht der Ansicht all der Apologeten, die eine Konkordanz zwischen Naturwissenschaft und Bibel suchen, indem sie in den Worten der

heiligen Schrift die heutige Naturwissenschaft bestätigt finden wollen. Wie willkürlich solche Interpretationen sind, und wie sehr fromme Wünsche an die Stelle von Wissenschaft treten, das mögen zunächst zwei Beispiele beweisen, die Schiaparelli selber anführt. Antonio Stoppani, durch Kraus bekannt, will in seiner Cosmogonia Mosaica (1887) aus der Stelle Pred. 1, 7 (Alle Flüsse gehen ins Meer, aber das Meer wird nicht voll; an den Ort, von dem sie ausgegangen, kehrt ihr Lauf zurück) die meteorologische Theorie Maurys vom atmosphärischen Kreislauf herauslesen; heute ist das Neue an Maurys Theorie, um Schiaparellis Worte zu gebrauchen, als ‚eine Ausgeburt der Phantasie' erkannt. Maury selber wollte in einem 1858 erschienenen Werk in der Stelle Job 38, 31, wo nach gewissen Exegeten von den ‚süßen Einflüssen der Plejaden' die Rede ist, eine Belegstelle für Mädlers Theorie von der Zentralsonne in den Plejaden erblicken. Und hat nicht seitdem die Exegese oft ihr Gewand gewechselt nach den wechselnden naturwissenschaftlichen Ansichten? Wollte man nicht immer in der Bibel erwiesen finden, was gerade naturwissenschaftliche Theorie war? Jede neue Theorie stieß die alte um, und immer wieder las man das Neue in der Bibel.

Als ein weiteres Beispiel für solche Verirrungen, die die Ergebnisse der neuesten Naturwissenschaft in der Bibel ausgesprochen sehen wollen, mag hier stehen, daß De Genoude in seiner Traduction de la Bible I. in dem Vers Gen. 1, 2 nach dem samaritanischen Text die Erde dargestellt findet ‚als eine Anzahl von Molekülen, dermaßen zerteilt, daß sie unfaßbar waren'. Bougaud (Christentum und Gegenwart III. Bd.) sieht in Is. 60, 22 die Kugelform der Erde, in Job 26, 7 ihr Schweben in Luft (— ist das vielleicht moderne Naturwissenschaft? —), in Job 28, 25 die Schwere der Luft ausgesprochen.

Es ist zwecklos, eine Konkordanz zwischen Bibel und moderner Naturwissenschaft zu suchen, und die neueren Inspirationsforscher haben das eingesehen. Die göttlichen Gedanken der Bibel liegen eingebettet in dem gesamten intellektuellen und ethischen Kulturzustand des damaligen hebräischen Volkes, und jene Phrase von Ampère: ‚Moses war in den Wissenschaften ebenso bewandert wie wir oder aber von Gott erleuchtet' mag dem Gelehrten verziehen werden, nicht aber seinen Epigonen. Wenn Gott Menschen gebraucht, gebraucht er sie auch als Menschen, nicht als Maschinen. Die Vorstellung, Moses habe durch die Offenbarung Wissenschaft von heute besessen, die Worte aber, die er niederschrieb oder redigierte, hätten, wie es doch historisch ist, das ganze israelitische Volk und die ganze Christenheit Jahrtausende hindurch in Irrtum geführt, indem sie ihnen zum Fassen klar die primitive geozentrische Vorstellung zeichneten, ist Gottes unwürdig. Man erhebt die Bibel nicht, indem man sie absolut macht, sondern erniedrigt sie. Als der Gottessohn, der Logos, auf Erden erschien, war er wie eines der Judenkinder, redete, handelte, sah aus, empfand, fühlte, was alles gute Menschliche betraf, genau so wie die damaligen Menschen; und die λόγοι, die Worte Gottes in der Bibel des Alten Testaments, sind erschienen unter den alten Hebräern, nicht in der Naturwissenschaft von heute. So ist Schiaparellis Schrift mit ihrer zusammenfassenden und exakten Herausstellung eines Teiles des geistigen Niveaus der einstigen Hebräer, wie es sich aus den alten heiligen Schriften ergibt, geeignet, die richtige Auffassung der Inspiration der Bibel, wenn nicht anzubahnen, — das ist nicht mehr nötig, — so doch weiterzuführen und dankenswert zu unterstützen.

Aloys Müller.

Die amtliche Wetterprognose erfreut sich bei einem großen Teile des Publikums keiner allzu großen Hochach-

tung. Es wird ihr vielfach der Vorwurf der Unzuverlässigkeit und der Unbestimmtheit gemacht. Der letztere Vorwurf ist teilweise gerechtfertigt. Der Prognosensteller muß sich vorsichtig ausdrücken; denn nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft können wir höchstens die allgemeine Wetterlage voraussagen, nicht aber angeben, wie sich an diesem oder jenem Ort das Wetter im einzelnen gestalten wird. Dazu ist höchstens ein Beobachter am Orte selbst imstande, dem außer der Wetterkarte noch seine lokalen Beobachtungen und Erfahrungen zu Gebote stehen. Wäre die Meteorologie eine ausgebildete Wissenschaft, wie die Mechanik es ist, so müßte der Meteorologe imstande sein, falls ihm die Verteilung der meteorologischen Elemente zu einem gegebenen Zeitpunkt bekannt ist, das Wetter für einen beliebigen andern Zeitpunkt zu berechnen. Ob es die Wissenschaft jemals soweit bringen wird, können wir dahingestellt sein lassen. Schwierig erscheint die Aufgabe angesichts der Mannigfaltigkeit der in Betracht kommenden Faktoren und angesichts des Umstandes, daß schwer kontrollierbare Vorgänge, wie z. B. Veränderungen auf der Sonnenoberfläche ebenfalls das Wetter auf unserer Erde beeinflussen. Es wäre indessen auf rein empirischem Wege auch ohne besondere Erweiterung unserer theoretischen Kenntnisse eine Verbesserung der Wetterprognose möglich, wenn wir nur die nötige Kenntnis der Verteilung der meteorologischen Elemente zu einem gegebenen Zeitpunkt besäßen. Aber selbst bei ausgiebigster Benutzung des Telegraphen können wir Wetterberichte nur aus Europa, Nordamerika und einigen Küstengebieten der anderen Kontinente erhalten. Welches Wetter in einem bestimmten Augenblicke auf den Ozeanen herrscht, die doch drei Viertel der ganzen Erdoberfläche bedecken, bleibt uns unbekannt. Und, was noch viel mißlicher ist, unsere Kenntnis der meteorologischen Zustände in den höheren Schichten der Atmosphäre beschränkte sich bis in die neueste Zeit auf die Angaben, welche uns einige Bergstationen lieferten. Dabei mußte stets berücksichtigt werden, daß die Angaben dieser Stationen durch lokale Verhältnisse beeinflußt sind, und daß in der freien Atmosphäre teilweise andere Zustände herrschen können als auf einem Berggipfel. In der neuesten Zeit ist es nun geglückt, vermittelst Drachen, die Registrierinstrumente mit sich führen, wertvolle Aufnahmen über die meteorologischen Verhältnisse, die in höheren Luftschichten herrschen, zu erhalten. In Berlin ist es gelungen, während eines ganzes Jahres hindurch täglich, ohne jede Unterbrechung, durch einen Drachen Registrierinstrumente in Höhen von 2000—3000 Meter heben zu lassen. Während der Erzielung dieses Resultates eine ganze Reihe Schwierigkeiten gegenüberstanden, die erst nach langer Arbeit überwunden werden konnten, ist die Erlangung telegraphischer Wetterberichte wenigstens vom atlantischen Ozean, auf dem jetzt eine stattliche Anzahl mit Apparaten für Funkentelegraphie ausgerüsteter Dampfer in regelmäßigen Kursen verkehrt, nur eine Kostenfrage. Die Möglichkeit, unsere Kenntnisse der physikalischen Zustände des Luftmeeres auf ein größeres Gebiet desselben sowohl nach Höhe als nach Breite auszudehnen, ist gegeben, und es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis auch die Wetterprognose aus dieser Möglichkeit den entsprechenden Nutzen zieht.

Dr. A. Gockel.

Literatur.

Die Überwindung des naturalistischen Brandes in den nordischen Ländern, des revolutionären Brandes der Geister der nordischen Literatur und ihres Schürers Georg Brandes ist das Kennzeichen der gegenwärtigen literarischen Epoche der Nordländer. Dieser Auffassung auch in Deutschland zum Siege

zu verhelfen, ist ein energischer und geistvoller Aufsatz des Dänen Alfred Ipsen in den ‚Preußischen Jahrbüchern' (119¹, Januar 1905) geeignet. Georg Brandes hat in Deutschland so viele und laute Anhänger und Parteigänger, daß diese kritische Stimme fast etwas Neues an sich hatte. Aber dieses Neue ist beachtenswert und nicht bloß dem sachlichen Gehalte nach, sondern ganz wesentlich als Ausdruck einer Stimmung und Auffassung, die auch bei uns vorhanden ist, aber freilich sich nur erst vereinzelt und im Hintergrunde (vgl. beispielsweise Hermann Anders Krügers Roman ‚Der Weg im Tal') und noch nicht recht ausdrücklich und programmatisch Luft gemacht hat.

Auch der deutsche Naturalismus ist abgetan; Georg Brandes beherrscht gleichwohl noch viele Geister. Aber die Herrschaft gehört Ideen und nicht Personen, und wenn es mit Brandes zu Ende ist, so ist es der Lohn dafür, daß ihm seine Ideen Diener, nicht Gebieter waren.

Ipsen führt aus, wie die naturalistische Richtung mit der Zeitströmung in Dänemark zusammenhing. Ein allgemeines Gefühl und Sehnen suchte Erneuerung auch auf geistigem Felde, nachdem die Mitte des Jahrhunderts ‚politischen Sauerteig' gebracht hatte, der um diese Zeit, Anfang der 70er Jahre, bereits anfing, sozialistische Schärfe anzunehmen. Der alte Idealismus mit seiner Weltharmonie und seiner Abkehr von Naturstudium und Naturnotwendigkeit war in seinem Zentrum erschüttert. ... Und wie es geht, in seiner Zerrissenheit wurde man ungerecht gegen das Harmonische, das Schöne, das Gute, das noch immer da war. ... Diese Stimmung wandte sich teils gegen Gott und seine irdische Vertreterin, die Kirche, teils gegen den Staat und ihre gegenwärtigen Repräsentanten, Könige und Machthaber, welche man für alle Mißlichkeiten und Ungerechtigkeiten zur Verantwortung zog. Und die Verteidiger hatten ein schwieriges Spiel. Denn wenn man mit Einräumungen und Rückzug anfangen muß, befindet man sich schon auf einem Abhang, und dann hält es hart, einen Halt zu machen. Die revolutionäre Bewegung muß erst abgelaufen sein!

Bis 1870 hatte Brandes historisch wie politisch die alte ruhige Richtung vertreten. Wohl aber hatte er sich an den Franzosen, an Sainte Beuve und Hippolyte Taine gebildet und ihre Methoden und Ideen in die literarische Kritik seiner Heimat eingeführt. ‚Die noch lebenden Dichter der älteren Richtung, welchen Brandes in geschmackvollen und sympathischen Essays gehuldigt hatte, betrachteten ihn mit wohlwollenden Augen; die Jugend oder vielmehr ein Teil derselben sah in ihm ihren „gottbegnadeten" Vertreter und Führer. Er stand in dem Bewußtsein vieler Gebildeten als der Erneuerer unserer Literaturkritik. Und nicht mit Unrecht.'

Da nahm er in den Jahren 1870 und 1871 während eines Pariser Aufenthaltes den Revolutionsgedanken in sich auf und verband ihn mit dem Ehrgeiz, selbst sein Protagonist zu werden; ‚den Glauben an das Recht der freien Forschung und an den endlichen Sieg des freien Gedankens' machte er zum Hauptdogma; Sozialismus, Naturalismus und Darwinismus in ihren populären Formen nahm er sich zu Verbündeten. Aber wenn es früher hieß: ‚Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,' sollte es nun heißen: ‚Die Literaturgeschichte ist das Weltgericht.'

Wie wenig dafür Brandes Richter war, ist von jetzt ab seine ganze weitere Tätigkeit Beweis. Er trieb nicht mehr Literatur; er betrieb nur mehr Umwälzungen, und er betrieb sie mit Mitteln, deren Verwerflichkeit zum allermindesten die Tatsache beweist, daß sie am Ende doch sein Verderben wurden. Wie er entgegen seiner literarkritischen Vergangenheit nunmehr die literarische Wertung

auf Rechnung der ‚guten Gesinnung' im geistig-revolutionären Sinne bemaß; wie er darnach im Bunde mit seinem Bruder Eduard Brandes das politische Element dahin steigerte, daß im Parlament eine literarische Linkenpartei aufkam; wie er anderseits doch alle Welt über seine politische Stellung im unklaren ließ und sich wiederum einen ‚Anhänger des erleuchteten Despotismus' nannte, — das läßt sich in der Tat ‚nur durch eine bedeutende Portion von Opportunismus erklären'. Etwas Ähnliches gab er auch selbst für die Seltsamkeit zu, daß er in seinem Hauptwerk ‚Die Hauptströmungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts', das durchaus nach opportunistischer Methode gearbeitet ist, die deutschen Romantiker wegen ihrer ‚Freigeisterei der Leidenschaft' angriff, die doch in erster Linie sein eigenes Programm war, nur um die mißliebig gewordenen dänischen Romantiker der vorangehenden Generation tot zu machen. Statt ihrer schuf er sich aus der neuen Generation die naturalistische Literatur; es war nicht nur Selbsttäuschung bei ihren Trägern (Holger Drachmann, Karl Gjellerup), es war in großem Stil die Mache einer wohlorganisierten, skrupellosen Clique, daß sein Plan gelang. ‚Jeder Gesinnungstüchtige, der ein Bändchen Novellen präsentieren konnte oder eine Sammlung Verschen, wurde für Gesamtrechnung der Partei zum Dichter erhoben, und andererseits alles, was nicht die rechte Gesinnung zur Schau trug, wurde rettungslos vom Parnaß verwiesen, wurde als nichtexistierend behandelt, wurde totgeschwiegen oder, wenn das nicht ging, verspottet, ausgelacht. Es war ein systematisches Verfahren, und die Taktik wurde zur Vollkommenheit gebracht. Es war die Zeit, wo beinahe jedes neue Erstlingsbuch, das in Dänemark erschien, auf seinem ersten Blatt eine Widmung an den Meister — das heißt Georg Brandes — trug. Zum dänischen Parnaß führte kein anderer Weg. Zugeben muß man, daß viele der Jungen in jenen zauberhaften Jahren von dem Zauberer wirklich bezaubert waren, und in jugendlicher Blindheit oder Naivität sah man gar nicht den ungeheuren Schwindel, welcher damals schon im Anwachsen war, — ich spreche von den Siebzigjahren, — und der in dem folgenden Dezennium alle Vernunft, alle kritische Besonnenheit und Redlichkeit zum Fenster hinauswerfen sollte.' ‚Für einen heutigen Dänen ist es z. B. ganz kurios, die Übersichten über die dänische und skandinavische Literatur, welche Brandes damals als Mitarbeiter an Meyers „Deutschem Konversationslexikon" lieferte, zu betrachten. Er fand es zweckmäßig, die bedeutendsten wissenschaftlichen und literarischen Namen auszuschließen, wenn sie nicht seiner Richtung angehörten, um Platz zu gewinnen für die Getreuen, wären sie auch nur Debutanten, wenn er sich von ihnen etwas erwartete. Und wie in Meyers Konversationslexikon, so überall, wo man kraft oder trotz seiner ultraradikalen Gesinnung Eingang fand. Die Willkürlichkeit ist nun jedermann einleuchtend, der überhaupt beurteilen kann.'

Die ersehnte Professur in Kopenhagen allein errang sich Brandes so nicht, darum versuchte er es 1877—83 in Berlin, aber auch hier vergeblich. Mit seiner Person war aber in Dänemark in dieser Zeit die Stütze seines Baues gewichen, und als er zurückkehrte, um in Kopenhagen als Titularprofessor zu lehren, fand er ihn schon in Auflösung; der ästhetische Materialismus, der Antinationalismus, der moralische Indifferentismus seines Programms hatte den Glanz verloren, J. P. Jakobsen war gestorben, Holger Drachmann, Karl Gjellerup besannen sich und wandten der Partei den Rücken. Und als Brandes im Jahr seiner Rückkehr über ‚Die Männer des modernen Durchbruchs' in seinem gleichnamigen Buche Revue abhielt, mußte er schon — skrupellos nach seiner Weise — die Lücken mit

den früher bekämpften Alten: Ibsen, Björnson ausfüllen, ‚wenn nicht der ganze Durchbruch zu erbärmlich ausfallen sollte.‘

Das gab den Anstoß zum ersten Widerspruch — aus den eigenen Reihen. Es folgten andere und andere, und als die Kontroverse zwischen Brandes und seinem Landsmann Chr. Collin 1894 zu Ende war, zog Brandes als ein geschlagener Mann aus der Bataille und er, der eben die freie Diskussion aufs Programm gesetzt hatte, wich nun der Diskussion aus und ist nachher nicht zu vermögen gewesen, es mit irgend einem Angreifer aufzunehmen, und seine Partei, wenn noch eine solche besteht, ist ihm in diesem Punkte treulich gefolgt. Es folgte die Zeit der Bekehrungen im Norden, und weiterhin nimmt die Entwicklung der Literatur wieder ihren Weg nach oben; ‚Selma Lagerlöf in Schweden, Laurids Brunn, Jakob Knudsen, Harald Kidde und die Lyriker Johannes Jörgensen, Otto E. Fauß, Ludw. Holstein u. a. in Dänemark tragen einen ganz anderen Charakter zur Schau als die früheren Schwarzseher und Selbstvertilger, und jüngere Kritiker von Bedeutung, wie Dr. Wetterbund in Schweden, P. A. Rosenberg und Harald Nielsen in Dänemark, folgen demselben Lauf. Als Einleiter dieser ganzen Entwicklung stehen im fernen historischen Hintergrunde Holger Drachmann und Karl Gjellerup, die einmal als Durchbruchsmänner galten, im Grunde aber immer dem Geist des Naturalismus fernblieben.‘

‚Es wird nun von Tag zu Tag klarer, daß eine Periode geistiger Kultur und Literatur hier im Norden abgeschlossen ist. Es zeigt sich auf mancherlei Weise, unter anderem darin, daß man nun angefangen hat, die Zeit und ihre Führer geschichtlich zu behandeln. Wo aber Geschichte hervorsprießt, da ist schon Abstand und — Kritik.‘ So fing Ibsen den beherzigenswerten Aufsatz an, und ebenso schließt er. ‚Und nun schreibt man in Dänemark die Geschichte des Naturalismus. Niemand bezweifelt, daß der Geschilderte wirklich tot ist.‘

J. O.

Neue Dichtungen von Wilhelm Jensen. — Gegen gar schnell und viel produzierende Dichter hegt man nicht mit Unrecht ein vorsichtiges Mißtrauen — insonderheit, wenn sie noch im Alter unheimlich fruchtbar sind. Dieses Vorurteil macht für seine Person Jensen gewissermaßen zu schanden; denn 68jährig hat er uns mit zwei Kindern seiner Muse beschenkt, die gegen manches seiner Jugendwerke an dichterischer Kraft und Stimmungsgehalt nicht zurückstehen, ja durch eine gewisse Abgeklärtheit und den Mangel jenes tendenziösen Einschlags, der manchen seiner früheren Schöpfungen nicht gerade zum Vorteil gereichte, vor jenen sich auszeichnen. Es sind der ‚Roman aus dem holsteinischen Land‘ ‚Vor drei Menschenaltern‘ (1904) und die Novelle ‚Vor der Elbmündung‘ (1905; beide Dresden bei Karl Reißner). Hinsichtlich der Klassifizierung als Roman bezw. Novelle darf man allerdings nicht den strengsten Maßstab anlegen; es ist eben Stimmungspoesie, bei der Natur- und Seelenschilderung die Handlung bedeutend überwiegen. Beide Dichtungen, die neben unsere ‚Allerneuesten‘ gehalten uns wie Anachronismen — aber keineswegs unwillkommene — anmuten, spielen in niederdeutschem Milieu, in jenem träumerischen Lande, dessen eigenartige Reize der Dichter als Holsteiner, besonders in den See- und Heidebildern, so wohl zu treffen weiß.

‚Vor drei Menschenaltern‘ führt uns in die Zeit des absterbenden Perückentums und der aufstrebenden deutschen Nationalliteratur und läßt die Ausläufer der großen französischen Revolution bis an das damals stille Universitätsstädtchen Kiel und das ruhig-feudale Schloß am Plöner See heranfluten. Die Gestalten Klopstocks, Gerstenbergs, J. H. Voß' und

Fr. Leopold von Stolbergs, welch letzterer freilich keine sehr imponierende Rolle spielt, schreiten im allgemeinen richtig gezeichnet als Staffage durch das Buch. Die eigentliche Fabel ist mit ein paar Worten erzählt: die hoffnungslose Liebe eines ideal veranlagten bürgerlichen Studenten zu der hochgeborenen Komtesse, die mit gegenseitiger Resignation schließt. Man könnte den Roman auch nennen: Die Geschichte dreier Tage; denn alles andere ist nur das Drum und Dran zur Erzeugung der erforderlichen Stimmung, die in der Tat mit wunderbarem Zauber ergreift. Es ist wirklich ‚ein stilles Buch' für stille Stunden stiller Menschen. Der Verfasser hat es ganz richtig mit dem Geleitspruch gezeichnet:

‚Ein stilles Buch. Mit leiser Stimme spricht's,
Gleich wie der Abglanz roten Abendlichts
Auf einem Gruftgedenkmal leis verblaßt.
Den Urnenstein mit ihrem Arm umfaßt
Hält eine Frau'ngestalt in stummem Sehnen:
Des Lebens Wehmut, lächelnd unter Tränen.'

Der alternde Dichter macht sich nur bemerklich in einer gewissen ermüdenden Weitschweifigkeit und ungleichmäßigen Anlage.

Viel geschlossener in der Kunstform und in der Entwicklung erscheint die Paul Heyse gewidmete, von Naturanbetung gesättigte Novelle ‚Vor der Elbmündung', voll herber Nordseestimmung und von ebenso keuschem Gefühl wie der besprochene Roman. Ein junger Hamburger Arzt, ein Freund des Homer-Übersetzers Voß, wird auf einer Erholungswanderung durch Zufall nach dem einsamen, winzigen, nach Art der Halligen kaum über die Meeresfläche hervorragenden Eiland Neuwerk verschlagen und gerät dort wie unbewußt, seiner Braut vergessend, in ein eigenartiges Verhältnis zu einem merkwürdigen Naturkind, der Friesin Age; erst bei Gelegenheit einer furchtbaren Sturmflut, die alles Leben auf der Insel vernichtet, gelangen die beiden zu klarer Erkenntnis ihrer Liebe; doch Age verschwindet in den Fluten, während er in letzter Sekunde gerettet wird. Die Erzählung erinnert vielfach an Biernatzkis ‚Die Hallig', mit dem großen Unterschied jedoch, daß dieser nüchtern und lehrhaft ist, während Jensen seine Naturschilderungen in das Gold echter Kunst taucht und alles in duftige Poesie aufgehen läßt. Wir haben wenige Nordseebilder von so ergreifendem Zauber; und selbst des Dichters vielgerühmte Novelle ‚Eddystone' scheint mir an innerer Zartheit dieses Meeresidyll — denn das bleibt es trotz der erschütternden Katastrophe — nicht zu erreichen.

Durch beide Dichtungen geht, zwar nicht aufdringlich, aber unverkennbar, ein naturhafter Zug, der fast als das Bekenntnis einer Naturreligion anzusehen ist. Manchem könnte dadurch wohl der Genuß der meist wundervollen Naturschilderungen beeinträchtigt werden. — Über Jensens originellen Stil brauche ich an dieser Stelle nichts zu sagen; nur muß bemerkt werden, daß sich gewisse Eigenarten in den vorliegenden Werken zu Unarten auszuwachsen anfangen, so z. B. ein sehr freier Gebrauch der Partizipia und eine geradezu zur Manie werdende falsche Inversion, wie in folgendem Satze: ‚Im Betragen und Sprechen legte er französische und höfische Galanterie an den Tag, doch weckte den Eindruck, daß ꝛc.', eine Konstruktionsweise, die häufig wiederkehrt. Überhaupt ist nachlässige Satzbildung nicht selten, selbst so grobe sprachliche Mängel finden sich, wie: ‚. . . damals freilich wohl noch unter einem gewissen Eindruck der ihr von ihm auf dem Eise geleisteten Hilfe.' Eine so unschöne Häufung von Partikeln dürfte in einem Kunstwerke nicht vorkommen. Wir haben allen Grund, der drohenden Verwilderung unserer Sprache entgegenzutreten.

Von Wilhelm Jensen aber dürfen wir wohl nach diesen Proben seiner Alterskraft, solange er ‚vor dem dunklen

Schattenhain noch in der Sonne' steht, noch manche reife Frucht erwarten.

J. Mumbauer.

Max Geißler — eine jedenfalls dichterische Natur! Zwei wertvolle Erzählungen, ein warmblütig Schauspiel und eine leichte Sammlung ästhetischer Skizzen liegen mir vor: alle getragen von einem lyrisch gestimmten, fabulierungsfrohen, rein, schön, frei empfindenden Geiste. Leicht und froh fliegt sein Stil; gesättigt ist seine Sprache mit Naturstimmung, wie wir sie etwa aus Stifter kennen, nicht so sorgsam, aber lebendiger. Wer die beiden Erzählungen ‚Jochen Klähn' und ‚Tom der Reimer' (Jena, Verlag von Hermann Costenoble, je 3 M., geb. 4 M.) mit empfänglichem Gemüt gelesen hat, der wird sich freuen auf weiteres.

Seine Grenzen und Schwächen sollen nicht verschwiegen werden. Vorerst aber wollen wir uns seiner Begabung freuen. Da ist vor allem, wie gesagt, die Naturstimmung. Geißler kommt von der Lyrik; er hat schon als Versdichter wesentlich aus der Natur seine Stoffe genommen. Und mit überfließender Lyrik ist denn auch sein Erzählen belebt und erhellt, nicht eigentlich belastet. Das gibt der Handlung Atmosphäre, Farbe, Helligkeit. Sie wird ihm manchmal zu leicht, diese lyrische Art des Belebens; er hält nicht sorgsam genug Auswahl, er wirft Wendungen und Bilder hin, die man öfters gehört zu haben glaubt. Macht aber nichts: seine Stimmung ist echt, sie strömt voll und ungezwungen über. Und wenn man zum Schluß das Buch aus der Hand legt, so hat man die Naturwelt, in der das alles vor sich ging, lieb gewonnen.

Sein zweiter Vorzug ist sein Verhältnis zu seinen Menschen. Er hat seine Menschen lieb, wie er die Natur lieb hat; darum haben diese Menschen warmes Blut und tüchtigen Kern, und auch wir werden warm im Verkehr mit ihnen. Er hat selbst reines und vornehmes Empfinden, so adelt er auch seine Schiffer oder Waldschotten. Er lebt mit ihnen, wie das Märchen mit seinen Menschen lebt, — und das ist mehr, als wenn er sie zolaistisch malen oder seelisch zerfasern würde.

Und sein dritter Vorzug ist eine unbefangene Fabulierungsfreude. Das alles ist nicht gekünstelt, noch gemacht: es bewegt sich mit der Freude eines froh gestimmten Gastgebers durch Menschen, Natur und Ereignisse.

In ‚Jochen Klähn' rauscht, wogt, nagt und kost die starke und wieder so zarte See- und Halligen-Stimmung. Der Kampf einer dieser kleinen friesischen Inseln wider die Nordsee wird geschildert, wiedergespiegelt in verschiedenen Strandbewohnern, mit einem Sieg der ernsten und zähen Arbeit endend — auch mit innerem Sieg des Helden über seelische Not.

Hier eine Stilprobe:

. . . ‚Drei Jahre reifen. Auch mitten in der See, wo der Wind durch die Sonne läuft.

In Binne Bonkens Augen hatten sie ein Licht angebrannt, ein wundersames Licht von feuchtem Glanze. Das verlöschte auch in dieser Sommernacht nicht, da alles schlief.

Der Wind lag im Grase, die Hände unter dem Kopfe, atmete kaum und verträumte sich in dem sanften Sternenlicht und in dem schweren Heuduft.

Die Wellen waren ganz leise. Sie trugen die Sterne auf ihren silbernen Händen und wollten keine zerbrechen.

Der Sichelmond war aus dem Himmel herniedergeschwommen — das war schon, wie das Licht des Tages noch müde um die Halligkante spann — dann fuhr die silberne Barke ein Weilchen auf der glatten Flut und fuhr in den Westhimmel hinein, wo auf der Himmelswiese das Wölkchen blühte wie eine Nelke.

Binne Bonken ging am Priel entlang; die Sterne lagen darin, und Binne Bonken dachte: Mit einem Porrennetze,

das die engen Maschen hat, könnte man fünfzig auf einmal fangen.' . . .

. . . ‚Das war an dem gleichen Abend — da hat sich das drüben ereignet.

Die Pfeife hatte seit zwei Tagen unberührt auf dem Eckbrett gestanden. Leiser Staub lag darauf. Nur an der Mitte des Rohrs war die Spur von zwei Fingern. Ketel Klähn wollte rauchen. Die Gewohnheit gebot's ihm; sein Befinden hat's ihm gewehrt. Da hat er die Pfeife wieder an ihren Platz gestellt.

Als er auch das Nachtmahl verschmähte, hub Frau Sikke besorgt den Blick zu ihm. Das war zum erstenmal, seit sie auf steter Hut gegen seine milden Angriffe war, für die sie immer ein scharf Wort als Handgewaffen in Bereitschaft hielt. Auch sie vergaß die Gewohnheit langer Tage, stand am Herd und machte einen Aufguß heilsamen Thees.

Da kam laut ein langsam Sprechen zu ihr hinaus. Sie achtete seiner nicht.

Da kam ein Singen zu ihr — Ketel singt?

„O Lamm Gottes onskoldig" . . .

Er sang's. Es waren harte, ungefüge Töne. Die Weise war falsch. Aber das Herz war richtig.

Frau Sikke öffnete die Thür: „Soll ich kommen?"

Da fiel das Buch, aus dem der alte Mann gebetet hatte, mit müdem Fall auf die Diele.

Ketels Herz tat keinen Schritt mehr, und seine Lider legten sich leis über die verlöschenden Augen' . . .

So ließen sich aus dem Buche eine ganze Anzahl Gedichte in Prosa herausnehmen. Vielleicht hat ‚Jörn Uhl' hier eingewirkt. Aber Geißler bedarf solcher Einwirkung nicht: er *hat* dichterische Stimmung, wie seine prächtige schottische Walderzählung ‚Tom der Reimer' ebenso stark beweist. Diese ist geschlossener als ‚Jochen Klähn'. Einmal sogar (sechstes Kapitel), wo wir den historischen Gestalten König Heinrichs, der schönen Rosamunde, Thomas Beckets mitten aus Robin Hoods Waldstimmung heraus begegnen, entsteht in festen, knappen Strichen ein glänzendes Kapitel. Hier ist des stilbewußten K. F. Meyers gefährliche Nähe (‚der Heilige'); und hier ist auch der Punkt, wo Max Geißler noch zu lernen hat. Straffere Komposition, sorgsamere Kunstarbeit, mehr Meißel! An den Gestalten, an ihrer seelischen Entwicklung und an der Handlung muß weit mehr besonnene Kunst verbraucht werden; Geißler läßt sich zu leicht hintragen von der schönen Freude an reicher, voller Naturstimmung: Tom der Reimer z. B. wird uns erst ganz spät vorgestellt, bleibt schattenhaft, und die Geschehnisse zerfließen auf den letzten Seiten. Und ebenso tasten die Eingangskapitel zu ‚Jochen Klähn' bedenklich; er wandert in allgemeiner Stimmung umher, statt uns klar und knapp mitten in die Dinge zu führen, wie es eine straffe Exposition verlangt. Auch erfordert der bedeutsame seelische Kampf Jochens (Liebe zu einem Mädchen, das dem auf See weilenden Bruder verlobt ist) viel feinere Vertiefung, viel mehr Liebe zum Genauen und Charakteristischen. Der Fluß der Erzählung darf überhaupt langsamer und ruhiger werden; das Romanzenhafte, was jetzt so schön durch diese Bücher klingt, wird sich dann zum Wuchtigen verdichten und zum Epischen abklären.

Gehört aber dies Sprunghafte, was ich da rüge, zu Geißlers Eigenart, mit der seine Vorzüge nun einmal verbunden sind — in Gottes Namen denn, weiter im bisherigen lyrisch-balladischen Ton! Ich bin ästhetischer Betrachter, kein Kritiker oder Moralist. Es wird auch so noch Schönes reifen, wenn die Natur will.

Geißlers ästhetische Anschauungen sind in einem unscheinbaren Heft ‚*Unter der Welten-Esche*' (Weimar, Hermann Grosse, 80 Pfg.) gesammelt. Es sind nur Umrisse; aber es ist derselbe sympathische und warmherzige Mensch. Geißler steht der ‚Heimatkunst' nahe, wie man ja wohl

diese frische, an Volkspoesie und Landschaft anknüpfende Richtung genannt hat. Er spricht in seinen Skizzen vom Volkston, von den Schönheiten des Märchens, von Herder und der Romantik, von Natursymbolik, von Wachlers Bergtheater. Vieles liest sich vortrefflich. Und wenn diese skizzierten Zeichnungen nach und nach wirkliche, feste, geschlossene Gemälde werden, kurz: wenn hier gleichfalls noch mehr Vertiefung, Belesenheit, Besonnenheit formend hinzukommen, so wird er auch in ästhetischen Dingen zuhörenswert mitreden.

Ähnliches darf man von ‚Hans Sachsens Bergfahrt' (Weimar, Hermann Große, 60 Pfg.) sagen, einem in hellen Jamben dahingleitenden Waldspiel: wie der junge Hans Sachs mit Kaiser Max ein Weilchen jagt und in Gewissenskonflikte gerät, die sich schön und gütlich lösen. Das alles sind Verheißungen. Wir wollen sehen, was seine Reife bringen wird.

L.

Theater.

Die ‚Kreuzesschule' in Oberammergau. Als im letzten Winter die Nachricht durch die Zeitungen lief, daß im kommenden Sommer in Oberammergau ein neues Spiel über die Bretter der Passionsbühne gehen werde, mochte sich vielleicht mancher mit gewissem stillen Bedauern sagen, die alte Zeit der Oberammergauer mit ihrer heiligen Begeisterung für die Verwirklichung der einen hohen Idee, die Darstellung der Passion Christi, sei vergangen. Die einfache Zeitungsnotiz ohne näheren Kommentar klang wie eine Reklame, zugkräftig durch den eigen- und einzigartigen Ruf des Oberammergauer Passionsspieles, und die Inszenierung eines neuen Spieles auf der Passionsbühne erschien als Entweihung. Die Gefahr liegt jedenfalls nahe, daß das ideale, naiv künstlerische Beginnen zum Gegenstand recht realer Spekulation wird, wie ja auch andere Bauernspiele dadurch ihre Naivität und Ursprünglichkeit eingebüßt haben. Doch treffen für Oberammergau diese Befürchtungen nicht zu. Es ist seiner alten Tradition treu geblieben; nur ist es an einen weiteren Ausbau seiner Kunst, mit der es steht und fällt, gegangen. Der Reisende kommt wieder zum heiligen Spiel

‚An die Stätte, die seit alter Zeit,
Ob manche Wandlung sie auch angenommen,
Dem gleichen hohen Zwecke blieb geweiht'.

Die ‚Kreuzesschule' steht in engstem Zusammenhang mit der Darstellung der Passion Christi. Die Passionsspiele, wohl als Seitenstücke und Vorbereitungen auf die Osterspiele im Mittelalter entstanden, zeigen schon im 16. Jahrhundert Teile und Szenen aus dem alten Testament, Symbole und Vorbilder der Erfüllung im neuen Testament. Das sind die Elemente der Oberammergauer ‚Kreuzesschule'. Wie die Passionsspiele hat sich die ‚Kreuzesschule' als religiöses Volksschauspiel besonders in den süddeutschen Alpenländern lange, in Oberammergau bis auf unsere Zeit, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten. Nach längerer Unterbrechung wurde sie 1875 das letztemal gespielt. König Ludwig II. hatte den Oberammergauern die gewaltige Kreuzigungsgruppe geschenkt, die auf der kleinen Anhöhe außerhalb des Ortes als Wahrzeichen seiner Kunst steht, und das kunstsinnige Völkchen dankte ihm auf seine Weise durch Inszenierung der ‚Kreuzesschule'. Nun sind es dreißig Jahre, daß das Spiel ruhte, und seine Neuaufführung soll eine Gedächtnisfeier sein an die königliche Stiftung und zugleich eine schöne Ergänzung des Passionsspieles.

Wie letzteres mußte auch sie den modernen Anforderungen Konzessionen machen, jedenfalls nicht zu ihrem Schaden. Der alte Text vom geistlichen Rat Deisenberger genügte nicht mehr. Der königliche Hofprediger Joseph Hecher in München verband in edler Sprache die lockeren

Szenen zu einem einheitlichen Ganzen mit der Person des Hirtenknaben und späteren Königs David als Mittelpunkt, zur ‚Kreuzesschule, David und Christus, ein geistliches Festspiel mit sieben Handlungen und neun lebenden Bildern'. Professor Wilhelm Müller in München schrieb die Komposition. Soviel zur Geschichte der ‚Kreuzesschule'. Am Sonntag, 28. Mai, fand die Hauptprobe statt vor den Vertretern der Presse und geladenen Gästen. Landleute der Umgegend und Ausländer hatten sich ebenfalls sehr zahlreich eingefunden.

Das Streben der dramatischen Kunst ging von jeher dahin, eine möglichst reine, vollkommene und einheitliche Wirkung zu erzielen. Die erste Bedingung dafür ist eine einheitliche Komposition; sehr wichtige Hilfen sind eine weitgehende Vervollkommnung der szenischen Mittel und die schauspielerische Tradition. Dieser Tendenz konnte sich auch die Obergammergauer Volksbühne nicht entziehen. Der früher sehr primitive szenische Aufbau mußte durch eine eigentliche Bühne ersetzt werden; die Szenen mußten noch mehr Durcharbeitung in sich, dramatische Gebundenheit unter einander erfahren. Ein Spiel mit streng geschlossener, stetig fortschreitender Konsequenz wird sich aber nicht erreichen lassen, da die Oberammergauer Bühne immer noch stark Naturbühne ist. Schon durch die Einfügung der Chöre und der lebenden Bilder ist der straffe Gang der Handlung gelöst. Aber gerade er ist bei dem Oberammergauer Passionsspiel gar nicht so notwendig. Jedem Christen ist die Passion des Heilandes bekannt; das Mitfühlen mit dem Leiden und Sterben Christi ist ihm durch Betrachtung leicht geworden; die lebenden Bilder zertrennen zwar die Handlung, steigern aber dafür die Wirkung umsomehr, da sie immer den Höhepunkt noch eigens herausheben. Da den Zuschauer nicht bloß das interesselose künstlerische Wohlgefallen, sondern tiefes Mitgefühl beseelt, kommt dann jene ergreifende und erschütternde Wirkung zustande.

Und bei der ‚Kreuzesschule'? Hier ist das Mitgefühl, wenigstens bei der eigentlichen Handlung, nicht in gleichem Maße interessiert. Die Lockerung macht sich darum mehr geltend, der künstlerische Genuß geht mehr auf die einzelnen Handlungen als aufs Ganze. Und doch kommt eine machtvolle einheitliche Wirkung zustande dank der lebenden Bilder. So wird die mehr formelle Störung des künstlerischen Genusses wieder reichlich aufgewogen. — In gewissem Sinne ist auch der Text der ‚Kreuzesschule' der Wirkung sehr förderlich. Mit seiner Rhetorik und seinem reflektorischen Pathos ist er nicht eben gut geeignet, in stiller Lektüre eine nachhaltige Stimmung zu erzielen. Wohl aber paßt er vorzüglich für die offene Bühne, die mäßig bewegte Handlung, die einfachen großen Gefühle, die dargestellt werden. Der enge Anschluß an den Wortlaut der heiligen Schrift ist nur von Vorteil; ein markiger, großzügiger Text zu einer einfachen, bedeutungsvollen Handlung. Allerdings bringt er auch die Gefahr der Deklamation mit sich, die mit Glück meist vermieden wurde, was ein um so günstigeres Zeugnis für das natürlich künstlerische Gefühl der Oberammergauer ausstellt. Jede einzelne der neun Handlungen ist eigentlich für sich zu genießen; jede steigert sich langsam, hat ihren Höhepunkt in dem lebenden Bild und ihren tiefen Sinn und harmonischen Ausklang in den Worten des Chorführers und dem Gesang des Chores. Da die ‚Kreuzesschule' aus den untergeordneten Partien des Passionsspieles entstanden ist, ist es selbstverständlich, daß die lebenden Bilder die stärkere Wirkung erzeugen. Das liegt in der Natur der Trennung.

Einen den Verhältnissen entsprechend schwierigen Stand hat die musikalische Komposition. Jedenfalls darf man bei der freien Bühne und den ländlichen Orchester-

kräften keine Musik einer modernen Oper mit ihrem stilisierten Charakter im Sinne der künstlerischen Individualität und ihrer den differenzierten Stimmungsgehalt aufs genaueste ausprägenden Instrumentation fordern. Die melodiöse, schlichte Musik Müllers macht einen tiefen, wenn auch nicht eigenartigen Eindruck in ihrer edlen Mäßigung und ihrer verhaltenen Stimmung. Bei den großen Raumverhältnissen würde ihr eine größere Fülle zu statten kommen.

Ein eigenes Wort verdienen die lebenden Bilder. Je nach Inhalt und Anzahl der Personen werden lebende Bilder eine verschiedene künstlerische Anordnung erfahren müssen. Sind wenige Teilnehmer vonnöten und ist auch der Gegenstand günstig, so dürfte hauptsächlich auf eine möglichst plastische Wirkung zu sehen sein. Eine Massenentfaltung verlangt von selbst ein malerisches Arrangement. Jedenfalls wird die möglichst vollkommene Ausschaltung alles nebensächlichen, nicht unbedingt nötigen Beiwerks, wie Kulissen, Soffitten, papierene Dekorationen, die rein künstlerische Wirkung nur erhöhen. Und in den lebenden Bildern haben die Oberammergauer wirklich ganz hervorragendes geleistet, besonders in den Massenszenen an malerischen Effekten. Die Darstellung der Geburt Christi, der Versuchung, des Einzugs Christi in Jerusalem, des letzten Abendmahles, der Kreuztragung vor allem und der Kreuzigung sind Perlen in ihrer Art. Sie wirken wie Gemälde alter deutscher Meister in ihren kräftigen Lokalfarben. Nur das letzte Bild, Christus in seiner Herrlichkeit, wirkt, weil es zu viel papierenes Beiwerk und Kulissenmalerei hat, flach und maniriert. Bei einigen anderen Bildern spürt man auch zu sehr die Anlehnung an die glattsüßlichen, frisierten Heiligen, wie sie unsere Heiligenbilderfabrikanten noch unermüdlich auf den Markt bringen. Sonst sind die lebenden Bilder oft einzig schön und ergreifend und wären allein schon imstande, den Ruhm Oberammergaus und seiner religiösen Künstler in der Welt zu erhalten.

K. Weiß.

Kunst.

Venedig hat im April dieses Jahres seine sechste internationale Kunstausstellung eröffnet. Es geschah in dem weitläufigen modernen Kunstpalast der Giardini publici, woselbst namhafte Künstler aller europäischen Staaten mit Proben ihres Könnens zu edlem Wettstreit zusammengetreten sind. Es ist ein weiter Weg, — nicht nur räumlich genommen, — den der fremde Besucher der unvergleichlichen Accademia delle belle arti hier von der Landestelle am Canale grande bis hinauf zum Canale di S. Elena zurückzulegen hat. Mit welchen Eindrücken befrachtet vertraut er sich der sanft gleitenden Gondel an, die ihn an der erhabenen Schönheit der Libreria, an der schimmernden Pracht San Markos und des Palazzo ducale vorüberführt und aus der silbergrauen Lichtflut der Lagunengewässer in die grünen Schatten der ‚öffentlichen Gärten' entläßt! Bellinis Lieblichkeit hat ihn bezaubert, Tizians Liniengröße und Farbengewalt hingerissen, Bordones sinnliche Lebendigkeit gefesselt, Veroneses erhabene Heiterkeit und kühne Raumbeherrschung in Bann genommen, selbst Tintorettos große Bildniswerke ihn mächtig angesprochen; — was wird dem so Befangenen, von vergangener Größe Besessenen, von der Poesie einer fast außerzeitlich gewordenen Kunst so ganz Erfüllten, was wird ihm die malende Gegenwart sagen? Wahrlich, es gehört einige Überwindung dazu, diesen Sprung aus der stillen, großen Vergangenheit in den lauten, lärmenden Tag zu tun. Man kennt ja unsere internationalen Ausstellungen schon im voraus; sie gleichen sich in dem Gesamtbild fast alle mehr oder minder, und — daß ich's gleich sage — auch die sechste venezianische weicht davon im großen und ganzen

nicht ab. Aber dennoch, dringt man langsam darin vor, hält man sich dabei stets klar vor Augen, daß die im Vergleich mit der älteren Zeit verschieden geartete Stoffwelt der Gegenwart wohl das Urteil des Kulturhistorikers, nicht aber dasjenige des nur nach künstlerischen Qualitäten suchenden Kritikers beeinflussen darf, sieht man ferner von einem Vergleich der praktischen Aufgaben der älteren und neuen Künstler ab, und gewahrt man schließlich, wie auch bei den besten unter den letzteren ein nicht minder idealistisches Ringen nach Wahrheit in Auffassung und Ausdruck besteht wie bei jenen nach Schönheit in Linie und Farbe, so gewinnt man bald die notwendige innere Freiheit, auch den Zeitgenossen gerecht zu werden. Gewiß, unsere internationalen Kunstausstellungen sind international auch in dem schlimmen Sinn, daß sich eine immer größere Gleichförmigkeit der Stoffwahl, der Auffassungsweise, der Techniken herausbildet. Aber wie wäre das anders möglich, nachdem durch den erleichterten Verkehr fast alle Schranken von Nation zu Nation, von Stamm zu Stamm gefallen sind? Viele der Alten mußten aus der Not eine Tugend machen. Wer es von ihnen jedoch vermochte, der vermählte gerne fremde Kunstweisen der eigenen; der ging hinaus, um zu lernen und das Gute zu nehmen, wo er es fand. Nur darf der Künstler sich dabei nicht selber aufgeben; er muß den Mut haben, seine menschliche Eigenart trotzig zu behaupten, vorausgesetzt allerdings, daß er eine hat, was bei den meisten heutigen Künstlern leider nicht der Fall ist. Auch in Venedig mußte man es erleben, obwohl die Auswahl der Kunstwerke klein und von den nationalen Kommissionen mit Umsicht und Strenge getroffen ist. Die Italiener behaupten ein weites Feld. Was sie zu bieten haben, ist noch eine junge und gährende Kunst. Sie haben bekanntlich keine Rolle gespielt in der Ausbildung dessen, was wir als Errungenschaften der modernen Malerei schätzen. Noch lange, nachdem bereits der übrige Kontinent die schwersten malerischen Probleme wälzte, malten sie geist- und gemütsleere Salonbilder, Volksszenen anekdotischen Charakters und farbenschöne Landschaften. Das letzte Jahrzehnt hat auch hier eine ernster strebende Künstlerschaft heranwachsen sehen. Segantini, wohl noch für lange die einzig überragende Gestalt, hat mächtig als Anreger gewirkt. In der piemontesischen Gruppe der Aussteller hat er einige direkte Nachahmer wie Fornaro und Pelizza di Volpedo, während Tavernier dichterische Eigenart mit der Technik Segantinis glücklich verbindet. Die venezianische Gruppe verrät weder landschaftlich noch technisch Charakter, doch ist auch hier die geistlose Schönmalerei eines Eugenio de Blaas in erfreulichem Rückgang begriffen. Aufgefallen sind mir Bartolomeo Bazzi und de Vicenzo de Stefani. Die Sala del Lazio (römische Gruppe) hat in Alessandro Battaglia, Pio Joris, Franz Roesler und Antonio Mancini technisch sehr gewissenhaft und ernst arbeitende Künstler, bezeichnenderweise sämtlich Landschafter mit vorwiegend technisch-malerischen Interessen. In den Sale del Mezzogiorno haben die Neapolitaner und Sizilianer ein halbes Hundert Bilder ausgestellt. Der durch sein Beethovenbild in halb Europa bekannt gewordene L. Balestrieri ist mit dreien darunter, einem ‚Chopin', der den ‚Beethoven'-Erfolg mit ehrlichen Mitteln ausnützt, und zwei impressionistischen Studien, von denen die birreria a Montmartre durch Stoff und Technik bekundet, daß der Künstler doch nur sehr äußerlich als Neapolitaner gelten kann. Von einer neapolitanischen Kunstübung kann man eben nicht sprechen. Die Gruppe bietet fast nichts irgendwie Bedeutendes. Unter den Skulpturen derselben hat eine als Hadria bezeichnete weibliche Büste in Marmor von Francesco Jerace die Ehre

erfahren, durch Kaiser Wilhelm II. gekauft zu werden. Es ist ein schöner, überlebensgroßer Frauenkopf in antiker Auffassung, deren Strenge jedoch durch eine kleine Nüance von sentimentaler Sinnlichkeit gemildert ist.

Die Ausländer haben sich, soweit sie nicht in den drei internationalen Sälen zusammenhängen, in besonderen Sälen stilvoll abgesondert und die Innendekoration der Räume selber in die Hand genommen. Ohne jegliche chauvinistische Voreingenommenheit muß gesagt werden, daß die beiden deutschen Säle zu den vornehmsten und gediegensten der ganzen Ausstellung gehören. Die höchst einfache, hauptsächlich in Grau, Weiß und Gold gehaltene Ausstattung ist nach den Anordnungen von Gabriel von Seidl durch das Haus Bernheimer, München, besorgt worden. Die Auswahl der Gemälde hat Prof. Herterich, die der Plastiken Prof. Herm. Hahn getroffen. Neues für Deutschland ist nicht zu finden. Die süddeutsche Kunst herrscht vor. Von namhaften Berlinern sind nur Kampf und Slevogt vertreten, letzterer mit dem ‚Kavalier', einem virtuos gemalten, aber zeichnerisch und ideell wenig ansprechenden Bilde. Erfreulicherweise ist Deutschlands größter lebender Tiermaler Heinrich Zügel in acht Bildern zu bewundern. In nur 49 Gemälden ein für alle Kunstrichtungen in Deutschland lückenloses Bild zu geben, ist kaum möglich. Hans Thoma hätte jedoch nicht ganz fehlen dürfen; auch Leo Samberger wäre zu berücksichtigen gewesen. Nach Paul Hey habe ich ebenfalls vergeblich gesucht. Hegenbarth konnte charakteristischer vertreten sein, ebenso Uhde (Modellpause). Einen tüchtigen Eindruck hinterließen auch die Engländer. Ihre Saalausstattung ist nüchtern und solid, ganz in Eiche, der Boden ohne Teppiche, das Möbel ohne Polster. Das direkte Gegenteil bei den Franzosen: ein weichlicher, dämmeriger Salon, in dem man fast das Parfüm vermißt. Abgesehen von einigen mehr technisch flotten als inhaltlich bedeutenden Bildchen von Cottet, Monet, Raffaëlli und einem sehr bezeichnenden Eugen Carrière hat mir nichts Eindruck gemacht. Völkische Eigenart hatten die Spanier, Engländer und Deutschen am stärksten, die Holländer wenig, bei den Schweden nur Larsson in seinen Aquarellen, welche kindlich-heitere und gesunde Lebensfreude und Fabulierlust zeigen. Von den Belgiern muß Laermans hervorgehoben werden. ‚Das gelobte Land' und ‚Ein menschliches Drama' sind groß gesehene Bilder, deren Wirkung durch die trockene und schwere Farbengebung kaum beeinträchtigt wird. In der Schwarz-Weiß-Ausstellung sind von Deutschen mit mehreren guten Sachen vertreten: Rudolph Schiestl, Graf-Freiburg, Richard Kaiser, Cäcilie Graf-Pfaff. Die Plastik bot nichts überraschendes. Floßmanns ‚Ornamentalfiguren für eine Mädchenschule', Petrichs ‚Römischer Knabe' und ‚An der Quelle' stachen in der deutschen Abteilung hervor. Eine Bronce-Büste Pius' X. von J. Limburg leidet wie noch alles, was bis jetzt an bildlicher Wiedergabe des regierenden Papstes existiert, an dem Mangel einer künstlerischen Auffassung, die des Gegenstandes würdig ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß es bald einem tüchtigen Künstler ermöglicht würde, die Züge von Pius X. in einer Weise der Nachwelt zu überliefern, wie dies bei Leo XIII. durch Lenbach, Bonald und Laszló geschehen ist. Samberger oder für eine plastische Wiedergabe Ferdinand Seeböck-Rom wären mir unter den deutschen Künstlern dafür die liebsten.

Alles in allem: Die Ausstellung in Venedig, geht man auch seelisch nicht gerade erfrischt und gehoben daraus hervor, lohnt immerhin einen Besuch, indem sie uns von dem ehrlichen Streben auch des modernen Künstlers eine glaubwürdige Versicherung gibt und uns wenigstens mit Hoffnungen erfüllt auf eine wohl nicht allzu ferne Zukunft. — M.

Ein deutscher Kunstsalon in Paris. Die französische Hauptstadt ist immer noch die Zentrale des europäischen Kunstausstellungswesens und der hauptsächlichste internationale Kunstmarkt. Trotzdem war bisher in den beiden ‚Salons' die deutsche Kunst nur in verschwindend geringem Umfang vertreten, während französische Künstler schon seit geraumer Zeit die großen deutschen Ausstellungen wieder zahlreich beschicken und ganz erhebliche ideelle wie materielle Erfolge bei uns erzielen. Erst im Weltausstellungsjahr 1900 erhielt das weitere französische Publikum durch unsere — übrigens recht lückenhafte und einseitig ausgewählte — Sonderausstellung wieder einigen höheren Begriff von deutscher Kunst. Leider wurde auf diesem Anfangserfolg nicht hinreichend weiter gebaut. Vor allem wegen des Mangels an geeigneter Gelegenheit; denn eine regellose und zerstreute Beschickung der Salons brachte den einzelnen meist nur üble Erfahrungen und erhöhte jedenfalls das Ansehen der Gesamtheit in keiner Weise. Nur durch kleine, abgeschlossene und sorgfältig ausgewählte Sonderausstellungen kann der rechte Überblick und Einblick in deutsches Kunstschaffen ermöglicht werden. Die bezüglichen Vorschläge in Karl Lahms Broschüre ‚Ein deutscher Kunstsalon in Paris' (Verlag der Allgemeinen Zeitung, München 1905) haben daher bei den angesehensten französischen wie deutschen Künstlern den lebhaftesten Anklang gefunden. Die Hauptschwierigkeit finden die meisten in der Bildung des Komitees. Man darf aber doch wohl hoffen, daß, wenn die nationalen Gegensätze sich überbrücken lassen, auch die der verschiedenen künstlerischen Richtungen und Sondergruppen zu friedlichem Zusammenwirken gebracht werden können. Wenn es bei uns so weiter geht mit den Sezessionen aus den Sezessionen (erst dieser Tage las man wieder von einem solchen Vorgang in Wien), dann würde ja ohnehin die geplante Bilderzahl von 150 kaum ausreichen, um jeder deutschen ‚Gruppe' eine Nummer zuzuweisen. Diesen Schwierigkeiten soll auf folgende Weise vorgebeugt werden: Man plant Tauschausstellungen, also auch entsprechende französische Sonderausstellungen in Deutschland. Dabei soll ein französisches Komitee die geeigneten deutschen Meister und ein deutsches die französischen zur Beteiligung einladen. Die Unparteilichkeit wird dann allerdings eine größere, aber noch lange keine ideale werden; denn es ist zu fürchten, daß beiderseits gerade die Künstler von ausgeprägter nationaler Eigenart — also sicher nicht die schlechtesten — zu kurz kommen. Ferner muß man sagen, daß die französischen Künstler etwas sehr im Vorteil sind. Sie bekommen ja ohnehin bereits auf unseren großen internationalen Ausstellungen stets einen abgesonderten und bevorzugten Platz verdientermaßen eingeräumt und erhielten nunmehr dazu noch die Tauschausstellung. Aber bei den tatsächlichen, schweigend zu verehrenden Verhältnissen der höheren Kunstpolitik ist offenbar der vorgeschlagene Weg der einzig gangbare, und aus den mitgeteilten Zustimmungsschreiben von 28 der namhaftesten deutschen Künstler verschiedenster Richtung erhellt, daß man trotz alledem voll Selbstvertrauen und froher Hoffnung an die praktische Durchführung gehen will. Möge sie gelingen und der Erfolg den Erwartungen entsprechen!

* *

Musik.

Volks-Singakademien. ‚Die Kunst für das Volk!' Dieser Ruf scheint in unserem Jahrhundert immer mehr Leben und Gestalt zu gewinnen, vor allem auf dem Gebiete der Musik. Daß kunstbegeisterte Männer und opferfreudige Städte die Mäcene wurden, welche dem Volk die Kunst vermittelten, ist nicht neu; ihre Namen verdienen neben denen der

Kunstschöpfer selbst in Marmor gemeißelt zu werden; neu aber ist der Gedanke, das Volk zu selbsttätiger, ausführender Anteilnahme an der Kunst heranzuziehen. Ein weitblickender Amerikaner, Frank Damrosch, hat ihn vor gut einem Jahrzehnt zum ersten Male gedacht; seine wirkungsvolle Verkörperung war die ‚Volkschorvereinigung' in New-York. Nun erscheint auch Deutschland auf dem Plan, und der Kunststadt Dresden gebührt das Verdienst der Realisierung durch seine 450 Sänger und Sängerinnen zählende ‚Volks-Singakademie'.

‚Dieselbe will,' wie uns Arthur Liebscher in Nr. 14 der „Neuen Musikzeitung" berichtet, ‚kein Verein sein, sondern, wie ihr Name sagt: „Akademie"; der Moment des gesellschaftlichen Zusammenschlusses, der gesellschaftlichen Veranstaltungen ist bei ihr von vornherein unberücksichtigt geblieben; sie will ausschließlich „Lehrinstitut" sein, gegründet in der Absicht, musikpädagogisch auf ihre Glieder und das Volk einzuwirken. Um das Institut finanziell zu sichern, wird von aktiven und passiven Mitgliedern ein Wochenbeitrag von 10 Pfg. erhoben, der aber singenden Mitgliedern unter Umständen erlassen werden kann.'

Interessant ist ein Blick in die innere Organisation. Die Übungsstunden für die aktiven Mitglieder finden regelmäßig statt; auch die passiven Mitglieder können sich an denselben beteiligen und machen von dieser Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch. Die Ruhepausen in den Proben werden durch kleine künstlerische Darbietungen (Quartette, Instrumentalsolo usw.) ausgefüllt und verbinden so glücklich miteinander den doppelten Zweck der Erholung und des bildenden Genusses; rechnet man hinzu, daß sie zugleich ein Beweggrund sind zum regelmäßigen Besuch der Übungsabende, so darf man dem Referenten wohl glauben, wenn er sagt, daß ‚in dieser Beziehung die Volks-Singakademie besser gestellt ist als die meisten anderen Vereine, da der Prozentsatz der die Übungen regelmäßig besuchenden Mitglieder sehr hoch ist'. Freilich verlocken dazu auch noch andere Umstände, Verlosung von Eintrittskarten in die Kgl. Hofoper oder in jene Konzerte, zu welchen die veranstaltenden Künstler der Direktion in großherzigster Weise Freikarten zur Verfügung stellen; ja sogar eigene Konzerte, und zwar ausschließlich für die Mitglieder der Volks-Singakademie bieten öfters die nimmermüden Künstler. Basierend auf der Erfahrung, daß das Moment der Heiterkeit ein wesentliches Merkmal der Volkspsyche ist, werden in den Kranz von ernsten Veranstaltungen sog. ‚heitere Abende' eingeflochten (z. B. Haydns Abschiedsymphonie, Beethovens Kontretänze usw.), welche ‚die Heiterkeit pflegen sollen, die nicht nur an die Zwerchfellmuskeln appelliert, sondern die im Innern einen Widerhall findet, der länger forttönt, als künstlerisch wertlose Witze interessieren können'. Dazu kommen noch sog. ‚Einführungsabende' zur Erläuterung technisch schwieriger Werke nach textlicher und musikalischer Seite; eine Vereinsbibliothek bietet reiche Gelegenheit zu weiterem, selbsttätigem Studium der Mitglieder.

Das wäre die innere Einrichtung der Volks-Singakademie nach einem Programm, wie wir es idealer und praktischer nicht denken können, ein beredtes Zeugnis von dem feinen, psychologischen Verständnisse der Leiter.

Doch nun zur Betrachtung der Hauptsache, der aufzuführenden Werke! Und da allerdings müssen wir vor Staunen und Verwunderung erst nach Fassung ringen, wenn wir die musikalischen Programme der Akademie erblicken und prüfen. ‚Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber und Mendelssohn, das waren die Namen, welche die Programme der ersten beiden Jahre beherrschten. Im folgenden traten mit größeren Werken neu hinzu: Händel (Samson) und Schu-

mann (Paradies und Perie), mit kleineren die Meister des a capella-Gesanges, dann Gluck, Wagner, Smetana und Tschaikowsky. So führte der Weg, dem Gange der Entwicklung folgend, bis herein in die Schöpfungen der bedeutendsten modernen Komponisten. Das letzte Konzert hat noch einmal auf Haydn zurückgegriffen; das ganze folgende Jahr wird dafür aber ausschließlich der ‚Moderne' gewidmet sein. In ihm sind vorgesehen: Franz Liszt (13. Psalm), Richard Strauß (Taillefer), Georg Schumann (Totenklage) und Felix Draeseke (Osterszenen aus „Faust").'

Respekt vor dem musikalischen Können dieser Sänger und Sängerinnen, wird sich jedermann sagen; doch hören wir, wie beschaffen diese Kenntnisse nach des Referenten eigenem Berichte sind:

‚Man bedenke, daß das „Studium" dieser teilweise enorm schwierigen Werke nicht ausschließlich nach dem Gehöre erfolgt! Die Sänger haben vielmehr während des Winterhalbjahres systematischen Unterricht im Notenlesen und Treffsingen von dem zweiten Dirigenten. Wenn man auch nicht erwarten darf, daß dadurch prima-vista-Sänger gebildet würden, dazu reicht die relativ kurze Zeit nicht aus, so bedeutet doch die Kenntnis der Noten, der einzelnen Intervalle, der Tonarten und was damit zusammenhängt, eine nicht zu unterschätzende Hilfe beim Studium der Gesangwerke.'

In der Tat, solche Werke ausschließlich ‚nach dem Gehöre' studieren zu wollen, wäre ein Unterfangen, an das ein Mensch, solange er seiner fünf Sinne mächtig ist, wohl nicht denken wird; wir glauben das Arthur Liebscher gerne, auch ohne seine Versicherung; aber das können wir unmöglich glauben, daß die obengenannten Werke, welche jedem, auch dem musikalisch hervorragendsten Vereine zur Ehre gereichen würden, von Sängern und Sängerinnen aufgeführt wurden, welche nur über die rudimentärsten musikalischen Kenntnisse verfügen. Nehmen wir ein Beispiel, und zwar nicht eines der schwierigsten im Programm verzeichneten Werke: ‚Die Glocke' von Max Bruch! Dieselbe wurde vorbereitet in einem sog. ‚Einführungsabend', textlich erläutert von einem Gymnasiallehrer und rezitiert von einem Hofschauspieler. Ausgezeichnet. Aber musikalisch? Selbstverständlich sehen wir von den vier Solopartien ab, die bei solchen Werken immer Künstler und Künstlerinnen fordern. Aber die Chöre? Der Regensburger Damengesangverein brachte mit dem Liederkranz dieses Werk anläßlich der Schillerfeier zu wirkungsvoller Aufführung, zwei Vereine mit erprobten Dirigenten und trefflich geschulten Sängern und Sängerinnen und doch — wie viele ernste Proben waren dazu nötig! Nur wer selbst schon ein solches Werk mit einem Chor studiert hat, kennt die Unsumme von Arbeit und Mühe, welche damit verbunden ist. Wenn wir von dem Falle, daß die Volks-Singakademie zu ihren eigenen Mitgliedern fremde, geschulte Kräfte in großer Anzahl heranziehen würde, absehen, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder die Volks-Singakademie bringt bei normalen Proben nur zweifelhafte und unbefriedigende Aufführungen, oder sie veranstaltet gute, vielleicht sehr gute Aufführungen, und dann sind ganz unverhältnismäßig viele Proben mit einem abnormen Aufwand von Zeit und Mühe notwendig. Da wir nun das erste nicht annehmen können, schon wegen der Vortrefflichkeit der leitenden Kreise, so bleibt uns nur das zweite übrig, was aber keine gesunde Entwicklung der Akademie bedeuten würde.

Wir können eine lebensvolle Entfaltung der Idee der Volks-Singakademien nur von ganzem Herzen wünschen und auf das freudigste begrüßen; Magdeburg mit einem aus 410 Arbeitersängern und -sängerinnen bestehenden Chor ist Dresden bereits nachgefolgt, ebenso Berlin mit seinem ‚Volkschor'; in Leipzig steht eine

gleiche Gründung bevor. Aber mögen — und das ist unser zweiter Wunsch — diese Volks-Singakademien sich innerhalb jener Grenzen bewegen, die ihnen durch die Qualität ihrer Kräfte gezogen sind; mögen sie besonders den reichen Schatz unserer Volkslieder nach des Kaisers Wort heben und pflegen, schwierige Werke aber nur aus Musteraufführungen berufener Kräfte kennen lernen, dann wird ihre innere Entwicklung eine gesunde und fruchtbare sein. Ehre aber und Preis den Männern, die sich in uneigennützigster Weise um die Gründung, Leitung und den Fortbestand solcher Volks-Singakademien mit warmem Herzen sorgen und so dazu beitragen, daß die erhabensten Geistesschöpfungen unserer Nation nicht allein den oberen Zehntausend — die oft herzlich wenig davon verstehen — in Erbpacht gegeben, sondern auch dem deutschen Volke, das ein heiliges Anrecht darauf hat, ins Herz gesenkt werden; dann wird in harmonischer Ergänzung das Volk zur Kunst hinauf- und die Kunst zum Volke herabsteigen.

Dr. K. Weinmann.

„Dem Verklärten," Max Schillings' letztem Tonwerk, das er zur Feier des hundertjährigen Todestages Schillers verfaßte, dürfte wohl eine Gelegenheitskompositionen sonst nicht übliche Lebensdauer verheißen werden, vielleicht gerade weil er sie zu einer so typischen Gelegenheitskomposition großen Stiles zu gestalten wußte. Sie ist in der Tat von einem so echt Schillerschen Schwunge getragen, daß sie Schillers Persönlichkeit und Physiognomie wie durch ein Machtwort vor unseren Blicken erstehen läßt. Schillings' eigener musikalischer Genius, so paradox dies auch klingen mag, erweist sich eben am originalsten in der Anpassung. Alle Vorzüge der Welt können Jngwelde, können dem Pfeifertag nicht jenen treibenden Hauch eigenen Lebens verleihen, der ein Werk zur eigentlichen Schöpfung erhebt und die Ufer der Nachwelt erreichen läßt, währenddem Schillings starke musikalische Individualität nie so mächtig, nie so selbständig sich entfaltet, als wenn er die Rolle des griechischen Chores vertritt, welcher, die innersten Vorgänge großartiger Dramen begleitend und verfolgend, uns die Seele der Helden erläutert. So inspirierte ihn die Sophokleische Orestie zu einer Musik von rein antikem Charakter und ‚tempelhaften' Umrissen und neuerdings Schillers eigene Wesenheit zu einem Chorwerk, das Schiller ein so würdiges musikalisches Denkmal setzt. Für den hohen Rang aber, den gewisse ‚Gelegenheitskompositionen' auf künstlerischem Gebiete behaupten können, genügt ein Hinweis auf Goethe, der mit seinem Epilog zu Schillers Glocke ein solches Monument lebensvoller Dauer in Worten zu meißeln vermochte.

Zerstörung Trojas, Oper von Berlioz. So verdienstvoll es stets bleiben wird, eine Musik wie die, welche Berlioz zu seiner ‚Zerstörung Trojas' schrieb, dem Publikum wieder vorzuführen, des hohen Genusses halber, den einzelne stets daran finden werden, so sehr ist es zu bedauern, daß ein so edles Werk wohl nie und nimmer im Herzen des Volkes eigentliche Wurzeln zu schlagen geeignet ist. Die hohe Würdigung, welche Richard Wagner Berlioz' musikalischem Genie zuteil werden ließ, hat wohl nicht minder als Liszts großmütige Bemühungen und heute Mottls tatkräftige Begeisterung mächtig dazu beigetragen, Berlioz' Werke in Deutschland zu dem verdienten ruhmvollen Ansehen zu verhelfen.

Allein es liegt in Berlioz' tief innerstem Wesen begründet, daß die Popularität ihm versagt bleiben muß. Und zwar ist dies sicherlich seinen Unzulänglichkeiten nicht minder als seinen eminenten Eigenschaften zuzuschreiben! Bezeichnend für Berlioz ist die Wahl seiner Helden: Äneas, Trojas Schätze aus der gefallenen Feste entführend, die siegreich unter-

liegenden Gestalten: Hektor, Kassandra, deren düsterer Glanz ihn am stärksten fesselte. Ist doch durchdringende Tragik das Merkmal von Berlioz' eigenem musikalischen Genie! Wenn Wagner (um auf diesen großen Berliozkenner zurückzukommen) sich auf den Vorteil berufen durfte, Berlioz besser kennen und würdigen zu können als dieser ihn selbst (und Berlioz' musikalische Kritiken haben die Richtigkeit dieser Meinung erwiesen), so beruhte hier wohl der Hauptvorteil zugunsten Wagners in seiner geistigen Überlegenheit, der enormen Überlegenheit seines Bewußtseins; — daß er aber wider einen Mann wie Berlioz, dessen Geist in so herrlichen, ja unsterblichen Klängen entströmte, den Vorwurf mangelnden Schönheitssinnes erheben konnte, ist fürs erste befremdend genug. Allein ein eingehendes Befassen mit Berlioz' Schöpfungen läßt uns immer deutlicher begreifen und nachempfinden, in welchem Sinne dieser Vorwurf gemeint und begründet ist. Von gewissen Regionen aus gesprochen, gibt es ja leider keine anderen Bezeichnungen, als die nun einmal die Sprache enthält, und da ist denn auch das meiste relativ. So wird eine tausend Meter über den Erdboden ragende Bergesmulde zur Niederung. So reden wir von mangelndem Schönheitssinn im Lande der Schönheit selbst! — Oder ist es nicht im letzten Grunde Einseitigkeit, die in Berlioz jenes nahezu absichtliche Verzichtleisten auf klangliche Reize hervorrief und jene unabsichtlichen Lücken, die den Genuß seiner Opern erschweren? Sein Orchester, das den Geist stets in mächtiger Spannung hält, ist häufig von ‚ungefälliger', schriller, harter Sonorität, unzugänglich und kahl, herb wie der Mönch in Giorgiones berühmtem Bild. Aber eine seelische Steigerung, ein Affekt, und alle Herbheit zerfließt in eine goldne Fülle ergreifendster Modulationen. Motive, die wie Helden einherschreiten, und eine Musik von so grandioser Schönheit, daß wir uns zu den höchsten Höhen der Kunst emporgetragen fühlen, enttaucht da den Tiefen glühendster, adeligster Leidenschaft. Allein was Flaubert in der Literatur, das ist Berlioz in der Musik: zu starrer Aristokrat, ein König mit einem Hofstaat, doch ohne Reich. Die Allgemeinheit, deren Herz er nicht gewinnen kann, wird ihn nie kennen. Nicht jeder kann hier sein ‚Körnchen heimtragen'. Zu den ganz Großen, welchen Berlioz in so mancher Hinsicht angehört, steht er hierin im Nachteil. Dafür hat er allerdings den Vorzug, daß er nie in die Mode kommen wird!

Annette Kolb.

Papst Bonifatius IX. (1389—1404) und seine Beziehungen zur deutschen Kirche. Von Max Jansen. Freiburg 1904. X und 213 S. — Keine besonders erfreulichen Bilder treten uns in diesem mit echt deutschem Forscherfleiß angelegten Buche entgegen. Der Kardinal Petrus Thomacellus von Neapel, der nach Urban VI. als Bonifaz IX. Papst wurde, war keine Leuchte auf dem Stuhle Petri. Es ist wahr, sittlich war seine Persönlichkeit unantastbar, die italienischen Chronisten rühmen seine Liebenswürdigkeit, als Landesherr sorgte er für seine Untertanen, persönlich war er ohne Bedürfnisse; aber die Geldsummen, die er für den Kampf um den Kirchenstaat und die Behauptung seines Papsttums zusammenbringen mußte, haben sein Ansehen schwer geschädigt. Sein Pontifikat wird fast vollständig von der Geldfrage beherrscht. In der Wahl der Mittel, sich Geld zu verschaffen, war er nicht wählerisch. Und die Richtung, in die er das päpstliche Finanzwesen drängte, bedeutete für das innerkirchliche Leben einen bedenklichen und gefährlichen Rückschritt. ‚Auf dem Gebiete des Provisions-, des Reservations- und Annatenwesens stellt Bonifatius IX. zwar nicht als erster, aber in besonders drückender Schärfe Forderungen auf, die das kirchliche Leben in Deutschland aufs schwerste gefährden mußten, und auf dem Gebiete des Ablaßwesens führte er eine Praxis ein, die geeignet war, die sittlichen Anschauungen der Bevölkerung heillos zu verwirren!' Das sehr lehrreiche Buch Jansens behandelt zuerst in knapper Übersicht das Pontifikat Bonifaz IX. und seine politischen Beziehungen zu Deutschland, dann die Reservationen, Provisionen und Inkorporationen zu seiner Zeit, lauter Finanzquellen, in drei folgenden Abschnitten die Besetzung der Bischofs- und Abtsstühle in Deutschland, die Camera apostolica, die Ablässe und das Jubiläum unter Bonifaz. Gedruckte und ungedruckte Quellen lieferten das Material zu den nicht immer erbaulichen Kapiteln. Am Schluß wird die Bedeutung Bonifatius' für das kirchliche Leben gewürdigt, und das Gute hervorgehoben, das seine Verwaltung trotz aller Mißstände im Gefolge hatte. Aber das Schlußurteil des Verfassers bleibt ein scharfes: ‚Trotz seiner glänzenden Erfolge in Rom und im Kirchenstaate vermögen wir ihm keine Achtung entgegenzubringen.

Dr. L. Pfl.

Der hl. Bernardin von Siena 1380 bis 1444. Von Paul Thureau-Dangin. Aut. Übersetzung von P. Ambrosius Götzelmann, O. F. M. Mit einem Stahlstich. München (J. J. Lentner) 1904. 218 S. 2.40 Mk. - Der „Bernardin" Thureau-Dangins gehört zum Besten, was die moderne Hagiographie hervorgebracht hat. Der Verfasser ist hervorragender Kenner des ausgehenden Mittelalters und Meister der Darstellung. Dazu ein so dankbarer Stoff, wie der herrliche Volksprediger und Asket ihn abgab. So ist es freudig zu begrüßen, daß das prächtige Buch in einer im ganzen recht ansprechenden Übersetzung auch weiteren deutschen Kreisen zugänglich gemacht wurde. Ein Bernardin und Genossen mitten in der Autoritätslosigkeit und den Parteikämpfen und dem Epikuräismus und der Unmoral des Quattrocento, — welcher Gegensatz! Dieser Lebensernst, diese Geistestiefe und Redegewalt neben dem seichten, glatten italienischen Humanismus! Und dabei ist der Mann nichts weniger als finster oder zimperlich.... Aber — tolle, lege!

Daß der Verfasser die nachstaufischen deutschen Könige, soweit sie in Italien sich die Kaiserkrone holten — den idealen Heinrich VII., den selbstbewußten Bayer Ludwig, den nüchternen Karl IV., den wohlmeinenden Sigmund — ‚sorglose Abenteurer ohne irgend eine große Idee' heißt (S. 105), halten wir dem Franzosen zugut.

In der Wunderfrage hätten wir mehr Klarheit gewünscht. Der Verfasser nimmt so ziemlich alles, was sich ihm

bietet, für bare Münze. Nun fällt es uns nicht ein, Berichte wie den über Bernardins Tod und die unmittelbar folgenden außerordentlichen Stunden und Wochen anzuzweifeln; auch die Bulle Nikolaus V. von 1447 — Bernardin starb am 20. Mai 1444 — spricht von den vielen Wundern, die seinen Tod verherrlicht haben. Aber man sollte doch auch zu unterscheiden wissen. Wenn erzählt wird, wie der Heilige mitten in der Predigt (1417 in Mailand) innehielt und den Versammelten den eben in Siena eingetretenen Tod seiner Base mitteilte (S. 46); oder wie er 1423 vor Mantua mit seinem Begleiter auf seinem Mantel kniend über den See fuhr (S. 51—52); oder wie er durch das Kreuzeszeichen dem Regen gebot, der seine Predigt stören wollte (1425 in Arezzo) (S. 72); oder wie während einer Marienpredigt ein Stern über seinem Haupte erschienen sei (S. 142), so erinnert das denn doch zu stark an die Phantasien der Dialoge Gregors d. Gr., wo (Buch II) alle diese Dinge vom hl. Benedikt und seiner Umgebung erzählt werden. Dazu beachten wir, daß dieselben Züge im ausgehenden Mittelalter auch anderwärts auftreten (bei Hyazinth v. Polen, Raymund v. Pennaforte, Franziska Romana) und im 16./17. Jahrh. wieder auftauchen (bei Franz v. Paula, Joseph v. Leonissa, Andreas Avellinus, Petrus Alkantara 2c.), und vor allem, daß die Rechtfertigungsbulle Eugens IV. für Bernardin vom Jan. 1432 von diesen Vorgängen nichts weiß.

Dr. H. Günter.

Der heilige Benno, Bischof von Meissen. Sein Leben und seine Zeit. Von Eberhard Klein. München (J. J. Lentner) 1904. Mit einem Bilde. 184 und XIV S. 2 M. — Es ist nicht leicht, die Geschichte eines Heiligen wie Benno von Meissen zu schreiben. Benno stand beim Ausbruch der Feindseligkeiten der Sachsen gegen Heinrich IV. mit dem Herzen jedenfalls auf Seiten seiner Landsleute, war seit der Wahl Rudolphs von Schwaben offener Gegner Heinrichs, ließ aber 1086 mit dem Gegenpapst Klemens sich ein und kam durch ihn auf seinen Bischofsstuhl zurück, — um dann doch wieder die Partei der Sachsen gegen Heinrich und dessen Papst zu ergreifen. Das nennt man unter normalen Umständen charakterschwach, und so hat zuletzt noch O. Langer (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meissen 1884 bis 1887) den Bischof gefaßt. Wie hätte aber ein solcher Mann in der Erinnerung seines Volkes unsterblich werden können? Hat die endgültige Kirchlichkeit alle Schwäche vergessen gemacht? Da war aber doch die ganze Reihe der übrigen sächsischen Bischöfe jener Tage, die konsequenter und politisch bedeutender waren und den Dank der Kirche eher verdienten. Es muß mehr als nur furchtsame Schwäche hinter dem Manne gesteckt haben, der mit 57 Jahren die angenehme Stellung eines Goslarer Stiftsherrn aufgab, um als Bischof die Gefahren und die Verantwortung der Wendenmission auf sich zu nehmen. Aber für diese Beurteilung fehlt es an ausreichenden gleichzeitigen Nachrichten. So galt es für den Verfasser, den merkwürdigen Mann wesentlich aus seiner späteren Bedeutung heraus psychologisch zu erfassen. Eine derartige Methode aber hat stets ihr Bedenkliches. Die Darstellung hat so von selbst ein durchaus subjektives Gepräge erhalten müssen trotz des weiten zeitgeschichtlichen Rahmens. Schritt für Schritt kehren die ‚er wird gewesen sein', ‚wird getan haben', ‚sicherlich hat', ‚die Annahme ist wohl berechtigt' 2c. wieder. Ob sich bei solcher Sachlage eine Monographie überhaupt verlohnt? Gewiß. Schon im Interesse der Abwehr. Innerhalb der dem Verfasser durch den Stoff gezogenen Grenzen aber hat K. Schönes geleistet. So lassen Heiligenleben sich lesen. Vor allem mit der Wunderbehandlung sind wir einverstanden; sie gehören zur Darstellung, aber suo loco mit sachlicher Kritik und allem Vorbehalt.

Die Berichtigung der paar Ungenauigkeiten in der Darstellung kann füglich der Fachkritik überlassen bleiben. Nur eines. S. 32 weiß der Verfasser nicht recht, was mit der ‚an sich schon unwahrscheinlichen Angabe' anfangen, wonach Benno sich um 1050 an der Pariser Universität den theologischen Doktor geholt habe. War die Entscheidung wirklich so schwer?

Dr. H. Günter.

Der hl. Augustinus. Von Dr. Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. Mit 47 Abbildungen im Texte und 4 Kunstbeilagen. Jos. Kösel, Kempten 1904.

Über den hl. Augustinus etwas Neues sagen ist schwer, wenn es sich nicht etwa darum handelt, einen einzelnen Punkt seiner theologischen Lehrmeinungen tiefer zu ergründen oder den einen und andern der Faktoren, welche auf seinen

Werdegang eingewirkt haben, in ein helleres Licht zu setzen. Das ist indessen auch nicht das Ziel, welches sich der hochw. Herr Bischof von St. Gallen, Dr. Augustin Egger, in dem zweiten Bande der Sammlung illustrierter Heiligenleben (Kempten und München, Kösel'sche Buchhandlung 1904) gesteckt hat, vielmehr will er den großen Heiligen durch seine Schilderung den Lesern näher bringen und lieb machen. Und das ist bei Augustinus leichter als bei anderen, bei denen uns die Quellen gerade da im Stiche lassen, wo unser Interesse am lebhaftesten ist. Der Heilige in der gefestigten Richtung seines Denkens und Handelns ist uns ein Gegenstand der Bewunderung, den ringenden und kämpfenden Menschen können wir verstehen. Augustinus aber hat uns selbst in dem wunderbaren Buche seiner Konfessionen das fesselnde und zugleich vollkommen wahrheitsgetreue Bild seiner seelischen Entwickelung hinterlassen, seiner Irrungen und Verfehlungen und seiner tiefen Not bis zum endgültigen Sieg der göttlichen Gnade. Daran schließt sich denn auch der Verfasser in den beiden ersten Abschnitten an, indem er zu Augustins eigenem Berichte kurze Bemerkungen erläuternder oder paränetischer Art hinzufügt. Der dritte Abschnitt handelt von Augustins späterem Leben als Priester und Bischof. Er ist verhältnismäßig kurz ausgefallen, bringt aber noch manche schöne Stelle aus den Schriften des großen Kirchenvaters, mit denen der Verfasser offenbar gründlich vertraut ist, und orientiert in zutreffender Weise über die kirchlichen Lehrpunkte, welche durch die Kämpfe gegen die Manichäer, die Donatisten, die Pelagianer ans Licht gestellt wurden. Daß in diesem Zusammenhange die Schwierigkeiten nicht berührt werden, welche sich an Augustins Stellungnahme dem Pelagianismus gegenüber anknüpfen, wird man begreiflich finden, vielleicht sogar wünschen, daß auch nicht nachträglich unter der Aufschrift ‚Hochschätzung, Überschätzung und falsche Schätzung' darauf eingegangen wurde, da es nach der Anlage des Buches nicht in erschöpfender Weise geschehen konnte. Ich gestehe, daß ich den ganzen Passus mit Einschluß der gegen Harnack gerichteten Ausführungen gerne missen würde. Dieser kleine Vorbehalt hindert indessen nicht, dem schönen Buche, dem am Schlusse noch ein kurzes Wort zur Monographie St. Augustins angefügt ist, die weiteste Verbreitung zu wünschen. v. H.

Konrads von Würzburg Goldene Schmiede. Ein Lobgesang auf die allerseligste Jungfrau. In die neuhochdeutsche Sprache übertragen und mit einer Einleitung versehen von Bernard Arens S. J. Mit 6 Kunstbeilagen. Bachem, Köln 1904.— Konrad von Würzburg steht bekanntlich schon am Ausgang der großen literarischen Blütezeit Deutschlands im 13. Jahrhundert. Auch seine Kunst ist mit der seiner Vorgänger nicht mehr zu vergleichen. Die goldene Schmiede fällt in sein letztes Jahrzehnt, — er starb 1287 in Basel. Sie ist ein Lobgedicht auf Maria und trägt ihren Namen nach den Einleitungsversen, wo der Dichter in der Feuerschmiede seines Herzens der hl. Jungfrau zu Lobe ein prächtig Geschmeide aus seinen Betrachtungen und Lobpreisungen zusammenzusetzen beginnt. Das lange Gedicht besteht denn auch aus zahllosen, in Apostrophen aneinandergereihten, meist der Symbolik der Bibel und Natur entnommenen, oft lange ausgesponnenen Beinamen. Ihr Vergleichspunkt macht auf uns heute unleugbar oft einen erkünstelten Eindruck; die Zerdehnung des Begriffs ist uns zu laut und effektvoll und kalt. Doch findet der Marienverehrer in der Betrachtung des Ganzen noch etwas von der mystischen Innigkeit, die in frommem Liebesrausche sich in solcher Weise Ausdruck schafft. Die Einleitung ist halb mit dem kritischen Verstand, halb mit dem Herzen geschrieben. In der Übertragung in den anders gearteten Sprachgeist des Neuhochdeutschen treten naturgemäß die angedeuteten Schwächen noch klarer heraus. Man sollte daher nur auf Grund des mittelhochdeutschen Originals das letzte Urteil fällen. Was der Übersetzer tun konnte, hat er getan. Sehr ansprechend, reich ist die Ausstattung; zwei innige Marienbilder sind auf dem Einband und als Titelbild beigegeben, dazu eine ganze Reihe faksimilierter Handschriftseiten. Die Übertragung verfolgt keine wissenschaftlichen Zwecke, sondern will das Gedicht wieder volkstümlich machen, wie es früher war. Es wäre eine interessante Erscheinung, wenn das gelänge.

—th.

Annette von Droste Hülshoff. Von Carl Busse. 4. Band der Sammlung ‚Frauenleben.' Leipzig 1903. — Die Poesien Annettes v. Droste werden — darüber kann leider kein Zweifel obwalten — bei ihrer herben Eigenart und Schwerverständlichkeit niemals ein Gemeingut des ganzen

Volkes werden. Daß aber das Interesse für sie immer noch im Wachsen ist, beweist außer anderen literarischen Arbeiten der allerletzten Zeit auch dieser neue Versuch einer Annettebiographie, der es beansprucht und beanspruchen darf, neben den beiden wertvollen und grundlegenden Werken Hüffers und Kreitens Beachtung zu finden. Bisher unbekanntes urkundliches Material, wie es Hüffer und Kreiten von den Familien Laßberg und Droste in reicher Fülle zur Verfügung gestellt war, bringt Busse allerdings nicht. Er hat auch überhaupt weniger eine Darstellung der äußeren Lebensschicksale Annettes im Auge als ihrer persönlichen und dichterischen Entwicklung. Vertrautheit mit ihren Werken und feines Verständnis derselben, ferner eine gute Kenntnis des geschickt verwerteten Briefwechsels der Dichterin sind außer der bekannten Literatur die einzige Quelle des Buches, dessen Bedeutung also ziemlich ausschließlich nach der ästhetischen und psychologisch-kritischen Seite zu suchen ist. Manchem Urteile Busses vermögen wir freilich nicht zuzustimmen. So halten wir z. B., ohne unsere abweichende Meinung hier im einzelnen begründen zu wollen, die Mutter Annettens für zu hart beurteilt, während uns die Bedeutung Schlüters für die Dichterin zu gering bewertet erscheint. Auch die Bemerkungen über Annette als katholische Dichterin, die sich übrigens von verletzender Schärfe durchaus frei zu halten suchen und besonders gegen die in der Tat nicht immer einwandfreien Ansichten Kreitens polemisieren, sind zum Teil anfechtbar. Durchaus anzuerkennen ist das feinsinnige, meist zutreffende ästhetische Urteil, der warme Ton der Darstellung und die leichte, gefällige Sprache, die das Buch in einem Zuge lesen läßt. Der hübsch ausgestattete Band ist geziert mit den bekannten Bildern von Rüschhaus und der Meersburg, zwei Portraits der Dichterin und einer Photographie ihrer schönen, idealisierten Büste auf dem Münsterschen Denkmal, wie sie auch der 2. Auflage der Kreitenschen Biographie beigegeben ist.

Dr. Joseph Riehemann.

Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel. Von Professor Dr. W. Kögel (Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Lessing-Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Ostern 1904). Eine sehr anregende und lehrreiche Studie, die erweiterte Ausführung wünschen läßt. Der Verfasser verfolgt die Idyllendichtung von Geßner und Voß über ‚Hermann und Dorothea', Mörike, Hebbel (‚Mutter und Kind') u. a. bis herab zu den sog. Großstadtidyllen in Seidels prächtigen Leberecht Hühnchen-Geschichten. Diese zeigen eine neue Ausprägung schlichter, daseinsfreudiger Lebensauffassung, deren Grundlage nicht mehr in der Gunst der äußeren Umgebung, sondern in der inneren Struktur der Persönlichkeit beruht. Erst damit ist Schillers Begriff von der sentimentalen Idylle voll verwirklicht. Vielleicht ergänzt der Verfasser einmal seine Untersuchung in Hinsicht auf die idyllischen Elemente der neueren Dorfgeschichte; auch hier dürfte sich die Entwicklung in der gleichen Richtung, von außen nach innen vollziehen. Am meisten vermißt haben wir in der Studie, die trotz ihrer Kürze viel wertvolles bietet, den Namen Stifter.

M. E.

Die Lieder der Wiedertäufer von Dr. Rudolf Wolkan. Ein Beitrag zur deutschen und niederländischen Literatur- u. Kirchengeschichte. Berlin, Behrs Verlag.

Ein Buch von echt deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit, dem seines Gegenstandes halber wohl kein großer Leserkreis beschieden sein wird. Aber von der Wissenschaft wird es als Gewinn gebucht werden. Dem Fachmann, der sich mit älterer Literatur beschäftigt, wird die genaue Repertorisierung einer Menge sprachlich und inhaltlich nicht unbedeutsamer Lieder sehr willkommen sein. Von diesen Liedern bemerkt der Verfasser nicht mit Unrecht: „In viel höherem Maße als die Kirchenlieder der Protestanten und Katholiken können die Lieder der Wiedertäufer den Anspruch erheben, als echte Volksdichtungen betrachtet zu werden." Er kann es sich zum Verdienst anrechnen, auf einem bisher unbekannten Gebiete Klarheit geschaffen zu haben. Und was besonders den Kirchenhistoriker interessieren dürfte: es ist hier mit Erfolg versucht worden, die Hauptsekten der Täufer nach ihren dogmatischen Anschauungen genau von einander zu scheiden und infolgedessen auch die Liederdichtung der Mennoniten, Schweizer und Huterer scharf von einander zu trennen. In sechs Kapiteln werden behandelt: Die Anfänge, die ältesten Lieder der Täufer, die ältesten Lieder der Schweizer Brüder, Niederländische Lieder, Mennonitische Lieder in Deutschland, die späteren Lieder der Schweizer Brüder, die Lieder der Huterer. In der Darstellung der Entwicklung der

äußeren Schicksale der täuferischen Liederdichtung liegt der Hauptwert der tüchtigen Arbeit.

Dr. L. Pfl.

Anton Bruckner. Von Rudolf Louis. München u. Leipzig bei Georg Müller 1905.

Wie schon aus dem ‚Vorwort' hervorgeht, — das wir, alter Gepflogenheit gemäß, erst nachher gelesen haben — ist dieses Brucknerwerk in gewissem Sinne eine Improvisation. In dem Sinne nämlich, daß der Verfasser das Buch, an dem er jedenfalls schon längere Zeit gearbeitet hat, früher als ursprünglich beabsichtigt der Öffentlichkeit übergeben hat, um nicht zeitlich zu nahe an eine von andrer Seite in Aussicht stehende Bruckner-Biographie heranzukommen. Es ist das ja gewiß begreiflich, und wir sind die letzten, Herrn R. Louis zum Vorwurf zu machen, daß er eine von innigster Begeisterung eingegebene und mit größtem Fleiße durchgeführte Arbeit nicht einfach ad acta warf, weil ein anderer sich schon vor ihm an das Gleiche gewagt hatte. Aber immerhin merkt man an einzelnen Teilen des Buches die beschleunigte Publikation. Insbesondere ist R. Louis zu einer eingehenden und übersichtlichen Würdigung der Tonwerke Bruckners nicht gekommen. Von diesem Mangel abgesehen erscheint uns das Buch als Muster einer Biographie. Der Verfasser geht keineswegs in kritikloser, begeisterter Bewunderung für seinen ‚Helden' auf; er ist nicht blind für dessen zweifellose Schwächen. Daß er den streng katholischen Glauben Bruckners bei weitem nicht teilt, ist aus manchem ersichtlich; um so anerkennenswerter ist es, daß er ihn so objektiv und so ohne jede unzarte Andeutung als das Alpha und Omega des Brucknerschen Schaffens versteht und anerkennt. Wir können das Buch der stetig wachsenden ‚Bruckner-Gemeinde' nur aufs wärmste empfehlen.

J. Sch.

Feldbriefe. Von Heinrich Rindfleisch. Herausgegeben von E. Arnold. 6. vermehrte Aufl., Göttingen 1905. — Der Verfasser der Feldbriefe war 36 Jahre alt und Obergerichtsrat in Celle, als er im Jahre 1870 in seiner Eigenschaft als Landwehrleutnant zum aktiven Dienst beim 7. westfälischen Infanterieregiment Nr. 56 einberufen wurde. Zuerst beim Ersatzbataillon verwendet traf ihn Ende August die Versetzung zum mobilen Regiment, das sich damals im Verbande des X. preußischen Armeekorps (II. Armee) in der Einschließungslinie vor Metz befand. Er machte den anstrengenden Dienst bei der Einschließungsarmee bis zur Kapitulation der Festung mit, nahm dann am Zuge der II. Armee an die Loire und hierauf an den verlustreichen Kämpfen gegen die Armee des Generals Chanzy bei le Mans teil. Die während dieser Zeit in die Heimat geschriebenen Briefe, die fast ausschließlich an seine Frau gerichtet sind, bilden den Inhalt der vorliegenden, nach dem Tode des Briefschreibers von einem Freunde herausgegebenen Sammlung.

Unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschrieben geben die nach Form und Inhalt äußerst ansprechenden Briefe ein wechselvolles, anregendes Bild des Krieges. Sie sind sehr unterhaltend zu lesen, obwohl sie keineswegs ‚Enthüllungen' bringen, auch nicht auf Kosten von Waffengefährten mit pikanten Einzelheiten ausgeschmückt sind, wie dies z. B. bei den Kretschmanschen Kriegsbriefen der Fall ist. Heinrich Rindfleisch zeigt sich in diesen Briefen als ein gereifter, von wärmstem Vaterlandsgefühl beseelter Mann von höherer allgemeiner Bildung und auch zutreffendem militärischen Urteil. Anscheinend mit den für einen Kriegsmann wünschenswerten guten Nerven ausgestattet, bleibt er unter den Anstrengungen und unvermeidlichen traurigen Eindrücken des Krieges im Gefühle der Erfolge der deutschen Waffen in gehobener Stimmung. Ein Mann von echt deutscher Gesinnung bringt er seine Freude über das Endergebnis des Krieges, die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen, wiederholt in ungeheuchelter Weise zum Ausdruck. Seine Feldbriefe sind zweifellos ein Buch, dem zum Nutzen der Stärkung unseres deutschen Vaterlandsgefühls möglichste Verbreitung zu wünschen ist.

v. Ldm.

Unsere Bilder.

Unter den späteren Schülern Rembrandts zeichnet sich der Genremaler Nicolaes Maes (1630—1696) durch leuchtend kräftige Färbung und durch die Wahl einfacher, zu Herzen sprechender Motive aus. Beide Vorzüge vereint sein Bild: Das Tischgebet. Als vorherrschende Farbe hat man unserer Wiedergabe, in der das starke Helldunkel zu deutlichster Wirkung kommt, ein tiefes Rot hinzuzudenken. Der Ausdruck stillversunkener Andacht ist meisterhaft getroffen. Mit nicht minderer Liebe ist das kleine, ganz leckere Stilleben auf dem Tisch behandelt, dem freilich durch die zerrende Katze Gefahr droht. Eigentlich nur der letztere Zug bringt etwas genrehaftes in das Bild hinein, das sich im übrigen schon durch seine fast lebensgroße Ausführung über diese Gattung erhebt.

Fritz Overbeck gehört zu den Worpswedern wie Modersohn, von dem wir bereits zwei Landschaften brachten. Seine Radierung ‚Stürmischer Tag' führt ihre kräftige Grundstimmung mit großer Sicherheit bis ins einzelnste durch. Von der festgeballten Wolkenmasse und den sturmdunklen Wäldern heben sich am hellsten die bizarren Formen der einzelnen Birkenstämme ab. Man sieht es, der Sturm hat schon oftmals ihr Wachstum gekrümmt; nun müssen sie sich widerwillig ihm abermals beugen. Mit ganz anderer Fügsamkeit flattern drunten am Boden die Gräser; sie werden sich allein wieder ganz unversehrt zur alten Form aufrichten, wenn der stürmische Tag über sie hinweggebraust ist.

Edwin Henry Landseer (1802—1873) war lange Zeit durch die unzähligen Stiche und Lithographien nach seinen Werken der bekannteste und beliebteste Tiermaler. Während er aber seine farbigen Tierbilder durch allzu vermenschlichende Züge, sei es nun sentimentaler oder humoristischer Art, für unsere Zeit meist minder genießbar macht, zeigt sich die ganze Vollkommenheit seiner Tierbeobachtung uneingeschränkt in frischen Skizzen wie der vorliegenden eines Löwen. Das ist keiner von jenen mit einer Mähne maskierten Hunden, die man so oft als Sinnbilder der Stärke vorgestellt bekommt, sondern das rechte und echte mächtige Katzentier, das mit gierigen Augen nach Raub ausblickt. Besonders breit und klar zeigt sich in dieser Ansicht die Muskulatur des Hinterkörpers, deren das Tier zum Beutesprung bedarf.

Offene Briefe.

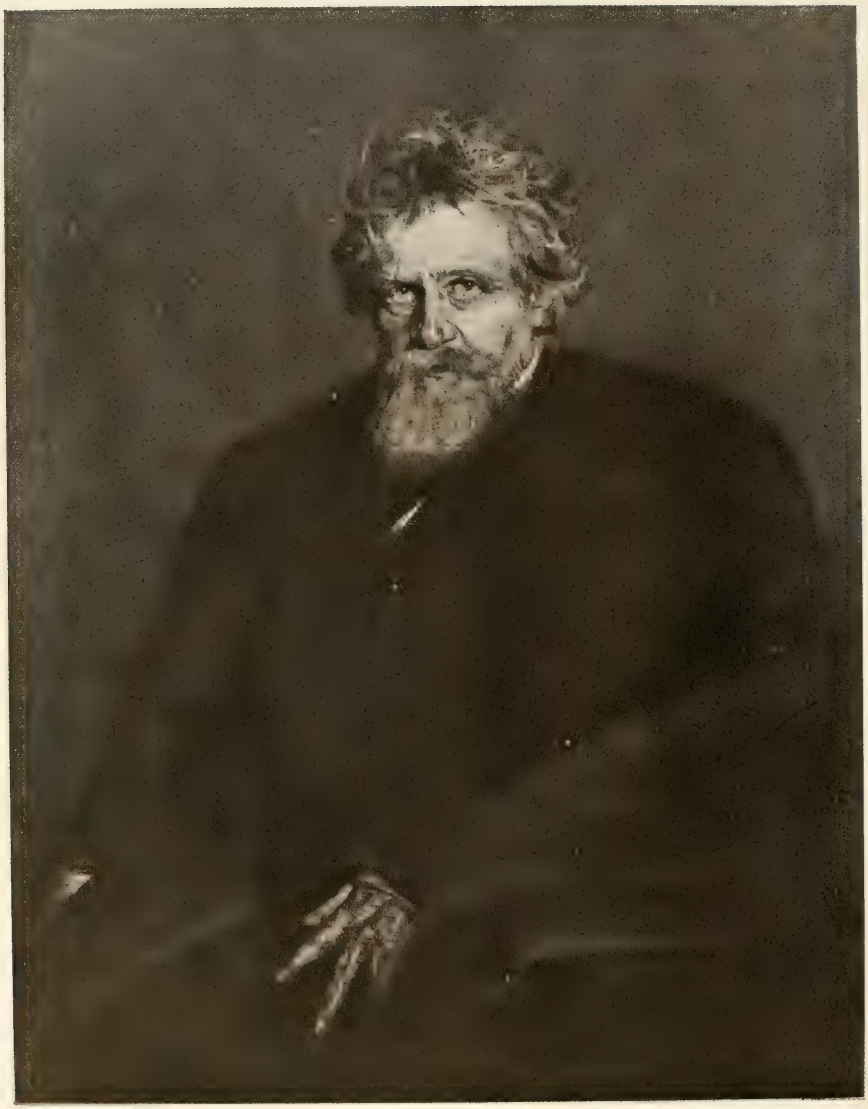
Kgl. Dr. F. in W. Martin Spahns höchst bedeutendes Buch über Leo XIII. ist bloß deshalb noch nicht in Hochland besprochen worden, weil der mit dieser Aufgabe betraute Mitarbeiter bald darnach erkrankte. Ich bitte also, Ihrem Freund zu sagen, daß alle aus der bisherigen ‚Schweigsamkeit' Hochlands abgeleiteten Vermutungen — eben Vermutungen sind. Die Würdigung des Buches hoffen wir im September- oder Oktoberheft zu bringen.

Die Einsender unverlangter Manuskripte werden hiermit im eigenen Interesse gebeten, ihren Sendungen Porto für die allenfallsige Rücksendung beizufügen, da sonst kleine Manuskripte (Gedichte, Sprüche u. ä.) überhaupt nicht, größere nur gegen nachträgliche Einsendung des Portos zurückgeschickt werden können. Das große Angebot von derartigen Manuskripten zwingt uns zu dieser Forderung.

Berichtigung. Auf Seite 380 des Juniheftes wird als Herausgeber von ‚Natur und Offenbarung' irrtümlich Dr. C. Frech genannt. Wir bitten den Namen in Forch zu verbessern.

Verantwortlich: Chefredakteur **Karl Muth, München,** Franz Josephstraße 31.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.



Lenbach pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Hermann von Lingg.

Zweiter Jahrgang. August 1905. 11. Heft.

Wie er's der Frau Baker erzählte.

Von

Henry Lawson.

Die meisten Buschmänner, die Bob Baker nicht persönlich kannten, hatten von ihm gehört. Vor nicht langer Zeit war er ein Squatter am Macquarie-Fluß in Neu Süd-Wales gewesen und hatte sich mit Pferderennen und dem Züchten von Rennpferden befaßt und hie und da längere Spritzfahrten nach Sidney gemacht, wo er in guten Hotels abstieg und ein flottes Leben führte. Nach einer ziemlich argen Trockenheit aber, als die Schafe auf seinen Weideplätzen zu Tausenden umkamen, war er ruiniert; die Bank übernahm seinen Grund und übertrug ihn einem Verwalter.

Bob war ein lustiger, freigebiger Mann, den jeder gern hatte, aber ein Egoist, soweit seine Frau und seine Kinder in Betracht kamen; denn diese hatten schließlich unter seiner Freigebigkeit zu leiden. Ein solche Freigebigkeit gründet oft in Eitelkeit oder in moralischer Feigheit — oder aber in beiden zusammen. Es wird in der Tat niemandem unangenehm sein, wenn die Burschen ihn ‚hoch leben' lassen. Aber meistens muß man zweimal dafür zahlen: das erstemal in der Gesellschaft, das zweitemal allein. Mir brachten die Burschen auch einmal ein dreifaches Hoch aus, als ich aus der Stadt schied und sie mich auf den Bahnhof begleiteten. Es ging mir durch und durch und brachte beinahe Tränen in meine Augen; aber trotzdem hätte ich gerne die Hälfte des Geldes gehabt, das ich für sie ausgegeben

und ihnen geliehen hatte, und ich wünschte, ich hätte die Zeit ausgenützt, die ich vergeudet hatte, um mich bei ihnen beliebt zu machen.

Als ich Bob Baker zum erstenmal sah, war er Viehtreiber auf der großen nordwestlichen Route. Seine Frau lebte in der Stadtgemeinde Solong auf der Sidney-Seite. Er trieb gerade eine Herde nach Norden in ein neues Weideland, das um den Golf von Carpentaria lag, und wollte zwei Jahre fortbleiben; ich und mein Kamerad Andy M'Culloch verpflichteten uns, mitzugehen. Wir wollten uns einmal das Golfland ansehen.

Nachdem wir die Grenze von Queensland überschritten hatten, kam es mir so vor, als ob der Treiber gar zu gern die Wirtshäuser an der Landstraße und die Bierstuben in der Stadt aufsuchen würde. Andy hatte schon früher einmal einen Viehtrieb mit ihm mitgemacht, und er sagte mir, daß der Treiber erst seit kurzem einen so starken Hang zum Trinken zeige. Andy kannte Frau Baker gut und schien viel auf sie zu halten. ‚Sie ist eine gute Frau,' sagte Andy, ‚noch eine vom alten Schlag. Ich arbeitete eine Zeit lang auf ihrem Grund, als ich noch Anfänger war, und da weiß ich's. Sie war immer viel zu gut für den Treiber; aber sie vertraute auf ihn. Als ich das letztemal von ihr fortging, sagte sie zu mir: Schau, Andy, ich fürcht', der Robert trinkt wieder! Da möcht' ich gern, daß du dich, soviel du kannst, um ihn umschaust. Du scheinst mehr Einfluß auf ihn zu haben als alle andern. Ich möcht' so gern, daß du mir versprichst, daß du nie mit ihm trinken wirst.' —

‚Und ich versprach's,' sagte Andy, ‚und ich will mein Wort halten.' Andy war ein Bursch, der sein Wort halten konnte, aber nichts anderes. Und es half nichts, wenn der Treiber in ihn hineinredete, ihn verhöhnte und beschimpfte; Andy wollte nicht mit ihm trinken.

Es wurde immer schlimmer; der Treiber ritt voraus und betrank sich in einem Wirtshaus, und manchmal blieb er tagelang zurück; wenn er uns dann einholte, war seine Laune so, daß man sie gerade nur noch ertragen konnte. Zu guterletzt hielt er noch ein fürchterliches Zechgelage in Mulgatown, das ungefähr 150 Meilen nördlich von der Grenze lag, und, was schlimmer war, er wurde von einer durchtriebenen Kellnerin ins Schlepptau gefaßt, einem jener Frauenzimmer, die von den Gastwirten im Innern des Landes als Köder für die reichen Viehhändler in Dienst genommen werden. Er war auf sie versessen. Vom dortigen Agenten des Vieheigentümers ließ er sich im voraus einen Scheck anweisen und verschleuderte das Geld; dann behob er auf irgend eine andere Art noch mehr und gab es aus, größtenteils für das Frauenzimmer. Wir taten unser Möglichstes. Andy brachte ihn ein paar Stationen weiter, und eben als wir dachten, daß er wieder beisammen sei, entschlüpfte er uns in der Nacht und ging wieder zurück.

Wir hatten zwei andere Männer mit; trotzdem aber hatten wir eine Teufelsplage mit dem Vieh. Es war ein tolles Stück Arbeit; denn ringsherum waren lauter große Weideplätze; wir mußten aber die Ochsen immer nur gerade auf unserer Route weitertreiben, wenn wir nicht wegen widerrechtlichen Betretens von fremdem Eigentum in Unannehmlichkeiten geraten wollten. Dem Agenten fiel es auch nicht ein, sich eine Extra-Auslage zu machen und die Herde solange in einen Wildgarten einzusperren, bis der Treiber wieder nüchtern wurde. Es war auch sehr wenig Gras auf der Route oder besser den Weiden, die für die wandernden Herden bestimmt waren; deshalb mußten wir unausgesetzt weiterziehen, um Gras zu finden.

Wenn auch die Welt untergeht, die Herden müssen auf der Route bleiben; das ist Gesetz. Der Agent telegraphierte nun den Eigentümern, und als er ihre Antwort erhielt, entließ er den Treiber und schickte die Herden unter der Aufsicht eines andern weiter. Der neue Treiber kam vom Süden und hatte eben einen Viehtrieb mitgemacht; er hatte seine zwei Brüder bei sich, und da bemühte er mich und Andy nicht. Übrigens hatten wir ganz genug von dem Viehtrieb; deshalb machten wir mit dem Agenten und dem neuen Viehtreiber aus, daß wir einen Teil des uns gebührenden Lohnes erhalten; — der Treiber hatte nämlich schon etwas von unserm Geld behoben und ausgegeben.

Wir hätten also gleich den Rückweg antreten können; aber die Religion eines Buschmanns gestattet nicht, daß man einen Kameraden in der Not verläßt, mag dieser betrunken oder nüchtern, verrückt oder bei Sinnen, gut oder schlecht sein. Der Treiber war unser Kamerad; deshalb hielten wir bei ihm aus.

Wir übernachteten außerhalb der Stadt in der Bucht und hielten ihn so viel als möglich bei uns; kurz, wir taten für ihn, was wir nur konnten.

‚Wie sollte ich seiner Frau begegnen, wenn ich ohne ihn nach Hause käme?‘ fragte Andy, ‚und wie seinen alten Kameraden?‘

Der Treiber brachte es dazu, daß man Bob aus der Schenke, wo die Kellnerin war, hinauswarf. Dann trieb er sich in den andern Wirtshäusern herum, verschaffte sich die Getränke auf die eine oder die andere Art, raufte fast mit allen und wurde dabei tüchtig geprügelt. Inzwischen hatte sich sein Aussehen fürchterlich verändert: Er war hager geworden; seine Augen blickten wild, und tagelang hatte er sich weder gewaschen noch rasiert.

Andy veranlaßte den diensthabenden Konstabler, ihn für eine Nacht einzusperren; aber das machte ihn nur noch ärger. Am nächsten Morgen brachten wir ihn in die Bucht zurück, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, und als wir für ein paar Minuten unsere Augen von ihm abwandten, schlich er ins Gebüsch, streifte alle seine Kleider von sich und wollte sich auf

einem schiefgewachsenen Baum mit einem Stück Wäscheleinen aufhängen. Wir kamen eben noch zur rechten Zeit zu ihm.

Andy telegraphierte nun dem Bruder des Treibers, Ned, der auf seinem kleinen Grund hinter der Grenze gerade mit der Trockenheit, der Kaninchen-Pest und den Banken im Kampfe lag. Andy glaubte, es wäre nun doch schon an der Zeit, etwas zu tun.

Vielleicht war's nicht ganz richtig in seinem Kopf, als er zu trinken begann; — er hatte sich manchmal sehr eigentümlich benommen; nun fiel uns das ein; vielleicht hatte er einen leichten Sonnenstich gehabt oder hatten ihn seine Sorgen trübsinnig gemacht. Sein Bruder Ned erschien erst am letzten Tage. Bob glaubte, er sei der Teufel, und rang mit ihm. Manchmal bedurfte es unser drei, um den Treiber zu halten.

Manchmal aber, kurz vor seinem Ende, hatte er klare Augenblicke und sprach von seiner armen Frau und seinen Kindern; gleich darauf aber fing er an, mich und Andy und Ned zu verfluchen und nannte uns Teufel. Er verfluchte alles; er verfluchte seine Frau und seine Kinder und heulte und schrie, daß sie ihn hinunter in die Hölle ziehen. Er starb im Delirium tremens.

Ned sorgte für das Begräbnis. Es war sehr heiß, und die Menschen, die da draußen bei heißem Wetter sterben, müssen rasch begraben werden, — besonders die Menschen, die in dem Zustande sterben, in dem der Treiber sich befand. Ned ging dann in das Wirtshaus, wo die Kellnerin war, und stellte den Wirt zur Rede. Ein verzweifelter Kampf fand dann statt: Der Wirt war ein großer, starker Mann und hatte etwas von einem Raufbold an sich; Ned aber war einer jener ruhigen, schlichten Burschen, die, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf setzen, es auch ausführen. Er prügelte den Wirt fast so tüchtig, als er es verdiente. Der diensthabende Konstabler unterstützte Ned, während ein anderer Polizeimann dem Wirte half.

Am nächsten Morgen brachen wir nach Süden auf. Wir blieben ein paar Tage auf Ned Bakers Grundbesitz und traten dann unsern 700 Meilen langen Ritt landeinwärts an. Es war noch immer sehr heiß, und deshalb beschlossen wir, eine Zeitlang wenigstens bei Nacht zu reisen, und verließen Neds Wirtschaft in der Abenddämmerung. An der Tür seines Hauses schied er von uns. Er gab Andy ein kleines, in Leinwand eingewickeltes Paket für Frau Baker, das, wie mir Andy sagte, Bobs Notizbuch, Briefe und Papiere enthielt. Nachdem wir eine Strecke Weges auf der staubigen Straße gegangen waren, schauten wir zurück und sahen Ned noch immer an der Türe stehen; er sah sehr einsam aus. Ned war ein Junggesell. ‚Armer, alter Ned,' sagte Andy zu mir. ‚Er war in Frau Bob Baker verliebt, bevor sie geheiratet hatte; aber sie suchte den Unrechten aus; die Mädchen machen's meistens so. Ned und Bob lebten zusammen

an dem Macquarie-Fluß; aber Ned ging fort, als sein Bruder heiratete, und seit der Zeit ist er immer in diesem gottverlassenen Busch gewesen. — — — Schau, ich möcht' dir gerne etwas sagen, Jack; Ned hat der Frau Baker geschrieben, daß Bob am Fieber gestorben ist, und daß alles getan wurde, was nur getan werden konnte, und daß er leicht starb, — und so weiter in der Art. Ned schickte ihr auch Geld, und sie soll glauben, daß es das Geld ist, das Bob noch zu bekommen hatte, als er starb. Nun, wenn wir nach Solong kommen, muß ich sie besuchen. Dem werde ich kaum entgehen können; ich muß zu ihr gehen, und du mußt mitkommen.'

‚Lieber laß ich mich aufhängen, als daß ich mitgeh',' sagte ich.

‚Aber du mußt mit,' sagte Andy. ‚Du mußt doch zu mir halten, und du bist doch, hoff' ich, kein Feigling, daß du einen Kameraden in einem Fall wie diesem im Stich lassen willst. Wie der Teufel werde ich lügen müssen; — ich werde sie anlügen müssen, wie ich nie vorher eine Frau anlog; und du mußt mir helfen und jede Lüge bestätigen.'

Ich hatte Andy nie so gerührt gesehen.

‚Wir haben ja noch sehr viel Zeit und können eine gute Geschichte erfinden,' sagte Andy. Er sprach nicht weiter über Frau Baker, und wir erwähnten auch den Namen des Treibers nur selten. Als wir nur noch etwa eine Tagereise von Solong entfernt waren, erzählte mir Andy die Geschichte, die er über den Tod des Treibers gemacht hatte.

‚Ich will, daß du zuhörst, Jack,' sagte er, ‚und daß du dir jedes Wort merkst, — und wenn du eine bessere Geschichte machen kannst, so sag' es mir dann! Nun, es war so: Dem Treiber war es nicht ganz wohl, als er über die Grenze ging. Er klagte über Rückenschmerzen, Kopfschmerzen und einen stechenden Schmerz rückwärts am Hals, und er hatte auch die Ruhr; — es macht ja nichts, wenn ich das Wort gebrauch'; es ist nur ein Glück, daß ich einer Frau nicht alle Symptome sagen muß. Der Treiber tat seine Arbeit, solange er konnte; wir gaben aufs Vieh acht und machten's ihm so leicht als möglich. Er brauchte sich nicht anzustrengen, sondern nur von einem Lager zum andern zu reiten und sich auszuruhen. Einmal in der Nacht ritt ich in eine Stadt, die abseits von der Route lag, — oder du tatst es, wenn du willst, — und holte ihm eine Medizin. Da ging's ihm eine Zeitlang besser; aber schließlich mußte er das Arbeiten aufgeben, gerade ein paar Tage, bevor wir nach Mulgatown kamen. Ein dortiger Squatter führte ihn mit seinem Wagen in die Stadt und verschaffte ihm im besten Hotel eine Unterkunft. Der Wirt kannte den Treiber und tat für ihn, was er nur konnte, — legte ihn ins beste Zimmer und telegraphierte um einen andern Doktor. Wir telegraphierten um Ned, sobald wir sahen, wie krank der Treiber war, und Ned ritt Tag und Nacht und kam gerade

drei Tage, bevor der Treiber starb. Der Treiber phantasierte manchmal im Fieber, aber gegen Ende war er ruhig und ergeben und starb leicht. Er sprach viel von seiner Frau und seinen Kindern und bat uns, daß wir seiner Frau sagen sollen, sie möge sich nicht abhärmen, sondern heiter sein um der Kinder willen. Wie klingt das?'

Während ich zuhörte, dachte ich nach, und mir kam ein Gedanke.

‚Warum sollen wir ihr nicht die Wahrheit sagen?' fragte ich. ‚Sie wird sie früher oder später doch einmal hören; und wenn sie wüßte, daß er nur ein selbstsüchtiger Trunkenbold war, würde sie sich vielleicht eher trösten.'

‚Du kennst die Frauen nicht, Jack!' sagte Andy ruhig. ‚Und übrigens, selbst wenn sie eine vernünftige Frau ist, so müssen wir doch an unsern toten Kameraden ebenso denken wie an die lebende Frau.'

‚Aber sie wird sicher früher oder später die Wahrheit hören,' sagte ich. ‚Der Treiber war ja so gut bekannt —.'

‚Und das ist gerade der Grund, warum die Wahrheit von ihr fern gehalten werden kann,' sagte Andy. ‚Wenn er nicht gut bekannt wäre, — und jeder mußte ihn ja gern haben, wenn er ordentlich war, — wenn er nicht so bekannt wäre, sage ich, so könnte die Wahrheit einmal unversehens herauskommen. Sie wird sie aber nicht erfahren, wenn ich's verhindern kann, oder wenigstens nicht so bald. Die Burschen, die ich vom Norden herkommen sehe, berede ich dazu, nichts zu verraten. Dann sag' ich's auch dem M'Grath, dem Wirt in Solong; der ist ein rechtschaffener Mann, der wird seine Ohren offen halten und den Burschen das Nötige sagen. Bei Frau Baker wohnt eine ihrer Schwestern, und der werde ich auch einen Wink geben, damit sie die Frauen, die irgendwo eine Geschichte aufgegabelt haben, vorher warnen kann. Übrigens wird Frau Baker sicher nach Sidney ziehen, wo alle ihre Leute sind; — sie ist ja aus Sidney; und dort wird sie wahrscheinlich niemanden treffen, der ihr die Wahrheit sagt. Ich kann ihr ja auch sagen, daß es der letzte Wunsch des Treibers war, daß sie nach Sidney ziehen soll.'

Wir rauchten und dachten eine Weile, und bald hatte Andy einen sogenannten glücklichen Gedanken. Er ging zu den Satteltaschen und nahm das kleine Leinwandpaket heraus, das ihm Ned gegeben hatte. Es war mit Bindfaden zusammengenäht, und Andy schnitt es mit seinem Federmesser auf.

‚Was tust du, Andy?' fragte ich.

‚Ned ist ein einfältiger, alter Narr, wenn sichs um Sünden handelt,' sagte Andy. ‚Ich glaube, er hat die Briefe des Treibers gar nicht durchgesehen, und da will ich nur schauen, ob nichts da ist, was uns zu Lügnern macht.'

Er schaute die Briefe und Papiere beim Scheine des Feuers durch. Es waren ein paar Briefe von Frau Baker, auch ein Bild von ihr und den

Kindern; das legte Andy beiseite. Aber da gab's noch andere Briefe von Schenkmädchen, die nicht wert waren, mit der Frau des Treibers in derselben Straße gesehen zu werden; auch Bilder waren da — einige recht freche darunter — und schließlich noch zwei Briefe von verheirateten Frauen.

‚Der Mann von der einen war noch dazu ein alter Kamerad von ihm,' sagte Andy in einem von Abscheu erfüllten Ton.

Er warf alle diese Briefe und Bilder ins Feuer; dann durchsuchte er das Notizbuch des Treibers, riß einige Blätter heraus, auf welchen Notizen und Adressen waren, und verbrannte auch diese. Dann nähte er das Paket wieder zu und legte es in die Satteltasche.

‚So ist's im Leben,' sagte Andy mit einem Gähnen, das fast einem Seufzer glich.

Zeitlich früh ritten wir in Solong ein, brachten unsere Pferde im Stall unter und kehrten in M' Graths Wirtshaus ein. Wir wollten dableiben, bis wir beschlossen hätten, wohin wir gehen und was wir tun sollten. Wir hatten zunächst die Absicht, solange zu warten, bis die Scherzeit anfing, und dann uns aufzumachen und die großen Schafweiden aufzusuchen.

Keiner von uns hatte es sehr eilig mit dem Besuch bei Frau Baker. ‚Wir gehen nach dem Essen,' sagte Andy zuerst; dann, nach dem Essen, tranken wir noch etwas und wurden schläfrig, — wir waren nicht an so reichliche Mahlzeiten, bestehend aus Roastbeef, Gemüse und Pudding, gewöhnt; überdies war die Luft matt, und deshalb wollten wir ein Schläfchen machen und dann gehen. Als wir aufwachten, war es schon spät am Nachmittag, und da dachten wir, wir könnten's noch bis nach dem Vesperbrot aufschieben. ‚Das wäre ja keine Lebensart, wenn wir hineinkämen, während sie bei dem Vesper sitzen,' sagte Andy; ‚das würde aussehen, als ob wir nur hinkämen, damit wir etwas zu essen bekommen.'

Aber als wir bei dem Vesper saßen, kam ein kleines Mädchen mit der Botschaft, daß Frau Baker uns gerne sehen möchte, und daß sie sehr dankbar wäre, wenn wir sobald als möglich kämen. In diesen kleinen Städten kann man sich wirklich nicht zeigen, ohne daß man's in einer halben Stunde überall weiß.

‚Nun gibt's keinen Ausweg mehr,' sagte Andy. Er schien sich jedoch mehr zu sträuben als ich. Gegenüber von Frau Bakers Wohnung war auch ein Wirtshaus, und als wir ein Stück auf der Straße gegangen waren, sagte ich zu Andy: ‚Wie wär's denn, wenn wir zuerst noch einen Trunk täten? Wir könnten dann noch ein paar Stunden drinnen bleiben.'

‚Du brauchst keinen Trunk mehr,' sagte Andy ziemlich kurz. ‚Mir scheint, du willst dem Treiber nachgeraten.' Aber Andy war es dann, der auf das Wirtshaus zusteuerte, als wir in die Nähe von Frau Bakers

Wohnung kamen. ‚Nun gut!‘ sagte er. ‚Wir werden noch einen Trunk nehmen, da du dich so sehr darnach sehnst.‘

Wir tranken, knöpften uns die Röcke zu und gingen über die Straße; — wir hatten neue Hemden und Kragen gekauft und uns ein bißchen herausgeputzt. In der Mitte der Straße packte Andy meinen Arm und fragte mich: ‚Wie ist dir, Jack?‘

‚Oh, mir ist ganz wohl!‘ sagte ich.

‚Um Gottes willen,‘ sagte Andy, ‚verrate dich nur nicht und verdirb nicht alles!‘

‚Ich gewiß nicht, wenn du's nicht verdirbst.‘

Frau Bakers Häuschen stand rückwärts in einem Garten; es sah aus wie eine Schachtel und war nichts als ein Schutz gegen Wind und Wetter. Als wir durch die Gartentür eintraten, packte Andy nochmals meinen Arm und flüsterte: ‚Um Gottes willen, hilf mir jetzt, Jack!‘

‚Ich werde dir schon helfen,‘ sagte ich. ‚Du hast zuviel Bier getrunken, Andy!‘

Ich hatte Frau Baker früher einmal gesehen und hatte sie noch im Gedächtnis als eine heitere, zufriedene Frau, die im Hause sehr rührig war und die Sachen und Hemden des Treibers zusammenrichtete, als er nach Norden auszog. Sie war eine von jenen Frauen, die in der häuslichen Arbeit und den Kindern ihre Zufriedenheit finden, und die, was Geist und Verstand anbetrifft, nichts besonderes an sich haben. Aber nun saß sie beim Feuer und sah aus wie ihr Geist. Ich hätte sie nicht wieder erkannt. Nie habe ich eine solche Veränderung bei einer Frau gesehen; es war mir, als ob ich einen Schlag ins Gesicht erhalten hätte.

Ihre Schwester ließ uns hinein; nach einem ersten flüchtigen Blick auf Frau Baker hatte ich nur Augen für die Schwester, für niemand andern. Sie war aus Sidney, war vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt, frisch und blond, gar nicht den sonnverbrannten Frauen ähnlich, die wir zu sehen gewöhnt sind. Sie war ein hübsches, helläugiges Mädchen und schien rasche Auffassung und tiefes Gefühl zu besitzen. Wie mir Andy sagte, hatte sie eine gute Erziehung erhalten und schrieb Geschichten für das ‚Sidney Bulletin‘ und andere Sidneyer Zeitungen. Sie war nach städtischer Mode frisiert und gekleidet, und das verwirrte uns zuerst ein wenig.

‚Es ist sehr schön von euch, daß ihr kommt,‘ sagte Frau Baker mit einer schwachen, müden Stimme, als wir drinnen waren. ‚Ich hörte, daß ihr in der Stadt seid.‘

‚Wir waren eben angekommen, als wir Eure Botschaft erhielten,‘ sagte Andy. ‚Wir wären schon früher gekommen, doch mußten wir zuerst die Pferde unterbringen.‘

‚Das ist wirklich sehr schön von euch,‘ sagte Frau Baker.

Sie wollten uns einen Tee machen; aber wir sagten, daß wir gerade einen getrunken hätten. Dann wollte uns noch Fräulein Standish (die Schwester) Tee und Kuchen antragen; aber wir fühlten, daß wir durchaus nicht in der Lage waren, mit Schalen, Tassen und Kuchen geschickt umzugehen.

Dann gab's etwas mit einem der Kinder im Hinterzimmer, und die Schwester ging nachzusehen. Frau Baker weinte leise.

‚Seid nicht böse!‘ sagte sie. ‚Ich werde gleich wieder aufhören zu weinen, und dann sagt mir alles, was ihr von dem armen Bob wißt! Als ich euch sah, euch, die ihr ihn zu allerletzt gesehen habt, war ich ganz aus der Fassung gebracht.‘

Andy und ich saßen steif und aufrecht auf zwei Sesseln, die an der Wand standen, hielten krampfhaft unsere Hüte und starrten auf ein Bild: ‚Wellingtons Begegnung mit Blücher‘, das an der gegenüberliegenden Wand hing. Ich hielt es für ein wahres Glück, daß das Bild da war.

Das Kind schrie. Frau Baker ging hinein, und ihre Schwester kam heraus. ‚Es ist am besten, wenn ihr ihr alles sagt und euch recht damit beeilt,‘ flüsterte sie Andy zu. ‚Sie wird sich nicht eher zufrieden geben, als bis sie alles von dem armen Bob gehört hat von jemandem, der bei ihm war, als er starb. Aber gebt mir doch eure Hüte und macht euch's bequem!‘

Sie nahm die Hüte und legte sie auf die Nähmaschine. Ach, wenn sie die uns nur gelassen hätte! Denn nun hatten wir nichts mehr zu halten und wußten nicht, was wir mit den Händen tun sollten; und was ihre Aufforderung anbelangte, daß wir's uns bequem machen sollen, so konnten wir derselben wohl schwerlich nachkommen; denn uns war ungefähr so zumute wie zwei Katzen auf nassen Ziegelsteinen.

Als Frau Baker wieder ins Zimmer kam, brachte sie den kleinen, ungefähr sechs Jahre alten Bobby Baker mit; er wollte Andy sehen. Er lief sogleich auf Andy zu, und Andy nahm ihn auf seine Knie. Es war ein hübsches Kind; aber er erinnerte mich zu sehr an seinen Vater.

‚Ich bin so froh, daß du da bist, Andy!‘ sagte Bobby.

‚Wirklich, Bobby?‘

‚Ja. Ich möchte dich so gern über den Vater fragen. Du sahst ihn fortgehen, nicht wahr?‘ Und er heftete seine großen, verwunderten Augen auf Andys Gesicht.

‚Ja,‘ sagte Andy.

‚Er ist hinauf zu den Sternen gegangen, nicht wahr?‘

‚Ja,‘ sagte Andy.

‚Und er kommt nicht mehr zurück zum Bobby?‘

‚Nein,‘ sagte Andy. ‚Aber der Bobby wird einmal zu ihm gehen.‘

Frau Baker hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt und stützte den Kopf auf die Hand; Tränen glänzten in ihren Augen; gleich darauf begann sie wieder zu schluchzen, und ihre Schwester führte sie aus dem Zimmer hinaus.

Andy sah jämmerlich aus. ‚Wollte Gott, ich wäre diese Arbeit schon los!' flüsterte er mir zu.

‚Ist das das Mädchen, das die Geschichten schreibt?' fragte ich.

‚Ja,' sagte er und starrte mich verzweifelt an, ‚und auch Gedichte.'

‚Wird Bobby zu den Sternen hinaufgehen?' fragte Bobby.

‚Ja,' sagte Andy, ‚wenn Bobby brav ist.'

‚Und die Tante?'

‚Ja.'

‚Und Mama?'

‚Ja.'

‚Und du auch, Andy?'

‚Ja,' sagte Andy verzweifelt.

‚Sahst du den Vater hinauf zu den Sternen gehen, Andy?'

‚Ja,' sagte Andy, ‚ich sah ihn hinaufgehen.'

‚Und er wird nie mehr wieder herunterkommen?'

‚Nein,' sagte Andy.

‚Warum nicht?'

‚Weil er oben auf dich und die Mama warten wird, Bobby.'

Dann war eine lange Pause, und schließlich fragte Bobby:

‚Gibst du mir nicht einen Schilling, Andy?' mit demselben Ausdruck unschuldigen Staunens in seinen Augen.

Andy ließ eine halbe Krone in seine Hand gleiten. Die Tante kam da gerade herein, sagte ihm, daß er Andy morgen früh sehen werde, und brachte ihn zu Bett, nachdem er uns beide feierlich geküßt hatte; und dann waren sie und Frau Baker bereit, Andys Geschichte anzuhören.

‚Mut, Jack, und nimm dich zusammen!' flüsterte Andy mir zu, als sie hereinkamen.

‚Ned, der Bruder vom armen Bob, schrieb mir,' sagte Frau Baker; ‚aber er erzählte mir beinahe nichts. Ned ist ein guter Bursch, aber er ist ein bißchen einfältig; er denkt an gar nichts.'

Andy erzählte ihr, daß der Treiber sich schon nicht wohl fühlte, als er über die Grenze ging.

‚Ich wußte, daß er schon nicht wohl war, als er fortging,' sagte Frau Baker. ‚Ich wollte nicht, daß er fortgehe. Ich gab mir die größte Mühe, ihn zu überreden, nicht mehr herumzuziehen. Aber er dachte immer nur an mich und die Kinder. Er versprach mir, daß er nach dieser Reise das Treiben aufgeben werde, und daß er sich um eine Arbeit in der Nähe

vom Hause umschauen wollte. Es war viel zu anstrengend für ihn, ein solches Hundeleben zu führen: bei jedem Wetter herumzureiten und im Regen draußen zu übernachten. Aber er war zu Hause nie zufrieden und alles nur meinetwegen und der Kinder wegen. Er wollte Geld verdienen und wieder eine Wirtschaft anfangen. Ich hätte ihn nicht gehen lassen sollen. O du mein armer, lieber, guter, toter Mann!' Sie brach wieder zusammen und schluchzte; ihre Schwester tröstete sie, während Andy und ich auf ‚Wellingtons Begegnung mit Blücher auf dem Schlachtfeld von Waterloo' starrten. Es kam mir so vor, als ob der Künstler die Toten absichtlich so übertrieben aufgehäuft hätte, und ich dachte, daß es mir gar nicht gefiele, wenn die Pferde so auf mir herumtreten würden, selbst wenn ich tot wäre.

‚Habt nur ein wenig Geduld!' sagte Fräulein Standish; ‚sie wird gleich wieder ruhiger sein;' und sie reichte uns das ‚Illustrated Sidney Journal'. Das war ein großer Trost für uns; wir schauten so eifrig die Bilder an, daß wir immer mit den Köpfen aneinander stießen.

Nach einer Weile bat Frau Baker Andy, fortzufahren, und er erzählte, wie der Treiber bei Mulgatown zusammenbrach. Frau Baker saß ihm und Fräulein Standish mir gegenüber. Beide schauten fortwährend auf Andys Gesicht. Er saß da mit seinem wie gewöhnlich straff aufgekämmten Haar, das einer Bürste ähnlich war, und hielt seine großen, unschuldigen Augen unausgesetzt auf Frau Baker gerichtet, während er sprach. Ich beobachtete Fräulein Standish. Sie schien mir das schönste Mädchen, das ich je gesehen hatte. Es war schlimm für mich: Ich hatte mich auf den ersten Blick sterblich in sie verliebt; aber sie stand ja sehr hoch über mir, und so war meine Liebe hoffnungslos. Ich fing an, mich ziemlich elend zu fühlen und an die Vergangenheit zurück zu denken. Da hörte ich wieder, wie Andy neben mir noch immer weiter murmelte.

‚So brachten wir ihn bequem in dem Wägelchen mit den Decken, Röcken und andern Sachen unter,' sagte eben Andy, ‚und der Squatter brach nach Mulgatown auf. Es war ungefähr dreißig Meilen weit, nicht wahr, Jack?' fragte er, sich plötzlich zu mir wendend. Er schaute immer so unschuldig drein, daß ich manchmal gute Lust hatte, ihn tüchtig zu prügeln.

‚Eher fünfunddreißig,' sagte ich, als ich aus meiner Träumerei erwachte.

Fräulein Standish heftete ihre Blicke auf mich, und da schaute ich wieder auf Wellington und Blücher.

‚Alle waren sehr gut und freundlich gegen den Treiber,' sagte Andy. ‚Man hielt dort viel auf ihn. Ein jeder hatte ihn gern.'

‚Ich weiß es,' sagte Frau Baker. ‚Alle mußten ihn gern haben. Er war einer der gutherzigsten Menschen, die je gelebt haben.'

‚Tanner, der Wirt, hätte gegen seinen eigenen Bruder nicht liebevoller sein können,‘ sagte Andy. ‚Der dortige Doktor war ein anständiger Mensch; aber er war nur ein junger Bursch, und Tanner hatte deshalb nicht viel Vertrauen zu ihm; drum telegraphierte er um einen älteren Doktor aus Mackintyre. Er schickte ihm sogar frische Pferde entgegen. Alles wurde getan, was nur getan werden konnte; ich versichere Euch, Frau Baker!‘

‚Ich glaub' es,‘ sagte Frau Baker. ‚Und ihr wißt nicht, was für ein Trost es für mich ist, das zu hören. Und tat der Wirt das alles auf seine eigenen Kosten?‘

‚Er wollte nicht einen Pfennig dafür nehmen, Frau Baker!‘

‚Er muß ein guter, rechtschaffener Mann sein. Wenn ich ihm doch danken könnte!‘

‚Oh! Ned dankte ihm in Eurem Namen,‘ sagte Andy, obgleich er nicht mehr meinte, als er sagte.

‚Ich hätte mir nicht eingebildet, daß Ned daran gedacht haben würde,‘ sagte Frau Baker. ‚Als ich zuerst vom Tode meines Mannes hörte, dachte ich, daß er vielleicht wieder getrunken habe, und der Gedanke quälte mich sehr.‘

‚Er rührte keinen Tropfen mehr an, seit er aus Solong fort war; ich kann's Euch versichern, Frau Baker!‘ sagte Andy rasch.

Inzwischen bemerkte ich, daß Fräulein Standish ein- oder zweimal überrascht oder verwirrt schien und sich vorbeugte, um zuzuhören; dann lehnte sie sich zurück in ihren Sessel, verschlang die Hände hinter dem Kopf und schaute ihn mit halbgeschlossenen Augen an in einer Weise, die mir nicht gefiel. Ein- oder zweimal blickte sie mich an, als ob sie etwas fragen wollte; aber ich schaute immer rasch weg und starrte auf Blücher und Wellington oder in den leeren Kamin, bis ich fühlte, daß ihre Augen weggewendet waren. Dann stellte sie einige Fragen an Andy, ganz ohne Argwohn, wie ich jetzt glaube; aber es erschreckte ihn, und schließlich paßte er eine Gelegenheit ab und winkte ihr lebhaft mit den Augen zu. Dann machte sie einen kurzen Atemzug, und ihr Mund klappte zusammen wie eine Fußangel.

Das Kind im Schlafzimmer hustete und schrie wieder. Frau Baker ging zu ihm. Wir drei saßen da wie ein Taubstummen-Institut; Andy und ich starrten im ganzen Zimmer herum; plötzlich entschuldigte sich Fräulein Standish und ging aus dem Zimmer, ihrer Schwester nach. Sie schaute Andy fest an, als sie das Zimmer verließ; aber er hielt seine Augen abgewendet.

‚Mut jetzt, Jack!‘ flüsterte mir Andy zu, ‚das Schlimmste kommt.‘

Als sie wieder hereinkamen, bat Frau Baker den Andy, seine Geschichte weiter zu erzählen.

‚Er — er starb sehr sanft,‘ sagte Andy, sich herumdrehend und seine Ellenbogen auf die Knie stützend und dabei in den Kamin schauend, so daß

sein Gesicht im Dunkeln war. Fräulein Standish legte den Arm um ihre Schwester. ‚Er starb sehr sanft,' sagte Andy. ‚Manchmal war's nicht ganz klar in seinem Kopf, aber nur, wenn er fieberte. Er litt nicht viel, als das Ende kam; — ich glaube, er hatte überhaupt keine Schmerzen.... Er sprach viel von Euch und den Kindern.' (Andy sprach jetzt sehr weich.) ‚Er sagte, daß Ihr Euch nicht abhärmen, sondern heiter sein sollt um der Kinder willen.... Es war das größte Begräbnis, das man je dort gesehen.'

Frau Baker weinte leise. Andy nahm das Paket halb aus der Tasche, aber schob es wieder zurück.

‚Das einzige, was mich jetzt noch schmerzt,' sagte Frau Baker auf einmal, ‚ist der Gedanke, daß mein armer Mann dort draußen im Busch, so weit von der Heimat, begraben liegt. Es ist — grausam,' und sie schluchzte wieder.

‚Oh! Das ist schon alles in Ordnung, Frau Baker!' sagte Andy, der ein wenig den Kopf verlor. ‚Ned besorgt das. Ned wird alles nötige veranlassen, um ihn nach Sidney führen und dort begraben zu lassen.' Das war eigentlich das erste, was keine Lüge war von all dem, was Andy ihr diesen Abend gesagt hatte. Ned hatte wirklich gesagt, daß er alles besorgen werde, sobald er seine Wolle verkauft habe.

‚Das ist wirklich sehr schön von Ned,' schluchzte Frau Baker. ‚Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß er so gutherzig und besorgt sei. Ich habe ihn bis jetzt immer falsch beurteilt. — Und das ist alles, was Ihr mir von dem armen Robert zu erzählen habt?'

‚Ja,' sagte Andy; dann fiel ihm einer seiner ‚glücklichen Gedanken' ein. ‚Ausgenommen, daß er hoffte, Ihr werdet nach Sidney übersiedeln, Frau Baker, wo Ihr Verwandte und Freunde habt. Er dachte, es wäre besser für Euch und die Kinder. Er sagte, daß ich's Euch sagen solle.'

‚Er war besorgt bis an sein Ende,' sagte Frau Baker. ‚Das sah dem armen Bob ähnlich, — immer nur auf mich und die Kinder bedacht. Wir gehen nächste Woche nach Sidney.'

Andy sah aus, als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Wir standen auf, stießen dabei fest aneinander an, nahmen unsere Hüte und versprachen Frau Baker, daß wir wiederkommen würden.

‚Ich danke euch sehr, daß ihr gekommen seid,' sagte sie, als sie uns die Hand gab. ‚Mir ist jetzt viel besser. Ihr wißt nicht, was für einen Trost ihr mir gebracht habt. Nun merkt euch nur, daß ihr mir versprochen habt, mich noch einmal zu besuchen, bevor ihr fortgeht!'

‚Andy fing einen Blick ihrer Schwester auf und deutete mit dem Kopfe zur Tür, um ihr zu verstehen zu geben, daß er draußen mit ihr sprechen wolle.

‚Lebt wohl, Frau Baker!‘ sagte er, indem er ihre Hand hielt, ‚und reibt Euch nicht auf! Ihr habt, — Ihr habt ja die Kinder. Es ist, — es ist alles zum besten; und überdies sagte Bob, Ihr sollt Euch nicht abhärmen.‘ Und er stolperte hinter mir und Fräulein Standish hinaus.

Sie ging bis zur Gartentür mit, und Andy gab ihr das Paket.

‚Bitte, gebt ihr das!‘ sagte er; ‚es sind seine Briefe und Papiere. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte nicht den Mut, es ihr zu geben.‘

‚Ich weiß, Herr M' Culloch,‘ sagte sie, ‚Ihr habt etwas geheim gehalten, — Ihr habt nicht die Wahrheit gesagt. Es würde besser und sicherer sein, wenn ich sie wüßte. War es ein Unfall oder das Trinken?‘

‚Es war das Trinken,‘ sagte Andy. ‚Ich wollt's Euch eben sagen. Ich dachte, es wäre am besten, wenn ich's Euch sagen würde. Ich war fest entschlossen, es Euch zu sagen; aber ich weiß nicht warum, ich hätte es Euch nicht sagen können, wenn Ihr mich nicht gefragt hättet.‘

‚Sagt mir alles!‘ bat sie. ‚Es ist besser, wenn ich's weiß.‘

‚Kommt ein bißchen weiter weg vom Haus!‘ sagte Andy. Sie ging ein Stück längs des Zaunes mit uns, und Andy erzählte ihr soviel von der Wahrheit, als er eben konnte.

‚Ich werde sie sobald als möglich nach Sidney schicken,‘ sagte sie. ‚Es ist ja gleich, ob wir diese oder die nächste Woche fahren.‘ Dann stand sie eine Minute lang vor uns, rasch atmend, mit den Händen auf dem Rücken; ihre Augen glänzten im Mondlicht. Sie sah herrlich aus.

‚Ich möchte euch um ihretwillen danken,‘ sagte sie rasch. ‚Ihr seid gute Leute. Ich habe die Buschmänner gern. Es sind große, edle Männer. Wahrscheinlich werde ich keinen von euch je wiedersehen; drum macht's nichts,‘ und sie legte ihre weiße Hand auf Andys Schulter und küßte ihn gerade auf den Mund. ‚Und Euch auch!‘ sagte sie zu mir. Ich war größer als Andy und mußte mich niederbeugen. ‚Lebt wohl!‘ sagte sie und lief zur Gartentür hinein, während sie uns noch mit der Hand winkte. Wir nahmen noch einmal die Hüte ab und wendeten uns dann die Straße hinunter.

Ich glaube nicht, daß es einem von uns geschadet hat.

Ein Glaubensphilosoph[1]

(Friedrich Heinrich Jacobi).

Von

F. A. Schmid.

Im Jahre 1797 schrieb Fichte die bekannten Worte: ‚Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist: denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat.‘

Damals stand Fichte seit ungefähr drei Jahren in einem nicht nur rein literarischen, sondern auch persönlich-brieflichen Gedankenaustausch mit Friedrich Heinrich Jacobi. So gewiß jener Ausspruch der innersten Natur Fichtes angemessen war, so nahe liegt doch auch der Gedanke, daß die Bestimmtheit der Selbsterkenntnis, die sich darin mit epigrammatischer Schärfe ausdrückt, an dem Vorbild Jacobis erst zu ihrem vollen Bewußtsein erwachte. Denn auch für den um fünfundzwanzig Jahre älteren Jacobi war zeitlebens Philosophie und Philosophieren eine Sache des charakterologisch bedingten Geschmacks. Aber der Geist Jacobis verhält sich bei der Charakterwahl einer Philosophie im wesentlichen passiv. Er bedarf ‚einer Wahrheit, die nicht sein Geschöpf, sondern deren Geschöpf er ist‘. Eine solche Wahlpassivität hat nichts gemein mit Kritiklosigkeit. Im Gegenteil. Die Stärke der Persönlichkeit ruht so sicher in sich selber, daß ihre Wahl mit divinatorischer Sicherheit sich gewissermaßen von selbst vollzieht. Sie ist in all ihrem Aufnehmen und Selberschaffen durchaus unmittelbar und souverän und doch ganz an die Offenbarungen ihres höheren Wesens hingegeben. Mit einem Worte gesagt: durchaus genial. Hier ist die Quelle, aus der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts alle die Anschauungen und Begeisterungen fließen, die sich zu einer allgemeinen Reaktion gegen das Zeitalter der Aufklärung zusammenfanden. Jacobi steht, wenigstens in seinen Wirkungen, mitten unter

1) Diese Studie ist größtenteils dem ersten Kapitel und den einleitenden Abschnitten eines Buches entnommen, das im Verlag von C. Winters Universitäts-Buchhandlung in Heidelberg noch in diesem Jahre erscheinen und sich unter dem Titel: ‚F. H. Jacobi und seine Philosophie‘ als eine Gesamtmonographie des Denkers darstellen wird.

den führenden Geistern der Genieperiode. Wo daher Fichtes pathetischer Ernst den Menschen ihre Überzeugungen ins Gewissen schiebt, da kann Jacobi, der Sohn eines noch unbefangeneren Zeitalters, wie es das ausgehende Jahrhundert schon nicht mehr war, als Philosoph mit Voltaire sagen: ‚Tous les goûts sont pour moi respectables.‘

Soviel ist inzwischen sicher, daß von der Entwickelung oder von den Resultaten der Philosophie Jacobis zu reden unmöglich ist, ohne die Persönlichkeit des Mannes auf Schritt und Tritt in die Betrachtung mit hereinzuziehen.

Jacobi teilt seine erste, geistige Heimat in bedeutungsvoller Weise mit den größten und zugleich entgegengesetztesten Geistern seiner Zeit. Der Pietismus, der den jungen Kant und den jungen Goethe erzog, und der in einem gewissen, wenn auch ungleichen Grade Hamann, dem ‚Magus‘, und Herder ein Begleiter durchs Leben blieb, war auch die Pflanzstätte des Jacobischen Geistes. Mit allen den vier Genannten wußte dieser entweder in herzlichster Freundschaft oder in teilnehmendem Verkehr zu beharren. Die Einsicht in die psychologische Möglichkeit eines solchen Verhaltens ist grundlegend für das Verständnis der Persönlichkeit Jacobis.

Kant war schon als Student unter der Beschäftigung mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Problemen, die seine spezifischen Verstandeskräfte schärften, dem Pietismus entwachsen, und an David Humes Scharfsinn erwachte sein kritischer Geist, der dann nur noch zuweilen an die Metaphysik, die Geliebte seiner jüngeren Jahre, sich mit einer halben Sehnsucht erinnerte. In Kant trug das theoretische Interesse vor allem den Sieg davon. Die methodische Exaktheit naturwissenschaftlichen Forschens und die vernunftkritische Abwägung aller Wahrheitswerte bestimmten hinfort ebenso den Gang wie den Tenor seiner gesamten Unternehmungen. Alles Unbestimmte, bloß poetisch Empfundene oder gefühlsmäßig und mystisch Geahnte, wie es auch dem Pietismus eigen ist, trat vor dem Prinzip der systematischen Kritik völlig in den Hintergrund.

So ziemlich entgegengesetzt gestaltete sich diese Entwicklung bei Goethe. Ihn hatte im Jünglingsalter der dichterische Instinkt den pietistischen Kreisen nahe gestellt. Ihre reiche Gefühls- und Gemütswelt berührte sich eng mit seinem künstlerischen Gefühl. Später überwog in ihm, sobald es darauf ankam, seinem feurigen Wissensdrang konkrete Nahrung zuzuführen, die zweite Hälfte der poetischen Begabung: das Schauen. Die gesunde Freude seiner Sinne führte ihn mit Notwendigkeit auf das Feld der Naturwissenschaft, und in soweit ist, von den Motiven abgesehen, sein Weg auch der Kants gewesen. Von hier aus teilt sich dieser Weg aber auch äußerlich. Ein Kopf mit naturwissenschaftlichen Neigungen und zugleich philosophischen Bedürfnissen, aber ohne die geniale Kritik Kants, mußte mit größter Wahrscheinlichkeit in die Richtung spinozistischen Denkens geraten. In dieser Geisteswelt fühlte sich denn auch Goethe für sein ganzes, übriges Leben geborgen. Der Dichter bewahrte ihn vor Einseitigkeit und vor jeder Gefahr begrifflicher Trockenheit und bildete die Welt des Spinoza, wo sie etwa an einiger lebloser Starrheit

litte, mit Leichtigkeit in einen farbigen und harmonisch belebten Pantheismus um. Seine Freude an einer überall nach denselben Gesetzen waltenden, geistigen Natur stellte ihn, soweit sich diese Harmonie namentlich in den ‚Stimmen der Völker' äußerte, friedlich neben Herder.

Herder bewahrte sich in seinem theologischen Beruf unmittelbar und mittelbar in seinem stets religiös gestimmten Dichten und Forschen einen deutlichen Rest der pietistischen Denkweise. Seine auf wissenschaftlichem Gebiet vorwiegend historischen, völkerpsychologischen und soziologischen Interessen entwickelten sich im engsten Zusammenhang mit dem religiösen Bedürfnis nach einer Offenbarung der Gottheit im Dasein und Fortschreiten der Menschen und ihrer Kultur und in ebenso naher Beziehung zu dem theoretisch-philosophischen Anspruch auf Erforschung des göttlichen Wesens.

Insofern Herder bei solchen Bestrebungen die menschliche Sprache als das älteste Denkmal der göttlichen Offenbarung auffaßt und seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand besonders lenkt, berührt er sich mit Johann Georg Hamann, dem ‚Magus des Nordens'. Aber während Herder aus einer Philosophie der Sprache zureichende Erkenntnisse für die Begründung einer rationalen Theologie gewinnen möchte, bedeutet umgekehrt für Hamann die Sprachkritik ein Mittel zur Unschädlichmachung aller wissenschaftlichen Prätensionen auf religiösem Gebiet und sogar darüber hinaus. Hamann treibt den Geist des Pietismus mit Hilfe sprachphilosophischer Überlegungen über sich selber hinaus und hinüber in den Bereich einer bewußten, sozusagen aus philosophischen Grundeinsichten verfochtenen, verstandesskeptischen und gefühlsgenialen Mystik. An dem Punkte aber, wo alle Mystik dazu neigt, sich mit echt pantheistischen Motiven zu verschwistern, tritt auch Hamann in eine gewisse, bedingte Verwandtschaft mit Goethe. Die rhapsodische, panegyrische und im Gefühl der Alleinheit von Gott und Mensch schwelgende Empfindung berührt sich nahe mit dem künstlerischen Bewußtsein von der Harmonie der Welt. Und wie die persönliche Sprache Hamanns zeitlebens eine unverkennbare Ähnlichkeit mit jener besitzt, die Goethe in der Geniezeit und gelegentlich auch noch später manchmal handhabte, so erscheinen viele der dunklen Prophetensprüche des Magus wie groteske Paraphrasen zu Goetheschen Dichtungen.

So schließt sich der Kreis der inneren Beziehungen, die diese vier Männer verknüpfen, und die, von einem gemeinsamen Lehrmeister entlassen, in den verschiedensten Wirkungen doch die Gesamtheit des zeitgenössischen Geisteslebens in Deutschland beherrschten. Wer den Weg mit allen seinen Übergängen noch einmal verfolgen wollte, den wir soeben von Kant zu Goethe und Hamann gegangen sind, der besäße zugleich die Entwicklungsgeschichte des Jacobischen Geistes.

In der Tat ist Friedrich Heinrich Jacobi ein nahezu vollkommener Repräsentant aller dieser vier verschiedenen Geistesrichtungen. Zweierlei müßte aus der klaren Einsicht in diesen Sachverhalt deutlich hervorgehen: einmal, daß nur auf diese Weise die Möglichkeit vorhanden war, sich mit vier so

verschiedenen Menschen gleichzeitig auf der Grundlage gesinnungsverwandter Freundschaft zu vertragen; und zum andern, daß ein so gearteter Mensch notwendig jener tiefgründigen und fruchtbaren Einseitigkeit entraten mußte, aus der in letzter Linie doch allein die wahrhaft universalen Werke des Geistes geschaffen werden: Jacobi war zu vielseitig, um allseitig sein zu können.

Jacobi galt auf der Schule für schwach begabt. Als er, deshalb zum Kaufmann anstatt zum Gelehrten bestimmt, in die Lehre nach Frankfurt a. M. kam, machte er sich in der aufgeklärten Reichsstadt durch seine streng pietistischen Gepflogenheiten lächerlich und flüchtete deshalb, innerlich bedrückt und verschüchterten Gemüts, nach Genf in die Hochburg des Pietismus, um dort ungestörter seinen Beruf zu erlernen. Dort weckte der fromme, aber mit dem angeborenen Esprit des Franzosen begabte Mathematiker Lesage dem jungen Manne das Verständnis abstrakter Probleme und damit zugleich auch den lebhaften Trieb des schwärmerischen Jünglings nach Wissen. Jacobi entwickelte sich hier in kurzer Zeit und in relativ hohem Maße ganz ähnlich wie Kant. Sein erwachtes, spezifisch theoretisches und selbst kritisches Interesse schlummerte auch in der Folge nie mehr ein. Er teilte mit Kant das Bedürfnis nach kritisch erprobten Einsichten und Grundsätzen und stellte sich damit auf eine entscheidende Weise näher neben Kant, als es Goethe je getan hat. Aber sobald er nun, nach wenigen Jahren, Genf verließ, blieb er auch auf diesem eben gewonnenen Standpunkt seiner Entwicklung stehen. Wohl deshalb, weil in dieser Hinsicht bei ihm nichts weiter zu entwickeln war. So blieb er Kant gegenüber in höherem Grade als Schelling gegenüber stets die niedere Monade, wie Kuno Fischer treffend das Wort gewählt hat.

Dafür lernte er jetzt, nach seiner Heimkehr, Goethe persönlich kennen, und die begeisterte Freundschaft, die ihn von der ersten Stunde an mit dem in Schönheit und genialer Kraft strahlenden Dichter verband, löste in ihm mit einem Male mächtig alle die Kräfte, die ihn in kurzer Zeit zu dem gefeierten Verfasser der beiden Romane ‚Allwill' und ‚Woldemar' machten. Die fromme Schwärmerei seiner Jugend, die in Genf hinter dem ausbrechenden Wissenseifer latent geblieben war, trat nun wieder in ihre Rechte und entpuppte sich als ein leidliches, mit Phantasie begabtes, poetisches Talent. Ein schöner Schwung der Sprache und eine große Wärme der Empfindung tat das übrige, um dies im Grunde doch nur ganz mittelmäßige Talent zu der Höhe seiner Leistungen emporzutreiben. Jacobi begann sich mit leichter Eitelkeit als Dichter zu fühlen, und da er wirklich innerlich Poet genug war, um die goldene Harmonie der Welt, wie er sie mit Goethes Augen sah, von Herzen zu erleben und mit zu empfinden, so behielt er sich auch von diesem Geiste der Kunst genug zurück, um stets in seinem Freund den höheren und doch vertrauten Genossen einer gemeinsamen Welt zu verehren. Es blieb ihm hinfort eigentümlich, daß er sich überall dort, wo er sich seiner kantisch-kritischen Grenzen bewußt wurde, seiner Goethe-Verwandtschaft erinnerte und im dichterischen Flug sich höher hob, als er sonst sich zu erheben vermocht hätte. Aber auch

hier war seine Entwicklung, seiner Gabe entsprechend, bald am Ende. Ihre Verbindung mit den in Genf entdeckten, spekulativen Neigungen erzeugte bald jenes Bild, das, durch Goethes markante Zeichnung festgehalten, der Nachwelt überliefert wurde: ‚Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein schöner Mann von schlankem Wuchs, feinen, vornehmen Wesens, der als Gesandter ganz an seinem Platz gewesen wäre. Zum Poeten und Philosophen fehlte ihm etwas, um beides zu sein.'

Man darf nicht vergessen, daß dies Bild mit Goethes Augen gesehen ist. Es ist treffend, ohne gerecht zu sein; denn zu den eigentlichsten Leistungen Jacobis, die weder auf kritischem, noch auch auf poetischem Felde lagen, hatte Goethes Verständnis so gut wie keinen Zutritt.

Jacobi hatte als unmittelbares Erbteil aus seiner pietistischen Herkunft zugleich den Mittelpunkt und das Ziel aller seiner wissenschaftlichen und persönlichen Bemühungen übrig behalten: das Bedürfnis nach einer sicheren Begründung des religiösen Gefühls, des sittlichen Lebens und der Gotteserkenntnis. Alle seine Bemühungen bezogen sich, ursprünglich und instinktiv mit einer durchaus rationalistischen Absicht, auf diesen Gegenstand. Das Stück Kantischen Erbes, das er früh genug antrat, öffnete ihm indessen die Augen über die Unzulänglichkeit aller rationalistischen Spekulation auf theoretischem und praktischem Gebiete. Da ihm aber die Kantische Problemlösung bei der unmittelbaren Wärme seiner Natur keineswegs genügen konnte, so sah er sich eifrig nach einem konkreten Gegenstande um, an dem sein poetisch beflügelter und religiös inspirierter Geist gewissermaßen sinnfällig ablesen konnte, was seinem innersten Bedürfnis entsprach. Auf diesem Wege kam ihm Herder aufs glücklichste entgegen. Mit Freuden griff er dessen poetisch umrankte Geschichtsphilosophie auf und suchte mit Eifer in den Kulturdenkmälern vergangener oder ferner Völker die Spuren der göttlichen Offenbarung. Was vom Rationalismus des kaum vergangenen Zeitalters noch in ihm stecken mochte, das streifte er unter dem Einfluß dieser geschichts- und sprachphilosophischen Studien vollends ab, und die Resultate Herders bestärkten ihn in der Hoffnung, der Forderung seines Herzens nach einem persönlichen, geoffenbarten Gott eine hinlänglich feste, ‚kulturwissenschaftliche' Begründung geben zu können. Zugleich bestärkte Herder als praktischer Theologe sein nie ganz erloschenes Interesse an der sichtbaren Kirche, die ihm ebenso sehr ein sittliches, wie ein religiöses Symbol war, und für die er nur bei Kant ein ihm trotzdem nicht sympathisches Verständnis fand.

Denn Hamann wollte von der Kirche wenig oder gar nichts wissen in getreuer Konsequenz seiner mystischen Weltanschauung. Dafür erhielt am Ende und in anderer Beziehung das spekulative Denken Jacobis von dem Propheten Hamann mit seiner mystischen Sprachkritik die letzten Weihen.

Denn schließlich konnte auch die Denkrichtung Herders mit all ihrem gewaltigen kulturhistorischen Material dem Manne nicht genügen, zumal diese zuletzt in einen einigermaßen aufklärerisch gefärbten, offenbaren Deismus

auslief. Das eine Salzkorn kritischen Geistes in dem durchaus aufs Positive gerichteten Denken und Wollen Jacobis genügte aber, um ihm die Unmöglichkeit eines rationalen Überganges, einer ‚Emanation' der Welt aus der Gottheit, ein für allemal zugleich klar zu machen und ihn zu zwingen, sich zu dem ‚Salto mortale' zu entschließen, dessen er sich, nachdem er ihm zu seinem vollen Glück gelungen schien, in der Folge so gerne rühmte. Dieser Salto mortale, bei dem er sich freute, wie er allemal ‚wieder fest und gesund auf die Füße zu stehen kam', setzte ihn nach geschehenem Fluge durch die Luft freilich mitten im Reiche der Mystik auf die Erde nieder, und Hamann war der Beherrscher dieses Landes, der ihm die Hand zum Willkomm reichte. Es konnte auf diese Weise nicht ausbleiben, daß Hamann bei gelegentlicher Betrachtung der geleisteten Arbeit zu dem gemeinsam belachten Urteil kam: ‚Der Anfang historisch, die Mitte metaphysisch und das Ende wenigstens poetisch.' Aber nur so fand der religiöse Positivismus Jacobis seine endliche Beruhigung, und das Lieblingswort Hamanns war dann das seine:

Wie mag der Schöpfer nicht in seiner Allmacht lachen,
Wenn sich das Nichts zu Was und ihn zu nichts will machen.

* * *

Jacobis persönliches Bild ergibt sich auf diese Weise zwanglos aus einer fast logischen Mischung der hervorstechendsten Charaktermerkmale seiner größten, ihm nahe stehenden Zeitgenossen. Eine gewisse weiche Schmiegsamkeit und Fähigkeit der Anpassung bleibt hiefür die natürliche Voraussetzung; Jacobi selber hat diese Eigentümlichkeit seiner Natur wohl gekannt. ‚Eine Meinung, Denkungsart, Gewohnheit in die andere zu übersetzen' und ‚den Sinn zu wittern und aus den verschiedensten Redensarten den Verstand, den sie gemein hatten, herauszuwinden', das war seine besondere Virtuosität, an der er ‚bis an sein Lebensende fortzulernen hatte'. Eine solche Denkweise machte ihn ‚duldsam ohne Mühe'. Sie kennzeichnet seine typische Stellung zwischen den philosophischen und religiösen Gegensätzen und Ausgleichbestrebungen seiner Zeit. Jacobi war auch darin, als ein Prophet der Genieperiode, ein Vorläufer der Romantik. Das an der begrifflichen Unfruchtbarkeit des Aufklärungszeitalters erwachte historische Verständnis trug dazu bei, auf diesem Gebiet das Gewordene leidenschaftslos betrachten zu lernen und es in den ersten Versuchen einer spekulativen Geschichtsphilosophie zu verarbeiten. Andererseits ließ der philosophisch-universell bestimmte Charakter seines religiösen Willens, der sich bewußt genial und mit starker Persönlichkeitsbetonung dem Urgrund des religiösens Erlebens selber entgegenwarf, die Unterscheidungen der dogmatischen Form so weit hinter sich, wie es die zur Mystik neigende, religiöse Verinnerlichung und Welterfassung seit den Tagen des heiligen Augustin immer getan hat und in den besten Geistern der Romantik wieder tat. Die besonderen Merkmale statuarischer Gebundenheit verflüchtigen sich in dem auf persönlich-religiöse Verabsolutierung des Lebens gestimmten Denken so sehr,

daß die befangene Ansicht in solchen Fällen stets entweder dort eine Hinneigung zum Katholizismus zu argwöhnen oder hier eine verdächtige Ketzerei zu wittern geneigt ist. Darin ist es Jacobi nicht anders gegangen wie dem Meister Ekkhardt vor ihm und dem Novalis nach ihm, trotzdem er mit dem Recht der bewußten Persönlichkeit seinen Gegnern verkündigte, ‚daß er, seiner billigen Denkungsart ungeachtet, doch keineswegs tolerant ist und durchaus nicht dafür will angesehen sein'. Denn ein Mann, der solche Toleranz von sich behauptet, der ‚sagt damit entweder: Er sei vollkommen gleichgültig gegen alle Wahrheit, ... oder er redet Unsinn'.

Der Begriff der ‚voraussetzungslosen Wissenschaft', der schon in jenen Tagen, wenn auch in nicht genau dem gleichen Sinn wie heute, als ein auszeichnendes Merkmal der ‚geometrischen' Methode hervorgehoben zu werden pflegte, war ihm aus kritischer Einsicht verhaßt, und er bekannte oft: ‚Ich war nicht gleichgültig in Absicht dessen, was zu meiner Erkenntnis kommen möchte, wenn es nur überall Erkenntnis wäre.' Und: ‚Ganz uninteressiert in Absicht des Objekts, muß nicht das Subjekt alles und, wie die Unparteilichkeit an jener Seite vollkommen, so die Parteilichkeit an dieser unendlich werden?' Jacobi stand in seinen Voraussetzungen fest. Sie wurzelten in seinem Charakter, seinen Gaben und in seiner Erziehung. Sein ganzes Wesen war auf religiöses Erkennen gerichtet, und sein größtes Verdienst wurde es, dessen inhaltliche Unmöglichkeit kritisch nachgewiesen und zugleich die wahren Grundlagen aller Religionsphilosophie, sowie ihre Unabhängigkeit von theoretischen Erkenntniswerten aufgedeckt zu haben. Das tat der Kantische Geist in ihm. Mit Goethe versenkte er sich gern in das anschauliche Sein der Dinge und Menschen und holte sich daraus den sicheren Blick für die innigen Zusammenhänge von Geist und Natur, die ihn vielfach von Einseitigkeiten abhielten, wie sie Fichte nach der einen, Schelling nach der anderen Richtung ausbildeten und teilweise wieder an seinem Vorbild berichtigt haben. So stand er in mancher Rücksicht tatsächlich über den Parteien und besaß die Ruhe, von der er an Herder schreiben konnte: ‚Ich möchte Ihnen sagen können, mein lieber Herder, wie die stille und standhafte Ergebung in das eigentliche Sein der Dinge ... den Mittelpunkt meiner Philosophie und die Seele meines Charakters ausmacht.' Dieses die Dinge selber Redenlassen und ihren Offenbarungen Zuhören als den untrüglichsten Offenbarungen Gottes schien ihm zuletzt das beste Mittel, um zu überzeugen, ohne zu grübeln. ‚Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen zu stellen,' erschien ihm als der Zweck seiner Philosophie.

Dieser Zweck zog ihn in den Interessenkreis Herders, und sein Humanitätsideal, das für seine religionsphilosophische Überzeugung bedeutungsvoll war, erwuchs daraus. Gleichzeitig aber lag in diesem passiven Hinblicken und Hinhorchen auf die eigene Sprache der Dinge und Zeiten für Jacobi der beständige Anreiz zu mystischer Beschaulichkeit, ganz in der Art des Meisters Ekkhart. In dieser Stimmung war er dem befreundeten Hamann eben recht, und dieser

bestärkte ihn darin, aller Grübelei abzusagen. Und mit voller Bereitwilligkeit antwortete ihm Jacobi: ‚Niemand kann Grübelei mehr als ich verachten; aber davon unterscheide ich die freie Anstrengung des innersten, ursprünglichsten Sinnes.‘ Dieser ursprünglichste Sinn war eben jener, den er gelegentlich mit einem ethymologischen Wortspiel ‚Vernunft‘ nannte: der Sinn, mit dem ihm gegeben war, die Sprache Gottes in den Dingen und in den Geschehnissen zu ‚vernehmen‘.[1]) So endete ihm mit innerer Notwendigkeit zumeist jede weiter ausgedehnte, spekulative Betrachtung in rein stimmungsmäßigen Gefühlsgewißheiten; aber es war dann auch jedesmal wieder der theoretische Trieb, der ihn aufs neue zur Kritik anspornte.

Auf diese Weise war das Resultat freilich nicht einheitlich. Jacobi war sich dessen durchaus bewußt. Er für seine Person war dem höchsten und unmittelbarsten Wahrheitswert gegenüber, der sich nach seiner Ansicht in der religiösen Gewißheit verkörperte, stets gebunden durch den Anspruch der philosophischen Kritik, dem er sich nicht zu entziehen vermochte. So sehr er die reine Hingabe an den religiösen Gegenstand als die einzige Beruhigung empfand, deren die postulierende Vernunft gegenüber dem endlich wahrnehmenden Verstand fähig ist, so blieb ihm dennoch die ersehnte Höhe des unreflektierten, religiösen Lebens versagt. Seine Philosophie war ihm seine Religion. Dabei mußte er sich wider Willen bescheiden, und sein theoretisch bedingtes Wesen, das ihm unter den Zeitgenossen den Ruf eines tiefgründigen Philosophen erwarb, fühlte mit unbefriedigter Sehnsucht die Überlegenheit, die in religiösen, also in den für ihn höchsten Dingen, die Kindergläubigkeit des Matthias Claudius besaß: ‚Sein Christentum ist so alt als die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht bloß höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wohl wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß.‘

Dieser letzte Zwiespalt in der Natur Jacobis fand keinen Ausgleich. Vielleicht befähigte ihn aber gerade dieser zur Lösung der ihm eigentümlichen Aufgabe, religiöse Gewißheit kritisch zu rechtfertigen und zu begründen. Nicht mit Unrecht hat ihn unter diesem Gesichtspunkt ein zeitgenössischer Kritiker mit Platon verglichen. Der religiös gestimmten Philosophie des Griechen stand er jedenfalls näher als irgend ein Denker des kritischen Zeitalters, Kant eingeschlossen. Überhaupt ist Jacobis Gesamtbedeutung und insbesondere seine Bedeutung für die Geschichte der deutschen Philosophie von seinen Zeitgenossen ungleich besser erkannt worden als von der späteren Geschichtschreibung.

* * *

Eine ausführliche Untersuchung der Frage nach den Elementen von bleibender Bedeutung in Jacobis Lebenswerk muß ich mir an diesem Ort versagen. Eine ausdrückliche Würdigung und Abwägung seiner Verdienste um

1) Deshalb fährt er auch in jenem Briefe fort: ‚... Und will man dies Grübelei nennen, so habe ich sogar den Verdacht gegen Hamann, daß er ein gewaltiger Grübler dieser Art sei.‘

den Fortgang unserer geistigen Kultur kann von einer eingehenden, historischen Kritik nicht abgelöst werden, zu der Jacobis Glaubensphilosophie eine Fülle von Ansatzpunkten ebensowohl nach der positiven wie nach der negativen Seite hin bietet. Die folgende Darstellung beschränkt sich deshalb im wesentlichen auf die objektive Wiedergabe der Grundgedanken Jacobis unter Voraussetzung der Meinung, daß seiner Gedankenwelt genügend viele Momente der Berührung mit Problemen und Denkrichtungen der Gegenwart innewohnen, um sie rein um ihrer selbst willen mitzuteilen.

Die vielberufene Gefühlsphilosophie Jacobis entbehrt nicht des kritischen und des systematischen Triebs. Und wenn sich dieser auch im Zusammenhang der Darstellung gar nicht oder nur selten durchzusetzen weiß, so beherrscht er doch die Summe der philosophischen Lebensarbeit des Denkers.

Großenteils aus einer polemischen Auseinandersetzung mit Kants Philosophie, die bis dahin Jacobis Führer war, erwuchs diesem die Notwendigkeit, sich mit der Frage nach den eigentlichen Erkenntnisvermittlern so klar wie möglich abzufinden. Der logische Verstand konnte zu keinem befriedigenden Resultate führen.

Vielleicht leistete dies die unmittelbare Kraft des unbefangenen Gemütes, die freie Intuition, die natürliche, angeborene Genialität. Die Woldemar- und die Allwillstimmung drang durch; Goethes und Jacobis idealisiertes Selbstporträt trat richtungweisend hervor; die philosophische Betrachtung gewann unversehens einen poetischen Schwung; Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft sind für sich außerstande, mehr zu liefern als bloß leidlich geordnete Begriffskomplexe, also nicht mehr als das vogelfreie Material für jede beliebige Skepsis.

Im täglichen Leben ist es ein unmittelbares Gefühl, das der Erfahrung ohne weiteres die subjektive Kraft der Gewißheit verleiht. Das Tier und der naive Mensch weiß nichts von einer Trennung von Erfahrung und objektiver Wirklichkeit im subjektiven Geiste. Daß aber das sinnliche Gewißheitsgefühl die gesamte Natur der erkennenden und danach auch der wollenden Wesen mit so untrüglicher Sicherheit beherrscht, das folgt durchaus nicht aus der Tatsache der ihm etwa selber innewohnenden Kraft. Vielmehr wurzelt jenes Gefühl in einem letzten und begrifflich sehr komplizierten Grundvermögen, das Jacobi mit überwiegender Bevorzugung des Wortes Instinkt nennt. Der Instinkt gibt dem sinnlichen Wahrheitsgefühl die Kraft der unmittelbaren Geltung.

Der Verstand besitzt ein zwar wohl gegliedertes System der Erkenntnis; aber alle Versuche, dieses aus sich selber heraus zur Gewißheit zu erheben und mit dem Anspruch der objektiven Wahrheit zu befestigen, scheitern an dem Naturtrieb des Verstandes, die Gewißheit im leersten Begriff zu erstreben, der nie erreicht werden kann und, wenn schon erreicht, dem Verstand selber das Unverständlichste ist. Auch hier muß also die Hilfe von außen kommen. Die Summe der Verstandeserkenntnis weist über sich selber hinaus auf Begriffe höherer Art, nämlich auf Begriffe von höchstem Umfang und von höchstem Inhalt zugleich, dem Verstand völlig unbegreiflich und doch von ihm gefordert.

Dieser Widerstreit in der erkennenden Natur des Verstandes ist geeignet, die nun hinzutretende Kraft der Gewißheit aufs äußerste zu verstärken, mit der der Verstand in der *Ahnung* des Höheren das Unbegreifliche erfaßt.

Die Ahnung allein gibt dem Wahrheit, was der Verstand wahrscheinlich zu machen versteht. Aber auch die Ahnung hat ihre zwingende Kraft nicht aus sich selber, ebensowenig wie das Gefühl. Das verborgene Motiv ihrer Überzeugungsstärke ist wiederum der Instinkt, der geheimnisvoll ihr Hervortreten an der geeigneten Stelle bewirkt, und der den erkenntnissuchenden Menschen treibt, sich ihr an der Grenze seines Verstandes unbedingt vertrauend zu überlassen.

Wenn der Verstand das Vermögen der Begriffe darstellte, so besitzt der Mensch in der Vernunft das Vermögen der Ideen (Seele, Freiheit, Unsterblichkeit, Gott). Dies gilt durchaus mit allen weiteren Ausführungen Kants. Nur tritt der in der Kritik des Verstandes schon angelegte Differenzpunkt zwischen Jacobi und Kant an dieser höchsten Stelle vollendet hervor. Diese Ideen sind keine immanenten Postulate, keine akademischen Hypothesen, aufgestellt zugunsten eines reinlich konzipierten und disponierten Raisonnements, sondern sie sind absolute Wirklichkeiten, höchste Realität im genauesten Wortsinn und darum für alle Vernunftspekulation schlechterdings transzendent. Die Vernunft an sich selber kann ‚vom Katheder aus' das Weltganze aufs beste nach den Gesichtspunkten einer wohldurchdachten Freiheits- und Gotteslehre zerlegen und zusammensetzen; aber eine gegen alle Skepsis, ja auch nur gegen zulässige Erkenntniskritik gefestigte Gewißheit vermag sie nicht zu bieten, wie das Beispiel Kants nach Jacobis Auffassung selber am deutlichsten zeigt. Kant hat, so lange er konsequent bleibt, im äußersten Wortsinn auch vollkommen recht. Denn die immanente Vernunft *kann* diese Gewißheit gar nicht bringen, deshalb, weil die Wahrheit transzendenter Wirklichkeiten gleichfalls nur im Transzendenten gefunden werden kann. Die Vernunft an und für sich endigt erkenntniskritisch bei einem unüberwindlichen ignorabimus. Das System der Erkenntnis vollendet sich in ihr bis zur letzten, denkbaren Vollkommenheit. Aber seine *Bestätigung* und Wahrheitsbekräftigung muß von außen, von jenseits dazu treten. Diese Bestätigung erhält die Vernunft im *Glauben*.

Es ist wichtig, nicht zu übersehen, daß dieser Glaube, entsprechend seinen untergeordneten Vorläufern, die er in Gefühl und Ahnung besitzt, zunächst zu theoretischer Wahrheitsbekräftigung herangezogen, einen durchaus theoretischen Charakter trägt. Es ist ein Glaube, der das Gesamtsystem des Wissens beglaubigt. Dieser Glaube kann daher um den Preis des Verzichts auf alle vernünftige Gewißheit abgelehnt werden.

Aber auch der theoretische Vernunftglaube begründet seine bindende und lösende Macht nicht aus sich selber. Vielmehr entspringt er aus der gleichen Wurzel, aus der den Menschen alle letzte Wahrheit kommt, aus dem Instinkt. Hier zeigt sich vielleicht am deutlichsten, daß dieser Terminus von Jacobi ziemlich willkürlich gewählt ist und leicht mißverstanden werden kann,

wenn man ihn allzusehr im geläufigen Sinne einer niedrigen, animalischen Triebform auffaßt. Daß der Instinkt, den Jacobi meint, allerdings auch ausdrücklich diesen rein tierischen Trieb begrifflich mit umspannt und auf diese Weise das Allerhöchste und das Allerprimitivste kühn in Eins setzt, damit also eine begriffliche und inhaltliche coincidentia oppositorum der gewagtesten Art involviert, soll hier nur angemerkt werden.

Hier war dieser Hinweis nötig, um darauf aufmerksam zu machen, daß der Instinkt weit davon entfernt ist, ein theoretisches Gewißheitsmoment insbesondere darstellen zu sollen. Der Instinkt als Grund- und Elementartrieb der gesamten Erscheinungswelt mit geistigen Exponenten ist vielmehr die Wurzel des ganzen, charakterologischen Habitus einer jeden empirischen Individualität. Wenn das Individuum sich weigerte, den Wahrheitswerten des sinnlichen Gefühls, der Verstandesahnung und des Vernunftglaubens seinen Beifall zu geben, so wären wahre Sinneswahrnehmung, wahre Urteile und wahre Vernunftideen geleugnet und damit der Wahrheitstrieb selber entwürdigt und negiert.

So kommen bei Jacobi alle Gedanken stets aus der gleichen Quelle und gehen nach dem gleichen Meer, um, in neue Wolken einer schön redenden Sprache gehüllt, wiederum auf dem ganzen Weg wahllos niederzuregnen.

Wie übrigens Kants Geist die Erkenntnistheorie Jacobis offenbar beherrscht und Goethes Kraft des künstlerischen Schauens die praktischen, erkenntnisbegründenden Philosopheme des Mannes beeinflußt, so ist in Jacobis Religionsphilosophie der starke Einschlag Hamannscher Mystik unverkennbar.

* * *

‚Der Mensch ist ein jenseitiges Wesen. Sinne und Verstand hat er mit den Tieren gemein. Die Vernunft gehört ihm besonders. — Sein Instinkt ist Religion.‘ Auf dieser Grundlage baut sich alles auf, was zu einer Lehre von der Religion und ihrem Wesen überhaupt beigebracht werden kann. Das ist das Erste: Religion ist kein Resultat aus Erkenntnissen, sondern umgekehrt alle Erkenntnis, sofern sie Philosophie und darum zuletzt Religionsphilosophie ist, bedeutet nichts anderes als ‚ein Zeugnis der im Menschen gefundenen Religion‘. Darum ist das Zweite: Zur Gotteserkenntnis führt kein Weg phantastisch überspannter, spekulativer Hypothesen, kein wissenschaftliches Hirngespinst der Abstraktion und keine Schwärmerei der Vernunft, sondern allein die Einkehr in das unmittelbare Leben der Persönlichkeit selber: ‚Der Eingang ins Allerheiligste ist im Menschen selbst oder nirgend.‘ Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit ergibt sich also ganz aus der Natur seiner eigenen Organisation. Sie ist ihrem Wesen nach zwiespältig. Natürliches, bedingtes, endliches ist in ihr gegenübergestellt und verknüpft mit geistigem, freiem und göttlichem.

Aus beiden Halbseiten seines natürlichen Wesens entsteht dem Menschen eine Sehnsucht und darum eine Beziehung zur Gottheit. Alles religiöse Gefühl, Wissen und Erleben wiederholt in doppelter Brechung seiner Reflexe die doppelte Menschennatur.

Da ist zunächst die eine Hälfte des menschlichen Wesens. Es ist sinnliche Natur, Objektivität, Endlichkeit und naturgesetzliche Gebundenheit. Mit allen seinen Kräften findet sich der Mensch unter dieser Ansicht als ein unvollkommenes und überall abhängiges Geschöpf. Von der Seite des natürlich-sinnlichen Menschen her ist die Ahnung und instinktive Gewißheit des vollkommenen Wesens der einzige Gottesbeweis. Der Verstand empfindet die ganze Tiefe eines bedeutungsvollen *Gefühls der Abhängigkeit*, das ihn auf eine andere Weise über sich selber hinaus weist, als ein leerer Begriff. Die Vernunft möchte Gott offenbaren. Aber doch ist das Beste, was sie zu leisten vermag, die glaubensstarke *Ahnung*, die das Wesen der Gottheit viel tiefer erfaßt als der systematische Drang, der gerne der Gottheit eine bestimmte Stelle im philosophischen System zudiktieren möchte.

Das ist also das Verhältnis des natürlichen Menschen zu Gott: Als ein bedingtes Wesen hat er, doch einer besseren Art teilhaftig, die Natur unter sich und Gott über sich. Seine Vernunft schützt ihn davor, das Göttliche unter sich zu suchen, den Weg nach oben und den nach unten zu verwirren und zu verwechseln. Denn die Vernunft sträubt sich ungleich mehr gegen die Naturalisierung als gegen die Anthropomorphisierung Gottes. In seiner Menschlichkeit ahnt der Mensch schon die zweite Hälfte seines Wesens, seine Göttlichkeit. Durch diese Ahnung wird er zugleich der Religion fähig, und es ist darum eine bloße Folgerung, daß eben ‚die Religion den Menschen zum Menschen macht'. In der Verknüpfung und Ineinssetzung zweier Welten im Menschen erscheint dieser selbst als das eigentliche und höchste Wunder Gottes: ‚Mannigfaltigkeit und Einheit in unerforschlicher Verbindung.' So ist ein zweiter Weg zur Gottesgewißheit aufgetan. Das ist der Weg, der Verwandtes zu Wesensverwandtem führt und die Zusammengehörigkeit des Göttlichen, wo immer es in die Erscheinung tritt, spüren läßt: Wir glauben an Gott, weil wir ihn im edlen Menschenbild sehen und wiedererkennen. Wenn wir von dieser Seite her uns der Gotteserkenntnis nähern, kann es nichts schaden, zunächst noch die Gottheit beliebig verhüllt im Menschenbild zu ergreifen, bis die Kraft zu höherem Erfassen genügend erstarkt ist. Wir anthropomorphisieren die Gottheit sogar mit einem gewissen, guten Recht: ‚Denn wo jeder, auch der entfernteste Versuch, durch Analogien einer *wirklichen Einsicht* näher zu kommen, dem Irrtum entgegenschreitet, ist der hart anthropomorphisierende Ausdruck, als offenbar symbolisch, der Vernunft der liebste.' Es ist nur notwendig, daß sie sich ihrer Einsichten per analogiam bewußt bleibt. Um so größer ist aber dies Recht, je mehr sich die Betrachtungsweise auch umkehren läßt. Denn der Mensch hat nur insofern teil an dem göttlichen Wesen, als Gott ihn theomorphisierte, als er ihn ins Dasein rief. Seine Freiheit, sein Gottes- und Unsterblichkeitsbewußtsein ist nichts anderes als eine Folge des Nachschaffens der Gottheit nach ihrem eigenen Vorbild. Und so steht jedem Anthropomorphismus komplementär ein Theomorphismus entgegen als ein sprechendes Zeugnis für die Wechselbeziehung

höherer Art, die von Mensch zu Gott und von Gott zu Mensch herüber und hinüber die unzerreißbaren Fäden webt. Der Mensch ist überhaupt nur in Rücksicht auf die Gottheit etwas; aber auch das sinnvolle Wirken der Gottheit ist ohne den Menschen nicht auszudenken. Es ist die Aufgabe des Menschen, sich vom Stoff zur Form, von der Welt zu Gott zu erheben, und dies gelingt ihm nur, soweit die Form in ihm selber lebendig ist; kein äußerer Ansporn, kein angelerntes Vorbild vermag ihm diese innere Gotteskraft zu ersetzen: ‚Was er in dir ist, darauf allein kommt es an; du ersiehest durch ihn die Gottheit, indem du dich ... mit ihm empor schwingst und, unschädlich irrend, wähnest, dich nur an ihm dazu empor zu schwingen.' Gott selber nimmt Anteil an der Erhaltung des Göttlichen im Menschen.

So hat der Mensch, der seine höhere Natur erfahren hat, allem Wissen, Ahnen und Glauben voraus, wie aus dem Genuß der Freiheit die Idee des Freien, aus dem der Tugend, des Lebens die Idee des Tugendhaften und des Lebendigen, so auch aus dem Genuß des Göttlichen, vor allem Beweisen, die Idee Gottes. Es ist die Glückseligkeit der mystischen Versenkung, das selige Schauen, wie es Jacobi von Hamann gelernt hat. In diesem Schauen wird dem geöffneten Auge, ‚von dem durch den Einfluß des Lichtes selber der Staar abgefallen ist,' das Wesen Gottes erst völlig klar und die letzten Zusammenhänge offenbar, die wir als Menschen überhaupt einzusehen vermögen, und die unser da und dort in bedeutsamen Teilstücken erfahrenes Weltbild harmonisch ergänzen und vollenden.

Darnach erscheint das Wesen Gottes als die Vollendung der keimhaften Anlagen in der Menschennatur. Gott hat den Menschen theomorphisiert; nur darum ahnen wir seine Vollkommenheit. Aus dem Wesen Gottes läßt sich weiterhin verstehen, daß ein weltschöpfender Gott notwendig zugleich höchste, bewußte Persönlichkeit sein muß. So erst erscheinen alle Akte göttlicher Tat als die Freude Gottes an seinem eigenen Dasein, die von den endlichen Wesen, im Genuß ihres Lebens, mitgenossen werden kann: ‚Wir können im Grunde nichts anderes lieben als unser Leben; alle endlichen Wesen aber haben ihr Leben außer sich. Gott, um zu lieben, muß gewissermaßen aus sich heraus gehen und Mensch werden. Wenn er nicht geschaffen hätte, ließe sich in ihm keine Liebe denken.' So bekommt die Weltschöpfung aus inhaltlichen Gedanken, aus absolutem Verstande ihre sittliche Begründung, gewissermaßen ihren zweiten, vernunftkategorialen Wert: Gutheit neben Wahrheit. Und zugleich auch den dritten, nämlich Schönheit durch die notwendige Harmonisierung der Welt, die Gottes Freude an seinem Dasein in sich schließt: ‚Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.'

Zugleich löst sich hier das letzte Rätsel, und die geheimnisvolle Kraft und Autorität des Instinktes wird in ihrem tiefsten Wesen offenbar.

Gottes Weltschöpfung ist die Äußerung der göttlichen Daseinsfreude. Sein Gedanke ist Tat und Wirklichkeit, seine Liebe will das Leben. Nun ist

aber das Leben gebunden an den dualistischen Wechselverkehr der Subjekte und Objekte, des Bewußtseins und seines Gegenstandes oder seines Inhalts. So muß in die Schöpfung des Lebendigen notwendig der Antagonismus eintreten, den ein dualistisch angelegter Weltplan mit sich führt. Endliche Wesen, denen der Zusammenhang verborgen bleibt, weil er Gottes Geheimnis ist, würden selbst die Notwendigkeit dieses Antagonismus niemals einzusehen imstande sein, und wenn auch, so doch keinen Gewinn daraus ziehen können. Die bloße Erkenntnis der Notwendigkeit würde sie nicht retten können vor der Tatsache des Widerspruchs. Welt und Leben würden daher den Menschen zum unsinnigen Rätsel und damit zur Qual und zum unausdenkbaren Elend, wenn Gott seinen Geschöpfen nicht liebend eine Gewißheit tief in die verborgenste Natur gelegt hätte, die ihnen die göttliche Harmonie und den heiligen Sinn des Weltplans verbürgt trotz aller Widersprüche der dualistischen Prinzipien, die das Leben regieren. Daß die Weltspaltung in Natur und Geist zugleich notwendig und gut, zwiespältig und doch aus göttlichem Harmoniebedürfnis heraus gesetzt und gewollt sei, und daß somit Endlichkeit und Unvollkommenheit die Absicht einer göttlichen Vorsehung voll tiefer und unerforschlicher Weisheit sein können, diese wunderbare Zuversicht hat Gott allen seinen Geschöpfen als die freie Gabe seiner göttlichen Liebe zugleich mit ihrem übrigen Wesen verliehen. Es ist die Gabe des Instinktes.

Im letzten Grund enthüllt sich somit diese animalisch-seelische Grundkraft als durchaus theomorph, metaphysisch und mystisch. In den Tieren wirkt ‚die Spur des Göttlichen' als dunkle, aber unmittelbare Gewißheit, daß eine niemals täuschende Harmonie zwischen Triebbegehren und angemessener Befriedigung in den natürlichen Wechselprozessen des sinnlichen Daseins bestehe. In der höheren Natur des Menschen übernimmt der Instinkt konsequenterweise daneben auch die höheren Funktionen der aprioristischen Harmonisierung der Verstandeswidersprüche und der Vernunftantinomien, ohne doch sich selber in seinem Wesen auch nur im mindesten zu ändern. Es ist der gleiche Instinkt, der das Raubtier zur Jagd tüchtig macht, der den Zugvogel im Herbst nach dem Süden führt, der das Maultier auf dem Gebirgspfad keinen Fehltritt tun läßt und den Menschen trotz seiner scheinbar zwingenden Verstandeseinsicht, die den materialistisch-naturwissenschaftlichen Monismus fordert, an eine unendlich viel höhere Einheit glauben und auf eine Gottheit ihn vertrauen läßt, die ihn in heiliger Liebe hinaufzieht zu dem Ideal einer ewigen Vollendung, durch die alles Peinigende, das jetzt noch im dualistischen Bewußtsein liegen mag, hinweggenommen wird: ‚Der Instinkt des Menschen ist Religion,' aber nicht mehr und nicht minder, als er auch zweckmäßiger Ernährungstrieb, transzendente Verstandesahnung und übervernünftiger Wirklichkeitsglaube ist. Der Instinkt ist die Offenbarung der göttlichen Weltordnung im Unbewußten. Dies trifft wohl aufs kürzeste die Meinung Jacobis. Die vielfältigen Beziehungen, die seine Philosophie bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein mit der nachkantischen Spekulation verknüpfen, bereichern sich durch diese

Wendung seiner Religionsphilosophie nochmals um ein weittragendes Moment. Jedoch darf nicht übersehen werden, daß alle solche übergreifenden Folgerungen aus dem Zusammenhang eines Systems desto leichter sind, je leichter gefügt und aus einem stark beweglichen, eklektischen Geist geboren sich dieses erweist. Für Jacobis Philosophie trifft das in hohem Grade zu. Die Art seiner geistreich spielenden Aphoristik umfaßt vieles zugleich, ohne sich auf eine bestimmte Tendenz festlegen zu lassen, in der sich bei ihm der schön formulierte Gedanke zur systematischen Konsequenz auswachsen müßte. Es bleibt bei dem angeschlagenen Ton. Nur dies läßt sich aus der Lehre vom Instinkt folgern, daß ein göttlicher Organisator, der seine Geschöpfe ins Leben führt, um sie darin nicht unselig, sondern daseinsfreudig und durch Freiheit gottverwandt werden zu lassen, nur aus innigster Einsicht in die Bedürfnisse endlicher Geschöpfe, aus Liebe und im höchsten Sinne persönlicher Anteilnahme so handeln konnte.

Gottes höchste Intelligenz verbindet sich notwendig mit seiner höchsten Persönlichkeit. Nur so ist er zugleich das allein wahre Wesen, nämlich Weltseele und Weltall einigende, absolute Wesenheit. Da diese Wesenheit höchste Realität ist, kommt ihr auch höchste Selbstheit zu. Ein Sein ohne Selbstsein ist unmöglich. Darum ist Gott selbstbewußter Geist in absoluter Vollkommenheit.

So und nicht anders haben zu allen Zeiten die wahrhaft religiösen Philosophen das Wesen der Gottheit allein sinnvoll verstehen können. Gott kann kein nebelhaft Zerfließendes, qualitätenlos Unendliches sein. Darum nannte schon Platon die Gottheit das maßsetzende Urwesen, dessen eigener Art die kosmische Gefaßtheit entspricht. Und ebensowenig genügt dem lebendigen Wesen Gottes die Schattenexistenz einer Idee mit normativer Geltung. Denn darin vereinigen sich die verschiedensten Kronzeugen der Wahrheit, darin stimmt Hiob mit Hemsterhuis und mit Hegel überein, daß ‚das Bewußtsein, daß Gott *ist*, etwas ganz anderes ist als das Postulat, daß diese Idee nur *sein solle*; . . . das bloße Sollen ist ebenso geistlos, als ein bloßes *Sein ohne den Begriff*, ohne sein *Sein-Sollen* in sich zu haben und ihm gemäß zu sein, ein leerer Schein ist'.

‚Darum fragt auch die Philosophie Jacobis: *Wer* ist Gott, nicht: *Was* ist er? Alles *Was* gehört der Natur an.' Gott aber ist mehr als die Natur, ebenso wie er mehr ist als bloß absolute Seele. Seele und Natur sind seine erschaffenen Wunder im Endlichen. Sie zeigen ebenso sehr seine individuelle und individualisierende höchste Intelligenz, wie das Wunder des Instinktes, womit er Natur und Geist im Endlichen aufs innigste verband, das erbarmende Mitfühlen und gütige Verstehen mit seinen endlichen Geschöpfen offenbart. Gottes Allwissenheit vereinigt sich mit seiner Allgüte zur allgerechten Umspannung des ganzen Lebens. Die Gottpersönlichkeit ist der höchste Gipfel und die letzte Bestätigung des gesamten Systems des Daseins, des Wissens, Wollens, Fühlens und des religiösen Glaubens.

Vom ‚kirchlichen' Stil-Elend.

Von

Johannes Mumbauer.

Wir leben im Zeitalter der ‚stilvollen' Kirchen. Leider! muß man wohl sagen. Denn was in den letzten dreißig, vierzig Jahren an kirchlicher Stilfexerei geleistet worden ist, muß jeden Freund einer wahrhaften ästhetischen Kultur und einer verständnisvollen Pflege volkstümlicher Kunst, die immer noch am besten und naturgemäßesten durch unsere Kirchen mit ihrem Drum und Dran vermittelt werden kann, nachgerade mit Entsetzen erfüllen. Ich rede hier weniger von städtischen Verhältnissen, weil sich da meist noch viele andere Träger künstlerischer Beeinflussung finden, obwohl auch dort durch unvernünftige Restauriererei im extrem archaistischen Sinne außerordentlich und unverantwortlich viel gesündigt worden ist; ich habe vielmehr das Land, den Heimatboden der größeren Menge der Nation und die unentbehrliche Reservequelle unserer Volkskraft, im Sinne, wo im allgemeinen — abgesehen von der Natur — die Kirche das einzige Objekt ist, an dem sich ästhetische Bildung emporranken und veredeln kann, und wo zugleich die Kirche als Gebäude in der Regel dominierend auf den Charakter der Ansiedlung einwirkt. Nun machte sich ja bekanntlich seit etwa den fünfziger oder sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als eine wohl erklärliche Reaktion gegen den in der ersten Hälfte des 19. Säkulums eingerissenen, entsetzlich nüchternen ‚Scheunen'-Typus, das Bestreben nach ‚stilgerechten' Kirchenbauten geltend; und kurz danach setzte, gefördert durch die infolge des Kulturkampfes neu erwachte kirchliche Begeisterung, eine förmliche Kirchenbauwut in katholischen Gegenden ein. Das wäre gewiß gut und schön gewesen, wenn der löbliche Drang nach ‚schönen' Kirchen überall verständnisvoll und maßvoll in die Tat umgesetzt worden wäre. Beklagenswerterweise wurden aber vielfach durch Verkennung der naturgemäßen Bedingungen der Landkirchen-Baukunst unersetzliche ästhetische Werte vernichtet oder die Gelegenheit zur Schaffung solcher versäumt — und zwar bei Neubauten sowohl als bei Restaurationen.

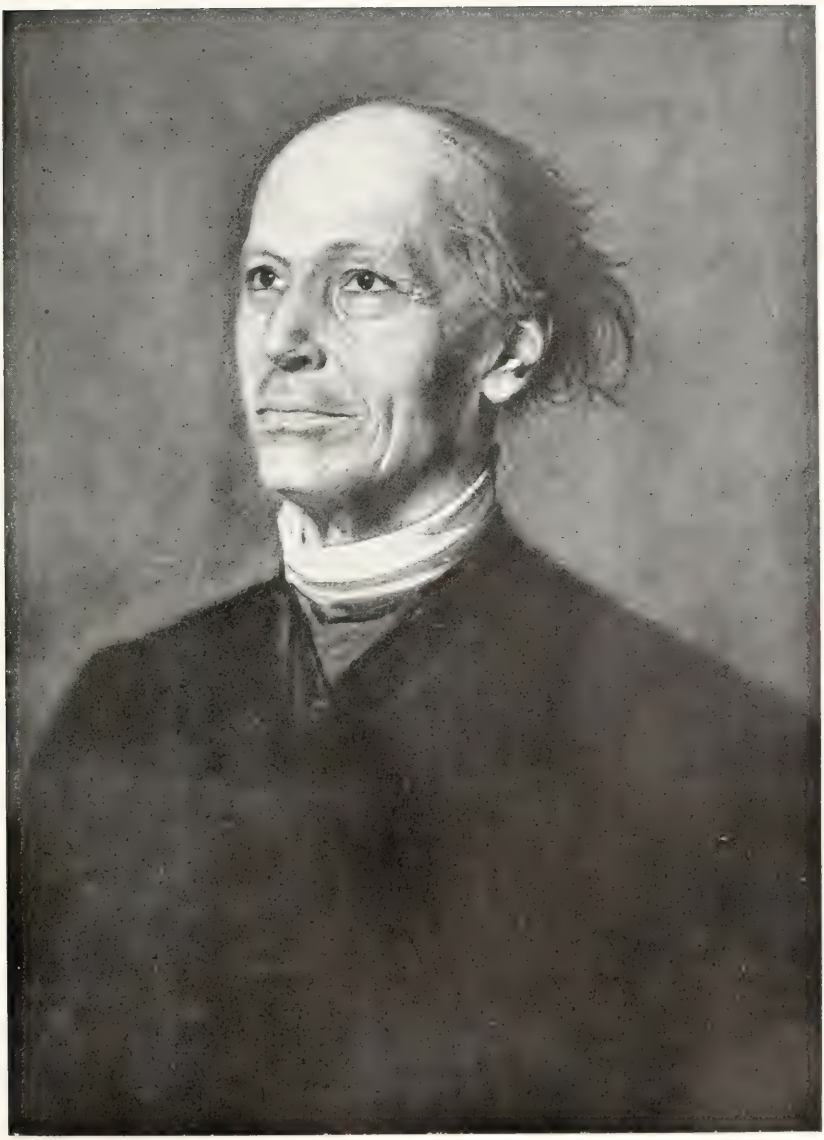
Da sollte also z. B. ein altes, schlichtes Kirchlein, das bisher so traut, als könnte es gar nicht anders sein, aus den Dächern und Baumkronen des Dörfchens herausgeschaut hatte, wegen Altersschwäche einem neuen Gotteshaus Platz machen. Nichts einfacher als das! sagten unsere ‚kirchlichen' Baukünstler und setzten, ohne Rücksicht auf harmonischen Zusammenklang mit der Umgebung des Ortes, einen ‚Dom' in Miniaturformat an die Stelle jenes naturwüchsigen Baues; oder sie nahmen noch ‚einfacher' einen ‚stilgerechten' Entwurf irgend einer in irgend einer Stadt vielleicht ganz passenden Kirche und führten ihn

im Maßstabe 1 : 3 oder 1 : 5 in dem Dorfe aus — alles selbstverständlich ‚streng' romanisch oder gotisch! Und nun stehen diese unglückseligen Kunstprodukte unter den schlichten Dorfhäusern und als steingewordener Widerspruch gegen den Charakter der Landschaft, über der früher eine so idyllische Harmonie lag, wie ein Pfau unter dem gewöhnlichen Hühnervolk — zum Ärger eines jeden feiner Empfindenden, der sich mit Recht darüber entrüstet, daß so schönes, oft recht mühsam zusammengebrachtes Geld für einen ästhetischen Schandfleck verschwendet wurde, mit dem man auch etwas Anheimelndes und zugleich — viel Praktischeres hätte zustande bringen können. Und dabei habe ich noch den günstigeren Fall angenommen, daß der Bau an und für sich, d. h. losgelöst von dem Milieu, nicht unkünstlerisch ist. In wieviel tausend Fällen ist es aber nur Dutzendware irgend eines sog. Architekten, der verständnislos aus Vorlagebüchern oder ‚Formenschätzen' eine ‚gotische' Kirche komponiert — von der Art, daß, wenn man eine gesehen hat, man sich ohne weiteres alle andern vorstellen kann! Man gehe z. B. nur in die reiche Ebene der Kölner Erzdiözese und lasse die dort in den letzten dreißig Jahren entstandenen zahlreichen Kirchen Revue passieren, — alle ‚stattlich', alle ‚gotisch', alle mit einem schlanken Turm, alle usw., — und man wird staunen über die nichtssagende, einschläfernde, charakterlose Eintönigkeit dieser ‚Landkirchen' ohne jeden Stimmungswert.

Diese für die künstlerische Erziehung des Volkes so betrübende Erscheinung — man hat in dieser Beziehung allen Ernstes schon von einem ‚Verfall der Kirchenbaukunst auf dem Lande' gesprochen — hat ihren Grund zunächst in dem unheilvollen Einfluß des modernen Stadtgeistes auf die Landbevölkerung, durch welchen dieser der Sinn für schlichte, urwüchsige Schönheit genommen und das Talmiprinzip eingepflanzt wird, also in der vielbeklagten ‚Oberflächen'- oder ‚Drahtkultur' unserer Tage, welche die Landleute — und leider vielfach auch ihre geistlichen Führer und Berater — an ihren früheren naiven, aber wahrhaft volkstümlichen Kirchen keinen Gefallen mehr finden läßt und sie dazu verführt, imitierte ‚Dome' haben zu wollen. Dann aber liegt der Jammer, wie bereits erwähnt, auch daran, daß zu viel nach der Schablone gearbeitet und zu wenig Rücksicht auf den Rahmen der Örtlichkeit genommen wird. Endlich aber scheint mir der Umstand sehr bedeutend einzuwirken, daß unsere modernen Architekten ihre Pläne nicht genügend den Gewohnheiten der betreffenden Einwohnerschaft anpassen, was die Baumeister der alten Landkirchen so trefflich verstanden. Wer lange unter Bauern gelebt hat, der weiß, daß alle Dörfer vor einander, und wären sie nur eine Stunde unter sich entfernt, ihre unausrottbaren Eigenheiten haben, die sich naturgemäß auch in den Gebäuden irgendwie ausdrücken; diesen besonderen Eigentümlichkeiten entsprechen dann auch wieder besondere Bedürfnisse und Ansprüche in bezug auf die öffentlichen Bauten. Die alten ländlichen Kirchenbaumeister haben dem bewußt oder unbewußt, aber jedenfalls sehr feinfühlig — Rechnung getragen, z. B. in der praktischen Raumlösung, in der Wahl des Materials, in der Einrichtung, der Art des Mobilars, der

Farbenstimmung, der Umfriedigung usw. Darum war auch der Dorfbewohner mit diesen oft so wenig ‚stilvollen' Kirchen verwachsen wie mit seinem väterlichen Hause und der heimischen Scholle; die neuen kunstgerechten Diminutiv-Kathedralen aber bleiben seinem Gemüte ewig fremd, weil er kein persönliches Verhältnis zu ihnen gewinnen kann. Oder wen hätte es — um ein meiner Anschauung naheliegendes Beispiel zu wählen — nicht schon geradezu erkältend angeweht, wenn er in der Eifel oder auf dem Hochwald in einem wie selbstverständlich dem Hügelboden angeschmiegten Dörfchen mit seinen wettergefärbten Stroh- oder Ziegeldächern, seinen weißgetünchten, niedrig-behaglichen Häuschen, den blau- oder grünumrahmten Fenstern, den heckenumsäumten Gärtchen plötzlich mitten dazwischen eine ‚gotische' Kirche in unverputzten, ausgefugten Ziegelsteinen, mit Gesimsen, Tür- und Fenstergewänden aus weit hergeholtem Sandstein, mit dunkelglänzendem Schieferdach, ohne jede Umfassungsmauer erblickte? oder wenn sich ihm auf dem rauhen Gebirge, wo die Armut aus allen Ecken guckt, ein zierliches, reich mit Maßwerk versehenes Werk der modernen Spätgotik präsentierte, das — ganz abgesehen von der schon wegen der klimatischen Verhältnisse verfehlten Stilwahl — zu den wuchtig-massiven Formationen der Gegend paßt wie die Faust aufs Auge? Wohlgemerkt: ich habe an sich selbstredend nichts gegen Rohziegelbauten, Schieferdächer, schöne Hausteine usw.; aber sie sollen da auftreten, wo sie mit dem Landschaftsbilde und der herkömmlichen Bauweise harmonieren. Dann wird sich auch mit dem Praktischen das Malerische leicht vereinigen lassen.

Ein gewisser Anlauf zur Besserung der geschilderten Zustände, die uns nach und nach gerade unsere charakteristischsten Landschaftsbilder unrettbar ‚verschandeln' müßten, ist ja hie und da unverkennbar. Ich glaube sogar, daß die meisten unserer heutigen Architekten von wirklich künstlerischen Anlagen in der Sache ganz klar sehen und auch das Zeug hätten, dem Elend der ‚stilvollen' Kirchenbauerei auf dem Lande abzuhelfen, wenn — ja, wenn die hohe Bureaukratie, weltliche wie kirchliche, nicht wäre. Die arbeitet unbeirrt nach Schema F, und wollte ein Künstler — vorausgesetzt, daß sich überhaupt ein genügend wagemutiger Pfarrer oder Kirchenvorstand fände — einmal so recht aus den sachlichen Grundbedingungen heraus schaffen, so würde brevi manu von der einen Seite der Bescheid ‚nicht kirchlich', von der andern ‚zu modern' erfolgen. Bemerkenswerte Ausnahmen wirken daher um so erfreulicher; namentlich scheint man sich in Süddeutschland an einigen Stellen von der schlimmsten Engherzigkeit frei gemacht zu haben. So scheint mir z. B. die Erlöserkirche in Schwabing (von Theodor Fischer) bei aller Befriedigung moderner Ansprüche ganz die vertrauten Züge der alten oberbayerischen Kirche zu tragen, so daß ich in ihr ein sehr glückliches Vorbild der Fortbildung der landesüblichen Bauweise erblicke, obwohl es sich hier um eine ziemlich große Kirche handelt. Das nämliche schöne Resultat läßt sich aber auch im kleinen erzielen, wie z. B. die katholische Kirche in Feucht (von Prof. Schmitz-Nürnberg) und die protestantische in Aschach (von Prof. v. Thiersch-München) beweisen.



Lenbach pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Bischof Stroßmayer.

Dabei verwahre ich mich zum Überflusse ausdrücklich gegen die Unterstellung, als sollten die alten Bauten sklavisch oder überhaupt kopiert werden; was ich verlange, ist nur, daß man die Neubauten im Geiste der bodenständigen Bauweise und im Einklang mit der Umgebung halte. Ein höchst lehrreiches Exempel, wie man alte Kirchlein unter zeitgemäßer Weiterentwicklung des ursprünglichen Typus durch Neubauten ersetzen kann, die nicht nur den praktischen Bedürfnissen, sondern auch den ästhetischen Ansprüchen im Sinne obiger Ausführungen genügen, bringt das von H. Sohnrey redigierte Organ des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, ‚Das Land,' in Nr. 7 des 13. Jahrgangs, das ich gar nicht dringend genug zur Beachtung empfehlen kann. Freilich möchte man keinem katholischen Pfarrer das Wagnis anraten, ‚so etwas' seinem Ordinariate vorzulegen. Einstweilen sind meine Hoffnungen auf Sanierung der Krankheit, deren Gefahr immer mehr erkannt wird, gering, obwohl sich auch verschiedene Vereine für ‚Heimatschutz' u. dergl. in letzter Zeit der Sache angenommen haben. Solange die maßgebenden Instanzen auf dem Standpunkt bleiben, daß nur der gotische und romanische Stil ‚kirchlich' seien, ja, solange man noch von einem ‚kirchlichen Stile' redet, ist nichts zu wollen. Denn es gibt keinen kirchlichen Stil, wie es auch streng genommen keine ‚kirchliche' Kunst gibt. Wohl gibt es eine Kirchenbaukunst, die sich zur Aufgabe setzt, die Gebäude für den Gottesdienst zu errichten und auszustatten. Und demgemäß muß sie selbstverständlich den Anforderungen des betreffenden Kultus, bei katholischen Gotteshäusern insbesondere auch den kirchlich-liturgischen Vorschriften entsprechen. Als Kunst aber unterliegt sie, obwohl sie der Kirche dient, lediglich den allgemeinen ästhetischen bezw. künstlerischen Gesetzen, die sich fraglos je nach den Verhältnissen verschieden auswirken werden. An sich aber ist jeder Stil ‚kirchlich', sobald er sachgemäß die Bedingungen zum Ausdruck bringt, die der kirchliche Kultus gemäß den natürlichen und positiven Bestimmungen erheischt. Ich fürchte nur, bis sich diese Selbstverständlichkeiten durchgesetzt haben, wird noch manche erschrecklich ‚stilvolle' Kirche sich ‚wie ein großes Fragezeichen' in unseren Dörfern — und auch Städten erheben. Gott besser's!

Auch auf dem Gebiete der Restaurierung alter kirchlicher Bauten und sonstiger Kunstwerke hat die ‚kirchliche' Stilwut ihre Spuren durch traurige Ruinen bezeichnet. Montalembert spricht mit Recht in bezug auf das Darniederliegen der im Dienste der Kirche stehenden Kunst seiner Zeit von einem vandalisme destructeur und einem vandalisme restaurateur. Eins ist so schlimm wie das andere; aber wenn irgend ein altes Kunstwerk von Barbarenhand vernichtet worden ist, so ist es wenigstens aus den Augen und weiterer Entweihung entrückt; muß man jedoch so ein jämmerlich verhunztes und verballhorntes Erbstück einer kunstsinnigen Vorzeit in seiner stummen Trauer über die ihm widerfahrene Unbill immer wieder sehen, so möchte man weinen vor Ärger und Wehmut. Wenn unsere Restaurationsfanatiker sich wenigstens darauf beschränken wollten, jeden Bauteil und jedes Aus-

ſtattungsſtück in ſeinem Beſtande zu erhalten, ſo wäre das Unheil noch zu ertragen, obwohl es überhaupt ein ſehr bedenkliches Unternehmen iſt, ein Werk der Alten ‚im urſprünglichen Stile wiederherzuſtellen'; denn wir können doch nicht mehr mit den Köpfen der Alten denken, mit ihrer Phantaſie geſtalten, mit ihren Augen ſehen, mit ihrem Gemüt empfinden. Aber nein, der Götze der ‚Stileinheitlichkeit' will ſein ungeſchmälertes Opfer haben. So werden denn luſtig Türme, Faſſaden, Chorbauten uſw. ‚in einheitlich gotiſchem oder romaniſchem Stile ausgebaut', ‚zopfige Anbauten' entfernt, Renaiſſance- oder Barockaltäre und Kanzeln herausgeworfen und durch ſogenannte ‚ſtilvolle', d. h. modern-gotiſche (häufig noch im Handwerks- oder Fabrikgeſchmack) erſetzt, zugleich aber auch alle Poeſie und Stimmung zum Teufel gejagt. Die armen ‚ſtilgerecht' purifizierten Kirchen ſtehen dann nüchtern und kahl da, als klagten ſie über den Raub ihrer altgewohnten Gewänder, die ſie ſo lange mollig und anheimelnd umhüllt hatten. Ich könnte dieſes traurige Kapitel mit den unglaublichſten Illuſtrationen verſehen, muß aber aus Rückſicht auf gewiſſe Empfindlichkeiten davon abſehen. Das Schickſal des Aachener Münſters ſollte wahrlich ein Warnungsmal ſein.

Wenn es aber ſo bei berühmten Kirchen hergeht, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn auf dem platten Lande erſt recht eine Raubpolitik mit künſtleriſchen oder, allgemeiner geſprochen, äſthetiſchen Werten getrieben wird. Es iſt nicht zu beſchreiben, in welch ſinnloſer Weiſe vielfach an den Landkirchen, ſowohl was Architektur als was Ausſtattung anlangt, herumreſtauriert worden iſt. Und wenn es ſo häufig beklagt wird, daß z. B. in Tirol die meiſten urſprünglich gotiſchen Kirchen durch Barock-Stuckauskleidung verunſtaltet worden ſind, ſo iſt bei uns in vielen Fällen das Umgekehrte wahrzunehmen — hier wie dort der Mode zulieb! Weil bei uns manche Pfarrer das Gotiſche für allein ‚kirchlich' halten, mußte alles, was Renaiſſance-, Barock-, Rokoko- oder Empire-Formen zeigte, verſchwinden, innen und außen. Nicht alles, was ſo verworfen wurde, war künſtleriſch und würdig; aber was für herrliche Schönheitsſtücke ſind auch dabei verſchleudert, von pfiffigen Juden und Händlern für eine Bagatelle erworben und verſchleppt worden, während ordinäre, aber ſelbſtredend ‚ſtilgerecht' gotiſche Fabrik- und Schundware an Stelle der koſtbaren Kunſtgegenſtände trat! Die unausbleibliche Folge war, daß auch bei dem Volke, das ſehen mußte, wie das, was es ſeit den Vorfahren mit Liebe und Bewunderung betrachtet hatte, nun nach und nach in ſeinen Augen herabgeſetzt wurde, der Sinn und das Verſtändnis für das Achte und Gediegene verloren ging, ſo daß der Imitationsſchwindel heute gerade auf dem Lande ſeine ſchlimmſten Orgien feiert. Fürwahr, wenn man ſolche Triumphe der ‚Stilgerechten' beobachtet, ſo fühlt man ſich verſucht, die ſtilloſen, ſchlichten Gotteshäuſer zurückzuwünſchen, die keineswegs immer der Weihe und Stimmung entbehrten und wenigſtens nicht zu ſein vorgaben, was ſie nicht waren.

Auf einen Zweig der Kirchenkunſt muß ich zum Schluß noch eigens zu ſprechen kommen, bei dem der mißverſtandene Stilfanatismus beſonders

merkwürdige und verderbliche Blüten getrieben und ganz exzeptionelle Geschmacklosigkeiten gezeitigt hat. Es ist die Paramentik, die leider mit Recht ‚das Stiefkind' des modernen Kunstgewerbes genannt worden ist; und doch weiß jeder, der mit der katholischen Liturgie einigermaßen vertraut ist, eine wie große ästhetische Bedeutung den heiligen Gewändern zukommt. Nun hört man zwar heutzutage überall ein wichtigtuendes Gerede von ‚stilgerechten' Gewändern, von Bernardus- und Borromäus-Kaseln, von ‚kirchlichen' Mustern und ‚kirchlichen' Farben; es wird auch wieder viel Geld an die Paramente gehängt und sehr viel gutgemeinter Fleiß an sie verwendet: und doch ist der ästhetische Eindruck, den unsere heute üblichen Kirchenparamente machen, selbst in sehr reichen und prächtigen Kirchen und bei sehr feierlichen Gelegenheiten, im großen und ganzen ein sehr betrübender. Namentlich die in der neueren Zeit des ‚kirchlichen' Stil-Enthusiasmus oft mit schweren Kosten angeschafften Paramente, als da sind Kaseln, Dalmatiken, Pluvialien, Superpellicien, Alben, auch Altar- und Kommuniontücher, ferner Teppiche und dergleichen, sind allzu oft von einer merkwürdig unfeinen, unharmonischen und roh schreienden Wirkung, die sich kein gebildeter und schönheitsbedürftiger Mensch bei seinen täglichen Gebrauchsgegenständen und in seiner privaten Umgebung gefallen lassen würde. Es scheint fast, als ob man in grellen Effekten der Farbe und der Zeichnung ein Charakteristikum der ‚Kirchlichkeit' erblickte, — und das in einer Zeit, wo gerade auf dem Gebiete der profanen Handarbeiten sich ein so auserlesen künstlerischer Geschmack immer mehr geltend macht.

Zur Erklärung des bedauerlichen Tiefstandes der Paramentik hat man — und zwar nicht mit Unrecht — auf zwei Umstände hingewiesen: auf die Anwendung der modernen mechanischen, also künstlerische Individualität ausschließenden Techniken und auf die fabrikmäßige Herstellung der Stoffe sowohl wie der fertigen Gewänder. Allein das sind doch nur äußerliche und jedenfalls sekundäre Faktoren. Man darf füglich fragen: wie kommen denn die Paramentenhändler dazu, so fürchterlich geschmacklose und häßliche Sachen für kirchliche Zwecke ihren Kunden zu offerieren? Das Angebot hängt doch schließlich immer von der Nachfrage, also auch von dem Geschmacke der Käufer ab. Und da kann man denn von den Händlern, die sich heutzutage als gewandte und kulante Kaufleute gern jeder Geschmacksrichtung anpassen, und die auf profanem Gebiete hinreichend bewiesen haben, daß sie auch Edles und Künstlerisches leisten können, die niederschlagende Antwort hören: Das (‚kirchliche') Publikum verlangt es so; es will eben ‚kirchliche' Farben, ‚kirchliche' Muster. Daß die Schuld nicht ausschließlich an den Paramentenfabriken liegt, geht schon daraus hervor, daß die Leistungen der meisten wohltätigen Paramentenvereine und mancher Klöster ästhetisch auch nicht höher stehen. — Aber um Gottes willen, ist denn ‚kirchlich' hier wirklich gleichbedeutend mit geschmacklos?

Sicher nicht; denn ehemals hat man es wohl verstanden, oft mit den einfachsten Mitteln, die delikatesten Wirkungen bei den Paramenten zu erzielen. Es ist das unbestreitbare Verdienst der Frau Maler Stummel in Kevelaer,

die sich durch jahrelanges Studium der alten Gewänder das Auge für den Reiz aller bezüglichen Techniken und Materialien geschult hat, auf die inneren Gründe des Mißerfolges der neueren Paramentik hingewiesen zu haben. Sie findet diese Gründe in zwei Momenten. Zunächst und grundlegend ist es die mißverständliche Annahme einer Farbenharmonie auf Grund der Zerlegung des weißen Sonnenlichtes in die Farben des Spektrums, die veranlaßte, nur die sog. ‚reinen' Farben in ihrer krassen Zusammenstellung als die ‚kirchlichen' zu betrachten, während man ganz die Wichtigkeit der ‚Stimmung' vermöge der Brechung der Farbentöne im Äther übersah, wodurch allein jene harmonischen Farbenklänge erzielt werden können, die wir z. B. an den ächten orientalischen Teppichen, den alten Mosaiken, den Glasgemälden des Mittelalters und zumal an den früheren Geweben und Stickereien — selbst bis in die Rokokozeit hinein — bewundern. Die zweite Fehlerquelle liegt in der verständnislosen Ausstattung der Paramente durch Besätze, Muster und Stickerei, wobei man die glückliche Wirkung des Kontrastes und des wohlabgewogenen räumlichen und koloristischen Verhältnisses der einzelnen Teile zu einander zu wenig berücksichtigte. Diese hier nur ganz knapp skizzierten Gedanken hat die genannte Dame in zwei Artikeln der Pastoral-Zeitschrift ‚Pastor bonus' (Redaktion Domkap. Prof. Dr. Einig, Trier, — Heft 1 u. 2 des lauf. Jahrg.) ausführlich begründet und mit vielen instruktiven Beispielen belegt, die der Beachtung dringend empfohlen zu werden verdienen. Die Verfasserin hat diese Artikel kürzlich in erweiterter Gestalt und mit Abbildungen versehen als Broschüre unter dem Titel ‚Die Paramentik vom Standpunkte des Geschmackes und Kunstsinnes' (Kevelaer bei Jos. Thum) gesondert herausgegeben. Wenn ich jene Darlegungen recht verstehe, will Frau Stummel durch den Hinweis auf die Vorzüge der alten Muster lediglich zu einer Weiterbildung der Paramentenkunst im Geiste der Alten und unter selbstverständlicher Verwertung aller wirklichen modernen Fortschritte anregen, also keineswegs einem geistlosen Kopieren des Früheren das Wort reden; und in diesem Sinne hoffe ich von ihrer Publikation eine heilsame Reaktion gegen die gegenwärtige Herrschaft der Geschmacklosigkeit in der Paramentik.

Denjenigen aber, welche diesem Ausflug ins Ästhetische keinen Geschmack abgewinnen können, rufe ich mit dem heiligen Augustinus zu: ‚Quisquis haec legit, ubi pariter certus est, pergat mecum; ubi pariter haesitat, quaerat mecum; ubi errorem suum cognoscit, redeat ad me; ubi meum, revocet me. Ita ingrediamur simul caritatis viam, tendentes ad eum, de quo dictum est: Quaerite faciem eius semper.' Und wenn Gott der Urgrund alles Schönen, ja die wesenhafte Schönheit selber ist, so suchen wir ihn auch dann, wenn wir dafür eintreten, daß in seinem Hause und bei seinem Dienste ebenfalls die Gesetze harmonischer Schönheit walten — im großen und im kleinen.

Jesse und Maria.

Ein Roman aus dem Donauland

von

E. von Handel-Mazzetti.

XXV.

Über dem Forsterhaus von Krummnußbaum steigt weiß der Rauch in die Winterluft; im Stall brüllt das Vieh, neue feste Kühe und schwere Ochsen; an die blinken Fenster drücken die Kinder ihre Nasen und jubilieren: ‚Schneiberl, Schneiberl, Schnee!‘ Die Magd singt auf dem Hofe: ‚Zwei Rosen im Garten, zwei Ilgen im Wald, im Summer is's liebli, und im Winter is's kolt.‘ Die Dackel bellen, springen um den Herrn; der Herr geht auf die Birsch, Hirschen und Reh für den Herrn Bischof jagen. Sein Weib steht in der Tür, das Kleine am Arm, und nickt ihm zu: ‚... Mit Gott! — Hast nit vergessen, Weihwasser nehmen, Schinnagel?‘ ... Ganz wie in den guten Tagen. Der Bann, der über Schinnagels Haus wie überm ganzen Land sieben Monat lang gelegen, ist ja fort, — als die drei Salven von Stadt Pechlarn erdonnerten, da ist er gar in nichts zerflogen und zerstoben. Statt des teuflischen Zaubers zieht englischer Segen ins arme Haus; ein Mann hat seinen Gott gefunden; Mann und Weib haben sich in Gott gefunden; nichts wird diese beiden Herzen mehr entzweien. Der Vater selig aus Rastenberg wird wieder im Recht mit seinem frommen Sprüchel sein: Wo Liebe, da Fried; wo Fried, da ist Segen; wo Segen, da ist Gott; wo Gott, da ist kein Not.

Niemals zuvor hat Schinnagel sein Weib so geliebt und so in Ehren gehabt wie jetzt. Sie ist jetzt schöner, als sie jemals war. Alle Tage sieht er an ihr neue Vorzüge. Sie ist so, daß ihm die Liebe zu Kopf steigt wie zur Bräutigamszeit, und er mit ihr fort küssen und schöntun möcht, nichts als küssen und schöntun. Aber sie leidet das nicht. Sie ist soviel betend jetzt; — sie macht sich rar. Wie lang muß er ums Schönhändlein bitten! Wie lang betet sie am Abend kniender im Winkel, oft bis elf, und

dann setzt sie sich zu den Kindern hin und betet erst noch den himmlischen Hof! Warum sie so ist? Prüfen will sie ihn halt. Sie hat das Recht dazu. Bei einem Jahr lang hat er sie zurückgesetzt wegen des elendigen Bueben. Davor haltet sie ihn kurz; — es ist zumal bitter, aber sie hat recht. Je rarer sie sich macht, je heißer liebt er sie, je treulicher dient er ihr. — Jakob hat seiner Rachel nicht also demütig gedient.

Wär er ein Graf, er legte ihr zu Füßen goldene und silberne Kleider. Wär er der Kaiser, er würde ihr Wien, die schöne Stadt, verehren, zuvor aber jedes Haus mit reinstem Golde übergülden lassen. Er ist nur der arme Schinnagel; was er ihr verehren kann, sind nur schlechte Ding; das kränkt ihn sehr.

Vögel hat sie gern; aus Liebe wird er zum Vogelsteller. Er fängt ihr ein Pärlein Amseln, die der Hunger ans Fenster gelockt hat; der Bartel muß einen Käfig von Rohr machen. ‚Werden nisten, Meidula, sand Herr und Frau!‘ Sie lächelt seltsam. — Er bringt ihr ein lebendiges Rehkitz aus dem Wald mit. Er hat's mit großer Müh erwischt und ihm die Läufe zusammengebunden. Dem Pfleger kauft er's ab; es soll ihres sein. Zu ihren Füßen legt er's hin; es schaut sie mit seinen großen Augen angsthaft an.

‚Was soll ich dann damit machen? Bei den Schafen aufziehen?‘ fragt sie ärgerlich. Da zieht er den Hirschfänger.

‚Ich stich's ab. Haben wir auf Stephani einen Braten.‘

‚Nein,‘ wehrt sie, ‚tu's auslassen!‘ Er hat vier Stunden darauf gepaßt. Aber sie befiehlt. Augenblicklich bindet er ihm die Läufe los. Wie's springt, hinaus in den Garten! Sie schaut ihm nach mit ihren ernsten Augen. —

Er studiert sich ab, mit was er ihr denn könnt die größte Freude machen. Beim Levita, der mit allerlei Kram mauschelt, kauft er ihr ein Paar silberne Ohrringe. Damit gibt's aber Verdruß; sie will vom Juden nichts haben. Soviel betend ist sie jetzt.... Er kauft ihr Korduanschuhe und zwölf Ellen triglerisch Tuch, blau, auf ein neues Kleid, in Altenpechlarn; aber sie schüttelt den Kopf dazu und sagt ihm, er soll sparen. Das ist ihr lieb, wenn sie ihn heilig beten sieht, oder wenn er zu einer ungewöhnlichen Zeit in die Kirche geht. Da lächelt sie ihn am ehesten an und gibt ihm auch das Schönhändlein. Sie läßt sich vernehmen: Opfer, die du Gott bringst, sind mir lieber als aller Tand. — Einmal, da sie in der Küche am Karpfensieden ist, tappt er hinein, verstohlen lächelnd, hat in der Hand ein Büchlein. Es ist vom Velderndorffer; der hat's ihm einmal geschenkt, und der feinen Kupfer wegen, alles schöne Nymphen, hat unser Schinnagel sich bislang nicht davon trennen wollen. Nun spricht er: ‚Schau, Meidl, das hab ich noch von dem schlechten Menschen; das mueß dahin,‘ läßt das

Büchlein in die Kohlen unterm Kessel fallen; — das brennt! — Sie aber bekommt ihre lieben Grübchen, und da er flehentlich brummend um einen Kuß wirbt, reicht sie ihm die Lippen, rot und weich wie Kornelkirschen, — und ihm ist leid, daß er nicht noch hundert Bücher vom Velderndorffer hat; mit Wonne tät er sie verbrennen um solchen Lohn. . . .

O wann sie doch immer wollte Grübchen haben und ihm den Mund dargeben! Manchmal tut ihm das rauhe Herz weh von ihrer Kühle. Aber er tröstet sich immer wieder: Sie prüft mich. Es ist bald fürbei. Manchmal denkt er auch: Es wird das sein, daß sie jetzt so was Großes ist. Drent und herent nennen sies die Judith von Pechlarn. In Predigten streichen sie sie herfür. . . . Aber nein, es ist doch nicht das. Sie tut sich ja so gar nichts auf ihre Tat, daß sie den Teufel entlarvt und das Donauland errettet hat, zugute.

Sie schafft im Haus fleißig wie nur je; sie tragt das Kleine um, und eine absonderliche Freude hat sie jetzt wieder, es zu stillen, da sie's doch schon abspänen angefangen hat. Sie spältelt das Holz; sie macht das Feuer; sie legt Kraut ein; sie richtet den Leinsam für die tragende Kuh; — die niederste Arbeit ist ihr nicht zu schlecht. — Oft steigt er ihr heimlich nach und schaut sie an; für seinen Augen steht sie, die dem Lotterbuben mit einer Stimme wie der Gerichtsengel seine Sünden fürzählte; — Feuer brach aus ihren Augen. Da möchte er schier vor ihr wie vor einer Heiligen knien und beten. — Der Landersperger, dieser Esel, hat dazumalen gesagt, sie würde noch bereuen, was sie an dem Buben getan. Der kennt sie gut — oder was! Sie wird es nie bereuen. Sie ist das starke Weib, das König Salomo hat hochgelobt. Ihr Herz ist weich, dort, wo es sein soll, und ein Kristall und Stahl, wo Weichheit wider Gottes Ehre ginge. —

Wenn sie im Hause unter sich sind, vermeidet sie es wohl, vom Velderndorffer zu reden. Wer spricht denn gern vom Teufel? Bei Tisch setzt sie sich niemals auf den Platz, wo er gewöhnlich saß. Die Zeichnereien, womit er die Tischplatte verunziert hat, Frösche, Esel und Mandln, wäscht sie mit Seifenlader weg; sie muß vielleicht zehnmal waschen, aber sie gibt nicht Ruhe, bis man gar nichts mehr davon sieht. — Fangen die Kinder an: ‚Mutta, wo is dann der Herr Ritter?' wird sie blaß und legt ihnen auf, sie sollen still sein. . . .

Das ist, wenn sie allein sind. Kommen aber die Nachbarmänner, und geht von dem Menschen die Red, da stellt sie ihren Mann, da wird sie weder blaß noch rot, sondern mit freier Stirn und fester Stimme sagt sie den Leuten trefflich die Meinung. Ein Hochgelahrt könnt nit besser reden. Bedauert einer das junge Blut, so antwortet sie:

‚Jung an Jahren, alt an Bosheit. Mir tut der Priester, den er gemartert hat, und der seinen Gsund durch ihn hat verloren, zehnmal mehr erbarmen. Euch erbarmet er, weilen er g'fangen ist? Es hat jo sein müessen, sunst hätt er das ganze Land verderbt. Dies vergeßt ihr!‘

Sprechen sie vom Hans Adam, der sein ganzes Sachen, Tafeln, Eßzeug, Uhr und Kasten verkauft, um für seinen Bruder etwas tun zu können, lächelt sie: ‚Geld regiert die Welt. Die irdischen Richter wird er etwan bestechen, den allgerechten, ewigen Gott aber nicht.‘

‚... Und der Landersperger ist durch seine Lieb zum Jesse elendig worden, zeucht mit Weib und Kind durchs Land und spielt in die Wirtshäuser, damit sie nit verhungern.‘

‚Ja, der Teufel hat seine Marterer.‘

Nur wenn von des Jesse jungem Weib und ihrem bittern Herzeleid die Rede ist, findet Maria keine Entgegnung; leise geht sie aus dem Zimmer, denn da geschieht ihr hart.

Es sind ihr auch die andern reschen Worte nicht leicht, o nein! Aber sie muß fest bleiben und zeigen, daß sie's nicht reuet, Gott zur Ehr und dem Teufel zum Trutz.

Der Teufel ist ohnehin jetzt auf Posten, läßt ihr keine Ruhe, macht ihr so schwere Stunden wie nie. Sie weiß es wohl warum: weil sie das Gnadenbild errettet und den Marienfeind dem Gerichte überliefert hat. Hat er schon ihren Sieg nicht hindern können, so will er ihn ihr jetzt vergällen. Er will sie blenden, verwirren, bis sie ihre rechte Tat für unrecht ansieht; und wenn er sie soweit hat, wird er ihr sagen: Verzweifle!

Es ist fürchterlich, wie er ihr zusetzt. O Alexander, du meinst, wenn sie eine krause Stirne zeigt und lieber betet, als von dir sich küssen läßt, sie prüfe dich! Statt dessen leidet sie selber im Feuer einer unsagbar schweren Prüfung. Was untertags die Nachbarn reden, was die Kinder plappern, und was die geschwätzige Vormutter, die Erinnerung, erzählt bei jedem Schritt durchs Haus, ist nichts; aber in den einsamen Stunden der Nacht dieses fortwährende Andenken, — müssen, nicht wollen und doch müssen! —

‚Ehrbar Frau! Ich hab es gut gemeint.‘ Fast bittend klingt seine Stimme.

‚Guet g'meint, jo du! ... Unser Elend hat zum Himmel geschrien. Guet g'meint auch die Beelzebubs Vettel? Guet g'meint auch den Schuß auf den heiligen Priester? Mach dich nur schön, du bist abscheulich! — Fort, du tust mir nit erbarmen, und söllt ich dich wieder überliefern, — ich — tu es — gleich heut!‘ —

Nun verstummt er, oder vielmehr der höllische Proteus, der mit seiner Stimme geredet hat, verstummt, — fangt aber alsobald wieder mit

einer andern Stimme an — in tiefem, rauhem Schusterbaß: ‚Der Velderndorffer ist auch dein Brueder. Weinen wirst du bei seiner Straf, ich seh dich schon.‘

‚Nein, ich werde nicht weinen.‘

‚Und wenn die arme Frau stirbt und das Kindlein unter ihrem Herzen verdirbt?‘ nimmt dem Pater Kamillus der Landersperger keuchend und hustend das Wort ab.

‚Ist es meine Schuld, daß er sie hat in die Hoffnung bracht?‘

‚O Frau,‘ klagt da mit ihrem süßen, frommen Stimmlein Anna Maria, ‚er ist mein Liebstes auf der Welt! Mein Liebstes habt Ihr mir genommen! — Was hab ich Euch denn zuleid getan?‘

Ihr entgegnet Marie nicht, sondern sie schlägt die Hände zusammen und betet, nimmt auch Weihwasser und sprengt es um sich herum; — als ein Löwe und Drachen soll Satan kommen, nur so nicht, so nicht! —

Gott ist auf ihrer Seite, sie weiß es, und hilft ihr streiten; aber es ist doch eine über die Maßen elende Zeit. Sie hat nur einmal im Leben ähnlich gelitten; das war damals, als sie dem Ordensberuf entsagte und zur Ehe sich entschloß. Jetzt leidet sie aber viel mehr. Damals konnte sie sich aussprechen, und alle waren gut mit ihr. . . . Der Beichtiger hat selbst nach Rom für sie geschrieben. — Die Mutter hat sie geherzt und geküßt:

‚Mein Mariederl, ich seh dich dannoch lieber in der Linzerhauben als im Nonnenschleier!‘ Und der Geliebte erst, der gute, treue Mann, wie sprach er ihr zu, sanft und doch voll Glut, daß ihr's nicht sollte leid sein um ihr Kloster! . . .

Jetzt hat sie niemanden, dem sie sich eröffnen kann, und sie leidet um das mehr. Dem Mann darf sie nichts sagen; er ist noch nicht stark genug im Glauben; er würde etwan wankend werden. Mit dem Beichtiger erlebt sie eine große Enttäuschung. Sie hat sich ihm entdeckt; er hat sie angehört; nachher sagte er ihr:

‚Ja, das ist wohl ein Kreuz! Du hättest ja schwerlich etwas andres tun kinen; aber traurig, traurig ist es doch, daß es hat so ausgehen müssen.‘ . . . Und dann, als hätte der Böse hier auch die Hand im Spiel, fängt er vom Velderndorffer an:

‚Weißt, Mariedl, es ist so seltsam, ich mueß auf den Bueben soviel denken. Ich weiß nit, wie's kommt, der Halloderich der! So ärgern und giften hob mich müessen wegen seiner! — Hölltausend Pfund Lumpen! Die Seel ausm Leib hab mir frei gift. Und jetzt, — wann ich mir 'n fürstell — in der G'fangnus im Wilhalmspurgertor, den Buebn, — a Wasserkrügerl und a Laiberl Brot, — wie er bei die Gitter hinausschaugt mit seine großen Augen und denkt auf Pechlarn und auf seine Schtella und auf die Hetzen mitm alten Kirchenwolf —‘

Es steckt dem Alten was im Hals; er kommt nicht weiter. Sein borstiger Mund geht hin und her wie kauend.... Die Frau bat gepreßten Tones um Buße und Absolution. In Gott's Nam, wenn das der Trost ist, geht sie lieber! — Er murmelte den lateinischen Spruch, und in einem Atem mit dem spiritus sancti, Amen fing er zu ihrer Qual gleich wieder an: ‚Host auch g'hört, Meidl, wie es ist g'west in Schallaburg, da der Landersperger zu ihm ist pfiaten* kummen? Mir hat's der Pater Anselm erzählt. Wie er seinen Spießgesellen g'segen hat, — die Frau und die klein Mariandl seind auch mitg'west, — da hat er ein' rechte Freud g'habt; — versteht sich, die zwei Lausbuebn haben ja immer z'sammg'halten; — die paar Schilling, die er noch in der Taschen hat g'habt, hat er dem Hansl g'schenkt; nachdem hat er's Mariandl auf die Schoß g'nummen und sich mit ihr g'spielt; wie aber die Zeit umb war, hat er den Hans umhalset und der Hans ihn,' — Wolfens Augen zwinkerten und blinkten, — ‚und wöllt keiner nit vom andern lassen.... Die Kriegsknecht habens müessen auf d' Letzt voneinand reißen' — Das Blinkende floß dem alten Wolf über die rauhen, rissigen Wangen herab. ‚Die — zwei — Lausbuebn!' kicherte er heiser.

Die Frau hinterm Gitter arbeitete mit dem Rosenkranz und Betbuch herum.

‚Hochwürden!' sagte sie.

‚Mm!' gurgelte er.

‚Dem hochwürdigen Herrn tut der Mensch erbarmen, weil er jetzt was zu leiden hat. Ich will ja gar nichts sagen. Verdient hat er's, das is gewiß. Ich hab aber auch viel gelitten, und er war schuld. Und ich muß noch immer soviel leiden... und bekomm von niemandem einen Trost.'

‚Du arme Seel!' sagte Wolf mitleidig. ‚Jo, sixt es, so geht's, wann Weiber der Männer Sachen schaffen. Die Sach hat ja müessen g'schaffen sein. Aber die Männer waren dazu berufen, nit du!'

Als der Pfarrer also sprach, fühlte Maria alles um sich wanken. Das Blut fing ihr zu glühen, zu sieden an; wie eine Wut kam es über sie. Nein! So reden! Nein! Er, der sie jüngst nicht genug herausstreichen konnt, daß sie so große Wohltat dem Land erwiesen habe! Ihre Aufregung nahm ihr fast die Besinnung, und sie begann in einem Ton, den sie im Beichtstuhl noch nie gebraucht hatte, dem Beichtiger zu widerstreiten: ‚Euer Hochwürden, Ihr habet einmal anders gesprochen!... Ich hätt den Männern gern die Ehr vergunnt, — die Ehr und den Schweiß und die Tränen, die solches Werk kostet. — Aber wo seins denn dazumalen alle g'steckt? Keiner hat sich was traut gegen den Buebn, alle seins Latschen g'west. Wann nit ich kommen wär, das heilig Bild wär Staub und Aschen

* Abschiednehmen.

und halbscheit vom Land lutherisch — oder alles! Nimmermehr, so lang ich leb, wird mich's reuen, was ich getan, und wenn der Teufel mich noch so fast durch falsches Mitleiden verwirren will! Gott und die heilige Muetter haben mich berufen, das weiß ich so gewiß wie Amen, und wann ein Engel vom Himmel kommt und will mir's ausreden, so sag ich ihm: Du lügst.'

Wolfius hatte unter ihrer leidenschaftlichen Rede mehrmals gemahnt: ‚Nit so laut! Nit so laut!' Jetzt sprach er, durch das Gitter sie fest anschauend:

‚Du entsinnst dich recht, ich hab dir zugelegt, wo ich dich hätt abreden söllen; hätt ich mir träumen lassen, was darvon kommt, ich wäre anders befahren! Aber darum, weil ich mich geirret hab, darfst du kein' so stolzen und vermessenen Wort brauchen. Das ist der Teufel, der dir die Demut und damit das Verdienst nehmen will. Der dir Erbarmen mit einem armen Sünder ins Herz will eingießen, das ist nit der Teufel.'

Stolz! Auch das noch! — Keinen Trost, und Schelten auch noch!... Aber nun spricht sie auch nichts mehr, kein Wort mehr. Die vollen Lippen fest zusammenpressend erhebt sie sich auf ihren heftig zitternden Beinen, zieht den Schleier über die Augen herunter und verläßt den Beichtstuhl und die Kirche. Ihre Haltung ist stattlich und ihr Antlitz ruhig, solang sie noch von Menschen gesehen wird.

Aber da sie über die gefrorene Donau heimwärts wandert, mutterseelenallein, alles rundum ist totenstill, sie hört nur ihre eigenen Schritte fallen, — da beugt sich ihr Rücken, ihr Gang wird schleppend, schmerzlich verzerrt sich ihr Gesicht. — Der Beichtvater mißkennt sie, sie kann ihm nicht mehr vertrauen. Das geistliche Bindband ist zerschnitten; jetzt wird's schön werden. Ein Schifflein ohne Steuer, eine Mühl ohne Wasser, das ist die Seele ohne geistliche Führerhand. Sie vergleicht einst und jetzt. Wie war der Pater Schwaiger so gut mit ihr, als sie's ihm bekannt, sie könne das Gelübd nicht weiter halten, sie trüge eines Mannes Bild im Herzen! Er hatte ihr schon ein Plätzlein bei den Dominikanerinnen ausgesucht; mit der Priorin hatte er gesprochen; — er hätte dürfen ungehalten sein, und dennoch war er so mild.

‚Armes Kindl!' malt sie sich seine Stimme vor. O wenn sie ihn könnt aus dem Grab herauskrallen! Sie tät sich hinknien und ihm ihr Leid klagen;... er täte sie trösten und nicht sagen: Der Teufel macht dich stolz.

* * *

‚Du, wir haben das gölden Herzl aufs Tafele noch nicht geopfert; du mueßt morgen eins kaufen,' sagte Maria zu ihrem Mann. Als sie in ihrem Leid über die Donau ging, und das Tafele sie ansah aus den

Wolken, ist ihr eingefallen, daß sie diese Schuld an unsere Frau noch nicht beglichen hat.

‚Wie du willt, mein Meidl! Alles, was du willt!‘

Ein goldenes Herzl mit echtem Stein ist teuer und ist auch nicht so mir nichts, dir nichts hergeschafft. Aber er schafft's, denn sie will es haben. Er schwänzt seinen Waldgang und geht stattdem nach Marbach, fragt dort erst beim Freinthaller, dessen Töchter Gold und Silber tragen dürfen, ob er so etwas feil hätte; der Flank schnauzt ihn an, daß er kein Tandler ist. Zornmütig hob sich Schinnagel und ging zum Levita. Der hat bloß ein silbernes Herz mit Flügeln für eine Ampel hineinstellen. Was tun? In Marbach ist's nicht aufzutreiben, — sie will's aber heute haben. — Ein Schlitten klingelt über die blinke Donau gen Besenboig. In Besenboig ist ein Betenkramer; die führen solche Ding. Wie ein Bär lauft der Forster hinter dem Schlitten her, erreicht ihn glücklich und springt ohne weiteres auf. Michel Bader aus Melk schreit Zetermordio; als er indes vernimmt, daß der wilde Gast Schinnagel und nicht Wingart heißt, beruhigt er sich und läßt ihn gern bis Besenboig mitfahren. Nichts als Schnee in Besenboig. Mächtigen Schrittes stampft der Forster durchs Ort im schneidenden Nordwind; der beißt ihn in die Ohren; die Eisnadeln stechen ihn ins Gesicht; das macht ihm nichts; ja, es freut ihn fast. Sein Meidl ist für ihn um jene blutigen 600 Gulden viel Meilen geloffen; jetzt lauft er um das Herzl für sie.

Der Betenkramer Aigner — ganz nah beim Schloß ist das Patzenhäuslein — kann sich nicht genug staunen, wie ein wildfremder Mann um vier Uhren zu Abend im Schnee im Dezember in seine Stube stolpert, wie ein Zahnbrecher schreiend: ‚Ein gölden Herzl will ich han mit einem Stein.‘ Der Aigner sperrt Augen und Maul auf, sein Weib auch und seine sieben Kinder auch. Wie aber der Kunde mit Geld klimpert, bekommt er Beine, stürzt zum Kasten, reißt alle Gspatteln heraus, deren Inhalt zu Florian und Maximilian auf seiner Budel prangt. Da gibt es Herzen genug: wächserne, messingene, solche von Marienglas, eins von Seide, darauf ein Bild der Mutter Anna, eins von ‚Filogran; ‚das ist ein Silbergespunst, ist wert viel Gulden‘. Der Forster rümpft zu all diesen Herrlichkeiten die Nasen. Wo seind denn die göldenen? Ein göldenes Herz will er han. Verschmitzt seinen Kunden von der Seite anschauend bringt endlich der Aigner zwei zum Vorschein. Das eine ist sehr gelb, das andere rötlich und glänzt auch nicht so schön. Beide haben einen roten Stein. Der Forster wählt über Zureden des Aigners und der Aignerin das gelbe.

‚Ist auch guet das Gold?‘

‚Thonauwaschgold.‘

‚Ist der Stein auch werthaft?‘

‚Will's meinen, ein Karfunkelstein.‘

‚Wo hoſt dann her das Herzl?‘

‚Von Hungarn iſt einer g'fahren kummen.‘

‚Wieviel willt han davor?‘

‚Funf Gulden. Gar weng,‘ blinzelt der Kramer.

Schinnagel brummt ſanft in den Bart: ‚Weng iſt das nit.‘ Er tut ſich weh damit. Aber für ſein liebes Meidl, für die liebſt und beſte Frau von der Welt!

Er zieht die Katze aus, zahlt, ſteckt das Herzl ein; bald ſtapft er auf der verwehten Heerſtraße in der Düſterkeit heimwärts. Zu Nacht kommt er zu ſeiner Maria, ganz ausgeſchnauft, eiskalt, aber glücklich.

‚Meidl, ich hab's Herzl! Lang hob müeſſen umroaſen; aber ich hab's.‘

‚Zeig's!‘ rief ſie, nahm ihm's aus der Hand, entkam zugleich mit einer geſchickten Wendung ſeiner Umarmung und lief an den Ofen, darin ein Klotz groß wie ein Mettenſtock ſchwelte, von Zeit zu Zeit grelles Licht im Zimmer verbreitend. Vor der Heiz niederkniend betrachtete ſie das Herzlein genau.

‚Iſt guetes Gold?‘

‚Thonauwaſchgold.‘

Er huſtete von dem Mordweg. — Kein Bußl gibt ſie ihm!

‚Morgen müeſſen wir aufs Tafele damit,‘ ſagte ſie, indes ſie ſich von den Knien erhob. ‚Du und die Biebel müeſſet mit. Und ſingen müeſſet ihr; ich hab's gelobt.‘

‚Wie du willt, mein Meidl! Alles, was du willt.‘ Er huſtete wieder, tappte auf ſie zu und ſah ſie bittend an: ‚Krieg ich kein Bußl davor?‘

‚Ja ſo! — Da haſt eins, du Kaſper!‘

Wie ſie's gelobt, genau ſo wird es eingehalten. Von ihrem Mann und den beiden großen Büblein begleitet zieht ſie zum Tafele. Der Mann hat eine Schaufel mit zum Wegmachen. Er hat auch den Schlüſſel fürs Gitter mit; das Herzl aber hat ſie in der Taſche.

Beim Aufſtieg beten ſie miteinander; das letzte Drittel ſingen ſie:

‚Wir danken dir vor alle Gnad,
Die unſer Seel empfangen hat,
Schmerzhaftige Muetter Jeſu!‘

Nun ſind ſie oben beim Gnadenbaum. Die heilige Mutter ſchaut ſie an mit ihrem traurigen Angeſicht und ihren verweinten Augen. Leiſe, leiſe fällt der Schnee; ein leichtes Knacken im Gehölz hinter der Eiche verrät, daß hungriges Wild in der Nähe iſt.

Maria neigte ſich für dem Bild. ‚Grüeß dich Gott, ſchönſte Mutter, ja, allerſchönſte Mutter! Wir kommen danken davor, daß du das Land und uns haſt erlöſet und beſchützt.‘

‚Und ein göldenes Herzl bringt dir mein' liebe Fraue,' setzte der Mann bei, ‚mit einem schön' Karfunkelstein.'

Das Loch, das Thomas Pachmann, der Viehhirt, in den Baum geschlagen, als Stufe benützend, einen Aststumpf aber als Halt für seine linke Hand, zog sich Schinnagel am Baumstamm zur Höhe des Bildes empor, sperrte das Schloß auf, langte dann zurück um das Herz. Maria aber erinnert sich ihres Gelübdes: ‚Mit meiner eigen Hand' und sagt es ihm; da springt er flugs herunter, faßt sie um die Mitte, und eh sie sichs versieht, hat er sie mit seinen mächtigen Armen hingehoben zum Bild und hält sie so, ein biederer Nessus die Dejanira, bis sie mit ihren schönen Händen das Herzlein dem Bilde umgetan hat. Sie söllt nur recht lang umtun. Er drückt sie sanft vor Liebe. Die Büblein juchezen, weil der Vater die Mutter Engerl tragt.

‚Irzten wird sich Unser Frau freuen,' umschlang er sie nach getanem Werk. ‚Schau, wie's glinzt und glanzt — das Herzl — als die Sunn!'

Sie aber sprach fast bitter: ‚Wieviel soliche Herzln gehen auf des Kaisers Kron? — Zur Sühne all der Schmachen und Lästerungen, die ihr sind angetan worden, söllten wir sie mit Diemanten krönen, und das wär noch nicht genug.'

Dann kniete sie nieder und betete. Ihre Lippen verschmälerten sich, ihre Augen traten heraus, ihr Busen stieg und zuckte in heftigster Inbrunst. Sie betete:

‚O Frau, nun ist es fast fürbei! Vor dich hab ich's getan, und ich bin es froh. Der Satan aber und sein Gesind bedrängen mich, daß es mich sollt gereuen, und ich entwehr mich schwerlich. Steh du mir bei, du mächtige Jungfrau, die du hast der Schlangen den Kopf zertreten. Laß mich nit erschwachen, laß mich nit verzagen, auch dann nit, wann's wäre, daß der sterben müßt! Maria Taferl hilf, verlaß mein' Seelen nit!'

‚Meidl, Meidl,' sagte der Mann, da sie aufstand, ‚bist du ein' Beterin! Alle Nonnen seind nichtes. Um was host dann gar so schön gebittet?'

‚Um etwas Geistliches,' wies sie seine Neugierde ab.

* * *

Andern Tags war der Mann fort im Walde; sie war in der Küche und bereitete das Essen, Ritschert und Eierschmalz. Die Kinder sprangen um sie in die Höhe vor Freude über das Eierschmalz. Da hört man plötzlich vorm Haustor einen Klaff. Es war nicht der Waldmann; es war nicht der Tyras; es war auch nicht der Türk vom Maurer. Der Ton ging Marien durch und durch wie eine Bretterfäge.

‚Jesges,' schreit draußen die Veroni, ‚der Klefel is do!' Und alsogleich stieben die Bübel hinaus. Maria geht ihnen nach, sie hat ihr finsteres Gesicht und böse Augen.

Im schmalen, dunklen Hausgang rennt die riesige Dogge herum; Veroni und die Kinder locken:

‚Kleserl, jo! Bist jo braves Hundl! Da kumm her!‘ —

‚Jagt's 'n furt! Was macht er da?‘ schreit Maria in den Lärm hinein.

Kaum hört er ihre Stimme, ist der Hund mit einem mächtigen Satz bei ihr, wedelt mit dem Schweif, heult, schaut sie an.

‚Geh weiter!‘ sagte die Frau.

Der Hund sprang sich schüttelnd zur mittleren Stubentür und kratzte mit der Pfote daran und winselte.

‚Er tuat's Herrl suachen,‘ sagte die Veroni mitleidig. ‚Kumm, Kleserl, kumm!‘ plauschte sie, ‚'s Herrl is nit do; eing'sperrt hobns dein Herrl, in St. Pölten is er, jo.‘

‚Wenn er kein Übeltäter wär, so hättens ihn nit eing'sperrt,‘ fuhr Maria das Mädel an. ‚Was dalkst so herum? Jag's fort, das Viech da!‘

Die Kinder standen verschüchtert. Die Magd faßte den Hund am Halsband und versuchte ihn fortzuziehen.

‚Schaut die Frau, er geht nit! I förcht mir, er is soviel stark.‘

Da schritt das Weib selber auf den Koloß ein.

‚Hamgehen wirst!‘ schrie sie drohend, mit gestrecktem Arm nach der Haustür weisend. Doch ihr Arm zitterte. ‚Dein Herr is nit do.‘

Der Hund schaute sie an, stieß ein klagendes Geheul aus und trottete schwer durch den Gang davon und durchs Tor hinaus.

Veroni und die Kinder schauten ihm nach; Maria ging in die Küche zurück. Ihr ist, sie weiß nicht wie. Der Hund hat sie angeschaut wie ein Mensch.... Zu Mittag kann sie keinen Bissen essen.

* * *

Sie hat ihren Spinntag. Die Wagnerin, die Ennin, die Maurerdirndln, die Stasi Sterl und die Christina Appolt sind mit ihren Rocken kommen.

Das Spanlicht glost rot auf den goldenen, schwarzen und braunen Köpfen; die Rädlein schnurren; die Spinnuhren schnalzen, und fleißig wie die Willen gehen die Zünglein, von Liebes- und von Spukgeschichten; vom Feuer, das in Blindenmarkt auskommen ist, weil eine ihrem Buhlen Gutelein kochen wollt; vom Klapperhans zu Lorch, der die Annamirl hat betrogen; vom Mandl ohne Kopf und von Schreckenwalds Rosengärtlein. An der Tür der Bettkammer lehnt der Forster und schmunzelt: Eia, die vielen Feinen!

Inmitten der lustigen Mägdlein wie Frau Berchta unter den Holden sitzt Marie; sie ist die Schönste. Bei der Bettkammer schaut ihr Mann herein und lacht. Warum wird sie so bleich? — Über seine Achsel schaut ein anderer Mann, ein Blonder, mit grünblauen Katzenaugen.

Christina Appolt spricht:

‚Wann die Maiglöckerl blühen, so freit mich mein Schatz.‘

Und Maria fühlt einen kalten Luftzug, und sie hört den Velderndorffer: ‚Wann die Maiglöckerl blühen, so lieg ich in der Erden.‘

‚Klink,‘ macht die Uhr; der Haspel ist voll, und der Faden, weiß wie Silber, klar wie Seide, reißt der Frau Berchta in Händen entzwei.

XXVI.

So ist die heilige Weihnacht herangekommen, das Fest, wo sich freuen alle Christen gemein, auch im Wachauer Donaulande. Bei jedem Mann, ja bei jedem Inmann geht's hoch her. Fische werden gebacken, Kletzen gesotten; Krapfen werden gemacht, und die heiligen Dreikönige stoppeln sich ihre Mäntel zusammen.

Die Frauen sind wunderfleißig in diesen Tagen; am fleißigsten aber ist der Frauen Ehr, des Forsters Maria. Sie macht den Fisch sauer; er ißt ihn so am liebsten. Sie macht Lebzelten und Prophetenkuchen; ja, er soll alles haben, was er gern hat. Wie sie so recht schafft und werkt, ist ihr wohl, und an den bösen Menschen denkt sie nimmer. — Ihr Mann sitzt in der Stube und ist mit seinen groben Händen an etwas sehr zartem beschäftigt. Er hat aus einem alten Buch ein Bild Christi Geburt ausgeschnitten, will nun noch einen Rahmen von dürren Zweiglein, Moos und Schneckenhäusln herum machen auf die Art, wie er's beim Meuß gesehen hat, und dieses rare Christkindl denkt er seiner Frau zu. Aber es will nicht werden mit dem Rahmen; seine Finger sind so viel grob. Statt am Papier bleiben ihm Moos und Schnecklein am Rock und an den Ärmeln hängen, und den Kleister hat er an allen zehn Fingern und im Gesicht. Peterl und Paul, auf der Leinbank rechts und links von ihm kniend, schauen mit aufgesperrten Mündern und Augen zu; da es aber gar nicht fürwärts will mit dem Wunderwerk, zirpt der Pauli: ‚Vata, was wird dann das?‘ Und der Peter erwidert bündig: ‚Nix.‘

‚Der Meuß wenn da wär,‘ stoßseufzt Schinnagel. Und was für seltsame Sachen es gibt! Kaum daß er den Seufzer getan hat, kracht die Tür, und der kunstreiche Zwerg torkelt herein und grüßt mit dem Spitzhut bis zum Boden: ‚Herr Richter, glückselige Weihnacht!‘

‚Glückselige Zeit auch! Meuß, kommet! Ihr kommet geruefen. Do schaugt her, was ich hab wöllen ein Kunststuck machen, und jetzt schaugt's schweinisch her!‘

Das Mandl betrachtete die Wirtschaft, verbiß sein Lachen, setzte sich sogleich dienstfertig, griff in den Haufen Moos und Schnecken hinein und fing munter zu kleistern an. Ja, jetzt hat das ein ander Gesicht! — Immer

breiter grinsend sah Schinnagel dem Meister der freien Künste auf die gelenken Finger. Die Kinder jubelten: ‚Jetzt wird's schön! — Der Vata hat's nit kinen, juchhe!‘

‚... Sag dir halt fleißig tausendmal Geltsgott, und morgen kummst zu uns auf ein' gueten Schinken und Wein; ist verstanden?‘

‚Do sag nit nein,‘ schmunzelte das Mandl. ‚Aber nun mueß auch ich mein Gebitt fürbringen, und dieses ist, daß Herr Richter und ehrbar Frau Richterin und die Bübl sollten kummen und mein Adam- und Evaspiel anschauen; zwei Jahr hab daran bastelt, fertig bracht itzund endlichen hob's, 51 Figuren, ohne Vieh zu rechnen, und heunt stelle ich es das erstemal auf; wird auch darzu gesprochen und gesungen.‘

‚Bei dir im Haus?‘

‚Jo. Herrn Vikari war's vor die Kirchen zu weltlich.‘

‚Um wieviel Uhren ist das dann?‘ fragte Schinnagel.

Die Marie darf mit der Kirche nicht zu kurz kommen; das weiß er schon.

‚Umb sechse; es geht sich gar schön aus mitm Segen.‘

‚Ich mueß mein' Frau fragen,‘ sagte der Forster, schob in die Küche und kam zurück: ‚Ihr ist's recht. Daß wir nur die Metten nit versäumen!‘

Meuß strahlte.

‚Nicht, weil's von mir ist; — aber es ist sehr schön, wirklich schön. 51 Figuren, namentlich 28 Mann und 23 Weibespersonen, ohne die Viecher, Bäum und andres Zubehör. Aber die Schlangen im Paradeis hätt noch schöner sein söllen; die hot mir der Velderndorffer verpfuschet.‘

‚M?‘ machte Schinnagel erstaunt, sah rasch nach der Tür, ob die zu ist. Maria hört von dem Menschen nicht gern reden.

‚Jo, da spannst,‘ kicherte der Kleine. ‚Die Schlangen hätt söllen er sein zur Straf seiner lutherischen Baurenfangerei und Leutverführerei. Darumb hat die Schlangen gehabt ein Ritterskrönerl mit drei Perlein und zwei Bliemel; benebenst hob ihr recht schöne blaue Augen gemacht, wie er hat, und ein' rotgöldenen Buckel und weißen Bauch nach seinem Wappen; jesges, do hätten d' Leut g'schaut! — Nun ist er aber so elendig; da kann ihn doch nit spotten. Also hab ich das Kröndl wegg'stemmt und die Augen schwarz übermalen. Mir ist aber noch immer leid um den Jesse im Paradeis; saget selbsten, war's nit fein erdacht?‘

* * *

Der Forster trug seinen Schößenrock und Maria ihren Kragen und Schleier. Sie gingen im Nebel und in der Dämmerung kleinpechlarnwärts. Überall blitzten Lichter auf, wo Höfe sind, ja, wo nur ein Keuschlein ist; —

einzig des Velderndorffers Schloß lag finster, traurig wie das Grab im starrenden Tann. Vom Donauweg sieht man's aber nicht. Man sieht es nur von den Hochrainen.

Meußens Häuslein schwärmte und schwirrte wie ein Taubenhaus. Die Stiege war in höchster Gefahr einzubrechen; die morschen Böden schwangen sich unter den Stampfschritten der Alt- und Neupechlinger Mannen, deren fast ein jeder seine guten zwei Zentner wiegt. In der Schulstube war Spanlicht angezündet; die Bänke waren linker Hand vor Meußens Zimmertür in vier Reihen aufgestellt. Jedes andremal tat sich die Tür klein auf, und Meußens Kopf sah heraus, jedesmal röter und lachender, je mehr der Leut wurden.

‚Gueten Abend, es Herren und Frawen, wird gleich angehn; gleich geht's an!'

Eben lugte er wieder, als in der Stube die mächtige Gestalt Schinnagels auftauchte. Flugs schob sich da dem Kopf der Zwergenkörper Meußens nach.

‚Herr Richter, Frau Richterin, die Ehr, nur fürwärts, nur in d' erste Bank!' Die ist schon besetzt; aber es müssen alle abrücken bis auf den Herrn Vikar.

‚Frau Schinnaglin, es wird sehr fein werden; sehr sauber is d' Eva, aber hie ist noch ein feinere,' machte Meuß der Judith von Pechlarn den Hof.

Sie war wirklich besonders schön an diesem Abend. In ihrem schwarzen Staat hätte sie für eine Edelfrau passieren können.

‚Fein wird's, hot er g'sagt, Meidula!' mummelte zärtlich ihr Bär.

‚I hab's g'hört,' sagte sie. ‚Peterl, tu nit Hund ausläuten!'

Das Kienlicht macht Rauch; die Stube wird immer völler, die Luft immer dicker; die Stimmen summen wie Brummfliegenschwärme. Drinnen schlägt einer Feuer; Kinder flüstern; eine Maultrommel gibt dann und wann einen dünnen, singenden Ton.

Schinnagels gewaltiger Bärenkopf nickt auf den Kragen mit Spitz; die Hitze macht ihn duselig. Seine Frau schaut ihn schelmisch lächelnd von der Seite an. Wie aber der Peterl wispelt: ‚Mutta, dem Vata fallt da Kopf abi!' kriegt der Nasweis eine aufs Maul.

Hinten machen sie ein Fenster auf. Gute, kalte Luft strömt ins Zimmer, und der schwarze Himmel mit Glitzersternlein schaut herein. Auf der Straße hört man Schritte tappen und eine Stimme, die singt:

‚Alloanig mueß er liegn in der eiskaltn Stuebn.
Na Sankt Pölten hans bracht den arm' Waldviertler Buebn.
Also mueß er liegen valassn, alloa,
Ka Tücherl, kan Ofen, g'frörte Fenster wie Stoa.
Sein Brudan den nahmens sei Hof und sei Haus;
Sein Weib in der Hoffnung föllt ins Elend hinaus.' —

‚Hört's 'n Landersperger?‘ sagte ein Mann von Altenpechlarn.

‚Wo der mei heunt no hinhatscht?‘

‚Na Ebersdorf spieln geht er,‘ sagte Michael Bader, der Maler von Melk.

‚Hobt's 'n Vierzeiler gehört? — Wißt's es auch, wer der is in der eiskalten Stuebn?‘

‚Hojo,‘ grunzten die Altenpechlinger. ‚Der Herr Jesse!‘

‚Wos macht er dann, der Herr Jesse?‘ fragte von den Neupechlingern einer.

Der Wachter lachte: ‚Essen und trinken weigern, am Boden ihm umwalzen und sein' ketzerischen Christus anruefen, daß ihm der helfen söllt. Der wird ihm helfen, jo.‘

‚An Schmorrn,‘ grunzten die Mannen.

Der Tischler Sterl frug: ‚Wann ist der Rechtstag? Hobt's drenten wos g'hört?‘

‚Übers Monat söllt er sein,‘ antwortete Wachter.

‚Wos wird das Urtel sein?‘

‚Es sagent alle, nichts anders dann der Tod.‘

‚Schinnagel,‘ tupfte Maria ihrem Mann auf die Schulter, ‚mueßt aufpassen, jetzt wird's!‘

Schinnagel fuhr auf, schnaufte, sah zuerst grimmig um sich, dann verliebt seine Maria an. Sie lächelte, war aber ganz bleich. Sie hat das Geschwätz der Männer gehört. —

‚Lin lin ling,‘ schebberte ein Glöcklein, und Meußens Kammertür geht auf.

‚Ohoooo!‘ glotzt und lacht der Schinnagel. ‚Ahhh!‘ wogt und summt freudig die ganze Schulstube; denn was zu sehen ist, ist wirklich wunderbar.

Zu sehen ist das Paradies. Es ist zwei Ellen breit und ein und einehalb hoch, wächst aus einem Tisch, der vorn ein rotes Parapet hat, besteht in Adam und Eva, beide schuhhoch, beide nackt; aber Eva hat die langen Haare züchtig über ihren Leib gekämmt, und Adam hält die Hände so, daß auch er ehrbar aussieht; ferner in dem Baum, der Schlangen, vier wilden und vier zahmen Tieren, einem Pfauen und einer herrlichen Landschaft, alles wunderbar aus Holz geschnitten; der Berchtoldsgadner könnte neidig werden.

Vier Kerzen, in roten Gläsern brennend, erleuchten den Wonnegarten. Es gibt auch so etwas wie Sphärenmusik; die Maultrommel singt do fa sol la la sol sol fa, und Meußens Quetschstimme trägt die Historia vor.

‚Was Glück die Voreltern an diesem Wollustort gehabt; wie ihnen Luft, Wasser und alles Getier untertan war, — und Gott war ihr gueter

Vater; aber das Weib mit ihre Neubegier ist der Schlangen auf den Leim gangen und der Mann sodann dem Weib, und also ist durch den Apfelbiß die Sünd auf die Welt kommen und mit der Sünd der Tod. O es Weiber, nur niemalen neubegierig sein! Je mehr eine nach Wunder ausschaugt, je mehr Wunder wird man an ihr erleben, aber keine schönen nicht. Und es Mannen, enk gib ich auch ein' guten Rat: Tuat's denen Frawen nur fleißig den Herrn zeigen! Wonn der Adam kein Simandl wär g'west, wir kunnten alle noch im Paradeis luſtwandeln.'

Da lachten die Mannen im Schulzimmer einander heimlich an: ‚Richtig! Woahr is's!' Nur dem Schinnagel ist was nicht recht. Er brummte: ‚Das gilt, wann die Frau ein' Eva ist. Von Maria gilt es nicht.' Und leis ihr unters Kinn greifend tändelt er: ‚Jo mein Schatzel, wann du Vormuetter wärst gewest und ich der Vorvatter, du wärest fürgestanden, du hättst mit deine lieben Handerl' — hier faßte er eins und küßte es — mich abgewehrt vom Baum, und wir sitzeten noch im Paradeis.'

Sie lächelt flüchtig: ‚Geh, tu nit so um vor die Leut!'

Plumpf! Die Stubentür geht zu, und krach! ist sie wieder offen. Kain und Abel knien jeder vor seinem Opferaltar, und Gott Vater in einem roten Mantel mit einem dreieckigten glänzenden Schein um den Kopf sieht auf sie herab. Der Rauch von Abels Altar stieg kerzengrad zu Gott auf; vom Altar Kains kroch er verdrießlich auf die Erde. — Der Erklärer warnte die lieben Freund hie versammelt ausdrücklich vor Neid; — dann solcher das Herz zerfrißt und die Häuser verstöret, ja, die ganze Christenheit in reißende Bestien zu verkehren imstand ist, wie der böhmische Krieg zeigt, welicher aus purem Neid und Eifersucht der Ketzer auf die Christen ist entstanden.

Auf Kain und Abel folgte Melchisedech und dann gleich Zacharias, dem der Engel die Geburt Johannis ankündigt. Zacharias war sehr fein angetan, hatte einen goldenen Kopfbund und purpurfärbigen Ephod, so daß der kleine Pauli seine Mutter ins Ohr fragte: ‚Is das der Papst?'

Meuß sprach mit gerührter Stimme:

‚Nunmehro nahet schon die Fülle der Zeit; — dann wie wir sehen, wird der heilige Vorläufer verkündiget. Zacharias und Elisabeth habend kein' Kinder gehabt; Elisabeth ist unfruchtbar gewest. Doch bei Gott ist nichts unmöglich, und sie habend doch noch den Johannes bekommen. Hie seh ich gar viele christlich Müetter und Väter; die haben ihre drei, vier Kindlein mit, und ich sehe das gar gerne. — Kindersegen — Gottessegen! Keiner söllt sagen: Ich seh mir schon genug. Jedes Kindlein ist eine Seel, die du von Gott bekommst und mußt sie wieder Gott schenken. — Das wöllen wir lernen an Zacharias und Elisabeth und ihrem kleinen Johannes.'

Schinnagel langte nach Mariens Hand und lachte, daß man alle Zähne sah. Das gefällt ihm von den vielen Kindern. Er hat noch nie gesagt: Genug.

‚Maria?'

Maria sah auf ihren Schoß, lächelte zart; er hätte sie zerdrücken mögen vor Liebe. . . .

Und die Tür geht wieder auf, — und das ganz Zimmer steht auf, und alles ruft: Eia, wie fein! Eia, wie fein! Die Mütter heben ihre Kindlein hoch, und die Kindlein patschen in die Hände. Denn siehe, unter grünen Tännlein und einem Dach, mit Moos verziert, ruht in der Krippe das liebe Jesulein, und die Mutter Maria neigt sich holdselig zu ihm, und der heilige Joseph ladet die Hirten; die kommen eilig, einer im roten und einer im grünen Röckel, einer mit dem Schäfl und einer mit dem Zicklein; und über der Krippe entrollt ein Engel, rosenfarben angetan, mit blitzgoldenen Flügeln ein Spruchband, darauf zu lesen steht: Gloria in excelsis Deo!

Dies Bild erklärt der kleine Künstler nicht; denn es erklärt sich selber. Leise, ganz leise und zitterig gibt er einen Ton auf der Maultrommel an, und nun treten aus dem Dunkel der Schlafstube zehn bis zwölf Schulbüblein hervor, stellen sich rechts und links von der Krippe auf. Das Licht scheint ihnen auf die blitzgoldenen Köpfe; es sind Engel ohne Flügel, — und sie singen mit ihren klaren, jungen Stimmen das alt lateinische Lied:

In dulci jubilo
Nun singet und seid froh!
Unseres Herzens Wonne
Liegt in presepio
Und leuchtet als die Sonne
In matris gremio.
Alpha es et o,
Alpha es et o.

In der Schulstube die fünfzig und mehr Leute sind ganz still, — ganz still; — die rauhen Hände falten sich; die Augen glänzen. Und es ist keiner, der jetzt nicht in seinem Herzen innige Freude fühlt, daß Gott für die Welt ein Mensch geworden ist. . . .

Ja, alle Augen glänzen, und alle Herzen schlagen in dulci jubilo; nur des Forsters Weib, die fromme Maria, sitzt da so bleich, mit gefaltener Stirn, die Hände im Schoß verschlungen; — was geht ihr für?

Statt der lichten, holden Weihnachtskrippe geht ihr für ein Kerker, und im Kerker da liegt ein abgehärmter, blonder Mann. Er ruft seinen falschen Christus an; der hört ihn nicht.

Das Engelslied erklingt:

Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr als da,
Wo die Engel singen
Nova cantica,
Und die Schellen klingen
In regis curia.
Eja wär wir da,
Eja wär wir da!

Die Schellen klingen; — der Elende schlägt sein Haupt an die Wand und zerreißt sich mit den Nägeln die Brust. ‚Ich muß sterben, und dieses Weib, dieses Weib hat mich überliefert!‘

‚Alexander, kumm,‘ erhob das Weib sich, schneebleich und wankend. ‚Mir wird so eigen.‘

Hocherschrocken springt der Mann auf, schlägt den Arm um sie. ‚Jesus, wos dann? Wos is dir dann? Ich führ dich, kumm! Ich führ dich auf d' Luft.‘

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und lallte: ‚Mein Herz, mein Herz!‘

In der Stube ward ein Aufstand, als er mit ihr, sie stützend, zurückschritt.

‚Wos is g'schegen? Wos is los?‘ — ‚Frau Richterin is nit recht übel.‘ ‚Jo die Hitz! Fenster aufmachen!‘ — Weiber drängten sich mit Wasser und Hirschhorngeist herzu. — Das Lied in der Kammer brach ab. — Meuß kam herausgehumpelt: ‚Jesus, Maria, wos is dann passieret?‘

Schinnagel, ohne rechts noch links zu schauen, ohne jemanden zu grüßen oder jemandem zu antworten, verließ die Stube und trug das bleiche Weib die Treppe hinunter.

‚Jetzt wird mir besser,‘ sagte Maria schwach. ‚Sand die Biebel do?‘

‚Do seins alle zwa. Wal dir nur besser is, mein göldens Schatzerl! — Dem Meußen, dem werd ich's aber noch sagen, dem Troddel,‘ schimpft jetzt der Biedermann. ‚Sechzig Mann in dera Engen! — Guet die Hälft hinausschmeißen hätt er söllen. — Meidl, söllen wir zum Leutgeb? Magst an Wein?‘

Sie deutete: Nein.

Er führte sie auf dem Donauweg heim. Ihr ist um die Metten leid; aber er gibt's nicht zu, daß sie sich mit ihrer Schwachheit überzwingt. Er kann auch einen Herrn zeigen, was! Mit der einen Hand hat er sie unterfaßt, in der andern hält er die Hornlaterne. Die Büblein trotten verdattert; sie haben die Mutter noch nie so krank gesehen wie heute. — Nur wie der Vata das Josephle im Wald gefunden hat, war sie krank,

aber nicht sehr; sie hat gelacht. — Der Himmel war voll Sterne; über die gefrorene Donau, die im Sichelmond wie Milchglas schien, huschten schwarze Schatten, Leute, die von den einschichtigen Höfen in die Pfarrorte zur Mette gingen.

Schinnagel war voll Sorge und Zärtlichkeit. ‚Meidula,‘ fragte er sie heimlich, ‚wos dann das nur war mit dir? Meidl, tu mir's nit verhehlen, etwan —?‘

‚Siehst dir nit g'nug?‘ frug sie spitz. ‚Kein' Spur! — Die Hitz war's und sunst nichtes!‘

Das ist gelogen; lügen darf sie nicht.

‚Dumm bin ich halt,‘ bekennt sie. ‚Einbildungen hab ich. — Der Velderndorffer ist mir fürkommen. O ich wollt, ich hätt den Menschen niemalen kennt; so hätt ich ihn auch nit überliefern müessen! O wann ich nur wär ins Kloster gangen! Es war so mein Beruf. Die Nonnen seind glücklich; dort gibt es keine solchen Sachen, wie ich sie hab dieses Jahr erleben müessen.‘

‚Davor gibt's dort andere Sachen,‘ wurde der Mann auf einmal zornig. ‚Was vor Sachen meinst dann du eigentlichen? Und wie kannst so reden, deinen Mann so kränken? Jo, wannst im Kloster warst und ein' rechte Visgurn von Oberin dich martern tät, da hätt'st was rechtes! — O Maria, Maria,‘ brach er in Schmerz und Liebe aus, ‚tu ich dir dann nit alles? Tu mi doch gern haben! I hab di so gern.‘

Er wollte sie umfangen, heiß. Sie schüttelte ihn ab.

‚Ich glaub, Beweistumb, daß ich dich gern hab, hab dir genug geben,‘ rief sie heftig. ‚Ich will aber nit, daß du so umtust mit mir, — wir seind zu alt dazu.‘

‚Ich bin alt,‘ sagte er, ‚grabe Haar hab i. Du bist jung —!‘ Am Christabend tut sie ihn bis ins Herz verwunden!

XXVII.

1659 am Tag der heiligen Agnes fiel in der Wachau unterhalb Weitenegg wieder ein Stern vom Himmel, und andern Tags fanden Hauer am Donauufer einen Stein von Kindskopfgröße, der außen schön glänzend, innen aber Staub und Asche war. Und die Sage ging, bald werde die Wachau von einem großen Unglück heimgesucht werden.

Zwei Tage später sah man durch Altenpechlarn einen großen Herrn reiten. Er kam von der Wienerseite, hatte einen hochverbrämten Mantel, an den Stiefeln silberne Sporen und ein silbernes Schwert an der Seite und war gefolgt von einem, der sich als sein Diener geberdete, aber kaum minder nobel aussah als er selbst.

Die Pechlinger befiel ein Schrecken; sie brachten diese Erscheinung mit dem Meteor in Verbindung und sahen schon das Unglück in Gestalt

einer zweiten Kommission kommen, zumal da Wälzl behauptete, der Fremde sähe dem Grafen Konstantius Grundemann gleich wie ein Ei dem andern.

* * *

Elegant auf dem Heerweg, Richtung Schloß Krummnußbaum, trabend, sprach der vermeintliche Konstantin Grundemann zu seinem Begleiter:

‚Neidlitsch, wir reiten hier auf lauter Gräbern der alten Römer, die in der grauen Vorzeit an der Donau haben gehaust. Dann Pechlarn der alten Römer Praeclara ist gewest; Melk, das wir fürhin sahen, hieß mea dilecta; galante Namen, was? Ich glaube, daß der Fall mit dem Kaiser Henrico und der Richilde von Eberspeg sich auch in Pechlarn zugetragen hat. Aber ich muß im Aventinus nachlesen. Den Conto, hast du ihn? Ich hab ihn dir geben.‘

‚Da hab ich ihn,‘ griff sich Neidlitsch an die sehr schmale Brust. ‚Ist es der Vater des Herrn Jesse, den wir werden zu Gesicht bekommen?‘

‚Sein Halbbruder. Derselbe, der in Linz bei uns war. Ein aimabler Mann. War mit Fräulein Cäcilie von Händel ehelich und hat ein ziemliches Vermögen von ihr ererbet.‘

‚Ah, holla!‘

Sie waren vor dem Schlosse.

Wie ausgestorben lag es da. Kein Laut war zu hören weder aus dem Herrenhaus noch vom Wirtschaftsgebäu herüber. Nicht einmal ein Hund bellte. — Von den Frontfenstern des Herrenhauses waren mindestens zehn inwendig verhangen; eines war zerbrochen. Die Turmuhr stand.

Die beiden Herren sprangen von ihren Rossen; der mit Sporen ging ans Tor und klingelte an. Nichts rührte sich. Er klingelte wieder, ungeduldig. Da öffnete sich ein Spalt; ein rotes, weibliches Gesicht sah heraus, und eine derbe Stimme schrie:

‚Wer sad's dann, was wöllt's? Schert's enk zum Teuxel, is niemd net dahoamet!‘

Der Ankömmling setzte den Fuß zwischen die Tür und rief, während das Rot in seinem gelbsüchtigen Gesicht auffuhr:

‚Wer traktiert denn also den Doktor Nikolaus Waldamar, der oberösterreichischen Landständ Notarius, des Herrn von Velderndorff Patron im schwebenden Malefizprozeß?‘

Die Tür ging jetzt weit auf, und das Weib, das vorhin geschimpft hatte, — es war die Köchin, — bat mit tiefem Bückling den Eintretenden um Vergebung.

‚Verzeihen Euer Gnaden! Man mueß so obacht geben. Seit was das Unglück g'schegen is, wölln alle Lumpen zu uns herein. — O Gnaden

Herr Doktor,' bat sie, die Hände faltend, ‚bringet Ihr uns doch ein' guete Post! Kimmt unser armer, junger Herr nit bald hoam?'

Der Notarius deutete stolz: Nein. Die Person führte die Schürze an die Augen. Zwei Kinder kamen aus der offenstehenden Küche gelaufen, stellten sich rechts und links von ihr auf und schauten den stolzen Herrn an, der Knabe trotzig, das Mädchen mit schüchternen traurigen Augen, in denen Verständnis lag.

‚Seids ihr kleine Velderndorffer?' fragte der Herr. ‚Seids brav, machts keine Dummheiten, wann's groß seids, das ist die Hauptsach! — Einen Menschen zu meine Pferd hinausschicken!' herrschte er die Köchin an. ‚Mein Sollizitator ist kein Roßknecht. — Wo wohnt der Ritter? Ich kenn mich da nicht aus.'

Bedächtig stieg er die dunkle, steile Stiege hinauf. ‚Das ist eine Raubersburg,' sagte er.

* * *

Im Spiegelzimmer, das diesen Namen nicht mehr verdiente, denn die Spiegel waren daraus verschwunden wie fast alles schönere Gerät, saß Hans Adam beim Kamin, wo ein einziges Scheit rauchend verschwelte, und marterte sich im Gedanken an seinen Bruder. . . . Was in Menschenmacht steht, hat er für ihn getan; — er hat sich für ihn verblutet. 2000 fl. hat er nach Lilienfeld geschickt für Ausstattung bedürftiger Kleriker; der Gräfin Trautson verehrte er die Perlen seiner verstorbenen Frau. Das Zugeständnis eines Rechtsbeistandes ‚in diesem Fall, der Malefiz auf sich hat', mußte er in Wien mit vielen hundert Gulden erkaufen; der hochberühmte Doktor selbst hat sich gleich zweihundert Dukaten auf die Hand geben lassen. Und was die Eilboten gekostet haben, die nach Wien, Krems, Großpoppen, Waldenfels Bittbriefe besorgen mußten! — Nebenher liefen noch die Auslagen für standesmäßige Verpflegung des gefangenen Bruders.

Und eigentlich ist mit diesem allen noch gar nichts geschehen. Jetzt kommt erst der Rechtstag; und fällt das Urteil — Gott sei tausendmal für — schlecht für den armen Buben aus, so heißt es wieder zahlen, — zahlen, — zahlen, — damit eine Korrektur in Wien erfolgt. — Justitia ist eine Metze, ob sie sich auch heilig-römisch nennt; sie tut nur Reichen auf. — Tausende Gulden, wenn er sie hätte, legte er hin für den Herzensbruder, den lieben. Er denkt und wird ganz weich: Wie das doch immer der Liebling war! Als ein kleiner Cherub von fünf Jahren hat er mit den großen Brüdern herumkommandiert; . . . auf dem Hans Adam ist er Hotto geritten. . . . Millionen Gulden, wenn er sie hätte, legte Hans Adam hin und sagte: Gebt mir meinen Bruder zurück! Er hat aber nichts mehr, nichts als das Schloß! . . .

Wenn er's verkaufte ... dem Artstötter? Der ist jetzt im Humor, Trapezunt zu kaufen, wenn's ihm angeboten wird — für das französische Kätzchen, die Thiroux. ... Das Schloß, wo seine Kinder geboren sind, wo seine Gattin starb, soll er verschleudern und zusehen, wie eine Dirne sich hereinsetzt? Ist das nicht wider Ehre? ... Er seufzte mächtig. Das Scheit im Kamin flackerte auf und erlosch.

Ehre, was ist Ehre? Meines Vaters Blut ist mehr.

An der Tür schrillte ein harter Knöchel.

‚Wer da?' zuckte der Ritter.

Die Tür ging auf. Hoch und steif trat Dr. Waldamar ein:

‚Meines Herrn Diener.'

Hans Adam erschrak heftig, gab sich aber äußerlich ruhig. Er trat seinem Besuch entgegen, bot ihm die kaltschwitzende Hand und frug:

‚Ist etwas Besondres? Ich hab den Herrn erst nach dem Rechtstag erwartet.'

Die Tür ging noch einmal. Wie ein langer Schatten glitt der Sollizitator herein. Waldamar sprach:

‚Der Rechtstag ist, Herr Ritter, schon gewesen!'

Hans Adam stammelte: ‚Jesus, — Maria! .... Krems?'

‚Nein, Herr Ritter!' —

Beide sahen sich in die Augen. Der Ritter ward wie eine Leiche.

‚Er ist leider zum Tod verurteilt worden.'

Mit einem fast tierischen Entsetzenslaut taumelte Hans Adam zurück.

‚Neidlitsch, dem gnädigen Herrn wird unwohl!' Sie stützten ihn und führten ihn an den Stuhl.

Er saß stöhnend. Dann fing er wie ein Kind zu weinen an. Der Sollizitator betrachtete ihn mit naßglitzernden Augen. Waldamar legte die Hand auf die Stuhllehne, die ein grinsendes Faungesicht zeigte, und seine kahle Stirn zu der des Ritters beugend sprach er sanft:

‚Euer Gnaden wollen dannoch nicht den Mut verlieren. Das Urteil ist erst vom Kollegio geschöpft, noch nicht von Seiner Majestät bestätigt.'

‚Er wird's bestätigen. — Die Hyänen, — sie werden nicht Ruhe geben, bis er's tut. — Rauber und Mörder lassens umlaufen, — das arme Kind — muß sterben — für nichts und wieder nichts.' —

Ein feiner Spottzug umspielte den Mund des Juristen. Versuchtes Assassinium ist nichts! —

‚Nichts und wieder nichts, Herr Ritter, da kann ich denn doch nicht ganz beistimmen! ... Aber wahr ist's, man hat aus einer Mucken einen Elefanten gemacht. Herr Ritter hat recht mit den Hyänen. ... Gewisse

Herren machen's in der Tat so, würgen das lebendige Recht ab und schinden den Totenkörper nach Laune.'

Hans Adam hob den Kopf. Seine Augen loderten in dem verfallenen Gesicht, und seine Stimme rasselte im Hals, als er wilden Tones rief:

‚Sie haben es geschunden, und Ihr habt es schinden lassen! Mein Herr Doktor Waldamar, ich bitte um eine Erklärung! Als ich in Linz bei Euch war, habt Ihr Euch anheischig gemacht, durch Euer Kunst ihm einen Freispruch, nicht poenam arbitrariam* einen Freispruch auszuwirken, auch wenn er hätte drei Prälaten kalt gemacht. Das waren Eure Wort. Wo, wo ist der Freispruch? Wo ist Eure unvergleichliche Kunst? Da hätte ich einen Winkelschreiber nehmen können; der hätt' seine Sach ebenso gut oder schlecht gemacht.'

‚Mein Herr Ritter ist nicht dort gewesen,' sprach in kaltem Ton, durch den jedoch Erregung klang, der Doktor. ‚Mein Herr weiß nicht, wie ich gearbeitet, mich zerarbeitet habe, sonst würde er so nicht reden. — Reidlitsch,' wandte er sich an den Schreiber, ‚du bist Zeuge! War ich, oder war ich nicht, unter einer Woche neunmal beim Landmarschall, um die zwei evangelischen Assessoren durchzusetzen?'

Reidlitsch deutete zu dieser und jeder folgenden Frage Ja.

‚Bin ich oder bin ich nicht alle Nächt bis drei Uhr gesessen, Nummer II und Duplicam abzufassen? Habe ich oder habe ich nicht die Herren v. Schwartz, Tittmoninger und Laßperg vor dem Rechtstag aufgesucht? — Habe ich mir vom Doktor Kaiser in Wien um 12 Gulden Bücher, zur Sach zu lesen, schicken lassen oder nicht?'

‚Ich glaube es ja, ich glaube alles,' sagte der unglückliche Hans Adam. Sein Gesicht zeigte jetzt keinen Ausdruck von Wildheit mehr, nur von tiefem Elend. ‚Alles glaub ich, bin Euch von Herzen dankbar. Wann nur Eure Müh und Arbeit' — verzweifelnd schlug er die Hände aneinander — ‚ein bißchen einen Erfolg hätte gehabt!'

‚Quand Dieu ne veut, fortune ne peut,' sprach sententiös der Doktor. ‚Gott hat's nicht wollen. — Wie hätte es sonst sein können, daß mir alles widrig war, voran mein Herr Klient selber?'

‚Widrig war er Euch? Auf was Weis? — Ich verstehe gar nicht.'

‚Auf die Weis erstens, daß er meine sorgsamst konzipierte Reinigungsschrift, 24 Seiten Folio, vieler Täg und Nächte Arbeit, kaum gelesen, verwarf und selber eine verfaßte pro absolutionem, eigentlich pro condemnationem.'

‚Sie war merkbar,' ließ sich Reidlitsch vernehmen. Seine Augen fingen wie Email zu funkeln an. ‚Die Form, der Stil!' —

‚Die Metaphern, Antitheſen! Gewiß, es war eine gute Satire wider die katholischen Stände; aber wehe dem gefangenen Mann, der Satiren

* Poena arbitraria eine Strafe, die nicht Todesstrafe ist.

schreibt! Zuletzt hat er pro absolutionem angerufen. Und welche Gründe hat er beigebracht? Keine. Er hat sich den Schlager geleistet, es sei lasterhaft, Menschenblut zu vergießen, aber der Generalkommissarius wäre ein giftig Reptil gewesen; als das hätte er sich in Pechlarn erzeigt. . . . Man solle ihn — Attentäter — also absolvieren, wo nicht, — (logica über alles!) — vor seinen Fehler mit dem Tode büßen lassen. In jedem Fall aber müsse man den Evangelischen in Österreich ehestens liberum exercitium geben. — Er — verlange es! Staunt mein Herr?'

‚Ihr habt gut spotten über ihn,' sagte Hans Adam erbittert. ‚Ihr seid nicht evangelisch. — Er schreit heraus, was wir alle seit Jahrzehnten in uns hineinwürgen. . . . Ihr könnt als Papist das nicht verstehen.'

‚Ihr taxiert mich falsch,' sagte der Doktor ruhig. ‚Der Rock ist papistisch, das Herz ist evangelisch. Lutheraner der Überzeugung nach kann ich mich in die Denkart eines lutherischen Jünglings wohl hineinversetzen. Nur scheint mir — Herr Ritter verzeihe mir meine Offenheit! — der Junge dem Lutherischen die Wort zu diktieren. Der Jung ist aber sehr frech.'

‚War denn die Duplik auch frech?' frug Hans Adam bebend.

‚Ich sah sie nicht, und die Landrät sollen sie gar nicht gelesen haben. — Euer Gnaden können denken, mit welchen Gefühlen nach solchen Präzedenzien ich zum Rechtstag ins Rathaus ging.'

‚Der war gestert?' frug, an seinen Knöpfen pflückend, kläglich der Ritter.

‚Vorgestert,' erwiderte Waldamar und begann die Relation, die er gleich anfangs machen wollte; der Zufall des Ritters hat ihn aus dem Konzept gebracht. ‚Herr Landmarschall hatte den Vorsitz; sechs Landrät und unsere zwei evangelischen Assessoren aus den obern politischen Ständen waren da. Um drei Uhr traten sie zusamm, um viere ward der Prisonnier vorgeführt.'

Der Sollizitator fing mit leuchtenden Augen dazwischenzureden an:

‚Wie ein Fürst stund er da in seinen Ketten, frei und stolz. . . . Die Richter aber haben wider ihn ausgeschaut wie ein paar Eseln.'

‚Cum grano salis zu verstehen,' lächelte der Patron.

‚Ketten!' stöhnte Hans Adam schmerzlich.

‚Palliativ,' sagte der Patron. ‚Von wegen der Präzedenzien in Pechlarn.'

‚Ja, die Esel förchten den Leuen, auch wann er gefangen ist,' rief Neidlitsch. ‚Ketten habens ihm ang'legt, und zween Dragoner mußten neben ihm stehen, die blanken Schwerter auf sein Herz g'richt, — und noch hat der Tittmoninger für Angst Hitzen g'habt wie ein' Jungfer. Das seind Helden! — Und wie er ang'hebt hat mit seiner herrlichen Stimm: „Ihr Herren, für mich begehr ich keine Gnad, nur Gerechtigkeit für meine Brüder!" — da habens gezittert wie die Hasen, wann der Edelhirsch schreit.'

‚Das bild'st dir ein,' lächelte der Patron. ‚Wahr ist es, er ist mannhaft gestanden, und gesprochen hat er ganz schön. Aber ich, ich habe Blut geschwitzt die acht Stunden Taidung. Hatt' ich ihms nicht zehnmal eingebunden: Bescheidenheit und Reserve. Ja, dem hat man gut was einbinden! Statt reserviert zu sein, hielt er diesen Leuten sein Herz sozusagen offen in der Hand hin. Ein Kriminaljudizium ist kein Beichtstuhl, heiliger Gott! Der Landmarschall fragt ihn, ob er eine Anreizung zur Tat schon früher gespüret. Sagt er: Ja; als der Abt ihm in die Red gefahren, da er die Schwindeleien von Maria Taferl hab aufdecken wollen, hätt' ihm's schon in den Fingern gezuckt, und bei des Landersperger grausamer Behandlung hätte er gedacht: Diesen Hund könnte ich ermorden. Was braucht er den Richtern sagen, was er sich gedacht hat? Sie haben daraus konstruiert. Nebst dieser verkehrten Aufrichtigkeit hat ihm noch seine Präpotenz die Sympathien, die er sich hätte erobern können, verscherzt. Altro che bescheiden! — Trautson fragt ihn, ob er die Tat nochmals begehen würde? Da zuckt er die Achseln und sagt: „Wozu die Spekulationen? Wenn der Herr den altteutschen Altar nochmals verklopfen könnte, täte er's?" So antwortet er dem Bruder des Statthalters! Der Herr ist grün vor Gift geworden. Auch mit den evangelischen Assessoren kam er über Kreuz. Graf Karl v. Sinzendorf will ihm ein Hölzl werfen, erinnert ihn, daß er für der Tat das Fieber gehabt, melancholisch gewesen und allerlei aufgeführt, was nicht eines gesunden Menschen ist. Da schrie er auf: „Sinzendorf, Sinzendorf, macht mich zu allem, was Ihr wollt, aber nur zu einem Narren nicht, denn das ertrag ich nicht!"'

‚Mir hat das gefallen,' sprach Neidlitsch vor sich hin und wischte sich die Augen aus.

‚Ein Unsinn war's. Der wollte ihm ja helfen. Von den Milderungsgründen, II, 37, Paragraph 3, Melancholei. Nach Sinzendorf wollt ihm der Laßperg helfen und fuhr ihn mit verstellter Barschheit an: Wann er den Anstifter der Tat nicht augenblicklich nenne, werd man ihn auf die Reckbank legen. Da breitet er die Arme aus, — er rührte einen trotz seinem Aberwitz —: „Lieben Freund, die ihr denselben Christ wie ich bekennet, tut mit mir, was euch gefällig! Wunden, die ihr meinem Leib antun laßt, sind nichts; meine Seel habt ihr so schon auf den Tod verwundet."'

‚Und wirklich, wirklich haben sie ihn verurteilt?' schrie jammervoll Hans Adam. ‚Nein, nein, nein, es kann nicht sein! Sagt, daß es nicht ist, ich bitte Euch, ich will Euch dieses Schloß schenken!'

„Herr Ritter, mir war's, als spräche man mir selbst das Urteil! Ich habe vor ihn plaidiert, wie ich konnte, habe aufgeführt sein sonst fürheriges gutes Leben, seine große Jugend und dabei verspürenden Unverstand, seine

harte Gefängnus in dieser kalten Winterszeit, hab auch nicht vergessen der Frau Gemahlin in gesegneten Umständen und der wackeren Herren Brüder.' — Hans Adam zog schluchzende Seufzer. — ‚Doch es hat nichts genutzt. Um sieben Uhr abends zogen sich die Herren zur Beratung zurück; der Prisonnier wurde in ein abgesondertes Stübchen geführt. — Um zehn Uhr war der Ratschlag aus. Da werden die Türen aufgetan; der Prisonnier wird von den Dragonern hereingeführt. Er war gefaßt. Landmarschall rekapituliert kurz den Tatbestand und verkündigt sodann das Urteil, welches alle Herren mit Ausnahme eines einzigen, der ewigen Kerker votiert hatte, einstimmig gefällt: Tod durch das Schwert. Ihrer sechs hatten eine Verschärfung der Todesstraf verlangt.'

‚Bestien, verfluchte!' gurgelte Hans Adam. ‚Sein Tod ist ihnen nicht genug.'

Waldamar fuhr, ohne aus der Ruh zu kommen, in seinem Bericht fort:

‚Als ihm das Urteil also war verkündigt, rief er: „Es lebe die evangelische Autonomie!" Der Landmarschall sagte darauf: „Ja, sie lebe am Galgen," und ließ ihn alsogleich abführen. Ich ging mit betrübtem Herzen heim. — Den andern Tag, als gestern, habe ich ihn noch einmal im Arrest aufgesucht. Er kam mir lachender, wiewohl bleich, entgegen. „Gott sei Dank," sagte er, „daß es nicht Krems ist! Lieber zehnmal sterben, als einmal im Kloster eingesperrt sein." Dann zeigte er mir ein Gedicht, das er diese Nacht geschrieben über den Tod des Kaspar Tauber. Ich schlug ihm vor, ein Gnadengesuch an den Kaiser zu machen. Da sagt er: „Ich brauche keine Gnad."'

Man hörte das Taktak der Uhr und Hans Adams keuchende Atemzüge. Dunkel zog ins Gemach; das Tafelwerk krachte, als wenn jemand durchs Nebenzimmer ginge. Waldamar sprach:

‚. . . Indes kam aber die kleine, holdselige Penelope, seine getreue Freundin und Trösterin in der Trübsal, . . . die, als oft sie kann, auf ihrem Eselein den Weg vom Steinfeld reitet, dem Herzliebsten nah zu sein. . . . Kommt daher ganz ahnungslos, dann in der Stadt noch nichts angeschlagen ist, . . . kramt ihm ihr Körblein aus mit allem Guten und Schönen, . . . hängt sich ihm um den Hals: Warum er blaß sei? Er söllt nit traurig sein; bald, ja bald wird er freikommen; ihr hab's der Vater gesagt. . . . Ich habe so Rührendes noch nie gesehen und gehört wie dieses süße Kind, da sie ihm schöntat. . . . Er nahm sie auf den Schoß und küßte sie und sagte, sie söllt ihm seinen schlechten Humor verzeihen; das tusmig Wetter machte ihn so. Darauf nimmt sie die Laute und fängt mit ihrer Nachtigallenstimm zu singen an: Blau, blau Blümelein. Da stund er auf, holt sich den Krug, als wollt er trinken. Doch er wischte sich die Tränen ab. Dann

ging er wieder zu ihr, drückt sie ansich und redet viel Verliebtes zu ihr, und zuletzt bittet er sie, wenn ihms ja sollte an den Kragen gehen beim Prozeß, so möcht sie doch nicht weinen um den Halloderich; es wär um ihre schönen Augen schad. . . . Da war es aus. Die Laute fällt ihr hinunter und tut einen Seufzer, und sie auch tut einen Seufzer und fällt zusammen. — Ich bin geloffen um die Kerkermeisterin. Als ich zurückkam, lag sie auf seinem Bett und er vor ihr auf den Knien, küßt ihr Händ und Füßlein ab und bat sie tausendmal um Verzeihung, daß er den dummen Spaß gerissen. Doch als sie fort war, — ich wartete das ab, um seine Aufträg an Euer Gnaden entgegenzunehmen, — da weinte er und sagte, er hätte doch vermeint, die evangelischen Assessoren würden ihn lossprechen. Und er rang die Hände und schrie: „Ich kann diesen Kelch nicht trinken, ich kann meiner Liebsten nicht das Herz brechen, ich kann nicht!“ — Da dachte ich in meinem Sinn: Als ich dir den Weg zur Rettung wollte zeigen, da hieß es auch: Ich kann nicht. . . . Aber er tat mir in der Seele leid. Ja, in der Seele leid tat er mir.‘

Hans Adam hatte beide Hände vor dem Gesicht und schluchzte. Es war schon ganz dunkel in der Stube. Die Tür tat sich leise auf, und die kleine Regine kam auf den Zehenspitzen herein, schlich zum weinenden Vater und küßte ihn, flehentlich murmelnd:

‚Tatti! — Nicht —! Tatti!‘

‚Gredl!‘ Er nahm sie zwischen die Knie und legte seinen Kopf auf ihre Kinderachsel:

‚O Reginerl, du siehst ihm gleich, hast seine blauen Augen! — Mädi, deinen Onkel, meinen lieben Bruder, bringen die Unmenschen ums Leben!‘

‚Das leiden wir nicht!‘ stampfte das Mädel. ‚Der Hansi hat g’sagt, — wann die Laffen dem Onkel was tun, gehn wir zum Kaiser.‘

‚Das will ich tun, ich gehe zum Kaiser,‘ sagte Hans Adam, entschlossen aufstehend. ‚Blut von meines Vaters Blut laß ich nicht auf der Schandbühn verwüsten, Fleisch von seinem Fleisch laß ich nicht metzgen vom Schinderknecht. Ich reite nach Wien. Die Stände ruf ich an, und helfen sie mir nicht, so schaff ich’s allein.‘

‚Möchten Euer Gnaden, was Sie bezwecken, erreichen!‘ sagte Doktor Waldamar mit glatter Verbeugung. ‚Der Schwiegervater vom Herrn Prisonnier, Herr Obrist Hacker, ist gestern auch nach Wien abgegangen. Ich unterdessen empfehle mich zu Gnaden, da meine Mission in St. Pölten beendigt ist. — Der erwünschte Erfolg ist leider ausgeblieben, aber daß ich meine Pflicht getan, sind Euer Gnaden jetzt wohl überzeugt. Es bliebe nur noch etliches, was ich an Spesen hatte, zu begleichen; doch eilt’s nicht damit. Neidlitsch, sei so gut!‘

Hans Adam klingelte dem Diener und ließ Lichter bringen. Neidlitsch nahm die Raitung aus dem Busen, und Doktor Waldamar präsentiert sie mit einer Verbeugung. Der Ritter sah hinein. Zu anderen Zeiten wäre er in Schrecken oder in Wut geraten; heut war er zu elend dazu. . . . Die Summe war schwindelhaft hoch. Jeder Gang zum Herrn Prisonnier war mit zwei Gulden berechnet, und Waldamar war gewissenhaft jeden Tag dort gewesen. Die zwei durchgefallenen Reinigungsschriften kosteten zusammen 200 Gulden. Die ‚Fahrt zu Doktor Keyser wegen Büecher' laterierte sich auf 12 Gulden. Die ‚Büecher' selber machten weitere 12 Gulden aus. Die Kosten der Visiten bei den Herren v. Schwartz, Tittmoninger, Laßperg waren 15 Gulden. Der Rechtstag selbst zerfiel in vier Posten, zusammen 220 Gulden. Die Totalsumme betrug 716 Gulden.

Hans Adam hätte jetzt nicht einmal das Drittel zahlen können; ja keine zehn baren Gulden hat er im Haus.

‚Ich werde dem Herrn das Geld nach Linz schicken. Ich habe jetzt nicht soviel bei Handen,' sagte er langsam. Sein Gesicht verzerrte sich schmerzlich. Die Wangen hinunter lief ein hohler Zug. . . . ‚Im Februar will ich Euch's schicken. . . . Braucht mein Bruder nichts?'

‚Der Herr Ritter erinnern mich daran. Er hat mir einen Auftrag geben. . . . Neben viel Grüßen sollt ich meinen Herrn ersuchen, ihm aus der schwarzen Schachtel, darinnen er etliche Souvenirs aufbewahrt, das Kreuz herauszusuchen, mit dem seine selige Frau Mutter gestorben ist, und ihm selbes zu schicken, damit er es auf seinem letzten Gange . . . .'

‚Nicht, ich bitt Euch!' erhob Hans Adam die Hände. ‚Ich kann's nicht hören.'

Doktor Waldamar verbeugte sich tief. Sein hartes, gelbes Gesicht und das schmerzverzerrte Hans Adams sahen sich im Kerzenschein wie zwei gespenstige Larven an. Mit leisen Katzenschritten verließ der Doktor das Gemach; Neidlitsch glitt wie sein Schatten hinter ihm her.

‚Sag unten, sie sollen den stari vojak gut futtern und tränken; morgen früh um sechs reit ich nach Wien.'

Die Kleine flog davon.

Hans Adam nahm die Rechnung in die Hand und zählte die Posten mechanisch nach, und vor seinen Augen drehten sich feurige Kreise, deren jeder ein Totenkopf war.

Als die kleine Regine zurückkam, sie habe alles ausgerichtet und dem stari vojak noch selbst den Hafer eingeschüttet, nahm er sie bei der Hand:

‚Jetzt wollen wir vor den Onkel etwas suchen' und schritt, in der andern Hand den Kandelaber, durch die öde Kapelle in Jesses und Ameys Schlafzimmer, das er, seit die Beamten es geplündert, nicht ein einziges Mal

Lenbach pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Mommsen.

betreten hatte. Man sah im schwachen Kerzenlicht nicht die ganze Verwüstung, aber man sah genug. Die Goldtapete war abgerissen. Auf dem Boden lagen zerrissene Bücher und Kupferstiche; die wertvollen Ölbilder fehlten sämtlich. Es fehlte auch der kunstvoll geschnitzte Engel, der die Damastdraperie über dem Ehebett gehalten hatte, samt der Draperie. Vom Bette fehlten die kostbaren Überdecken; Pölster und Linnen waren noch vorhanden, die Pölster aber aufgeschnitten und die Daunen im ganzen Zimmer verstreut. Verräterische Briefe hätten sollen in den Pölstern sein.

Hans Adam, der nüchterne Mann ohne Phantasie, da er das weiße Bette anschaut, hat ein Gesicht.... Er sieht im Bett zwei Kinder, Bub und Mädel, schön wie die Engel. Genien lauschen in allen Ecken, was sie flüstern, — wie sie küssen. ... Ein kalter Windstoß fährt durchs eingeschlagene Fenster. Da ersterben die Küsse, fliehen die Genien; Blut regnet von den Wänden. Im Ehebett liegt ein Leichnam; die rote Beilspur zieht sich um seinen Hals. ...

‚Regine, — Regine, — wo bist du?‘ schrie in Entsetzen Hans Adam.

‚Da, Tatti, da bin ich!‘ sprang das Mägdlein auf. Sie hatte am Boden kauernd die Daunenfedern zusammengelesen.

‚Regine, komm, mein Mädl! Wir wollen das Kreuz suchen und dann fort von da!‘

Er wankte zum Schranke seines Bruders und schloß ihn auf. Die Hängabteilung war ganz ausgeräumt. Im Fach oben hatten die Plünderer ein Spiel Karten, ein Paar gestickte Handschuhe, eine Sackuhr und auch die schwarze Schachtel vergessen. Hans Adam öffnete sie und besah den Inhalt. Es waren Dinge von geringem Wert, nur durch ihre Herkunft kostbar: der lutherische Katechismus des kleinen Jesse, vom Dr. Renner ihm geschenkt; der silberne Ring und die Denkmünze Philipps des Großmütigen, beides Konfirmationsandenken vom Vater; ein von Dr. Renner geschriebener ‚schnellbericht. Gibt guette antwortten auß der bibel; Betragen könnte beßer seyn;‘ ein Strähn blonder Haare ‚von der tewern Mutter‘, und, in Goldschlägerhaut sorgsam eingehüllt, das schwarze Kreuz ohne Christuskörper, das die große Bekennerin auf dem Todbett in der Hand gehalten hat.

Dieses steckte Hans Adam zu sich und verschloß die Schachtel wieder an ihren Ort. Ehe er das traurige Zimmer verließ, trat er ans Mittelfenster.

‚Da ist ein' Scheiben brochen,‘ redete er verstört vor sich hin.

‚Der Glaserer macht's wieder,‘ sagte Regine, ihm nachtrippelnd, mit kläglichem Stimmchen.

‚Hast recht, ein jeder Lempen* laßt sich flicken. Nur wann eines Hauses Glück und Ansehen in Scherben geht, das macht kein Mensch mehr ganz. Gott will uns verderben; es ist umbsonst, umbsonst . . .‘

* Zerbrochenes Gerät.

Er ſtiert durch das zerbrochene Fenſter in die ſchwarze, von naßkaltem Wind durchfegte Gegend hinaus. Dort hoch am Tafele ſchimmert ein Licht. Es iſt jetzt oft Licht oben. — Die Schinnagel, heißt es, geht abends oft hinauf und auch andere. Es iſt ein neues Wunder mit einem Kranken am 11. Jänner geſchehen. Ein Mann iſt vom Beinfraß geheilt worden. Die Knochen ſchworen ihm ſchon beim Knie heraus.

Stet und klar ſchimmert das Licht. — Dazumal, — dazumal, als Jeſſe auf der Paß gelegen iſt in der Kapelle um Mitternacht, war auch ein Lichtel oben. — O Unglückstag, o Unglückstag! — An jenem Tag ging unſer Trauern an.

‚Kaiſer und Könige, Äbte und Prälaten ſeins nicht. — Die dort iſt unſer Schickſal,‘ murmelte Hans Adam und ſchlug den Arm feſt um das Kind, gleich als wollte er's ſchützen vor einer böſen Macht.

‚Jeſſe, armer Mann! Die alten Weiber han gegen dich recht behalten; die Docken von Holz und Leimfarb bricht dir den Hals. Lachen kunnt man, müßt man ſich nicht totweinen . . .‘ (Schluß folgt.)

Il Santo.

Weil er die Milde liebte, kam zu ihm
Die ſtumme Kreatur und ſprach und ſang.
Er kannte aller Vögel Leid und Freud
Auf ſeiner Demut ſtillem Wandergang.

Die Sonne gab ihm ihren Schweſtergruß,
Der Sturm ward ſchweigſam, der vorüberfuhr,
Vor ſeinem Lächeln; ſelbſt der grimme Tod
Ward zahm und küßte wie ein Engel nur.

Und wenn er ſchlief in ſeinem Büßerkleid
Auf rauhem Stein und unterm Haupt kein Pfühl,
Dann ſtiegen aus des Himmels Herrlichkeit
Die weißen Engel mit dem Harfenſpiel.

Dann kam zu ihm ein wunderſamer Traum,
Und eine ſüße Stimme wurde laut.
Die ſel'ge Armut, die er ſich erkor,
Stand neben ihm als ſeine reine Braut.

Und ſeine Seele war des Friedens voll,
Und ſegnend ging er durch den Streit der Zeit.
Und wen nur ſtreifte ſeines Auges Strahl,
Der war gereinigt und gebenedeit.

M. Herbert.

Franz von Lenbach.

Von

Joſeph Popp.

Wer Lenbach inmitten der Renaiſſance-Herrlichkeit ſeines Palazzo an der Briennerſtraße ſah, dem mußte bald die ſelbſtverſtändliche Sicherheit auffallen, mit der ſich dieſer prachtvolle Herrenmenſch hier bewegte. Nichts Anempfundenes oder Nachgeahmtes war an ihm; ganz Natur, in ihren Vorzügen und Schwächen, bildete Lenbach eine ſtarke, energiſche Belebung der ihn umgebenden Kunſtwelt: Ein König in ſeinem Reich, der auch geborenen Fürſten ſich ebenbürtig fühlte — und fühlen konnte. Und doch war ſein Vater nur ein ſchlichter Maurermeiſter, der aus Tirol nach dem oberbayeriſchen Städtchen Schrobenhauſen eingewandert war, das ‚etwas größer als der Münchener Glaspalaſt'. Dort wurde unſer Franz am 13. Dezember 1836 geboren. Im ganzen waren es ſiebenzehn Kinder, darunter zehn Knaben, die ſich vielfach ſelbſt überlaſſen blieben. In ſolchem Reichtum der Spielgenoſſen heranwachſend konnte — noch dazu bei einem zukünftigen Maler — der Lerntrieb nicht ſehr groß ſein. Wenn der Lehrer, dem die Zucht und Bildung von hundert Kindern anvertraut war, täglich einigen die ‚Wahl zwiſchen Schule und Tinte' ließ, war Franz Lenbach möglichſt oft bei den Tintenwählern. Offiziell hieß der Dienſt ‚Tintemachen' für die ſchreibbefliſſenen Kollegen; in Wirklichkeit bedeutete er ein Kommando in die Kinderſtube und Wirtſchaftsräume der Frau Lehrer. Da ereilte den elfjährigen das Geſchick: er wurde in die Gewerbeſchule nach Landshut geſchickt, wo er drei Jahre im Frondienſte der Wiſſenſchaft ſtand, vor allem das Leſen und Schreiben nachholend. In die Heimat zurückgekehrt hieß es tüchtig Pläne zeichnen und maurern; das letztere freute unſeren Helden mehr, ſo daß er bald zum Geſellen erhoben wurde. Zwiſchen hinein fällt ein halbes Jahr Lehre bei dem Münchener Bildhauer Sickinger; aber bald regte ſich die Liebe zum Malen. Das ‚Orakel' hiefür wurde Hofner, ein vier Jahre älterer Künſtler, der während des Sommers in Schrobenhauſen Tier- und Landſchaftsſtudien oblag. Lenbach fühlte ſich ihm bald über. Er malte damals alles, was ihm unterkam: ‚Pferdehufe, ganze Pferde, Hühner, halbnackte Bauernjungen oder auch bloß ihre Beine und Füße, wenn ſie dieſe von einem Zaune oder einer kleinen Erhöhung herabbaumeln ließen, wobei es ſtarke Schlagſchatten gab.' Seine

Vorliebe galt verfallenen, zu den Bauernhäusern emporführenden Steintreppen in kräftiger Beleuchtung. Besonders gefielen ihm auch die großen Strohhüte und Sensen der Bauern; er malte mit einem Worte alles Mögliche, mit einer wahren Leidenschaft und rastlosem Fleiße.

So konnte er sich schon mit 16 Jahren sein Brot als Maler verdienen; sein Ideal war: täglich ein Gulden! Und nun entstanden Votivbilder, Schützenscheiben, Fahnen, Schilde — und Porträts, welche damals schon eine frappante Lebendigkeit und Treue besaßen. In jener Zeit schuf Lenbach auch die erste Kopie, nach Christ. Schwarz, einem Ingolstädter Meister des 16. Jahrhunderts. Da starb — 1852 — sein Vater; und damit war für den Sohn der Weg zur Künstlerschaft frei. Er zog an die polytechnische Schule nach Augsburg, wo man hauptsächlich nach Lithographien des Franzosen Julien zeichnete. Das konnte natürlich unseren Franz nicht befriedigen. Anregung und Genuß bot ihm nur der Sonntag, an dem er mit einem Nadlergehilfen nach der Natur malte. Noch mehr gaben ihm die alten Meister der dortigen und der Münchener Gallerie, die er hinfort öfters aufsuchte. Bald ging er wieder nach Hause, wo er infolge beständiger Kränklichkeit die nächsten Jahre nur von Milch und Brot lebte. Im benachbarten Aresing arbeitete Hofner, dem Lenbach sich zwei Jahre hindurch anschloß. Nur auf zwei Monate wanderte er zu Gräfle, einem Schüler Winterhalters, der aber keinen besonderen Einfluß auf ihn zu üben vermochte.

In jener Zeit malte Lenbach mit Vorliebe Waldränder mit gewaltigen, von der sinkenden Sonne beleuchteten Fichtenstämmen, merkwürdige Tiergruppen, Bauern mit Strohhüten, roten Westen und blauen Hosen. Sie suchten immer den Eindruck der Natur mit den alten Meistern in Verbindung zu bringen. Daneben entstanden Hohlwege mit Bauern und Tieren, von denen Lenbach selbst meinte, sie möchten an Courbet erinnert haben. Es steckte ein lebendiger Wirklichkeitssinn darin; der Ton war aber meist noch spröd, die Oberfläche glatt. Einen Teil hievon zeigte er Piloty, der sie ‚über den Schellenkönig lobte' und ihm anbot, sein Schüler zu werden. Für die Wintermonate nahm der junge Künstler dieses an; im Sommer arbeitete er draußen weiter und erschien 1857 mit seinem ersten Bild im Münchener Kunstverein: Eine alte Bäuerin betet mit ein paar Kindern in einer Felskapelle bei drohend heraufsteigendem Gewitter. Es war realistisch, hatte aber noch nicht die naturalistische Wucht der Werke der nächsten Jahre. Schnell fand es um 450 fl. einen Käufer; dazu kamen 500 fl. Stipendium.

Und nun ging es mit Piloty nach Italien. Zwei Monate dauerte der Aufenthalt. Übte vorher schon die Wirklichkeit und vor allem das Licht einen tiefen Eindruck auf Lenbach, so ergab er sich im glühenden Süden einem wahren ‚Sonnenfanatismus'.

‚Es war das Wort Natur, das bei meinem Einzuge in Rom auf meiner Fahne stand. Ich war damals nur Bewunderer der Natur. In dieser Richtung befangen habe ich die Studien zu dem Bilde „Der Titusbogen"

gemacht. Für den Künstler war damals der Bogen mit seiner Umgebung weit schöner, als er es heute ist, wo die archäologischen Maulwürfe rings umher den ganzen Boden aufgewühlt haben. Damals war dort ein schöner Platz mit Bäumen, auf denen der Viehmarkt abgehalten zu werden pflegte. Da kamen die prächtigen, in Schafpelze gehüllten Kerle aus der Campagnia mit ihren langen Lanzen, die ihnen dazu dienten, die Büffel anzutreiben, mit sechzehn bis zwanzig Stücken an. Es war ein famos farbiges Treiben; was mir damals vorschwebte, war ein solches Sonnenbild.'

In Aresing wurde das Bild vollendet; nur hatte es mit den Staffagen seine Schwierigkeiten, da die italienischen Jungen ganz bronzefarbiger Beine sich erfreuten. ‚Um sie nun als kleine Italiener malen zu können, mußte ich mir die germanischen Knirpse von Aresing erst braun brennen. Die Burschen, denen ich königliche Geschenke machte (6—12 Kreuzer), begeisterten sich für mein Projekt und lagen tagelang in der Sonne, bis ihnen die Haut abging und sie endlich die gewünschte braune Färbung erlangten. Einer von diesen Gebrannten, gemalt im Jahre 1859, hängt in der Schackgallerie. Solche Bilder malte ich damals viele.' Man findet Beispiele dieser wie der früheren Art mit dem ‚Titusbogen' in der Münchener Lenbachausstellung.

Bis dahin galten nur sachlich, glatt und sentimental gehaltene Bilder für echte Genrestücke. Der starke Naturalismus der Farbe und des Ausdruckes rief bei vielen Abscheu hervor. Lenbach male mit Kot und schattiere mit Tinte, hieß es. In den ‚Dioskuren' nannte ein Rezensent solche Malerei den ‚Gipfel des materialistischen Strebens', den ‚konkretesten schmutzigen Realismus'. Andere, vor allem Schasler, der Redakteur der ‚Dioskuren', anerkannten die koloristische Kraft. Das dolce far niente dieses faulen Bengels in drückender Mittagsschwüle, wo man die Schmetterlinge und Insekten aller Art nicht nur fliegen sieht, sondern auch summen hört, dieser vulkanisch tote, in den Schatten schwarzgraue Boden mit den verbrannten Gräsern wirkten in ihrer Naturlebendigkeit doch auf das unbefangene Auge.

In gleicher Weise malte Lenbach einen bekannten Münchener Arzt, dessen verblüffende Echtheit von den Besuchern des Kunstvereins als ‚Frechheit' empfunden wurde. Niemand wollte sich von einem so rücksichtslosen Seelenkenner und ‚Schmierer' malen lassen. Ein paar Beispiele dieser überaus kräftigen Vortragsweise bieten Bauernköpfe aus dem Jahre 1864 in der Lenbachausstellung. Lenbach wäre verkommen, hätte er nicht mit Böcklin und Begas einen Ruf an die Weimarer Kunstschule erhalten.

Den damaligen 23jährigen Lenbach beschreibt Fr. Pecht also: ‚Mit seinen nichts weniger als zuvorkommenden Manieren machte dieser unter zwei ungeheuren Brillengläsern seltsam durchdringend hervorblitzende und doch so nachdenkliche Blick des geistvollen braunen Mephistokopfes auf schlanker, elastischer Figur, das schlichte, unscheinbare, stolz-bescheiden ablehnende und doch kühne, selbstbewußte Wesen, die ganze, gleichgültige und wegwerfende Art der Dialektik des jungen Mannes einen augenblicklichen Eindruck. Man sah, daß er weder

an sich noch an der Gegenwart irgend ein Genügen fand; es war die vollste Unbefriedigung einer idealen, das Höchste von sich und der Welt verlangenden Natur in ihm; arm wie eine Kirchenmaus hätte er doch das Geschenk eines Königreiches mit derselben Gleichgültigkeit angenommen wie abgelehnt. Den faszinierenden Einfluß dieses entschiedenen Charakters, jener natürlichen Vornehmheit, die mit seltener Selbstbeherrschung nur kühl und gelassen, niemals aufgeregt und leidenschaftlich erschien, und der man dennoch die innere Glut bei der äußeren Kälte anfühlte, empfanden andere sogar noch mehr als ich. So Paul Heyse, der, hochgebildet und von der vollendetsten Salonfähigkeit, doch alsbald eine lebhafte Sympatie für diesen merkwürdigen Altbayer empfand und ihm ein wahrer und aufopfernder Freund geblieben ist.'

Hier liegt das Geheimnis für Lenbachs späteren Erfolg als Porträtist. Die reifere, reichere und temperamentvollere Persönlichkeit übte noch weniger Rücksicht und gab sich ganz nach Belieben. Gerade damit aber gewann er einen fast dämonischen Zauber und lockte alle in seinen Bann, die ihn suchten. Andere, die ihn interessierten, holte er sich selbst.

Für einen solchen Geist konnte der Naturalismus nicht der Endpunkt seines Schaffens sein. Er war es nie für große Epochen und Meister; er ist und bleibt nur Vorstufe. Dazu kam Lenbachs Phantasielosigkeit, die er selber als Hemmnis für seine Ausbildung zum Genremaler empfand. Unbefriedigt von seiner Vergangenheit und begierig, neue Wege zu neuen Zielen zu finden, verließ er nach anderthalb Jahren die Lehrtätigkeit in der Musenstadt und zog wieder nach München. Hier wurde er Schack anempfohlen, der ihn gegen ein Jahresgehalt von 1000 Gulden als Kopisten anstellte. Über das Verhältnis der beiden sind in den letzten Jahren Urteile Lenbachs bekannt geworden, die man ihm als Undankbarkeit auslegte. Der Graf war aber tatsächlich kein Kunstkenner, sondern ließ sich nur durch die Verhältnisse und von seiner Eitelkeit allmählich in die Rolle eines Mäcen hineindrängen. Die Künstler hatten nicht wenig unter seinen Wünschen und deren knapper Entlohnung zu leiden; dennoch sagt derselbe Lenbach: ‚Es darf nicht vergessen werden, daß Schack einzig und allein den Beutel auftat, zu einer Zeit, wo alle anderen reichen Leute ihn fest zuhielten und ruhig zugesehen hätten, wenn Leute wie A. Böcklin, A. Feuerbach und andere sich dem Steinklopfen oder einer anderen gefunden, aber nur mäßig einträglichen Tätigkeit gewidmet hätten.'

Drei Jahre stand Lenbach in diesen Diensten und vollbrachte sie meist in Italien, zuletzt in Spanien. Welche Meisterschaft er sich schließlich aneignete, bezeichnet die Tatsache, daß er Tizians großes Reiterbild Karl V. in drei Wochen kopierte. Es war dies aber nicht bloß eine äußerliche Ab- und Aufnahme des Originales in dessen ungefährer Erscheinungsform, sondern ein vollständiges Nachschaffen, so daß manche Werke als voller Ersatz ihrer Vorbilder gelten können. Wie ganz anders hatte Rubens den Tizian kopiert! Genial-subjektiv. Lenbach hätte auch dazu die Fähigkeit gehabt, aber seine Ehrfurcht vor der Größe der Alten und sein angeborenes Talent für Analyse

reizten ihn vor allem, deren individuellen Wert herauszustellen. So tief verstehend ist noch nie kopiert worden. Das Musée des copies in Paris, wohin jeder mit dem Rompreis Gekrönte eine Kopie zu liefern hat, und worunter die Namen berühmter moderner Meister sich finden, weist nicht ein Werk von annähernder Kongenialität mit Lenbach auf. Dieser äußerte sich über das Thema einmal zu Wyl: ‚Das eigentliche Kopieren, so die Kopie ein geistiger und technischer Spiegel des Originals sein soll, ist enorm schwierig. Man muß sich da ganz in einen anderen versetzen, durch Studium herausbringen, mit welchen Mitteln er sein Werk von Grund aus aufgebaut; und dann heißt es, so gut es eben gehen will, mit vollkommener Verleugnung des eigenen Selbst denselben Weg gehen, den der Meister gegangen ist.‘ Und so schuf er die Farbenglut und den reichen Wechsel eines Tizian, die jungfräuliche Herbheit eines Giorgione, den äußerlichen Glanz des von ihnen beeinflußten Pordenone wie die lebenssatte Pracht eines Rubens und die Elegance des van Dyck nach. Tintorettos beste Porträts, Sartos verhaltene Glut erstanden neben dem großen Stil eines Velasquez und dem süßen Zauber Murillos. Rembrandts Mystik des Halbdunkels war ihm ebenso geläufig wie dessen leuchtendes Gold und überströmende Fülle inbrünstiger Koloristik.

In solchem Verkehr wandelte sich Lenbach endgültig um. Selbst zur Zeit seines ‚Sonnenfanatismus‘ hat er ‚wie ein kleiner Verbrecher, der sich dunkel bewußt ist, daß er auf unrechtem Pfade wandelt‘, nach seinen geliebten Museumsgefangenen, den Werken der großen Meister, hinübergeschielt und sie ‚im geheimen als seine Heiligen angebetet‘. — ‚Diesen Halbgöttern gegenüber war ich aber durch mein praktisches Tun in eine schiefe Stellung geraten.‘

Sein schönheitsdurstiger Sinn, der ganz in der Kunst aufging, wurde nicht bloß von den Bildern der Alten gefangen genommen; ihn bezauberte deren ganze Umgebung, in der sie nur ein organisches Glied waren. Zwanzig Jahre später, als er mit den Bismarckporträts den Höhepunkt seines Ruhmes zu ersteigen begann, schuf er sich selbst ein solches Heim, wo er ruhte und arbeitete wie in einer ihm angeborenen Welt. Jede Ausstellung seiner Bilder mußte fortab in solcher Art arrangiert werden, damit diese mit den alten Truhen, Stühlen und Gobelins ‚einen feinen, harmonischen Wohlklang geben‘. Schließlich baute er sich im Glaspalast einen großen Saal im reichsten Renaissancestil. Das Künstlerhaus ist nichts anderes als ein Prunkpalazzo derselben Zeit. Und ganz zuletzt mußte sogar noch der Kunstverein seine Räume in diesem Sinne umbauen. Lenbach war nicht nur über die heutige Tracht tief unglücklich; er nannte auch so eminent malerische Plätze wie die mächtigen modernen Seehäfen im Vergleich zu den alten ‚nur große Maschinerien‘. Die Natur hörte auf, ihn zu interessieren. Selbst über die Alpen meinte er: Ich begreife nicht, was man an ‚die‘ Berge so viel Schönes finden kann. Der Mensch kommt sich im Anblicke solcher Natur doch so klein vor; und das ist doch nicht erfreulich. — Wenn Lenbach sich von angestrengter Arbeit erholen wollte, zog er nicht zu irgend welchem ‚Landaufenthalt‘ aus,

sondern tauchte in den großen Sammlungen und Gallerien von Berlin, Paris, Venedig, Amsterdam auf.

Lenbach war eben eine Herrschernatur; und so drängte es ihn damals, um 1867, endgültig zur Porträtmalerei; hier konnte er ein ‚Maler der Fürsten und Fürst der Maler' werden.

Schon in den Bildnissen der ersten Sechzigerjahre war der Einfluß der Alten unverkennbar in Technik und Auffassung. Sorgfältig abgerundete Arbeiten von ruhiger Objektivität, waren sie vorzugsweise koloristisch empfunden; so sehr, daß das geistige Element dem Farbenreiz teilweise geopfert scheint. Lenbachs Malart ist nun dünn, leuchtend weich, meist im Tone des Rembrandt oder van Dyck. Gegen Mitte und Ende dieses Jahrzehnts werden noch die Italiener zu Rate gezogen; auch Spanier kommen zur Geltung. Das steigert sich nun bis Ende der siebenziger Jahre so sehr, daß Lenbach seine Persönlichkeiten mit Vorliebe in irgend einem Meister denkt und darstellt. Auch hiefür nennen wir Beispiele aus der hiesigen Lenbachausstellung: Frau von Schraudolph erweckt in ihm Tizianerinnerungen; also malt er sie in Kleidung und Büste wie Modellierung der Augen. Des jungen Grafen Salm runder Kopf mit den Kirschenaugen und vollem Mund gibt ihm Veranlassung zu Murilloreminiszenzen. Lulu Heyse, Fr. v. Ovey, der schmächtige aristokratische Liphart jr. oder Frau v. Petersen werden à la van Dyck präpariert. Hagens rundes, schwammiges Gesicht leuchtet in blaßgelbem Rembrandtton, Rud. v. Seitz erscheint wie ein farbenprächtiger Türke und die Prinzessin Wittgenstein wie die Saskia des Niederländers. Frz. v. Seitz' lebensfrohes Haupt leuchtet in Rubens Glanz. — Alle diese Schöpfungen sind geistreich, besitzen sogar einen pikanten Stich, erscheinen aber jetzt meist als alte Meister zweiten und dritten Grades oder als Schularbeiten.

Wie sehr Lenbach auch gegenüber der freien Natur von seinen Gallerietönen nicht mehr loskam, zeigen seine Studien und Skizzen, die er um 1876 in Ägypten gemacht, wohin er mit Makart gezogen war. Selbst die sonnenerfüllten Höfe und Straßen des Orients malte er nun zart abrundend und schmiegsam modellierend, fast verblasen.

Der Erfolg war groß. Gelegentlich der Pariser Weltausstellung von 1867 führte ihn Müntz in der ‚Gazette' ein, und Pecht rühmte seine ‚scharfe Charakteristik und malerische Auffassung'. Ähnlich war es 1873 zu Wien und 1878 wieder zu Paris. Damals schrieb der überaus scharfe Duranty, obwohl er die Imitation der Alten nicht gelten ließ: ‚L'artiste qui s'appelle Lenbach est une personnalité, un homme hors range.'

Im gleichen Jahre erhielt Lenbach den Auftrag, Bismarck für die Nationalgallerie zu malen. Manchesmal vorher hatte er schon Versuche hiezu gemacht; es war aber nie geglückt. Mit der Unverfrorenheit des Naturburschen und der naiven Ungeniertheit seines Wertbewußtseins verband Lenbach einen brillanten Spürsinn für das, was gerade en vogue war. So porträtierte er in München den Wagnerkreis, den Meister und seine Gattin, Bülow, Liszt;

dann kam zur Zeit des Altkatholizismus Döllinger und seine Freunde, z. B. Gladstone. In Wien gelangte er durch Makart in die Adels- und Hofkreise. Ebenso fand er in Berlin sich zurecht, so daß Duranty sagen konnte: ‚Le portraitist allemand est aujourd' hui très célèbre; il est devenu le peintre des princes et des souverains. . . Au Champs de Mars on discute beaucoup de M. Lenbach.'

Mit den Bismarckporträts befand sich Lenbach einer Aufgabe gegenüber, die alle seine Genialität bis in ihre letzten Fasern aufstacheln mußte. Er ließ denn auch das dankbare Objekt nicht mehr aus, wurde in der Familie bald Hausfreund und hat jedenfalls in Bismarck den Höhepunkt seiner Kunst, ja die Höhe absoluter Kunst erreicht. Hier schuf er sich auch eine Technik, die selbständiger wurde, markig, voll, breit, bestimmt. Über den geistigen Gehalt brauchen wir kein Wort zu verlieren. Er ist zu bekannt und unumstritten. Mit der Treue des Chronisten und dem Geist ehrfurchtsvollsten Sichversenkens in die mächtige Erscheinung Bismarcks hatte Lenbach für sein Heldenbedürfnis endlich den richtigen Mann gefunden, in dessen Nachbildung sich seine tiefsten Kräfte erschlossen — und ausgaben. Nun wurden auch die anderen Größen: Siemens, Helmholtz, Lingg, Heyse, Stroßmayer, Delbrück, Leo XIII., Pettenkofer, Moltke, Kaiser Wilhelm u. a. möglichst selbständig dargestellt. Wohl leuchteten die alten Meister immer und überall noch durch, aber es war doch in den besten Werken viel eigenes. Erst Ende der neunziger Jahre wurde Lenbach Virtuos ganz nach alten Rezepten und damit ungenießbar für den Freund der alten wie modernen Meister. Er schwärmte nun auch noch für ihre englischen Übersetzer: Lawrence, Gainsborough und Reynolds, dessen Theorien er als Kunstdogmen anerkannte und pries.

Man hat gesagt: Lenbach unterstreiche alle Persönlichkeiten, schraube sie in Höhen hinauf, wo die meisten sich nicht zu Hause fühlen; er gäbe ihnen gerne den Theaterblick der Pilotygestalten; ja, er vergewaltige die Menschen und benütze sie nur als Vorwand, um sich selbst immer wieder darzustellen. An all dem ist mehr als ein Körnchen Wahrheit. Lenbach hat im Porträt eine Subjektivität eingeführt, die in der ganzen Kunstgeschichte nur ein Beispiel in einzelnen Rembrandts hat, wo die Menschen der Farbe geopfert sind. Lenbach opfert sie meist seinem Geist. Wo dieser aber Ebenbürtige findet, dient er in Treue und Ergebenheit: Döllingers ätzende Schärfe und kalte Überlegung, Virchows forschende Kritik und schneidende Satyre, Helmholtzs durchdringende Klarheit, Moltkes kühle Rechnernatur sind ebenso objektive Präparate als Oberländers Schalkhaftigkeit des halbverborgenen Mundes, über dem, wie bei W. Busch, melancholische Augen stehen, oder der Feuergeist des kampflustigen Lingg, die Energie Stroßmayers, das Vulkanische in Bismarck, wie die feine Diplomatie und Güte in Leo XIII. Unerbittlich wahrhaftig ist die Müdigkeit und religiöse Sicherheit in Wilhelm I. Wie harrt in der geistsprühenden Skizze des alten Mommsen dessen ewig junges, temperamentvolles Wesen trotz all der Furchen und spärlichen Haare, gleich lauernden Funken auf den

kommenden Wind. Pettenkofers Patriarchentum ist wie ein mächtiger Felsblock neben Hohenlohes feinem Aristokratismus; mächtigen Impulses voll steht Björnson vor uns. Dann finden wir wieder Köpfe, in die eine ganze Lebensarbeit zusammengedrängt ist; so Liszt von 1884, der Prinzregent von Bayern 1889, Minister Delbrück, der Dichter Allmers, Schopenhauer. Bei anderen faßt sich ihr ganzes Wesen in einer Bewegung, Kopfhaltung oder Gesamtstellung zusammen; so in Minister Riedel, der jeden Augenblick zur Rede sich erheben kann, während Graf Moy durch sein Schweigen redet; Dr. Hammacher ist mitten im Parlament, Schauß sitzt wie auf der Lauer, gespannt bis in jede Fieber; Gladstone ruht ganz in sich und nimmt es mit jedem auf. Daneben tauchen Leute auf, die von ihren Verwandten und besten Freunden kaum erkannt werden. Der Künstler sieht in ihnen einen Zug, den noch keiner bemerkt; und gerade der interessiert ihn. Es sind mehr Studienköpfe als Bildnisse; und solcher sind es viele.

Und erst die Frauen! Die konnte er aber nicht malen! Das ist in dieser Form nicht richtig. Er malte sie als Persönlichkeit so treu wie einer, bis in die Blüte seines eigenen Alters. Er malte sie sogar mit Verehrung und begeisterter Hingabe, malte sie mit feiner Andeutung als Bijouterie. In der großen Zeit fesseln ihn aber nur die Matronen, von denen einige zum allerwunderbarsten gehören, was Lenbach überhaupt geschaffen: die Fürstin von Koburg, Frau v. Helldorff, die Baronin Fabrice, Frau Seidl. Wohl auf Grund seiner Erfahrungen aus erster Ehe und nicht unbeeinflußt von dem oft allzu deutlichen Flirt mancher Schönen betont er in den letzten anderthalb Dezennien seines Schaffens das Weib vorzugsweise als Verführerin und stets girrende Taube. Nomina sunt odiosa. Seine Akte aus dieser Zeit, überhaupt seine einzigen, sind nur Hetären. Die moderne Frau hat lediglich nach ihrer oberflächlichen, widerlich-werbenden, nervösen Seite durch Lenbach ihre Darstellung gefunden; und auch hierin war er wenig erfinderisch. Sie mußten ihm eben Ersatz sein für die Männer, als diese nach Qualität und Quantität weniger wurden. Lenbach war eine zu männliche Natur, um sich in die Seele des Weibes so einfühlen zu können und zu wollen, wie er es bei seinesgleichen mit Leidenschaft getan.

Ob Lenbach der größte Porträtmaler des 19. Jahrhunderts ist? Jedenfalls der geistreichste, der eine Persönlichkeit zerlegen und wieder aufbauen konnte wie kaum einer vor ihm. Er hatte alle Vorzüge eines Spezialisten, wurde aber auch zum Virtuosen. Vor ihm hatte es keinen gegeben, der nur Bildnismaler gewesen wäre. Zur absoluten Meisterschaft fehlt vielen seiner Werke die Geduld des Vollendens und vor allem die persönliche Note im Vortrag. Seine Rivalen sind ihm hierin meist alle voraus: Bonnat, Kroyer, Zorn, Whistler, Sargent, Boldini, Gandara, Lavery, Watts sind auch modern in der Technik, wie sie im Arrangement mancherlei neues und wertvolles schufen. Lenbachs Ruhm wird sein, daß er ein großer Schüler unsterblicher Meister war.

Hermann Lingg

(† 18. Juni 1905).

Als Emanuel Geibel im Jahre 1854 die erste Gedichtsammlung des 34jährigen, infolge eines schweren Nervenleidens pensionierten Militärarztes Lingg herausgab, glaubte er damit einem neuen Aufschwung deutscher Lyrik die Bahn zu ebnen. Endlich einmal wieder, so sagt er im Vorwort, findet sich hier ‚der notwendige Erguß einer ursprünglichen Natur; hier ist ein neuer, eigentümlicher Inhalt, in eigentümliche, meist scharf ausgeprägte Formen geschlossen'. Diese Charakteristik des jüngst verstorbenen Poeten ist uns heute schwer verständlich; denn die weitere Entwicklung der deutschen Lyrik hat längst gelehrt, daß Lingg keiner von den bahnbrechenden ‚Neutönern' genannt werden kann, sondern daß seine Begabung bei all' ihrem Glanz als eine wesentlich epigonenhafte bezeichnet werden muß. Aus dieser Erkenntnis heraus wird eine folgende Generation leicht ungerecht, was sich z. B. darin zeigte, daß bei Linggs Begräbnis keiner von den jüngeren Münchener Dichtern erschienen war, sondern fast allein der greise, vom neuen Geschlecht ja auch meist unterschätzte Paul Heyse.

Mehr oder weniger gehören Geibel, Heyse und alle anderen Mitglieder jenes durch König Maximilian gesammelten Kreises der ‚Münchener' zu den Nachgeborenen, und das oben zitierte Lob Geibels für Linggs neuschöpferische Ursprünglichkeit erinnert an die Illusionen, zufolge deren die Zwitterarchitekturen der Maximiliansstraße einen ‚neuen Baustil' bedeuten sollten. Zwischen beiden Wertungen Linggs, der freundschaftlich-illusionären und der fortschrittlich-oppositionellen gilt es die gerechte Mitte zu finden.

Lingg war neben Leuthold der einzige stammestreue Süddeutsche des Münchener Kreises. Die Vorliebe für südländische Stoffe, das Versenken in vergangene Kulturzeiten, welches bei seinen Dichtergenossen, den ‚Nordlichtern', von vornherein stark mit verstandesmäßiger Tendenz verquickt sein mußte, entsprach bei ihm weit mehr einer natürlichen Gemütsanlage, die zudem in katholischen Erziehungseinflüssen nachhaltige Verstärkung fand. Lingg fühlte sich als Kind einer alten und ehrwürdigen Kultur, freilich aber auch — so weit war er vom revolutionären Zeitgeist beeinflußt — als Kind einer absterbenden Kultur, und darin liegt wohl die beste Erklärung für den schwermütigen Grundton seiner Dichtungen. In einem lyrischen Fragment gedenkt er sehnsüchtig der

kräftigeren Zeit, als ‚aus Roms Todesröcheln und Griechenlands Ohnmacht' eine neue, bessere Welt hervorging. Doch alles dieses ist längst verschollen.

‚Unser Denken, unser Wollen
Ist vergiftet, ist vergällt;
Welch ein Drängen und Verkümmern!
Ach, und aus den neuen Trümmern
Hebt sich keine neue Welt!'

Es ist also eine innere Stimmungsverwandtschaft, die den besten seiner historischen Balladen (Spartacus, Lepanto, der schwarze Tod) kulturelle Erschütterungen und Untergänge zum Inhalt gibt und ebenso seinen minder rühmenswerten ‚byzantinischen Novellen' und Lesedramen (Catilina, Die Bregenzer Klause).

Vor allem aber fließt aus diesem an Hamerlings Stimmungsphilosophie gemahnenden Pessimismus das Grundthema zu Linggs epischem Hauptwerk, zu den weit ausgesponnenen 24 Gesängen der ‚Völkerwanderung'. Sie schildern, wie es im Prolog heißt,

‚Zwei Welten sich im Kampf entgegenbrausend,
Ein sterbend und ein werdendes Jahrtausend'.

Das Hauptgewicht fällt aufs Sterben; denn auch die germanischen Eroberer sinken schließlich einer nach dem anderen dahin. Einer nach dem anderen! Lingg hat es nicht verstanden, den welthistorischen Vorgang in wenigen typischen Ereignissen zu konzentrieren. Während sich die ganze Handlung der homerischen Ilias in 51 Tagen abspielt, erstreckt sich Linggs Epos über nicht weniger als drei Jahrhunderte; dabei natürlich noch abgesehen von der Vision des letzten Menschen, die sich im Schlußgesang findet.

Im Prolog bezeichnet Lingg seine in klangvollen Oktaven gehaltene Dichtung als einen ‚Melodienborn'. Das trifft gewiß zu; und gleich unerschöpflich wie des Dichters metrischer, durch Platen geschulter Formenreichtum ist seine sprachliche und gedankliche Phantasie. Er findet immer neue Ausdrucksmittel und Schilderungsfarben im Überfluß. Um so erfindungsärmer aber ist er im Gestalten der Geschehnisse und Charaktere. So fehlen denn die großen, einheitbildenden Züge, und es entwickelt sich nur ein buntsteiniges, den Blick reizendes, verwirrendes und schließlich ermüdendes Mosaik. Nur einzelne in sich abgeschlossene Episoden gewähren reinen Genuß; einige der schönsten hat bereits Geibel in der ersten Gedichtsammlung veröffentlicht: Den Beginn des Ganzen, ‚Aufbruch der Hunnen' mit der grandiosen Personifikation des Hungers als eines hageren, hohlblickenden Hirten; ferner ‚Maximus und Eudoxia': Eudoxia, die Witwe des Kaisers Valentinian, erfährt von ihrem neuen kaiserlichen Gemahl in der Brautnacht seine Mitschuld an der Ermordung des ersten Gatten; schließlich ‚Geiserichs Abzug von Rom'. Eine derartige erweiterte Auswahl — hinzu kommen müßte namentlich noch ‚Die Hunnenschlacht' — wäre das einzige Mittel, ein an einzelnen Schönheiten so reiches Werk unverdienter Vergessenheit zu entreißen. Hopfen hat

bereits einmal den Vorschlag gemacht, die drei Bände in einen zusammen zu ziehen; aber davon wollte der Dichter nichts wissen. Trotzdem würde seinem Andenken mit solchem scheinbar pietätlosen Vorgehen am besten gedient. Berücksichtigung finden sollten dann freilich außer den epischen Schilderungen auch manche mehr lyrische; so etwa der Beginn des dreizehnten Gesangs:

‚Es schläft im Wald, im finster'n Tannengrunde
Ein tief geheimes Grau'n, — wie riesig streckt
Der Elen dort aus seinem Felsenschlunde
Sein schaufligtes Geweih! Der Sturmwind weckt
Den Ur auf und die Wölf' und wilden Hunde.
Aus alten Stämmen, längst von Moos bedeckt,
Aus grauen Ästen schaut's im Föhrenhaine
Wie toter Enaksöhn' versteint Gebeine.'

Ein Übles freilich hätte die Auswahl; sie würde die ohnehin schon vorwiegenden düsteren und grausigen Szenen noch häufen; denn grade diese sind dem Dichter stets am besten gelungen.

Ähnliches ergibt sich, wenn man die zehn Bände Linggscher Lyrik bis herab zu den ‚neuesten Gedichten' (1901) überblickt. Hier findet sich unsres Erachtens weitaus das Tüchtigste und Unvergänglichste, was Lingg geschaffen hat; freilich eingestreut zwischen gekünstelte Formspielereien und konventionelle Flachheiten. Halten wir uns ans wertvolle! Es tritt in zwei Gestalten auf: erstlich als historische Lyrik, deren wir bereits kurz gedachten. Hier gelingt ihm bei aller Farbenpracht straffer und klarer Aufbau, und in der leidenschaftlichen Energie des Ausdrucks spricht sich das volle Einleben des Dichters in die geschauten Bilder aus. Deshalb vermag er auch uns gleich mit den ersten Worten unwiderstehlich in fremdeste Vorstellungsweisen hineinzuzwingen:

‚Erzitt're, Welt, ich bin die Pest!
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest;
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.'

Neben der historischen Lyrik, die noch als Mittelgattung ins epische hinüberspielt, stehen nicht minder vollkommen rein lyrische Gedichte. Freilich ist es Lingg nicht leicht geworden, sich dabei von aller historischen Reflexion zu befreien. Anfangs begegnet es ihm noch, daß ihm selbst in den ausgelassenen Karnevalskuß ‚Sapphos und Propertius' Lieder und Boccaz' Novelle' hineintönen, und was ihm bei ‚Mondaufgang' Baum und Stein an geheimnisvollen Worten zuraunen, klingt ‚wie einst in Delphis Hainen, wie an Jovis Tempeltore'. Aber der Dichter hat auch frühzeitig genug das Bedürfnis empfunden, sein Innenleben vom Überwuchern des Wissens frei zu halten, und in dem Liede ‚Auf einem Eiland möcht' ich wohnen' entringt sich ihm der Entlastungswunsch:

‚O nichts mehr von den Aschenschichten
Geborstner Reiche, Streit auf Streit!
Wir haben schon zu viel Geschichten,
Zu viel, zu viel Vergangenheit.'

Mehr als das Sehnen sagt die dichterische Tat. Unter seinen Liedern sind köstlich reine Stimmungsklänge und Naturbilder, ebenbürtig denen Greifs, frei und natürlich tönend wie aus Volksmund und doch mit reifer Meisterschaft bis ins einzelnste ausgestaltet. Solche Lyrik bedeutet freilich niemals etwas Neues und Unerhörtes in der Geschichte der Dichtung; sie steht ja bereits an ihrem Beginn und kehrt überall wieder; aber eben deshalb ist sie der echte Jungbrunnen, die wahrhafte ‚Rückkehr zur Natur'. Wo solche Lieder, deren ganzes Wesen nach dem Gesange verlangt, die rechte Tonweise finden, da tönen sie lebendig fort und spotten aller Wertungs- und Beschreibungskünste des Literarhistorikers. Man lese nicht über sie, sondern höre sie! Z. B. in der Brahmsschen (auch eines ‚Epigonen') Vertonung das folgende:

‚Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör ich dich
Rufen drauß' vor meiner Tür,
Niemand wacht und öffnet dir;
Ich erwach und weine bitterlich.

Ja, ich werde sterben müssen,
Eine andre wirst du küssen,
Wenn ich bleich und kalt,
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Drossel singt im Wald . . .
Willst du mich noch einmal sehen,
Komm, o komme bald!'

In solcher Lyrik findet sich nicht der kräftige, balladenmäßige Einsatz; sondern in eigenartiger Steigerung hebt sich das meist schwermütig-leise Anklingen bis zum volltönenden Ausströmen leidenschaftlicher Schlußakkorde. Oder aber, das ganze ist ein gleichmäßig ruhiges Bild; ein malerischer Zug reiht sich an den anderen, keiner zu viel, keiner zu wenig, die Anschauung wird vollkommen klar und tief:

Abend:

Ein Wolkenring umfließt
Die Sonne, die hinabgesunken,
Der Tag, von jeder Freude trunken
Und müd von allen Kämpfen, schließt.
Den See durchzittern letzte Funken,
Einsam ans Ufer treibt ein Kahn,
Und alles ist getan.

Wie alles, alles ruhen will!
Es ließ die Rebe sich der Trauben,
Des Schmuckes sich der Wald berauben,
So todesmüd, so trauerstill;
Zur Heimat strebt ein Flug von Tauben,
Ein spätes Lied, — die Nacht bricht an,
Und alles ist getan.

Wie Hopfen aus der Völkerwanderung, so hat Bartels aus Linggs Lyrik eine sorgfältige Auswahl gefordert. Unsere wenigen Proben beweisen wohl schon hinreichend, daß es sich recht sehr der Mühe lohnte; denn vielen würde erst auf solche Weise Bekanntschaft und Verständnis einer dichterischen Persönlichkeit vermittelt, die zwar nicht in überragender Größe, aber echt und sicher an ihrem Platze steht.

Dr. Max Ettlinger.

Gregorianischer Choral und Grammophon.

Ein ungläubiges Lächeln mag vielleicht bei diesem Titel um des Lesers Lippen spielen, und doch ist es so: Das Grammophon hat sich in den Dienst des Choralgesanges gestellt.

In der Osterwoche des verflossenen Jahres tagte in Rom ein internationaler, von den hervorragendsten Fachgelehrten besuchter Choralkongreß; Theorie und Praxis sollten sich dabei friedlich die Hände reichen. Als Pius X. noch den Patriarchenstuhl von Venedig zierte, soll er einmal den Wunsch geäußert haben, die Choralmesse ‚De Angelis' von tausend Sängern vorgetragen zu hören; er ahnte damals nicht, wie nahe dieser Wunsch der Erfüllung stand. Am 11. April 1904 wurde diese Messe zur 1300. Wiederkehr des Todestages Gregor des Großen von mehr als zwölfhundert Sängern im Petersdom gesungen, und der Pontifex, der hiebei zelebrierte, war der ehemalige Kardinal Sarto von Venedig. — Eine so feierliche und prächtige Gelegenheit, Geschäfte zu machen, konnte sich natürlich die Berliner Grammophon-Gesellschaft nicht entgehen lassen, und wirklich erschien ihr Vertreter in der Roma aeterna, um Aufnahmen für das Grammophon zu machen. In einem zierlichen Heftchen, pietätvoll geschmückt mit dem Bildnis Pius X., betont die Grammophon-Gesellschaft ihren Kunststandpunkt, dessen Grenzlinien nicht einmal konfessionelle Bedenken zu verrücken vermögen, in herzerhebender Weise: ‚Nachdem Pius X. sein berühmtes Motu proprio über die Kirchenmusik publiziert, eine Kundgebung, die vielfach besprochen wurde, hielt es die Grammophon-Gesellschaft für wichtig, sich für die Angelegenheit zu interessieren, wie sie es stets tut, wenn etwas künstlerisch schön, nützlich (!) und interessant ist;' und in rührender Bescheidenheit, gepaart mit einem nur für das Wohl der katholischen Kirche besorgten Sinn, ‚gratuliert sich die Gesellschaft selbst zu diesem Werke, da es nicht allein nützlich (!), sondern auch notwendig ist für alle, welche das Studium der alten Kirchenmusik betreiben, und auch für diejenigen, welche der Gehorsam gegen das Motu proprio verpflichtet, die traditionelle, gregorianische Musik in den Kirchen zu singen'. Sie paradiert mit den Ausführungen eines Kongreßmitgliedes, des Baron Kanzler, der in seinem Vortrag über das Grammophon ‚hinwies auf die lobenswerte Idee der Grammophon-Gesellschaft, auf ihren Platten die Sprache, den Gesang und die Melodien, welche auf die verschiedenen Forschungen Bezug haben, zu verewigen'; ja, es gelang dieser Gesellschaft, sogar ein Anerkennungsschreiben aus der päpstlichen

Geheimkanzlei, unterzeichnet von Kardinal Merry del Val zu erwirken: ‚Ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen für den Empfang und für die Vorführung des Grammophons den innigsten Dank Sr. Heiligkeit des Papstes zu übermitteln. — Der glückliche Erfolg, den der oben erwähnte Apparat mit der exakten Wiedergabe der gregorianischen Melodien erzielte, wird ohne Zweifel neuen Ruhm dem Instrumente hinzufügen, welches wundervoll die Originalität der Erfindung mit der Genauigkeit der Wiedergabe vereint.‘

Etwas nüchterner urteilt der Generalpräses des deutschen Cäcilienvereins, Dr. Haberl, in der April-Nummer des ‚Cäcilienvereins-Organs‘: ‚Was die Verwendung des Grammophons zum Choralunterricht anlangt, so kann man nur im Monat April über dieses Thema schreiben. Wir haben hier in Regensburg das zweifelhafte Vergnügen gehabt, nicht nur das beim römischen Kongreß 1904 durchgeführte Programm allein und vor eingeladenen Gästen aus dem Schallbecher zu vernehmen, sondern auch die übrigen mehrstimmigen Vorführungen, welche die Berliner Grammophon-Gesellschaft anpreist und als Kirchenmusik im Sinne des Motu proprio Pius X. aus Rom erhalten habe: um Bekehrungsversuche zu machen. Scham, Ärger, Spott und Gelächter waren je nach den Temperamenten der Zuhörer geistlichen und weltlichen Standes die Antwort auf dieses Unterrichtsmittel. Keinerlei Suggestion konnte diese Wirkungen abschwächen oder vernichten. Ein älterer würdiger Priester und Musikfreund bemerkte uns: „Wenn man die Ideen und Wünsche Sr. Heiligkeit lächerlich machen wollte, könnte man kein besseres Mittel finden als diese Grammophonplatten!“‘

Was ist nun bei diesen sich diametral gegenüberstehenden Ansichten von der Sache selbst zu halten? Ich meine, die Wahrheit liege auch hier in der Mitte.

Die beiden interessierten Teile haben die Grammophon-Aufnahmen aus verschiedenen Motiven gemacht: der Kongreß — für die Kunst, die Grammophon-Gesellschaft — for's Geschäft; beide sind damit hereingefallen, doch scheint es, weniger das Geschäft, mehr die Kunst. Die Grammophon-Gesellschaft sucht natürlich — und das ist ihr von ihrem Standpunkt aus gar nicht zu verübeln — mit Hilfe ihrer zahlreichen Vertretungen die Platten an den Mann zu bringen und verkauft an Gast- und Privathäuser mit demselben Vergnügen und mit der gleichen Anpreisung das ‚Sanctus‘ aus der Choralmesse ‚De Angelis‘ wie die humoristische Szene: ‚Auf der Isartalbahn‘ oder den ‚Wetzstoahans‘; ich habe diese Platten schon in friedlicher Eintracht neben einander liegen sehen, nur schien mir die Platte des ‚Sanctus‘ der Farbe nach etwas ins Rote hinüberzuspielen (vielleicht ein Anflug von Schamröte wegen ihrer Umgebung).

Daß der Kongreß an eine Verwendung der Platten zu solchen Zwecken, fast möchten wir sagen an eine solche ‚Profanation‘ nicht dachte, liegt auf der Hand; für ihn konnte es sich doch nur um eine Verwertung für Unterrichtszwecke handeln, und es läßt sich nicht leugnen, daß dieselben nach dieser

Richtung gute Dienste leisten können, allerdings weniger für Schüler als für Lehrer. Denn der für den Schüler berechnete Unterricht muß sich auf den lebendigen Vortrag des Lehrers aufbauen, und diesen können die besten Grammophon-Platten der Welt nicht ersetzen, wenn wir sie auch in der notwendigen Anzahl hätten, und wenn sie auch nicht durch die ganze Art und Weise der Vorführung die Schönheit des Gesangs beeinträchtigen würden. Für das Selbststudium aber, namentlich das vergleichende des Choralgelehrten und Chorallehrers sind sie ein äußerst praktisches Hilfsmittel, ganz abgesehen von der bequemen und leichten Zugänglichkeit; ich erinnere nur an die Rhythmus-Frage, die bis zu ihrer Lösung noch ein gewaltiges Stück Studium und Arbeit fordern wird. Es ist nämlich noch lange nicht ausgemacht, ob die rhythmische Vortragsweise der Benediktiner von Solesmes die richtige, geschweige denn die allein richtige ist; das geht schon daraus hervor, daß innerhalb des Benediktinerordens, der diese Vortragsweise hauptsächlich vertritt, die einzelnen Klöster, wenn auch nicht im Prinzip, so doch tatsächlich manchmal nicht unerheblich von einander abweichen. So z. B. neigt die romanische Schule zu lebhafterer Färbung und zu wechselndem Ausdruck; ja sogar zwischen der Beuroner Schule und der von St. Emaus in Prag glaube ich einen kleinen rhythmischen Unterschied bemerkt zu haben. Diese Nüancierungen kann man nun nicht leicht an Ort und Stelle selbst, weil zeitlich und räumlich getrennt, untersuchen und studieren; die Grammophon-Platten führen uns jedoch dieselben auf das genaueste vor, und wir können uns die einzelnen Phrasen so oft wiederholen lassen, bis wir die unterscheidenden Linien erfaßt. Gerade dieses öftere Wiederholen bei konstanter Gleichheit gibt dem Studium erhöhten Wert. So bieten die Platten z. B. den Introitus: ‚Sacerdotes' von drei verschiedenen Schulen in Rom gesungen: 1) von den zwölfhundert Sängern beim päpstlichen Hochamt, geleitet von Mons. Rella; 2) von den Schülern des französischen Seminars, geleitet von Dom Mocquereau; 3) von den Benediktinern von S. Anselmo, geleitet von P. Janssens. Was speziell die Gesänge bei dem päpstlichen Hochamt angeht, so vermißt man natürlich die imposante Majestät bei der Aufführung selbst fast vollständig; übrigens wurden dieselben nicht bei dem päpstlichen Hochamt, wie die Platten besagen, sondern in einer der Hauptproben aufgenommen, was schon aus dem Umstande hervorgeht, daß die Intonation beim Gloria in der Papstmesse der hl. Vater selbst sang, während sie für die Platten von einem Benediktiner stammt.

Eine Hauptschwierigkeit bei der Vorführung der Platten besteht jedoch darin, daß die Tonhöhe des jeweiligen Stückes vom Vorführenden selbst geregelt werden muß, und von dieser Tonhöhe ist auch das Tempo abhängig. Es ist also nicht möglich, den Apparat so einzustellen, daß bei gleichem Tempo die Tonlage höher oder tiefer genommen werden kann, sondern je höher die Tonlage, desto schneller das Tempo und umgekehrt. Ferner kann bei den Choralgesängen nicht wie bei anderen Musikstücken die betreffende Nummer ganz genau nach der Normalhöhe, welche die Notation anzeigt, ein-

gestellt werden, sondern die meisten derselben verlangen eine andere Tonhöhe als die, in der sie notiert sind, d. h. sie müssen transponiert werden. Diese Transposition hat aber oft einen ziemlichen Spielraum, und der Vorführende kann nicht wissen, in welcher Tonlage das Choralstück ursprünglich gesungen wurde; trifft er dieselbe aber nicht, so leidet darunter der Rhythmus und kann der Gesang zum Zerrbild verunstaltet werden. Daraus ist mit Leichtigkeit zu ersehen, daß die Melodien nur unter der Hand eines Fachmannes Leben gewinnen und das rechte Bild des Choralgesanges geben können. Denselben Fehler scheint auch P. de Santi, eines der hervorragendsten Mitglieder des Choralkongresses und der päpstlichen Kommission, zu rügen, wenn er in der Civilta Catolica schreibt: ‚Unsere Stimmen erkennt man nicht wieder, wenn man nicht vielleicht mit einer gewissen Sorgfalt die Klangfarbe reguliert. Um dies bewerkstelligen zu können, müßte man vorher die Stimmen kennen. So befinden wir uns in einem falschen Kreisschluß.‘ Setzen wir musiktechnisch ausgedrückt statt Klangfarbe ‚Tonhöhe‘, so ist es der gleiche Gedanke, und seine Wahrnehmung stimmt mit der unsrigen vollkommen überein.

Die Grammophon-Platten bieten dann noch eine Anzahl von vierstimmigen Vokalgesängen, meistens Motetten von Palestrina, Viadana, Vittoria, Gabrieli, die von Perosi und Kanzler dirigiert wurden und bei richtiger Transposition gut klingen; auch einige Vorträge und Reden von Zelebritäten des Kongresses wurden durch die Grammophon-Gesellschaft der Vergessenheit entrissen.

Einer alten Sitte gemäß ertönen bei der hl. Wandlung, wenn der Papst selbst im Petersdom pontifiziert, hoch von der Kuppel herab die Silbertrompeten und künden mit ihren metallenen Stimmen die feierliche Erhabenheit und majestätische Größe des Augenblicks. Am 11. April 1904 sind sie zum letzten Male erklungen zum Leidwesen der Römer und nicht minder der Fremden; das Grammophon hat uns ihren ‚Schwanengesang‘ verewigt. ‚O Roma felix!‘ würden wir mit dem Dichter ausrufen, wäre in deinen Mauern sonst nichts zu reformieren als dieser prächtige Trompetengesang. Aber die nächsten Platten bieten uns ein abschreckendes Beispiel von dem tiefen Stand der römischen Kirchenmusik, den wir Deutsche — unseren Verhältnissen nach — einfach nicht begreifen können; ‚Musik vor dem Motu proprio komponiert und gesungen‘ nennt die Grammophon-Gesellschaft diese Platten-Serie. Möge es doch in Wirklichkeit so sein; die Nachrichten aus Rom geben indes wenig Hoffnung. Gott sei Dank sind wenigstens diese widerlichen Kastratenstimmen, wie sie uns bei diesen Nummern noch entgegentönen, durch die Energie Pius X. endlich einmal endgültig aus der Sixtinischen Kapelle verbannt. — Ob wir am Ende des 20. Jahrhunderts nicht so weit gekommen sein werden, daß der Sängerchor aus der Kirche überhaupt verschwunden — vielleicht samt Priester und Prediger — und seinen Dienst die Berliner Grammophon-Gesellschaft mit ihren Platten versieht?

Dr. Karl Weinmann.

Zoologie und Blitzlicht.

Mit Blitzlicht und Büchse ist Carl Schillings auf neue Beobachtungen unter der Tierwelt Deutsch-Ostafrikas ausgegangen; zuerst 1897, dann noch zweimal zuletzt 1903. Ein großes, stattliches Werk faßt das Wesentliche dieser Reisen zusammen. Man spürt auf jeder Seite aus dem unfügsamen Afrikanerstil die Begeisterung, den Mut und die Energie, der Schillings sein Werk verdankt, und glaubt doch bei jeder Zeile, wenn er sagt, daß ihm Löwen- und Nashornabenteuer angenehmer waren als die Niederschrift dieses Buches.

Die höchstgespannte Lebenskraft solcher Abenteuer gibt Ausdruck und Satzbau eine Spannung, eine explosive Gefülltheit und doch wieder eine wie versagende Beengtheit, die unheimlich und aufreizend, gewaltig und fesselnd zugleich auf den Leser wirkt.

Den Namen Schillings, der einer westfälischen Jägerfamilie angehört, mag mancher schon in den zoologischen Museen von Berlin, München, Karlsruhe 2c., vielleicht ohne sonderliche Grübelei, in Verbindung mit wertvollen Stücken der Sammlung bemerkt haben; das sind Erfolge seiner glücklichen Büchse und Beweise seiner uneigennützigen Hingabe an wissenschaftliche Interessen. Wer sich eine Vorstellung von der Gefährlichkeit machen will, die mit Jagden auf Nashörner, Leoparden usw. verbunden ist, oder von der unsäglichen Schwierigkeit, welche die Erbeutung eines Büffels etwa, einer Giraffe, gewisser Affen, Gazellen usw. an sich hat, wer dann weiter verstehen will, wie weit und beschwerlich von da noch der Weg zur brauchbaren Präparation der Beute ist, der lese in Schillings Buch, und er wird mit ganz anderem Respekt inskünftig jene Sammlungen betreten.

Doch nicht all das eigentlich ist's, was den Namen Schillings seit einiger Zeit in aller Mund bringt; es wäre dafür doch kaum einzigartig genug. Weshalb wir hier von ihm sprechen, das hört sich zunächst viel harmloser an. Denken wir uns also: Schillings hat auch einen photographischen Apparat mitgenommen und Tiere photographiert bei Tag und Nacht; vorzüglich bei Nacht mit Blitzlicht. Und das ist das Neue?

Es war nicht so neu, daß nicht schon einige andere vor ihm das Gleiche versucht hätten. Aber die systematische Durchführung, der bedeutsame Nachdruck, den er methodisch bewußt darauf legte, und schließlich seine in der Tat schönen Erfolge zeichnen ihn vor anderen aus. So sehen wir denn sein Buch mit Hunderten von grundsätzlich naturtreuen, nicht retuschierten Phototypen geschmückt, deren Bedeutung völlig über die übliche Illustration auch ähnlicher Werke hinausgeht. Sie begleiten nicht den Text, sondern sie vervollständigen, rechtfertigen ihn erst; sie sind eigentlich die Hauptsache und das Außerordentliche an dem Werke.

Man wird das sogleich noch besser verstehen, wenn wir die treffende Bezeichnung der Bilder als ‚Natururkunden' aufgreifen, die von dem bekannten Direktor des Berliner zoologischen Gartens Dr. Ludwig Merk herrührt; sie faßt den künstlerischen wie wissenschaftlichen Sinn der neuen Methode unüber-

trefflich und bequem zusammen. Freilich müssen dabei die Garantien vorausgehen, die zu den Begriffen Natur und Urkunde gehören; wir gewinnen sie, wo nicht schon aus den Bildern, aus den Schillingsschen Worten.

Noch lange nicht vollkommen ist die Methode. Nicht alle Aufnahmen sind ganz gut. Es war eine lange Schule notwendig, Schule für den Techniker, der die Instrumente fertigte, Schule für den Reisenden, der sie handhabte, der für sie eine neue Jagdkunst erproben mußte, daß der Schuß mit der Camera so sicher und gerecht werde wie der mit der Büchse. Eine hundertköpfige Karawane, wo jeder einzelne unerschütterlich an seinem Platze stand, eine mühsame Disziplin für alle möglichen Fälle auch die geringste Störung der empfindlichen Maßnahmen zu sichern suchte, stand Schillings zur Seite; Leute, die das Fleisch der Löwen aßen, denen Fieber und Zecken, die den Weißen an den Rand des Grabes brachten, fernblieben, die auf unmerkliche Winke mit Büchse und Camera zur Stelle waren, wie Geister unsichtbar wurden und auftauchten und kaum in Lebensgefahr das allgemeine Schießverbot übertraten, — die machten mit ihrem energischen und tollkühnen Führer eine Organisation aus, die der feinsten Spürkunst der sinnesstärksten Naturwesen Herr wurde. Ob diese aus wohlverwahrtem Versteck von lockendem Köder berückt oder bei der Tränke belauert, ob sie bei Tag vom Jagdglück auf den Weg geführt wurden, zu Lande, im Wasser, in der Luft, sie mußten auf die Platte. Mehr wie einmal wandte sich dann ein Ungeheuer zum lebensgefährlichen Angriff, mehr wie einmal kam nur wie durch ein Wunder die Rettung. Auf offener Steppe, im Buschwerk, wenige Schritte von den Bestien entfernt, in verkleideten Erdhöhlen, auf Bäumen und Termitenhügeln, im leichten Boot zwischen Krokodilen und Flußpferden, schier überall stellte sich neben den mutigen Cameraschützen die Gefahr. Wochenlang zog er sich auf eine ungesunde, sumpfige Urwaldsinsel zurück, um Büffel zu erwischen; aber hier so wenig wie mit Stachelschweinen, Erdferkeln u. a. hatte er Glück.

Doch was uns nun endlich die mit der Treue der Not der unberührtesten, versteckteften Natur abgerungenen Bilder vors Ange bringen, ist reizvoll, ja oft entzückend schön. Künstlerische Bildwirkungen, reizvoll in Farbe, Gruppierung und Bewegung, sind sie gewiß nicht alle. Aber noch von dem naturrohesten, oder gerade von diesem, geht die ganze Wärme, Lebendigkeit, Keuschheit aus, die der Anblick der unmittelbaren Natur unserem Gefühl mitteilt. Wir leben zum größten Teil heute so fern von der Natur, haben so sehr das organische Verhältnis zu ihr vielfach verloren, daß es nur wenigen recht gelingt, sich tierisch belebte Landschaft vorzustellen, und seltener noch, tierische Lebewesen in *ihre* Landschaft hineinzudenken, seien es auch nur heimatliche Landschaften, heimatliche Tiere. Viele wissen und fühlen diese Entfremdung des Menschen einerseits, diese Scheu der Natur andererseits so wenig, daß sie den Mangel an ersatzfähigen bildlichen Darstellungen der Lehr- und Anschauungsbücher nicht merken, das Unnatürliche, Unheimliche eines Tierumrisses etwa auf weißem Grunde gar nicht zu fühlen imstande sind. Da

kommt denn im Schillingsschen Gedankengang der Photographie, bei Tag in die Ferne, mit Blitzlicht in der Nacht, eine ihrer schönsten Aufgaben gerade entgegen. Wieviel mehr erst, wenn es sich um die Tierwelt fremder Weltgegenden handelt, die der unmittelbaren Anschauung so durchaus entzogen sind, daß es wie ein Wunder erscheint, wenn eine natürliche Darstellung die geheimnisvollen Gegenstände betrachtender Phantasie, prüfender Forschung offenbart! Denn diese nächtlich trinkenden Nashörner, Löwen, Zebras, diese gierigen Leoparden, Schakale, Hyänen, Geier, die großen Scharen von Gazellen, Zebras, Affen, diese Prozessionen von Marabus, Störchen, Flamingos, diese seltsamen Gruppen von Giraffen und Elefanten, Krokodilen und Flußpferden 2c. 2c., die wir da alle in ihrer Landschaft, auf ihrem Boden, mit ihren natürlichen Lebensgewohnheiten und Schutzmitteln vor uns sehen, — sie macht sich der Forscher in erhöhtem Maße lebendig; ihm hellen sie nicht nur biologische, sondern sogar systematische Fragen auf; in der Tat hat Schillings neue Arten teils entdeckt, teils zuerst erbeutet.

In seinen Schilderungen der Landschaft lebt Schillings die Erinnerung zur Wirklichkeit aus; die Tierwelt Deutsch-Ostafrikas liebt er als einen Teil der Landschaft. Und wie er selber sie geschont, wie er selbst in Zeiten der Hungersnot die Vergrößerung der ohnehin großen, vollkommen persönlichen Opfer an Geld nicht gescheut hat, um nicht von der Jagd leben zu müssen, so klingt seine Darstellung in den leidenschaftlichen Ruf aus um Schutz dieser Natur vor Vernichtung. Denn schon ist's weit gekommen damit; schon werden Tiere selten, die wie die Nashörner vor kurzem noch zahllos waren, wie die Elefanten, Büffel, Flußpferde, Giraffen und viele andere. Wenig Hoffnung ist auch noch für die Erhaltung des Überrestes da. Indes, das ist wiederum nur ein Grund mehr, dem glücklichen Schillingsschen Gedanken und seiner Verwirklichung jede Anerkennung und jeden Dank abzustatten. Er hat einer schönen Technik rechtzeitig eine neue, ersprießliche Aufgabe gezeigt.

Joseph Kühne.

Schöpfung oder Entwicklung.

Eine Parabel.

Unumschränkter als der weise Zar herrscht eine stolze Königin über ihr weltweites Reich. Vieles hat sie für die Aufklärung, manches für die Wohlfahrt ihrer Untertanen gewirkt. Leider hegt die hohe Frau doch auch vielfache Vorurteile und wird zuweilen von seltsamen Launen befallen. Es wandelt sie nämlich hie und da das Gelüste an, etwas ganz Unglaubliches als Reichsgesetz zu verkündigen, gleich als wollte sie versuchen, wieviel sie wagen könne, ohne daß die Untertanen widerspenstig werden. Immer war es ihr gelungen, was ihrem Charakter geschadet, ihm einen Zug hämischer Bosheftigkeit gegeben hat.

Sie sann und sann, ob es wohl etwas so gar Unglaubliches gäbe, was sie in ihrem Reiche nicht durchzusetzen vermöchte. Manch ein toller

Einfall war schon in Erwägung gezogen worden, wie ihn in Fastnachtszeiten die Hirne und Herzen jugendlicher Menschen auszubrüten pflegen. Nichts von alledem befriedigte sie. Da ward ihr ein berühmter Zauberer gemeldet, der dringend darum bat, vorgelassen zu werden. Sie befahl ihn zur Audienz und fragte nach seinem Begehr. ‚Ich kenne deine geheimste Regierungssorge, huldreiche Königin!‘ so hub dieser an. ‚Ich bin gekommen, dir einen Vorschlag zu unterbreiten. Verkündige das folgende Reichsgesetz: In Meiner landesmütterlichen Fürsorge bin ich unausgesetzt darauf bedacht, die Bildung Meiner vielgeliebten Untertanen zu fördern. Deshalb will ich und verordne, daß jeglicher über seine Herkunft nachdenke und Bescheid gebe. Da ich aber die Geistesfreiheit wie meinen Augapfel hüte, soll freie Wahl allen gewährt sein. Es entscheide sich denn ein jeder meiner Untertanen für Eines von Zweien. Er sage, ob er von menschlichen Eltern abzustammen vorgebe; dann muß er aber leugnen, jemals gewachsen zu sein. Oder er sage, daß er durch sein Wachstum ward; dann muß er leugnen, von menschlichen Eltern abzustammen. Das Bekenntnis der einzelnen wird in eigenen Reichsregistern eingetragen. Ausführungsbestimmungen: 1. Wer sich unterfängt, zu behaupten, bei ihm sei beides der Fall gewesen, dem wird der Mund verbunden und die Binde am Hinterhaupte mit Unserem Reichssiegel versiegelt. 2. Wer behauptet, von menschlichen Eltern abzustammen, der wird in die Kaste der Ungebildeten verwiesen. 3. Wer aber angibt, seinem eigenen Wachstum sein Dasein zu verdanken, den erheben Wir in unseren erblichen Reichsgeistesadel.‘

Während der Zauberer sprach, machte die Königin große und immer größere Augen. Dann aber kam unbändige Heiterkeit über Ihre Majestät. Endlich sprach sie mit wiedergewonnener Würde: ‚Herr Zauberer, Sie sind unschätzbar! Ihre Wiege stand in Ulkalien, der Insel im großen Unsinnsozean, gelegen am 333. Meridian westlicher Länge von Unserem Reichsnarrenhause.‘

Das Gesetz wurde verkündet; die Ausführungsbestimmungen strengstens durchgeführt. Einigen wenigen mußte die Binde angelegt werden. Zahlreicher waren die, welche in die Kaste der Parias versetzt wurden; behaupteten sie, mißverstanden worden zu sein, so bedrohte man sie mit der Binde. Zahllos aber wie Himmelssterne und Meereswellen waren diejenigen, welche in begeisterungsvollem Überzeugungsbrustton lediglich ihrem eigenen Wachstum ihr Dasein zu verdanken versicherten, und die sich so den erblichen Geistesadel zuzogen.

Der Ort dieser Begebenheit ist die Kulturwelt; die Zeit die letzten fünfzig Jahre. Die Königin heißt öffentliche Meinung; der Zauberer Zeitgeist; die reichsgesetzlich verkündete Alternative: Schöpfung — oder Entwicklung.

R. von Nostitz-Rieneck, S. J.

Das Christentum und die Zukunft.*

Die wichtigsten Probleme in den entscheidenden Daseinsfragen der Völker: das religiöse, das künstlerische, das nationalistische werden heute zu Unrecht und vergeblich betont. Denn es sind vorerst andere zu lösen. Und so sehr die Kurzsichtigkeit der Verneiner dieser Thesen zu bedauern ist, ihre Vertreter täten gut daran, sich zur Zeit in der Rolle des Vermittlers zu versuchen.

Das Alte kann einer neuen Zeit Kleid nicht sein, wenn auch die stürmenden Neuerer gern vergessen, daß aller Dinge Grundwesen Beständigkeit heißt und das Neue, so es je zur gedeihlichen Reife gelangen soll, die Grundphysiognomie des schon früher Vollendeten aufweisen muß.

Wir alle wissen, die Grundforderungen des Sozialismus mit den widerwärtigen Begleiterscheinungen seiner Heißsporne sind unerfüllbare Irrlehren; aber wir wissen auch, daß manches am Bestehenden saftlos und eingetrocknet ist und aus seiner Auflösung das Neue sich gliedern muß.

Der Blick der Völker wird sich immer eine geraume Spanne Zeit der Erde zuwenden, um nicht durch unausgesetztes Sehen in die Ferne das Auge für die nächste Umgebung allzusehr zu schwächen. Und umgekehrt. Und so wird denn niemand leugnen können, daß die Zeit-Drillinge: Naturwissenschaftlicher Materialismus, Sozialismus und Frauenemanzipation ebenso notwendig waren und dauernde Spuren des Vorteils für die Gesamtheit hinterlassen, wie sie des Ferneren in Bälde von ihrem Gegenteil abgelöst werden.

Das religiöse und politische Leben ist das Fundament, auf dem der stolze Bau eines Volksorganismus allein sich erheben kann. Aber wir haben weder das eine noch das andere heute. Die öffentlichen Fragen sind sozialer Natur, und so sehr es auch scheinen möchte, es ist nicht das Wohl der Allgemeinheit im weitesten, eben im nationalen Sinne — (es kann dies zur Zeit nicht sein), — vielmehr das Wohl des einzelnen, das sich hinter der Parteien Forderung birgt. Erst wenn der einzelne im großen und ganzen geborgen ist, kann er ohne allzu große Opfer der idealen Gesamtheit dienen, die die physische Substrat-Summe abgiebt jener drei oben betonten Probleme, deren letzte Einheit die Kultur eines Volkes genannt wird.

* Anmerkung der Redaktion: Der Standpunkt dieser Ausführungen ist nicht der des kirchlich-gläubigen Christentums; aber es sind Gedanken einer Seele, die sich der Wertschätzung des katholischen Christentums wieder nähert. Es ist vieles in diesen Ausführungen, womit wir nicht übereinstimmen; allein den Hochland-Lesern werden auch solche Stimmen beachtenswert erscheinen, aus denen, wenn auch verworren, die Höhensehnsucht der Zeit spricht; und insbesondere verdienen solche Gehör, die durch eigenes Erleben die Erfahrung gemacht haben, daß ‚Worte des ewigen Lebens' sich nirgends auf Erden finden als im Reiche Gottes, das Christus begründete und der Menschheit als allumfassendes Ideal hinterlassen hat. Der Verfasser schreibt uns: Ihnen ist der Wert des Christentums und des Katholizismus etwas Selbstverständliches; ein beachtenswertes Zeichen der Zeit ist es aber, daß mancher, der lange abseits stand, sich nun diesen Anschauungen nähert, und von diesem Standpunkt ist mein Aufsatz geschrieben; das dürfte ihm vielleicht eine Wirkung auf Gleichgesinnte geben.

Genau genommen kann der einzelne sich so dem Ganzen nur anschließen, indem er durch Abstreifen des äußerlich Individuellen (und was wäre der Entwicklung einer einheitlichen Gesamtheit wohl hinderlicher!) gewissermaßen zur Nummer geworden ist. Und wie zur Blütezeit des antiken Staates der einzelne dies war, so streben die drei einflußreichsten Körperschaften der Gegenwart denn auch das gleiche an: die Unterwerfung des einzelnen unter das Ganze fordert die katholische Kirche, die preußische Armee, der Sozialismus.

Wir leben somit mehr denn irgend je eine Generation in einer Zeit des Übergangs, und alles, was wir geistig produzieren, kann nur das Baumaterial zum Tempel der Zukunft sein, während die, die heute nach Vollendung und harmonischem Ausgleich trachten, dies nur können einmal auf Kosten einer ungehinderten Entwicklung, dann allzusehr aus dem Geiste der Vergangenheit heraus; wovon vielleicht ein paar katholische Geister eine Ausnahme bilden, indem ihr intellektuelles Gewand, das beweglichste und anpassungsfähigste zugleich, ihnen Raum genug läßt, sich in allen neuen Gangarten zu versuchen und auszuwachsen, im Schatten der unüberwindbaren Tradition.

Im Vordergrund der streitenden Mächte sehen wir die ringenden Silhouetten zweier Giganten im Kampfe: Nietzsche und Tolstoi. In ihnen nahmen die Zeitideen, die des im Produktiven gerechtfertigten Individualismus und die des ausgleichenden Altruismus, überlebensgroße Form an. Nietzsche, der Aristokrat, wenn er auch für den Geburtsadel stimmt, vertritt dessen engere Rechte aber nicht, macht sich vielmehr zum Sprecher einer nicht näher zu gliedernden kosmopolitischen Gemeinde, während sein Gegenpart Tolstoi im Sinne der Urchristen einen transzendentalen Altruismus fordert, der die Grenzen des um das leibliche Wohl der einzelnen bedachten Sozialismus weit überschreitet. Beide aber sehen wir so als Träger eines negativen Ideals, als Verneiner der Gesellschaft jeden auf seine Weise, wenn es auch bemerkenswert ist, daß beide, obgleich in erster Linie Künstler, die Forderung einer Reorganisation des Bestehenden als Grundbedingung empfanden.

* * *

Wenn wir heute auf die frühesten Zeiten der Kulturentwicklung zurückschauen, könnte man wohl, gerade in sozialer wie moralischer Beziehung — und diese Beziehungen sind es ja, die uns hier vornehmlich interessieren — den Orient als das Kindesalter der Menschheit betrachten. Wie hier das Empfinden in der Kunst nicht über das Sinnlich-Dekorative hinauskommt, so im Sozialen und Moralischen nicht über die einfachsten Vorstellungen von Recht und Unrecht. Die indo-arischen Völker und Hellas bilden ja in gewissem Sinne eine Ausnahme; aber welch enormen Fortschritt bedeutet hiergegen nicht der Okzident mit dem Christentum und seiner Forderung nach *Liebe* als oberstem Moralsatz! Einen wie enormen Fortschritt bedeutet diese Forderung selbst gegen Hellas, das als die oberste Tugend nur die *Gerechtigkeit* kannte! Und schon beginnt das Zusammenleben der Menschen sich dermaßen zu komplizieren, daß es manchem einleuchten könnte, es ließen sich die verschlungenen Fäden dieser Wirrnis nur noch an der Hand der Liebe statt der Gerechtigkeit lösen. Eine Forderung, die seltsam kontrastiert zur Geringschätzung der christlichen Religion gerade in unseren Tagen als Folge des naturwissenschaftlichen Materialismus und auch zur Indifferenz derer, die da glauben, wir hätten die christliche Lehre längst zur Genüge aufgesogen, und das fadenscheinige Wort *Humanismus* gern an seine Stelle setzen. Unausgesetzt bestaunen wir die herrlichsten Denkmäler abendländischer Kunst, die den Orient so weit hinter sich lassen, ohne in Betracht zu ziehen, daß sie ohne jene seelische Vertiefung nicht zu denken wären, die das Christentum in alle Schichten der Bevölkerung trug, ein Umstand, der kaum genügend von jenen religionsbedürftigen

Mystikern in Betracht gezogen wird, die das kühle Herdfeuer ihres Alltags an der kosmischen Flamme indischer Philosophie erwärmen möchten.

Es gilt doch vorerst, die Beziehungen des einzelnen in etwa zu fördern; das aber kann wohl kaum auf Grund indischer Philosophie geschehen, die das Diesseits ja noch mehr negiert wie das aszetische Urchristentum, und auch keine Kunst kann hieraus wachsen, deren Wurzeln so sicher im Erdreich des Diesseits ruhen müssen, weil ihre Blüte der Sonne des Jenseits entgegenwächst.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden: *Sind wir noch Christen?* Vielleicht ist heute von unserem Standpunkt die Frage berechtigt: *Waren die Menschen als Gesamtheit je Christen?* Und ich glaube, man kann zu dem Resultat kommen, dies zu verneinen, und zu der Annahme gelangen, die große Epoche des Christentums, in jenem Sinne: in allen Einzelheiten die Liebe walten zu lassen an Stelle der Gerechtigkeit — stehe noch bevor. Denn so wir zurückschauen auf die letzten 2000 Jahre christlicher Zeitrechnung, wir finden hiervon wenig. Die Kirche an sich und die Klöster waren es, sie und ihre nächsten Diener, die ihr Leben ganz in den Dienst der neuen Idee stellten und jene Kulturblüte zeitigten. Daneben aber waren diese Zeiten solche des rücksichtslosesten Individualismus. Nur in der Religion verband diese Menschen die Allgemeinidee, nicht im Leben. Und wenn wir diese Epoche im Gegensatz zum Kindesalter des Altertums als das Jünglingsalter der Menschheit bezeichnen, so hätten wir wohl einen Beleg dafür; denn welcher kraftbewußte Jüngling lebte den Satzungen der christlichen Lehre völlig getreu? Zwar nennt Stirner die christliche Epoche das Jünglingsalter der Menschheit, in der Werktätigkeit trifft dies nicht zu. Die vermag erst der Mann zu üben. Und der Stirnersche Egoismus hat auch nur dann Zweck und Möglichkeit, so er sich auf das rein *geistige Besitzen*, auf rein *geistige Macht*, d. h. auf illusorische Güter unter bestehenden Gesellschaftsformen bezieht. Dies aber ist nicht das Gegenteil, wie er meint; es ist die äußerste Konsequenz des Christentums.

Und dieses Mannesalter der Menschheit scheint nun zu dämmern, nun, da die Grenzen der Gesellschaft sich mannigfach verschieben, um die Konstellation eines ferneren, auf Jahrhunderte berechneten Zusammenschlusses zu ermöglichen.

* * *

Die Kultur war in der großen Vergangenheit die der einzelnen; nun, da sich Klassen und Stände erweitert haben und erst im wahren Sinne ein Leben der Gesamtheit beginnt, kann auch erst eine Kultur der Gesamtheit anheben. In den großen Zeiten christlicher Kunst verband die Menschen nur in der Religion die Allgemein-Idee, weniger in ihrem individualistisch gestalteten Leben. Jetzt kann sich dies verschieben, das Christentum aus einem rein transzendentalen ein mehr irdisches werden und so den religionsfeindlichen Sozialismus ablösen und zugleich verwirklichen helfen. Gesellschaftliche Umwälzungen können dabei nicht in Betracht kommen; denn die Verschiebungen werden und können nur langsam vor sich gehen, ja unmerklich, und an Stelle der ersehnten Gleichmachungen wird nur eine um so vielfältigere Gliederung treten, eine aus der Idee der Menschheit und der Liebe sich entwickelnde Gliederung der Individualitäten, die nicht als einzelne wollen, vielmehr als Glied des Ganzen.

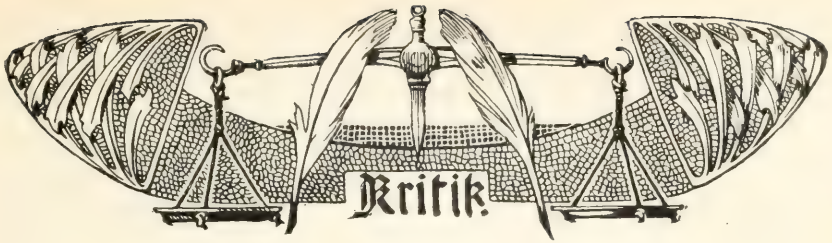
Die Zeit der Kultur der einzelnen ist vorbei, trotz Nietzsche, und auch jene des rein transzendentalen Christentums, trotz Tolstoi! Denn es kann auch nicht der Zweck der Menschheit sein, unter Verneinung des Lebens nur der Idee des Göttlichen zu leben, vielmehr es täglich unter produktiver Arbeit in immer neuer Form zu erleben. Das aber tut der im Kampf ums Dasein sich Mühende täglich von neuem mit dem Herzen; ihn erfüllt die allmächtige Allgegenwärtigkeit Gottes mit Dankbarkeit, nicht mit Furcht. ‚Mir kann nichts geschehen' unter

Berufung auf das jenseitige Geborgensein, sollte nur als Trostmittel in den schwersten Stunden dienen. Sonst ist es der Lehnstuhl der Schiffbrüchigen und geistig Bresthaften. Selbst Christus ließ die Freuden des Jenseits von den Leiden im Diesseits abhängig sein, betonte somit ein Ausleben der Individualität in jedem Sinne, nicht jene Aszese, die oft der Unreinlichkeit so nahe ist wie der Feigheit.

Ehedem waren die Religionen nationale und an Land und Klima gebunden, und auch die Kultur und der Fortschritt der Völker entstand nur unter dem Wechsel von Landstrich und Nationalitäten, im Siegeszug über den Erdglobus. Ein solcher aber ist heute nicht mehr möglich; und was käme da der Menschheit mehr zu statten denn die universalistische Idee des Christentums? Sie allein vermag die Völker zu binden ohne Einbuße der nationalen Farbe; denn diese wird und kann nicht schwinden, solange Bodenbeschaffenheit und Klima verschieden sind, und solange sich Generationen hindurch ein Volk ihren Einflüssen aussetzt.

Als Erben der Vergangenheit und Pioniere der Zukunft zugleich sehen wir in unseren Tagen drei große Organisationen am Werke, in Anwartschaft auf die Führung, jede auf die gleiche Weise, für die gleiche Idee arbeitend, wenn auch äußerlich scheinbar so unendlich verschieden. Es sind die zwar für sich im besonderen, aber doch unter Verkennung der Rechte des einzelnen im Dienste der Allgemeinheit arbeitenden Mächte: die katholische Kirche; der Sozialismus; das preußische Heer. Daß keiner von ihnen die Herrschaft der Zukunft ausschließlich zufällt, leuchtet dem vorsichtig Urteilenden wohl heute schon ein, wenn auch jeder einzelnen eine größere Bedeutung zukommt, wie der jedesmalige Gegner und der Vertreter eines einseitigen Standpunktes zugeben möchte. Sie werden mit allem Lebenstüchtigen, das sie umschließen, das Fundament der Zukunft bilden, der Zukunftsgesellschaft, die keiner der drei entraten kann; sie werden alle unnützen Sonderbestrebungen auffangen, um zur Hälfte dem leiblichen, zur Hälfte dem seelischen Wohle des Volkes zu dienen, im Zeichen der christlichen Idee, unter deren Stern die Menschheit sich nun anschickt, einen weiteren Schritt in die Zukunft zu machen.

Rudolf Klein.



Ein neues System der politischen Oekonomie.

Dr. Georg Ruhland, o. ö. Professor für politische Ökonomie an der Universität Freiburg (Schweiz) hat im Jahre 1903 den ersten Band eines weitausschauenden großen Werkes (*System der politischen Ökonomie*, I. und II. Band. Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Band I, Fischer, Berlin) erscheinen lassen, für das er nicht weniger als 48 Mitarbeiter gewonnen hat. Diese große Zahl der Mitarbeiter ist erstaunlich, weil es sich nicht um ein Sammelwerk selbstständiger Mitarbeiter handelt, sondern um Aufstellung eines einheitlich konstruierten wissenschaftlichen Systems, für dessen Bau die Mitarbeiter nur die ‚Materiallieferanten' sind, die nachher noch die ‚Überprüfung der fertigen Konstruktion an der Hand der Quellen zu übernehmen' haben (S. 159). Der Verfasser ist aber heute trotz dieser Mitarbeiterschar schon in der Lage, ‚bei der Drucklegung der ersten Zeile zu wissen, wie die letzte Zeile des Systems lauten wird' (S. 159). Wir halten diese Kenntnis für nicht mehr als billig; denn sonst dürfte er nicht mit dem Anspruch auftreten, ein neues, und zwar das einzig richtige System der politischen Ökonomie bieten zu können, aus der sich logisch-deduktiv in unzweideutiger Klarheit die richtigen wirtschaftspolitischen Maßnahmen herauslesen lassen.

In der Hauptsache wird das System des Verfassers darauf hinausgehen: Agrarstaat und nicht Industriestaat. Wir sagen ausdrücklich, darauf *wird* es hinausgehen; denn in dem vorliegenden Band ist das System noch nicht entwickelt, sondern erst angekündigt. Zwei Grundgedanken des werdenden und des fertigen Systems sind folgende: 1. Getreideversorgung ist der springende Punkt in jeder wirtschaftlichen Entwicklung, ist der Faktor, welcher in der Geschichte jeden Volkes immer als entscheidend durchbricht und dem ganzen Volksschicksal den Weg weist; dementsprechend muß die Getreidepolitik, mag sie momentan Schwierigkeiten haben oder nicht, immer als das Fundament und als Regulativ der Wirtschaftspolitik betrachtet werden. 2. Wie Getreideversorgung objektiv der wichtigste Faktor der wirtschaftlichen Entwicklung ist, so muß man auch bei den theoretischen Erforschungen der ökonomischen Zusammenhänge die Getreidefrage in den Mittelpunkt der Untersuchung stellen und nachweisen, wie das gesamte Wirtschaftsleben in seiner Gestaltung von dieser Frage abhängt. Es ist ohne Zweifel zu erwarten, daß der Verfasser, wenn er den zweiten Grundgedanken als heuristisches und methodologisches Hilfsmittel seiner Untersuchung benützt, manchen ökonomischen Zusammenhang neu entdecken oder doch neu und besser beleuchten wird. Ob er jedoch von diesem Punkte aus die ganze wirtschaftliche Welt und die ganze bisherige nationalökonomische Wissenschaft aus den Angeln heben wird, ist etwas anderes. Die Getreideversorgung als Fundament jeder Wirtschaftspolitik sodann ist entweder eine Binsenwahrheit, die von selbst einleuchtet, da in letzter Linie für

die Menschheit Nahrung geschafft werden muß; oder aber sie ist ein wirtschaftspolitisches Problem, das in wechselndem Maße in den Vordergrund der aktuellen Wirtschaftspolitik zu treten hat. Die Getreideversorgung bietet nicht zu allen Zeiten gleiche Schwierigkeiten und muß jedenfalls auf den verschiedensten Wirtschaftsstufen verschieden gelöst werden; für unsere Tage allerdings hat der Verfasser recht, wenn er von der nationalökonomischen Wissenschaft verlangt, sie solle die Frage der Getreideversorgung oder, wie wir ebensogut sagen könnten, des nationalen Nahrungsspielraumes eingehend behandeln und erforschen, da wir jetzt gerade unter dem Einfluß der internationalen Konkurrenz und der nationalen Bevölkerungsbewegung vor neue brennende Aufgaben gestellt sind. Der Verfasser hat in dieser Richtung sowohl durch seine bisherigen Schriften wie durch seine Getreidepreisnotierungen unzweifelhafte Verdienste sich erworben. Bei der Empfehlung seines Systems als desjenigen, welches sachlich das unentbehrliche Getreide zum Mittelpunkte habe, darf der Verfasser übrigens nicht vergessen, daß grundsätzlich kein System etwas anderes wollte und will als die Schaffung eines möglichst weiten Nahrungsspielraumes für die Bevölkerung. Das wollten die Merkantilisten, die doch keine Midastheoretiker waren; das behaupten auch die extremsten Freihändler. Nicht die Notwendigkeit, sondern die Form der Getreideversorgung ist die Streitfrage; beim Sozialismus und bei der Sozialpolitik kommt noch hinzu die Frage der sozialen Verteilung des einmal beschafften Getreides.

Am interessantesten und auch für nicht nationalökonomische Kreise sehr anziehend sind in dem vorliegenden ersten Bande die historischen Ausführungen, während die methodologischen Ausführungen zu aphoristisch sind. Die Postulate und Voraussetzungen, von denen aus der Verfasser selbst an den Aufbau seines Systems herangeht, lassen sich ahnen aus dem langen Sündenregister, das er der modernen Wirtschaftspolitik und Nationalökonomie vorhält (S. 150—156), die er einer verderblichen ‚großkapitalistischen Proletarierpolitik' beschuldigt.

Zu den recht empfehlenswerten historischen Partien rechnen wir die kurzen, lehrreichen Übersichten über ‚die Entstehungsgeschichte und Kritik der bisherigen nationalökonomischen Schulsysteme', welche jeweils durch gute Literaturangaben eingeleitet sind; dahin auch den Überblick über die wechselnde wirtschaftliche Bedeutung des Handelsgewächsbaues (S. 183—204). Insbesondere aber gehört hieher der ganze zweite Teil des ersten Bandes (S. 209—396), welcher die wirtschaftliche Entwicklung der Juden (bearbeitet von Prof. Dr. Walter-München), der Griechen (von Dr. Karl Hoffmeister-Wien) und der Römer behandelt. Den alten Satz ‚historia magistra' formuliert Ruhland nicht übel, wie folgt: ‚Es liegen genug Völkerleichen auf dem Seziertisch der Geschichte, um die wissenschaftliche Erkenntnis unserer eigenen ökonomischen Lage und der Zukunft, welcher wir damit entgegengehen, zu ermöglichen' (S. 159). Der bisherigen sogen. historischen Nationalökonomie macht R. den Vorwurf, daß sie bei ihren geschichtlichen Forschungen zu wenig als letztes Ziel im Auge behalten habe, aus der Vergangenheit für die Gegenwart zu lernen; sie sei ‚historisch-chronologisch' anstatt ‚historisch-kairologisch' vorgegangen (S. 39). Vielleicht aber übersieht er, daß es mit dem, was man auch schon als ‚Quietismus der historischen Schule' getadelt hat, nicht so schlimm steht. Darin allerdings könnte er nicht ganz unrecht haben, daß zuviel nationalökonomische Arbeitskräfte auf rein historische Fragen sich werfen. Der Historiker wird übrigens überrascht sein, den methodologischen Satz zu hören: ‚Die Darstellung des Entwicklungsverlaufs der einzelnen Völker muß dabei nach

logisch deduktiver Methode erfolgen . . . . . Das historisch geübtere Auge wird deshalb immer erkennen lernen, wie jedem Volke sein Schicksal gewissermaßen in die Wiege gelegt wurde. Nur deshalb wird es nach einer genügenden Aufklärung der Verhältnisse möglich, als einfach logische Konsequenzen der Anfänge die Volksgeschichte zwanglos zur Darstellung zu bringen' (S. 40). Ruhland fügt noch bei, daß ‚die konventionelle Spezialgeschichtschreibung nur zu häufig diesen logischen Entwicklungskern bis zur Unkenntlichkeit maskiert habe'. Trotz der prinzipiellen Einwendung, die wir gegen diese Auffassung zu machen haben, empfehlen wir die Lektüre der geistvollen historischen Darstellungen. Auf dem Gebiete antiker Wirtschaftsgeschichte mit Absehen allerdings von der jüdischen ist ja in letzter Zeit viel gearbeitet worden, aber nicht leicht wird man soviel Material in so leicht übersehbarer Gruppierung zusammengestellt finden. Den Theologen dürfte besonders die wirtschaftliche Geschichte der Juden, den Philologen mehr die der Griechen und Römer interessieren. Außer der von uns schon oben beanstandeten Gesamtauffassung sind gewiß eine ganze Reihe Urteile im einzelnen recht angreifbar. Aber auf alle Fälle regen gerade die geistvolle Kombination und Auffassung sowie die Kühnheit und Konsequenz der ganzen historischen Konstruktion zu eigenem Nachdenken und Forschen an und zeigen die in Frage stehenden Probleme oft da am deutlichsten, wo die gebotene Lösung am wenigsten befriedigt und am meisten Bedenken wachruft.

Dr. Adolf Ott.

Henry Thode's Michelangelo-Biographie.

Das Werk, dessen erster Band in dieser Monatsschrift (I, 263 ff.) seinem Hauptinhalte nach vorgeführt wurde, will bekanntlich eine Ergänzung bieten zu dem sehr verbreiteten Leben Michelangelos von Herman Grimm. Hatte Grimm das Leben Michelangelos auf dem Grund der äußeren Zeitverhältnisse erstehen lassen, so sucht Thode die inneren Faktoren im Leben des Meisters und seiner Zeit zu ergründen, die uns den Künstler und seine Schöpfungen verstehen lehren sollen. In drei umfangreichen Bänden will Thode dieser Aufgabe gerecht werden. ‚Der erste versucht, in Form einer psychologischen Studie die Charakteristik des Genies zu geben, und zeigt den in seinem Wesen begründeten Konflikt mit der Welt. Der zweite ist der Erkenntnis der Ideen, die den Meister beherrschen, und des Zusammenhanges, in welchem sein geistiges Leben mit der allgemeinen Kultur der Renaissance steht, gewidmet. In dem dritten werden die künstlerischen Schöpfungen von dem so gewonnenen Standpunkt einer gleichzeitigen Berücksichtigung des Persönlichen und des Allgemeinen, das in ihnen zum Ausdruck kommt, ins Auge gefaßt und nach ihrer Eigenart wie nach ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Problems der christlichen Kunst überhaupt betrachtet.' So Thode im Vorwort des ersten Bandes Seite X.

Ein abschließendes Urteil über das ganze Unternehmen kann selbstverständlich erst nach dem Erscheinen des dritten Bandes gefällt werden. Daß auch in der vorliegenden Fortsetzung die Meisterschaft des Kunsthistorikers in der Form der Darstellung sich erproben werde, war vorauszusehen. Wenn jedoch bereits im ersten Bande die subjektive Auffassungs- und Empfindungsweise des Verfassers in einer das objektive Bild seines Helden gefährdenden Art sich in den Vordergrund drängte, so ist er sich auch hierin treu geblieben. Den von Anfang an

ergriffenen pessimistischen Faden gibt er auch in diesem Bande, in dem uns eine ‚große, schmerzensreiche Wanderung' in Aussicht gestellt wird, nicht aus der Hand. Der erhabene Meister soll uns darin ‚als ein von dem Zwiespalt seiner Zeit im Innersten Erschütterter und Verwundeter' entgegentreten. Thode möchte diesen Gedanken, namentlich auch in bezug auf das religiöse Gebiet zur Geltung bringen. In ihm schlägt offenbar eine starke religiöse Ader, ja der Leser wird sich zuweilen des Eindruckes nicht erwehren können, pietistischen Anwandlungen zu begegnen. Der religiöse Zug des Bandes im allgemeinen berührt sympathisch. Nur ein religiös gestimmtes Gemüt darf sich der Aufgabe nahen, eine Psychologie Michelangelos zu schreiben. Während aber diese Voraussetzung bei Thode im vollen Maße vorhanden ist, muß man leider gerade in diesem Punkte, in bezug auf das religiöse Gebiet, eine schlichte, ungekünstelte objektive Auffassungsweise ganz und gar vermissen. Thode schafft ein Problem, wo von einem solchen nicht die Rede sein kann. Der religiöse Charakter Michelangelos ist nicht problematisch. Michelangelo war aufrichtiger Katholik vom Anfang bis zum Ende seines Lebens. Es soll indes späteren Ausführungen hier nicht vorgegriffen werden.

An die Spitze des zweiten Bandes hat Thode eine umfängliche Einleitung über die Renaissance, eine Art Geschichtsphilosophie derselben, gestellt. Man könnte darüber rechten, ob diese Einleitung hier an ihrem Platze ist, und ob sie nicht doch etwas störend zwischen dem ersten und zweiten Bande steht. Doch weder darüber noch über die Disposition im ganzen und ihre eigenartigen Gesichtspunkte soll eingehender gesprochen werden. Zum eigentlichen Gegenstande dieses Bandes wendet sich der Verfasser unter dem Titel: ‚Der Dichter und die Ideen der Renaissance.' Thode ist von der richtigen Überzeugung geleitet, daß sich der große Genius des Künstlers außer den Kunstwerken selbst am deutlichsten in seinen Dichtungen enthülle. An der Hand einer erschöpfenden Anthologie aus den dichterischen Darbietungen des Meisters lernen wir nicht nur den Dichter Michelangelo gründlich kennen, sondern gewinnen auch einen tiefen Einblick in sein Innenleben. Indem freilich das angekündigte Thema in die Gesichtspunkte ‚Sehnen, Schauen, Glauben' gegliedert und das Sehnen sowohl als das Schauen als Liebe gedacht wird, bewegt sich die Darstellung noch wesentlich im Gedankengeleise des ersten Bandes, der dem Gemütsleben des Künstlers gewidmet war. Den Ideen der Renaissance und ihrem unverkennbaren Wiederschein in den Poesien Buonarrotis treten wir näher, wo die ‚Philosophie des Künstlers' dargelegt ist. Es sind die Ideen der Platoniker in der florentinischen Akademie.

Für das Sehnen und Schauen Michelangelos, wie es Thode meint, ist es nicht schwer, die mannigfaltigsten Belege aus dessen Dichtungen auszuheben, was der Verfasser, wie bemerkt, in reichem Maße tut. Aber diese Quelle versiegt für ihn gänzlich, wo er sich zu dem letzten Gesichtspunkte, dem ‚Glauben', wendet, soweit er hier von der Absicht geleitet ist, Michelangelo für die Reformation im Sinne des Protestantismus in Anspruch zu nehmen, und in schwer zu rechtfertigender Weise eine umständliche Reformationsgeschichte der italienischen Halbinsel schreibt. Der ganze Abschnitt über ‚die religiöse Reformbewegung und Michelangelos Christentum' steht unleugbar im Banne der angedeuteten Absicht. Aber der Erfolg entspricht nicht den Bemühungen. Weder aus den Beziehungen des Künstlers zu Savonarola noch aus jenen zu Vittoria Colonna ergibt sich auch nur mit einem Schein von Berechtigung die Folgerung, daß die ‚Reformation' an dem großen Künstler und Menschen einen Teil habe. Wohl geht ein ganz krampf-

haftes Bemühen Thodes (S. 310 ff.) dahin, Savonarola zum Protestanten zu stempeln. Er formuliert auch noch den Untersatz: ‚Solches (Savonarolas) Christentum ist auch dasjenige Michelangelos gewesen.' Aber die Schlußfolgerung, welcher doch die ganzen Ausführungen zusteuern sollten, daß nämlich auch Michelangelo Protestant war, wagt er nicht zu ziehen. Wozu aber dann die lange Geschichte des Protestantismus in Italien? Was soll all das hier Gesagte mit Michelangelo zu tun haben? Diese Frage muß mit um so stärkerer Betonung gestellt werden, als nach Ausweis der Geschichte jede innere Motivierung fehlt, den Protestantismus als solchen mit künstlerischen Bedürfnissen oder einem großen und originellen Schaffen im Gebiete der bildenden Künste in Zusammenhang zu bringen. Oder kann etwa die Reformation des 16. Jahrhunderts zur Erklärung der Werke eines Michelangelo herangezogen werden? Sie wohl am allerwenigsten. Umgekehrt aber müssen wir fragen: Wären diese Werke möglich gewesen ohne die alten katholischen Ideen und Traditionen, ohne das Papsttum, ohne das päpstliche Rom? Wie kommt es denn, daß Michelangelo gerade in der ‚Hauskapelle der Päpste', der Sixtina, am Petersdom, im päpstlichen Rom seine größten Werke geschaffen hat? Trotz all der eigenen gewundenen Ausführungen sieht sich dann Thode genötigt, zu gestehen, daß man Michelangelo, ‚wie es irrigerweise wohl geschehen,' nicht einen Protestanten nennen darf. Aber was war er dann?

Es klingt wie eine Ironie, wenn Thode den religiösen Charakter Michelangelos, der aus seiner katholischen Überzeugung nie und nirgendwo ein Hehl machte, der die in der Kirche herkömmlichen religiösen Übungen hochhielt und die kirchlichen Gnadenmittel in ihrem ganzen Werte schätzte, nicht besser zu kennzeichnen weiß als mit dem Schlagwort, womit radikale Volksvertreter ihren Unglauben dokumentieren: Michelangelo war nicht Protestant, er war aber auch nicht Katholik, er war konfessionslos. Denn wenn Thode auch nicht das Wort gebraucht, — das besagt doch wohl der Anfang des Satzes, den wir sogleich folgen lassen werden, und der als Ganzes zum Beispiel dienen mag für die Geschraubtheit, mit der sich Thode über Tatsachen hinwegzuhelfen sucht, die nicht aus der Welt zu schaffen sind. ‚Nicht einer kirchlichen Konfession,' so hören wir, ‚gehörte der Große an, der, gewohnt, in aller Erscheinung das Wesen zu erfassen, Dogma, Satzung und Werktätigkeit mit seinem lebendigen Geiste erfüllte und daher an ihnen keinen Anstoß nahm; — der Glaube an die Erlösung durch den Gekreuzigten war seine Konfession' (S. 360). An einer anderen Stelle freilich, wo Thode auf die spezifisch katholischen Äußerungen der Frömmigkeit Michelangelos eingeht, sieht er sich zu einem sehr abweichenden Bekenntnis genötigt: ‚Diese Kundgebungen,' sagt er hier (S. 423), ‚aus der letzten Lebenszeit des Meisters sind unwiderlegliche Zeugnisse dafür, daß sich kein Widerspruch zwischen den kirchlichen Traditionen und der Glaubensgesinnung in ihm geltend gemacht hat.'

Das ist der bedauernswerte Fehler des zweiten Bandes von Thode über Michelangelo, daß die stark subjektive Auffassungsweise des Verfassers sich hier noch mehr als bereits im ersten Bande bis zur offensichtlichen religiösen Tendenz steigert.

Dr. Jos. Ant. Endres.

Eine Krisis in der ethischen Kulturbewegung.

Dr. F. W. Förster, bisher einer der führenden Geister in der deutschen ‚Gesellschaft für ethische Kultur', hat sich in einer liebenswürdigen Zuschrift dagegen verwahrt, daß er in unserem Juniheft (S. 363) als ein ‚Verfechter der religionslosen Ethik' bezeichnet wurde; zugleich aber gibt er die Wohlbegreiflichkeit unseres Mißverständnisses zu, ‚da zur Zeit leider noch die Radikalen in den ethischen Bestrebungen der Gegenwart den Ton angeben'. Seine eigene Stellung dagegen bezeichnet Förster in dem Satze:

‚Ich bekämpfe, wo ich kann, die Illusion, als sei die Ethik ohne religiöse Grundlegung und ohne kirchliche Form lebensfähig.'

Ebenso hat Förster in dem Vorwort seiner jüngst erschienenen ‚Jugendlehre'* erklärt, daß er

‚nicht auf dem Boden jener Radikalen steht, welche in Erziehung und Leben die Religion durch die bloße Moral ersetzen wollen. Es habe vielmehr in ihm „die pädagogische Praxis die Überzeugung von der unvergänglichen ethischen und pädagogischen Bedeutung der Religion aufs höchste verstärkt"'.

Auf eine solche Sprache hätte man in früheren Jahren bei einem Verfechter der ‚ethischen Kultur' vergeblich gelauscht, und auch jetzt noch steht Förster, wie es scheint, in diesen Kreisen mit seiner religionsfreundlichen Überzeugung ziemlich allein. Wenigstens hat er in dem offiziellen Organ, der ‚Ethischen Kultur' (12. Jahrg. Nr. 22, 13. Jahrg. Nr. 1, 2, 3, 12), von mehreren Seiten lebhaftesten Widerspruch erfahren, der sich so verschärfte, daß schließlich von einem Herrn Bruno Meyer gesagt wurde:

‚Förster will eine Ethik, deren Inhalt in irgend einer . . . Weise von religiösen Vorstellungen abhängig ist. So lange er das will, steht er nicht innerhalb der ethischen Bewegung, und das ist schade für diese und für ihn, aber — es ist nicht zu ändern.'

Andere Gegner, namentlich Professor Staudinger, haben in dieser interessanten Debatte mit sachlicheren Gründen gekämpft; aber sie alle behandeln doch Förster mehr oder weniger als verlorenen Sohn, so daß sich dieser schließlich veranlaßt sah, die Zeitschriftenpolemik abzubrechen und auf eine zusammenhängende Begründung seines Standpunktes in einem späteren größeren Werk über ‚Kulturprobleme' zu verweisen.

* ‚Hochland' wird in Bälde dieses bedeutsame Werk ausführlich besprechen.

Lenbach pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Ignaz von Döllinger.

‚Bis dahin,‘ sagt Förster, ‚muß ich lebhaft protestieren gegen alle Versuche, mich wegen meiner von der Mehrheit stark abweichenden Ansichten aus der ethischen Bewegung hinausdrängen zu wollen und gewisse Dogmen der ethischen Bewegung aufzustellen, denen gegenüber ich dann als Ausgeschlossener dastehe. Die Kirche hat Jahrhunderte voll Nachdenken, Erfahrung und Disputation gebraucht, bevor sie Dogmen fixierte; die ethische Bewegung feierte erst kürzlich ihr zehnjähriges Stiftungsfest, und schon will man dogmatisch mit gewissen Problemen fertig sein, die zu den schwersten, kompliziertesten der ganzen menschlichen Kultur gehören. Und das noch dazu im Namen einer wissenschaftlichen Gesellschaftslehre! Die Frage, ob und inwieweit die einzelnen und die ganze Kultur einer religiösen Heiligung ihrer ethischen Motive bedürftig sind, ob und inwieweit Autorität im Leben notwendig sei und in der Ungleichheit der Menschen begründet liege, — alle diese Fragen mögen die Radikalen in ihren eigenen Zirkeln längst gelöst und entschieden haben: Eine wahrhaft freie, von Vorurteilen unbestochene Kultur- und Erziehungswissenschaft darf sich erst am Anfang der hierauf bezüglichen Untersuchungen fühlen, — und dementsprechend hat auch eine von wahrhaft wissenschaftlichem Geiste getragene ethische Bewegung kein Recht, hier irgend welche dogmatische Negationen auszusprechen, mag das für ein „Aktionsprogramm“ auch noch so verlockend sein.

Meine Herren Gegner vergessen merkwürdigerweise ganz, daß ich kein Neuling auf dem Gebiete des Nachdenkens über ethische und pädagogische Kulturfragen bin. Ich kenne das, was die rein menschliche Ethik leisten kann, sehr genau und habe in meinen Vorlesungen und Jugendkursen alle Begründungen erschöpfend darzustellen versucht, die sich von dieser Seite her geben lassen. Wenn ich gerade durch die konzentrierte Beschäftigung mit den betreffenden Fragen an den radikalen Lösungen irre geworden bin, so darf ich wohl beanspruchen, nicht wie ein verlaufener Knabe angerufen zu werden. Solches Verfahren richtet diejenigen, welche es anwenden, und läßt die sachliche Stärke ihrer Argumente nicht in vorteilhaftem Lichte erscheinen.‘

Die Krisis ist also noch ungelöst. Aber wie immer sie sich auch weiter entwickeln mag: eines hat sie bereits zur Evidenz klargelegt: Der erste wirklich bedeutende und in reiner Absicht unternommene Versuch einer Anleitung zu religionslosem Moralunterrichte hat seinen Urheber zur Erkenntnis geführt, daß ein solches Unternehmen praktisch unmöglich ist; und aus reicher pädagogischer Erfahrung heraus, wie aus eigenem tiefinnerem Erleben bekennt Förster in seiner ‚Jugendlehre‘ ‚die Überlegenheit der christlichen Religion über alle wissenschaftliche Ethik‘.

Nach solchem ebenso überraschenden als hocherfreulichen Ergebnis sollten doch die ernsthaften Vertreter ‚ethischer Kultur‘ in dem Eifer bedenklich werden, mit dem sie uns ihren religionslosen Moralunterricht an Stelle des christlichen anpreisen. Vorher müssen sie erst des Widerspruches Herr werden, der sich in ihren eigenen Reihen, unter ihren vornehmsten Geistern, gegen solches Unternehmen erhoben hat. Eines kann man heute schon sagen: Förster wird sich seiner Überzeugung zu wehren wissen und mit so wohlfeilen Einwürfen wie bisher: ‚Gang zur weisen Frau statt zum Arzte‘, ‚Gefühlsrevolte gegen die

Vernunft' u. dgl. wird man dieses Geistes nicht Herr werden; denn Förster argumentiert nicht mit Schlagworten und verstiegen-theoretischen ‚Vernunft'-gründen, sondern mit den Tatsachen allgemein menschlicher und erzieherischer Erfahrung. Eben darum hat er die Grenzen des bloßen Verstandes in Fragen der Lebens- und Sittenweisheit erkannt und bekennt sich ‚zur Ehrfurcht':

„‚Ihr redet soviel von Menschenrechten,' so sagt Carlyle; ‚habt ihr denn auch schon einmal über die Menschenkräfte nachgedacht?" Wer diese Frage überhört und das Leben ordnen will auf Grund eines begeisterten Glaubens an die kommende Fähigkeit jedes einzelnen, mit der eigenen Vernunft alles zu durchdringen und zu richten, was führend sein soll im Leben, der hat selber den nüchternen Wirklichkeitssinn verloren und wird in seinem Denken von Träumen und Wünschen inspiriert, die keine Wurzeln in den Tatsachen der menschlichen Natur haben.'

Dr. E.

Annäherung der Konfessionen — oder gegenseitiges Verständnis?

Während ringsum die konfessionellen und religiösen Kriegstrompeten wild erschallen, finden selbst in unserem verwirrten und verhetzten Geschlecht ‚besinnliche' Leute die Zeit und den — Mut, tiefer zu schauen als auf den Grund der Parteiprogramme, und den Vers, den sie sich auf das Resultat ihres Besinnens gemacht haben, auf der Friedensschalmei ertönen zu lassen. Man kann zwar nicht behaupten, daß sich der gute Wille überall mit gleich großer Geschicklichkeit paart; aber wenn auch bisweilen unpraktische Vorschläge gemacht werden, wenn selbst hie und da über die Schnur gehauen wird, die Tatsache, daß sich die Sehnsucht nach Toleranz und Frieden spontan immer wieder — und, wenn nicht alles trügt, in letzter Zeit häufiger und offener als sonst — Luft macht, ist an sich erfreulich. Wie wohlig kühl und leicht wird es uns um das kampferhitzte Haupt, wenn wir unter der Palme der (von Julie von Massow gegründeten und von Bernhard Strehler herausgegebenen) ‚Friedensblätter' wandeln, wenn wir den Ruf der ‚Ut omnes unum'-Leute vernehmen, wenn wir sogar in der Tagespresse auf evangelischer wie katholischer Seite von Zeit zu Zeit der Mahnung begegnen, statt der Verbitterung die Samariterdienste des Konfessionsfriedens zu pflegen. Glücklicherweise ist man jetzt so ziemlich allgemein von dem verhängnisvollen Irrtum zurückgekommen, als ob durch dogmatische Kontroversen, durch das gegenseitige eifervolle Bestreben, dem andern die eigene religiöse Überzeugung — unter völliger Aufgabe der seinen — aufzudrängen, oder durch beiderseitige Konzessionen aus dem Wesensbestand des Glaubensbesitzes der Sache der Wiedervereinigung der Christenheit ein Dienst geleistet werden könne. Aus dieser Erwägung heraus ist es mir daher zweifelhaft, ob z. B. des Breslauer Domherrn Dr. C. Seltmann im übrigen so verdienstliches Buch ‚Zur Wiedervereinigung der getrennten Christen, zunächst in deutschen Landen' trotz seiner irenischen Haltung und bei aller weitgehenden Anerkennung christlichen Wahrheitsgehaltes auf der evangelischen Seite den erhofften Erfolg haben wird;

seinen Wert dürfte es vor allem haben als Beweis katholischer Friedensbereitschaft. Einen ganz andern und in gewisser Weise originellen Weg, am Zusammenkommen der getrennten Brüder zu arbeiten, hat da nun kürzlich der als Ästhetiker und freireligiöser Schriftsteller bekannte frühere evangelische Pfarrer Arthur Bonus eingeschlagen in einem Aufsatze, den er unter dem Titel ‚Ein evangelisch-katholischer Bund?' in Nr. 302 des ‚Tag' veröffentlicht hat. Es wäre schade, wenn diese Stimme unbeachtet im Tageslärm verhallte, — nicht weil wir ihr etwa in allem beipflichten, sondern weil sie die Aufmerksamkeit auf einen sehr gangbar scheinenden Ausweg aus den Konfessionsnöten der Jetztzeit lenkt.

Bonus geht davon aus, daß es in beiden Kirchen ‚starke kulturelle Kräfte' gibt, und daß, wenn sie sich zusammenfinden, dies nicht notwendig zu einem reaktionären ‚schwarzen Kartell' führen muß. Einem solchen stände schon im Wege ‚auf evangelischer Seite die dem Protestantismus eigentümliche . . . wissenschaftfreundliche Stimmung', ‚auf katholischer Seite das der katholischen Kirche so stark eingewurzelte sozialistische (sic!) Interesse, wie es bestimmend für die Gesamtpolitik des Zentrums geworden' sei; vor allem aber die ‚historische Abneigung der Konfessionen gegeneinander'. Dieses letztere ‚kulturfeindliche' Moment bilde andererseits aber auch wieder ein Hindernis für ‚die unbefangene und sachliche Auseinandersetzung zwischen den Kulturfaktoren' und darum für deren Übereinkunft, weil es zu ‚prinzipiellem Mißverstehen' und zur ‚Einführung von Isolierschichten (Parteien) zwischen den verschiedenen Teilen des Volksganzen' führe. Dann heißt es:

‚Gegensätze und Spannungen an sich sind so wenig ein Widerspruch gegen eine Kultur, daß sie vielmehr Voraussetzung und Bedingung jeder höheren Kultur sind. Aber sie müssen nicht prinzipiell versteift und unvereinbar sein. Das beste Merkzeichen für kulturfördernde Spannungen ist vielmehr, ob sie in einer Person zusammensein können. Typen wie der eines romgläubigen Katholiken, der gleichzeitig eifriger Germanist ist, eines Sozialisten, der methodistische Erweckungsversammlungen abhält, eines religiösen Fanatikers, der gleichzeitig ein feinfühlender Ästhet ist (Typus Kierkegaard), eines Konservativen mit „sozialistischen Anwandlungen" bedeuten unendlich viel mehr für die Kultur als der unentwegte Fortschrittler Häckelschen Kalibers. Die Möglichkeit jener spannungsreichen Typen verbürgt Weite, Tiefe und Fruchtbarkeit, also Zukunft einer Kultur. Alles, was das Zustandekommen solcher Typen hindert, ist kulturfeindlich . . . Aber die Gefahr ist in demselben Maße größer, als die Parteien sich weltanschauungsmäßig ausbauen und abschließen.'

‚Wir haben in unserer Kultur wenig Elemente, die sich unbedingt ausschließen, sowie man nur die künstlichen Isolierschichten ausschaltet. Selbst Evangelisch und Katholisch sind keineswegs unversöhnliche Gegensätze. Sie sind es so wenig, daß in einer gesunden Frömmigkeit die wichtigsten und wesentlichsten Elemente beider Frömmigkeitsrichtungen stets nebeneinander vorhanden sind . . . Wenn nun bei all dem Auseinanderstreben, Verketzern und Verhöhnen an irgend einer Stelle unserer Gesamtkultur eine Bewegung entstünde, die prinzipiell auf ein gegenseitiges Sichverstehen aus wäre, so müßte das unter allen Umständen

kulturfördernd wirken. Denn schon die bloße Stimmung, vielmehr dann noch der energische Versuch, eine völlig anders einsetzende Stellung zu den Dingen in ihren wirklichen, inneren Motiven zu verstehen, sympathisch zu verstehen, bringt starke, befreiende und in einem guten Sinne aufklärende, erhellende Elemente mit sich.'

Indem er von diesen allgemeinen Erwägungen aufs konkret Praktische übergeht, erklärt Bonus, daß die zu erstrebende Vereinigung zunächst als positives Ziel haben müsse die Stärkung jener erwähnten kulturfördernden Kräfte: ‚der Sozialpolitik des Zentrums und der protestantischen Freude an voraussetzungsloser Wissenschaft. Für sie ist das Verständnis zu der andern Kirche zu wecken.'

Was Bonus im einzelnen darüber ausführt, enthält ja manches Interessante, aber auch viel Schiefes. Wir können hier das meiste für unsern Zweck auf sich beruhen lassen; nur dagegen muß protestiert werden, wenn die katholische ‚Grundidee' so formuliert wird: ‚Das Ganze über das Einzelne und deshalb — so das Mißverständnis — die Rücksicht auf das Ganze über die Wahrhaftigkeit und Überzeugung des Einzelnen.' Wenn demgegenüber auf den ‚protestantischen Kult der intellektuellen Ehrlichkeit' gepocht wird, so gebietet doch die allergewöhnlichste Selbstachtung, zu konstatieren, daß auch bei uns ‚Opfer, Friede, Liebe' niemals erstrebt werden ‚auf Kosten der Wahrhaftigkeit und Überzeugung'; denn auch die katholische persönliche Sittlichkeit beruht auf dem ‚Gewissen'. Jedes katholische Handbuch der Moral hätte Bonus vor jenem wirklich kränkenden Vorwurf bewahren können. Und es hätte Dr. Joseph Müller, dem Herausgeber der ‚Renaissance', der sich immer mehr zum katholischen Generalnörgler herausbildet, viel besser angestanden, in seinen Bemerkungen zum Toleranzaufsatz von Bonus (‚Der Tag' Nr. 317) diese absolute Verkennung der Grundlage katholischer Sittlichkeit richtig zu stellen, als sich überflüssigerweise an der Sozialpolitik des Zentrums zu reiben. Auch darf bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß es zum mindesten mißverständlich ist, wenn Müller in diesem Zusammenhange schreibt: ‚Das Resultat (der gegenseitigen Einwirkung der beiderseitigen Ideen) wird ein erneuerter Katholizismus sein, der einerseits dem Protestantismus, andrerseits der modernen Kultur näher steht.' Was es mit der ‚Annäherung' auf sich hat, soll unten noch gestreift werden. Ich glaube auch nicht, daß Müller damit den Gedanken von Bonus getroffen hat. Wohl aber bewegt er sich in dessen Ideenkreis, wenn er betont: ‚Vermittlungen verschiedener Ideen- und Gefühlskreise können nicht zwischen Parteien, sondern nur innerhalb der Parteien, am gründlichsten in ein und derselben Person, vor sich gehen. . . Die Persönlichkeit ist kulturschaffend, die Partei wirkt vergröbernd, enkanaillierend. Wenn also Gegensätze überbrückt werden sollen, so müssen sie in bedeutenden Individuen lebendig erwachen und sich auseinandersetzen; erst von hier aus kann die gewonnene Versöhnung ins Volk treten.'

In diesem Sinne ist es wahr, was Bonus von dem ‚evangelisch-katholischen Kulturbund' sagt: ‚Der Bund besteht bereits, und zwar in viel breiterer Ausdehnung, als er sich je materialisieren kann. . . In beiden Kirchen gibt es Bewegungen, die ihr (der erhofften Verbindung) entgegenkommen.' Vielleicht aber denkt sich Bonus dabei doch anderes, als was mir vorschwebt. Der Bund, von dem ich träume, kann sich, wenn ich recht sehe, nicht dadurch bilden, daß unter der gegenseitigen Einwirkung nun die Katholiken spezifisch Protestantisches annehmen oder auf wesenhaft Eigenes verzichten, und umgekehrt. Das wäre die so mißverständliche ‚Annäherung', d. h. Verwischung der Konfessionen, die höchstens einen äußeren Mischmasch, aber niemals eine innere Gemeinschaft bewirken könnte. Wie und wann das ‚Ut omnes unum!' sich verwirklicht, das hängt einzig von Gottes Gnade ab. Was wir können und sollen, das ist also nicht, durch Überredung zu äußerlicher Konversion drängen oder die Unterschiede täuschend verwischen, sondern durch gegenseitige Aufklärung über die Ideale unseres Lebens und Liebens die Vorbereitung zu schaffen für das große Werk der Wiedervereinigung. Und in diesem Sinne des Sichineinanderlebens und Einanderverstehens möchte ich die Bonusschen Relationen aufgefaßt wissen, so daß, um konkret zu sprechen, z. B. die Protestanten in der katholischen Kirche nicht mehr die große Verdummungsanstalt und kulturfeindliche Macht, die Katholiken aber auch nicht mehr im Protestantismus das Antichristentum schlechthin erblicken. Wir müssen anerkennen, daß in beiden Kirchen kulturelle und religiöse Kräfte walten. So werden wir zunächst zu einem friedlichen Vertragen und, wenn die Vorsehung will, auch zur Einheit gelangen. So verstanden schließe auch ich mit Bonus' Worten: ‚Es leuchtet von selbst ein, was es für die geistige Einigung Deutschlands bedeuten würde, wenn eine fruchtbare Spannung quer durch beide Volksteile hindurchginge, als wenn, wie es jetzt ist, die Grenzen eines alten historischen Hasses und autoritärer Willkür jedes fruchtbare Aufeinanderwirken hemmen, ja für die eigentliche Masse unmöglich machen.'

J. M—r.

Zeitgeschichte.

Heinrich Denifle †. Durch Karl Spindlers einstmals vielgelesenen, heute fast vergessenen ‚Vogelhändler' war die Vaterstadt des jüngst heimgegangenen päpstlichen Archivars in weiteren Kreisen, jedenfalls in denen der Abonnenten von Leihbibliotheken, bekannt geworden. Zu Imst hat Denifles Wiege gestanden. Der Stolz auf diese Heimat sprach, gelegentlich mit leiser Selbstironie, aus der Erzählung, welche der in guten Stunden recht redselige Dominikaner bei einem Glase Wein gerne zum besten gab: wie er als junger Gymnasiast mit einigen Freunden eine größere Fußtour machte, und wie der Wirt die Angaben der übrigen, wo sie zu Hause seien, ruhig hinnahm, bei Nennung Imsts dagegen respektvoll wiederholte: ‚von Imst, so von Imst,' und seiner Bewunderung durch einen vielsagenden, gedehnten Pfiff Ausdruck gab. Den Tiroler konnte und wollte denn der gefeierte Gelehrte niemals verleugnen, und mehr oder weniger alle seine Publikationen von der ersten bis zur letzten, und diese vielleicht am meisten, tragen den Tiroler Erdgeruch an sich. ‚Und ging ein wohltuender Zug von Grobheit durchs Ganze,' heißt's bei Scheffel von der Streitschrift des Hennegauer Mönches, ‚was von der feinen Art neuerer Zeit, wo das Gift in vergüldeten Pillen gereicht wird und die Streiter den Hut vor einand abziehen, eh' sie anheben, sich die Rippen einzuschlagen, rühmlich absticht.'

Geboren am 16. Januar 1844 als Sohn eines Lehrers, begann Denifle seine Studien in Brixen, wo er dank der musikalischen Schulung durch den Vater zugleich Chorknabe war, trat 1861 in den Dominikanerorden ein und wurde 1866 Priester, als welcher er bis zum Jahre 1869 noch die Hochschule seines Ordens in Rom besuchte, um nach Ablegung der Lektoratsprüfung von 1870 an zehn Jahre als Lehrer an der Hauslehranstalt der Dominikaner in Graz und zugleich als gefeierter Prediger am dortigen Dome zu wirken. Damit beginnt bereits auch seine literarische Tätigkeit. Wenn der junge Scholastiker seinen Neigungen entsprechend zunächst mit den Musiktheorien der Alten sich beschäftigte — ich meine mich zu erinnern, daß er von der Ausarbeitung einer Schrift über diesen Gegenstand erzählte —, so ward er dadurch zu Aristoteles geführt, dessen eindringendes Studium ihm die leider den meisten Neuscholastikern fehlende unerläßliche Grundlage für das Verständnis der mittelalterlichen Philosophie und Theologie lieferte. Es war ein überaus glücklicher Griff, den der deutsche Dominikaner tat, indem er nach dem schulmäßigen Studium der Scholastik sich dem der Mystik zuwandte, die ihre bedeutendsten und glänzendsten Vertreter

gerade in seinem Orden gehabt hatte. War durch einen Zyklus von Predigten, die er im Grazer Dome gehalten und 1872 dem Drucke übergeben hatte (‚Die kath. Kirche und das Ziel der Menschheit'), sein Name zum ersten Male in der literarischen Welt bekannt geworden, so bezeichnet die folgende Publikation: ‚Das geistliche Leben, eine Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts' (1873, 5. Aufl. 1904) den Übergang von der mehr erbaulichen zur gelehrten Schriftstellerei und zeigt bereits eine umfassende Kenntnis des Gebiets, auf welchem Denifle bahnbrechend wirken sollte. Daß der Artikel ‚Mystik' im Kirchenlexikon von anderer Feder stammt, hat er stets bitter empfunden. Neben einer Reihe von Zeitschriftenaufsätzen erschienen in den Siebziger Jahren die tief einschneidenden Untersuchungen: ‚Der Gottesfreund im Oberland und Nikolaus von Basel' (1875) und ‚Taulers Bekehrung kritisch untersucht' (1879). ‚Das Buch von geistlicher Armut' wurde 1877 in neuer Ausgabe bearbeitet. Die Schrift ‚Zu Susos ursprünglichem Briefbuch' (1875) bildet den Anfang von Denifles Suso-Studien, welche leider mit dem ersten Band einer kritischen Ausgabe der Werke des schwäbischen Mystikers (München 1880) abbrachen.

Mit dem Jahre 1880 beginnt nämlich für Denifle eine neue, die fruchtbarste Lebensperiode, indem er vom Ordensgeneral zum Generaldefinitor für Deutschland nach der ewigen Stadt berufen ward, welche seither, von größeren Reisen abgesehen, sein ständiger Wohnsitz blieb. Bald zur Mitarbeit an der von Leo XIII. veranlaßten Thomasausgabe herangezogen, wurde er, nachdem die Eröffnung des vatikanischen Archivs vom Papste verfügt war, auf Betreiben des Kardinalarchivars Hergenröther zu dessen Unterarchivar ernannt. Nunmehr, im Besitze von ungeahnten literarischen Schätzen, entfaltete der mit einer ungewöhnlichen Arbeitskraft begnadete Tiroler eine ebenso fruchtbare wie tief eingreifende wissenschaftliche Tätigkeit, die ihm bald einen Weltruf verschaffte. Die Literatur- und Gelehrtengeschichte des Mittelalters ward mehr und mehr seine Domäne. Bereits 1885 erschien bei Weidmann in Berlin der erste Band der ‚Universitäten des Mittelalters', ein Buch, das trotz mancher Bemängelungen von der Kritik als epochemachendes Werk anerkannt wurde, das aber ebenfalls in den Anfängen stecken bleiben sollte; die Fortsetzung, welche der Verfasser zu liefern beabsichtigte, nachdem er die Weiterführung des Urkundenbuchs der Pariser Universität (Chartularium universitatis Parisiensis) seinen französischen Mitarbeitern überlassen hatte, ist nicht erschienen. Mit der letztgenannten Publikation wurde er betraut, nachdem der erste Band der Universitätsgeschichte erschienen war, und es zeugt für die internationale Schätzung des deutschen Ordensmannes, wenn der französische Nationalstolz sich zu einem solchen Auftrage an ihn herbeiließ. Seit 1889 sind von diesem monumentalen Werke, zu welchem das Material mit einer Umsicht und einem Finderglück, die beide an die alten Mauriner gemahnten, aus halb Europa gesammelt worden war, vier mächtige Quartbände nebst zwei Ergänzungsbänden (Auctarium) erschienen. Der Stellung Denifles am päpstlichen Archiv verdanken die Schrift über ‚Die päpstlichen Registerbände des 13. Jahrhunderts und das Inventar derselben von 1339' (1886) und die ‚Specimina palaeographica' (1888), eine Festschrift der Archivbeamten zu Leos XIII. Priesterjubiläum, ihre Entstehung. Als ‚Abfälle', die im Chartularium selbst nicht zu verwenden waren, ergaben sich bei der Arbeit für dasselbe eine Menge wertvollster Urkunden zur französischen Geschichte, welche, unter Beigabe weiteren Materials, der vielgereiste Mann ‚seinen Freunden' widmete: La désolation des églises, monastères,

hôpitaux en France pendant la guerre des cent ans (1897/99), zwei starke Bände (der zweite in zwei Abteilungen), denen aber noch zwei abschließende folgen sollten, die nicht erschienen. Neben den Arbeiten zur Geschichte der Universitäten überhaupt und der Pariser insbesondere gab der Unermüdliche gemeinsam mit P. Ehrle, dem nachmaligen Präfekten der Vatikana, das ‚Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters' heraus, eine Zeitschrift, welche von 1885—92 in sechs Bänden erschien, während Denifle mit dem siebten die Freude an dem Unternehmen verlor und das bereits 1893 erschienene Doppelheft desselben erst 1897 von Ehrle allein zu einem Bande ergänzt wurde. Auch so brachte die Zeitschrift eine große Menge des wertvollsten Materials für die Disziplinen, welchen sie dienen wollte.

Während der Schöpfer so vieler Torsi gegen Ende der neunziger Jahre seine Freunde gelegentlich vertröstete, er werde sich vom Pariser Chartularium, das auch von anderen fortgeführt werden könne, demnächst zurückziehen, um wenigstens sein wichtigstes Werk, die Geschichte der Universitäten, fortzuführen und abzuschließen, überraschte er sie in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts mit der Nachricht, daß er bald mit einem Buche über Luther, das viel neues bringe, an die Öffentlichkeit treten werde. Durch seine Studien über den Niedergang des Klerus im 15. Jahrhundert sei er darauf geführt worden. Wer des Mannes ungeheure Belesenheit in der mittelalterlichen Literatur, seine wohl unvergleichliche Kenntnis der Scholastik und Mystik und dazu seine fast unbegrenzte Arbeitskraft und sein seltenes Finderglück kannte, der durfte sich von dem Buche versprechen, daß es der Lutherforschung neue Bahnen weisen werde. Bekanntlich sind diese Erwartungen nur teilweise erfüllt worden. Zwar der Nachweis, daß Luthers Polemik gegen die Scholastik großenteils auf dessen mangelhafter Kenntnis, die Verunglimpfung der alten Kirche oftmals auf falscher Verallgemeinerung beruhe; die Konstatierung, daß die Angaben des späteren Luther über seine Entwicklung mit anderweitig gesicherten Tatsachen nicht immer vereinbar und demnach alle bisherigen Darstellungen revisionsbedürftig seien; die Aufdeckung ferner von teilweise unglaublichen Irrtümern und Versehen der protestantischen Lutherforscher sind Verdienste, welche auch der mißgünstigste Kritiker dem gelehrten Dominikaner für die Dauer nicht wird absprechen können, und welche allein schon seinem Namen ebenso Unsterblichkeit sichern würden, wie sie ihn in den weitesten Kreisen populär oder verhaßt gemacht haben. Aber diesen Vorzügen stehen als sehr empfindliche Mängel gegenüber das Fehlen eines wirklich psychologischen Verständnisses von Luthers Charakter, eine Leidenschaftlichkeit, welche dem Reformator nur alle ungünstigen, niemals die günstigen Aussagen über sich selbst glauben will und darum vielfach das Urteil irreführt, und endlich eine Heftigkeit und Gereiztheit der Sprache, wie sie glücklicherweise in wissenschaftlichen Werken katholischer Autoren vergeblich ihresgleichen suchen dürfte. Das ist denn mit vollem Rechte auch von katholischen Kritikern gerügt worden, und wenn man diese nach einer sonst nur in gewissen Tagesblättern üblichen Manier als ‚schwachmütig' und ‚vom Reformkatholizismus angesteckt' verdächtigen zu sollen meinte, so ist zu fragen, ob es einem jede Reform von sich weisenden Katholizismus zur Empfehlung gereicht, wenn er gegen all' diese Mängel kein Wort der Mißbilligung findet, und ob nicht mehr Mut dazu gehört, an einer von den weitesten Kreisen angebeteten Sonne auch die Flecken zu sehen und dadurch — wie figura zeigt — Verdächtigungen zu riskieren, als sich rückhaltslos vom Strome der Bewunderung mitfortreißen

zu lassen. Es wäre doch schlimm, wenn die Wahrhaftigkeit, welche dem gelehrten Dominikaner von niemandem abgestritten wird, nicht anders als in dem von ihm angeschlagenen Tone reden könnte.

Wer freilich auf Grund des Lutherbuches den Charakter Denifles bemängeln wollte, dem müßte ein genauer Kenner der Persönlichkeit des Verstorbenen entschieden entgegentreten. Nicht nur von aller Unwahrhaftigkeit, auch von konfessioneller Borniertheit und Gehässigkeit war der redliche Forscher frei. Wenn der temperamentvolle Mann bei Schilderung Luthers und des Protestantismus das Ungünstige scharf unterstrich, so war das die Reaktion des Wahrheitsfreundes und des seine Kirche liebenden Katholiken gegen die Verleumdungen und Verunglimpfungen, womit man dem Rufe ‚Los von Rom!' Gehör und Erhörung im Reiche der Habsburger verschaffen wollte. Wer Wind sät, sollte sich nicht wundern, wenn er Sturm erntet, — eine Mahnung, die sich allerdings Denifle ebenso gegenüber seinen protestantischen Kritikern, wie die ‚Evangelisatoren' Österreichs ihm gegenüber hätten gesagt sein lassen dürfen. Aber wie weit der hart Angegriffene von Haß gegen Andersgläubige entfernt war, wie freudig er das Wahrheitsstreben auch linksstehender protestantischer Forscher anerkannte, das zeigt seine aufrichtige persönliche Freundschaft mit zahlreichen Vertretern dieser Richtung, das habe ich aus seinen Gesprächen mehr als einmal zu meiner Freude erfahren. Für seine wissenschaftliche Unbefangenheit wie für seine Bedeutung als Gelehrter sprechen denn auch die Auszeichnungen, die er von gelehrten Körperschaften wie von Fürsten und Regierungen erfahren. Die Akademien zu Berlin, Göttingen, Prag, Wien und Paris haben ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede, die Universitäten von Münster, Innsbruck und Cambridge zu ihrem Ehrendoktor ernannt, der Kaiser von Österreich, die Republik Frankreich ihm hohe Orden verliehen.

Bei aller Freude an seinen Forschungsresultaten und bei aller Energie in Bekämpfung gegnerischer Anschauungen war Denifle eine einfache, bescheidene Natur, froher Geselligkeit nicht abhold, im Kreise von jüngeren Freunden auch ein deutsches Studentenlied gerne mitsingend, aus seinem Herzen nie eine Mördergrube machend. Das schaffte ihm viele Feinde, aber auch warme Freunde und Anhänger. Die Frische und Unmittelbarkeit seines Wesens machte seine Gesellschaft auch den Damen, namentlich denen der Aristokratie, erwünscht und angenehm, und fast alle seine ausgedehnten Reisen sind mit dem Gelde edler Spenderinnen ausgeführt worden, so daß er z. B. jedes Honorar für das Pariser Urkundenbuch dankend ablehnen konnte. Vielleicht ist die Erhaltung des arbeitsreichen Lebens bis ins siebte Jahrzehnt, trotz aller Störungen und Befürchtungen, der Fürsorge dieser gütigen Frauen zu danken, welche dem Ordensmann manche Bequemlichkeit und Erleichterung verschafften.

Früher, als man nach der umfassenden Tätigkeit auch der letzten Jahre erwarten mochte, ist der Rastlose zur ewigen Ruhe eingegangen. Auf der Fahrt nach England begriffen, um in Cambridge die Insignien des ihm zugedachten Ehrendoktors entgegenzunehmen, wurde Denifle in München vom Schlage gerührt, dem er am 10. Juni, am Vorabend von Pfingsten, ohne nochmals zum Bewußtsein zu kommen, erlag. Der Leichnam fand seine Ruhestätte in der Gruft von St. Bonifaz bei den dem Verstorbenen stets teuer gewesenen Söhnen des hl. Benedikt. Nicht mit Unrecht könnte man die Worte von Möhlers Denkmal auf sein Grab setzen: Defensor fidei, literarum decus, ecclesiae solamen.

Professor Dr. S. Merkle.

Die neueste Enzyklika Pius X. Der Pfingstsonntag des Jahres 1905 hat

der katholischen Welt die vielbesprochene Enzyklika Pius X. an die italienischen Bischöfe gebracht. Sie ist für den Kirchenpolitiker von höchster Bedeutung nicht etwa deswegen, weil das päpstliche Schreiben eine Aufhebung des non expedit und in der Schaffung einer ‚azione cattolica' eine Wendung im politischen Leben der Katholiken Italiens herbeiführt. Die Bedeutung der Enzyklika liegt vielmehr ganz wo anders.

Sie ist zu suchen im Zusammenhang mit der großen religiösen Frage unserer Zeit. Gewiß gibt es im religiösen Leben unserer Zeit viele große Fragen, von denen die einen auf rein wissenschaftlichem, die andern auf theologischem und historischem Gebiet liegen. Doch die alles beherrschende Frage, von deren Lösung Leben oder Tod der christlichen Gesellschaft in der Zukunft abhängt, ist die Frage, ob die römische Kurie imstande sein wird, von der langen Krankheit zu genesen, in die sie durch die Schuld gewisser intransigenter kirchlicher Kreise gefallen ist. Für diese seit Jahrhunderten in der Kirche wirkende Richtung war die weltliche Papstherrschaft die unentbehrliche Grundlage und das ‚non expedit' das Mittel, diese Herrschaft wieder herzustellen.

Pius X. hat erkannt, daß die Kirche, wenn sie nicht jeden Einfluß auf die Seelen verlieren, wenn sie in der modernen Welt sich wirksam zur Geltung bringen und in Europa Schlimmeres für die Kirche verhüten will, sich von diesem System, das mit dem dominium temporale auch das dominium generale über Fürsten und Völker erstrebt, losmachen muß. Solange im Vatikan die Erwägungen des ‚politischen' Katholizismus über die Auffassungen des ‚religiösen' Katholizismus obsiegten, war freilich nicht einmal an einen ehrlichen modus vivendi, geschweige denn an einen Friedensschluß zu denken, und doch lag die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes nicht im Interesse der Kirche. Das sah der Papst, dessen Devise das ‚Instaurare omnia in Christo' ist, wohl ein, und mit seiner Pfingstenzyklika an die Bischöfe Italiens hat er einen weiteren Schritt getan zur Rückkehr zu einer rein religiösen Herrschaft. Damit, daß das Wahlverbot praktisch aufgehoben ist, — theoretisch und offiziell wird das nie geschehen, — hat der Vatikan gezeigt, daß er, ohne seine historisch begründeten Rechte auf den Kirchenstaat aufzugeben, von dessen Verlust nicht mehr sprechen und sich auf ein würdevolles Schweigen zurückziehen, seiner ihm nächstliegenden geistlichen Aufgabe und des Quaerite primum regnum Dei gedenken will. Vielleicht erinnerte sich Pius X. des Ausspruchs, den Paul Vergerio in seiner berühmten Rede pro reintegranda uniendaque ecclesia (i. J. 1406) an die Kardinäle richtete: ‚Cavete, ne, dum urbem custoditis, orbem amittatis et pro exiguo temporali dominio universa spiritualis obedientia depereat.'* In diesem Verzicht auf alles irdische Interesse, auf alle weltliche Herrschaft scheint uns die höhere, allgemein kirchliche Bedeutung der Enzyklika zu liegen.

Eine besondere Bedeutung hat sie für die italienischen Katholiken. Aus der Geschichte des ‚non expedit' ist allgemein bekannt, daß Don Margotti schon im Jahre 1859 die Wahlenthaltung der Katholiken mit der Formel nè eletti, nè elettori proklamierte. Infolge der Ereignisse vom 20. Sept. 1870 gab dann der Vatikan den italienischen Katholiken die strikte Weisung, sich weder aktiv noch passiv an den politischen (anfänglich auch administrativen und Provinzial-)Wahlen zu beteiligen (‚non expedit' lautete die berühmte Formel) und durch den Ein-

* Sehet euch vor, daß ihr nicht, während ihr die Stadt bewahrt, den Erdkreis verliert, und daß nicht für eine geringe weltliche Machtstellung der allgemeine Gehorsam in geistlichen Dingen verloren gehe!

tritt ins Parlament das sakrilegische Königtum anzuerkennen. Gegen diese Formel nè elettori nè eletti haben sich nun freilich unter den Katholiken Italiens viele aufgelehnt; auf Anfrage jedoch, ob die Beteiligung eine schwere Sünde sei und kirchliche Zensuren nach sich ziehe, hat die Congregatio Inquisitionis eine diplomatische Antwort gegeben (10. Juli 1886). Alle Anstrengungen, die bisher gemacht wurden, den Vatikan zur Aufhebung des ‚non expedit' zu bestimmen, sind gescheitert.

Die Wirkungen, die das ‚non expedit' hervorbrachte, waren höchst verhängnisvoll für Kirche und Staat. Das Parlament geriet notwendigerweise gänzlich in die Hände der antikirchlichen Parteien, und fast jeder Tag brachte der Kirche neue Ruinen, neue Wunden, neue Verletzungen ihrer Rechte und ihrer höchsten Interessen. Man erlebte das seltsame Schauspiel, daß im Parlament eines fast ganz katholischen Volkes sich keine einzige Stimme erhob, die mit Füßen getretenen religiösen Freiheiten und Rechte der Kirche zu verteidigen. Der Atheismus herrschte in der Schule, gab seine Gesetze im Parlamente u. leitete die öffentliche Verwaltung.

Zudem war die Wahlenthaltung durchaus nicht nach dem Geschmack der großen Mehrheit der gebildeten und besitzenden Klassen, die nicht auf die Verteidigung ihrer materiellen Interessen verzichten und berechtigterweise auch Stellungen im Staats- und politischen Leben einnehmen wollten. Es kam, was kommen mußte. Trotz der Margottianischen Formel ‚nè eletti, nè elettori' gingen die Katholiken zur Wahl, und immer mehr und mehr sank die Wahlenthaltung in der Praxis zu einer Komödie herab, bis schließlich die Partei der ‚christlichen Demokraten' offen gegen das Wahlverbot rebellierte.

So standen die Dinge, als Pius X. den Stuhl Petri bestieg. Der Entschluß, das Wahlverbot zu mildern und so einen modus vivendi einzuleiten, ist ihm sicherlich sehr erleichtert worden durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Frankreich; denn bisher war es noch immer Frankreich gewesen, das zwischen Italien und dem Vatikan stand und jede Annäherung zu verhindern wußte. Dem hl. Vater war sicher auch nicht das schnelle Anwachsen der Sozialdemokratie in Italien entgangen, sowie die Gefahr, die daraus für die Kirche nicht minder wie für die Monarchie erwuchs. Um sich des Ansturms der radikalen Elemente zu erwehren, bedurfte es des Zusammenschlusses aller gemäßigten Elemente, und auch diese Erwägung dürfte bei Erlaß der Enzyklika bestimmend gewesen sein. Auch schien es für den hl. Stuhl gefährlich, angesichts des allgemeinen Wahlrechts den Wählermassen zu sagen: ‚Es ist euch nicht erlaubt, an den politischen Wahlen teil zu nehmen und so für eure vitalsten Interessen zu sorgen; die Kirche verbietet euch das!' Das hieß nichts anders, als die Gewissen verwirren, sie in Versuchung des Ungehorsams bringen, sie der Kirche entfremden.

Ein großer Teil Italiens ist ferner in legaler Weise mit dem Königreich verbunden: Piemont, Ligurien, die Lombardei und das venetianische Gebiet. Es geht nun wohl nicht an, die eine Reichshälfte zu einer Wahlenthaltung zu verpflichten, an welche die andere Hälfte sich nicht gebunden glaubt. Des weiteren mochte Pius X. sich darüber klar sein, daß der beste Schutz für seine Freiheit in der Regierung der Kirche unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein aus gemäßigten Elementen zusammengesetztes Parlament ist, das die Rechte der Kirche in legaler Weise wahrt. Für den Anfang mögen die Katholiken im Parlament nur eine kleine Gruppe sein, doch diese kleine Gruppe wird nach und nach wachsen und die guten Elemente um sich sammeln. Gar nichts tun heißt sterben.

Die Folgen der Preisgabe des status quo ante durch Milderung resp. Aufhebung des Wahlverbots werden für die Kirche nur günstig sein. Vor allem wird man die Katholiken nicht mehr als Feinde des Vaterlandes betrachten und als ‚antinational' verschreien können. Aufgabe der Katholiken wird es nun sein, ein Programm auf breiter Basis aufzustellen, das ganz allgemein das sittliche, religiöse und soziale Wohl des Vaterlandes im Auge hat; besonders müßte betont werden, daß die Katholiken nicht eine Auflösung Italiens oder die Rückkehr unmöglicher Zeiten wollen; man müßte zeigen, daß man loyal auf gesetzlichem Wege vorgehen will und nur das allgemeine Wohl erstrebt.

Von Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft dürfte nicht die Rede sein, sondern nur von der Notwendigkeit, in Schule, Heer und Familie religiösen Sinn zu pflegen, die Gewissen zu beruhigen, den Zutritt zu Zivil- und Militärämtern freizulassen, den Klerus der heutigen Gesellschaft wieder näher zu bringen; denn in Italien trennt heute ein Abgrund Klerus und Laien.

Noch ein Punkt wäre der Beachtung wert. Die Teilnahme der Katholiken an den Wahlen wird allem Anschein nach zur Folge haben, daß die Liberalen aller Schattierungen sich enger zusammenschließen. Die Katholiken müssen nun unbedingt darnach trachten, ihre Gegner zu teilen, und Mittel und Wege finden, sich mit einem Teil derselben zu verständigen. Wenn sie es nicht verstehen, den ihnen am meisten homogenen Teil der Liberalen an sich zu ziehen durch ein Programm, das sich offen und ehrlich auf den Boden des modernen Rechtsstaats und der Italia unita stellt, lohnt es sich kaum, den Wurf zu tun. Pius X. hat das auch klar eingesehen und den Wunsch ausgesprochen, Katholiken und gutgesinnte liberale Elemente sollen zusammengehen.

Zusammenfassend sagen wir: Das ‚Non expedit' ist gefallen, weil es unter den bestehenden Verhältnissen nicht aufrecht erhalten werden konnte, und weil die Weisheit Pius X. erkannt hat, daß die Politik des Zuwartens weder im Interesse der Kirche noch im Interesse des Landes gelegen sei. Sicher ist, daß die Enzyklika einen modus vivendi zwischen Italien und dem Papsttum anbahnt: eine endgültige Lösung der römischen Frage, die das ‚non expedit' verursacht hat, bleibt unseres Erachtens einer noch nicht absehbaren Zukunft überlassen. ‚Sie wird möglich sein,' sagt F. X. Kraus, ‚vorausgesetzt, daß neben die Idee der „Roma intangibile" diejenige der „Coscienza intangibile" der Unverletzlichkeit des Gewissens tritt und in ihr dem Papsttum und der Kirche eine Freiheit gewährleistet wird, wie sie sie tatsächlich nie gehabt haben.'

Otto Rudolphi.

Hermann von Wißmann †. Ein Jagdunglück hat am 15. Juni den hochverdienten Afrikaforscher und -kämpfer im 52. Lebensjahr dahingerafft. Seine Verdienste um Wissenschaft, Vaterland und echten Kulturfortschritt sind höher als die gar manches mehr Gerühmten, und sie verdienen am Grabe des Verblichenen um so mehr hervorgehoben zu werden, da sie nicht immer von jeder Seite gebührend anerkannt worden sind. Nicht ohne Beziehung legte der Afrikareisende Eugen Wolf an Wißmanns Grab den Ehrenkranz mit den Worten nieder: ‚Es sei dein Orden pour le mérite.'

Durch seine Forschungsreisen in den Jahren 1880—83 und 1884—87, auf denen er als der erste Deutsche Afrika durchquerte, hat Wißmann wesentliche Aufschlüsse zur Aufhellung des Kongogebietes erbracht, ebenso 1888—93 als Reichskommissär zur näheren Kenntnis Deutsch-Ostafrikas. Höher noch sind im letzteren Gebiet seine politischen und kulturellen Erfolge zu werten. Durch die

Niederwerfung des Araberaufstandes und die weiteren Kämpfe im Innern hat Wißmann hervorragenden Anteil an der Beseitigung des Sklavenhandels; für diese Aufgabe hat er auch bei seinen Heimatsreisen stets als eifriger Fürsprecher gewirkt. Er sah im Schwarzen den freilich sehr erziehungsbedürftigen, aber darum nicht minder vollwertigen und unverletzlichen Mitmenschen. Dafür liebten ihn aber auch die Eingeborenen wie einen Vater, und ebenso gewann er sich die Verehrung aller rechtlich denkenden Weißen und selbst die Achtung seiner arabischen Gegner. Zu den katholischen Missionen unterhielt er stets die besten Beziehungen und nahm sie in seiner ‚Antwort auf den offenen Brief Dr. Warnecks' (1890) gegen ungerechte Angriffe nachdrücklich in Schutz. Der Missionäre Dankbarkeit und Hochschätzung hat sich am Grab des Ehrenmanns betätigt.

Leider hat Wißmann nach manchen erfolgreichen Feldzügen nur noch kurze Zeit den ostafrikanischen Gouverneurposten bekleidet, vom Frühjahr 1895 bis Ende 1896. Der Geist aber seines Wirkens, wie er sich in seinen frischen Reiseberichten (‚Im Innern Afrikas' 1888, [3]1891, ‚Unter deutscher Flagge quer durch Afrika' 1889, [8]1902, ‚Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas' 1890) und in den charakteristischen ‚Schilderungen und Ratschlägen zur Vorbereitung für den Aufenthalt und Dienst in den deutschen Schutzgebieten' (1895, [2]1903) so ernst und herzgewinnend ausspricht, möge mit seinem ehrenvollen Andenken stets fortleben; nur dann wird Deutschland das große Kolonialwerk würdig vollenden, zu dessen Begründern Wißmann zählt.

* *

Élisée Reclus †. Kurze Zeit nach Ratzel ist nun auch sein älterer französischer Fachgenosse Reclus, 75 Jahre alt, dahingegangen. Er gehörte noch jenem immer selteneren Gelehrtentypus an, der sein gesamtes Wissensgebiet mit weitem Blick überschaut, mag er auch im einzelnen nicht immer den Gipfel methodischer Genauigkeit erklimmen. Reclus' Hauptwerk, die neunzehnbändige ‚Nouvelle géographie universelle' (1875—94) ist bei allen Einzelmängeln die unerreichte Enzyklopädie geographischen Wissens, und jede spätere Zusammenfassung wird auf ihr weiterbauen. Auch für die Popularisierung seiner Wissenschaft hat er, wenn auch mit weniger Glück als später Ratzel, gewirkt. Sein zweibändiges Werk ‚Die Erde' (1867—68) wurde von Ule deutsch bearbeitet. Im Vorwort findet sich der für Reclus' Wesen bezeichnende Bekenntnissatz: ‚Nach langem Forschen im Staub der Bibliotheken kehrte ich immer zum Urquell alles Wesens zurück und labte meinen Geist im Anschauen der Erscheinung selbst. Der sich durch Wüsten schlängelnde Bach und die beweglichen Sandkörner der Dünen waren für mich nicht minder lehrreich als die Windungen großer Ströme oder die mächtigen Schichten der Berge und die endlose Fläche des Ozeans.' Fast noch bekannter als durch seine wissenschaftliche Arbeit wurde Reclus durch seinen ‚theoretischen Anarchismus'. Nur die Verwendung seiner Fachgenossen bewahrte ihn nach Niederwerfung der Pariser Kommune vor üblerem Geschick als der Ausweisung. Dafür dankte er seiner Gesinnung 1894 den Ruf an die Brüsseler sozialistische Universität.

*

Philosophie.

Die geschichtliche Erforschung der mittelalterlichen Philosophie hat in den letzten Jahrzehnten einen beträchtlichen Aufschwung genommen; dieser Umstand im Verein mit spekulativen Gründen hat auch in nicht christlich denkenden philosophischen Kreisen vielfach eine höhere Schätzung des patristischen und scholastischen Zeitalters bewirkt. Immerhin liegt es in der

Natur der Sache, daß die einschlägigen Forschungen vorwiegend der katholischen Gelehrtenwelt überlassen blieben; denn ihr ist von vornherein ein besseres Verständnis und tiefere Vorliebe für jene Denkepochen gegeben. Diese historische Spezialbeschäftigung hat sogar manchmal so weite Kreise gezogen, daß man sich des Bedenkens nicht ganz erwehren kann, als geschehe in dieser Richtung hie und da eher zuviel und leide dann darunter die brennend notwendige Kenntnis der philosophischen Situation der Gegenwart. Einen nicht zu unterschätzenden Vorteil freilich hat die besagte Spezialbeschäftigung ohne Zweifel gebracht: im Gebiete der mittelalterlichen Philosophiegeschichte ist die Superiorität der katholischen Gelehrtenwelt unbestritten.

Alljährlich gibt eine ganze Reihe mustergültiger wissenschaftlicher Publikationen von dieser Superiorität neue Beweise, und unter solchen Arbeiten sind doch auch gar manche, deren Kenntnis für weitere philosophisch interessierte Kreise von Wert ist. Naturgemäß kommen für sie mehr die zusammenfassenden Gesamtübersichten als die Spezialarbeiten in Betracht, und zwar beim raschen Fortschreiten der Forschung nur die neueren. Auf den zweiten Band von Otto Willmanns ‚Geschichte des Idealismus' (Braunschweig, bei Vieweg 1896; neue Auflage in Vorbereitung) und M. de Wulfs Histoire de la philosophie médiévale (² Löwen 1905, im Verlag des philosophischen Instituts der Universität) sei in erster Linie verwiesen. Neben diesen Originalwerken katholischer Gelehrter geht aber auch die Darstellung des betreffenden Abschnittes in größeren Gesamtdarstellungen immer mehr in ihre Hand über. So hat bereits in der vierten Auflage von Erdmanns ‚Grundriß der Geschichte der Philosophie' (Berlin bei W. Hertz 1896) Clemens Baeumker die scholastische Zeit einer verbessernden und wesentlich ergänzenden Durchsicht unterzogen; nunmehr ist das gleiche im ganzen Umfang auch bei Überwegs ‚Grundriß der Geschichte der Philosophie' (2. Teil in 9. Aufl. Berlin 1905 bei Mittler u. Sohn) eingetreten. Ein Schüler Hertlings, Matthias Baumgartner, hat die ganze Scholastik übernommen, in welche Arbeit er sich bei der vorigen Auflage noch mit dem allzu früh verstorbenen gelehrten Dominikaner Wehofer geteilt hatte. Das ohnehin schon unentbehrliche Handbuch hat dadurch stetig an Zuverlässigkeit und Belehrungsfülle gewonnen. Von allgemein interessierenden Erweiterungen fielen uns in der neuesten Auflage namentlich auf: die Abschnitte über den auch literar- und kunstgeschichtlich wichtigen Honorius von Autun, über die byzantinische Mystik, die Einflüsse der arabischen Wissenschaft, das bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts aus aristotelisch-arabisch-jüdischer Tradition schöpfende Gedankensystem des Dominikus Gundissalinus, über die Thomastradition in der Dominikanerschule, den Averroisten Siger von Brabant, die Erkenntnislehre des Franziskanermönchs Roger Bacon, den Spätthomisten Johannes Capreolus und den Mystiker Dietrich von Freiburg. Ein Hauptstück der Arbeit liegt ferner in der Ergänzung der musterhaft vollständigen Bibliographie, in der die wichtigsten Werke zweckmäßig durch Sperrdruck hervorgehoben sind. Man kann jedoch über diese kleingedruckten Bibliographien und auch die Spezialanalysen der einzelnen Systeme meist ganz gut hinweglesen und sich durch zusammenhängende Lektüre der großgedruckten Hauptteile ein abgerundetes Bild der Entwicklung schaffen.

Auch unter den vorzüglichen Einzeldarstellungen der Baeumker-Hertlingschen ‚Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters' sind gar manche, welche auch dem Nichtspezialisten viel Anregung und Aufklärung bieten können. Dies gilt z. B. von der jüngst erschiene-

nen quellenmäßigen Darstellung der ‚Psychologie Albert des Großen' durch Arthur Schneider (Bd. I. Münster 1903 bei Aschendorff). Seit Hertlings Festschrift (Köln 1880) hat die nähere Erforschung von Alberts Gedankenwelt verhältnismäßig langsame Fortschritte gemacht, und seiner Seelenlehre geht die vorliegende Arbeit erstmals genauer nach. In seinen psychologischen Grundanschauungen folgt Albert von Bollstädt, den heute noch Philosophen und Naturwissenschaftler gleichermaßen den Großen nennen, im wesentlichen Aristoteles; und gleich diesem vereinigt er mit dem systematischen Weitblick eine Fülle von empirischen Einzelkenntnissen, mittelbaren und unmittelbaren Erfahrungen, hierin durch Lehre und Beispiel der Araber beträchtlich über des griechischen Meisters Wissensbereich hinausgeführt. Der Grundsatz, den er einmal in botanischem Zusammenhang ausspricht: man müsse bei naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf Erfahrungen rekurrieren, leitet ihn auch bei seinen psychologischen Untersuchungen; und so kann man das Lob, welches ihm Ernst Meyer in seiner Geschichte der Botanik spendet, daß es nämlich vor Albertus und weitere drei Jahrhunderte nach ihm keinen Botaniker gegeben habe, ‚der die Natur der Pflanze lebhafter aufgefaßt, tiefer durchdacht hätte,' mutatis mutandis auf den Psychologen übertragen. In den Kapiteln über die Gattungen der Sinnesempfindung, über Schlaf, Traum, Gedächtnis, über das Gehirn als Empfindungs- und Bewegungszentrale, über das Werden der Vernunfterkenntnis u. a. finden sich zahlreiche Lehren und Beobachtungen von ganz zeitgenössisch anmutender Art, sofern man nur durch die altertümlichen Bezeichnungen zur Sache selbst durchdringt. Gerade in den terminologischen Schwierigkeiten liegt ja nicht selten ein Hauptgrund für Mißverständnis und Mißachtung der Scholastiker. Und eine Hauptaufgabe der Philosophiegeschichte des Mittelalters liegt darin, nicht nur zu ermitteln, was die Alten gesagt und voneinander gelernt haben, sondern auch zu erklären, was es in unsrer Sprache bedeutet.

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Eine Philosophie der Botanik hat J. Reinke als ersten Band der neubegründeten ‚natur- und kulturphilosophischen Bibliothek' (Leipzig, bei J. A. Barth 1905) herausgegeben und glaubt damit das erste Werk solchen Titels seit Linnés berühmter Philosophia botanica zu schaffen. Das trifft nun allerdings nicht ganz zu; so hat z. B. Link im Jahre 1824 Elementa philosophiae botanicae geschrieben, die sogar 1837 eine zweite Auflage erlebten, und im Kreise der Schellingianischen Naturphilosophen ließe sich wohl noch das eine oder andre Werk ähnlichen Titels finden. Immerhin bleibt so viel richtig, daß man sich seit langem derartiger Büchertitel entwöhnt hat, und ihr Wiederauftauchen ist sehr bezeichnend für das Erstarken naturphilosophischer Spekulation bei den modernen Naturwissenschaftlern selbst. Der Schwerpunkt dieses Philosophierens liegt in den biologischen Problemen, und zwar bei Reinke wie vielen anderen im Widerstand gegen die rein mechanistische Auffassung der Lebensvorgänge. Reinke baut in vorliegender Schrift seine vielberedete Dominantentheorie weiter aus, die er schon früher auf Grund einer dynamischen Naturauffassung in den Werken ‚Die Welt als Tat' und ‚Einleitung in die theoretische Biologie' ausgedacht hat. Er unterscheidet bei den Lebensvorgängen die Wirksamkeit energetischer Kräfte (die unzerstörbar sind und sich nach den Äquivalenzformeln umsetzen) und nichtenergetischer Kräfte, die äquivalentlos zerstörbar seien. Zu den letzteren zählt er Systemkräfte, Dominanten und Seelenkräfte. Da Reinke (im Gegen-

satz zu Haberlandts Theorien von den Sinnesorganen der Pflanze) an kein bewußtes Seelenleben der Pflanzen glaubt, bleiben für seine Philosophie der Botanik die bewußtsein wirkenden Seelenkräfte außer Betracht. Immerhin ist seine Auffassung der Systemkräfte und Dominanten eine solche, daß sie sich mit dem aristotelischen, wesentlich biologischen Seelen- bezw. Entelechienbegriff fast gänzlich deckt; die harmonische Übereinstimmung des Pflanzenbaues (selbst Darwin mußte ja von ‚Korrelations'wirkungen reden) und die zweckmäßige Selbstregulierung der wichtigsten Lebensvorgänge, insbesondere die zahlreichen Anpassungen in der Einzel- und Gesamtentwicklung, nötigen unseren Denker zu der Auffassung, daß in der Biologie Kausalbetrachtung und Finalbetrachtung zwei gleichberechtigte Methoden für die Erkenntnis darstellen; daß ferner in der Entwicklung der höheren Pflanzenformen aus den einfachen Urzellen ein ‚imanenter Progressionstrieb' die Richtung gibt, — und diesen bereits von Nägeli angenommenen phylogenetischen ‚Vervollkommnungstrieb' setzt Reinke letzten Endes seinem ursprünglich aus ontogenetischen Vorgängen erschlossenen Dominantenbegriff gleich —; daß schließlich auch den Urzellen bereits ein aprioriſches Zweckmäßigkeitsprinzip innewohnt und daher an Stelle der undenkbaren Urzeugung die Schöpfung durch eine übermenschliche Intelligenz mit höchster wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit angenommen werden muß.

Diese letztere Auffassung ist von um so höherem Interesse, weil Reinke wie die weitaus meisten Botaniker zu den unbedingten Anhängern der Deszendenzlehre, aber zu den entschiedenen Gegnern der darwinistischen Zuchtwahltheorie zählt. Allerdings gibt er auch zu, daß ‚von einem zwingenden apodiktischen Beweis für die Abstammungslehre nicht die Rede sein kann', und nennt es nicht nur ‚unzulässig', sondern geradezu ‚unwissenschaftlich', dieselbe ‚als ein durch Tatsachen absolut sicher gestelltes Dogma ex cathedra verkündigen zu wollen'. Insbesondere warnt er davor, daß man ‚die Entwicklung' als eine Art von Naturkraft betrachtet und ihr Wirkungen zuschreibt wie der Schöpfung. ‚Beide Begriffe sind an sich unabhängig von einander. Man kann eine Schöpfung mit und ohne nachfolgende Entwicklung annehmen; eine Entwicklung von Organismen vorzustellen, der keine Schöpfung vorausgegangen ist, würde dem Erbauen eines Luftschlosses gleichen; denn jede Entwicklung hat etwas Gegebenes zur Voraussetzung, das sich entwickelt.'

Die Einzelheiten von Reinkes Gedankenentwicklung, die Ausführungen des Kieler Botanikers zu den Problemen des Protoplasmas, der Zelle, der Individuation und Mannigfaltigkeit, der Abstammung, Entwicklung, Vererbung und Gestalt sind von vorwiegend fachmännischem Interesse. An dieser Stelle kommt auch die philosophische Unzugänglichkeit von gar manchen seiner Überlegungen nicht weiter in Betracht, sondern vor allem die hohe symptomatische Bedeutung seiner naturphilosophischen Arbeit.

Dr. Max Ettlinger.

Medizin.

Mikulicz, Wernicke, Nothnagel †. Drei ausgezeichnete Ärzte hat der Tod in den letzten Wochen der Menschheit entrissen, die eine Zierde deutscher Wissenschaft und Trost und Hilfe vieler Kranken waren.

Am 14. Juni hat Johannes von Mikulicz-Radecki seine klaren, nimmermüden Augen geschlossen und ist zur Ruhe eingegangen, die er sich auf Erden nicht gegönnt. Ein tragischer Schicksalsschluß ließ ihn an einem nicht operierbaren Krebse des Magens sterben, an einem Leiden, das er in unerreichter Meisterschaft bei so vielen mit Erfolg bekämpft hatte.

Mikulicz wurde 1850 in Czernowitz geboren und begann in Wien 1869 seine medizinischen Studien. 1875 trat er bei Billroth, dem bekannten Meister der Chirurgie, als Volontär ein, wurde 1878 Assistent, 1880 Vorsteher der chirurgischen Poliklinik der Wiener Universität und ging 1882 als ordentlicher Professor nach Krakau; 1885 vertauschte er seinen Wirkungskreis mit Königsberg und folgte 1890 einem Rufe nach Breslau, wo er zeitlebens blieb. Breslau verdankt ihm den Ruf, die in Fachkreisen angesehenste chirurgische Klinik des Reiches zu besitzen.

Die wissenschaftliche Chirurgie hat Mikulicz durch eine große Reihe von ausgezeichneten Arbeiten bereichert, die das gesamte Gebiet in theoretischer wie praktischer Hinsicht umfassen. Seine ersten Arbeiten galten der Lehre von den Wundinfektionen; darauf folgten Untersuchungen über krankhafte Veränderungen des Kniegelenks (Bäckerknie), über Krankheiten der Nase und des Rachens (Rhinosclerom), sowie über die Behandlung der Gelenktuberkulose mit Jodoform, durch die er vielen die Gesundheit wiedergab. Schon 1881 gab er die Methode der direkten Besichtigung der Speiseröhre und des Magens (Oesophagoscopie) an, die erst in den letzten Jahren voll gewürdigt und allseitig angewandt wird. Später wandte er sich in zahlreichen, höchst fördernden Untersuchungen vor allem der Chirurgie der Bauchorgane zu. Mit diesem engeren Gebiete seiner Wissenschaft ist sein Name unzertrennlich verknüpft; in dem Bereiche der Magen- und Darmoperationen war er der anerkannt vollendetste Meister der Welt.

Kaum war die Trauerkunde vom Tode Mikulicz' in die Welt gedrungen, so starb auch eine zweite Leuchte ärztlicher Wissenschaft, der Professor der Irren- und Nervenheilkunde Karl Wernicke. Auf fröhlicher Radfahrt durch den Thüringer Wald fand er durch einen Unglücksfall jähen Tod.

Wernicke (geb. 1848 zu Tarnowitz) schloß sich als Assistent des Allerheiligenhospitals zu Breslau besonders an den Psychiater Neumann an. Die klinische Behandlung der Geisteskranken in unzureichenden Räumen brachte wenig Freude; als Gegengewicht dazu suchte er Trost in theoretischen Studien. Hitzig hatte damals durch die Lokalisation der verschiedenen Tätigkeitsbezirke der Hirnrinde ganz neue Anschauungen gebracht. Hier setzte Wernickes Studium ein. Er suchte die anatomischen und physiologischen Grundlagen des Sprachvorganges klarzulegen. Es gelang ihm auch, neben dem schon bekannten Bewegungszentrum das Empfindungszentrum der Sprache festzustellen und im Anschluß daran eine fruchtbare Einteilung der bis dahin wenig studierten Krankheitsformen der Aphasie (Sprechunfähigkeit) zu geben, die er in motorische, sensorische und Leitungsaphasien trennte. 1875 ging er zu Westphal nach Berlin, wo er hauptsächlich hirnanatomische Studien trieb; 1885 kam er als Ordinarius nach Breslau, um 1904 als Nachfolger Hitzigs nach Halle überzusiedeln.

Seine Hauptwerke sind sein großes ‚Lehrbuch der Gehirnkrankheiten', sein mit Unterstützung der Preußischen Akademie herausgegebener ‚Gehirnatlas', sowie die ‚Einführung in die Psychiatrie', in der er, auf seine anatomischen Forschungen gestützt, eine gänzlich neue Einteilung des weiten, dunklen Gebietes gibt.

Wernicke war einer der wenigen originellen Geister, die trotz tiefgehender Forschung nie den Blick für das Ganze verlieren, sondern gerade in der Sichtung und Einordnung unseres Wissensbestandes ihr Lebenswerk leisten.

Am 7. Juli starb in Wien der innere Kliniker, Professor Hermann Nothnagel. Mit ihm geht einer der bekanntesten Ärzte dahin.

Die Spuren seiner Tätigkeit sind über das ganze Gebiet der inneren

Medizin verstreut. Neben einem ausgezeichneten ‚Handbuche der Arzneimittellehre' arbeitete er über ‚Gehirnkrankheiten' und die ‚Physiologie und Pathologie des Darmes". Sein letztes großes Werk sind ‚Die Krankheiten des Darmes und des Peritonäums'. Seit 1894 erschien unter seiner Leitung ein großangelegtes Sammelwerk, das ‚Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie', von dem einige zwanzig Bände fertig vorliegen. Durch die Herausgabe dieses auch im Auslande geschätzten Werkes hat Nothnagel sich einen weitbekannten Namen gemacht, dadurch ist er aber auch vielen Ärzten ein Führer und vielen Kranken ein Helfer geworden.

Dr. med. H. Ziesché.

Sozialwissenschaft.

P. Heinrich Pesch S. J. hat soeben den ersten Band eines ‚Lehrbuches der Nationalökonomie' (XIV und 485 S. gr. 8. — Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1905) veröffentlicht. In eingeweihten katholischen Fachkreisen sah man dem Erscheinen dieses Werkes schon seit längerer Zeit mit einer gewissen Spannung entgegen. Denn wenn von irgend einem Vertreter der traditionell-kirchlichen Wissenschaft, so durfte man noch am ehesten von P. Heinrich Pesch eine unbefangene Stellungnahme zu den Errungenschaften der neueren nationalökonomischen Forschung erwarten. Mag nun auch das vorliegende Buch den Erwartungen nicht ganz entsprechen, so bedeutet es doch für weitere katholische Kreise, denen der Name des Verfassers eine Gewähr der ‚Korrektheit' ist, und die sonst von den hier auftauchenden Problemen wenig berührt würden, einen recht hoch zu bewertenden Fortschritt. Was bisher unter katholischer Flagge als zusammenfassende Darstellung der Nationalökonomie reiste (z. B. Corbière, Cossa-Moormeister, Périn, Dévas-Kämpfe), bewegte sich doch meist in sehr ausgetretenen Geleisen und hielt sich sozusagen außerhalb des Stromes der historisch-positiven wissenschaftlichen Entwicklung. Da hat P. Pesch doch ganz anders den Fragen, welche die moderne Volkswirtschaftslehre aufwirft und — beantwortet, ins Auge geblickt und gewisse schätzenswerte (aber auch bitter notwendige) Annäherungen und Zugeständnisse sich erlaubt, die einem andern, der nicht mit dem S. J. aufwarten kann, wahrscheinlich Mißdeutungen eingetragen hätten. Trotzdem kann er von einer gewissen Halbheit nicht freigesprochen werden, indem er bei verschiedenen kritischen Punkten, wo es gerade galt, Farbe zu bekennen, mit der rechten Hand gibt und mit der linken nimmt. Das liegt an dem eigentümlichen methodologischen bezw. erkenntnistheoretischen Standpunkte des Verfassers, der die Schwächen gewisser herkömmlicher Schultheorien wohl fühlt, aber sich nicht entschließen kann, sie resolut zugunsten der neueren nationalökonomischen Erkenntnisse aufzugeben. Man kann da im allgemeinen unbedenklich unterschreiben, was Dr. Adolf Ott in seiner scharfen kritischen Besprechung in der Kölnischen Volkszeitung (Literarische Beilage Nr. 15 vom 13. April 1905) über Peschs Methode sagt, — mit der Einschränkung jedoch, daß ich vor allem die Inkonsequenz beanstande, während ich die naturrechtlichen Begründungen, die Ott zugunsten der historisch-ökonomischen Auffassung hie und da zurücktreten lassen will, nicht vermissen möchte.

In der Systematik lehnt sich P. Pesch an die bekannte, sachgemäße und praktische Einteilung seines Lehrers Adolf Wagner an. Der vorliegende erste Band des mit äußerster Akribie und umfassendster Literaturkenntnis gearbeiteten Werkes, die ‚Grundlegung', erörtert die allgemeinen Prinzipienfragen der politischen Ökonomie; die für die nächsten Jahre in Aussicht gestellten zwei weiteren Bände sollen die

allgemeine bezw. besondere Volkswirtschaftslehre behandeln. Mit den Fundamentalproblemen des Wirtschaftslebens setzt sich Pesch in fünf Kapiteln auseinander: 1. Natur und Mensch (Verhältnis des Menschen zu den äußeren Gütern und deren Wertbemessung); 2. Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft (Menschheits- und Kulturentwicklung sowie deren Ursachen und Ziele; bemerkenswert die Passagen über die evolutionistische Soziologie, insbesondere den sozialpsychischen Evolutionismus à la Lamprecht); 3. drei Grundpfeiler der Gesellschaftsordnung (Familie, Staat, Privateigentum); 4. die Volkswirtschaft und ihr Organisationsprinzip (Begriff und Stufen der Volkswirtschaft: Individualismus, Sozialismus, Solidarismus); 5. die Volkswirtschaftslehre (Gegenstand, Aufgabe und Charakter, ihr Verhältnis zu den Gesellschaftswissenschaften im allgemeinen und zur Morallehre, ihre Gesetze, d. h. Faktoren der ökonomischen Entwicklung, und Methode). Nur zu zwei speziellen Punkten will ich kurze Bemerkungen machen. In ihrer Art ist Peschs Begründung des Privateigentums eine Glanzleistung; sie zeigt aber auch gerade besonders deutlich jene von mir berührte Halbheit. Er verkennt nicht, daß zur naturrechtlichen Fundamentierung des Eigentums auch die Rechtsentwicklung und Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsfragen gehören, kann sich aber zur Anerkennung des positiv-historischen Rechtes als Begründungsmitfaktor nicht aufschwingen. Bezüglich des Verhältnisses des Wirtschaftslebens zum göttlichen Sittengesetz gibt er zu, daß es ‚moralisch indifferente', also wie wir sagen, rein ökonomische Faktoren und Tendenzen gebe; wo er aber von dem Einflusse der Kirche auf wirtschaftliche Verhältnisse spricht, merkt man wenig von jener vorsichtigen Grenzregulierung. Wenn es wahr ist, was man erzählt, daß P. Pesch in das Lager der ‚Berliner katholisch-sozialen Bewegung' übergeschwenkt sei, dann kann man allerdings manches verstehen und — bedauern.

Die vorstehenden Urteile über Einzelheiten hindern mich aber nicht, meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß P. Pesch uns Katholiken endlich ein nationalökonomisches Werk geschenkt hat, das uns auf diesem Gebiete nicht mehr so ganz rückständig erscheinen läßt, indem es wenigstens zeigt, daß wir entschlossen anfangen, uns hier auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen. Es wäre ungerecht, zu verschweigen, daß viele echt wissenschaftliche Arbeit und viele feine Gedanken in dem Buche stecken, aus dem auch die Gegner manches lernen werden. Man wird freilich weiter bauen und immer besser das Moralisch-Unveränderliche vom Zeitgeschichtlichen scheiden lernen müssen; das Fundament aber zu dem Gebäude der wissenschaftlichen Nationalökonomie im christkatholischen Geiste hat P. Pesch gelegt, und das darf ihm nicht vergessen werden.

-b-.

Literatur.

Strindbergs Bekenntnisse. — Ich weiß nicht, ob August Strindberg, der schwedische Hauptvertreter des Realismus, dessen Stärke in der scharfen und genial-satirischen Geißelung der gesellschaftlichen und politischen Schäden besteht, von dem widerlichen Reklamezettel Kenntnis hat, mit dem der Verleger die unter seiner eigenen Mitwirkung erscheinende deutsche Gesamtausgabe seiner Schriften begleitet, — will es wenigstens nicht hoffen; denn da wird er mit nackten Worten als ‚der größte Dichter unserer Epoche' bezeichnet, der ‚für alle Stände, für alle Berufe, für alle Klassen das erlösende Wort gefunden'. Wohl spiegelt sich in gewissem Sinne in seinen Werken der Gang der neueren Geistes- und Kulturentwicklung, speziell seiner Heimat; aber man braucht nur

seinen neuesten Roman zu lesen, um jenes volltönende Lob abzulehnen. ‚Die gotischen Zimmer. Familienschicksale vom Jahrhundertende' (2. Aufl. Berlin und Leipzig 1905, Hermann Seemann Nachfolger, 338 S.) sind eine Art Retraktation und offenbar als Kontrast zu des Verfassers früherem Roman ‚Das rote Zimmer' gedacht. Man kann beide soziale Romane nennen, welche die menschliche Gesellschaft um 1880 bezw. 1900 kritisch darstellen sollen. Aber welch ein Gegensatz der Stimmung! ‚Das rote Zimmer' ist wie ein begeisterter, siegessicherer Aufruf an die Jugend, im Kampfe mit dem verrotteten Alten neue Lebensideale in Natur und Wahrhaftigkeit zu suchen; in den ‚gotischen Zimmern' findet sich 20 Jahre später jene ehemalige Jugend wieder zusammen und zieht das Fazit, daß die vermeintlich freiheitlichen Ideale Irrlichter waren, die in den Sumpf der Dekadence führen. Kurz, der Verfasser — halb Tolstoi, halb Demokrit — will dartun, daß nach dem débâcle der ‚zoologischen Weltanschauung' des Materialismus die Kulturmenschheit einen Wiederverjüngungsprozeß durchmachen muß, der einer spiritualistischen Auffassung zum Siege verhelfen wird. Leider ist es Strindberg, so scharf seine Beobachtung der einzelnen Symptome der modernen Haltlosigkeit und inneren Zerrissenheit ist, nicht gelungen, dieses Problem künstlerisch zu bewältigen. Schon die Form macht einen unfertigen und verwirrten Eindruck; die Bilder und Gedanken, die uns da über alle möglichen Gegenstände, über Religion, Moral, Philosophie, Mystik, soziale und ökonomische Zustände, insbesondere Frauen- und Agrarfrage, über innere und äußere Politik, Kulturfragen, Naturwissenschaft u. s. w. oft in rein aphoristischer Form, vorgeführt werden, sind nur dadurch, daß sie an die einzelnen Personen der Familie Borch anknüpfen, zu einer äußerlichen Einheit verbunden. Ein Roman mit einem großen seelischen Konflikt und dessen Lösung ist das Buch daher eigentlich gar nicht zu nennen. Auch die eigentliche Aufgabe, die Strindberg sich gesetzt, ist keineswegs gelöst. Alles, was er der abgewirtschafteten ‚zoologischen Weltanschauung' entgegenzusetzen hat, ist eine unheimliche Theosophie, die sich zwar auf Swedenborg beruft, aber in ihrer gespenstigen Dämonenfurcht und durch den Mangel jeglicher Erlösungsidee nur niederdrückt. So ist die Lektüre keine erquickliche: über dem Ganzen liegt ein nervös-kranker Dunst, der mich verstehen läßt, wie ein Freund mir schreiben konnte, das Buch ‚rieche nach Absinth und Morphium'. Trotzdem bleibt es ein interessantes Zeitdokument, und manches, was in bitterster Satire über die Zerrüttung des modernen Familienlebens und die Frauenemanzipation gesagt wird, ist aller Erwägung wert, wenn den Verfasser auch seine Wut gegen die Mannweiber, die Weiberherrschaft und weibischen Männer der Gegenwart zu weit führt. Desgleichen könnte mancher ‚staatserhaltende' Heuchler unserer Tage hier einen trefflichen Spiegel finden. Der künstlerisch verunglückte Roman ist jedenfalls ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Beobachtung, daß die tiefer veranlagten Naturen der Moderne immer sehnsüchtiger aus der Unbefriedigtheit des Naturalismus und Sensualismus einen Weg nach lichteren Höhen suchen, der aber ohne schlichte Religion nicht zu finden ist.

J. M.

Theater.

Berliner Theater. Während die Spielzeit allbereits in die abschüssige Bahn der Sommerunterhaltung überging, neue Stücke wohl auch noch aufgeführt, neue Schätze aber nirgends aufgedeckt wurden, brachte Sigmund Lautenburg im ‚Deutschen Theater' Anzengruber-Maispiele vor ein dankbares Publikum. Soviel man sich auf Anzengruberdar-

stellung hier einbildet, — wo tut man das heute nicht? — gab es da doch neues und herrliches zu sehen. Der Pfarrer von Kirchfeld, der Meineidbauer, die Kreuzelschreiber, der G'wissenswurm und Ein Doppelselbstmord war an sich kein auffälliges Repertoire. Die bekanntesten und besten Stücke! Der Tod Amalie Schönchens verhinderte, daß auch das vierte Gebot hinzukam; sie war in der Darstellung der Großmutter in diesem Stück unersetzlich. Denn da Lautenburg Festspiele, Musterdarstellungen geben wollte, vereinigte seine Truppe eine Anzahl der besten Anzengruberdarsteller: Otto Sommerstorff, Ludwig Martinelli, Robert von Balajthy, Willy Thaller; neben Amalie Schönchen aber stand Hansi Niese-Jarno, und das war das Neue, war das Ereignis. Sie spielte die jungen Anzengruberschen Dirndln, die Anna Birkmeier im Pfarrer, die Vroni im Meineidbauer, Josepha in den Kreuzelschreibern, die Horlacherlies im G'wissenswurm und die Agerl im Doppelselbstmord. Wer diese Anzengruberschen Dirndln von ihrer naturgesunden, naturfröhlichen, schlagfertigen und singlustigen Seite ansieht, der kennt Hansi Niese. Das unterstrich sie, oder vielmehr alles andere, zumal das Sentimentale, woran es bei Anzengruber auch nicht fehlt, ließ sie dahinten; lieber steigerte sie das Derbe und ging bis an die harte Grenze der Karikatur. Aber ihre Gestalten waren quellend und blutvoll bis in die Fingerspitzen, und Anzengruber hätte seine Freude daran gehabt trotz des mehr in psychologische Feinheit auslaufenden, fest gewordenen Anzengruberbühnenstils, in dem sich die übrigen zusammenfanden.

Um dieselbe Zeit wurde in Wien ein Anzengruberdenkmal enthüllt, und dabei fehlte es nicht an hartem, verächtlichem Tadel. Wer in seinen Stücken gelebt, wer in ihnen gejubelt und gelacht hat, der mag tadeln, wenn er kann; wie soll das wohl sein! Anzengruber ist der sonnigste Optimist, den unsere Bühne hat, und einer der genialsten Herzenskünder, dazu ein Feuergeist, der stets handeln will und daher stets zu verbessern findet. Seine Stücke sind allesamt auch Predigten, er aber ist ein Künstler. Sein Pfarrer von Kirchfeld ist sein deutlichstes und eben darum nicht sein bestes Stück. Dennoch: was hätte man nicht alles machen können aus dem doppelten Konflikt des Priesters mit seinem Herzen und mit seiner Überzeugung! Anzengruber hat seine bekannte Meinung gesagt, aber er hat dabei alle billige, übrigens nur vernünftige und psychologisch notwendige Achtung vor den Tatsachen und ihren seelischen Wurzeln gezeigt, die kleinere und lärmende Geister, seine Nachtreter alle, kaum zu fassen vermochten. Seine Tendenz ist nicht unedel, sondern menschlich in der Art, wie er und seine Straßenphilosophen fühlen. In diesen vom Leben zerzausten, aber nicht verbrauchten Naturfreunden und in seinen Dirndln mit dem lachenden Herzen und der starken Seele steckt der beste Anzengruber. Man muß sich darauf besinnen, um ihn und seine theaterfeste Kunst nicht der Phrase und dem Schlagwort preiszugeben. Er ist ganz Seele, und darum stellt er persönliches Erlebnis und Erfahrung allemal höher als ihre soziale Kristallisation in Brauch, Form und Gebot, ein unter Bauern doppelt wirksames Kunstmittel: daher die Verfehmten unter ihnen, die er aber am meisten liebt. Er legt solche Fingerzeige öfter in Nebenfiguren und kleine Züge, aber wie genial verwebt er wiederum diese in den deutlichen, einfachen, großlinigen Bau seiner Handlungen! Ihr Kern ist rein seelisch, ihr Äußeres alltäglich, konventionell, anekdotisch; zweifache Kunst des Realisten. Er hätte nie Naturalist sein können, weil er über und über Humor hat und ins Leben einstrahlt, zugleich aber, weil er eine tief im Grunde religiöse Natur ist. Er ist nicht kirchlich zu machen; so

wie er ist, ist er aber echt und ehrlich, innerlich und fromm; gerade darum hat er an manchem Ärgernis genommen. Vor Raisonnement bewahrte ihn seine Künstlerschaft und sein Dichtertum. Anzengruber ist ein Lichtstrahl auf unserer heutigen Bühne trotz auch der künstlerischen Mängel, die er aus den Wurzeln seiner Künstlerschule, dem Volksstück, mitgebracht hat. Seine Natursaftigkeit, sein Lebensglaube, seine Menschenliebe und sein Humor ist's, was den großen Anklang findet. Seinen gleichgerichteten Ideen scheint er noch nicht zu gelten; das ist *sein* Mangel nicht. Er ist wie alle Großen nicht seiner Zeit voraus, sondern über, und damit pflegt es sonst auch nicht anders zu gehen. Er ist seiner Zeit über, obwohl er *Volks*stücke geschrieben hat. Denn er hat nicht Schauszenerien gewollt, sondern menschliches Leben in Natürlichkeit, Echtheit und ursprünglicher Kraft; darin unterscheidet er sich vom Bauerntheater sehr gründlich, und es ist wiederum nicht *sein* Schaden, wenn einer daran Anstoß nimmt. Ob er ein großer Dramatiker war, darüber läßt sich reden; er war ein großes dramatisches Talent. Daß er ein großer Dichter war, das sollte allen an ihm über alles gehen; es wird vielen eine kleine Besinnung ad hoc nur zu empfehlen sein.

J. O.

Kunst.

Pietro Canonica. Die Berliner Ausstellung mehrerer Werke von P. Canonica hat aufs neue bewiesen, daß der Turiner Meister eine außerordentliche Höhe des Schaffens erreicht hat. Seitdem ich vor dreißig Jahren die Schätze des Johannes-Hospitales in Brügge kennen gelernt, habe ich nur weniges gesehen, was mich mehr ergriffen hätte. Diese anderthalb Dutzend Arbeiten in Marmor, Gyps und Bronze zeugen von tiefster Empfindung, von einem völligen Aufgehen in der künstlerischen Aufgabe. Die unmittelbare Wirkung der Kunstwerke ist groß und packend. Erst nach längerem Hinschauen werden wir uns bewußt, daß eine gewaltige Technik nötig war, den künstlerischen Gedanken derart in die Wirklichkeit zu übersetzen. Es ist bekannt, daß unsere deutschen Bildhauer dem großen technischen Können der modernen Italiener überaus mißtrauisch gegenüber stehen, weil sie ihre Technik oft genug mißbrauchen, um die Leerheit des Gedankens zu verdecken. Bei einem Pietro Canonica fällt diese Besorgnis weg. Wir sehen deutlich, daß der Künstler selbst in seiner Seele tief ergriffen war, bevor er sich anschickte, plastisch zu gestalten. Keine Einzelheit in Haltung und Ausdruck, keine Bewegung des Stoffes ist überflüssig. Nichts ist Pose. Alles, in Körper und Gewandung, höchste Konzentration, nur notwendiges Ergebnis der künstlerischen Auffassung selbst.

Diese mächtige Halbfigur mit dem Denkerkopf, die Wange leicht auf die feingebildete linke Hand gestützt, muß einen Gelehrten darstellen. Es ist Valauri, der bedeutende Lexikograph, den seine Vaterstadt durch ein Denkmal ehrte. Jener feine, die höchste aristokratische Würde atmende Kopf in Marmor gehört der Prinzessin Doria Pamfili. Daneben die Bronzestatuette eines Römers. Die Schriftrolle in der Hand, die Arme verschränkt, den Oberkörper leicht zurückgebeugt, mit erhobenem Haupte, den Blick auf die umgebende Menge gerichtet, so stellt sich uns Papinianus dar, der berühmte römische Jurist. Wir haben das Gefühl: Dieser Vertreter des öffentlichen Rechts ist ein ganzer Mann; er wird von seiner richterlichen Überzeugung nicht um Haaresbreite abweichen; auch das Machtgebot des Kaisers müßte an seinem Pflichtgefühl zerschellen.

Wir wenden uns um und stehen überrascht vor einer weiblichen Marmorfigur ($^1/_3$ n. Gr.), die, in halbliegender Stellung an einen Felsen gelehnt, zu

schlafen scheint. Der Kopf ruht auf dem linken Arm, der rechte hängt, das Knie berührend, leicht herunter. Das reiche Haare fließt anmutig über den Felsen nieder. Das Gewand ist von den Schultern herabgesunken und läßt Brust und Rücken frei. Die edlen Formen und die Zartheit des Tones, der das Sammetartige der Haut vortrefflich wiedergibt, ist bewunderungswert. Der linke Fuß ist auf das rechte Knie hinaufgezogen und läßt neben der feinen Bewegung der Zehen die straffe Bildung der Fußsohle im Gegensatz zur Weichheit der übrigen Hautpartien klar hervortreten. Das Gesicht zeigt nicht teilnahmslose Ruhe, sondern den Widerschein starken geistigen Lebens. Am Sockel lesen wir die Inschrift: IN CORDIS VIGILIA, wohl eine freie Übersetzung der Stelle aus dem Hohen Lied: Ego dormio, et cor meum vigilat. Damit stimmt auch die andere Benennung überein: Sogni dell' anima.

Haupt und Schultern eines sterbenden Christus (im Besitz von Frau Dr. Noah, Berlin), eines der schwersten Probleme der Bildhauerkunst, erblicken wir in Marmor ausgeführt. Nichts Weichliches, nichts, was etwa an v. Heuß' bekannte Darstellung erinnert. Antike Einfachkeit und Größe neben ergreifender Wahrheit des Ausdrucks. Hier sei eingeschaltet, daß die Herz Mariä-Kirche in Turin einen Kruzifixus von Canonica in Marmor besitzt, der weithin als treffliches Kunstwerk geschätzt wird.

Neben dem Manne der Schmerzen erblicken wir eine weibliche Idealbüste mit der Unterschrift: La mente sogna i desideri del cuore. Ein erwartungsvoller Ausdruck liegt auf dem lieblichen, nicht eigentlich schönen Antlitz. Die linke Hand berührt mit den ausgestreckten schlanken Fingern das Kinn, wobei sie sich auf die Knöchel der rechten Hand stützt, die vor der Brust ruht. Dadurch entsteht eine ganz reizende Bewegung. Von der Seite gesehen erscheinen die zarten Glieder der Hand in Verbindung mit dem überaus feinen Gesichtsprofil den Formen einer fremdartigen Blume, vielleicht einer Orchidee vergleichbar. Zugleich ein symbolischer Ausdruck der künstlerischen Idee, die der Meister selbst als Sogno di primavera, Frühlingstraum, bezeichnet. Das Kunstwerk ist schon seit längerer Zeit Eigentum der Berliner Nationalgallerie.

Wir kommen zur Hauptgruppe des Saales, einer Pietà in eigenartiger Auffassung. Die lebensgroße Gruppe bildet den Hauptteil eines Denkmals, das in der Kirchhofskapelle von San Remo einem Wohltäter der Stadt, dem Turiner Bankier Massaglia, errichtet werden soll.

Wir sehen den Heiland auf der Erde ausgestreckt, das Haupt an einen Felsen gelehnt. Maria steht dicht daneben, ihr gramdurchfurchtes Antlitz zu dem heiligen Leichnam niederbeugend. Wie das breite, von den Knien bis zur Brust reichende Lendentuch andeutet, ist der Augenblick gewählt, wo die Einbalsamierung sich ihrem Ende nähert, und Maria, die schmerzliche Arbeit einen Augenblick unterbrechend, sich noch einmal die geliebten Züge einzuprägen sucht, bevor Haupt und Glieder völlig umhüllt werden. Auf dem Antlitz des Heilandes prägen sich die entsetzlichen Leiden des dreistündigen Todeskampfes deutlich aus, aber so, daß kein unedler Zug entsteht. In der heiligen Mutter hat Canonica seine eigne Mutter verewigt. Eine schlanke Frau in edler Haltung mit tiefen Furchen, gealtert durch die Jahre, mehr noch durch den Gram der verflossenen Leidenszeit. Man sieht, wie in der Seele des Künstlers der Gedanke nachklingt: Stabat mater dolorosa. Man hat getadelt, Maria sei zu sehr als Matrone aufgefaßt. Ich kann das nicht finden; eine Frau von achtundvierzig bis fünfzig Jahren ist, zumal im Orient, nicht mehr jung.

Dazu kommt, daß lang anhaltender, herzzerreißender Kummer ein Frauenantlitz leicht um zehn Jahre älter erscheinen läßt. Mich selbst berührte gerade diese Ehrlichkeit des Künstlers sehr sympathisch. Ein großes, photographisches Blatt gibt eine Darstellung des ganzen Denkmals. Links drei stehende Engel, andächtig das Mysterium des Todes betrachtend, dem auch der zweite Adam zum Opfer gefallen. Rechts mehrere Engel, die, zum Teil in die Knie gesunken und tief gebeugt, Weihrauchfässer schwingen, um dem Gottes Sohn auch an der Schwelle des Todes ihre Huldigung darzubringen. Die großartige Gruppe, kunstvoll in Marmor ausgeführt, in passender Umgebung und richtiger Beleuchtung aufgestellt, muß von mächtiger Wirkung sein.

Das Problem, die ausdruckslosen Züge der früheſten Kindheit künstlerisch zur Wirkung zu bringen, hat Canonica in zwei reizenden Marmorarbeiten gelöst. Besonders das sog. lächelnde Kind von etwa acht Monaten ist ein entzückendes kleines Geschöpf. Die linke Hand spielt mit dem verhüllenden Tuch, das bis unter die Brust reicht, während das rechte Ärmchen erwartungsvoll in der Schwebe bleibt und ein freudiges Lächeln die kindlichen Züge verklärt. Auch der langweiligste Philister wird an diesem Bilde von Unschuld und Glück nicht gleichgültig vorübergehen.

Die Büste einer Bäuerin aus dem Tale von Aosta mit ihrem originellen Häubchen als Kopfputz, mit frischem intelligenten Ausdruck bildet einen prächtigen Gegensatz zu der ebenfalls in Bronze ausgeführten Gruppe fliehender Nymphen, denen neckischer Mutwille aus den Gesichtern strahlt.

Der Rumpf eines badenden Mädchens nimmt die Mitte des dritten Saales ein. Der Körper ist vorgebeugt; sie hat sich in der klaren Flut betrachtet, und noch ist der linke Arm wie im Staunen über das erschaute Bild weit nach vorn gestreckt und die Hand geöffnet. Das Gewand ist noch nicht völlig abgestreift. Das Spiel anmutiger Falten hebt in künstlerischem Kontrast den Reiz des herrlich geformten Körpers, der durch die Wirkung einer fein abgewogenen Tönung warmes Leben zu gewinnen scheint. Der Torso trägt die Jahreszahl 1896, ist also das Werk des Vierundzwanzigjährigen.

Noch zwei Werke religiösen Inhaltes mögen erwähnt werden, weil Ausdruck und Technik für den Gedankengang des Künstlers charakteristisch sind. Zwei Mädchen von elf und zwölf Jahren, der ärmeren Klasse angehörend, knien in Andacht versunken am Tische des Herrn (Brustſtück $^4/_5$ n. G.). Das jüngere hat soeben aus der Hand des Priesters die hl. Kommunion empfangen. Das Haupt tief gebeugt, die Hände betend vor der Brust gefaltet, ist das fromme Kind ganz in die Betrachtung des Geheimnisses versunken, das sich soeben in seiner Seele vollzog: Tenui, quem diligit, anima mea. Seine Schwester hat das Haupt erhoben und ein wenig zurückgebeugt. Das Auge ist in tiefer Sammlung niedergeschlagen, fast geschlossen; die zitternden Lippen halb geöffnet in heiliger Sehnsucht nach dem himmlischen Mahle. Im nächsten Augenblicke wird der Leib des Herrn sie berühren. Die ganze Gestalt scheint zu beten: ‚Ich verlange nach dir, komme, suche mich heim und stärke mich mit deiner Gnade, o Jesu!‘ Mancher wird sagen, daß hier ein künstlerisches Wagnis vorliegt; aber niemand wird behaupten, daß es nicht gelungen. Wir sehen keine Spur von Pose. Der schlichte Anzug, die natürliche Haltung, die Unschuld und Frömmigkeit der Kinder, alles verbürgt die Wahrheit der Empfindung.

Die Kommunionkinder stehen noch am Eintritt ihres Lebens in die Welt. Mit der Welt abgeschlossen hat die jugend-

liche Nonne, die in Ganzfigur (3/4 n. Gr., im Besitz von Herrn Dr. Darmstaedter, Berlin), den rechten Arm auf ein Geländer gelehnt, ruhig über die Welt hinblickt, die sie soeben verlassen. Dopo il voto. Das Gelübde ist abgelegt. Die Orgel ist verstummt, der Kerzenglanz erloschen. Die Verwandten und die übrigen hohen Gäste haben sich verabschiedet. Die Bewohner des Klosters sind zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung zurückgekehrt. Nun ist sie allein und sie will allein sein. Nachdenkend durch den Garten schreitend hat sie unbewußt Stufe um Stufe der hohen Terrasse erstiegen und sich zuletzt auf der Marmorbank niedergelassen, die an die Brüstung von köstlicher Schmiedearbeit stößt. Über die Mauer des Gartens hinweg schweift der Blick auf die draußen liegende Welt. Sinnend ruht das Auge auf der fernen Stadt, dem Schauplatz ihrer Kindheit, den sie nie mehr betreten soll. Ist sie glücklich? Darüber sagt uns der Künstler nichts. Nur Ernst, tiefer, heiliger Ernst liegt auf diesem wohlgeformten jugendlichen Antlitz. Keine Anwandlung von Sentimentalität, keine schmerzliche Erinnerung stört den Frieden und die feste Entschlossenheit dieser Seele, die entsagt hat, weil sie entsagen wollte. . .

* * *

Canonica arbeitet seit seinem zwölften Jahre, und die Arbeit geht ihm rasch von statten. Zwischen den Dutzenden von photographischen Abbildungen, die ich gesehen, erscheint kein Werk unbedeutend. Nirgends ein Haschen nach Effekt. Charakteristisch ist vielmehr die durchgeistigte Erfassung der Aufgabe, das feine Empfinden für das Material und die stets musterhafte Technik. Das ganze künstlerische Schaffen erscheint getragen von einer ernsten, klar bewußten Lebensauffassung, die freilich der pantheistisch und skeptisch gerichteten modernen diametral gegenübersteht. So haben die Vertreter unserer Kritik einen schweren Stand. Nicht wenige erklären sich für überwältigt und sind der Bewunderung voll; andere lassen an keiner Arbeit ein gutes Haar und beweisen schon durch die Maßlosigkeit ihres Urteils, daß sie im Unrecht sind. Aber freilich, Canonica tritt auch zu herausfordernd auf. Er wagt es, den Mut seiner Überzeugung zu haben, will sagen, einer positiven Überzeugung. Der pikanten Sinnlichkeit macht er nicht das kleinste Zugeständnis. Seine viel beneidete musterhafte Technik dient ihm nur zum Ausdruck seines eigenen seelischen Empfindens, seine Seele aber ist erfüllt von einer ernsten, gläubigen Weltanschauung.

Dr. J. Meier.

Musik.

Griechische Volkslieder. Es ist bekannt, daß die alten Griechen das größte Gewicht für die Erziehung und das Wohl des Staates auf die Musik legten. Es sei nur auf ein paar Belegstellen hingewiesen. Plato will die ganze Erziehung auf Musik und Gymnastik begründet wissen, indem er de republ. l. III. p. 401 schreibt: ‚Beruht nicht, o Glaukon, das Wichtigste in der Erziehung auf Musik, weil Zeitmaß und Wohlklang vorzüglich in das Innere der Seele eindringen und sich ihr auf das kräftigste einprägen? Sie bringen Wohlanständigkeit mit sich und machen also wohlanständig, wenn einer richtig erzogen wird.‘ . . . ‚Wenn die Knaben das Kitharaspiel erlernen, wenn sie zugleich mit den Liedern guter lyrischer Dichter bekannt werden, müssen sie ihre Stimme dem Saitenspiel anpassen und die Melodien sich einprägen. Dadurch gewöhnen sie sich aber an rechtes Maß und schöne Ordnung und werden geschickter in Worten und Werken.‘ (Plat. Protag. p. 326.) Gymnastik will Plato mit der Musik verbunden wissen; ‚denn wer sich ganz der Musik hingibt, verliert seinen Mut

und schneidet die Sehnen aus seiner Seele und wird weich; wer aber Gymnastik ohne Musik treibt, wird mutig und männlich, aber seine Seele wird schwach, stumpf und blind bleiben. Darum sind Gymnastik und Musik dazu bestimmt, daß sie miteinander verbunden und in einander gefügt werden.' (De republ. p. 410—412.)

In ähnlicher Weise wie Plato spricht sich Aristoteles aus: ‚Die Musik besitzt das Vermögen, der Seele eine sittliche Beschaffenheit zu geben; wenn sie aber dergleichen vermag, so folgt klar daraus, daß man die Jugend dazu anhalten und darin ausbilden muß.' Darin weicht Aristoteles von Plato ab, daß er die Musik als einen Lehrzweig der Erholung und Annehmlichkeit ansieht. (De polit. VIII, 3, 5.)

Nach Plutarch soll bei den alten Griechen der Gebrauch der Musik in den Theatern nicht bekannt gewesen sein; nur zur Verehrung der Götter und zur Erziehung der Jugend sei sie geübt worden. (De musica c. 14, 15.)

Ganz richtig erkannten indes die Griechen, daß nicht jede Musik diese wohltätige Wirkung hervorbringe; daher waren sie sehr wählerisch in den Tonarten und in den Melodien. ‚Gattungen der Musik neu einzuführen muß man scheuen, als wage man dabei alles, weil nirgends die Gesetze der Musik geändert werden als nur zugleich mit den wichtigsten bürgerlichen Ordnungen, wie Damon sagt und auch ich gerne glaube. (De republ. IV p. 424.) Die vermischt lydische und hochlydische Tonart ist auszuschließen; denn sie sind Weibern nichts nutz, die tüchtig werden sollen, geschweige den Männern.' (L. c. III. p. 398.) Der hl. Basilius erzählt, Pythagoras sei einmal unter betrunkene Zecher geraten und habe dem Flötenspieler befohlen, die Melodie zu ändern und die dorische Weise zu spielen. Als Wirkung führt er an, die Betrunkenen seien beschämt nach Hause gegangen. (Migne gr. 31 p. 583.)

So ehrten die alten Griechen die Musik zur Erziehung der Jugend und zur Bildung des Volkes. Etwa ein Dutzend dieser alten griechischen Nationalgesänge sind nach Text und Melodie aufgefunden und von Dr. v. Kralik, Karl Janus (Lips. 1899) u. a. veröffentlicht worden. Bisher aber fehlte immer noch eine Sammlung aus den verschiedenen christlichen Jahrhunderten. Diesem Mangel suchte in Athen der gefeierte Sänger und Musikgelehrte Sakellarides abzuhelfen durch 300 Gesänge, betitelt Asmata pædagogica (Athen 1883) und 31 Lieder in moderner Notenschrift unter dem Titel Tyrtaios (Athen 1898). Doch Sakellarides verlegt sich mehr auf Studium und Herausgabe kirchlicher Gesänge, von denen wir nur das Neon Anastasimatarion und den umfangreichen Octoechos nennen; auf dem Gebiete profaner Volkslieder überflügelt ihn weit der Philologe und Musiker Georgios Pachnikos. Dieser Gelehrte durchreiste in den letzten Jahren Kleinasien, Thracien, Mazedonien, Epirus und Albanien, Griechenland, Kreta und noch verschiedene andere Orte, sammelte Lieder aus Schriften und aus dem Munde des Volkes und edierte unlängst in Athen 260 Nummern in eleganter Ausstattung nach Text und in moderner Notenschrift. Einzelne Nummern hat er sogar harmonisiert. Bei allen gibt er den Fundort an. Die Melodie weicht der Struktur nach von unseren deutschen Volksliedern wesentlich ab; wenn sie auch in Takt gebracht ist, so ist unschwer der freie kantillierende Vortrag noch herauszufinden und eine Reminiszenz an Tonarten, welche Jahrtausende zurückliegen und unserm Ohre fremd und ungewohnt geworden sind. Dem Inhalte nach unterscheidet der Verfasser historische, polemische, patriotische, erotische, symbolische u. s. f. Es sind noch zwei bis drei Bände zu erwarten, so daß die

Sammlung eine Reichhaltigkeit gewinnt, um welche sie auch Deutschland beneiden darf.

Prof. Dr. A. Schmid.

Verschiedenes.

Vorträge. Vor ungefähr einem Jahre besuchte mich der Vicomte Henry de France. In unserer langen Unterhaltung besprachen wir die heurigen politischen Verhältnisse Frankreichs, wobei ich vor allem auf die Beobachtungen hinwies, die ich bezüglich der religiös-politischen Betätigung des jüngeren Teiles der gebildeten Männerwelt hatte machen können. Der Vicomte gab mir völlig recht, fügte aber die resignierte Frage an: Wie soll man das bessern?

Da ich mich seit längeren Jahren viel mit den Missionen beschäftigt hatte, so hegte ich — und ich hege sie noch — die größten Befürchtungen, daß innerhalb der nächsten 10 bis 15 Jahre zahlreiche Missionsstationen werden eingehen müssen, weil es an Missionären mangeln wird. Der Grund hiefür ist leicht erkennbar. Frankreich hat seit den Zeiten Ludwigs XIV. weitaus die meisten Kräfte und die meisten Mittel für die auswärtigen Missionen hergegeben, so zwar, daß, wenn diese Mitwirkung ausbliebe, mehr als die Hälfte aller besetzten Punkte preisgegeben werden müßte. Der Kulturkampf in Frankreich hat nun alle Orden und Genossenschaften durch die brutale Austreibung nicht nur schwer geschädigt, sondern, was wichtiger ist, von ihrer natürlichen Basis abgeschnitten. Gewiß, die Postulanten werden nicht ganz mangeln, wenn die Noviziate im Auslande sind; aber sehr erhebliche Verluste werden ganz naturgemäß eintreten. Das katholische Frankreich wird gewiß die reichen Beisteuern für das Missionswerk nicht ganz einstellen; aber die Summen werden erheblich niedriger werden, weil die fast tägliche Anregung zur Spendung von Missionsalmosen in unzähligen Orten fehlt, wo die Missionshäuser unter der einen oder anderen Form das Interesse dafür dauernd wach erhielten.

Da es nun, so führte ich des weiteren aus, im Interesse der Gesamtkirche gelegen sei, daß Frankreich nach wie vor dieses hohe zivilisatorische Werk weiterführen müsse, weil zurzeit keine andere Nation in der Lage sei, Frankreich hierin auch nur annähernd zu ersetzen, so müsse das Interesse für die Missionen auf andere Weise wach erhalten werden.

Alle die jungen, gebildeten Männer, die mit ihrer Zeit nichts Rechtes anzufangen wissen, und deren Zahl ist leider groß, solle man durch eine planmäßig eingerichtete und geleitete Bewegung schulen und ausbilden, daß sie bis in die kleinsten Dörfer hinein auf dem Wege der Vorträge die Missions- und andere katholische Interessen wach erhielten.

Nach längeren und wiederholten Erörterungen über den Plan beschloß der Vicomte de France diese Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Heute liegt ein Büchlein von 48 Seiten vor mir, betitelt: Henry de France, Manuel pratique du conférencier, Paris, L. Tremaux éditeur, 22 Rue du Luxembourg. Prix: 50 Centimes.

Aus unseren damaligen Unterhaltungen ist, so lernen wir aus der Schrift, ein Comité d'Etudes de l'Entente Nationale herausgewachsen, an dessen Spitze der Vicomte Henry de France steht. Zweck der Vereinigung ist, allen denen, die Vorträge halten wollen, gleichgültig über welches Thema, durch Fachleute das nötige Material nachzuweisen, den Vortrag in seinen Grundzügen ausarbeiten zu lassen, kurz, alles zu tun, was in der Regel dem Neuling auf diesem Gebiete als das Schwerste erscheint und ihn meistens vor dem Unternehmen überhaupt zurückschrecken läßt. Alle diese Auskünfte werden völlig unentgeltlich gegeben.

Das Büchlein behandelt in allgemein verständlicher Sprache alle Fragen, die bei öffentlichen, halböffentlichen oder privaten Vorträgen von Wichtigkeit sind, und gibt genaue Anleitung, um alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Naturgemäß sind manche Dinge nur angedeutet, deren weitere Klarstellung durch Briefwechsel mit dem Comité d'Etudes leicht erfolgen kann.

Der von uns vor einem Jahre besprochene Plan ist, wie man sieht, unter der Hand gewachsen, so daß alle Fragen des öffentlichen Lebens in den Kreis der Tätigkeit des Komitees gezogen worden sind. Man kann das Unternehmen nur mit der größten Freude begrüßen und ihm besten Erfolg wünschen.

In Deutschland haben wir den segensreich wirkenden Bonner Ausschuß für wissenschaftliche Vorträge. Sein Tätigkeitsgebiet ist ein mehr oder weniger genau begrenztes, und die ansehnlichen Erfolge haben gezeigt, daß die Einrichtung einem wirklichen Bedürfnis entgegenkam.

Ob sich aber die aufklärende und befestigende Arbeit der Vorträge nicht noch wesentlich erweitern ließe?

Beim Lesen des kleinen Heftchens hatte ich das Gefühl, als ob gerade in Deutschland die Versorgung der kleinen und kleinsten Orte mit regelmäßigen Vorträgen, öfters durch Projektionen unterstützt, eine dringende Notwendigkeit sei. Bei sachgemäßer Einrichtung läßt sich sehr vieles auf diesem Gebiete ohne große Kosten machen, namentlich wenn man die jeweils vorhandenen, aber meistens zu schüchternen Kräfte in den einzelnen Gegenden durch entsprechende Hilfe und Unterstützung von einem Mittelpunkte aus für diese Arbeit schult und sie dauernd anregt.

Wer nimmt sich dieser äußerst wichtigen Sache an?

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Neues vom Büchermarkt.

Eine **‚Illustrierte Weltgeschichte'** herausgegeben von Widmann, Fischer und Felten gesellt die rührige ‚Allgemeine Verlagsgesellschaft' ihren beiden ähnlichen Unternehmungen, der Salzerschen Literaturgeschichte und der Kirsch-Lukisch'schen Kirchengeschichte neuerdings zu. Das auf 4 Bände berechnete Lieferungswerk stellt das erste derartige Unternehmen dar, welches von katholisch gesinnten Verfassern ins Leben gerufen wird, und entspricht bei der Vorliebe, die sich jetzt für illustrierte Geschichtswerke geltend macht, einer tatsächlichen Nachfrage; denn wer ähnliche populäre Werke gleichen Gegenstands zur Hand genommen hat, weiß, daß dort die Weltgeschichte in ausgesprochen kirchenfeindlichem Sinne dargestellt wird. Um so erfreulicher erscheint das in der Ankündigung gegebene Versprechen der Verfasser, daß sie bei aller Klarheit ihres Standpunktes sich von aufdringlicher Tendenziosität freihalten wollen. ‚Der Mann, der an Gott, an Christum glaubt, hält ihn zu hoch, um ihn überall im Mund zu führen; aber er wird den Grundton bilden und das Werk der drei Verfasser einheitlich gestalten.' Daß die Verfasser mit ihrer gelehrten Fachkenntnis die praktische Übung des Lehrberufs verbinden, — sie sind Rektoren bezw. Oberlehrer an Gymnasien, — gibt die Gewähr, daß sie auch den volkserzieherischen Anforderungen an ein solches Werk zu entsprechen vermögen. Die bisherigen beiden Lieferungen stellen in der Tat eine im ganzen umsichtige Leistung dar. Die illustrative Ausstattung ist glänzend und gut gewählt, wie man es von dem Verlage bereits gewöhnt ist. Der Text, als erster Abschnitt des vierten Bandes, gibt eine anschauliche und übersichtliche Darstellung der französischen Revolution und der ersten Feldzüge Napoleons. Neben der Schilderung der geistigen, sittlichen und religiösen Zustände hätte allerdings den sozialen und wirtschaftlichen ein etwas größeres Augenmerk gegönnt werden sollen, wodurch dann gewiß einige allzu lebhaft moralisierende Kraftausdrücke zweckmäßige Dämpfung erfahren hätten. Dieses Mo-

nitum entspringt allein dem Wunsche, den weiteren Fortgang des wertvollen Unternehmens zu fördern, auf das wir später im Zusammenhang zurückkommen werden.

* *

Meyers Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und fünf Textbeilagen. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig 1905.

Die Vorteile eines Hand-Atlas für den raschen und ständigen Gebrauch am Schreibtisch leuchten ohne weiteres ein. Die Frage ist nur, ob bei Einhaltung eines Buchformats auch alles so klar und vollkommen dargeboten werden kann, wie wir das von unseren gewöhnlichen Atlanten in Folio gewöhnt sind. Die Schwierigkeiten, welche sich hier entgegenstellen, sind indes bei dem Meyerschen Hand-Atlas so glücklich überwunden, daß er sogar vielen einen größeren Atlas ersetzen kann. Dieser Atlas berücksichtigt in hervorragender Weise das deutsche Reich, seine Kolonie, sowie Österreich-Ungarn, denen allein 44 Blätter gewidmet sind. Durch Spezialkarten wird die fehlende Größe des Formates mehr als ausgeglichen. Von allen Weltstädten sind vortreffliche Stadtpläne vorhanden. Von diesem Hand-Atlas wurden zwei Ausgaben veranstaltet, von denen die Ausgabe A 28 Lieferungen à 30 Pf. (geb. Mk. 10) enthält, während B mit Register aller auf den Karten verzeichneten Namen 46 Lieferungen à 30 Pf. umfaßt und in Halbleder gebunden 15 Mk. kostet.

-h.

Via crucis. In Chromolithographien nach den Kompositionen von Martin Feuerstein, Professor an der königl. Akademie in München. Verlagsanstalt Benziger u. Cie. in Einsiedeln, Schweiz.

Der Feuersteinsche Kreuzweg, dessen Originale sich in der neuerbauten romanischen St. Annakirche in München befinden, ist durch eine frühere Publikation der Verlagsanstalt Benziger u. Cie. in Lichtdruckblättern mit begleitendem Text aus der Feder des Kunsthistorikers Dr. Jos. Popp schon so rühmlich bekannt, daß es kaum vieler Worte aus Anlaß dieser neuen polychromen Ausgabe bedarf. Mag man im einzelnen die Auffassung, insbesondere der Hauptgestalt, vielleicht oft zu weich, ja süßlich finden, im ganzen genommen steht dieser Kreuzweg unter den neueren doch durchaus eigenartig und hervorragend da. Alles Historische ist ausgeschaltet. Die Vorgänge wirken bei strengster kompositioneller Beschränkung auf höchstens fünf Figuren ganz typisch, obwohl die Figuren eines gewissen individuellen Gepräges nicht entbehren. Ein Hauptreiz der Originale liegt in der Farbe. Das wird von neuem klar, vergleicht man die Lichtdruckausgabe mit der neuen in Chromolithographien. Diese letztere Ausgabe hat daher zweifellos alle Aussichten auf größeren Erfolg als die erste, sintemalen die technische Ausführung der Drucke recht gut ist. Der Preis von 7 Mk. für die größere Ausgabe (Bildgröße 243 × 180 mm, Papierformat 414 × 283 mm) scheint noch etwas hoch. Ohne weißen Rand kosten alle 14 Stationen nur Mk. 2.40.

-u-

Die Erben. Roman aus Neudeutschland von Carry Brachvogel. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand 1904.

Man glaubt's nicht, daß das Buch von einer Frau geschrieben ist; man glaubt's wirklich nicht — aus einem ganzen Haufen von Gründen, u. a. auch nicht wegen des Stils. Wir denken dabei nicht an die da und dort vorkommenden haarsträubenden Cynismen, denn man weiß ja, wessen die schriftstellernden Damen gewisser Münchner Literaturkreise fähig sind. Das Buch ist durchaus nicht frei von Weitschweifigkeiten und Überschwenglichkeiten, die man ohne weiteres auf eine Caroline zurückführen wird; aber im großen und ganzen imponiert es durch eine kraftvoll-männliche, klare, niemals in nebelhafte Verschwommenheit sich verflüchtigende Darstellung. Menschen, wirkliche, leibhaftige Menschen sind es alle, die uns Carry Brachvogel zeigt; man kann an sie glauben; nur leider kann man auch nicht einen einzigen davon liebgewinnen, auch nicht ästhetisch. Denn die zwei einzigen Figuren, auf die Caroline Brachvogel mit ziemlich deutlich erkennbarer Absicht das Wohlwollen des Lesers zu lenken sucht, — Oskar Stackmann und Dr. Schmitz — sind zugleich auch die abgenütztesten. Mit solchen zwischen Ichsucht und Altruismus hin und her torkelnden Sozialisten Nietzscheicher Couleur sind wir in den letzten fünfzehn Jahren wahrhaftig bis zum Überdruß ‚erbaut' worden. Wen des ‚großen Norwegers' Über unsere Kraft (zweiter Teil) mit den beiden Trotteln Spera und Credo noch nicht bekehrt hat, der ist nicht zu bekehren. Möge man also

einhalten mit solchen zwecklosen Grausamkeiten! — Mit großem Geschick ist in die Erzählung die China-Expedition hineinverflochten, in ihren Reflexwirkungen auf die imperialistischen Ideen der westdeutschen Industriemagnaten (Elberfeld-Barmen scheint der Schauplatz zu sein), — aber freilich auch mit einer Stimmungsmache, die schon ästhetisch abstoßend wirkt. Der ‚Simplicissimus' scheint bei dem Buche Gevatter gestanden zu haben. Wer auf ihn schwört, mag an dem Buche ungetrübten Gefallen finden. Andere werden es zum mindesten nach der zweiten Lesung, die wir uns nicht erspart haben, nur mit einigem Widerwillen schließen. Es ist eines von jenen Büchern, die auf den ersten Blick bestechen, ja blenden, die man ein zweitesmal mit steigender Ernüchterung liest und ein drittesmal nicht mehr zur Hand nimmt, wenn man nicht — muß.

Der Kaiser von Utopia. Ein Volksroman von Paul Scheerbart. Verlag von Eduard Eißelt, Groß-Lichterfelde 1904.

Warum Herr Paul Scheerbart das Ding einen ‚Volksroman' geheißen hat, ist uns ein Rätsel. Er muß vom Volk kuriose Vorstellungen haben. Das Buch ist vom Anfang bis zum Ende der vollendetste Blödsinn. Flammarion, Jules Verne, E. A. Poe und der moderne Japanismus mußten dem Herrn Verfasser Ideen geben, in deren Ausführung er aber immer schon nach den ersten Flügelschlägen erlahmt. Man meint anfangs, es käme zu einer kolossal geistreichen Satire; der Verfasser strengt sich offenbar an, witzig oder gar humoristisch zu sein. Es kommt aber nichts heraus als Unsinn. Der Inhalt des Volksromans ist ebenso vielsagend wie die (laut Schlußbemerkung) ‚von dem Verfasser selbst im Juli des Jahres 1902 gezeichneten' Vignetten der einzelnen Kapitel. Sie stellen Sternen-Nebel und Kometenschweife in allen möglichen Verrenkungen dar. Das einzige Gute, was man dem Buche nachsagen kann, ist, daß es nichts sittlich Anstößiges enthält. Im übrigen halten wir es für ein harmloses Privatvergnügen des Autors und befürchten von demselben keinerlei ungünstigen Einfluß auf den Verstand unseres Volkes, denn ein Volksroman wird der ‚Kaiser von Utopia' nicht werden.

Romulus Augustulus. Historischer Roman von A. Giron und A. Tozza. Übersetzung von Leo Sidon. Stuttgart, Strecker und Schroeder 1904.

Mit Romanen aus der Zeit der Völkerwanderung hat uns Felix Dahn überreich gesegnet. Romulus Augustulus hat also für uns Deutsche kaum ‚einem dringenden Bedürfnis abgeholfen'. Immerhin ist der Roman interessant und namentlich lehrreich für die französische Auffassung des historischen Romans, die von der deutschen sehr abweicht. Abgesehen davon, daß er sich frei hält von der bei Dahn zumeist in geradezu läppischer Weise zutage tretenden antikatholischen Tendenz, findet man darin auch nichts von dessen lächerlichem germanischen Kraftprotzentum und seiner dazwischen hinein in widerlichster Weise emporwuchernden Süßlichkeit. Auch die glatte Salonmäßigkeit Ebers' fehlt vollständig: Da ist alles wild, zuweilen von Sealsfieldscher Großartigkeit, jedenfalls dem Zeitcharakter mehr entsprechend als Dahn und Ebers, — aber eben darum auch für uns weniger verständlich. Einzelnes ist vorzüglich; aber im ganzen läßt der Roman kalt, noch weit mehr als etwa Flauberts ‚Salambo', die freilich für sich allein mehr wert ist als sämtliche Dahn und Ebers zusammengenommen. — Die Übersetzung läßt in ihrer mehr wort- als sinngemäßen Verdeutschung zu wünschen übrig. Das französische ‚enfin' z. B., das im Deutschen alles mögliche bedeutet, ist krampfhaft mit ‚endlich' übersetzt.

Ohne Basis. Roman von Paula Baronin Bülow-Wendhausen. Mainz, Verlag von Kirchheim & Co. 1904.

Der Roman ist offenbar gut gemeint nach Form und Inhalt. Leider läßt sich weiter nicht viel darüber sagen. Vor fünfzig Jahren schrieben adelige Damen genau so; der einzige Unterschied ist, daß man heutzutage Leute — lauter Leute der besten Gesellschaftskreise! — aus aller Welt leichter in Rom und Tivoli zusammenstellen kann als damals; und daß eine unglaublich schöne junge Berlinerin, Tochter eines unglaublich tölpelhaften und rohen ‚großen Gelehrten' in den vielen Reisehandbüchern leichtere Gelegenheit zur Ansammlung großen historisch-archäologischen Wissens hat als damals. Aber schön ist's nicht, daß die Heldin mit diesem ihrem Wissen gar so sehr prunkt. Es beeinträchtigt im Gegenteil unsere Sympathien für sie ganz erheblich. Das Buch ist reich an Verschwommenheiten, reich an nebelhaften Gestalten,

bezüglich deren wir einfach den Angaben der Verfasserin glauben müssen, da wir sonst zu einer Stellungnahme pro oder contra nicht kommen würden. Es ist dazwischen hinein auch reich an grotesken und bizarren Episoden, die aber bei Schriftstellerinnen dieses Kreises nicht überraschen.

Der verlorene Sohn. Roman von Holl Caine. Deutsche Übersetzung erschienen bei H. A. Ludwig Degener, Leipzig 1904. Zwei Bände.

Nach dem vom deutschen Verlag beigegebenen Prospekt ein Meisterwerk des berühmten, erfolgreichen englischen Erzählers, ein Werk, dessen (buchhändlerischer) Erfolg beispiellos ist. Wir sind bei diesem Roman zuerst mit H. Caines Kunst bekannt geworden, vermögen also nicht zu beurteilen, ob derselbe unter des Autors sonstigen Werken die Bezeichnung Meisterwerk verdient. An sich jedenfalls nicht. Das Buch streift bedenklich an die Mache und den Ton gewisser Kolportageromane, wie sie in Deutschland von Dresden und Berlin aus in die Welt gesendet werden; nur ist es spezifisch englisch: englisch ist die an vielen Stellen durchbrechende Roheit, englisch auch die sozusagen den Grundton bildende fade Sentimentalität. Das ‚Stoffliche' überwiegt unheimlich, so sehr, daß selbst ein Dichter an diesem Vorwurf hätte scheitern müssen. H. C. ist offenbar ein sehr geschickter Journalist, aber sicherlich kein Dichter. — Sittlich ist gegen das Buch wohl gar nichts einzuwenden; religiös auch nicht, wenn auch die spezifisch englische Frömmigkeit da und dort in Pietisterei ausartet, die katholische Deutsche nicht angenehm berührt. Dies ist namentlich der Fall in den moralisierenden Monologen des Autors. — ‚Der verlorene Sohn' spielt zumeist auf Island. Die Schilderungen der großartigen Natur dieses merkwürdigen, geschichtlich ehrwürdigen Eis- und Feuerlands sind weitaus das Beste am Buche und zum Teil wirklich von hoher Schönheit und packender Gewalt. — Die Übersetzung scheint nicht hervorragend.

J. Sch-r.

Unsere Bilder.

Die Kunstbeilagen dieses Heftes: Hermann von Lingg, Bischof Stroßmayer, Mommsen und Ignaz von Döllinger sind sämtliche Reproduktionen nach Gemälden Franz von Lenbachs und finden ihre Würdigung in dem Artikel ‚Franz von Lenbach' von Dr. J. Popp S. 579 des gleichen Heftes. Zugleich dürfte das Bild des slavischen Bischofs als Zugabe zu dem Rundschau-Artikel im Juniheft aus Anlaß seines Todes und noch mehr das des jüngst verstorbenen Dichters Lingg als Illustration zu dem Gedenk-Artikel ‚Hermann von Lingg' von Dr. Max Ettlinger S. 587 interessieren. Leider haben eingetretene Schwierigkeiten verhindert, dem Rundschau-Artikel über den italienischen Künstler Canonica Reproduktionen von einigen seiner Plastiken in diesem Hefte beizugeben. Sie sind für später in Aussicht genommen.

Offene Briefe.

Frl. E. O. in B: Herrn F. A. in A. ... — Die Buchausgabe des Romans ‚Jesse und Maria' wird vom Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung bis etwa November d. Js. ausgegeben werden. Der Roman erscheint, wie Sie richtig vermuten, in ‚Hochland' gekürzt. Bestimmend hierfür waren lediglich Raumrücksichten. Der Schluß wird in der Buchform, die auch einige andere kleine Änderungen mit sich bringen dürfte, breiter verlaufen und reicher, harmonischer ausklingen. — Das Urteil, das ein dem ‚Hochland' im übrigen freundlich gesinnter ‚theologischer Kritiker' im ‚Literarischen Handweiser' neuestens über den Roman gefällt hat, ist mir nicht verborgen geblieben. Für den temperamentvollen Hinweis nichtsdestoweniger herzlichen Dank! ‚Verblüffend durch das darin zur Schau getragene unfehlbare Verständnis und erheiternd durch die gönnerhafte Herablassung' — so, meinen Sie, müsse es auf die Leser des Romans wirken? Mögen die Leser die Wirkung selber erproben. — ‚Ein wirklich literarischer, ich sage literarischer, Irrtum des Herausgebers liegt im Fall Handel-Mazzetti vor,' so beginnt Herr Dr. Alois Wurm, und ich

muß gestehen, sicherer, unfehlbarer, bestimmter läßt sich das allerdings kaum sagen. — ‚Man wird,' so fährt unser Kritiker dann sogar prophetisch fort, ‚man wird wohl bald allgemein einsehen, daß ihre literarische Bedeutung gering ist.' Nun, das können wir ja ganz ruhig abwarten, nicht wahr? Wie aber, wenn die berufene Kritik und die Allgemeinheit nicht zu diesem Urteil käme, wie sieht es dann wohl mit dem literarischen Verständnis unseres Kritikers aus? Aber nein, das ist ja gar nicht möglich, daß die Kritik zu einem anderen Urteil komme. Unser Kritiker hat ja seinen Gewährsmann schon im Rücken! ‚Muth hätte hierin dem feinsinnigen Schönbach vertrauen sollen.' Dr. Wurm hat sich in seinem Gewährsmann gewaltig getäuscht. Prof. Schönbach hat bis heute über Handel-Mazzetti einen einzigen Satz geschrieben (cf. ‚Hochland' 1903/04 I. Bd. S. 505), und der spricht von dem ‚eigenartigen Talent Enrikas von Handel-Mazzetti'. Woraus schließt also Dr. Wurm auf eine ablehnende Stellung Schönbachs? Tatsächlich ist sie so wenig vorhanden, daß mir Prof. Schönbach noch in letzter Zeit schrieb: ‚Den Roman „Jesse und Maria" halte ich für eine hervorragende Leistung.' Was nun? — ‚Auf jeden Fall liegt es im Interesse der Zeitschrift, den Kult dieser nicht ganz (!) unbegabten Dame nicht weiterzuführen?' — Den Kult? Ja, heißt denn das ‚Kult' treiben, wenn der Herausgeber einer Zeitschrift sich verkleinernden Angriffen gegenüber rechtfertigt, warum er ein Werk schätze und der Aufnahme in seine Zeitschrift würdig gehalten habe? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, das zu tun, — und was ist überhaupt mehr geschehen als dies? In der Tat, wenn einer, so ist dieser wohlwollend mahnende Schlußsatz ‚verblüffend' und ‚erheiternd' zugleich. Daß ich mich mit dem ‚Kritiker' über das auseinandersetze, was er sonst noch über die belletristischen Darbietungen ‚Hochlands' zum besten gibt, wird nach dem Vorstehenden wohl überflüssig sein.

Frl. E. H. in S. — Die Werke von Alban Stolz sind bei Herder in Freiburg i. Br. in einer billigen Volksausgabe erschienen, die Ihnen am besten dienen dürfte. Eine Biographie gab Hägele: A. St. nach authent. Quellen; ebenfalls bei Herder; Preis brosch. 2 Mk. Lassen Sie sich von Herder Prospekt kommen.

Mediziner E. F. Sch. in Wien. — Ein theologisch-wissenschaftlich apologetisches Werk der gewünschten Art ist wohl erst von der Zukunft zu erhoffen. Über die meisten Ihrer Fragen werden Sie bei Schell befriedigenden Aufschluß finden, besonders in dem ersten Band seiner Apologie: Religion und Offenbarung (Verlag Schöningh, Paderborn). Die Kontroverse von der Ewigkeit der Höllenstrafen, die an den betreffenden Abschnitt in Schells Dogmatik anknüpft, hat das Buch des Jesuiten Stufler: Die Heiligkeit Gottes und der ewige Tod (Innsbruck 1903) gezeitigt, das Prof. Kiesl einer einschneidenden Kritik unterzog (Theol. prakt. Monatsschrift, Passau, August 1904), auf die Stufler durch die Schrift: Die Verteidigung Schells durch Prof. Kiesl (Innsbruck 1904) antwortete. — Leben und Zeit des hl. Franz von Assisi bringt die soeben erschienene Monographie (Aus der Sammlung: Weltgeschichte in Charakterbildern, Verlagsanstalt Kirchheim, Mainz) von Prof Dr. Franz Schnürer zu beachtenswerter Darstellung. Wie der Verfasser in der Einleitung hervorhebt, hat sich die deutsche Hagiographie gerade um diesen großen Heiligen noch fast gar nicht ernstlich bemüht. Die Franziskusforschung geht von Frankreich aus, wo sie in dem protest. Theologen Sabatier den bedeutendsten Vertreter hat. Er schrieb ein Leben des hl. Franz, in dem jedoch das Verhältnis des Heiligen zur Hierarchie und insbesondere zum Papsttum eine voreingenommene, einseitige Darstellung erfährt. (Deutsch bei G. Reimer, Berlin.)

Abonnent A. D. M. in München. — Von einer Bevorzugung kann keine Rede sein; die ganze Schuld lag bisher bei dem vermißten Autor. Erst kürzlich konnte ‚Hochland' etwas erwerben. Wie sich die Dinge von außen und der Ferne doch oft falsch ansehen, nicht wahr!

Die Einsender unverlangter Manuskripte werden hiermit im eigenen Interesse gebeten, ihren Sendungen Porto für die allenfallsige Rücksendung beizufügen, da sonst kleine Manuskripte (Gedichte, Sprüche u. ä.) überhaupt nicht, größere nur gegen nachträgliche Einsendung des Portos zurückgeschickt werden können. Das große Angebot von derartigen Manuskripten zwingt uns zu dieser Forderung.

Verantwortlich: Chefredakteur **Karl Muth, München-Solln.**
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Häusliche Glückseligkeit

Zweiter Jahrgang. September 1905. 12. Heft.

Die Erziehung zur Selbsttätigkeit.

Ein Beitrag zur modernen Erziehungsreform.

Von

Wladislaus Switalski.

Ist die Erziehung reformbedürftig? Man wird zunächst geneigt sein, auf diese Frage verneinend zu antworten. Auf keinem Gebiete steht ja den Menschen eine so umfangreiche, aus mehrtausendjähriger Praxis stammende Erfahrung zu Gebote als gerade auf dem der Erziehungskunst. Und hat denn nicht die bisherige Erziehungsmethode gute Früchte zur Genüge gezeitigt? Sind unsere Vorfahren, sind *wir* denn nicht zu brauchbaren Menschen durch das altgewohnte Verfahren erzogen worden? — Man braucht indes den Wert der mehrtausendjährigen Praxis gar nicht zu unterschätzen, man braucht die Augen nicht zu verschließen vor den unverkennbaren, zum Teil glänzenden Erfolgen, welche die bisherigen Erzieher unleugbar aufzuweisen haben, und man kann gleichwohl von der Notwendigkeit einer Reform fest überzeugt sein.

Was verstehen wir denn unter der ‚bisherigen Erziehungsmethode'? Können wir überhaupt die Erziehungskunst der Vergangenheit unter einen *einheitlichen* Begriff zusammenfassen? Der Wechsel der Systeme und Verfahrungsweisen, über den ein flüchtiger Blick in die Geschichte der Erziehung uns belehrt, spricht entschieden dagegen. Wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir die guten Resultate der bisherigen Erziehung weniger auf Rechnung einer wissenschaftlich festumgrenzten Methode setzen, als vielmehr dem fast

instinktiven pädagogischen Takt zuschreiben, der, auf eine scharfe Beobachtungsgabe gestützt, zu allen Zeiten wirksam ist. Daher auch die Kontinuität der Erziehung trotz des beständigen Wechsels der pädagogischen Theorie.

Dieser pädagogische ‚Instinkt' kann aber nur in einem beschränkten Umfange ein zuverlässiger Führer sein. Solange der Erzieher nicht ‚angekränkelt ist von des Gedankens Bläße', solange also zunehmende Reflexion mit ihren Fragen, Vorschlägen und Bedenken das naive Sicherheitsgefühl nicht erschüttert, mag jener pädagogische ‚Takt', dessen Vorzug und Mangel eben die Undefinierbarkeit ist, zur Beeinflussung der heranwachsenden Jugend ausreichend erscheinen. Dem modernen Erzieher geht nun jene Naivität immer mehr verloren. Von dem Geiste der Kritik, der heutzutage das Hauptkennzeichen einer jeden Wissenschaft bildet, ist auch die Pädagogik nicht unberührt geblieben: psychologische und naturwissenschaftliche, soziale und politische, ethische und religiöse Probleme, die in der Gegenwart im Mittelpunkt einer regen Diskussion stehen, verleiten die Erzieher zu tastenden Versuchen und rufen so auf dem Gebiete der Jugenderziehung eine Unsicherheit und Uneinigkeit hervor, die — bei der Wichtigkeit der Erziehung — den Einsichtigen und Tieferblickenden ernste Besorgnisse einflößen muß. Nur durch entschiedenes Zu-Ende-Denken der angeregten Probleme, also durch wissenschaftliche Vertiefung des pädagogischen ‚Taktes' kann dieser beklagenswerten Unentschiedenheit erfolgreich entgegengewirkt werden.

Dazu kommt noch ein zweites Moment: Auch das ‚Material', das der Erziehungskünstler von heute zu gestalten hat, ist ein anderes geworden. Der Zögling, mit dem der ‚gesunde Menschenverstand' rechnete, wuchs in verhältnismäßig primitiven Verhältnissen auf. Die Bedürfnisse, Versuchungen und Schwierigkeiten seines Lebens ließen sich — auf Grund ihrer größeren Einförmigkeit — leichter überschauen; es fiel deshalb dem Erzieher nicht so schwer, die Kinder für dieses Leben vorzubereiten. Heute dagegen ist — durch die Erfolge der Wissenschaft und Technik gefördert — die Differenzierung der Lebensbedürfnisse und damit die Verwicklung der Lebensverhältnisse fast bis ins unglaubliche fortgeschritten. Der gesteigerte Wirklichkeitssinn ebenso wie die Entdeckung einer neuen Welt, der so reichen, aber auch so anspruchsvollen Innenwelt des eigenen Ichs, haben jenen Zustand der ‚Nervosität' hervorgerufen, den wir als das häufigste und deshalb charakteristische Merkmal unserer Kultur erkennen. Und die modernen Verkehrsbedingungen lassen eigentlich keinen Ort von der Flutwelle dieser Strömung unberührt. Da gilt es, ein Erziehungs*künstler* im eminenten Sinne zu sein. Feinfühlig muß man die Forderungen der Moderne aus dem heute lauter denn je erschallenden Stimmengewirr heraushören, nicht um sich ihnen gegenüber willenlos zu ergeben, wohl aber, um in ernster Prüfung den Weizen von dem Spreu zu sondern. Leider ist die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit dieser Aufgabe noch nicht tief genug gedrungen. Die Verwahrlosung der Jugend, die Einseitigkeiten der Charaktere, das Unausgeglichene und Zwiespältige, das den Beschauer an so vielen Erwachsenen beleidigt, glauben wir nicht zum geringsten Teil der Ver-

nachlässigung der soeben gestellten Aufgabe zuschreiben zu müssen. Allerdings ist jene Versenkung in die Forderungen, die das Leben der Gegenwart an jeden stellt, nicht leicht, und entschieden noch schwerer ist es, diesen Anforderungen gemäß das Seelenleben des Zöglings in der rechten Weise zu bilden, — die ausgebreitete Weltkenntnis muß sich hiebei mit einem tiefeindringenden Verständnis für das individuelle Seelenleben verbinden, — aber es bleibt nun einmal wahr, daß nur eine solche Vertiefung in die Realitäten des Lebens wie in die geheimnisvollen Bedürfnisse und Wandlungen der einzelnen Seele uns die Fähigkeit bietet, die Kinder durch Erziehung so zu wappnen, daß sie den Problemen der modernen Kultur nicht ahnungslos und, was noch schlimmer ist, willensschwach gegenübertreten.

Einem tiefempfundenen Bedürfnis suchen sonach die zahlreichen pädagogischen Reformvorschläge entgegen zu kommen, die von Berufenen und minder Berufenen, sei es zur Formulierung des Erziehungszieles, sei es zur Verbesserung der Erziehungsmethode, geboten werden. Man wird freilich nicht leugnen, daß an den meisten dieser Reformbestrebungen ein allzu temperamentvolles Vorwärtsstürmen bemerkbar ist, das naturgemäß zu Einseitigkeiten und vor allem zu einem radikalen und schon deshalb unberechtigten Bruche mit der Tradition führt. Auch steht einer unbefangenen Würdigung der Neuerungsvorschläge nur zu oft die tendenziöse Verquickung dieser Bestrebungen mit fremden Zielen hinderlich im Wege. Wir denken hierbei vorzugsweise an die kirchenfeindlichen Bestrebungen, wie sie besonders das Erziehungswesen des modernen Frankreich kennzeichnen. So kommt es, daß die konservativen Kreise dem Neuen nicht geringes Mißtrauen entgegenbringen, seit ihnen an dem Neuen nur die negative, ehrwürdige Traditionen niederreißende Tendenz auffällt. Und doch gehört weder diese Verquickung noch jene Einseitigkeit notwendig in den Gedankenkreis der Reformbestrebungen. Und die erfolgreichste Bekämpfung jener Auswüchse bestände unseres Erachtens in der vorurteilsfreien Betrachtung und gründlichen Verwertung des gesunden Keimes, der auch in den verfehltesten Vorschlägen seine Triebkraft nicht verleugnet.

Übrigens macht sich, wenn die Zeichen nicht trügen, auf dem Gebiete der Erziehungsreform eine Selbstbesinnung und Mäßigung bemerkbar, die dem erwünschten Fortschritt nur förderlich sein kann. Geradezu bahnbrechend ist in dieser Beziehung die Förstersche Jugendlehre,* in der uns die gewissenhafte Vermeidung extremer Einseitigkeiten ebenso angenehm berührt wie die pietätvolle Rücksichtnahme auf das Gesunde und Berechtigte der traditionellen Erziehungspraxis. Dabei steht Förster entschieden auf modernem Boden. Er verlangt eine ausgiebige Verwertung der modernen Kulturerrungenschaften,

* Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche von Dr. Fr. W. Förster, Privatdozent für Philosophie am eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität Zürich. Berlin 1904. Verlag Georg Reimer. 724 S. 5 Mk. Daraus besonders der praktische Teil: Lebenskunde. Ein Buch für Knaben und Mädchen. 384 S. 3 Mk. geb.

um ‚uns noch tiefer zu orientieren in den Grundbedürfnissen modernen Lebens und noch inniger zu verschmelzen mit dem höchsten, als es je zuvor möglich war'. Das Ziel seines Werkes ist nun die Vertiefung der modernen, einseitig technischen Kultur zu einer ‚Kultur des inneren Menschen', zur ‚Unterordnung alles individuellen Bedürfens unter geistige Lebensmächte'. Es ist die ‚innere Sammlung, in der allein der Friede mit den Menschen über uns kommen kann', ‚die Sorge um das Leben der Seele,' die der Verfasser in den ‚Mittelpunkt des Denkens' stellen will. Kurz, seine Jugendlehre soll *ethische* Unterweisung zum Behufe harmonischer Charakterbildung sein.

Diese ethische Unterweisung will sich an *alle* wenden. Sie sucht daher die Schranken der Bekenntnisse zu überspringen und auf einen dogmatisch-religiösen Unterbau zu verzichten, um, unabhängig von den trennenden Ansichten über die letzten Dinge, lediglich an die unmittelbar einleuchtende Lebensbeobachtung und Selbsterfahrung zu apellieren. Es ist nicht Kirchenfeindschaft, die den Verfasser zu diesem Versuch einer ‚religionslosen' Morallehre veranlaßt. Hält er doch die *religiöse* Erziehung für den notwendigen Abschluß der ethischen Anregung und Übung. Die wissenschaftliche Ethik kann ‚niemals an die Stelle der religiösen Ethik treten, — denn bei dem Menschen, der „die Welt nicht überwunden hat", sind stets Wünsche, Leidenschaften und Starrheiten an der Bildung der Gedanken über Leben und Menschen beteiligt, — eine wahrhaft reine und universelle Erkenntnis dessen, was den Menschen im Leben führen soll, ist ihm nicht möglich'. So verlangt die Ethik aus ihren eigensten Bedürfnissen heraus nach Religion. Die Religion ist ja ‚die Verwalterin und Austeilerin *vollendeten gelebten* ethischen Lebens' und als solche gleichsam die Sonne, deren Licht dem auf dem Wege zu höherer sittlicher Vollkommenheit Vorwärtsstrebenden unumgänglich notwendig ist. Wenn er trotz dieser Hochschätzung der Religion ihrer Hilfe bei der ethischen Unterweisung entraten will, so bewegt ihn dazu der Gedanke, daß heute breite Volksschichten von Religion und Kirche immer mehr abrücken: diesen Schichten könne man nur durch eine religiös neutrale ethische Einwirkung beikommen.

Die Tatsache der Entfremdung weiter Kreise vom religiösen Leben läßt sich nun leider ebenso wenig leugnen wie der beklagenswerte Zwiespalt der religiösen Bekenntnisse. Andrerseits kann auch die Notwendigkeit einer möglichst *einheitlichen* ethischen Kultur aller Menschen nicht in Frage gestellt werden. So scheint denn Försters Unternehmen den einzig möglichen Ausweg aus diesem Dilemma zu bieten. Gleichwohl glauben wir, daß seine Forderung einer *Trennung* des ethischen Unterrichts von dem religiösen zum mindesten mißverständlich formuliert ist. Es ist ja wahr, daß man, wie bei jedem Unterricht, so auch bei der Unterweisung in ethischen Fragen notwendig an das Positive anknüpfen muß, das in dem Zögling vorgefunden wird, — daß man demnach bei einer Einwirkung auf Andersgläubige oder gar Ungläubige eine gemeinsame Basis suchen wird, um auf ihr weiterzubauen. Man wird also — ganz im Sinne Försters — auf die Motive besonderen

Nachdruck legen, die durch die Lebenserfahrung und durch Vertiefung in die Bedürfnisse der Menschennatur jedem gleich nahe gelegt werden. Wird man aber dabei stehen bleiben oder auch nur stehen bleiben können? In Försters Zugeständnis, daß eine Vollendung der sittlichen Charakterbildung mit Ausschluß religiöser Motive unmöglich ist, liegt unserer Ansicht nach die verneinende Antwort auf die soeben gestellte Frage. Denn sobald man von der Unentbehrlichkeit der religiösen Erziehung überzeugt ist, wird man nicht umhin können, die radikale Sonderung der ethischen Unterweisung von der religiösen zu verwerfen und der Religionslehre ihren dominierenden Einfluß zu belassen.

Ist indes damit jenes Dilemma nicht als ein unlösliches hingestellt? Keineswegs! Auch wir geben ja zu, daß man bei der ethischen Einwirkung das Gemeinsame zunächst zu betonen, das Trennende dagegen zurückzustellen habe. Wir meinen nur, daß diese Art der Einwirkung nichts weiter als eine Vorstufe ist, von der aus der Erzieher seinen Zögling schließlich zu der religiösen Überzeugung zu führen bestrebt sein wird, in welcher nach seiner Meinung der tiefste und letzte Erklärungsgrund der ethischen Verpflichtung liegt, da er nur so hoffen kann, sein Ziel, nämlich die vollendete Ausbildung des Charakters, zu erreichen. Ja, wir sind sogar der Überzeugung, daß der Erzieher auch bei jener ersten Einwirkung, die wir als Vorstufe gelten ließen, gar nicht umhin kann, seine Weltanschauung, also schließlich seine, sei es positive, sei es negative religiöse Überzeugung, als Leitidee im Auge zu behalten und nach ihr den Unterricht in ethischen Fragen zu bestimmen. Denn die Motive, die in der ethischen Unterweisung verwertet werden, haben nur dann die gewünschte Überzeugungskraft, wenn sie harmonisch unter einander abgestimmt und in einer einheitlichen Weltanschauung begründet sind. — So scheint uns denn eine reinliche Trennung der ethischen Erziehung von der religiösen kaum begrifflich denkbar, geschweige denn in Wirklichkeit ausführbar, so sehr wir auch von vornherein zugegeben haben, daß unter Umständen aus propädeutischen Zwecken ein Zurückdrängen des religiösen Faktors bei der ethischen Unterweisung ratsam erscheint. Übrigens bietet gerade die ‚Jugendlehre' Försters die beste Illustration für unsere Überzeugung; denn ihre Anziehungskraft liegt gerade darin, daß ihre Belehrungen und Mahnungen fest gegründet sind in einer einheitlichen, und zwar ihrem innersten Wesen nach tiefreligiösen Weltanschauung.

Förster ist nämlich ein entschiedener Vertreter eines gesunden, auf breitester Lebenserfahrung basierten ethischen Idealismus. In unserer Zeit, in der als Wahlspruch der rücksichtslose Kampf ums Dasein von Tausenden proklamiert und als höchstes Ideal das ungebundene Kraftgenie gepriesen wird, — in dieser Zeit des ungezügelten Sichauslebens berührt es überaus wohltuend, aus dem Munde eines ganz modernen Denkers, wie es Förster ist, die scheinbar längst abgetanen christlichen Tugenden der Liebe, der Demut und der Selbstüberwindung als einzige Rettung von der drohenden Verwilderung empfohlen zu hören. Erwägungen vorwiegend sozialer Natur sind es, welche den Verfasser von der Notwendigkeit dieser Tugenden überzeugt haben.

Daneben unterläßt er es nicht, auf ihre Bedeutung für das Eigenleben der Persönlichkeit, die sie ausübt, besonderen Nachdruck zu legen, da die sozialen Instinkte heutzutage nur wenig entwickelt sind und deshalb einer Kräftigung durch eine starke und deutliche Beziehung auf das persönliche Leben bedürfen. Es spricht der reife, abgeklärte und zugleich gemütvolle Denker aus den in seinem Werke mannigfach zerstreuten Bemerkungen wider Nietzsches schrankenlosen aristokratischen Individualismus. Er nimmt entschieden Stellung gegen die immer weiter um sich greifende Ehrfurchtslosigkeit, die jenem Individualismus entstammt. Es ist — in einer Zeit alles zersetzender Kritik ein kühnes und dabei zweifellos richtiges Urteil, ‚daß die Ehrfurcht vor gewissen Grunderkenntnissen, die man nicht mit dem eignen Verstande nachprüfen kann, die Grundlage aller menschlichen Gemeinschaft bildet, und daß es der Anfang des Chaos sein würde, wenn man auf dem Gebiete der tieferen Lebenswahrheiten die Pflicht der individuellen Prüfung an die Stelle der Ehrfurcht vor der Übereinstimmung der Weisen aller Völker und Zeiten setzte.‘

Die gründlichste Widerlegung der Ansichten Nietzsches bietet er, indem er sie ihres faszinierenden Glanzes beraubt. Die kraftvolle Persönlichkeit, dieses verlockende Ideal, läßt sich, so führt er aus, nicht durch Ausübung ungezügelter Gewalt heranbilden; vielmehr ist gerade das von Nietzsche so sehr gehaßte Christentum der Boden, auf dem wahrhaft starke Persönlichkeiten erstehen. Der ‚Flammenschein des Opfers, das den ganzen Himmel erhellt, er verkündigt eben gerade verwandten Naturen, daß hier etwas Gewaltiges untergeht, um in gewandelter Form gewaltiger wieder aufzuerstehen, — und gerade dieser Eindruck war es, der Paulus in der einsamen Nacht überfiel und das Gewaltigste in ihm selber berührte und konzentrierte‘. Er verweist auf die genialen Kulturträger der Renaissance, einen Pico della Mirondola, Lionardo da Vinci und Michelangelo, um darzutun, daß — entgegen Nietzsches krankhafter Behauptung — großes Mitgefühl und große Persönlichkeit untrennbar sind. ‚In der so seltenen Fähigkeit, ganz aus dem eigenen Ich herauszugehen, sich ganz zu vergessen und „außer sich zu sein“, besteht ja gerade die Gabe des großen Schauenden und Schaffenden, der das ganze Leben umspannt und in sich verarbeitet.‘ Treffend bemerkt er, ‚daß Nietzsche in bezug auf Mittel und Wege zur Hervorbringung von Persönlichkeiten nichts als lebensfremde Abstraktionen aufgestellt‘ habe. ‚Nietzsche hat es so dargestellt, als könne der Mensch sich ohne menschliche Gesellschaft zur Persönlichkeit entwickeln,‘ — er sieht dabei nicht, ‚daß der Mensch überhaupt erst durch alle die Anforderungen, die das Zusammenleben mit dem Mitmenschen an die Kräfte der Selbstüberwindung, der Liebe und des Opfers stellt, jenen höheren und reicheren Inhalt gewinnt, welcher den Zauber des Persönlichen ausmacht.‘ — Uns scheint Förster auf diese Weise die Notwendigkeit einer durchgängigen Rücksichtnahme auf die Gesellschaft, also die Unentbehrlichkeit der sozialen Tugenden der Selbstüberwindung, des Mitgefühls, der Liebe, der Opfergesinnung überzeugend nachgewiesen zu haben, und zwar sind seine

Gründe um so wirksamer, als er, wie wir gesehen haben, stets auf den Einfluß hinweist, den diese Tugenden auf die Kraftentfaltung und Bereicherung der Persönlichkeit, die sie betätigt, auszuüben im Stande sind.

Trotz dieser entschiedenen Betonung der sozialen Abhängigkeit des Menschen ist der Verfasser weit davon entfernt, die Erziehung als eine ausschließlich soziale darzustellen. Sein offener, vorurteilsfreier Blick für das wahrhaft Wertvolle an einer Persönlichkeit läßt ihn neben der sozialen Erziehung, neben dem Bestreben also, den Zögling zu einem tätigen Gliede der menschlichen Gemeinschaft zu machen, eine ‚antisoziale' Erziehung mindestens ebenso notwendig erscheinen. — Das klingt paradox, ist es aber keineswegs. Unter antisozialer Erziehung versteht er nämlich die ‚Erziehung zur Selbständigkeit', die ‚Sicherstellung des inneren Lebens gegen die übermächtige Beeinflussung von seiten der Massengefühle, der Herdeninstinkte, der korporativen Leidenschaften und Interessen — eine Sicherstellung des individuellen Gewissens auch gegenüber den Verführungen und Forderungen der sogenannten Staatsräson'. Es ist dieselbe Forderung, die das Christentum an uns mit den Worten richtet: ‚Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen.' Es gilt der ‚Suggestion des Klassengeistes' mit Erfolg ‚die Kraft und die Einsicht zum „Nichtmitmachen", zum freiwilligen Alleinstehen', das Bewußtsein ‚einer ganz persönlichen Verantwortlichkeit gegenüber einem höheren Lebensideal' entgegenzustellen. ‚Antisozial' kann man ein solches Verhalten allerdings nur unter Vorbehalt nennen, denn ‚auch das weltflüchtigste Werk der Selbstvervollkommnung' ist eine eminent ‚soziale Tat', ‚eine Arbeit nicht nur für den einzelnen und seine Seele, sondern auch für die menschliche Gesellschaft'. So ist ‚die Befähigung zu freiwilliger Einsamkeit und Isolierung im Namen tieferer Überzeugungen des Gewissens genau ebenso wichtig wie die Erziehung zur Kameradschaft, zur Nachgiebigkeit und zu lebendiger Anteilnahme am Gemeinschaftsleben'. — Wer in dieser Forderung einer ‚antisozialen' Erziehung neben der sozialen eine Inkonsequenz sehen wollte, der würde eben damit kundtun, daß er das Leben in seiner Mannigfaltigkeit nicht kenne. Das Leben gehört nun einmal, um mit Förster zu reden, ‚nicht einem einzigen Prinzipe'; Hingabe an die Gemeinschaft wie auch Befreiung von dem übermäßigen Einfluß der Gesellschaft haben beide ihre große Mission für die Kulturentwicklung der Menschheit.

Vor einer Klippe indes muß das Streben nach sittlicher Selbständigkeit sich in acht nehmen: der Gefahr des moralischen Hochmuts. Es ist eines der wertvollsten Resultate der Erwägungen Försters, daß er zeigt, wie ‚die große Betonung der Demut innerhalb der religiösen Tradition ihre tiefe Begründung in der menschlichen Natur und in unabweisbaren pädagogischen Notwendigkeiten' finde. Die Demut ‚ist der unentbehrliche Selbstschutz und die aus tiefem Bedürfnis geborene Gegenwirkung gegen den moralischen Dünkel und die hochmütige Selbstgefälligkeit, die nur zu leicht aus der Beschäftigung mit der eigenen sittlichen Veredlung entspringt'. Doch wie sind die Kinder zur

Demut zu erziehen? Hier leuchtet dem Verfasser, der nach eigenem Eingeständnis ‚Anhänger der nur-ethischen Erziehung war, solange er abstrakt darüber nachdachte', die Notwendigkeit einer religiösen Unterweisung besonders deutlich ein, ‚weil die bloße moralische Erziehung gar zu leicht jene Art von selbstgewissen und selbstzufriedenen Menschen schafft, die von ihren Mitmenschen als „unausstehlich" bezeichnet werden.' — Selbstverleugnung und Selbstzucht sind vor allem auf dem dornenvollsten Gebiete des menschlichen Lebens, auf dem Gebiete der sexuellen Triebe dringend vonnöten. Gerade auf diesem scheiden sich die Geister am entschiedensten. Hie schrankenlose Sinnlichkeit, hie Zügelung derselben um höherer Ziele willen ist das Losungswort auf diesem Felde. Förster bewährt nun seine hochgesinnte, ideale Lebensanschauung durch die zarte, maßvolle Behandlung, die er gerade dieser schwierigen Frage angedeihen läßt.

Dem Sprachgebrauch, der die Herrschaft über die sexuellen Triebe mit der Sittlichkeit überhaupt gleichsetzt, gibt er mit Tolstoi insofern recht, als ‚das Sittliche mit der Regelung der Geschlechterbeziehungen zwar nicht erschöpft, aber doch am tiefsten erprobt und dargestellt wird'. Gegenüber der von medizinischer Seite häufig in geradezu leichtfertiger Weise aufgestellten Behauptung, daß die Enthaltsamkeit gesundheitsschädlich sei, weist er auf die gegenteiligen Resultate der modernen medizinischen Forschung hin. Seine Entgegnung ist indes noch tiefer begründet: ‚Selbst wenn wirklich einmal festgestellt würde, daß die Enthaltsamkeit gesundheitsschädlich sei, so würde damit dem Menschen noch nicht das leiseste Recht gegeben sein, die Fernhaltung dieser Gesundheitsgefährdungen zum obersten Gesetz seines Handelns zu machen und alle die Gefühle und Gedanken, die das Leben überhaupt erst lebenswert machen, den betreffenden Erleichterungsmitteln zu opfern. Die Enthaltsamkeit würde dann nur in die Reihe der „aufopfernden Tätigkeiten" gerechnet werden, aber niemals könnte ihre hygienische Bedenklichkeit den Ausschlag über ihren Lebenswert geben.' Man vergesse übrigens nicht: ‚Die unschätzbare hygienische Bedeutung eines guten Gewissens und die körperlich lähmende und nervenzerrüttende Wirkung tiefer moralischer Depressionen sind Faktoren, welche alle rein physiologischen Aufstellungen und Berechnungen über den Haufen werfen.' ‚Wer um seines elementaren Kitzels willen fremdes Leben schädigt und mißbraucht, der hat schon keine tiefere Kraft und Freudigkeit mehr, für höhere, überindividuelle Ziele zu arbeiten; er fühlt nicht mehr das volle Recht dazu, denn er spürt den Widerspruch seines eigenen Lebens zu den Ideen, welche zu solcher Arbeit inspirieren. Damit hat er sich aber die größte Gesundheitsquelle verschüttet; denn sich selbst vergessen zu können, das ist das Gesündeste, was es für den Menschen gibt.' Damit ist auch das Urteil gesprochen über den größten Schandfleck der zivilisierten Gesellschaft, nämlich die Prostitution: ‚Wer ein Weib erniedrigt und mißbraucht, der kann niemals dadurch entschuldigt werden, daß jenes Weib ja doch rettungslos der Erniedrigung und dem Mißbrauch preisgegeben war. Die Handlung findet nicht bloß an dem Weibe, sondern auch

in der Seele des Mißbrauchenden statt, sie kennzeichnet sein Fühlen gegenüber der Frau und ermutigt andere in der gleichen Gesinnung.' Man muß also ‚die Prostitution in seiner Seele' abschaffen, und dadurch erst wird man ‚ein Fels der Rettung und Bewahrung für viele'; denn, so fügt Förster so schön und treffend zur Erläuterung hinzu, ‚durch das, was er ist, was er innerlich vollbracht hat, wirkt der Mensch stärker und tiefer auf seine Mitmenschen als durch alle äußeren Taten.' — Es versteht sich hiernach von selbst, daß Förster die strenge Monogamie als einzig berechtigt verteidigt. Doch wird diese Institution, um die Ansicht eines modernen Biologen anzuführen, bei der immer größeren Differenzierung der Persönlichkeiten nicht unhaltbar werden, da die Aussicht immer geringer werde, daß ‚die Entwicklungsbahnen eines Mannes und eines Weibes ein ganzes Leben lang parallel laufen werden'? Diese Befürchtung erscheint sofort als hinfällig, sobald man den abstrakt-wissenschaftlichen Standpunkt verläßt und das konkrete Innenleben zu Worte kommen läßt; denn, so hebt Förster hervor, ‚gerade reich entwickelte Persönlichkeiten verwachsen viel tiefer und inniger mit einander durch das, was sie einander geben und von einander nehmen, als oberflächliche Naturen, denen kein Eindruck und kein Erlebnis wahrhaft tief geht.' Daher ist die ‚freie Liebe' absolut verwerflich, zumal ihre Anhänger in einen merkwürdigen Zwiespalt geraten: ‚Zugunsten der Eltern vertreten sie den Individualismus und die freie Kultur der Persönlichkeit, während sie für die Kinder die Uniformierung und Nivellierung in staatlicher Aufzucht befürworten.' ‚Kinder der freien Liebe sind selber meist keiner tieferen Liebe fähig: weil der Liebe der Eltern das große Gefühl der Verantwortung fehlte, in dem allein der Mensch wahrhaft über sich selbst hinausgeht, und das darum auch allein fähig ist, Liebe fortzupflanzen.' Gerade die Forderung dieses Verantwortlichkeitsgefühls ist es, welche den Verfasser veranlaßt, die Meinung Ellen Keys, fortan werde jede Mutterschaft heilig sein, als gefährlichen Irrtum zurückzuweisen. ‚Damit eine Mutterschaft heilig sei im Sinne der ethischen Sanktion, muß sie nicht nur tiefe Pflichtgefühle hervorgerufen haben, sondern auch davon ausgegangen sein.' Die Verurteilung der unehelichen Mutterschaft ist in der Willkür der Fehlenden begründet, ‚die nicht die starken Bürgschaften der Treue und Verantwortlichkeit abwartet, die durch die feste soziale Form repräsentiert und gesichert werden.' Sie tritt ‚in absoluten Widerspruch mit den Grundbedürfnissen der menschlichen Natur und der Gesellschaft', und ‚keine Tat bleibt ungerächt, die gegen die Fundamente des Lebens gefrevelt hat'. ‚Fundamente des Lebens', — so nennt Förster die ‚ehrwürdigen Formen, welche dazu geschaffen sind, um dem Menschen gegenüber der Leidenschaft des Augenblicks diejenige Ruhe und Besinnung zu sichern, in der allein die tiefsten Stimmen des Gewissens und der Lebensweisheit zu Worte kommen'. Auch in betreff der Ehe selbst legt er — seiner ernsten, in des Lebens Tiefen dringenden Auffassung gemäß — besonderen Nachdruck auf die Pflichten und Anforderungen, die gerade das intimste

Zusammenleben zweier Menschen an Willensdisziplin, Geduld und Feingefühl jedes einzelnen stellen muß'. Er ist demnach gegen die frühe Heirat, weil man, je später man zur Heirat kommt, um so mehr Gelegenheit hat, ‚seine Willenskraft im Kampfe mit der stärksten Versuchung zu erproben und ein ganzer Mann zu werden.'

Nichts ist geeigneter, den ethischen Charakter einer Lebensanschauung zu kennzeichnen, als die Skizzierung ihrer Stellungnahme zu den in moderner Zeit so heiß umstrittenen Problemen, die mit dem Namen des ‚Individualismus' genügend bezeichnet sind. Gerade deshalb ließen wir Förster diesen Problemen gegenüber ausführlich zu Worte kommen, um den Standpunkt kennen zu lernen, von dem aus seine pädagogischen Vorschläge erst verständlich werden. Der gläubige Christ konstatiert mit Befriedigung die innere Verwandschaft dieser Weltanschauung mit den Forderungen des Christentums; tritt doch in ihr eine unleugbare Tendenz, das Positiv-Christliche auch in modernen Kreisen wieder zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, offenkundig zutage. Überall zeigt der Verfasser, wie das Christentum die tiefste Lösung der heute so brennenden Probleme schon von vornherein geboten hat. Besonders bezeichnend ist in dieser Richtung die gegen die modernen Sexualenthusiasten gerichtete Bemerkung, ‚daß gerade jene große und reiche Liebe der Geschlechter, in deren Namen nun plötzlich über alle Pflichtgefühle und Rücksichten hinweggeschritten werden soll, selber erst geschaffen ist und allein am Leben bleiben kann durch den Bund mit der treuesten und selbstlosesten (christlichen) Caritas. Und wer auf Kosten dieser Mächte die Liebe erhöhen und sich der Liebe erfreuen will, der wird letzten Endes nur der Verarmung und Vertierung des Menschen dienen.' Die von der Kirche anempfohlene Askese erscheint seinem unbefangenen Blicke nicht als Welthaß, vielmehr sieht er in ihr ein notwendiges Mittel zur Stählung des Willens und damit zur Vervollkommnung des Charakters. Überhaupt zeigen seine leidenschaftslosen Erwägungen, wie hohl und innerlich unberechtigt alles gegen die Kirche und die Prinzipien ihrer pädagogischen Praxis Vorgebrachte sei, und seine Ausführungen liefern hierdurch eine Apologie des Christentums, die um so überzeugender wirkt, als es, wie schon oben erwähnt, lediglich vorurteilsfreie, auf seelische Bedürfnisse sowie auf Anforderungen des realen Lebens aufgebaute Gründe sind, die Förster zu seiner Anschauung geführt haben.

‚Was man ins Leben einführen will, muß man zuerst in die Schule einführen.' Diesem Ausspruch Humboldt's gemäß ist es nun die Hauptaufgabe der ‚Jugendlehre', die Mittel und Wege anzugeben, durch welche die soeben angedeuteten ethischen Forderungen im Leben der Menschheit verwirklicht werden können. Die bisherige Schulpraxis leistet in dieser Hinsicht zu wenig; sie legt zu viel Gewicht auf das Wissen, sie versteht also unter ‚Volksbildung' vorzugsweise intellektuelle Vervollkommnung. Und doch gilt von jeder Bildung die treffende Bemerkung: ‚Nicht daß man etwas weiß, sondern wozu man es weiß und in welchem Zusammenhang mit dem Allerhöchsten und Aller-

wichtigsten, das macht echte Bildung aus.' Die Hauptsache ist und bleibt also Volksgesittung. Nun soll freilich nicht behauptet werden, daß diese ethische Seite der Erziehung bisher völlig außer acht gelassen wäre. Aber bestreiten wird man leider nicht können, daß die übliche sittliche Unterweisung zum nicht geringen Teil an offenkundigen Mängeln leidet: ‚Es gibt da noch viel zu viel ermüdende Moralpredigt, zu viel Tendenz, zu viel Appell an flüchtige Rührung.' Man führt z. B. den Kindern das Bild des Regulus vor, der den Karthagern sein Versprechen hielt und freiwillig in einen martervollen Tod ging, nur um nicht wortbrüchig zu werden, und man glaubt in der offenkundigen und ungeheuchelten Begeisterung der Knaben die genügende Gewähr zu besitzen, daß sie nun ihrerseits die Wahrhaftigkeit und Worttreue trotz aller Versuchungen üben werden. Treffend bemerkt Förster, daß hier ‚zwei völlig verschiedene psychologische Vorgänge miteinander verwechselt' werden, ‚nämlich das Interesse des Kindes an den Vorgängen und Situationen der Erzählung mit dem Interesse an der Nachahmung der darin dargestellten Handlungen.' Er befürwortet deshalb eine psychologisch tiefer begründete Methode der moralischen Jugendlehre. So muß man im angeführten Beispiel das Verlangen nach der Festigkeit im Worthalten ‚verankern in allen Tiefen des Knabenherzens, muß anknüpfen an alles, was fest und stark werden will daselbst, und dadurch den Knaben anregen, schon im kleinen die betreffende Handlungsweise zu praktizieren, damit eine Gewohnheit, ein „Ich kann nicht anders" daraus werde'. — Auf diese Weise ‚nicht Moral zu predigen, sondern Kraft zu wecken und Sehen zu lehren' ist die Grundtendenz des ganzen Werkes. Voraussetzung dafür ist allerdings die Überzeugung, daß in jedem Zögling Anknüpfungspunkte vorgefunden werden können, daß also neben etwaigen bösen Anlagen auch gute Keime vorliegen, die eine sorgfältige Einwirkung zu wecken vermag. Man mag diese Ansicht Optimismus nennen; man mag sich über sie wundern zumal in einer Zeit, in der so viel von ‚moral insanity', von ‚geborenen Verbrechern' gesprochen wird, — jedenfalls ist es ein gesunder Optimismus, ohne den eine ersprießliche Erziehertätigkeit gar nicht möglich ist. Übrigens wird dieser Optimismus durch die Erfahrung hinreichend bestätigt. Förster führt das Urteil eines der besten Kenner des jugendlichen Verbrechertums, des Berliner Gefängnisarztes Bär, an, nach dem der Mangel des moralischen Empfindens, der bei schweren Verbrechern nicht selten konstatiert wird, ‚gar häufig allein dem Mangel an Erziehung und dem Beispiel der Umgebung (Milieu) zuzuschreiben' ist. Entgegen der fatalistischen Ansicht Lombrosos vom ‚geborenen Verbrecher' verweist er ferner auf die gegenteiligen Ergebnisse der physiologischen Forschung eines Virchow und Vogt, denen zufolge ‚die gesund und normal gebliebenen Gehirnteile sich zum Mittelpunkt der moralischen Existenz des Zöglings entwickeln lassen', so daß von dort aus das ganze innere Leben regeneriert werden könne. ‚Hierfür spricht ja auch die so oft beobachtete Tatsache, daß moralisch heruntergekommenene oder unentwickelte Menschen fast plötzlich bekehrt und

regeneriert wurden, wenn es gelang, ein neues Motiv, das noch nicht angeschlagen war, bei ihnen zu erregen und das ganze moralische Handeln auf dieses Motiv zu beziehen und von da aus zu leiten.' Zu diesem Ziele führt freilich nur eine geschickte, bis ins kleinste fortgeschrittene Individualisierung in der ethischen Einwirkung. Sorgfältige Beobachtung und liebevolles Versenken in die Neigungen und Bedürfnisse des gelähmten geistigen Lebens des Kindes muß vorausgehen, ehe es auch dem geschicktesten Pädagogen gelingen kann, in dem kranken oder verwahrlosten Kinde ein Interesse an geistiger Produktion zu wecken. Ist dieses Interesse erst erregt, dann ist die allmähliche Genesung mit Grund zu erhoffen. Wie bedeutsam übrigens auch vom medizinischen Standpunkte diese ethische Einwirkung gerade in pathologischen Zuständen ist, hebt Förster noch besonders hervor; denn ‚für nervöse Störungen und Abnormitäten' ist ‚die geistige und moralische Anregung oft mindestens so wichtig und erfolgreich wie die physische Hilfe'.

So sehen wir: was sonst in der Pädagogik stets zur Aufgabe gestellt wird, die Anregung zur Selbsttätigkeit, das gilt in ganz eminentem Sinne von der sittlichen Charakterbildung, und das ist auch ganz natürlich; denn ‚sittliche Kultur ist eben freie Selbsttätigkeit, und Moral kann deshalb nur insofern „gelehrt" werden, als diese Selbsttätigkeit geweckt und gefördert wird. Der rechte Erzieher wird sich hüten, einseitig und ausschließlich die ethischen Anforderungen als Gebote dem Kinde vorzuführen'. Feinsinnig bemerkt Förster hierzu: ‚Man zeige der Jugend eine Fessel, und ihr nächster Wunsch wird sein, sie zu entfernen.' Man sollte deshalb in den ethischen Besinnungsstunden' den Kindern stets das Gefühl beibringen, daß sie daselbst nicht das erfahren sollen, was verboten ist, sondern was ihnen alles ‚erlaubt' ist, wie viel Kräfte der Beglückung sie in sich haben, von denen sie nichts wissen. ‚Die Ethik ist ja nicht ein Hemmnis des Auslebens, sondern gerade der einzige Weg zum Ausleben; sie zeigt dem Menschen, wie und nach welcher Richtung er sich ausleben kann, ohne an den Felswänden der Wirklichkeit zu zerschellen und in seiner eigenen inneren Öde zu verschmachten.' Um nun auf diese Weise die Selbsttätigkeit des Kindes für die Verwirklichung des Sittlich-Guten nutzbar zu machen, wird der Pädagoge vom Kinde ausgehen; er wird ‚diejenigen wirklichen Kräfte und Interessen studieren, die in der Richtung der gewünschten moralischen Leistung liegen oder wenigstens ihr dienstbar gemacht werden können', und dann wird er ‚diesen Kräften eine allmählich wachsende Nahrung geben, indem er ihnen Aufgaben stellt, die im Bereiche ihres eigenen „Sichauslebens" stehen'. Man sage nicht, daß hierbei ethische Motive nicht berücksichtigt werden. Ethische Erwägungen erlangen ja erst dadurch die Fähigkeit, als Motive zu wirken, daß sie in der Seele Widerhall und Verständnis finden. Dieses Verständnis aber kann man nur auf dem Wege, den Förster uns weist, wecken und fördern. Hat das Kind erst ‚aus einfachsten Tätigkeitstrieben heraus' Freude erlebt ‚an höheren Funktionen seines Willens im Kampf mit dem tierischen Selbst, dann wird das Erlebnis der Freude an

der höheren Leistung selbst ein Motiv werden, das Gute um seiner selbst willen zu tun, womit sich allmählich noch andere Motive verbinden werden: die Erinnerung an die soziale Resonanz des eigenen Tuns, an die gesteigerte Achtung und Liebe der Umgebung usw.' Nur auf diese Weise wird man ‚Gefühle und Instinkte wachrufen und ermutigen, die dem Ansturm der Begehrlichkeit gewachsen sind, weil sie weit tiefer mit unserer Existenz zusammenhängen als das bloße physische Bedürfnis.'

Doch wie soll die Tendenz des Sichauslebens in den Dienst der Tugendübung gestellt werden? Ist denn nicht das tiefste Wesen jeder Tugend Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung, also das gerade Gegenteil des ‚Sichauslebens'? Fehlt demnach nicht jede Möglichkeit, dem Kinde die Befolgung der ethischen Forderungen als das einzige Mittel nahezulegen, durch das seine ‚nach Betätigung drängende Innenkraft gegenüber den Anreizen der Außenwelt sich behaupten' kann? — Gerade in der Beseitigung dieser Bedenken bewundern wir Försters größte Meisterschaft. Er gibt zunächst die Schwierigkeit der Aufgabe in ihrem vollen Umfange zu: ‚Das Kind ist ein mächtig treibender, wachsender Organismus, der nach allen Seiten Raum zur Entfaltung und Entwicklung verlangt; muß nicht da das Gebot der Selbstbeherrschung als eine Forderung erscheinen, die allen elementarsten Lebensinstinkten des Kindes zuwiderläuft?' Ja, er betont sogar, daß der Erzieher sich klar machen müsse, ‚wie berechtigt und wie wichtig auch für die ganze moralische Existenz diese frische, treibende Kraft ist,' weil man sonst in Gefahr komme, ‚zugunsten eines äußeren Drills gerade die lebendige Initiative im Kinde zu ertöten'. Will man nun gleichwohl das Kind zur Selbstbeherrschung anhalten, so muß man für die Übung dieser Tugend den kindlichen ‚Willen zur Macht', zur Kraftäußerung interessieren. Man stelle sie also als einen Befreiungsakt, als ein ‚Aufrechtstehen', als die erste Kundgebung des Erwachsenseins dar. So gelingt es durch Weckung geeigneter Hilfsvorstellungen, ‚die natürlichen Kräfte und Anlagen des Kindes in den Dienst des sittlichen Wollens zu stellen'. Das Kind lernt, den Vergeltungstrieb zu beherrschen, wenn ihm das geduldige Ertragen nicht als Akt der Feigheit, sondern als Akt besonderer Kraftanstrengung, als die entschiedenste Selbstbehauptung erscheint. Es wird den freiwilligen Gehorsam üben, wenn der Erzieher in geschickter Weise den im Kinde wirksamen Drang nach Emanzipation verwertet und ihm zeigt, ‚daß das Aufmucken und die krankhafte Selbstbehauptung nur Zeichen einer schwachen Eigenart sind, die sich nicht anders als durch äußerliches Geberden und Lärmen bemerklich machen kann, und daß gerade die Selbstüberwindung, die sich um der Pietät willen unterordnet, allein zu starker Persönlichkeit, zur Reife, zur vollen Herrschaft des Menschen über sich selbst führe'. Deshalb wird auch die Befolgung des vierten Gebotes dem Kinde am ehesten dadurch nahegelegt, daß man ‚bei der Darstellung des Wertes der Familienbande nicht so ausschließlich auf dem verweile, was das Kind passiv empfängt, als vielmehr den Blick zu lenken auf die Anregungen zur Aktivität,

zur Übung der eigenen Kräfte, welche die Beziehung zu Eltern und Geschwistern dem Kinde gewährt'. So allein ist es möglich, auch solchen Kindern, die keine ‚Mustereltern' besitzen, Achtung und Liebe zu ihren Eltern einzuflößen und sie — unter allen Verhältnissen — zu einer tatkräftigen und fruchtbaren Arbeit im Interesse der Familie anzuhalten. — Ein sehr wirkungsvolles Mittel, die Selbsttätigkeit für die Selbstbeherrschung zu interessieren, ist die eindringliche Betrachtung der Folgen, nicht im Sinne eines flachen Utilitarismus, sondern durch Hinwendung der kindlichen Aufmerksamkeit auf den die eigene Persönlichkeit schädigenden Einfluß jeder Art von Willkür und Rücksichtslosigkeit, die Betrachtung also ‚der Rückwirkung unseres Tuns auf uns selbst'. Man zeige die Gefahren jedes, auch des kleinsten Vergehens: Die Lüge z. B. vergiftet das eigene Innenleben, indem sie eine Disposition zur Wiederholung in ihm zurückläßt und es dadurch entwertet. Die Gewalttätigkeit ferner schädigt nicht bloß den Vergewaltigten, sondern auch den Vergewaltiger, denn die ungeordneten Launen und Triebe gewinnen dadurch in der Seele des Vergewaltigers an Stärke und zerrütten seine geistige Gesundheit (Cäsarenwahnsinn). — Durch solche Erwägungen wird wiederum die Freude an der Selbsterhaltung zur Hilfe aufgerufen, um das Kind vor Ausschreitungen zu bewahren. — Einfache *Belehrung* genügt freilich nicht. Das Kind muß auch zur *Übung* des Guten angehalten werden. — Es müssen ihm deshalb die Hilfsmittel an die Hand gegeben werden, um das als gut Anerkannte auch im praktischen Leben zu betätigen, und man muß darauf achten, daß die Kinder diese Mittel in der rechten Weise verwenden. Eine Veränderung der Praxis geht immer Hand in Hand mit einer Erweiterung des Wissens, und diese wiederum führt wie von selbst zu einer Veredlung der Praxis. Als eines der wirksamsten Mittel zur Verbesserung des Handelns empfiehlt Förster in der Schule einen Zusammenschluß vieler Kinder zur Verwirklichung des erstrebten Zieles, also eine Art Vereinsbildung, bei der die Richtung des Einzelwillens einen Rückhalt und eine Stärkung an der gleichen Willensrichtung der Gesamtheit erhält. Allerdings gehört die Leitung solcher ‚Vereine' ausschließlich in die Hand eines sehr erfahrenen Pädagogen. Es dürfte einerseits kein Zwang auf die einzelnen Kinder zum Beitritt ausgeübt werden; sonst verlöre ja die geplante Vereinsbildung, die den Einzelwillen interessieren und anregen will, ihre ganze Bedeutung. Andererseits müßten die dem Verein Beigetretenen durch geeignete Belehrung vor Selbstüberhebung und Pharisäertum bewahrt werden. Dann allein wird man hoffen können, einfach durch die ‚Massenwirkung' des guten Beispiels allmählich auch die widerstrebenden Elemente der Klasse zu der gewünschten Tugendübung zu veranlassen. —

Belehrung ist also, wie wir sehen, zur Vertiefung und Vervollkommnung der Praxis unentbehrlich. Es tut den Kindern zu einem sicheren, unentwegten Streben nach sittlicher Vollkommenheit das klare Wissen des Guten not, nicht ein abstraktes Wissen, wohl aber eine konkrete, die ‚Realitäten des Lebens' allseitig würdigende Kenntnis. Diese Kenntnis erst macht das Kind mit einer

schier unabsehbaren Fülle von Motiven bekannt, die ebensoviel Ansatzpunkte zur Weckung und Fesselung des kindlichen Interesses bedeuten. Meist ist es ja, wie Förster richtig bemerkt, nicht Bosheit, sondern Gedankenlosigkeit, die an den kleinen oder auch großen Vergehen der Menschen schuld ist, also Unkenntnis der Tragweite, welche die eigene Handlung nicht bloß für uns selbst, sondern auch für unsere Umgebung besitzt. Der Mensch krankt nur zu oft an einer gewissen moralischen ‚Weitsichtigkeit', die das Nächstliegende übersieht, so daß er keine Ahnung hat von den tausend Fäden, durch welche jede Handlung nach vorwärts und rückwärts in das Gewebe des wirklichen Lebens hineingewirkt ist. Man fühlt sich von der Umgebung abgestoßen, weil man es nicht gelernt hat, sie zu verstehen. Man ist rücksichtslos, weil man sich nicht bewußt ist, wie schwer oft ein geringes Versehen von unserer Seite den feinfühligen Nächsten verletzt. Man ist undankbar und fühlt sich frei von allen sozialen Pflichten, weil man sich nicht die Mühe gibt, darüber nachzudenken, wie viel tausend Hände sich regen müssen, sollen auch nur unsere kleinsten Bedürfnisse erfüllt werden. Da gilt es also den Blick der Kinder zu schärfen, sie anzuleiten zu ‚Entdeckungs'fahrten in ihrer nächsten Umgebung. Sie sollen lernen, nichts für unbedeutend zu halten, auch bei dem Geringsten ‚hinter die Kulissen' zu schauen, nicht um den Vorwitz zu befriedigen, sondern um ernstlich zu forschen, was hinter der glänzenden oder auch abstoßenden Oberfläche steckt, und so das für uns so wichtige, wirkliche Leben zu erkennen. Der Lehrer kann dabei des Interesses der Kinder versichert sein, denn ihr für alle äußeren Eindrücke so empfänglicher Sinn wird, wie jeder Pädagoge bestätigen kann, besonders gefesselt, wenn die Rätsel und Geheimnisse ihrer nächsten Umgebung vor ihren Augen enthüllt werden, vor allem, wenn es der Lehrer versteht, den mit mannigfachen, eigenen Erfahrungen ausgestatteten Verstand der Kleinen als ‚Pfadfinder' bei seinen ‚Entdeckungs'fahrten zu verwerten. — Förster wird nun nicht müde, an die Erfahrungen des Lebens wie auch an die in den einzelnen Lehrfächern vermittelten Kenntnisse in der verschiedenartigsten Weise anzuknüpfen, um von immer neuen Gesichtspunkten aus die ethischen Forderungen und die Tatsachen des wirklichen Lebens zu beleuchten; denn bei der Mannigfaltigkeit der Individualitäten hält er es für notwendig, ‚die moralische Forderung in möglichst mannigfaltige Gebiete jugendlicher Neigungen und Bestrebungen zu übersetzen,' weil ‚das moralische Ideal sozusagen viele verschiedene Sprachen sprechen muß, um jedem auf seine Weise zugänglich zu werden'. —

Man weiß nicht, was man mehr bei der Lektüre dieser Beispiele bewundern soll, die selbstlose und liebevolle Versenkung in das Denken und Fühlen der Kinder oder die scharfe Beobachtungsgabe und die hochgradige Feinfühligkeit, mit der Förster die einzelne Tat bis in die kleinsten Wurzeln und feinsten Ausläufer zu verfolgen vermag. Da sucht er z. B. die Kinder zu belehren, was man auf dem ‚Gesicht des Menschen' lesen könne. Wie ist der Mensch zu seinem Gesichte gekommen? Die Furchen, die in das Gesicht

eingegraben sind, all die einzelnen Züge, die uns auf den ersten Blick fremdartig oder gar abstoßend berühren, sind nicht undeutlich Zeichen der Leiden, Enttäuschungen und Entbehrungen, die wie Stürme über das Leben des Menschen hingezogen und nun gleichsam versteinert in seinem Gesicht aufbewahrt sind. Oder er läßt die Kinder selbst all die tausenderlei Unbequemlichkeiten finden, die das Dienstmädchen ertragen muß, um es der Herrschaft, also auch den Kindern selbst, angenehm zu machen. Von selbst ergibt sich dann aus dieser Betrachtung die Folgerung einer zarten Rücksichtnahme auch den Dienenden gegenüber. — Wichtig für eine gediegene Charakterbildung ist es, daß die Kinder nicht bloß für Heldentaten sich begeistern, sondern die ‚Macht des Kleinsten' erkennen, denn aus ‚Kleinigkeiten' setzt sich für gewöhnlich das Leben zusammen. Sie sollen also die ‚Welt im Wassertropfen' kennen lernen; sie sollen die geringste und verborgenste Handlung als Heldentat zu schätzen beginnen. Ist doch die Selbstverleugnung im kleinen meist schwieriger als die heldenmütigste Opferwilligkeit! Tiefempfunden und lebenswahr ist Försters Urteil über die soziale Bedeutung der kleinsten Handlungen: ‚Die allerstillsten Menschen, die im Leben oft leicht beiseite geschoben und belächelt werden, ... sind wie ein unsichtbarer Chor, dessen Melodie leise durch die Welt klingt und oft überhört wird, wenn der Mensch in Leidenschaft tobt; aber in stiller Stunde tönt er wieder und lockt nach der Höhe.' — Noch ein Beispiel sei angeführt. Es betrifft das wichtige Gebiet der Elternliebe. Wir hörten schon, daß auf diesem Gebiete die Aktivität der Kinder besonders angeregt werden solle. Hier, wo es sich um die Vertiefung des Wissens, um das praktische Leben handelt, muß noch ergänzend hinzugefügt werden, daß — nach Försters Ansicht — die etwaigen schlimmen Erfahrungen des kindlichen Lebens durch unwahre Idealisierung nicht verhüllt und verschleiert werden dürfen. Wenn je, so ist auf diesem Gebiete Wahrhaftigkeit strenge Pflicht. Der Lehrer soll vielmehr ‚dem Kinde die konkreten Erfahrungen seines Lebens so deuten helfen, daß dieselben die Befolgung des (vierten) Gebotes nicht mehr hemmen'. Wird aber dadurch die den Eltern gebührende Pietät untergraben? Keineswegs! Man bedenke doch, es handelt sich hier um Fälle, in denen durch eigene Schuld der Eltern jene Pietät ins Schwanken geraten ist. In solchen Fällen kann es sich nur darum handeln, die Pflicht der kindlichen Pietät so zu begründen, daß sie durch das Verhalten der Eltern nicht erschüttert werden kann. Taktvolle Vorsicht wird allerdings den Erzieher hierbei leiten müssen, und im tiefsten Grunde wird nur die religiöse Betrachtung ein unerschütterlich festes Fundament auch für diese Tugend bieten können. —

Besonders schwierig gestaltet sich diese konkrete Einführung bei der Behandlung der sexuellen Probleme. Eine Aufklärung in diesen Fragen ist nicht zu umgehen, das liegt auf der Hand. Es fragt sich nur, *wann* diese Belehrung zu bieten sei. Die bisherige Praxis suchte den Zeitpunkt möglichst spät zu legen, und Förster gibt zu, ‚daß es vom rein pädagogischen Standpunkt besser wäre, wenn die Aufklärung erst unmittelbar vor dem Eintritt

ins Leben geschähe; denn der Zustand der „Unschuld" hat den Vorteil, daß er die Phantasie und die Reflexion des Heranwachsenden von den betreffenden Organen und Tatsachen fern hält, was manchmal ein größerer Schutz für dieselben ist als das gründlichste Wissen.' Leider ist indes die Sachlage auf dem Lande ebenso wie in der Stadt durch die bedauernswerte, aber nicht zu leugnende Tatsache kompliziert, ‚daß aus allen möglichen trüben Quellen die Aufklärung in ihrer rohesten und gefährlichsten Form beständig in die Kinderwelt eindringt.'

Der Pädagoge hat also — bei der Mehrzahl der Kinder — nicht mehr die Wahl ‚zwischen Unschuld und Wissen, sondern nur zwischen unreinem und reinem Wissen'. Die Wahl kann in einem solchen Fall natürlich nicht schwer sein. Doch *wie* soll diese Belehrung erteilt werden? Eines zwar steht fest: ‚Selbst die ungeschickteste Aufklärung seitens der Eltern ist hier besser als das Schweigen; denn das Schweigen ist gleichbedeutend damit, daß die Information nunmehr von der Gasse übernommen wird.' Aber das genügt uns nicht. Gerade die ‚*taktvolle* und wirksame Aufklärung' steht hier in Frage. Die übliche Erziehungsweise läßt uns hier im Stich. Nichts als einige dunkle und nichtssagende Andeutungen, denen man die Verlegenheit anmerkt. Förster will auch bei diesem Gegenstand die Behandlung vertiefen. Vor allem ist auch die Wahrhaftigkeit heilige Pflicht, womit nicht gesagt sein soll, daß dem Kind *alles* anvertraut werden müsse. Für die Umgrenzung des darzubietenden Stoffes, sowie für die Form der Darbietung muß man stets das Ziel im Auge behalten, das man erreichen will, das Ziel nämlich, ‚den Heranwachsenden die geeigneten geistigen Hilfen zu geben und in ihren Seelen ein lebendiges Interesse an der geistigen Beherrschung des Triebslebens zu wecken.' ‚Man vermeide es' daher ‚gerade bei der ersten Einführung, das Biologische in den Vordergrund des Interesses zu rücken; das wichtigste ist die Einführung des Kindes in die heiligenden Gedanken, mittels derer die Jahrhunderte allmählich die Verbindung der Geschlechter über das Tierische erhoben und der geistigen Welt untertan gemacht haben.' Allerdings müsse man sich strengstens hüten vor einer ‚Vergötterung natürlicher Vorgänge', weil eine solche Darstellung besonders junge Menschen allzu leicht darüber hinwegtäuscht, ‚daß die äußere Natur für die sittlichen Bedürfnisse des geistigen Menschen nichts weniger als vorbildlich ist.' Um in den Entwicklungsjahren Widerstandskräfte gegen die Versuchung auf diesem Gebiete zu wecken, schlägt Förster — seiner pädagogischen Methode gemäß — vor, an Gefühle und Bedürfnisse (z. B. Bedürfnis nach Ritterlichkeit, Weichheit des Empfindens) anzuknüpfen, ‚die gleichzeitig mit der Reife in dem jungen Menschen erwachen und daher besonders berufen sind, ein Gegengewicht gegen eine bloße sinnliche Entwicklung der Männlichkeit zu bilden.' Die erste Unterweisung liegt hier naturgemäß in den Händen der Eltern, schon aus dem Grunde, weil in diesen dornenvollen Fragen die individuellste Behandlung vonnöten ist. Besonders wird es wohl die Mutter sein, die bei dem angeborenen weiblichen Takt und Zartgefühl die rechten Worte am ehesten findet. —

Konkrete Einführung in die Grundbedingungen des wirklichen Lebens und geschickte Anregung zur Selbstbetätigung auf sittlichem Gebiete, — so dürften wir wohl am treffendsten die Leitgedanken der pädagogischen Methode Försters zusammenfassen. Wir glauben in diesen Vorschlägen gerade das vorzufinden, was angesichts der steigenden Kompliziertheit der Lebensbedingungen und der bedrohlichen Tendenz zur schrankenlosen Emanzipation des Individuums allein die moderne Menschheit zur Hochhaltung und Verwirklichung der ewigen sittlichen Forderungen bringen kann, und wir begrüßen deshalb in dem Försterschen Buche ein für die Vervollkommnung der Erziehungskunst hochbedeutsames Ereignis. Nicht als ob der eine oder andere von Försters Gedanken nicht auch vor ihm von Pädagogen ausgesprochen und geübt wurde. Sein Werk verbindet eben altes mit neuem. Das Neue und Originelle aber in seinem Versuche ist die entschiedene, vorurteilsfreie, in wissenschaftlich vertiefter Form dargebotene Darstellung dessen, was uns heute so dringend nottut, sowie die konkrete, vielseitige und stets eigenartige Beleuchtung, die seine Grundsätze in der Fülle der dargebotenen Beispiele finden. Einmaliges Lesen kann den Reichtum dieses Werkes nicht erschließen. Es gehört vielmehr zu jenen Werken, die man immer wieder lesen muß, um mit ihrem Geiste sich voll und ganz zu durchdringen. Förster wendet sich in seiner ‚Jugendlehre' auch an die Geistlichen, und tatsächlich wird der Geistliche aus ihm für die Unterweisung der Jugend im Religionsunterricht wie für die Behandlung der Erwachsenen in der Seelsorge die fruchtbarsten Anregungen schöpfen. Wir sind freilich nicht in der Lage, alle Einzelheiten des Buches ohne Einschränkung zu unterschreiben, — wir denken hier besonders an die hie und da zerstreuten Bemerkungen über Religionswahrheiten, die trotz offenkundiger Hochschätzung des Christentums den Anspruch auf dogmatische Richtigkeit nicht durchweg erheben können, — aber unser Vorbehalt berührt nicht die Grundtendenz des Werkes, die uns durchaus beachtenswert erscheint.

Je größere Beachtung die von Förster angestrebte pädagogische Reform findet, um so eher wird die dringend notwendige Verinnerlichung und Christianisierung der modernen Kultur verwirklicht werden. So möge denn jeder Jugenderzieher aus Försters Buch die Anregung und Anleitung schöpfen, ‚in der jungen Generation die Selbsttätigkeit des Geistes gegenüber Natur und Schicksal aufzurufen.'

Die Marokkaner.

Von

F. U. Oftheim.

Bei den Kennern Marokkos kehrt die verwundert nachdrückliche Betonung der außerordentlichen Gegensätzlichkeit in allen Verhältnissen dieses merkwürdigen Landes wieder. Sie erschwert es in der Tat sehr, eine einigermaßen umfassende Formel für die Eindrücke zu finden, die nach Abzug aller persönlichen Stimmungsmomente als sachlicher Niederschlag aus der vielfältigen Summe von Beobachtungen und Erfahrungen festgehalten werden dürfen. Keinen Augenblick darf man die natürlichen Formen des Landes, noch die geschichtlichen Grundlagen seiner Zustände vergessen, will man zu einem Gesamtbild kommen. Heute macht alles und jedes den Eindruck eines regellosen, nur auf seinem einzelnen Punkt und aus seiner einzigen Wurzel genährten Wildwuchses; aber darunter verbirgt sich der Moder eines samen- und keimreichen Bestandes. Nicht Kultur, nicht Naturstufe haben wir vor uns, aber beide müssen wir voraussetzen. Das ist es, was viele Kenner übereinstimmend mit einem allzu bequem vulgären, aber nicht unverständlichen Ausdruck das Mittelalterliche der marokkanischen Welt genannt haben. Es ist klar, daß in dieser Bezeichnung nicht viel mehr als eine anschauungsmäßige Anlehnung des neuen Begriffskomplexes an einen bekannteren gegeben ist, der für eine ganz eng bestimmte Epoche des Mittelalters geläufig erscheint.

In welcher Weise der kulturelle Mischzustand durch alle Verhältnisse hindurchgeht, zeigt die ethnische wie die soziale und politische Betrachtung der Verhältnisse. Abgeschlossenes ist freilich noch lange nicht zu erwarten; aber das Feld steht in ganzer Arbeit, und die Zukunft erscheint, wenigstens nach dieser unschuldigen und wichtigen Seite hin, nach den bekannten aktuellen Vorgängen unserer Tage aussichtsreich genug.

Marokko ist durchaus keine politische, durchaus keine nationale Einheit. Andererseits ist es für den Europäer und seine Kultur wieder eine kompakte Masse eines einzigen Widerstandes; das führt denn in der Tat darauf, die Bande dieses Landes, in dem es kein nationales Empfinden gibt, tiefer und eigenartiger zu suchen.

Gewiß nicht in der Rasse. Sieht man von den gleichwohl altein gesessenen Juden, den mehr und mehr auf dem Wege der Vermischung eindringenden Negern ab, so bleibt der durchaus schroffe und unbewegte Gegensatz zweier Rassen, die von den Berbern und den Arabern vertreten werden. Die

Araber sind im 11. Jahrhundert erst gekommen und haben die urheimischen Berber aus den Ebenen des Atlasvorlandes und auch im Südwesten verdrängt; in geringerem Grade ist Vermischung eingetreten. Und während nun die fremden Eindringlinge, denen im 8. Jahrhundert lediglich der Islam vorausgezogen war, die Führung übernahmen, wiewohl noch Jahrhunderte lang unter berberischen Dynastien, hatten sich die Berber ins Gebirge zurückgezogen. Überall in Marokko, wo man in höhere Lagen eintritt, sind sie zu finden. Nach der plastischen Struktur des Landes, das in der Größe etwa Spanien gleichkommt, ist es alsbald einleuchtend, daß nur etwa ein Viertel arabische Bevölkerung hat, zumal namentlich im Südwesten des Vorlandes auch ebene Teile berberisch sind und überhaupt neuerdings eine vordringende Bewegung des Berbertums Erfolg zu haben scheint. Aber gerade das Kulturland haben die Araber. Die Bevölkerung der größeren Städte ist vielfach gemischt.

Indessen wenn man von Berbern redet, ist im Grunde nur auf die Rasse der historischen nordafrikanischen Urbevölkerung gedeutet. Mit Quedenfeldt zu reden, ist die Verwendung dieses Namens nur in dem Sinne möglich, wie wir von Germanen oder Romanen sprechen. Wiederum kommt er in dieser Bedeutung im Volke selbst nicht vor; vielmehr braucht dieses von sich nur das Wort: Imasiren (Einzahl Amasir); dagegen haben ihn die marokkanischen Araber, und von ihnen ist er in europäischen Gebrauch übergegangen.

Sofern ihn die Araber aufbrachten, haben sie eine Verallgemeinerung eines Stammesnamens auf eine ganze Volksgruppe vorgenommen. Denn auch die Imasiren kennen das Wort Berber, aber sie bezeichnen damit nur einen Teil ihrer Volksgemeinschaft. Wie Foucauld und namentlich Quedenfeldt nachgewiesen haben, zerfallen die Imasiren in die drei großen Stammesgruppen: Ruafa (Einzahl Rifi), Brêber (Einzahl Berberi), Schlöh (Einzahl Schilh), von denen jede wieder in kleinere Fraktionen und Stämme (Kabilen) gegliedert ist.

Die Unterschiede dieser drei Stämme sind recht bemerkenswert und erklären es, daß die Urteile über die ‚Berber' so sehr auseinandergehen. Die Ruafa bewohnen das Rifgebirge der Nordküste, die Brêber den Gebirgskern, die Schlöh den südwestlichen Teil des Landes bis zur Wüste hin und zur nigritischen Nachbarschaft (vgl. die Kartenskizze, Hochland I. Jahrg. S. 704). Man darf als Allgemeines unterlegen, daß die Berber seßhaft sind und Ackerbauer, die Araber nomadische Hirten. Daher trifft man bei den Berbern meist einstöckige Lehmhäuser, ohne Fenster, mehr oder weniger primitiv in der Einteilung; den Araberstämmen ist das bewegliche Zeltdorf eigentümlich, das sie mit erstaunlicher Schnelligkeit auf ihren Weidegründen tummeln. Hütten aus Reisig oder Palmblättern kommen nur örtlich begrenzt vor.

Rifberber zu sehen hat man in Tanger reichlich Gelegenheit. Auch steht ein Korps Ruafa, die Moros del rey, in den Presidios in spanischen Diensten. Auf solcherlei Umwegen kamen die Beobachtungen und Mitteilungen über ihren Charakter. Fanatiker der Freiheit und der Abgeschlossenheit machen sie es Arabern wie Christen gleich unmöglich, in die Wälder und Triften

ihrer rauhen Berge einzudringen, wo sie ihr Vieh weiden, ihre Bienen züchten und auch Land bebauen. Ihre Wildheit umfaßt gefährliche Raubsucht, Grausamkeit und Mißtrauen und schließt Zuverlässigkeit und Arbeitsamkeit nicht aus. In Algier und Tunis bis nach Spanien hinein sind sie als fleißige und geschickte Erd- und Bauarbeiter geschätzt. Viele treibt die Blutrache aus der Heimat fort, andere eine gewisse Wanderlust. In der äußeren Erscheinung haben sie den kräftigeren Bau des Berbers überhaupt gegenüber dem schlanken, ebenmäßigen Araber; sie sind mittelgroß und breitschultrig; eine Eigentümlichkeit ist ihr kleiner Zopf am Hinterkopf, sowie in der Bewaffnung neben der langen Steinschloßflinte und zwei Pistolen derselben Gattung der sehr dünne und spitze Rifdolch.

Den Ruafa stehen am nächsten die Brêber. Kein Wunder, ist doch ihr Land kaum weniger unwirtlich als der Rif. Trotzdem haben wir von ihnen ausführlichere Kenntnis durch Caillé, Rohlfs, Schaudt, Foucauld. Als Stammestypus liegt allen lokalen Verschiedenheiten eine oft über mittelgroße, schlanke, aber muskelstarke Gestalt zugrunde. Ihr Charakter ist Wildheit, aber verbunden mit großer Ursprünglichkeit. Tapferkeit ist die erste Tugend, Gewalttat leidenschaftlichster Sport. Der Vater betet, daß Allah seinen Sohn zum König der Diebe und Räuber mache, und der Sohn setzt gleich dem jungen Spartaner seine Ehre darein, sowie er mannbar ist, ein Meisterstück heimlicher Gewalttat zu vollführen. Des Feigen wartet das Judenkäppchen und die rote Weiberschminke (Henna). Bei ihnen gibt es keinen Frieden, und ihre Kleinkriegstechnik, ihre Waffenfertigkeit und Sinnesschärfe ist bedeutend. Da die Brêber nicht nur zum Teil Nomaden sind, sondern in der Überzahl seßhafte und nomadische Lebensweise miteinander verbinden, also in vielfacher Weise miteinander in Berührung kommen, so ist auch allezeit Ursache zu kriegerischer Tätigkeit vorhanden.

Die Schlöh allein unter den Berbern haben eine nennenswerte Industrie. Am wenigsten kann bei den Brêbern davon die Rede sein. Ihre Frauen fertigen die ganze Kleidung selber, stellenweise auch noch Hand- und Flechtarbeiten; das ist neben vereinzelter Töpferei alles. Die Ruafa gehen durch Herstellung einfacher Haus- und Ackergeräte, im Garet von Mühlsteinen für die in ganz Marokko im Haushalt gebräuchlichen Handmühlen darüber hinaus, während die ihnen zugeschriebenen Teppiche von jenseits der algerischen Grenze kommen. Dem gegenüber haben nun die Schlöh eher eine wirkliche Industrie, Weberei, Flechterei und eine Eisenindustrie, die namentlich im Sus treffliche, eigenartig konstruierte Gewehre in Mengen erzeugt und mit ebenso ausgedehnter Pulverfabrikation zusammengeht.

Für den einfachen Handelsverkehr, der sich auf solche gewerbliche Erzeugnisse, Lebensmittel und durch Zwischenhändler importierte Artikel erstreckt, hat man auf dem Lande die Einrichtung der Wandermärkte. An einem bestimmten Tag der Woche entsteht im Gebiet eines bestimmten Stammes plötzlich eine provisorische, biwakähnliche Niederlassung, ohne daß sonst Wohnungen in der

Nähe zu sein brauchen. Da entwickelt sich denn bis zum Abend das bunte Durcheinander marokkanischen Geschäftsverkehrs, das Kommen und Fortziehen von Warenzügen und der umwohnenden Bevölkerung, das bunte Bild der weiten, malerischen Trachten, die Aufgeregtheit ungezügelter Temperamente. Am andern Tag ist alles verschwunden, und wenige Reste von Feuern und Lagern nur bezeichnen den Platz. Indessen ist an einem anderen Orte ein anderes Schauspiel aufgegangen. Solche Märkte werden nach dem Stammesgebiet genannt. Von höherer Bedeutung sind freilich die Märkte der größeren Städte, die nach den Wochentagen als Sonntag-, Montag- ꝛc. Markt bezeichnet werden, von denen aber gerade mehrfach die Juden ausgeschlossen sind.

Auch in Bräuchen und Sitten der Berber treten Abweichungen zutage wie in Kleidung und Bewaffnung. Es liegt darum nicht so fern, bei den nicht so sehr auseinandergehenden äußeren Bedingungen geschichtliche Faktoren anzurufen und an Kreuzungen der seit Alters bestehenden Heimsuchungen Marokkos durch fremde Völker zu denken. Dazu gehört denn auch die überaus auffällige Tatsache, daß bei den Rifberbern neben dem dunkelhaarigen, dunkeläugigen Stammestypus fast ein Drittel hell- und rotblonder Individuen mit blauen Augen gefunden werden, dasselbe ganz lokal bei den Brêbern. Und in Fês ist es in der Tat ausgemacht, daß hellere und blonde Individuen Nachkommen der Mauren, also spanischer Emigranten sind.

Während Rohlfs eine Verschiedenheit des berberischen Typus vom arabischen nicht kennt, haben sie andere wie Jannasch und Quedenfeldt stark betont. Der gedrungenen Muskelkraft des Berbers stellt der Araber seine ausdauernde, elastische Zähigkeit gegenüber; er ist edler gebaut und recht eigentlich eine Herrschernatur. Aber er ist nicht minder verschlagen und hinterlistig, grausam, eitel und prahlerisch; die Weite der Steppe und Wüste, die sich im Fernen verliert, ist sein Element. Der Arbeit ist er abhold.

Die öffentliche Sprache Marokkos ist arabisch; aber das will wenig besagen. Die Hälfte des Volkes spricht arabisch, die andere berberisch, denn eine Reihe berberischer Stämme hat die fremde Sprache angenommen; in Grenzgebieten kommt wohl auch der Gebrauch beider Sprachen zugleich vor. Das marokkanische Arabisch oder Maghribinisch ist ein Dialekt des Koranarabisch. Die Sprache der Berber, das Tamasirt, hat damit keinerlei Verwandtschaft, vielmehr mit dem Altägyptischen. Das Tamasirt umfaßt wieder die drei Dialekte: er-rifia, el-berberia, esch-schilha, die nicht unerheblich auseinandergehen. Eine praktische Anwendung der Doppelsprachigkeit Marokkos auf die Orientierung unter seinen vielen Stämmen ist aus der Stammbezeichnung zu ziehen. Da die meisten marokkanischen Stämme sich als ‚Söhne' ihres Stammpatrons bezeichnen, so ergibt das arabische Wort für Söhne: Beni oder Ulêd gegenüber dem berberischen Aït eine sichtbare Scheidung; eine Ausnahme machen allerdings die Rifberber, die gerade die arabische Bezeichnung haben. Im Atlasvorland erinnern noch eine ganze Zahl von Ortsnamen an die Zeit, wo auch hier die berberische Sprache eine Heimat hatte.

Doch selbst aller dieser zahlreichen Scheidewände im marokkanischen Reiche ist noch zu wenig. Ihre Zahl wächst nur, will man die politischen Verbände in Betracht ziehen. Von einer dynastischen Einheit ist so wenig die Rede, daß die Unterscheidung zwischen dem blad el machsen und dem blad es siba, zwischen dem Regierungsland und den vom Sultan unabhängigen, freien Stämmen grundlegend ist für jede Betrachtung marokkanischer Fragen. Der Sultan beansprucht natürlich nominell die Herrschaft über ganz Marokko, aber er herrscht nur über ein Fünftel des Landes, und dazu gehören die allerwenigsten von den Hunderten der Berberstämme. Er verlangt Steuern und Soldaten, aber er muß sie sich meist selber holen, indem er eine Harka, einen Kriegszug, unternimmt. Eines seiner furchtbaren Strafmittel besteht darin, daß er einen unbotmäßigen Stamm vogelfrei der Plünderung der Nachbarstämme überläßt oder aber mit dem eigenen Heere mit Feuer und Schwert Gericht hält, wie aus dem Jahre 1898 von einem Stamme in einem jener Erlasse geschildert ist, die nach Abschluß des Kriegszuges in den Moscheen verlesen werden und mit abschreckender Grausamkeit die fatalistische Unschuldsmiene verbinden. „... Und wir sandten Abteilungen von unseren siegreichen Heeren gegen sie. Die umzingelten sie von allen Seiten, wie der Ring den Vollmond umgibt und die Hülse die Dattelpalme. Es stürmten die Heere Gottes gegen sie in jener öden Wüste, und die andern hielten keinen Augenblick stand, bis alle riefen und schrien: „Genug! Genug!" Aber die siegreichen Heere antworteten ihnen: „Die Zeit zum Entrinnen ist verstrichen" (aus dem Koran). Da zerstörten sie ihre Häuser und verbrannten ihre Dörfer und ließen alles als Stoppelfelder, als ob es gestern nicht bewohnt gewesen wäre, nachdem sie 120 gefangen genommen und 52 Köpfe abgeschlagen hatten und ihr Besitz dem glücklichen Heere zur Beute geworden war. „Wessen Aufstand Gott will, für den wirst du bei Gott nichts erhalten" (Koranspruch). Das alles geschah nach vorhergegangener Warnung, Predigt, Aufforderung und Erinnerung; aber sie kehrten nicht vom Irrtum zurück, sondern Gott versiegelte ihre Herzen, Ohren und Augen, bis die Strafe sie traf und bei ihnen die harte Bestrafung eintraf, die nicht vorauszusehen war. Alles das hatten wir nicht beabsichtigt, berechnet oder gezählt, sondern es ist eine Sache, die nur in Gottes Willen stand. Wenn Gott Gutes mit ihnen vorgehabt hätte, hätte er sie recht und richtig geleitet und ihnen Gelingen gegeben. Aber du kannst nicht leiten, wen du liebst, sondern Gott leitet richtig, wen er will." (Vassel.) Indes haben die Sultane mit ihrem traditionellen diplomatischen Geschick nicht selten auf friedlichem Wege mehr erreicht. Das Haupt weiß die Zwietracht der Glieder zu nützen und versteht auch jede soziale und religiöse Einrichtung sich dienstbar zu machen. Selbst bei den Rifberbern hat der frühere Sultan durch seine religiöse Weihe als Abkömmling des Propheten und Herr der Gläubigen Eindruck zu machen gewußt. Aber im Grunde ist seine Existenz eine ständig balancierende Machtfrage. Eine Reihe von Stämmen stehen in einem besonderen Lehensverhältnis zu ihm, genießen gewisse Privilegien und bilden dafür eine

Art militärischer Hausmacht und Leibgarde. Seit die Gewohnheit abgekommen ist, daß der Herrscher alle Verwandten unschädlich macht, sind die Prätendentenkriege eine große Beunruhigung, wie ja auch gegenwärtig wieder der Kampf darum geht. Des Sultans ‚siegreiche und glückliche Heere' aber sind eine verdorbene und spielerische Bande von Gesindel, Bettlern, Kindern und Greisen.

Militärischen Charakter haben auch die Abteilungen der Mokhazeni, die als Gendarmerie über das Regierungsland verteilt sind. Die Verwaltung ist durchaus autokratisch. Der Kaid, der Gouverneur, zieht für den Sultan die Steuern ein, d. h. er pachtet sein Amt vom Sultan und sucht die Pachtsumme mit Vorteil wieder einzubringen. Im übrigen übt er ein Polizeiregiment mit ausgedehnten Rechten und hat in seinem Gefängnis ein unfehlbares Mittel, zu strafen, d. h. sich ins Recht zu setzen. Die Ausbeutung des Volkes durch die Kaids ist unglaublich schamlos und eine der Hauptursachen, warum es in dem reich angelegten Land eine soziale Frage gibt.

Ein dem marokkanischen Volke wesentlich eigentümlicher Zug ist ein ausgeprägter Korporationsgeist. Er zeigt sich in dem ausgebildeten Gildenwesen der Städte so stark, daß neben der politischen Gemeinde eine Gewerbegemeinde besteht, die einem eigenen Beamten, dem Mohtab, dem Marktvogt untergeordnet ist. Was diesem Korporationswesen zugrunde liegt, die demokratische Selbständigkeit, ist immer wieder eine Reaktion gegen den Despotismus der Regierung, und immerzu ist selbst im Regierungsgebiet die Gefahr nahe, daß in unsicheren Zeiten diese Grundkraft gewalttätig ausbricht. Insofern ist ein Zusammenhang mit der inneren Organisation der freien Stämme vorhanden. Dies ist also die kommunale Selbstverwaltung im weitaus größten Teil des Landes. Das Dorf hat seinen Ältestenrat, der Stamm die Versammlung der einzelnen Gemeindevertreter. An der Spitze des Rates steht der erwählte Scheikh; vielfach ist seine Würde auch erblich geworden. Gelingt es dem Sultan, einen solchen Scheikh für sich zu gewinnen, so ernennt er ihn wohl zum Kaid seines Stammes und bringt damit seinen dynastischen Anspruch zum Ausdruck, ohne doch wirklich Nutzen daraus zu ziehen. Immerhin liegt ein gewisses moralisches Gewicht auch in solchen lockersten Beziehungen.

Der marokkanische Staat stützt sich als Kirchenstaat auf die Religion, und es fällt keinem Menschen in ganz Marokko bei, die geistliche Suprematie des Sultans zu leugnen. Bei allen Verschiedenheiten finden sich die Marokkaner im Islam zusammen und vereint gegen das, was außerhalb davon steht. Gewiß ist auch dafür bezeichnend, daß der Marokkaner all die verschiedenen europäischen Sprachen, die ihm bekannt geworden sind, in einem einzigen Begriff, el-adjmîa, zusammenfaßt. Und so ist es denn dem Europäer kein leichtes, im Lande Reisen zu machen. Der Fanatismus ist gewiß oft übertrieben hervorgehoben worden; wie leicht aber entfacht er sich dennoch bei den vielen und offenen Gelegenheiten, wo sich der Muselmann so leicht verletzt fühlt! Schlimmer allerdings ist die große Raubsucht einerseits, die unüberwindliche Scheu vor dem geringsten Schatten von Verantwortlichkeit auf der

andern Seite zu überwinden, und die Folge ist, daß ausgedehnte Reisen in allen Teilen des Landes zu allernächst äußerst umständlich einzufädeln sind. Im Regierungsgebiet handelt es sich zwar nur darum, daß die Erlaubnis der Regierung endlos hingezogen wird, da sie denn doch nicht leicht zu verweigern ist. Mit der eigenen Ausrüstung, Zelten, Pferd und Maultieren, einem Dolmetscher und Führer, einem Koch, und mit den von der Regierung als Schutzwache gestellten Mokhasen steht dann der Reise nichts mehr im Wege, sofern man das Dreifache des Kostenvoranschlages bereit gestellt hat. Reist man als Gast des Sultans, so hat man Anspruch auf Verpflegung (muna) durch die Behörden, was bedeutet, daß alles zweimal zu bezahlen ist, da doch der arme Untertan der wahre Lieferant ist; Braten und Kuskussu, eine Mehlspeise, das marokkanische Nationalgericht, sind überall zu haben. Aber charakteristisch ist doch, was Jannasch einmal mitteilt: ‚Sie versprachen reichliche Muna vorauszuschicken, hielten auch Wort; aber sie sandten ihre Diener mit den Speisevorräten weit voraus, wenn möglich bis an die Grenze ihrer Kabyle. Wir waren auf diese Weise gezwungen, der Nahrung schleunigst nachzureiten; — dann war man die Verantwortung für uns sowie für die Soldaten auf gute Art mit einmaliger Beköstigung los. Das war außerordentlich pfiffig und praktisch, uns aber keineswegs angenehm.‘ Auch Unterkunft ist bei gehörigem Auftreten, was überall erste Bedingung ist, von den Behörden zu erlangen; sonst werden die Zelte in der Nähe einer Niederlassung oder auch in einer Nesala aufgeschlagen, der primitivsten Art der Herberge, die nur aus einer Ringmauer am Wege aus Dornen oder Stein besteht.

Im unabhängigen Marokko zu reisen ist dem Europäer in dieser Weise unmöglich; daher die meisten Reisenden ihr Europäertum unter fremder Maske verbargen. Aber auch der Einheimische hat noch eine Merkwürdigkeit des Reiseverkehrs dieser Gebiete zu beobachten, die auch in Algier bekannt ist: die anâia. Es gilt bei der ersten Berührung mit einem solchen Stamme, für die Weiterreise bis zum nächsten Stamme einen möglichst einflußreichen Mann zur Bürgschaft für Schutz an Gut und Leben zu gewinnen. Das geht selbstverständlich um Geld und Geldeswert, und ganze Stämme machen eine Haupteinnahmequelle aus diesem Brauch; und wo Gefühl für Treue und Gastrecht nicht zu Hause ist, liegt doch immer in der Bewahrung des einträglichen Renommees die Gewähr dafür, daß das Reisepatronat ernst genommen wird. Ein Beauftragter hat sodann die Aufgabe, den Schub des Reisenden auf Ehre und Leben durchzuführen. Am Zielorte übergibt er ihn einem neuen Patron oder Agenten, der dann seinerseits dies weitere Geleit verhandelt. Das Geleit selbst heißt setat. Immerzu steht der Reisende ganz in der Gnade seiner Eskorte. Niemand kümmert es, wenn er Schaden nimmt, und es wird in der Tat öfter berichtet, daß Treulosigkeit oder Habsucht namentlich minder vornehmer Reisepatrone schweren Bruch der anâia sich hat zu Schulden kommen lassen. In großem Stil ist mit dem Brauch zu vergleichen, daß es im südlichen Marokko Stämme gibt, die sich das Geleit der Karawanen in die

Wüste zur Aufgabe gemacht haben. Statt die anâia zu üben, erheben wenige andere Stämme Sicherheitsreisezölle von Dorf zu Dorf, sei es auf den Reisenden selber oder auf seine Gepäcktiere.

Nach Foucauld ist auf der andern Seite die Verletzung des anâia von fremder Seite eine persönliche Beleidigung des Patrons und gibt den Anlaß zu rächender Abrechnung. Blutrache gilt bei Berbern wie Arabern in ganz Marokko, und Selbsthilfe ist nicht nur das gangbarste, sondern auch sicherste Rechtsmittel, zumal wenn es sich um fremde Stammesglieder handelt, die auch in keinem Bundesverhältnis stehen. Aber daneben haben die Berber auch Rechtsmittel alter Tradition und lockerer, formaler Übung bei Rechtsfragen im eigenen Stamme, Verhandlungen in Streitsachen vor dem Rat unter gewissen Formen, Bestrafungen nach alten Grundsätzen, die freilich nicht wie in der algerischen Kabilie aufgeschrieben sind, dagegen drakonische Strafen auf Diebstahl, Raub, Mord ꝛc. verhängen, Verlust des Vermögens, Verbannung, mit Vorliebe auch, wie überhaupt in Marokko, Blendung. Wenn wir sehen, wie zu Beginn der Gerichtsverhandlungen Gebete gesprochen werden, so kommen wir damit auf die umfassende Bedeutung der Religion im marokkanischen Leben. Das ist ja eine Eigentümlichkeit des Islams, daß er in alle öffentlichen Verhältnisse eingedrungen ist. Und so wenig religiös die Berber durchweg sind, sind sie im Islam doch am stärksten mit dem andern Volksteil zusammengekommen. Aber der marokkanische Islam ist allerdings ein vielfach neues Gebilde. Keineswegs in der Lehre, die die alte und so sehr einfache ist von einem Gott Allah und seinem Propheten, vom Leben und Lohn nach dem Tode, von der Verbreitung ihres Reiches und von den liturgischen Werken. Aber in Marokko als dem westlichsten Vorposten des Islam ist jene religiöse Entwicklung auf ihre Höhe gekommen, die individuelle Vielheit zu der abstrakten Schärfe der Dogmatik hinzutat. In der Richtung von Osten nach Westen geht die Reinheit der mohammedanischen Lehre mehr und mehr unter. Im selben Verhältnis wächst, was den marokkanischen Islam schließlich so außerordentlich kennzeichnet, der Heiligendienst, das Ordenswesen und der Mystizismus. Reaktionsformen des einen Extrems stehen sie unter sich in innerem Zusammenhang und sind selber vielfach wieder Extrem geworden. Zugleich aber liegt ihnen teilweise auch rein marokkanischer Volksgeist zugrunde. So ist überliefert und aus Ortsnamen zu schließen, daß altberberischer Naturkult an Quellen und Bäume geknüpft war, daß Hexen und Seherinnen verehrt wurden. Aus mohammedanischem Kreise kam dazu die sektische Mittlertheorie, die an den Propheten selber anknüpfen konnte und dann teilweise sogar für diesen gegen die Strenggläubigen zu kämpfen sich genötigt sah. Ungewöhnliche Frömmigkeit, Askese, Gelehrsamkeit, Wohltätigkeit, Dummheit und Verrücktheit können in gleicher Weise in den Augen des Volkes als Zeichen der Heiligkeit gelten, und ist sie einmal erworben, so ist sie in männlicher Linie erblich. Übrigens gibt es seltsamerweise auch nicht wenige weibliche Heiligen. Die Rolle, die diese Heiligen: Merabidîn (Einzahl Marabut) in Marokko spielen,

ist nicht bedeutsam genug anzuschlagen; sie hat seit dem 16. Jahrhundert dem Lande eine Organisation gegeben, die über allen natürlichen steht und heute nichts an Kraft und Lebensfähigkeit eingebüßt hat. Nur vereinzelt ist der Marabutismus in Kastenwesen übergegangen: bei den Cherifen, den Nachkommen des Propheten, die eine religiöse Adelsklasse bilden, und ähnlich noch hie und da in lokaler Beschränkung. Im allgemeinen haben Stand, Rang und Bildung keinen Einfluß auf den Heiligenkult. Tagtäglich tauchen neue Marabuts von Volkes Gnaden auf; während die früheren vielfach durch Wissen und Charakter ausgezeichnete Männer waren, ist mit der gesamten Entwicklung das geistige und sittliche Niveau der Gottesmänner nicht unbeträchtlich gesunken und eine sehr unheilige Vertrivialisierung an die Stelle getreten. Sie sind nicht wesentlich höher unterrichtet in ihrem Glauben als die andern Leute, und das ist denkbar wenig; und im begründeten Vertrauen auf die Blindgläubigkeit ihrer Anhänger dürfen sie sich grobe Verletzungen der Gebote erlauben; der Wein wird auf ihrer Zunge zu Milch, und Schändung wird Heiligung. Marabuts leben als Klausner auf Bergeshöhen, wohnen in den Dörfern und Städten und ziehen durchs Land; aber nicht überall ist ihre Heiligkeit anerkannt und daher ihre Person vor Verletzung sicher. Sie sind Lokalheilige. Nur in ihrem Bezirk leben sie von Almosen oder den Abgaben, welche etwa die materielle Seite geistlichen Erbes sind. Solche Abgaben sind an alle Stätten geknüpft, die dem Andenken eines Heiligen geweiht sind, die saulas, sei es seine Kapelle, sei es sein Grab. Die ganze Landschaft Marokkos ist von diesen weißleuchtenden, heiligen Bauten mit der stumpfen Kuppel eigenartig belebt. Wallfahrten kommen dahin, und Wunderlegenden wuchern darum; denn Wunder, immer typischer, gleichförmiger Art, sind die strahlendste Gloriole eines Heiligen.

Aber weil gerade die Sphäre der Religion im Islam so wenig von der sonstigen Betätigung der Menschen getrennt ist, vereinigt es sich mit aller Sonderstellung eines Marabut, daß er eine praktische Wirksamkeit hat. Viele sind Kaufleute; ihre Magazine, oft die saulas selber, wo sie wohnen, sind vor Dieben sicher; jede Karawane ist glücklich, einen bekannteren Heiligen unter sich zu wissen; andererseits gibt es Marabuts, die es für ebenso logisch und einträglich halten, mit den Dieben und Räubern gemeinsame Sache zu machen. Aber es wäre ungerecht und schief, die positiven Leistungen dieser Männer zu verkennen. Von ungemeiner Bedeutung ist ihr moralischer Einfluß im Leben der Stämme unter sich; Schiedsrichter zu sein, ist ihre landesübliche Aufgabe, und es ist eine Tatsache, daß sie diese Aufgabe im vorwiegend friedlichen Sinn auffassen. Es ist dies fast das einzige Gegengewicht gegen den ungezügelten Brand der leicht entfesselten Leidenschaften; daß es die Regierung zu fürchten wie zu nutzen Ursache hat, ist ihr selbst am meisten gegenwärtig. Für das Volkswohl sind ihre charitativen Bestrebungen, Asyle, Herbergen, die ein wichtiges, modernes Agitationsmittel des Islams darstellen, und der wenn auch bloß religiöse Schulunterricht immerhin relativ fruchtbare Verdienste. Am

sichtbarsten tritt die politische und soziale Bedeutung der Marabuts darin hervor, daß die marokkanischen Stämme mit wenigen Ausnahmen ihre alten Namen aufgegeben und sich nach Heiligen benannt haben.

Die gewöhnlichste Form, in der sich der Marabutismus wirkend zeigt, ist freilich durchaus das Ordenswesen. Einige Dutzend Orden von größerer oder geringerer Bedeutung sind in Marokko bekannt. Die einen haben bis vier Jahrhunderte hinter sich, andere nur Jahrzehnte. Weitaus die größte Zahl aller Marokkaner, die Hälfte bis drei Viertel der erwachsenen männlichen Bevölkerung, ist Mitglied eines Ordens; ganze Stämme sind in dieser Weise zu religiösen Gesellschaften geworden. Einige Orden haben nur geringes Verbreitungsgebiet, andere sind in Stadt und Land überall vertreten. Auch in diesen Orden sind Klassenunterschiede nicht entstanden, und die hohen Regierungsbeamten, der Sultan selber, die aus politisch-diplomatischen Gründen beizutreten pflegen, scheuen hier nicht die Berührung mit dem ärmlichsten Untertan. Man kann die Tätigkeit der Orden wie die der Marabuts unterscheiden. Neben den rein religiösen Orden stehen Bettelorden, stehen Vereinigungen zu mildtätigen oder volkserzieherischen Zwecken. Die politische Rolle der Orden war früher sehr viel größer als heute, wo eifersüchtige Zwietracht, der Mangel einer einheitlichen Organisation ihrer mannigfaltigen Bestrebungen, die polizeiliche Überwachung oder diplomatische Ausnutzung durch verschiedene Privilegien von Regierungsseite her die Fülle ihrer Kraft zerstreuen.

An der Grabstätte des Stifters bildet das Mutterhaus den geistigen Schwerpunkt des Ordens. An der Spitze steht ein Scheikh, unter ihm ein Mokadem. Gewisse Feiertage, sei es Mulud, der Geburtstag des Propheten, sei es ein Ordensfest, versammeln die Ordensmitglieder. Eine allgemeine Ordensregel besteht im übrigen für die einzelnen nicht. Es ist bekannt, daß Diener von Europäern, die in Marokko leben, oft Ordensmitglieder sind und lediglich für die Stunden ihrer Kultübungen Urlaub nehmen.

Diese sind sehr merkwürdig; in ihrem Mittelpunkt steht das Exzentrische, die Ekstase. Da es zuweilen auch für den Europäer nicht schwer ist, für Geld den Zuschauer zu spielen, so sind diese barbarischen Zeremonien öfter beschrieben worden, vor allem von v. Maltzahn von den Issâua. Wilde, allmählich zum psychischen Taumel anschwellende Tänze, Verschlingen von lebenden Schlangen, Kröten, Skorpionen, die giftig sein sollen, Feueressen, Zerhacken, Zerstoßen, Zerwerfen der Köpfe, Zerspießen der Leiber sind die Höhepunkte, die freilich nur die Tollsten erreichen, ehe sie in eklem Zustand bewußtlos werden. Dabei können diese Leute sonst die anständigsten Bauern und Arbeiter sein, in ihrer Raserei sind sie zu allen Untaten fähig und namentlich gegen Fremde leicht fanatisch bis zum Angriff. Andere Orden sind hinwiederum mehr Geheimbünde und pflegen mehr die Ekstase des Gedankens in einem Mystizismus, der in seiner formalen Ausbildung seltsam an mittelalterliche Erscheinungen erinnert und übrigens ganz bei keinem Orden fehlt. Die unmittelbare Vereinigung mit Gott ist ja auch der Zweck der

Ekstase. Sie ist ebenso zu erreichen im Gebet, worunter der Marokkaner hundert- und tausendfaches Wiederholen einer Gruppe von innerlich gesteigerten Anrufungen von zunehmendem Umfange, das dhikr, versteht. Es führt in gleicher Weise zur Besinnungslosigkeit und ist ein System zu geistiger Stumpfheit. Es erschöpft jede höhere Regsamkeit, wofür Keime genug vorhanden wären.

Eine andere Form mystischer Lehre sind die selsela, die Heiligenketten, die von den Stiftern in ebenso geheimnißvollen wie erfundenen Generationen hinauf zu Mohammed und Allah gehen, die Theorie der mystischen Stufen und Seelenzustände, die schließlich zum Aufgehen im unfarbigen Licht führen, und ähnlicher Spekulationen mehr. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß vom höheren Leben, dem der Mystizismus entspringt, nicht viel vorhanden ist, daß auch hier starrer Formalismus eingetreten ist. Wie wäre sonst auch der Skeptizismus zu erklären, der unbeschadet der Praxis die Geister beherrscht, aber freilich sich im Aberglauben genugsam entschädigt!

Leicht mit den Orden zu verwechseln sind die Bruderschaften, die im Grunde nur gewerbliche Organisationen sind, aber den landesüblichen religiösen Einschlag selbst in der mystischen Form aufweisen. Die Schlöh neigen besonders stark zu solchen Organisationen, und viele ihrer Gaukler- und Akrobatentruppen beginnen ihre Schaustellungen als Schlangenmenschen und Feuerfresser ꝛc. mit religiösen Formen, mit Gebet, nennen ihren Führer Scheikh und sich untereinander Brüder. Und so gibt es unzählige halbreligiöse Bruderschaften von politischen Gesellschaften bis zur Eilbotengilde, die an unglaublicher Schnelligkeit ihrem selbstverständlich wunderschnellen postalischen Patron alle Ehre macht.

Zur Religion gehört auch das ganze marokkanische Geistesleben. In den Dorfschulen lehrt der Taleb das junge Volk die Koransprüche; an den großen Moscheen in Fes, Rabat und Tetuan nimmt das Koranstudium desgleichen die erste Stelle ein. Fes gilt als Universität; Recht, Geschichte, Grammatik, Logik ꝛc. wird zugleich gelehrt. Aber von Wert ist diese Wissenschaft nicht; sie ist konservativ, und einzig noch historische und rechtskasuistische Werke bilden eine gewisse Literatur. Wirkliche Bildung trifft man überhaupt nur bei den Hadschs, den Mekkapilgern, die fast alle ihren Horizont erweitert und von dem voreingenommenen Fanatismus befreit haben; und insofern hat jener Orden das größte Verdienst, dessen Mitglieder die große Wallfahrt zu oberst in ihrem Programm stehen haben.

Da der Koran das einzige Gesetzbuch ist, fällt auch die Justiz in das Bereich des Religiösen; außerdem liegt sie ganz besonders im Bereich des spezifisch Marokkanischen. Das Recht, die von Gott gewollte Ordnung, das Schra, ist im Koran formuliert; der Gouverneur (Kaid) und der Marktvogt so gut wie der eigentliche Richter, der Kadi, sind hieran gebunden. Die Entwicklung hat aber dennoch scharfe Trennung zustande gebracht. Es ist dahin gekommen, daß nur das Schra des Kadi in prozessualen Formen einhergeht, daß aber wirkliche Rechtsprechung in unserem Sinn nur dem Kaid

und Mohtab möglich ist. Diese beiden, der Gouverneur vor allem, haben vollziehende Gewalt; und da sie in völlig unbehinderter Weise Tatbestände untersuchen dürfen, so fehlt ihnen nichts, auch ohne alle Formen zu Recht oder öfter zu Unrecht zu erkennen; sie fühlen sich recht wohl bei dieser Macht. Der Kadi, ein religiöser Beamter, hat keine größere vollstreckende Gewalt; dazu hat er nicht das Recht, Untersuchung zu führen; sein Urteilspruch ist kein sachlicher Streitentscheid; seine Verantwortung kommt kaum in Betracht, und auch er fühlt sich in dieser sicheren Verschanzung recht wohl. Der Prozeß geht von selber; er hat lediglich den ordnungsgemäßen Gang zu überwachen. Denn der Prozeß ist fast rein bureaukratisch durch ein ausgedehntes Urkundenwesen. Wer gegen einen andern einen Prozeß hat, und dazu gehören auch Körperverletzungssachen und ähnliches, wendet sich zunächst an zwei marokkanische Notare, (Adul), staatlich patentierte, der Kontrolle des Kadi unterstellte Beamte. Diese nehmen den Tatbestand auf und beurkunden ihn; da sie dazu der Erlaubnis des Kadi bedürfen, so hat dieser die Möglichkeit, durch solche Hintertüre auch sachlich auf den Prozeß einzuwirken. Denn was einmal zwei Notare beurkundet haben, ist sachlich für den Kadi verbindlich. In der Gerichtsverhandlung wird nur die rechtsgültige Form der Urkunden geprüft; wer mit seiner Urkunde abgewiesen ist, sucht neue beizubringen; ist diese Möglichkeit erschöpft, so werden verpflichtete Sachverständige gegenübergestellt; erst ganz zuletzt, mit Unbehagen und einer gewissen Verletzung der guten Formen, wird der Eid zugeschoben. Den Rechtsieg zu verkünden wäre alsdann des Kadis ganz formales Urteil. Indes selten kommt es dazu; die lange Dauer des Prozesses wie die Scheu des Kadis vor festen Entscheidungen drängen zum Vergleich.

Die Amtsbezirke der Kadis sind meist sehr groß; der Kadi kann darum einen Vertreter für jede Provinz ernennen. Ihre Akte sind überall gültig, wenn sie den richtigen Amtsschnörkel neben der Unterschrift tragen; ebenso haben die Notare eigene Amtsschnörkel; ihre Gültigkeit in fremden Gerichtsbezirken ist dagegen von der Bestätigung durch ihren Kadi abhängig.

Bei Streitigkeiten zwischen Angehörigen des blad el machsen und des blad es siba fehlt natürlich eine gerichtliche Instanz; man wählt dann das Gewaltmittel der Pfandnahme, der Eigentumsverletzung eines gegnerischen Stammesmitgliedes, um irgend eine Art der Auseinandersetzung zu provozieren.

Nichts fast kennzeichnet Marokko besser als solche Vereinigung von Willkür und Formalismus, von Ungebundenheit und Bureaukratismus. Überall unausgeglichene, aber sich hart berührende Gegensätze im politischen wie sozialen Leben, ganz wie in der Landschaft, die hier südlich unter Palmen trunken träumt, dort in Eis und schneeverwehten Pässen eine rauhe Mauer auferbaut, da in einem korndurchströmten Tale rote deutsche Ziegeldächer traulich zeigt, und was der unerschöpflichen Fülle mehr ist.

Fritz Reuter.

Von

Timm Kröger.

Der dem literarischen Urheberrecht von dem Gesetz gewährte Schutz gibt dem Verfasser einer Schrift zwar die Gewähr, daß er die materiellen Früchte seines Schaffens selbst genieße, kann ihn aber ideell durch die seinem Ruhme, seiner Anerkennung in den Weg gewälzten Hemnisse schädigen.

Wie viele Kreise gibt es nicht, die ein lebhaftes Verlangen nach gutem Lesestoff haben und ästhetisch zu genießen imstande sind, teure Bücher aber nicht kaufen können! — Leihbibliotheken sind ihnen ein kümmerlicher Notbehelf; die gelesensten Bücher bekommt man nicht selten in einem Zustande, vor dem uns schaudert. Und ein gewisses Maß von Reinlichkeit gehört auch zu dem künstlerisch reinen Empfangen. Volksbibliotheken? — Ja — vor der Hand werden sie der Natur der Sache nach das Allerbeste nicht bringen können und die Reinlichkeitsfrage anlangend sind sie vielleicht noch fragwürdiger als die privaten Leihbibliotheken. Und das zum guten Empfangen eines Buches gehörende, von keiner fremden Bibliothek gewährte tiefinnere Behagen, im eigenen Buch zu lesen, — das Bewußtsein, uneingeschränkt über die Blätter verfügen zu können, weder innerlich noch äußerlich gedrängt zu werden, das Buch so oft auf das Bücherbrett zurückstellen zu können, wie man will — das alles gibt nur das zueigen gehörende Buch.

Das Verdienst der Reclam'schen Universalbibliothek ist für das deutsche Volk nicht hoch genug anzuschlagen; sie und ihre Schwester-Unternehmungen haben manchem Unbemittelten die Illusion gegeben, eine reiche Bibliothek zu besitzen; freilich mußte dies Gefühl auf die Bücher der Autoren eingeschränkt werden, die so freundlich gewesen waren, vor mehr als dreißig Jahren zu sterben. Für die Literatur der Gegenwart geben jene Büchereien nicht viel her, denn die ist teurer; die kann Reclam, wenn es nicht Ausländer sind, nicht bringen. Den Ausländern gegenüber kam die deutsche Literatur freilich, wie auch sonst, in Nachteil; denn die Erlaubnis zur Übersetzung wird von Autoren billig gegeben, und Übersetzer sind in Deutschland auch billig zu haben.

Im Begriff, einiges über Fritz Reuter zu sagen, erlaube ich mir das zu berühren; denn es ist hervorzuheben, in welchen Vorteil Reuters Ruhm gegenüber dem andern großen plattdeutschen Dichter Klaus Groth dadurch gekommen ist, daß er im Jahre 1874 anstatt wie Groth im Jahre 1899 gestorben ist. Die Schaffensperiode endete bei Groth nicht später als bei Reuter, er selbst überlebte sie aber um ein Vierteljahrhundert länger als

jener. Was die Grothsche Poesie dem deutschen Volk zu geben hat, wird erst im Jahre 1929 offenbar werden.

Reuter hatte als Epiker ja ohnehin vor dem Lyriker Groth den Vorsprung. Jetzt, da die billigen Ausgaben ins Volk geworfen werden, wird er noch größer werden.

Verdiente er, daß das deutsche Volk ihn bevorzugte? Man schweige mit solchen Fragen fein still! Die beiden großen plattdeutschen Dichter sind ihrem innersten Wesen nach gar nicht miteinander zu vergleichen. Hätten sie nicht, was doch Zufälligkeit ist, hätten sie nicht gerade beide dasselbe Sprachgewand gewählt, es würde wohl niemand eingefallen sein, eine solche Frage aufzuwerfen. Wie sagte doch Goethe mit Bezug auf die schon bei seinen Lebzeiten umgehende Salonfrage: Wer ist größer, Schiller oder Goethe? Die Welt solle sich freuen, sagte er, daß zwei solcher Kerle da seien. — Und das sagen wir auch, — Groth und Reuter: sie sind beide groß. —

Klaus Groth trat 1852 auf, Fritz Reuter 1860; in den fünfziger Jahren war Groth die literarisch interessanteste Persönlichkeit Deutschlands. Reuter brachte als Erstlingswerk die ‚Läuschen un Riemels'. Es sind hübsch in Verse gebrachte, einige Male an Längen leidende, im Lande und im Volk umlaufende Anekdoten und Witze mit fein herausgeschliffenen Pointen — alles in allem aufgeworfene, schillernde Bläschen köstlichen Humors.

Daß in dem Werkchen gerade viel tiefe Poesie offenbart worden sei, was man im eigentlichen Sinn ‚Poesie' nennt, will ich nicht sagen; es ist auch zugegeben, daß in keinem Stück nach neuen Gedanken, nach neuen Leuchten und Lichtern gehascht wird. Aber zum Lachen sind sie allesammt. Es werden bei Reuterabenden Stücke daraus vorgelesen, die für die besten gehalten werden. Ich weiche darin etwas von der allgemeinen Ansicht ab, ich denke an Sachen wie ‚En Prozeß will he ni hewwen' und die ‚drei Jagdgeschichten', wenn ich von Läuschen un Riemels höre.

Klaus Groth hatte damals die plattdeutsche Sprache erst aus den Possenreißereien errettet und zur höheren Poesie erhoben; es ist begreiflich, daß er über den Ton Reuters enttäuscht war und einen Rückfall in die alten Deklamations- und Possenderbheiten befürchtete. Reuter hat in seinen späteren Büchern (die Erzählungen wurden von Klaus Groth freudig begrüßt) bewiesen, daß jene Sorge unbegründet war.

Ja! seine Prosaerzählungen! Die Versepen ‚Hanne Nüte' und ‚Kein Hüfung' (‚de Reis na Bellwen' setze ich hinzu) will ich nicht herabsetzen, aber für mich sind sie nicht Höhepunkte der Reuterschen Muse; ich finde mich überhaupt schwer mit Erzählungen in gebundener Rede ab. Ein Erzähler in der Versschlinge ist für mich ein in der ‚Spannrieme' gefesselter Renner. ‚Kein Hüfung' ist außerdem von einer düsteren Färbung und Stimmung, die ich nicht will, jedenfalls dann nicht liebe, wenn ich den Namen Reuter höre.

Aber seine Prosaerzählungen! wiederhole ich. Welch ein Schatz von Humor und Gemüt!

A. Burger pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Judengasse zu Frankfurt im Winter.

Hoch Land

Das Schickſal — wollen wir milde ſagen — hatte ihm bitter mitgeſpielt: zum Tode verurteilt, weil er als Student in den deutſchen Farben gegangen war, zu lebenslänglicher Feſtungsſtrafe begnadigt, ſieben Jahre in Haft, — dann endlich frei. Dabei nicht bitter werden, dabei nicht zu der Weltanſchauung kommen: alles, was entſtanden iſt, iſt wert, daß es zu Grunde geht; — nicht Anarchiſt werden, nicht einmal Melancholiker, — ja, das alles nicht werden, — aber dafür ganze Menſchengeſchlechter fröhlich machen, zum Lachen zwingen, — das beweiſt, wie reich der Mann begnadet war, der dieſe Bücher ſchrieb, wie alles Schwere, Widrige, Herbe, das ihm begegnet war, ihn nach oben führte, in ihm einen über alles Elend hinwegſtapfenden Humor weckte, den er vielleicht ohne dieſe Prüfungen nicht errungen hätte. — Es gehört ein großes Herz und ein reiches Gemüt dazu, wenn Schickſalsſchläge ſo wirken.

Man ſollte denken, die Denkwürdigkeiten ‚Ut mine Feſtungstied‘ müßten über die inneren Vorgänge den beſten Bericht geben. Das iſt auch die Meinung vieler. — Ich bin dieſer Anſicht nicht. Ich halte ſie nicht für ein Kunſtwerk, ſie ſollen es auch wohl nach des Verfaſſers Abſicht nicht ſein. Es will aber was bedeuten, daß einer in dieſem Tone, der bei gelegentlichen Bitterkeiten im weſentlichen von Humor getragen wird, über ein Verhängnis berichten kann, das ſieben Jahre, die ſieben ſchönſten Jahre, die Jahre der Entwicklung aus ſeinem Leben ſtrich.

Die beſte Auskunft über Reuters Gemüt wird man aus den Erzählungen entnehmen, worin kaum von ihm ſelbſt die Rede iſt; wir werden noch Gelegenheit haben, ſie zu nennen.

Ein Genie war Fritz Reuter wohl nicht, — ich meine eines, dem unerhörte, auf dem Wege der Offenbarung aufgegangene neue Wahrheiten und Formen gegeben waren. Bewußt, glaube ich, arbeitete er nicht einmal auf tranſzendentale, außer der Erfahrung liegende Ziele los. Er ſchrieb die Freuden und Sorgen ſeines Volks, weil es ihm ſelbſt Freude machte, ſie zu ſchreiben, und weil die Typen und Geſtalten je länger, je mehr immer lebendiger vor ihn hintraten und von ihm Geſtaltung heiſchten. Seine Weltanſchauung drängte er dabei nicht in den Vordergrund; wir haben durchaus keinen Grund zu bezweifeln, daß er ſeine Leiden und ſeine Freuden im weſentlichen im Diesſeits beſchloſſen ſah, und daß er dieſe Welt trotz gelegentlicher Feſtungshaft und Krieg und Kriegsgefahren zum Trotz nicht für eine einigermaßen erträgliche hielt. Die im Leben liegenden Widerſprüche läßt er aufeinander rennen und die Typen ſeines Volks dazu, — da gibt es viel Komiſches, — und Reuter ſteht dabei und lacht, und alle, die vorüberkommen, lachen auch, — und wir ſchütten uns alle zuſammen in erlöſendem Lachen aus.

Man hat Reuter den deutſchen Dickens genannt. — Man ſollte unſere Dichter doch endlich mit ſolchen Schmeichelnamen verſchonen, die im Grunde eine Herabſetzung ſind, da der Ausländer dabei die Rolle des Muſters übernimmt.

Bei Reuter und Dickens ist es auch ein Unrecht gegen beide. Dickens ist der heitere Pessimist, der im Grunde alles in unserer Welt schlecht findet und sich gerade deshalb über sie in seiner Weise lustig macht. Reuter — nun, wir hatten bereits Gelegenheit, anzudeuten, was wir von Reuters Weltanschauung zu denken haben.

Man hat gesagt: Allerdings — Reuter ist ein großer Humorist. Aber die Hälfte des Verdienstes gebührt der plattdeutschen Sprache. Die plattdeutsche Sprache (sie, das charakteristischste Erzeugnis des niederdeutschen Volkscharakters) sei für den Reuterstiel so ganz besonders geeignet; sie fliege nicht hoch, fliege aber tüchtig; von ihren Fittichen sei Reuter getragen worden.

Es ist etwas Wahres daran. Unser Platt ist stark in werktäglichen Bildern. Es wäre Sünde, wollte ein Reuterübersetzer auch nur eine Zeile von dem Dialog und von dem Bräsigschen Messing übersetzen. Aber die Umrahmung, die schlichte, einfache, ehrliche Erzählung hat meines Erachtens mit dem Sprachgewand nichts zu tun. Die könnte auch übersetzt werden (man bringt ja jetzt eine, ich habe sie noch nicht lesen können, ich ziele auf sie also gar nicht hin); es müßte sich aber ein Dichter und ein Sprachkünstler dazu hergeben, der unserm Hochdeutsch all die Schlichtheit und Einfachheit abzulocken verstünde, die doch auch in ihr beschlossen liegt, all' die Kraft und Gewalt, zu der sie wie vielleicht keine andere Sprache die Mittel birgt.

Fritz Reuter erzählt einfach und schlicht und groß. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß er sich nicht immer treu bleibt. Wo er sich in allgemeinen Betrachtungen ergehen will, da bezwingt er seine eigene Bewegung nicht, da wird er sentimental. Es gibt Stellen, wo er selbst gerührt wird, was doch ein Dichter, der, selbst ungerührt und unerschüttert, andere rühren und erschüttern soll, nicht sein darf.

Es gibt wohl kaum einen modernen deutschen Schriftsteller, der so populär geworden ist wie Reuter. Man hätte annehmen sollen, daß der Dialekt, in dem er geschrieben, der Volkstümlichkeit seiner Schriften in nicht plattdeutschen Landen hinderlich gewesen wäre. Aber es scheint das eher ein Umstand gewesen zu sein, der das Interesse erhöhte. Für die Oberdeutschen erhielt er dadurch etwas Exotisches, und was ist wohl förderlicher für eine Popularität in deutschen Landen als das Exotische? Nun lernte man gar, Reuter zuliebe, plattdeutsch in süddeutschen Landen.

Die Deklamatoren und Vorleser bemächtigten sich seiner Schriften. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Vorleser, die nur eine oder zwei Stunden zur Verfügung haben, einzelne durch ihren Humor oder durch ihre Situationskomik ausgezeichnete Szenen aus dem Zusammenhang des Romans losgelöst vortragen. Namentlich die größere Erzählung ‚Ut mine Stromtied' hat dabei viele — (um mich platt populär auszudrücken) — Haare lassen müssen. Leider ist dann dies Beispiel in Privatzirkeln und in der Lektüre nachgeahmt worden, so daß die Reuterverehrung und Reuterlektüre etwas Zerhacktes erhalten hat. Man kann begeisterte Reuterfreunde dreist fragen, ob sie den

am meisten bekannten Roman ‚Ut mine Stromtied‘ auch mal im Zusammenhang ganz durchgelesen haben, ob sie über den Aufbau des Stücks unterrichtet sind: man kann Antworten erhalten, die stutzig machen.

‚Ut mine Stromtied‘ wird für das höchste der Reutermuse gehalten.

Der Roman steht wirklich auf der Höhe; ich will damit nicht zugegeben haben, daß er das höchste ist. ‚Ut de Franzosentied‘ ist jedenfalls ebenso hoch. Aber in dem später Erschienenen hat Reuter jenen Roman jedenfalls nicht übertroffen. Nach ihm ist ‚Dörchlächting‘ erschienen, er ist noch frisch und hat gute Kapitel, aber — darüber darf man sich nicht täuschen: es ging bergab. Die letzten Schriften, — noch immer Werke eines großen Humoristen, waren Altersware, Zeugen sinkender Kraft.

Aber lassen wir sie, halten wir uns an die Schöpfung: ‚Ut mine Stromtied‘! Der Aufbau des Romans hat einen Bruch, der Zusammenhang des letzten Drittels mit den zwei ersten ist mühsam. Dieser Fehler kommt auch in andern Reuterwerken vor. So in ‚Ut de Franzosentied‘. Die Gefangenen kommen aus dem Kriegslager zurück, es ist alles zu Ende, kann wenigstens mit ein paar Strichen zu Ende gebracht werden; da beginnt eine neue Geschichte von dem Müller Voß, der alles ihm zur Mühle gebrachte Korn als Mahllohn zurückhält, gestützt auf den Rechtsrat von Notarius Herse und auf einen von Fritz Sahlmann verbrochenen Schreibfehler im Mühlenkontrakt. Ebenso ist es in ‚Woans ik tau ’ne Fru kem‘. Die Verlobung ist zustande gekommen; da wird als ‚Beiwacht‘ eine zweite längere Geschichte gegeben, die Onkel Matthias erzählt nach dem Motto: Vör de Hochtied moß du’s wenn, na de Hochtied hett en Enn!

Aber was sagen die kleinen Fehler bei Meisterwerken der Art, wie es die genannten sind?

‚Ut mine Stromtied‘ ist ein Roman, woran sich noch viele Geschlechter erfreuen werden. Zu rügen wäre noch, daß Reuter einige Male, wie bereits erwähnt, sentimental wird und ein paar Mal Bilder zu Tode hetzt. Sonst ist alles von Anfang bis zu Ende echt — goldecht. — Am wenigsten ausgeprägt ist noch Hawermann und seine Familie, aber die andern Nebenfiguren von Fritz Triddelfitz und den Rambows, Jochen Nüßler und Familie an bis zu Notarius Slusohr, Pomuchelskopp und Häuning, wie wirklichkeitstreu, wie lebenswahr! Die Haupt- und Prachtfigur ‚Entspektor Bräsig‘ (die Figur war bereits vorbereitet in der prachtvollen Humoreske ‚Abenteuer des Entspekters Bräsig‘), also Entspekter Bräsig — diese Figur gehört zu den Gestalten, die in der Weltliteratur eine typische Bedeutung gewonnen haben oder noch gewinnen werden. Was der ‚emeritirte Entspektor Bräsig‘ von Haunerwiem sagt und tut, — es ist alles ohne irgend welche Ausnahme so wirklich, so echt, so wahr, so treu dem Niederdeutschen in seinem Gehaben und Gebaren abgesehen; in ihm hat sich aller Witz, alle Treue, aller Humor, alle Einfachheit und Naivetät und alle Schelmerei der niederdeutschen Bevölkerung niedergeschlagen. Wenn

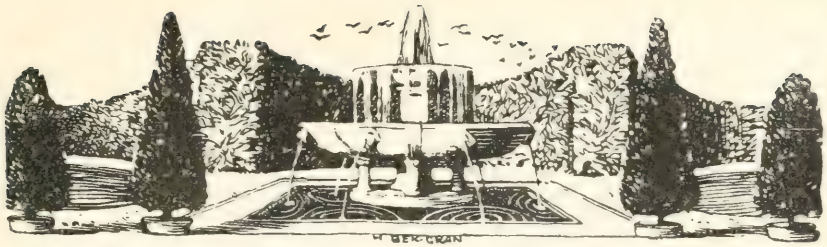
Onkel Bräsig auftritt, — und er ist ja überall dabei, — wenn etwas im Buch passiert, wobei Bräsig beteiligt ist, dann wissen wir, daß es etwas zu lachen gibt, und wäre die Sache auch sonst noch so bitter ernst. Wir lachen über Bräsig und über die Leute seiner Art, ohne uns über sie lustig zu machen; wir lachen mit, glücklich in unserm Schmerz und glücklich in unserer Sehnsucht nach gleichem Glück, nach solchem Sinn und nach solchem Gemüt, wie die einfachen, unwissenden Leute es haben. — Wir möchten auch wieder wie die Kinder werden; wir wissen, wir können es nicht, aber lachen tun wir doch.

Eine Bräsigfigur hat die Erzählung ‚Ut de Franzosentied' gerade nicht, aber, wie der andere Roman, eine ganze Fülle von Figuren und alle vom Scheitel bis zur Sohle echt. Der alte Amtshauptmann Wewer, Mamsell Westfalen, Fritz Sahlmann, Onkel Herse, die Fiken und wie die Mädchen sonst heißen, Bäcker Schult und Uhrmacher Droi (Droy) und so weiter und vor allen Dingen der Knecht Friedrich und Müller Voß von Giehlow, des Müllers Frau und Tochter, und dann das fremde — leider zum Teil aus deutschen Volksgenossen bestehende fremde Kriegsvolk, vom Marodeur bis zum Obersten. Künstlerisch stelle ich dies Kabinetstück einer Erzählung am höchsten von allen Werken, die Fritz Reuter geschrieben hat. Knapp, wirkungsvoll, mit feinen Strichen, wo es nötig war, al fresco, wo es am Platze war, und selten sentimental. Dieser Roman ist das vornehmste Zeugnis darüber, wie dem Volk zu Mute war, als Deutschland, von der korsischen Eroberhand darniedergehalten, sich wieder zu finden begann. Was Menzel malerisch für die Zeit des alten Fritzen und dessen Hof vielleicht geleistet hat, das und wohl noch mehr hat Reuter hier für diese Zeit geleistet, indem er diesen prächtig abgetönten Ausschnitt aus dem Volksleben bot, auf großem Hintergrund zeichnend und doch in der bürgerlichen Sorge aufgehend, ohne Hinschielen auf die Gegenwart, ohne die tendenziöse Färbung, vor der die echte Kunst flieht, nie auf den Willen wirkend und wirken wollend, immer Anschauung und nur Anschauung gebend, wie es bei einem echten Kunstwerk sein muß.

Ich müßte meine dem ‚Ut de Franzosentied' gewidmeten Lobsprüche wiederholen, wollte ich noch näher auf die kleine, ganz im Kleinleben wurzelnde Novelle „Woans ik tau 'ne Fru kem' eingehen. Es ist ein Juwel unter allen Novellen, und ich glaube dies Urteil nicht auf die Novellen unsrer Volksgenossen beschränken zu müssen.

Wenn diese Zeilen ein Körnchen dazu beitrügen, die deutschen Volksgenossen, die Reuter bisher noch nicht gekannt oder nicht genügend gekannt haben, auf unsern Dichter ‚Fritz Reuter' hinzulenken, so wäre ihr Zweck erreicht.

Jetzt staut keine Schutzfrist mehr die Lebenswasser zurück, die aus dem Gemüt des großen Humoristen fließen. Fließet hin, fließt hinein ins weite deutsche Land! — Und du, mein Volk, schöpfe und trinke! Es wird dich froh machen, — und das hast du nötig!



Leo XIII. im Licht der neueſten Forſchung.

Von

J. Sauer.

Als am Abend des 20. Juli 1903 und am folgenden Morgen die Glocken über den Erdkreis ihre Totenklänge trugen, da wußte die Welt, daß eine große hiſtoriſche Charakterfigur zuſammengebrochen war, und daß die Kirche einen ihrer größten Führer verloren hatte, den Führer einer Übergangszeit, der mit ſchärfſtem Weitblick und umſichtigſter Tatkraft ſie über klippenreiche Zeiten hinübergeleitet hatte. In der Tat wird es Leos unvergängliches Verdienſt bleiben, das die Geſchichte ihm aufzuzeichnen hat, daß er das Kirchenregiment nach dem Verluſt der weltlichen Herrſchaft auf ganz anderm Boden und in viel unbeſtrittenerem Maße zu imponierendem Anſehen brachte, und daß er die Kirche ſelbſt bei aller Wahrung ſeiner romaniſchen Eigenart ſoweit als möglich der modernen Kultur entgegenführte, wenigſtens prinzipiell die Wege dafür ebnete. Daß ein ſolch führender Geiſt der Zeitgeſchichte ein lockendes Problem für den Hiſtoriker bildet, iſt begreiflich; die Leobibliographie hat denn auch ſchon eine ſtattliche Ausdehnung erfahren. Freilich dürfte ihre lange Liſte wenig Nummern aufzuweiſen haben, die über das gewöhnliche Niveau verſtändnisloſer Panegyriken oder auch ebenſo verſtändnisloſer Pamphleten hinausreichten und wahrhaft geſchichtliche Betrachtungsweiſe mit geſunder Kritik vereinigten. Und doch enthält jene Liſte Namen von gutem Klang wie Goyau, Boyer d'Agen, de T'Serclaes, Benoiſt, Leroy-Beaulieu u. a. Die deutſche Literatur hat vollends nur populäre Erbauungsbücher über den großen Papſt des 19. Jahrhunderts aufzuweiſen bis auf L. K. Goetz' mit der galligen Tinte eines prinzipiellen Gegners geſchriebenes Buch.

Allerdings ſind die pſychologiſchen Schwierigkeiten und ſogar Gefahren, die der hiſtoriſchen Betrachtung und Darſtellung einer ſolchen Perſönlichkeit hindernd im Wege ſtehen, nicht zu überſehen. Man hat in moderner Zeit ſo viel von Vorausſetzungsloſigkeit in der Wiſſenſchaft geſchrieben, und doch hätten die, die jenes Schlagwort unter die Menge geworfen, vielleicht am meiſten Anlaß zu einer Gewiſſenserforſchung über dieſes Thema gehabt. Geiſteskämpfe und Ideen, die ein Volk oder die ganze Menſchheit in getrennte Heerlager ſpalten, hinterlaſſen auch beim Kühlſten und Indifferenteſten tiefe

Spuren, die bewußt oder unbewußt die Betrachtung und das ganze Werturteil trüben, und je tiefer jene Ideen am Grunde der menschlichen Seele haften, desto energischer wird sich diese vielfach ganz instinktive Reaktion geltend machen. Historische Persönlichkeiten, die eine führende oder ausschlaggebende Rolle in jenen Geisteskämpfen spielten oder Repräsentanten kontroverser Ideen waren, werden nahezu immer das Schicksal teilen müssen, daß sie Parteinamen in der Geschichte bleiben, und daß ihr Charakterbild unter der Parteien Gunst und Haß keine feste Fixierung erfahren kann, solange wenigstens, als die von ihnen vertretenen Ideen noch ein lebendiges Interesse haben. Den einen sind solche Gestalten Heroen und gottbegnadete Geister, den andern die Inkarnation des Bösen selbst; der eine wie der andere Fall läßt eine brauchbare historische und kritische Würdigung nicht zu. Die protestantische Geschichtsauffassung sieht in Gustav Adolf so etwas wie einen Judas Makkabäus und übersieht bei ihm die ganze unselige antideutsche Wirksamkeit, und auch die perfide französische Kirchenpolitik des 16. und 17. Jahrhunderts hat bezüglich ihrer Beurteilung sehr viel profitiert aus dem Umstand, daß sie unter der Decke den deutschen Protestanten die Hand reichte. Die Kluft zwischen rein objektiver und subjektiver Geschichte weitet sich aber nicht bloß in dem Grade, als man der Gegenwart näher kommt, sondern auch in dem Maße, als das Fundament sicheren und reichhaltigen Aktenmaterials seltener und mangelhafter wird und die Phantasie, dem Zuge der Vorurteile folgend, die Lücken ausfüllen kann. Diese Erwägungen dürfen naturgemäß nie außer Betracht gelassen werden, soll ein Werturteil abgegeben werden über Darstellungen eines Mannes wie Leo XIII., der dem Katholizismus im neuesten Geistesringen scharf und bestimmt die Wege gewiesen.

Verworrener und schwieriger wird die Aufgabe des Historikers aber noch, wenn nach mehrfach jüngst erhobenen Forderungen auch das übernatürliche Moment, also ein gänzlich unkontrollierbarer Faktor noch in die Rechnung eingestellt werden soll. Damit würde das ganze geschichtliche Werden hinter den undurchdringlichen Vorhang der Metaphysik gerückt und jede geschichtliche Darstellung zu einer mittelalterlichen Legende werden, aus der nur die natürlichsten Daten noch als feste und greifbare Punkte herausragen. Gewiß wird jede ernste Geschichtsauffassung sich bewußt bleiben, daß über den wechselnden Vorgängen auf der Weltenbühne und im Handeln des Einzelmenschen eine höhere Macht waltet, in deren Hand die letzten Fäden zusammenlaufen, der auch zu allerletzt das Endurteil zusteht, und daß es bestimmt unverrückbare Normen auf sittlichem wie geistigem Boden gibt, nach denen alles Denken und Handeln des Menschen in letzter Hinsicht sich richten muß. Aber sie wird doch die Zumutung von der Hand weisen, auf Schritt und Tritt ohne Not den Deus ex machina als bequemen Erklärungsfaktor annehmen zu müssen und damit weite Gebiete des natürlichen Geschehens der kritischen Untersuchung zu entziehen.*

* Man lese hierüber die lichtvollen Ausführungen in Schrörs Rektoratsrede ‚Kirchengeschichte und nicht Religionsgeschichte' (Freiburg 1905) S. 29 ff.,

Mit diesen allgemeinen Bemerkungen soll der Boden abgesteckt werden, von dem aus wir die neueste Monographie über Leo XIII. betrachten.* Sie unterscheidet sich rein äußerlich schon in vielfacher Hinsicht von ihren Vorgängerinnen. Trotz einer diskret vornehmen Ausstattung verzichtet sie, sieht man von der gut gelungenen Wiedergabe des Lenbachschen Porträts ab, auf jeglichen Bildschmuck; sie ist sodann nicht bloß von einem warmherzigen und begeisterungsfähigen Katholiken verfaßt, der mit tiefer Verehrung zu der imposanten Greisengestalt emporsieht, sondern vor allem von einem Historiker von Fach, der seinen Helden in die richtige zeitgeschichtliche Umgebung zu stellen, jedes Ereignis in seiner relativen Bedeutung zu erfassen und mit kritischem Blick abzuwägen weiß. Dabei besitzt Martin Spahn zwei nicht zu unterschätzende Gaben, die seinen Arbeiten immer einen dankbaren Leserkreis sichern werden: er versteht meisterhaft seine historischen Charakterfiguren psychologisch zu vertiefen, plastisch herauszuheben, sie und ihr Wirken aus ihrer geistig-seelischen Verfassung heraus sich entwickeln zu lassen und weiterhin seine Darstellung rein formell zu einem Kunstwerk umzugestalten. Sein Leo ist eine glänzende Leistung nach diesen beiden Seiten; nach unserm Dafürhalten die beste, die Spahn bislang auf dem Gebiet essayistischer Behandlung erzielt hat. In keiner seiner früheren Schriften ist die Einheitlichkeit und geschlossene Konsequenz des Aufbaues derart gewahrt wie hier, in keiner die schwungvoll getragene Diktion derart fest aufgelagert auf einem reichen, knapp und doch überall klar gefaßten Inhalt.

Man sollte meinen, ein solches Buch hätte sich ohne weiteres regster und allgemeinster Sympathien zu erfreuen gehabt, wenigstens unter den Katholiken, denen damit erstmals ein auf ein höheres Niveau gerücktes Charakterbild des großen Papstes geboten werden sollte. Statt dessen begegnete es von Anfang an einer zwiespältigen Aufnahme. Leider hielten sich die katholischen Gegner in den seltensten Fällen an das rein Sachliche; wiederholt erfolgten Generalverdikte, denen nur zu deutlich der Stempel leidenschaftlichster Voreingenommenheit aufgedrückt war, und die nur zu sehr zeigten, wie weit eine gewisse Verhetzung auch in die niederen Schichten hinabgedrungen ist. Mit dem Schlagwort ‚Reformkatholizismus' tut man Werke, die man offensichtlich nicht gelesen hat, keineswegs ab. Nicht weniger seltsam waren aber auch die Mißverständnisse, die sich dem Buche Spahns gegenüber offenbarten, und die ungefähr einen Gradmesser abgeben für das geistige Niveau, dem die meist anonymen Kritiker angehören.

besonders den Satz: ‚Man mag es als das letzte und höchste Ziel aller historischen Wissenschaft hinstellen, die Gedanken- und Empfindungswelt, von der die Geschichte beherrscht wird, aufzufinden und darzustellen. Indes ist das Ziel etwas anderes als das Objekt. Nur das letztere unterliegt zunächst und formell der wissenschaftlichen Behandlungsweise, die eben aus dem Objekte ihre Eigentümlichkeit erhält.'

* Leo XIII. Dargestellt von Martin Spahn. München, Kirchheim 1905. 8°. 248 S.

Es iſt noch der geringſte und begreiflichſte Vorwurf, der ſich gegen die Ungleichmäßigkeit der einzelnen Teile in Spahns Charakterſtudie richtet, weil das der Betrachtung der praktiſchen Wirkſamkeit Leos eingeräumte Kapitel kaum den fünften Teil des Buches ausmacht. Konzentriert ſich doch gerade auf dieſe Lebensphaſe und Lebensart des Papſtes das Hauptintereſſe weitaus der meiſten Leſer, die weniger über Pecci denn über Leo etwas zu hören wünſchen. Das Intereſſe für die materiellen Tatſachen iſt im Publikum immer noch ſtärker als für fein durchgeführte Analyſen des Werdeganges, an deſſen Endpunkt jene Tatſachen ſtehen; das Bedürfnis nach dogmatiſch fixierten Reſultaten offenbar viel tiefer als nach genetiſchen Entwicklungen. Dieſe Veräußerlichung der Geſchichtswiſſenſchaft iſt leider bei uns Katholiken unter dem mächtigen Einfluß gewiſſer Richtungen derart weit gediehen, daß auch bei dieſer Gelegenheit hiegegen ein Wort geſagt werden ſoll. Wenn das letzte Ideal dieſer Disziplin in einer äußerlich mechaniſchen Aneinanderreihung von Tatſachen oder von disiecta membra aus Quellen heterogenſter Art beſtehen ſoll, dann wird ihr nicht bloß die künſtleriſche Geſtaltungskraft geraubt, ſondern auch direkt, ſo paradox das auch klingen mag, die Objektivität und die Möglichkeit einer pädagogiſchen Einflußnahme auf die Gegenwart. In vorliegendem Falle hat zu allem Überfluß Spahn deutlich genug ſich über ſein Vorgehen ausgeſprochen. ‚Das Buch ſoll nur Werden und Wollen begleiten, nicht ſein Wirken begrenzen.‘ (S. 222.) Er wollte vor allem und faſt ausſchließlich der inneren geiſtigen Entwicklung eines großen Mannes nachgehen, dieſe pſychologiſche Entfaltung aus der Zeit heraus verſtändlich machen; von dem Augenblick an, da die Entwicklung an ihrem Kulminationspunkt angelangt iſt und ihre ſämtlichen Kräfte in voller Wirkſamkeit ſind, von dem Moment an betrachtet der Verfaſſer ſeine Aufgabe als erledigt; das weitere kann Sache des Chroniſten und Zeitungsſchreibers ſein. Die tieferen Zuſammenhänge dieſes Wirkens aber werden vorerſt noch meiſt verborgen bleiben; darüber neues Aktenmaterial verlangen heißt die elementarſten Vorausſetzungen jeder halbwegs ordentlichen Geſchäftspraxis verkennen. Der Hiſtoriker hat unſeres Erachtens genug getan, wenn er uns mit den Grundſätzen jener Wirkſamkeit und ihren Zielen näher vertraut gemacht hat. Erſichtlich hat Spahn das ſchon genannte Werk von Goetz zum Vorbild gehabt. Wie ſo viele andere Leſer des Goetzſchen Buches ſcheint auch ihn die Frage beſchäftigt zu haben, ob ſich tatſächlich aus den Jugendbriefen Peccis und aus ſeinen früheren wie ſpäteren Pronunciamenti das Charakterbild gewinnen läßt, das der Altkatholik daraus zurecht konſtruiert hat. Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen macht unſer Buch aus. Wie Goetz hat auch Spahn das Schwergewicht auf die Charakterzeichnung Leos und ſeiner Wirkſamkeit gelegt; mehr aber noch als jener hat er ſeine Aufgabe in der genetiſchen Entwicklung der hiſtoriſchen Perſönlichkeit Peccis erblickt.

Seltſamer noch iſt ein anderer Vorwurf, der gegen Spahn erhoben worden iſt: man vermißt den wiſſenſchaftlich-kritiſchen Apparat. Nur

pedantische Kleinlichkeit kann so etwas zu einem Kapitalfehler stempeln. Nur da, wo die elementarsten Vorstellungen über Wesen und Bedeutung des ‚Essays' fehlen, und wo man zugleich auch nur zwischen den engen, hölzernen Schranken schwerfälliger Zitate zu gehen imstande ist, konnte ein solcher Vorwurf entstehen. Er war bekanntlich auch gegen den ‚Cavour' von Kraus erhoben worden; als ob damit die Tatsachen, für die Beweise verlangt werden, plötzlich andere und erträglichere würden, wenn sie deren Bleigewicht an sich hängen haben. Etwas anderes ist es, wenn ich neue Resultate zu gewinnen und vorzulegen habe; dazu ist der Provenienzschein wesentlich erforderlich. Wo es sich aber um selbständige Durchdringung, Beleuchtung und Verwertung gegebener und bekannter Punkte durch einen kompetenten Kenner der Zeit- und Geistesgeschichte handelt, wo das geschichtliche Rohmaterial nicht mitgeteilt, sondern zu einem kunstvollen Charakterbild zusammengefügt werden soll, da ist das Zitat ebensowenig am Platz wie eine möglichst peinliche Darstellung der Tatsachen mit allen Nebenumständen. ‚Der Essay', äußerte sich zu gleichem Vorwurf ein gewiegter Kritiker, ‚will den schweren Wissensstoff in flüssiges Leben verwandeln; er will nicht sowohl unterrichten als bilden, nicht Ergebnisse überliefern, sondern zum Nachdenken anregen. Seine Methode ist nicht streng, sondern spielend, seine Form nicht lehrhaft, sondern künstlerisch. Zu aller Kunst aber braucht es einen Künstler, eine individuelle Persönlichkeit, jenes unsagbare Etwas, welches in einem einzigen Menschen zur Erscheinung kommt und mit ihm verschwindet, ob man es nun Genius, Originalität, Spontaneität nennt.'

In den meisten Fällen sollten solche mehr sachlich aussehenden Ausstellungen ganz andere Herzenssorgen maskieren oder direkt das Fundament abgeben für prinzipielle Anklagen ganz anderer Art. Zu gleicher Zeit, da unbestrittene Gelehrte und gutgesinnte Katholiken wie Mausbach, Meyenberg, Schanz, Monsignore Schwarz, Kausen u. a. Spahns Leobuch als eine Glanzleistung des wissenschaftlichen Katholizismus priesen, da einige gegnerische Organe es zu katholisch fanden, glaubten ungenannte katholische Zeitungsschreiber, ‚das Buch vom katholischen Standpunkt aus' als eine Äußerung des ‚liberalen Katholizismus' ablehnen zu müssen. Woher diese seltsame Diskrepanz in der Beurteilung kommt, haben wir schon gleich eingangs angedeutet. Jede Kritik von kirchengeschichtlichen Einzelheiten und an Persönlichkeiten wird nach der Ansicht so vieler gutgesinnter und darob skandalisierter Katholiken zur Kritik am Prinzip und am Dogma; der Tadel am Menschlichen wird zu solchem am Göttlichem umgedeutet. In bedenklichstem Supranaturalismus wird das göttliche und menschliche Element in der Kirche verquickt und damit allem die Schutzmarke ‚nicht anrühren' aufgedrückt. Die Geschichte in höherem Sinne, losgelöst von allen andern, vor allem apologetischen Rücksichten, ist darum nie Schoßkind streng kirchlicher Kreise gewesen, und heute ist sie es vielleicht weniger denn je. Denn außerhalb des Kreises der Fachleute wird jenes Maß von Weitherzigkeit doch nur selten angetroffen, das Manning in

einer Audienz bei Leo XIII. an den Tag legte mit ſeiner Frage: Se l'Evangelista non ha celato il peccato e la caduta del Giuda, perchè dobbiamo noi celare il peccato di vescovi ed altri personaggi? Nun ſteht die Geſtalt Leos uns noch viel zu nahe, der ganze Glorienglanz ſeiner erhabenen Stellung und Würde umflutet ſie noch in der Vorſtellung weitaus der meiſten Katholiken, ſo daß ſie noch nicht die nüchterne Behandlung kalter, unintereſſierter Kritik verträgt. Man überträgt auf ſie das Ideal des Pontifikates, in deſſen Lichtglanz für das Auge des Nichtfachmannes überhaupt keine Flecken erkennbar ſind. Spahn hat ſolche Eigenheiten Leos, wie einen auffälligen Familienſtolz und Berufsehrgeiz, eine gewiſſe Herzenskälte im Verkehr mit Studien- und Altersgenoſſen, einen ſehr weitgehenden Sparſamkeitsſinn, den Gegner direkt als Geiz bezeichnet haben, u. a. m., wie übrigens auch Baumgarten in der zweiten Auflage des erſten Bandes von ‚Die katholiſche Kirche der Gegenwart', in ſchonendſter Weiſe feſtgeſtellt; er hat an der Hand von mancherlei Tatſachen gezeigt, daß das Verhältnis zu den Jeſuiten nicht immer die Form einer beſonders großen Liebe hatte; durch all das aber ſahen manche Kritiker in ‚rationaliſtiſcher Weiſe' das ‚katholiſche Empfinden' verletzt. Aus den Fingern geſogen hatte Spahn freilich jene Charakternoten nicht; ſie ergeben ſich in unzweideutiger Weiſe aus den Briefen und aus dem Verhalten Peccis, und ob ſie damit entſchuldigt werden können, daß man ſie als Nationaleigenheiten ausgibt, das bleibe dahingeſtellt. In jedem Falle ſind ſo manche Anekdoten, die Boyer d'Agen in ſeiner Ausgabe der Briefe Leos ſpeziell zur Illuſtrierung ſolcher Charaktereigenſchaften erzählt, ſchon recht ſeltſam. Und wenn durch ſolche Publikationen das katholiſche Empfinden verletzt werden könnte, ſo trifft das ſicherlich die ganz und gar indiskrete, von ſpöttiſchen Sarkasmen durchſetzte Art des franzöſiſchen Werkes. Man hat aber nie etwas gehört, daß der im Vatikan ganz beſonders gut angeſchriebene Franzoſe darob wäre getadelt worden. Im Gegenteil, man hat ſich beeilt, das Werk auch in deutſcher Überſetzung unſern Katholiken zugänglich zu machen.

Spahns Buch kann in Einzelheiten zu mancherlei Ausſtellungen Anlaß geben. Die ſubjektive Behandlungsweiſe, das ſelbſtändige, oft eigenartige Urteil über geſchichtliche und politiſche Geſchehniſſe, der Verſuch, in die Tiefe zu dringen bis zu den letzten Motiven der Vorgänge, die geiſtreiche Art der Kombination u. a. m. bedingen es, daß ſich da und dort der Widerſpruch des Leſers regen möchte. Solchen in der richtigen Begründung zu äußern, wird keinem verwehrt ſein. Es gilt eben auch da: Hanc veniam damus petimusque vicissim. Aber perſönliche und geſchäftliche Voreingenommenheit hiebei allein walten zu laſſen, von einem ganz andern Standpunkt aus als dem vom Verfaſſer eingenommenen das Buch zu beurteilen und ganz andere Geſetze als die der hiſtoriſchen Kritik zur Baſis zu nehmen, iſt weder gerecht noch wiſſenſchaftlich.

Das vielumſtrittene Charakterbild möchten wir ganz beſonders in die Hände der reiferen gebildeten Jugend gelegt ſehen. Der hohe Idealismus,

der ſonnigwarme Optimismus, der durch das ganze Buch weht, die tiefpſychologiſche Seelenanalyſe, in der Spahn die verborgenſten Herzensfibern bloßlegt, machen in glücklichſter Vereinigung gerade die Behandlung der Jugendzeit Gioachino Peccis zu einem glänzenden Kabinetſtück. Die warmherzige Begeiſterung und die Friſche dieſer Blätter müſſen ihren Gegenſtand jedem Jugendherzen nahe bringen. Wie Umgebung und beſtimmte Verhältniſſe die eigene Anlage des jungen Gioachino auf ſein Lebensziel hinwieſen, und wie er mit der ganzen unermüdlichen Fähigkeit einer geſunden hochbegabten Natur darauf hinarbeitet, iſt im höchſten Grade lehrreich. Weniger das Weſen eines Landedelmannes denn dasjenige eines unabhängigen Bauern — in dieſer Rubrik rangiert wohl am beſten trotz des nicht viel beſagenden, zudem noch recht neuen Comtetitels die Familie — hat den Charakter Gioachinos fürs Leben geprägt; manche der oben genannten Eigenheiten, die uns faſt jeder Brief aus der Jugend und Prälatenzeit verrät, wie ſein faſt ängſtlicher Sparſamkeitsſinn und ein bald rührender, bald kleinlicher Familienehrgeiz, eine gewiſſe rückſichtsloſe Entſchloſſenheit in Erſtrebung des geſetzten Zieles, eine kalte Verſchloſſenheit und ein auffallender Mangel an Freundſchaftsſinn, haben darin ihre eigentliche Quelle. Vielfach gemahnt er hierin an Michelangelo. Das geiſtig religiöſe Leben wurde durch eine kluge, tief gläubige Mutter dauernd in ſeiner Richtung beſtimmt. ‚Dennoch kam es weder zu Extremen des Gemütlebens und der Religioſität noch zu altkluger Kopfhängerei.‘ Sein Wiſſensideal und ſeine verſtandesmäßig engbegrenzte, aber klare und konſequente Weltanſchauung erhielt der Junge bei den Jeſuiten in Viterbo. Nach ſeiner Überſiedelung ins Collegium Romanum redet in ſeinen Briefen eine ſtark ſenſible Nervoſität und eine gewiſſe verweltlichte Geſinnung, die auf eine Störung des religiöſen Gleichmuts und der ſeeliſchen Ruhe infolge der ſtarken politiſchen Einflüſſe und des Verkehrs mit der großen Welt, nicht zum wenigſten auch ſeiner äußeren Fortſchritte hinweiſen. Wenn wir Boyer d' Agens' Mitteilungen glauben dürfen, ſo erfolgte ſeine Aufnahme und ſeine Behandlung in der Accademia dei Nobili, die Pecci in ſeinen vollen Jünglingsjahren beſuchte, nicht ganz in der Weiſe freudiger Unbefangenheit; aber wirkſam gefeſtigt hat ihn die dortige Ausbildung doch in ſeinem Autoritätsbedürfnis und dadurch, daß politiſches und theologiſches Wiſſen hier in das engſte Wechſelverhältnis und in die Möglichkeit ſtändiger gegenſeitiger Befruchtung geſetzt wurden, ihm jene unerſchütterliche Sicherheit des Urteils in weltlichen wie göttlichen Fragen gebracht, an der bis ins Greiſenalter alle neuen Geiſtesſtrömungen abgeprallt ſind. Bedeutſam ſind dieſe Jahre auch für Peccis religiöſe Entwickelung geworden; über den Schrecken des Cholerajahres 1837 ſcheint der bisher gebundene religiöſe Sinn in ihm plötzlich wieder erwacht und endgültig durch die Prieſterweihe gefeſtigt worden zu ſein. Völlig klar und lückenlos iſt allerdings der Gang dieſer Wandlungen aus dem vorliegenden Quellenmaterial nicht zu verfolgen, ſo daß gerade hiegegen der Widerſpruch mancher, nicht bloß voreingenommener Kritiker ſich gewendet.

Die Delegats- und Nuntiusjahre sind ihrem äußern Verlauf und Inhalt nach ziemlich bekannt. Sie sind im vorliegenden Charakterbild in großen, den allgemeinen Eindruck wiedergebenden Umrissen skizziert unter Weglassung alles Nebensächlichen und Anekdotenhaften. Es konnte sich nur um die Frage handeln: Was bedeuten sie für die Weiterbildung der geistig-politischen Eigenart des jungen Prälaten? Sie haben ihn dort in die praktische Verwaltung und hier auf den Boden der großen Politik und Diplomatik geführt, beides nicht, ohne daß eine gewisse doktrinäre Befangenheit ihn gehindert hätte, das Leben in seiner vollen Tiefe zu erfassen und nach seinem Willen zu meistern. Als Delegat verschloß ihm die immer weiter von den Bedürfnissen der Gegenwart und den Forderungen des Volkes sich entfernende Kurialpolitik den Blick für die tiefen nationalen Bewegungen, die er gerade in Perugia hätte kennen lernen können; und in Brüssel nötigten ihn die komplizierten kirchenpolitischen Verhältnisse, besonders der leidenschaftliche Schulkampf zu einer nicht immer ganz einwandfreien, erfolglosen Opportunitätspolitik. Die drei Jahre in Brüssel sind die einzigen Wanderjahre gewesen, die den künftigen Lenker der Kirche in die moderne Welt und Kultur geführt haben; freilich waren es Jahre tiefgehender Gärung, leidenschaftlicher Auseinandersetzung heterogenster Kräfte einer verfallenden Zeit und einer neuaufkommenden Epoche, in denen das Wesen der verschiedensten Geistesströmungen viel rascher und klarer zu erfassen und viel leichter große Perspektiven nach rückwärts und vorwärts zu gewinnen sind. Zunächst konnten allerdings diese allenfallsigen Erfahrungen auf seinem neuen Wirkungsgebiet in Perugia nicht verwertet werden. Hier standen ganz andere Fragen im Vordergrund; Fragen rein politischer und nationaler Art, nicht wirtschaftliche und allgemein zivilisatorische. Hier mußte vielmehr für eine soziale Bewegung erst der Boden durch Neugestaltung des Staatswesens gewonnen werden. Staat und Kirche waren noch in einer Hand vereinigt, aber von einem großen Teil des Volkes in dieser Zusammengehörigkeit nicht mehr anerkannt. Das Ziel Peccis bestand zunächst darin, die letztere mit allen verfügbaren Mitteln aufrecht zu erhalten und nach vollzogenem Bruch dieselbe zu reklamieren und die daraus resultierenden Rechte als allein kirchliche hinzustellen; erst nach und nach finden wir bei ihm ein allmähliches Verständnis für den modernen Staat und seine Wirksamkeit und dann auch das Bestreben, unter Voraussetzung seiner Anerkennung die Aufgaben der Kirche diesen neuen Verhältnissen gegenüber festzulegen und den Gläubigen wie dem Klerus einzuschärfen. Darnach gliedert sich die lange bischöfliche Wirksamkeit in Perugia in zwei ziemlich verschiedene Hälften, in die Zeit der revolutionären Bewegung (1846—60) und in die Zeit seines Wirkens unter piemontesischer Oberherrschaft. Bedeutsam für die erste Epoche ist die umbrische Synode von Spoleto (1849), deren eigentliche Seele er war; sie bedeutet die Applizierung der später im Syllabus festgelegten Weltanschauung auf die Verhältnisse des realen Lebens und des staatlichen Verbandes; der letzte Versuch, das mittelalterliche Staats-

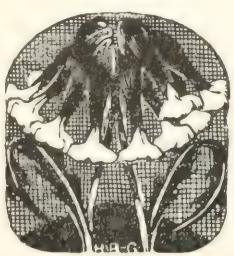
ideal zu verwirklichen zu einer Zeit, da ringsum die Forderungen der Neuzeit immer lauter, und je mehr sie bei diesem retrospektiven Verhalten zurückgewiesen oder verkannt wurden, immer radikaler wurden. Spahn steht entschieden auf der Seite der neuzeitlichen freiheitlicheren Richtung im Katholizismus, wie sie ihre Prägung in Männern vom Geiste Rosminis, Montalemberts, Newmans, Möhlers ꝛc. erfahren hat; die Frage ist heutzutage müßig, ob diese Richtung vermocht hätte, den Strom der modernen Kultur in positive Bahnen zu lenken, wenn frühzeitig die autoritative Stelle in der Kirche sich an ihre Spitze gestellt und ihre zersplitterten Kräfte zusammengefaßt hätte. Zu anderer Zeit, im 15. Jahrhundert, hat diese Taktik teilweise Erfolg gehabt, aber doch nur auf Kosten von höheren Idealen im Katholizismus und doch nur teilweise, denn die negativen Tendenzen haben hernach doch noch zum Bruch gedrängt. Im 19. Jahrhundert hat jene freiheitlichere Strömung doch zumeist ihre Richtlinie zu wenig fest und bestimmt abgegrenzt; sie war den realen Bedürfnissen des Lebens gegenüber zu verschwommen romantisch, als daß sie nicht ein Korrektiv durch die mehr konservativ gebundene Richtung direkt provoziert hätte. Allerdings wurde diese letztere gerade durch diese Gegensätzlichkeit aufs andere Extrem hingedrängt; ablehnend gegen jeden Kompromiß erschöpfte sie sich in der Verteidigung alter und mitunter auch schon lange verlorener Positionen. Diese Defensivstellung drückte ihr auch die alten Waffen wieder fester in die Hand; die Neubelebung der Scholastik ist nur eine Folge dieser neuen Lage. Im Bischof von Perugia hat diese Repristinierung ihren aktuellsten und zeitgemäßesten Vertreter gefunden; er hat, soweit das überhaupt möglich ist, die modernen Staats- und Kulturbegriffe auf das scholastische System festgelegt. Dank jenem glücklichen Eklektizismus der lateinischen Rasse, der schon die Systematisierung des Dogmas auf der aristotelischen Grundlage im 13. Jahrhundert ermöglicht hat, wurde auch jetzt wieder im 19. Jahrhundert das Weltanschauungsgebäude der Katholiken auf einer weit zurückliegenden Basis errichtet. Die Aufsehen erregenden Hirtenschreiben von Perugia, die unter dem Titel ‚Kirche und Zivilisation' auch die sonst diesen Dingen ferne stehenden Kreise lange und lebhaft genug beschäftigten, haben in positiver Weise begründet, was der ‚Syllabus' rein negativ erstrebt. Es ist nicht zu übersehen, daß in gewissem Sinne auch Pecci als Vater des letzteren angesprochen werden darf, insofern er schon nach der umbrischen Synode 1849 eine derartige Kumulativzensurierung moderner Irrtümer von Pius IX. verlangte. So erscheint der künftige Papst früh schon als der Vorkämpfer katholischer Weltanschauung im großen Stil gegen den modernen Liberalismus, aber nicht bloß abwehrend, sondern auch positiv aufbauend. Hat ihm schon die Wichtigkeit seines Postens und die Notwendigkeit, hier am ehesten und am nachhaltigsten den naturalistischen Bestrebungen der modernen Gesellschaft entgegentreten zu müssen, diese Vorzugsrolle unter den italienischen Prälaten angewiesen, so ist dabei doch auch nicht sein ganz hervorragendes Talent und seine Arbeitsfähigkeit zu übersehen, die seinem

Worte sehr bald eine autoritative Bedeutung verliehen weithin außerhalb seiner Diözese. Und noch in anderm Sinne wirkte er aufbauend. Leo gehörte nie zu jenen unfruchtbaren Fatalisten, die angesichts gegensätzlicher Tendenzen das ganze Werk der Abwehr und des Aufbaues der Vorsehung überlassen. Mit unermüdlicher Tatkraft arbeitete er an der Umsetzung seiner Wünsche und Theorien in die Wirklichkeit; auch in der unbequemsten Einengung durch Piemont suchte er sich noch in aller Klugheit und in musterhaftester Mäßigung einen Punkt, wo ihm den Hebel wirksam anzusetzen verstattet war. Und er hat redlich versucht, die Gegensätze nicht zu verschärfen, nicht von der Unvereinbarkeit der Kirche und der Kultur überhaupt zu reden, sondern ‚Kirche und Welt auf ein gemeinsames Ziel wieder einzustellen'. So hat er selbst an der Hand von Benedikts XIV. weitherzigen Anschauungen, wie Spahn meint, — vielleicht sind es aber wiederum auch nur die Theorien seines Lehrmeisters Thomas von Aquin, — den modernen Staat als ‚Repräsentanten der sozialen Macht' zu würdigen versucht. Auch lag ihm daran, die Notwendigkeit eines friedlichen Ausgleiches zwischen ihm und der ‚Pflegerin der sozialen Ordnung', der Kirche, sowie eines friedlichen Nebeneinanderwirkens der beiden immer wieder zu betonen. Es ist bezeichnend für Leos geistige Richtung, daß er das ganze Kulturproblem der Gegenwart lediglich als soziales und Wirtschaftsproblem faßte und nach dieser Seite allerdings sich in Einklang mit und selbst an die Spitze der katholischen Bewegung aller Länder stellt; die eminente Stellung der Wissenschaft in der modernen Kultur hat er in ihrer ganzen Bedeutung wohl nie verstanden, darum auch, nach vergeblichem Anlauf in einem Hirtenschreiben von 1871 ‚Die katholische Kirche und das 19. Jahrhundert', nicht gewußt, die katholische Wissenschaft nach dieser Richtung hin mit Erfolg dauernd zu orientieren. Wenn darum Spahn in seinem emphatischen Schlußurteil den großen Papst des 19. Jahrhunderts als den ‚Kolumbus der katholischen Bewegung' preist, der auf Jahrhunderte hinaus die Wege wies, wenn er bezw. sein Leben und sein Wirken die Entwickelung des modernen Katholizismus repräsentiert, so gilt das doch wohl nur nach der sozialen und der religiösen Fortbildung, aber kaum nach der wissenschaftlich theologischen, weil hier seine Haltung eine rein retrospektive und darum auch im Grunde unfruchtbare blieb. Wer aus seinem Lebensbilde allein und aus dem Resultate seines Wirkens die geschichtlichen Faktoren, die im Katholizismus des 19. Jahrhunderts wirksam waren, zusammenstellen wollte, der würde nimmer auf die Lebensarbeit von Männern wie Rosmini, Newman oder jener großen deutschen Schule, die uns den patristischen Schatz und den geschichtlichen Inhalt des Christentums erschlossen und gesichtet haben, stoßen. Das letzte Wort über seine Bedeutung für die Zukunft zu sagen, ist vorerst noch schwer; fast scheint es manchmal, als ob das Andenken des imposanten und großartigen Papstes durch die Wirksamkeit seines Nachfolgers ungewollt in mancher Hinsicht in Vergessenheit gerate. Nicht bloß auf religiösem, sondern auf politischem Gebiet vorab ist durch Pius X. eine Richtung eingeschlagen

worden, die nicht immer in der Linie ſeines Vorgängers ſich hält. Spahn hat übrigens klug getan, gerade die Politik des Papſtes Leo nur in allgemeinen Umriſſen zu zeichnen. Was vorerſt, ohne das authentiſche Aktenmaterial, über dieſen Gegenſtand geſagt werden kann, hat uns ein wirklicher Politiker, der ital. Hiſtoriker de Ceſare, in beſter Weiſe vorgelegt.

Spahn hat gerade in der Charakterzeichnung der päpſtlichen Wirkſamkeit Leo als wirklichen Führer erſcheinen laſſen; die unendlich komplizierten äußeren Einflüſſe, die das Wirken auch der ſelbſtändigſten und hochgeſtellteſten Naturen mitbeſtimmen helfen, jene feinen, ſchwer in Worte zu faſſenden Imponderabilien, die oft genug den Ausſchlag geben, hat er in ſeiner Betrachtung, entſprechend dem eſſayiſtiſchen Charakter, entweder ganz außer acht gelaſſen oder ſie nur geſtreift. Ihm kam es nur in erſter Linie darauf an, die konſequente Entwicklung einer groß angelegten, den höchſten Aufgaben in der Menſchheit zugewandten Charakterfigur plaſtiſch aus dem Zeitgemälde herauszuheben und in ihr zugleich wie in einem großen Brennpunkt die tauſend und tauſend weltbewegenden Kräfte und Beſtrebungen zu konzentrieren. Nicht immer decken ſich in Wirkichkeit, wie wir geſehen, die Tendenz und die Arbeit des Führers mit der von ihr geleiteten katholiſchen Bewegung. Der Heroentyp in der Geſchichte, der gleichzeitig eine ganze Zeitepoche repräſentieren und in ihren Kräften beſtimmen ſoll, iſt nicht immer ein adäquates Spiegelbild der Zeit, ſelbſt nicht einmal bei den großen Säkularheroen wie Napoleon I.* Als Ganzes gefaßt und ohne Vorurteil betrachtet ſtellt dieſes Bild eine herrliche Apotheoſe des heimgegangenen Papſtes dar, eine jedenfalls viel wirkſamere und durchſchlagendere Rechtfertigung des Wirkens Leos, als ſie von unſeren deutſchen Biographen bislang auch nur annähernd erreicht worden iſt; rein formell betrachtet iſt es ein Kunſtwerk auf dem Gebiete eſſayiſtiſcher Betrachtungsweiſe, und darum wird es, ſelbſt wenn durch wirklich neues Material manche Linien der Charakterzeichnung verſchoben werden ſollten, was aber kaum anzunehmen, ſtets als literariſche Tat Bewunderung verdienen.

* Man ſehe, was jetzt auch Schrörs a. a. O. S. 38 ff. in ganz anderem Zuſammenhang hierüber ſagt.



Jesse und Maria.

Ein Roman aus dem Donauland

von

E. von Handel-Mazzetti.

XXVIII.

Die Kunde, daß Jesse verurteilt sei und das Urteil schon zur Bestätigung in Wien liege, ging wie ein Lauffeuer in den Donaudörfern um, fast überall laute Freude hervorrufend. In den Wirtshäusern trinken sie auf die Gesundheit der Landräte, die Recht Recht sein ließen trotz Ritterskron und Geldsack. In den Kirchen beten sie, daß ihm's der Kaiser nicht schenken soll.... Da und dort wird eine Stimme des Mitleids rege.... Der alte Wolf sagt auf der Kanzel: Das geknickte Rohr söllt man nit zertreten. Das merken ihm aber die Pechlinger übel an.

Der Forster Schinnagel und sein Weib erfuhren die Neuigkeit durch Meuß. Schinnagel hörte sie finster, Maria ohne merkbare Bewegung. Nur ganz leicht zitterte ihre Hand, mit der sie ein Kittelein fürs Kleinste nähte. Sie erkundigte sich, wie der Bub sein Urteil aufgenommen habe.

Meuß erzählte, was er wußte. Fürm besetzten Gericht sei er starkmütig gewest, nachhero aber zusammengebrochen.

‚Was sagens, wird ihm's der Kaiser schenken?'

‚Weiß man nit. Der Bruder ist nach Wien vorbitten.'

Sie saß sinnend, die Hände im Schoß. Plötzlich fragte sie:

‚Was ist denn, g'schicht in der G'fangnus denn gar nichts vor seine Seel?'

‚Sie habend ihm den Beichtvater angeboten; aber er hat gesagt, man söllt ihn verschonen. Als ein echter Lutheraner will er leben und sterben.'

‚Das sieht ihm schon gleich,' brummte Schinnagel.

Der Zwerg ist neugierig:

‚Frau Forsterin, was möcht dann Sie, daß ihm söllt g'schehen, richten oder begnadigen?'

‚Was vor seine arme Seel das beste ist, das söllt g'schehen,‘ entgegnet sie, den Kopf tief auf die Arbeit beugend.

Ihr Mann bewunderte heimlich ihre trefflichen Antworten.

‚Eja mulier fortes,‘ dachte er.

* * *

Sie geht aber den Tag wie im Traum herum. Von weitem sah es sich nicht so schreckbar an. Aber jetzt fühlt sie kalt bis ins Mark davor.... Da ist er gesessen, hat seine Späß gerissen, den Hund aufwarten lassen.... Von unserm Brot hat er gegessen, von unserm Wein trunken,... mit unsere Biebel sich gespielt,... und wenn der Kaiser Ja und Amen sagt,... so liegt, noch vor daß die Maiglöckerl blühen, sein verstümmelter Leib in der Gruben — und seine arme Seel? —

* * *

Eine große Hochzeit wird auf Lichtmeß in Altenpechlarn. Johann Winkler, Richter und Müller zu Brunn a. d. Erlauf, heiratet die Cäcilia Träxler, Klampfererstochter aus Stadt Pechlarn. Zusammengegeben werden sie in der Pfarrkirche, und beim Rössel ist der Hochzeitschmaus. Daß sich der reichste Bauer in der Gegend ein blutarmes Mädel nimmt, das nicht viel mehr als ihre dreißig Ellen Selbstspunst hat, gäbe zu anderer Zeit ein mächtiges Gerede und Geläster ab; dem Winkler läßt man's aber angehen; hat er doch durch seine Lader ‚jeden, der da Lust hat im Land, sei er Gefreund oder ein Fremder‘, zum B'scheidessen entbieten lassen. Das Weiset sollen sie den Armen geben. —

Schinnagel sprach zu Maria:

‚Willt? Der Winkler ist's wert, ist ein Braver, Beteter.... Und meine Kühlein hätt ohne ihn so billig nicht erstanden.‘...

‚Ja, geh du nur!‘

‚Und du nit?‘

‚Ich geh den Herrn Pater Raimund anhören.‘

Der Mann verfärbte sich und biß sich auf die Lippen. Gerade dieser Pater Raimund, ein Kremser Dominikaner, der auf seiner Wallfahrt nach Rom in jedem Pfarrort Station macht und alle Leute durch seine Predigten durcheinander bringt, ist der Grund, daß Maria zur Hochzeit soll und muß. Sie darf diesen Pater nicht anhören. Bei ihrer jetzigen Art, überall Sünden zu sehen und alles aufs schwerste zu nehmen, käm sie durch die furchtbaren Bilder und Exempel, die er brauchen soll, völlig aus dem Gleis. Der soll den Ehstand schmähen; er wird sie betören, daß sie ihren Mann noch mehr fasten laßt oder —.

Gotteswillen, das bloße Aufdenken macht ihm den Kopf wirbeln! Nimmer, nimmer darf sie hin!

‚Meidl, schau,‘ zwingt er sich mühsam zu ruhigem Reden, ‚wir dürfen den Winkler nit kränken! Predigen gibt's alle Sonntag, aber dem Winkler sein' Hozat ist einmal und keinmal.‘

Sie tut, wie wenn sie nicht hörte. Sorgsam legt sie das frisch-gemangelte Leinen in den Kasten, Lavendel dazwischen.

‚Wann du nit gehst, Meidl, da is 's stier, geh ich auch nit.‘

‚Ist deine Sach; ich geh aber in die Predig. Dieser Herr kummt auch einmal und keinmal.‘

‚Aha!‘ schnob er wild, auf einmal ziegelrot vor Zorn, und stampfte zum Kasten, wo sie stand, die vollen Arme mit dem Linnen hochgehoben, daß man ihre schönen Formen aufs beste sah.

‚Ein solcher Herr, ja!‘ fletschte er höhnisch. ‚Haben's dir die Urscheln schon erzählt von seine Wunder? Du, ich kann dir auch Wunder erzählen!‘

Sie wandte ihren Kopf zurück und sah ihn spöttisch lächelnd an.

‚Jo,‘ schrie er noch wilder, ‚ich weiß, was es mit dem vor ein Bewenden hat. In Spitz da hat er predigt von der Höll, seind zwei lebfrische Diendln aberwitzig worden und in die Thonau gangen, ... hörst es, in die Thonau! Und drent — wie heißt's dann nur, das Ort? — hot eine, die war in der Hoffnung, auf sein' Predig Saliter und siedendes Öl gesoffen, den Teufel zu ertöten, den sie hätt; — in förchterlichen Qualen ist sie gestorben, und die Frucht ist hingewest.‘ —

Altenpechlarner Klatsch und freies Jägerlatein belfert er in seiner Angst und Wut heraus.

Sie lacht nur.

‚Geh, tu nit so schreien, wirst heiser, und morgen mueßt auf Pöggstall!‘

Sie lacht ihn aus, das merkt er schon; weil sie aber den Abend vom Pater Raimund kein Sterbenswort mehr sagt, schmeichelt er sich, er hätte ihr doch nicht umsonst die Höll heiß gemacht, und sie werd' sich's anders überlegen. ... Acht Jahre lebt er mit ihr und kennt sie noch immer nicht, der gute Bär!

* * *

Lichtmeßtag-Morgen legte sie sich, ganz fügsam lächelnd, nach seinem Wunsche schön an, das Kleid von Grasgrün, den schönen Kragen und die geklöppelten Täzel und fuhr mit ihm in der Zille über die Donau, die riesig groß und voll Treibeis war; das Eisrinnen ist vor einer Woche gewesen. Schinnagel am Steuer und der Bartlme mit den Rudern hatten Arbeit, das Schifflein fortzubringen, daß es zwischen den Schollen nicht hängen blieb.

Der Himmel war so grau wie die Donau, doch die Luft sehr wenig kalt; überm Ötscher sah durch die Wolken ein blaues Himmelsauge glänzend her; es ward größer und größer. Schinnagel deutete hin:

‚Do schaugt der Auswärts* her.‘

‚Mit dem hat's noch Zeit,‘ sagte Maria.

Altenpechlarn war voll Fröhlichkeit. Blechmusik und Böller machten schon von weitem die Ohren schwirren; überall zogen und standen lachende Leute, schön wie am Kirtag angetan, viel Bauersmänner in meichßnerischen Röcken, mit breitkrämpigen Hüten und Pluderhosen, ihre Weiber mit Böndelhauben, auch in Meichs, die Ärmel oben plodrig, unten eng, die Kittel rundum in Falten; den Schnitt spicken sie schon von den Städterinnen ab.

‚Aso, Maria, kimm, werden grad zum Driät kummen; hörst die Musik?‘ führt Schinnagel stolz seine hübsche Frau durch die Leute auf den Platz zum Rössel.

Ja, was ist denn das? — Sie zieht ihren Arm aus seinem grad vorm Rössel, wo alles schwirrt, klirrt, singt und klingt, indes von der Kirche gegenüber die Glocken läuten.

‚Geh du zur Hozat! Ich geh in Kirchen, wie ich g'sagt hab.‘

‚Wos?‘ schnauft er; die Adern laufen ihm auf. ‚Hob ich recht g'hört? — Ha!‘ Er packte sie am Arm und hielt sie fest. ‚Komm mir mit die Sachen, ich will dir's austreiben!‘

‚Das kannst du nit,‘ sagte sie ganz ruhig. ‚So, wie ich bin, bin ich. Ich hab einmal mit der Kirchen meine Freud und nit mit Narrenspässen. Du machst mich nit anders, und jetzt laß mich aus!‘

Er gab ihren Arm sogleich frei; sie rieb die Stelle, wo er sie gedrückt hatte.

‚Hob dir ich wehtan? Tu mir's verzeihen!‘ bat er zärtlich.

Sie lächelte verächtlich. Das Lächeln schnitt ihm durchs Herz.

‚Will dir nit zuwider sein, — geh nur in dein' Predig! — werd' halt alleinig hinhatschen zum Winkler,‘ wollte er sie rühren. Aber sie ist gar nicht gerührt; fast ohne Gruß läßt sie ihn stehen.

Sie geht rasch, — jetzt ist sie schon im Tor verschwunden. Der Mann steht auf dem Platz und weiß nicht, wie ihm geschieht. Die Angst von gestern ist wieder da. — Latsch, warum hast sie lassen? Heunt gibt's was; in dieser Predig hört sie was, und es ist aus mit seinem Glück. Er weiß es; diese Stimme treugt nicht....

In sinnloser Angst rennt er ihr nach in die Kirche. Der Dominikaner steht schon auf der Kanzel. Es ist der wandelnde Tod; seine Knochengestalt

* Lenz.

und die hohlen, flackernden Augen predigen Wehe denen, die das Fleisch lieben, noch ehe er den verzehrten Mund zum Sprechen öffnet.

Die Gemeine betet. Der Totenkopf mit hohler Stimme verkündet den Vorspruch: Misericordiae Domini, quia non sum consumptus. Totenkopf, wenn du jetzt nur ein Wort sagst für die Jungfräulichkeit und wider die Ehe, — pack ich mein Weib auf meine Arm und trag sie hinaus und achte nicht Fluch und Bann; — denn mein Weib laß mir nit rauben, von keinem Dominikaner und von keinem Bischof und vom Papsten selbst nit.... Dort sitzt sie in der Bank beim Beichtstuhl, — schön. — O Maria, Maria!

Der Mann auf der Kanzel sprach mit hohler Stimme: ‚Mitten im Leben seind wir des Todes. Für drei Monat ist er an meinem Bette gestanden. Da bin gelegen in meiner Zellen, daß ich nicht gewußt hab, ist es Tag oder Nacht, und nicht gehört habe die Gebet der Brüder, welche meine abscheidende Seel in Gottes Barmherzigkeit empfahlen.... Umb Barmherzigkeit riefen sie vor mich, und schon zuckte ihr Schwert nach mir, die mich erwartete, die strafende Gerechtigkeit. Ich, Raimund, bin gewest ein Mönch und habe in meiner Blindheit geglaubet, ein guter zu sein, bis daß ich auf dem Sterbebett bin gelegen und die Sterbekerze neben mir ist herabgebrannt.... In dieser schrecklichen Stunde, die doch Gottes Stunde war, seind auf mich gefallen all meine Lauheiten, all meine freventlichen Urteil, all meine Seitensprüng von der Regel weg, die kein Mensch merkt, selbsten kein Prior, der geistlich Neid und die geistlich Hoffart, meine Hoffart; auf mich seind sie gefallen zentnerschwer; wie die Mühlsteine haben sie an mir gezogen; und der als ein laues Mönchlein im Geisblattläublein fromm seufzte: Cupio dissolvi et esse cum Christo, der hat im Angesicht des Todes und des Richters aufgeschrien: Herr, Herr, erbarme dich nach deiner Barmherzigkeit, laß mich nicht sterben, bevor ich gebüßet habe!

Gott hat das Gebet erhört. Auf welche Art, das bildet den eigentlichen Inhalt der Predigt. — Da er nämlich der Bewegung und Sprache beraubt dahinlag und einer der Brüder schon den Totenmantel für ihn herfürholte, erschien am Fußende des Bettes in himmlischem Glanz eine Jungfrau in der Tracht des dritten Ordens mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und sprach zu ihm: „Raimund, erhebe dich, gehe in den Chor und bete das Magnifikat, denn du bist gesund!“ Auf seine Frage: „Wer bist du, Dienerin Gottes?“ erwidert sie mit unbeschreiblich lieblicher Stimme: „Mein Name ist Katharina; zubenannt bin ich von Siena,“ worauf sie unter himmlischen Melodien entschwindet. Er aber erhob sich zum größten Staunen seiner Brüder vom Bett und schritt zum Chor vor ihnen allen her, Magnifikat singend und die Heilige preisend, die so Großes an ihm

getan, und vor Gott gelobend eine Wallfahrt nach Rom, wo ihr heiliger Leib zur Ruhe bestattet ist.'

Die Kirchenleute losten seinen Worten aufmerksam zu. Er predigt etwan anders als Herr Wolf, aber es ist sehr schön. — Der großbärtige Hüne in der hintersten Bank auf der Epistelseite wurde klein und kleiner. Was hat er dem Dominikaner doch unrecht tan! Hat gemeint, der wird widers Ehlichsein pellen und seiner Frau den Kopf verdrehen, und nun gibt es nichts dann einen schönen, auferbaulichen Wunderbericht, der unsern Biedermann gar sehr an seine eigene wunderbare Heilung von dreizehn Jahr hero erinnert.... Immer gewaltiger beginnt er sich seiner Rolle als Aufpasser zu schämen. Vor dem letzten Drittel der Predigt hebt er sich, so sacht er kann, torkelt vorwärts zu seiner Maria, die, ein Bild der Andacht und Eingezogenheit, auf der Frauenseite nächst dem Beichtstuhl sitzt, raunt sie an: ‚Hob auch etwan losen wöllen, — ist recht schön gewest, — und jetzt mueß zum Winkler schauen; da will ich deiner warten.'

Sie legte den Finger auf den Mund, lächelte aber. Glücklich, weil sie gelächelt hat, torkelt er davon. Heunt ist er ein Narr gewest. — Macht nichts, besser das als das ander.

Er ist zu früh gegangen. Das Schönste hat er versäumt, der Predigt letzten Teil, darin Raimund das Leben seiner Heiligen in kurzen Zügen darstellt. Bisher sprach er gut. Jetzt überkommt ihn der Geist. Wie Perlen fließen die Worte von seinen dürren Lippen.... Aus der Bibel und den Vätern, aus heiligen und aus altheidnischen Dichtern entnimmt er die schönsten Vergleiche, die glühendsten Bilder und fügt sie zu einem Kranz von Rosen zusammen, das Haupt der Diva damit zu schmücken. Aber das weitaus schönste an seinem Elogium, das, was alle Zuhörer gefangennimmt und ihre Augen an seine Lippen bannt, ist seine mystische Liebe zur Heiligen; sie bricht aus jedem Wort hervor; sie gibt seiner Stimme Schmelz und verklärt seine Gestalt, daß der vorzeitig welke Mann einem frischen Jüngling gleicht.

Er schilderte das Leben Katharinens nicht; er lebte es. Er trat ein in ihr Stübchen im Hause Benincasa und sah sie regungslos bei ihrem Marterbettlein knien, kaum zehn Jahre alt und schon Jesu Braut, und Lapa, die Mutter, sah er hereinstürzen und hörte ihre Klage: Kind, mein Kind, willst du dich und mich töten? — Er lauscht hinter dem Vorhang, als später der himmlische Bräutigam zur Jungfrau kam, weiß und rot, sie an sein göttliches, liebeflammendes Herz zog und mit Dornen statt Myrten sie krönte.... Er stieg hinab in den Kerker des Nikolaus Toldus, des jungen Wüterichs von Perugia, der von den Zwölfen zum Tode war verdammt; — er hörte ihn lästern und rasen. Sieh, da öffnet sich die Tür, und

Katharina erscheint, ... die Freundin Gottes, aber auch Freundin der armen Sünder. —

‚Nikolaus!‘ spricht sie mit süßer Stimme.

‚Wer ruft? — Ach, die Mantellate!‘*

Ihre Stimme und ihre Blicke bändigen den Rasenden, der seine Wächter niederschlug. Wie geschieht ihm? — Sie spielt mit ihm, wie das Kindlein mit dem Löwen. Sie scherzt:

‚Wie lange ist es her, seit du gebeichtet hast?‘

‚Ich habe nie gebeichtet, gute Katharina!‘

‚O dann nur schnell, schnell! Ich schicke dir den Padre Tommaso.‘

Als er gebeichtet hatte, lehnte er das Haupt an ihre Schulter, und sie sprach: ‚Mut, geliebter Bruder! Bald werden wir bei der Hochzeit des ewigen Lammes sein.‘ Er aber nannte sie die Süßigkeit seiner Seele, und den Ort der Hinrichtung nannte er einen heiligen Ort.

Der Prediger hielt einige Augenblicke inne und bedeckte die Augen mit der Hand, als wolle er das Bild, das er eben geschildert, in seiner Seele festhalten. — Die Hörer alle hingen an seinen Lippen. — Das Weib dort neben dem Beichtstuhl senkte den Kopf. Ihre Hände, die im Schoß gefaltet lagen, zitterten heftig, Röte und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht. Ein Wort ums andere von diesem Gottesmann trifft sie ins Herz. Katharina ist die treue Braut, du bist die eidbrüchige; Katharina ist die Jungfrau mit der brennenden Lampe, du bist jene, die schlief und nun in der Finsternis herumirrt. ... Katharina hat den armen Sünder getröstet und geliebt; du hast einen überliefert, daß er nun verderben muß, Leib und Seele. ...

Der Priester fuhr mit etwas umflorter, aber sehr inniger Stimme in seinem Bericht fort:

‚Als nun der Todestag für Nikolaus gekommen war, fand sich die gute Katharina bei ihm ein und wich nicht von ihm, bis sein Haupt unter dem Schwert gefallen war. Mit ihrer kleinen Hand hat sie ihm fürher noch das Kreuz auf die Stirn gezeichnet. ... Jesus lohnte ihre Barmherzigkeit mit einer hohen Gnade. ... Als sie noch auf der Richtstatt stand, mit dem Blut des Gerichteten besprengt, ward sie verzückt und sah die Seele des armen Nikolaus in den Himmel eingehen; einen letzten Gruß noch schickt er auf die Erde, und dieser ist für seine Retterin Katharina.‘

Unter den letzten Worten warf Pater Raimund einen erstaunten Blick auf die Frau in der Nähe des Beichtstuhls. Ihr Benehmen fiel ihm auf.

Sie war von der Sitzbank herab auf die Knie gesunken. Mit den Händen umklammerte sie die Schläfen; leise Schmerzenstöne kamen aus ihrer Brust.

* Drittordensschwester.

Gott ruft, Gott ruft! Es ist um eine Seele. Den Leib hast du verderbt, die Seele die mußt du erretten; wie Katharina mußt du tun; ... seine Seele wird Gott von dir fordern am längsten Tag.

Der Apostel auf der Kanzel beut Valet den ehrbar Christen allen; morgen, so Gott will, zieht er weiter gen Siena. Seine Wort zum Lob Sankt Katharinens werden verwehen, Katharinens Macht und Glorie wird aber nicht vergehen. ...

Die Weiber liefen scharenweise in die Sakristei, ihm die Hände abzuküssen, vor die viel schöne Predigt zu danken und sich in sein Gebet zu empfehlen; er kann sich ihrer kaum entwehren. Dann ziehen sie auf den Platz und schwatzen: Das ist ein heiliger Herr! Das ist ein Herr! Habts es g'hört, warum er ins Kloster is? ... Eine namens Katharina. ...

Drinnen in der leeren Kirche liegt vor dem Sanktissimum auf den Knien betend, weinend, schaudernd, die Hände windend die arme Maria. —

Gott ruft, ruft, die Seele muß gerettet sein. Und wenn Gott ruft, mußt du folgen; aber soviel hart, o soviel hart ist es! ... Weiß mir keinen Weg nicht. Wie komm ich denn nach St. Pölten? Und in sein'n Kerker? Sie lassen mich ja nicht hinein. Und wie geh ich's denn an? Was sag ich dem Menschen, ich, die ihn zum Tod überliefert hat? Wann er mir sonst schon abhold war, wie erst jetzt! Jesu, verfluchen wird er mich! Und wenn nur mich! Aber die Heiligen und die Muetter Gottes! O Gott, o Gott, tu nit von mir verlangen, was ich armes Weib nit kann! — Die Thonau kann nit austrinken, und aus dem Marbäcker Fels kann ich kein Brot schaffen, und den Velderndorffer *kann* ich nicht bekehren. Nur ein Engel kunt das wirken oder ein' reine Jungfrau wie Katharina. Ich bin kein Engel, bin kein' Jungfrau, ich kann nicht. Vor dem Sanktissimum ringt und betet sie. Der Heiland spricht: Du mußt, und sie weint: Ich kann nicht.

Alles geht ihr für, seine Lästerungen, seine schändlichen Witze wider Maria, Priester und Sakrament und das Entsetzlichste, die Kommission zu Altenpechlarn. ... Da war er wie ein Teufel, nicht ein Mensch. ... Zu ihm? ... Nie, nie, nie! Beten will sie, — ja, beten, daß er sich bekehre, beten, daß er am Leben gelassen wird; dann sollen fromme Priester zu ihm gehen, ... Pater Raimund oder wer da will; ... *ich kann nicht!*

Da zürnt der Heiland mit ihr: ‚Das Bild zu retten, hast du Berge versetzt; eine Seele ist mehr. Rette seine Seele!'

‚O Jesu, mein Jesu, so nimm mich du bei der Hand!' ...

* * *

In der Kirche betet einsam die todbetrübte Seele; hundert Schritt davon tobt Faschingslustbarkeit. — Im Rössel sitzen schon seit zwölf Uhr

die Hochzeiter zu Tisch mit Freund und Gevatterschaft, bei vierzig Mannen und Frauen; ein Lärm ist, daß die Wände zittern. In der Mitte sitzt der Bräutigam, der Johann Winkler, das schwarze Glanzhaar von Öl triefend, die Augen funkelnd vor Liebe, Zöbinger und Markersdorfer. Silberne Knöpfe blitzen an seinem Wams; ein silberner Ferdinandstaler hängt ihm zum Wams heraus, und drüber steckt an der linken Seite der Rosmarinbuschen. Stolz und wild blickt er um den Tisch herum und rühmt mit Donnerstimme, daß er ein freier Bauer und niemandem als dem Hochstift pflichtig ist, zwei Höf, Felder, Weinberg, Waldbestand, achtzehn Küh und vierundzwanzig Schwein habe — und sechs Bueben von der ersten Frawen; Gott hab sie selig. Sechs Bueben hat er, sechs Mentscherln brauchet er noch. — Loisi?

Die sitzt neben ihm gar geschämig; so muß sie als Braut sein. Ihr dralles Gesicht ist krebsrot; auch ihr ist die Liebe und der Zöbinger zu Kopf gestiegen. Auf den straff gekämmten Scheiteln sitzt das weißgrüne Rosmarinkränzlein; umb Mitternacht nimmt's ihr der Liebste ab und steckt es ein, und gar nicht leid wird ihr sein darum.

Ganz Brunn und halb Pechlarn sitzt um das holde Paar herum und zehrt, und was einer nimmer zehren kann, davor hat er links sein Körbel stehen.

Fiffat hoch der Winkler! Schinken und Kärpflein, Bratwürst und Spanferkel, Gans und Anten, dazu rinnt der best ferne Wein kuhschaffelweis, und kein Weiset laßt er sich zahlen. Das ist einer! Fiffat hoch!

Unzähligemal wird er leben gelassen. Der Lärm ist grausam, und das ist gerade recht für die Verliebten, deren es fast ebensoviel als ledige Burschen und Mädel an der Tafel gibt.

Dort sitzt der Ziegler. Sein rotes Wams macht Wetter. Er tut der Wurzingerhanni schön. Süß will er sein, kann's aber nicht recht.

‚Mein Hannerl, bist du aber fein! Komm du nur heraus tanzen am Sonntag, mich tat's g'freuen! Wann du herauskommen kannst, geh du nur heraus, daß ich eine Freud habe!' —

Der junge Fuchs ist bei weitem nicht so lieb mit seiner Leni. Ihn macht der Wein raufend.

‚Du, ... was ich g'hört hab! Du hast mein' Muetter ein' Hex g'schimpft! Und daß der Lorenz abends bei dir war, du Falsche! Mit uns ist es aus!'

Das Dirndl weint und schwört; er schändet weiter, trinkt aber auch weiter, und das ist gut; bei ihm ist's umgekehrt als bei andern. Die erste Maß macht ihn fuchswild, die zweit und dritte honigsüß.

‚Leni, wart nur ein Jahr, und wir werden noch ein Paar! Vom Lorenz das seind blobe Fisch vom Strodendorfer; ich weiß gar wohl, —

hab dich prüfen wöllen. — Mein Schatzal, ich schenk dir einen Ring! Was willt vor ein' Stein, weiß, blob, braun, grien, rot oder gel?'

Schinnagel saß unter den alten Mannen traurig. Immer wartet er auf seine Marie. Es wird drei Uhr, — es wird halb vier.... Wein trinkt er wenig; den Braten schaut er nicht an, und einstecken tut er nur drei Schiffel, für jedes Bübel eins. Er redet mit niemandem und wird auf die letzt fast schlafend. Musik weckt ihn auf. Im Herrgottswinkel in der Pultbank sitzen die Musikanten. Tscheng, klirr, klirr. Das holde Jungfernvolk, wenn's in der Liebe lebt. Die Melodei, jo, die kennt der Schinnagel. Beim Jesse seiner Hochzeit habens das gleiche gespielt. Dazumal war's fein, feiner als do.... Der Jesse war lustig.... Jazten ist er elendig. Wie er so denkt: Fürmals und jetzt, wird bei der Tür ein Aufstand, und sieh, es kommt ein Herr herein, der beim Jesse seiner Hochzeit dabeigewest, ... ist der Herr Artstötter. Am Arm führt er eine kleine Fräula. Die ist sauber. Bei der Tür bleiben sie stehen, schauen ins Zimmer und lachen. Die Bauern starren und murmeln. Die Fräulen ist wunderschön.

‚J'aimerois les voir de peu près, vos bergers... mais il fait très sale ici.'

Höhö, was tut der Artstötter? Der reißt seinen Mantel, blauen Sammet mit Feh, herunter und wirft ihn auf den Boden und kniet sich selber auf den Boden.

‚Ist es gefällig, Gnädigste?'

Ihr kleiner Fuß, der in einem goldenen Pantoffel steckt, berührt den köstlichen Teppich kaum, als sie Hand in Hand mit dem Artstötter an die Tafel heranschwebt. Schön angetan ist sie. Ihr Kleid glitzert vor Gold. Ein Spitzenschleier fliegt um ihren Busen; ein roter Pagenhut überschattet ihr zartrosiges, schmales Gesicht mit den kohlschwarz bewimperten Augen.

‚Wer ist sie dann?' raunen ein paar am Tische.

Der Ziegler macht eine Bemerkung, für die er vom Artstötter aus den Strick verdienen würde.

‚Asooo!' grunzen die Mannen.

‚Dieu! Ils sont tous ivres vos Arcadiens. Phillis elle-même a une pointe de vin. Mettons-nous ici.'

Artstötter rannte um Stühle. Die Tafel bildete ein Hufeisen. Artstötters Dame setzte sich in den freien Raum inmitten, faltete einen Fächer, der die Venus auf Wolken zeigte, auseinander, drückte ihn vor den Mund und lachte. Artstötter stand hinter ihr und verschlang sie mit seinen stumpfen, blauen Augen.

‚Du sein wie alt?' fragt sie einen der Söhne Winklers, den größten und schönsten. Der machte eine Grimasse. Aber nicht viele der Mannen sind's,

die ihr Grimassen schneiden. Die meisten starren sie an mit offenen Mäulern und glitzernden Augen und schauen nur geschwind weg, wenn sie schaut . . . Sie ist schön, und es zittert von ihr ein sinnliches Begehren aus . . . Kaum ein Mann hat ihr noch widerstanden . . Von Wien, wohin sie in Begleitung eines Ambassadeurs für Konstantinopel kam, ist sie von Obrigkeits wegen abgeschafft worden, nachdem ihretwegen zwei Barone einander im Duell erstochen, ein Graf sich vergiftet und ein Prinz, der schon Novize war, das Kloster heimlich verlassen hatte.

Der Rumorleutnant sollte sie an die Grenze bringen. In Neulengbach hat sie der Artstötter aufgelesen; sie hatte fast nur das Hemd und erbarmte ihm herzlich. Nun ist sie bei ihm auf dem Schlosse und spielt Artstötterin. Aus seiner Hochzeit mit Agnes Concin wird nichts. Sein beträchtliches Vermögen geht in drap d'or und drap d'argent, in Perlen, Diamanten und Wohlgerüchen aller Art für die Freundin auf.

‚Madame,‘ sagte er und fingerte auf ihrer Schulter herum. Sie fächerte sich, drehte den hübschen Hals, lauerte. — Er radebrechte, daß er ihr oben in einem Zimmer etwas Schönes zeigen wolle.

Sie fing zu lachen an. Es klang wie Kristallperlen auf Silber.

‚Fünf Uhren bald und keine Marie! Mueß schauen nach meiner Marie,‘ stand der Schinnagel auf.

An der Tür rannte der Biedere beinahe den Pfleger Weinmaister um, der sich trotz seines Podagras auf die Strümpfe gemacht hatte, die schöne Französin anzuschauen.

Ersagte Strümpfe waren dem Anlaß entsprechend von giftgrüner Seide, das Wams von rotem Racemoire; der Schnurrbart des Helden stand rechts und links von der Weinnase steif und spitzig in die Höhe; Hanf war in die Enden eingeflochten.

Artstötter stellte vor:

‚Paul Weinmaister. — Madame de Thirouy, Komtesse d'Arconville, d'Ovarville, de Tailly, de Crosne, de Gerfeuil, de Villerey und d'Espercienne.‘

All diese Titel legt sich die Schöne selber bei; ihr eigentlicher Name ist Martha Coton; ihr Vater war ein Feuerfresser.

‚Fraw, Fraw,‘ sagte Weinmaister, ‚ein Wunder ist geschehen, dann es ist im Hornung Mai geworden.‘

‚Plaît-il?‘ lächelte sie und tauscht einen Blick mit Artstötter, der sich die Lippen abbiß.

‚No!‘ herrschte Weinmaister in landesfürstlicher Pose die Hochzeitsgesellschaft an.

‚Eßts und trinkts und seids lustig, meine Kinder! Wer traurig is, der is a Sünder.‘

‚Wos habts denn da?' Er kostete von einem Teller mit Triät. ‚Pfui Teufel!' spie er aus. ‚G'segens Gott das Gfraß! Dieses seind meine Untertanen,' prahlte er gegen die Französin.

‚Wirtin!' brüllte er, ‚bringts mir Wein! — Aber firnen, das heurige Bauerngesüff ist nichts vor mich. Und ein' Anten bringet mir darzu!'

Er klimperte mit Geld. — Die Frau von Taille und Fauteuil soll wissen, daß er was ist und was hat; verd— mich Gott, die ist noch schöner als dem Klachl, dem Forster, seine Marie!

‚Sapristi la rose!' Die Französin soll sehen, daß er auch was kann; drei Flüche kann er auf französisch, vom Jesse hat er die seinerzeit aufgeschnappt. ‚Wirtin, der Braten ist ja zach wie ein Zwetschgenbam von Holz!'

Die Wirtin hat einen Tisch hergestellt, und der Gestrenge schmatzt und saust wie ein Drescher.

Schmatzend fing er zu renommieren an: Er ist von Stand, — seiner Mutter Bruder Vetter war ein Graf. Von seiner Mutter hat er 1000 bare Gulden ererbet; er hat einen Tisch daheimet von purem Schmaragd und viel Gerät aus Helfenbein, — und föllt Madame de Taille et de Fauteuil sich diese Raritäten einmal besichtigen wollen, abends, . . . beim Schein des Kerzenlusters von gediegenem Gold tun sie sich am besten machen.

‚Wie geht's denn Euer Frawen?' fragte bissig der Artstötter.

‚Schwach, — schwach, — immer hueften,' sagte Weinmaister melancholisch. ‚Die Jugend — ja — die Jugend!'

Artstötter lachte höhnisch. Ja, das ist's, du alter Hirsch!

Es geht auf 5 Uhren, beim Rössel fließt der Wein auf dem Boden herum. Über den Kirchplatz, von der Melkerseite kam im sinkenden Abend ein Mann müden Schrittes gewandert. Sein Rock ist verschlissen, die Schuhe sind zerrissen. Die Geige, die er in einem schäbigen Kalbfellranzen über den Rücken hängen hat, zieht ihm die eine Schulter tief hinunter; auf seinem hagern Gesicht brennen Fieberrosen; von Zeit zu Zeit kommt ein bellender Husten aus seiner Brust. Das ist der Landersperger Hansl, einmal Lehrer zu Melk, jetzt ein Vagabund, der von Ort zu Ort mit seiner Geige zieht und aufspielt, damit sein Weib und Kind nicht verhungern. In der letzten Zeit hat er sich gar nichts mehr verdient; denn seitdem er in Wieselburg im Arrest gelegen ist wegen Beschimpfung der Landräte, weisen ihm Wirte die Tür, wenn er mit seiner Fiedel kommt. Der Hunger von Weib und Kind treibt ihn heut nach Pechlarn, der bösen Stadt, wo sein Freund verraten worden ist. Das Herz hat ihm geblutet, und Tränen sind in seinen Bart geronnen, als er beim Schloß vorüberkam, und jetzt auf dem Kirchplatz packt's ihn noch mehr. Hier hat sein teuerer Herr mit ihm so oft geredt — so lieb. . .

Der kurze Atem zwingt ihn, beim Muttergottesbrunnen Halt zu machen und zu verschnaufen. Er huckt die Geige ab, leget den Arm auf die Brüstung und schließt die Augen. Müd ist er, müd . . . Ein Lächeln spielt auf einmal um seinen Mund, läßt die Zähne totenhaft vortreten. Er stellt sich vor, er hört ein hispanisches Roß herbeitraben, und eine fröhliche Stimme hört er: ‚Hans, bist du da?‘

‚Hansl, bist da?‘ ruft es wirklich, aber die Stimme ist ganz dünn und schwächlich. Die Person, die gerufen, kommt ihm von der Schloßgasse nach, ein blasses, verhärmtes, junges Weib, in einem abgerissenen Rocke und einer verwaschenen roten Joppe, an der Hand ein ganz kleines Mägdlein führend, das aus kornblumblauen Augen keck in die Welt schaut.

‚Ich hob gfragt, Hansl,‘ sagte die Frau, zum Mann beim Brunnen sich gesellend, ‚wir dürfen beim Wagnerschuester im Stadel schlafen.‘

‚Also — ist guet,‘ sagte der Mann. ‚Is all's eins . . . Jetzten gehn wir halt zum Rössel,‘ er huckte die Geige wieder auf. ‚Die scheren was z'samm,‘ horchte er auf die zigeunerischen Mißtöne hin, die aus dem offenen Tor des Wirtshauses kamen. ‚Da kunnten die Teufeln tanzen darzue.‘

‚Mir ziemt, es tanzend eh schon,‘ horchte das Weib auch hin.

‚Tanzen und springen, — und ihr Guttäter, der alls vor sie tan hat, liegt auf den Tod,‘ knirschte Hans.

‚Hansl, i bitt di,‘ bat mit gedämpfter Stimme angstvoll das Weib. ‚I bitt di um alls in der Welt, fang nit wieder von ihm an! Hansl!‘ Sie faßte mit ihrer zitternden seine beinige Hand; ‚hast mi gern und 's Kind, so tu z' wengst dahier nix von ihm rede!‘

‚Wie gern i di hab und 's Kind, weiß unser Herrgott,‘ sagte der Mann; ‚aber diesen Freund verleugnen tat i vor mein leibliche Muetter nit. Ihr alle wißt's nit, was er ist . . . . Tausend Meilen kannst laufen und find'st kein solchen nimmer.‘

‚Aber von Verleugnen sag i ja nit. . . . Nur nit alsfurt reden von ihm sollst,‘ bat Christine. ‚Mein Gott und Herr, ich sag nichts wider ihn, er ist ja ganz ein leutseliger Herr; aber was haben wir von seiner Leutseligkeit g'habt? — O wann i denk, wie schön wir's haben g'habt in Melk! — Unser Stüeberl und Kücherl — und 's Gartel — Jessas, 's Gartel!‘ lachte sie; dabei rollten ihr Tränen über die Backen. ‚Mein Kraut und Bohnen und Spenat!‘ Sie weinte immer mehr, der Mann legte seine Hand auf ihre Schulter. ‚O wann nur der nie zu uns kummen war! Wir brauchten jetzt nit umziehen, du mit deinem Huesten und i mit meine wechen Füeß, und uns von an jeden Falotten schimpfen lassen!‘

‚Füeß tan dir weh?‘ fragte er schmerzlich, mit der Knochenhand zärtlich ihren Rücken tätschelnd. ‚Wart, i kauf dir Schuch! — Frau, glaubst,

mir tuat's nit aa an? I' allererst weg'n dir und wegnan Kind, — daß ihr soviel ertragen müesset, . . . und dann wegen die Melker Kinder, daß jetzt der Rohrer dort sitzt und tuat meine Kindlein hauen! Aber Christin', das darfst nit sagen, daß der Ritter an unserm Unglück schuld is! Schuld bin ich, weilen ich ihn so lieb hab und nit von ihm lassen kann, — nein, ich kann nit von ihm lassen.' Er hob die Fieberaugen zum Himmel, der voll rosiger Lämmerwölkchen war.

‚In Schallaburg, weißt noch, Christel? Wie er in seinen Arm mich hat genommen? Ja, in seine Arm hat er mich beschlossen, und sein Haupt an meine Schulter hat er geleinet. O Christl, und sein Haupt, sein schönes Haupt —!' Er sah zum Himmel auf. ‚Bluetwölkerl,' keuchte er. ‚O Christl, sein liebes Haupt — wöllens ihm — abschlagen!' . . . Es rasselt in seiner Brust; er verhält sich den Mund mit der Hand . . .

‚Sixt es, mit solchene Reden rogelst 'n auf, den Husten,' jammerte Christine. ‚Wannst z'wengst den Lindenblühabsud trinken tatst, was i dir angsetzt hab.'

‚Mir nützt kein Absud nit, da drin is 's z'letz,' sagte er mühsam, an seinen eingesunkenen Brustkasten klopfend. ‚O ja, ein Mittul wüßt!' Sie sah ihn gespannt an. ‚Wann mein edler Freund, der Ritter Jesse, erledigt wär aus seiner ungerechten Haft, und ich könnte ihn schauen, und seine blauen Augen lacheten mich an, — an Stund wär ich gesund an Leib und Seel.'

Die Frau fuhr sich mit dem Handrücken übers Gesicht. ‚Kumm!' zog er seine Hungergestalt straff und schritt kräftig, aber nach wenigen Schritten schon erlahmend, auf das Wirtshaus los.

‚Ihr müsset heut noch warmes Essen haben, nützt nix, was! Maderl, kumm, kriegst guti Guti!'

Als sie in die Wirtsstube kamen, tat die Frau einen Fahrer.

‚Jes, Hansl, der Pfleger is da!'

Landersperger stand neben ihr, ihre Hand haltend, und lachte hohl.

‚Besoffen is er als ein Schwein. — I tat'n auch niechterner nit förchten. — Durt is der Artstötter. Der macht einer Hur den Narren und laßt seinen Befreund im Elend liegen . . . Christl, i sag' der's, es is nimmer schön auf der Welt; ham möcht' i!'

‚Hansl! Geh, Hansl!' Die ganze liebende, sorgende Seele der Frau sah aus ihren Augen. ‚Red nichts, — du weißt schon!'

‚Bist du a g'schreckte Henn!' scherzte er, gab ihr einen Kuß und schritt auf die Pultbank los; sie blieb mit dem Kind bei der Türe stehen.

‚Do kummt a Geigerlmann,' krähte der Klarinettist im höchsten Falsett.

‚Kumm her, kummst grad recht, die Fiedel hat si an Plutzer gfallen', trompetete der Pauker. Als freilich die Käuze sehen, wer der

Geigerlmann ist, werden die Gesichter lang; mit einem lutherischen Rottierer zusammenspielen tut kein christlicher Musikante gern. Aber — die Fiedel hat einen Plutzer, die Hozatleut wöllen tanzen, also Geigerlmann setz dich her, und vor heunt ist der lutherische Rottierer vergessen! Landersperger zwängte sich in die Bank, nahm seine Geige aus dem Ranzen und stimmte und warf unterweils hastige, stechende Blicke im Saal herum. Viel Brunner seind da! Und von Erlauf! Die seind nit gegen den Jesse. Nur die Pechlinger seind das verführte Judenvolk . . .

‚Ich ging einmal spazieren!‘ befiehlt mit Donnerstimme Winkler. Die Musikanten setzen sich zurecht, der Schleifer geht los. Sie spielen jetzt merklich besser und strammer als früher. Man merkt, daß einer unter ihnen ist, der's versteht.

Von der Tafel erhebt sich Paar um Paar. Der Boden bebt vom Stampfen der Männer, und die Dirnen springen auch nicht leicht. Immer mehr werden der Tänzer; sitzen bleibt fast niemand außer dem besoffenen Weinmaister und dem verliebten Artstötter, der mit seiner Marion flüstert. An der Schwelle der Stube steht Christine mit dem Kind. Ihre matten Augen haften fort an ihrem Mann; sie fürchtet sich auf den Hustenanfall, der dem lustigen Stück folgen wird. ‚Laridon daine. Qu'as-tu mon garçon?‘ Eine Wolke ist über Artstötters Stirn gezogen. — Armer Jesse! . . .

‚Das Leben ist ein Jammertal,‘ sagte Artstötter.

Marion de Thirour ist dieser Ansicht nicht. ‚Dansons, mon garçon?‘

‚Warum nicht? Dem armen Kerl ist doch nicht zu helfen.‘

Und unter den wilden Baurengestalten, nicht zwar wie Apoll unter Satyrn, aber wie ein Sybarit unter Kraftmännern, dreht sich der evangelische Ritter mit seiner Phryne. Er macht eine dumme Figur, aber sie ist ganz Grazie; während die Flegel ihren Landler hopsen, tanzt sie etwas wie Müsette; jeder Schritt enthüllt dem lusttrunkenen Partner neue Reize ihres verführerischen Leibes.

Mit hohlen Augen, wie der Tod die Schönheit, stiert Landersperger das Mädchen an.

‚Wann du nit warst, er hülfe meinen Ritter erlösen. O sag ihm's doch du, daß er ihn erlösen soll, so sollt du Gottes Segen haben, und wenn du eine zehnmal größere Metzen warst, als du bist!‘

Der Landler ist aus. Die Musikanten laben sich an Zwetschgenschnaps. Auch Landersperger hat ein Glas voll vor sich; er hält es in der einen und den Fidelbogen in der andern Hand, stiert groß vor sich hin mit gläsernen Augen. Es ist, als studierte er sich etwas aus.

Der Winkler mit seiner Büffelstimme donnert: ‚Jetzt, Musikmanner, ist einer, der uns singe das Hozatlied?‘

Da springt der Landersperger auf: ‚Ich sing euch's für, das Hozatlied.‘

‚'s Hozatlied! 's Hozatlied!‘ richten sich die Buben stramm, und die Dirnen wiegen schelmisch die Köpf. ‚'s Hozatlied!‘ kommen auch Wirt und Wirtin gerannt, denn beim Hozatlied gibt's immer was zum Lachen und auch zum Röhren.

Der Sänger trat aus der Pultbank und in Positur. Sein Weib faltete in ihrem Winkel die Hände und sah ihn flehentlich an.

Jetzt fängt er zu singen an. Das klingt so hohl und traurig, wie wann einer ausm Keller singt. Ist das das Hozatlied?

‚Alloanig muß er lieg'n in der eiskalt'n Stub'n;
Na Sankt Pölten hans bracht den arm' Waldviertler Bueb'n.
O sprecht, warumb mueß er in Kerker und Pein
Valass'n, ohnmaßen elendiglich sein?
Sein' Brudan, dem nahmens sei' Guet und sei' Haus;
Sei' Weib in da Hoffnung söllt ins Elend hinaus.
Da is er los auf den Priester, den grausamen Mann,
Und vor daß er denkt hat, so war's aa schon tan.
In Gachheit is's g'scheg'n; verzieh'n hat ihm Gott,
Doch das weltlich' Gericht, das verdammt ihn zum Tod.‘

Er hielt aus mit zitterndem Mund und keuchender Brust. Die Leute starrten. Jemand sagte: ‚Der Jesse is g'moant.‘ Der Artstötter war ganz weiß.

Mit lauterer, dringender Stimme fuhr der Sänger fort:

‚Heunt Nacht hot er denkt und hot si recht kränkt
An die seinigen Leutl drent und herent.
„Lieba Herrgott, habt's alli vagess'n auf mi?
Is koa Mensch, der a Herz hätt und a Lieb no vor mi?
Is dann koans, was mit meiner Frawen, der armen,
Und dem Kindlein, dem klein', hätt a wen'g an Erbarmen?“‘

‚Mein Gott!‘ murmelte da der Winkler. Sonst war alles still. Artstötter stand plötzlich, die Thiroux wild anschauend, auf. Landersperger aber sang, — es ist kein Melodie mehr, es sind grelle, mark- und beinerschütternde Schreie, die aus seiner kranken Brust, aus seinem treuen Herzen kommen:

‚Es Pauren! Erbarmt's euch seiner bitteren Not!
Ich bitt und beschwör euch beim heiligen Gott!
All's hätt er euch geben, er war euch so guet;
O laßt nit verderben das jung edle Bluet!
Ewer Vorandl hand unterm Steinhauer g'stritten;
Mit'm Puechenstuebner seins auf Sankt Pölten zueg'ritten.*
Tuat's alli imgleichen! Begreift's ewer Wehr!
Was dem Endl kein' Schand war, das sei euch ein' Ehr.
Auf, auf, nach Sankt Pölten! Mit Sengsten** und Stangen
Befreit's unsern Herrn, der zu Unrecht gefangen!
Fürm Henker tuat's retten seinen herrlichen Leib
Und für Jammer und Tod das holdseligste Weib!‘

* Im Jahr 1597. ** Sensen.

‚Jo wos dann? Krieg söll wir führen? Hörts es, das is jo der lichte Auflauf!‘ stiegen jetzt dumpfe Stimmen.

Die arme Christel schrie: ‚Hans! Hans!‘ Der Artstötter hatte die Hand am Schwert und rief: ‚Es mueß was geschehen!‘ Das Kätzchen aber griff in seinen Brustlatz, schaut ihn betörend an und wendet sich und läuft in ihrer Seide knisternd und rauschend davon, und ihn packt die wilde Lust; er rennt ihr nach.

Landersperger verfolgte das Paar mit einem trüben Blick, nahm dann all seinen Odem und alle Kraft zusammen und rief inbrünstig:

‚Wer ist ewer Hauptmann, wer führt euch in Waffen?
Ritter seind viel; die han andres zu schaffen.
Ich kenn an Schulmaster, viel lab* is da Mann;
Doch er tuat euch schön bitten: Freund', nehmet mich an!
Bi a bluetarmer Narr, hab koa Pferd und koa Schwert;
Aber im Herzen die Trew, die is auch was wert.
O Freund, kummts mit mir! Laßts alli euch werben!
Wir wöllen ihn erlösen oder wöllen mit ihm sterben.‘

‚Sterben? Vor den Lausbueb'n? Kruziferas, do halt ich mein Bluet zu wert!‘ schrie grell der Wachter, und alles in der Stube fing zu lärmen an.

‚Jo, schöntan hat er uns wie die Katz der Maus. Sie spielt si mit ihr, nacher frißt sies auf. — Und du, Landersperger, weißt, was das is? Das is Rebellion wider Kaiser und Reich.‘

‚Das St. Pöltinger Glumpert ist kein Kaiser und kein Reich,‘ schritt Landersperger, Schweiß auf der Stirn, auf den Schmäher ein. ‚Manner! Wer zeucht mit mir? Manner, in Jesu Christi Namen!‘

Der Winkler sprach mit dumpfer Stimme: ‚Wann er unschuldig wär, wir alli. Er hat aber die Muetter Gottes g'lästert und den Priester verletzt.‘

‚Winkler, Winkler! Wir seind alle Menschen! Hast du nie mit Gottsmarter gescholten und einem grausamben Dränger den Tod angewunschen? — Das ist asoviel.‘

‚Winkler, das is ein Rebell! Red nix auf ihm!‘ wettert Wachter.

‚Geh ham, Landersperger!‘ sagte Winkler. ‚Du steckst nix auf in dem Jesse und bringst dein' eigenen Leib in G'fahr.‘

‚Soll er verderben? O es Leut, habts ihr denn Herzen von Stein?‘ schrie Landersperger verzweiflungsvoll auf.

‚Wo — wo — wos gib — bibt's dann do?‘ grunzte eine Stimme vom Tisch her, wo bislang ein Ungetüm schnarchend gelegen hatte. Weinmaister setzte sich auf und glotzte blöd um sich herum.

‚Jes Marand Joseph!‘ kreuzigt sich die Landerspergerin. ‚Alles ist aus!‘

* Armselig.

A. Burger pinx.

Kuhhornshof.

Jos. Kösel autotyp.

Sie lief zu ihrem Mann, am ganzen Körper von Angst geschüttelt, und legte den Arm um ihn.

‚Was ist geschehen? Was ist das vor ein Alarm?‘ erhob sich majestätisch der weinselige Titan.

‚Der macht Alarm!‘ traten die Altpechlinger vor ihren Herrn und Meister.

‚Wer — der — a — ja, der Land—ders—dersperger!‘ blökte Weinmaister. ‚Alarm? — Du elendiger Hund, — davor, — daß wir dich noch nicht g'hangen haben! Da — her!‘ brüllte er.

Landersperger kam; er hatte seine Geige in der Hand und stand nun mit erhobenem Haupt vor dem Schlemmer.

‚Alarm machst du vor den Mordbuben, den Jesse, wie ich höre?‘

‚Vor meinen edlen Herrn und Ritter, der zu Unrecht gefangen ist.‘

‚Ha — ha — ha!‘ wieherte der Alte los wie über einen sehr guten Witz. ‚Zu Unrecht, ja, das ist es eben. Die Landrät, diese Trottel, nicht wahr? — Zu Unrecht, ja, zu Unrecht! — Wie dem sei, du bist zu Recht gefangen! Holts die Stadtwachter! In Turn mit dem Hund!‘

‚Hocher Herr, gestrenger Herr, Erbarmen!‘ winselte die Christine. Sie rutschte auf den Knien vor den Grausamen. ‚Mariandl, tu den hochen Herrn bitten! Herr, verschonet meines armen Mannes! Er ist eh ganz elendig; krank is er. Auf der Lungen hat er's.‘

Weinmaister sagte würdevoll: ‚Recht mueß Recht bleiben.‘

Aus der Wirtsstube hatten sie auf die Straße hinausgerufen. Schon dringen die Stadtwachter in die Stube.

‚Nehmts den und bringts ihn aufs Schloß!‘ befiehlt Weinmaister. — ‚Ziegler! Wo is der Ziegler?‘

Vom Tisch, wo er geruhig sitzt und trinkt, singt mit greller Stimme der Ziegler, dem Pfleger zum Hohn:

‚Wann i denk auf mei Fueßweh; wiari bin auf beide —.‘

Die Christel hängt an ihrem Mann wie eine Klette.

‚Geh, laß mich,‘ sagt er, ‚es muß sein!‘

Aber wie sie ankommen, ihn packen wollen und das Weib von ihm reißen, kommt's über ihn; die Geige krampfhaft umfassend droht er: ‚Kummt's nur nit nah!‘

Die machen aber kein Federlesen, reißen die Christel an den Haaren von ihm weg, reißen ihm die Geige weg und treten darauf.

‚Hunde!‘ schreit er; da trifft ihn ein Kolbenstoß vor die Brust, daß er niederstürzt. Nun brüllen sie: ‚Auf! Auf!‘ Aber er kann nicht mehr auf; in der kranken Brust pfeift und rasselt es; es reckt ihn, hebt ihn; ein Strom von Blut kommt ihm aus dem Mund, den mit Wein getauften Boden besudelnd.

Der Stadtwachhauptmann schalt: ‚Warumb hobt's 'n dann g'schlagen? Do schaugt's die Wirtschaft!'

‚Hansl! Hansl!' schrie die arme Christine. Laut weinend und heulend kniet sie zu ihm hin.

‚Is dir schlecht, gel, Hansl, is dir schlecht? — Wein, Wein! I bitt enk, Wein!' kreischt sie, mit Entsetzen gewahrend, daß er zu ziehen anhebt. Eine mitleidige Hand bietet ihr einen Becher voll. Sie setzt ihn dem elenden Mann an die Lippen, zärtlich flehend, daß er trinken soll; aber er kann nicht; der Wein lauft ihm übers Kinn in die Brust.

‚Nutzt nix,' röchelt er; ‚zu letz —, zu letz —.'

‚Mir scheint, mit dem ist Absterbens Amen,' sagte der Pfleger. ‚Es G'sellen seids zu häutig g'west.'

‚O Hansl, mei' Hansl, tu mir nit sterben! O Hansl, was tu i dann auf der Welt?' jammerte die Christine. Sie hatte seinen Kopf im Schoß und küßte ihm bald den Scheitel, bald den blutberonnenen Mund. Er scharrte mit den Händen auf dem Boden herum und lallte heiser: ‚St. Pölten. — Zeuchts aus, — Gottes willen, — Winkler, — zeuch aus!'

Das Mariandl fragt mit seiner Vogelstimme: ‚Mutta, was hat der Tatte?'

‚Von uns fahren will er, ich laß 'n aber nit. — Ich laß di nit, mein Hans, mei' Leben und mei' Freud!'

‚Christl,' lächelt er sie an, schrecklich wie der Tod und doch so lieb, ‚tu nit so! — Machst mir's ... so schwer! ... Gott wird di ... nit valasse.... Schau aufs Kind!' ...

Seine halbgebrochenen, stieren Augen irrten herum und hafteten mit einmal auf dem Richter von Brunn. ‚Zeuch aus!' keuchte er mit seiner letzten Kraft.

‚Beschütz ihn, ... errett ihn, i kann nimmer! ... Guete Nacht!' ...

Der Hansl von Melk ist tot, für seinen Freund ist er gestorben. Die arme Christl nimmt ihn in ihre Arme; mit den liebsten Namen ruft sie ihn; er hört sie nimmer, — er ist wohl froh um seine Ruh.

Über den Kirchplatz kamen ein Mann und ein Weib im Abenddunkel gegangen, Schinnagel mit seiner Frau. Sie ist in der Kirche geblieben, bis zugesperrt wurde, und er hat solang in Geduld gewartet.

‚Geben mueß was hab'n,' sagt Schinnagel. Vor dem Wirtshaus standen Dutzend von Leuten.

‚Wos hot's dann geb'n?' schrie Schinnagel hin. ‚Hobts g'rafft?'

‚Jo, g'rafft. Der Landersperger hot Auflauf g'macht, den hams niederg'schlagen.

‚Jesus!' murmelte Maria.

‚Ist er tot?' fragte Schinnagel, den Arm um das Weib legend.

‚Maustot.‘

Maria segnete sich. Mitten im Leben seind wir des Todes....

‚O du armer Mensch!‘ zitterte Maria in sich hinein. ‚Ostern nit g'halten, nie in kein Kirchen gangen, — und jetzt steht er vor Gott!‘

Schinnagel sagte ihr: ‚Wart a weng, mei Schatzerl!‘ und ging zum Wirtstor und ließ sich das Nähere erzählen. Da hörte er vom Lied, daß der ruchlose Mensch einen Bauernkrieg hätt wollen anzetteln für seinen Jesse; da hub sich aber alles wie ein Mann. Und ist keinem nit leid um den Lumpen....

Aus der Wirtsstube kam herzzerreißendes Weinen einer Frau. Der ist leid, sonst keinem.

Während der Forster noch vor dem Wirtshaus stand und mit den Leuten sprach, entstand weiter oben gegen das Schloß zu eine neue Ansammlung, die rasch anwuchs. Maria, die beim Brunnen auf ihren Mann wartete, eilte in plötzlich aufsteigender Angst zu ihm hinüber und fragte, was schon wieder los sei. Er wollte eben selbst fragen, da donnerte eine Stentorstimme, der Weinpropst ist es, über den Platz:

‚Alle meine Herren und Frawen laßt euch sagen, der Hammer hat sechs Uhren g'schlagen, und der Kaiser hat das Todsurtel unterschrieben; am Dienstag wird der Jesse hing'richt.‘

Ein später Hochzeitsgast aus Melk ist's, der hat die Kunde gebracht. Bisher standen zwanzig, dreißig um ihn. Jetzt im Nu belagern sie ihn zu hunderten. Der Platz wogt wie ein Bienenkorb zur Schwarmzeit, Lichter, Laternen kommen aus den Häusern; einer sagt's dem andern: Der Jesse muß sterben.

Dienstag umb acht Uhren hilft ihm kein Mensch und kein Engel mehr.

Schinnagel fühlte, wie das Weib sich fest an ihn klammerte und ein Stoßgebet herausstieß.

‚Meidula!‘ flüsterte er zärtlich und strich über ihre Wange. ‚Laß guet sein!‘

‚Nit,‘ bog sie den Kopf weg. ‚Mein Gott, — sein' Seel, — Gott sei gnädig und barmherzig.‘

‚Kumm, Meidl, kumm!‘ Eilends — er sieht, wie sie leidet — führt er sie gens Linzertor; aber mit ihnen, vor ihnen her, ihnen nach fliegt das schaurige Gerede, das durch die ganze Stadt sich verbreitet wie ein ausgetretener Strom.

Am Dienstag früh um acht aufm Breiten Markt fürm Stadthaus; — die Bühne wird schon aufgeschlagen; — er ist ganz zerrütt't, weint und bet't und ruft Gott zum Zeugen an, daß er unschuldig sterbe.... Sein' Fraw, die liegt in die Wehen zu St. Georgen bei ihrem Vatern im Haus....

Am End des Orts kommt dem Ehepaar ein Mann atemlos nachgerannt, schon von weitem rufend:

‚Herr Forster! ... Herr Forster! ... Will der Herr Forster nit murgen auf St. Pölten mitfahren? Fahren zwei Wägen, einer vom Aurezberger und einer von mir, umb sieben Uhr zu frühe; um zwölf Uhren seind wir oben; die Hinrichtung ist am vierten fruh. Möget nit fahr'n?‘

‚Fallt mir nit ein,‘ gab Schinnagel grob zurück. ‚Ein' Menschen in der Todesangst sehen, das sollen Bestien tun; wir seind Christen.‘

‚Aber er is jo do a mörderischer Ketzer, dem recht geschieht!‘ sagte der Rietmüller. ‚Wohr is's, manicher kann kein Bluet nit sehen. Ich kann auch ein Kalbel nit stechen sehen; ein Sau, ja, aber ein Kalbel nit. — Aber wisses, in St. Pölten ist das heilige Haupt des heiligen Hippolytus im Thomstift zu sehen und sonst viel wunderbare Heiltumb. Fahrts doch! Fahrts doch! Kost nur ein Schillig der Platz im Wagerl.‘

Dem Forster ist aber um das heilige Haupt ebensowenig als um die letzte Pein des Jesse. Er merkt es auch sehr gut, daß der Rietmüller bloß auf den Schilling happt.

‚Wirst schon wem anderst krieg'n,‘ sagt er trocken. ‚Wir, mein Weib und ich, schauen nach Wunder nit aus.‘ Und er tappte voran unters pechfinstere Tor. Maria blieb zurück.

‚Mir ist etwas herausgefallen,‘ rief sie. ‚Geh nur, ich hab's gleich!‘

Er schritt nichtsahnend durchs pechfinstere Tor hinaus auf die Brücke.

Maria aber lief zurück dem Rietmüller nach: ‚Halt mir den Platz, ich werde fahren!‘

Schinnagel wartete auf der Brücke im Wind und rief, als sie kam: ‚Hast's gefunden, was war's dann?‘

‚Mein Rosenkranz.‘

Ihre Haare flogen im Wind; ihre Augen leuchteten seltsam.

‚Was schaust denn?‘ sagte der Mann. ‚Geh, tu nit aso schauen!‘

Als sie im Kahn auf der pechschwarzen Donau zwischen den Schollen hinfuhren, bekam sie auf einmal einen Schüttelfrost und stöhnte: ‚O Maria, hilf, hilf!‘ Der Mann legte die Linke — die Rechte hatte er am Steuer — beruhigend um ihren Rücken.

‚Meidl, laß guet sein! ... Er hat's selm über ihn bracht.‘

Sie befreite sich von seinem Arm und sagte heiser: ‚Es ist nicht das.‘

Es ist nicht das. Es ist auch nicht der arme Landersperger. Es ist der Gedanke an das große, fürchterliche Werk, von Gott ihr auferlegt, das ihre Brust zusammenpreßt, ihr Blut vor Angst gerinnen macht, kalten Schweiß auf ihre Stirne treibt. Morgen wird sie fest sein und in Ruhe es schaffen das Werk, das todschwere; — jetzt ist sie auf dem Ölberg und leidet ihre Todesangst.

XXIX.

Kein Schlaf kam in dieser Nacht über Mariens Augen. Sie versuchte zuerst, sich dies und das für morgen auszudenken; aber wohl empfindend, daß sich hiedurch die Schwierigkeiten nur unüberwindlicher vor ihren Augen gestalteten, ließ sie alles Sinnen und Planen sein und betete. Das ist das einzige und ist auch das beste, was sie kann.

Die ganze Nacht betete sie; nur gegen Mitternacht schlummerte sie ein wenig ein an der Seite des in unruhigen Träumen sich wälzenden Mannes. Von zwei Uhr war sie dann wieder wach, und unter Gebet und Tränen erwartete sie die fünfte Stunde. Da glitt sie behutsam aus dem Bett; es war noch stockdunkel, aber sie hat mit Absicht das Muttergotteslämpchen abends nicht gelöscht. Sie legte ihre Wäsche an, von Zeit zu Zeit lauernd, ob der Mann schlafe.... Die Bübel weckt um diese Zeit kein Donnerwetter.

Der gute Lex! Sein Atem schnauft, und er lallt: ‚Woldl! — Fidelis!‘ — Er ist auf der Jagd.... Gut, gut!

In Hemd, Rock und Strümpfen, weiß wie ein Geist, stahl sich Maria zum Schrank, wo sie ihre Habseligkeiten aufbewahrte. Sie öffnete die Tür, es krachte; der Mann drehte sich im Bett um; sie wartete, bis er wieder ruhig war, nahm dann aus dem Schrank vorsichtig ihr schwarzes Kleid, den Kragen, die Haube, den Schleier und ein Gebetbuch. Die Kleider hing sie über einen Stuhl; mit dem Gebetbuch in Händen näherte sie sich der Ampel und fing an, mit größter Genauigkeit ein Blatt nach dem andern des alten Buches umzuwenden.

Was sucht sie darin, etwa ihre geistliche Verlobungsformel, von Pater Schwaigers Hand geschrieben? Das Bild, mit einigen Fäden aus dem Charfreitagsschleier der Mutter Gottes von Altötting beklebt? Das Endchen Tuch, das sie einmal heimlich vom Ordenskleid des unverwesenen Paters im Sarge abgezwackt hat, davor sie dann so große Skrupel hatte und meinte, es wär ein Kirchenraub gewesen? — Nein, alle diese Heiligtümer, die sie an die glücklichste Zeit ihres Lebens erinnern, läßt sie zwischen den Blättern ruhen; auch die schönen roten, blauen und goldenen Pergamentbilder schaut sie nicht an; was sie herausfucht, ist ein unscheinbarer, abgegriffener und eingerissener Zettel mit dem Bild einer Monstranz in gröbstem Holzschnitt und mit einem Gebet bedruckt, auf der Rückseite mit schwarzer Tinte dick beschrieben. Maria kann Geschriebenes nicht lesen, aber was auf diesem Zettel steht, weiß sie genau. Der Pfarrer von Krems, Matthias

Schlegel, hat am zwölften Christmonds die Maria Margareta Aichinger und deren Schwester Aloisia in die Fronleichnamsbruderschaft aufgenommen.

Lang hat sie sich zergrübelt, wie sie es denn angehen sollte, dem Jesse, der gewiß strenger denn andere Gefangene bewacht wird, sich zu nähern, und es wollte ihr gar nichts einfallen. Als sie dann den Psalter betete, fiel es ihr beim ersten glorreichen Geheimnis plötzlich ein: Du bist ja doch ein' Fronleichnamsschwester! Den Zettel mußt ja noch haben! Die Schwestern han in die Gefängnussen nicht minder denn in die Spitäler Zutritt; maßen ja der Zweck der Bruderschaft neben der Verehrung des Allerheiligsten auch das Besuchen der Kranken, Gefangenen, sonders der zum Tod Verurteilten ist.

Jetzt hält sie den Zettel in der Hand, wie fällt ihr da alles ein! O ja, ja! Die Aloisia war einmal bei einem Hauptdieb, und das Mariedl hat die Mutter nur darum nicht mitgehen lassen, weil das gute Patscherl zu sehr geweint hätt. Ja, damals hat sie noch ein weiches Herz gehabt, nicht eins von Stahl! — O Jugendzeit, o süße Zeit ohne Bitterkeit! Hätt'st dir's dazumalen nicht denkt, Marie, daß du würdest einmal in der Nacht aufstehen wie eine Diebin und dir den Zettel holen, um Einlaß zu einem Menschen zu bekommen, den du, du zum Tod überliefert hast.... Wärst du in Imbach eingetreten, der müsset auch nicht sterben. — Mit Gewalt schüttelt sie den Gedanken ab, der alle Kraft bricht, daß sie sich hinlegen könnte und weinen und schreien. Gottsnam, wenn's einmal nicht ist, es hat halt nicht sein sollen! Dort im Bett liegt dein Mann. — Und der ander, der hat sich selbst überliefert durch eine Tat. Du hast an ihm nur deine Pflicht tan. Laß das Strubeln, jetzo gilt's handeln! Es wird ja spät!

Sie streifte rasch den Rock an und fuhr in das Leibel. Das Futter knitterte. Schinnagel knirschte im Traum mit den Zähnen.

Das Kleinste ward mit einem Male munter und ruft mit seinem hellen Stimmlein: ‚Mama! Mama!' Sie erschrak. Jesu, daß der Mann nit wach wird! Sie stand flugs bei der Wiege und nahm das Kind, das sie mit riesigen Augen anschaute, heraus, riß sich das Leibel auf und setzte das Kind an. Sie zitterte dabei vor Angst; es lachte und fing wonnig zu saugen an; sie küßte es. Da fiel ihr das Kindlein vom Velderndorffer ein, und sie wurde traurig. Vielleicht kommt es eben jetzt auf die Welt unter Jammer und Tränen seiner armen Mutter, und morgen soll's schon ein elendiges Waislein sein; da fahren sie den Vatern aus zum Halsgericht; — o wie grausam!

Zum satten Josephle kommt alsogleich der Sandmann; die Mutter bettet's mit zarten Händen in seine Kissen; eilig wischt sie sich die Brust ab, schnürt sie das Leibel zu. — Horch, horch! Ist das nicht schon sechs?

Und nun soll sie davon, heimlich, ohne es dem Mann zu sagen? — Sie kann es ihm nicht sagen; er versteht das Geistliche nicht; jeden Tag bekommt sie zu ihrem Schmerz hievon ein neu' Beweistum. Er wird ihr verbieten, was Gott gebeut; — Gottes Wille über alles! Was hat die heilige Elisabeth getan? Und war doch eine guete Ehefrau! Schwer ist es ihr aber doch, — schwer, — so von ihm fahren. Sie ging auf den Spitzen zu ihm ans Bett, neigte sich über ihn:

‚Ich tät dir's ja sagen, mein guter Mann, aber du tatst mich nicht verstehen! Der fleischlich' Mensch begreift es nit, was des Geistes ist. . . . Gott wird's schon bessern zwischen uns. — Gott behüte dich!'

Sie hauchte einen Kuß auf sein struppiges Haar, — grabe Haar hast, ja, du Armer! — dann machte sie das Kreuz in der Luft übers Josephle und über die beiden älteren Bübel, nahm Weihwasser und huschte hinaus. Draußen hörte sie den Frühauf, die Broni, die im Kuhstall herumwirtschaftete. Sie trug ihr auf, dem Herrn zu sagen, sie, Frau, wäre nach Altenpechlarn. — Er mag glauben, zur Beicht; . . . er selbst muß heut nach Pöggstall, das ist recht; kummt er morgen heim, bin ich auch schon da, denkt Marie. — Sie eilte weiter zum Nachbarmann, dem Maurer. Sie klopfte ans Fenster und redete hinein:

‚Maurer, kann dein' Fraw auf meine Kindlein passen, dieweil ich fort bin? Der Herr geht heunt nach Pöggstall und ich nach Altenpechlarn.'

Maurer kam ans Fenster und grunzte: ‚Die Fraw wird zueschauen. — Habet ihr auch gehört, daß der Velderndorffer morgen gerichtet wird?' wollte er schwätzen anfangen.

‚Ich weiß es,' sagte Maria und schritt im Finstern davon. Als sie an der Donau angekommen war und im Licht ihrer kleinen Hornlaterne unter den Zillen, die hier lagen, die ihres Mannes suchte, kam in mächtigen Sätzen etwas von der Marbacherseite heran. Sie erschrak zuerst und meinte, es wäre ein Stierkalb. Da hört sie Bellen. Dies Bellen kennt sie. Ihr wird, sie weiß nicht wie. — Das ist sein Hund, von dem armen Menschen. Der sucht noch immer 's Herrl.

‚Kleserl, kumm!' sagt sie; er kommt angezottelt und bohrt seine kalte Schnauze in ihre warme, weiche Hand.

‚Ja, Kleserl, 's Herrl is nit do! Aber jazten' — ganz heimlich sagt sie das, als hätten die schwarzen Bäume und die weißen Steine rundum Ohren — ‚geh'n dein Herrl heimsuchen.'

Sie stieg in die Zille, ergriff die Ruder, und bald war das Schifflein auf hoher Donau. Die Fahrt war höchst mühsam, weil von oben noch immer Schollen kamen und die Ruderin allein war, kein Steuermann. Der Schweiß rann ihr von der Stirn, und sie hörte ihr eigenes Keuchen so

laut, wie wenn ein andrer neben ihr sich abmühte.... In der Nähe der Auinsel blieb sie im Eis stecken, und all ihre Kraft und Ströme von Schweiß kostete es, bis sie das Schifflein wieder ins offene Wasser brachte.

Im Osten zeigte sich schon ein Blutstreifen. O Gott, o Gott, nur nit z' lang kommen, nur nit z' lang kommen! Endlich — es mag schon auf sieben gehen — gewinnt sie bei Erlauf das Ufer. Sie warf die Kette der Zille um einen Weidenstrunk und rannte wie gehetzt durch den grauenden Morgen im Nebelreißen Stadtpechlarnwärts.

Das Linzertor war noch zu. Sie schrie: ‚Aufmachen!' Und als niemand kam, ergriff sie eine Rafern, die auf der Brücke lag, und schlug damit ans Tor. Das ward nun aufgetan, und der verschlafene Torwart riß Mund und Augen auf, als er die Frau mit der Rafern stehen sah ähnlich den webebaumbewährten Riesinnen der Vorzeit. Scheu drückte er sich in einen Winkel. Maria warf die Rafern weg, und fliegenden Schrittes eilte sie durch den Ort; im Hasten rief sie jemanden an:

‚Seind noch nit furt die Wägen nach St. Pölten?'

‚Asobald werdens fahren.'

Sie flog durch die Pfarrgasse über den Kirchplatz zum Rietmüller. Da stand schon der Plachenwagen mit zwei braunen Rößlein bespannt. —

‚Schleunt si die Fraw Richterin, die Fraw kummt bald z' lang!' grüßte der Rietmüller fröhlich grinsend und hob sogleich seinen Schilling ein. ‚Steigt die Fraw ein! Sehts es, unglaubige Thomas,' redete er unter die Plache hinein, ‚daß i recht g'red't hab!'

Maria fuhr zurück, als die acht roten, rot- und schwarzbärtigen Mannsgesichter sie unter der Plache hervor ansahen. — Sie ist das einzige Weib, und diese acht Männer, sie sieht es wohl, staunen, daß sie, ein Weib, mitfahrt. Das ist es, was sie dem Rietmüller nicht haben glauben wollen. Sie zog den Schleier vor und setzte sich ins äußerste Eckchen neben den Wälzl; sie machte sich so schmal, als sie konnte, und drehte die Knie ganz heraus zum Wagen.

Rietmüller bestieg den Kutschbock. Die Peitsche knallte, die Pferde zogen an.

Als das Gefährt durch die Schloßgasse rollte, erschien am Anfang derselben, vom Kirchplatz herüberschreitend, Wolfens vierschrötige Gestalt, und seine machtvolle Stimme übertönte den Lärm der Räder:

‚Es sads die Wahren! Statt daß 's auf enger Kuh und Zeller und Zwiefel schaugts, verfahrts enger Geld und schaugts den arm' Bueb'n in seiner letzten Pein an. Umb euch hat er's nit verdient. Ein' gemeine Banda sad's, schamts enk!... Und dort seh ich ein Weibsbild. — Die soll sich dreimal schamen, das ist von euch die aller —.' Das Wort bleibt ihm

in der Kehle stecken; sein scharfes Auge hat das Weib erkannt. Einen Blick wirft er ihr zu, — einen so herzlich, aber so herzlich verächtlichen, — dreht sich auf den Haken herum und stampft zurück zum Widdum.

Die Mannen lachten einander an: ‚Der Alt, wann er nur schimpfen kann; heunt is's der Bue und murgen seins mir.'

Maria wurde kerzenweiß hinter ihrem Schleier. Der Pfarrer hat sie erkannt, sein ungetrewes Beichtkind, das ihn zeit Weihnacht hero gemieden, weil sie das verdroß, daß er mit dem unglücklichen Mann Mitleid hatte. Und nun sieht er sie und *muß* glauben, daß sie in Gesellschaft dieser Kerle zur Hinrichtung fahrt; — für ein entmenschtes Weib muß er sie halten, — hält sie auch dafür, sein Blick hat ihr's gesagt. Sie legte die Hand aufs Herz.

‚Morgen da wird er's schon wissen. Aber bis morgen ist lange Zeit.' ...

Sie fuhren gen Melk zu. Die Mannen, die erst der Frau wegen sich etwas im Reden zurückgehalten hatten, wurden immer roher. Wie die Fleischerhunde, die den Geruch der Schlachtbank spüren und ganz aus Rand und Band sind vor Freude am Blut, so macht diese Männer, unter denen auch bessere Bürger sind, das erwartete blutige Spektakel förmlich rasend.... Bestialität spricht aus ihren Augen, geifert von ihren Mäulern, während sie sich unterhalten von der morgigen und anderen Hinrichtungen, ... von Brand und Raub, von scheußlichen, mit Unzucht verquickten Mordtaten. ...

Mariens reine Seele leidet wie ein frommes Kind, dem ein Wüstling Gewalt antut. Als sie es nimmermehr ertragen kann, da spricht sie:

‚Ich bitte, redet doch nicht solche Sachen!'

Der Felbermayer spottet ihr meckernd nach:

‚Ich bitte, redet doch nicht solche Sachen!'

Sie sind aus Rand und Band. In Pechlarn, wenn sie sie sahen, grüßten sie sie tief mit dem Hut, und jetzt haben sie vor ihr die Achtung, die sie vor einem Bettelmensch haben. — Sie fahrt mit zur Hinrichtung, darum verachten sie sie und halten sich nicht zurück vor ihr.... Umsonst sagt sie es in ihrer Herzensnot heraus, sie gehe ja gar nicht zur Hinrichtung; der Felbermayer höhnt sie aus:

‚Jo, jo, freilich, das heilige Haupt des heiligen Hippolytus ansehen geht die Frau, wir wissen es wohl; die Frau ist ja ein' heilige Frau,' und dann haben sie ein Gekicher und Geraune, daß sich ihr Blut empört, — sie am liebsten aus dem Wagen springen möchte. — ‚O Gott, o Gott, was legst du doch so Schweres auf meine Schultern!' weint ihre Seele immer aufs neue. Und das ist erst das Erste; das Letzte, ach, das Allerhärteste, kommt erst.... Sie klammert die Hand um den Rosenkranz, den sie in der Tasche hält, und betet, — betet. —

Und sie muß an Imbach denken, ob sie will oder nicht, an das Gärtlein, wo die Lilien blühen und die weißen Novizinnen umlaufen und tun die Lilien gießen. — Wärst du dem Herrn treu geblieben, könntest jetzt auch Lilien gießen, und alles wär nit, wie es ist.... Du ungetreue Braut, du hast's selbst über dich bracht!

In Loosdorf fängt es an leicht zu regnen. Die Männer fluchen. Wann ein Landregen draus wird, Kruzi... — pst! — Jo, da wird am End die Exekution in der Ratsstueb'n fürgenommen, und kein Mensch darf zue. Und hätten unsere Schilling umbsonst geschwitzt. —

Der Aurezberger fährt dem Rietmüller vor. Das giftet den Rietmüller, und er flucht wie ein Türk und peitscht die Pferde zuschanden.

Der Regen fällt stet. Es ist gar nicht kalt dabei. Nebel steigen aus den dunklen Tannen- und den kahlen Laubwäldern, schauen wie Scharen von armen Seelen oder Elben aus.... Einmal am Wege rasten die Pferde und stärken sich die Reisenden beim Leutgeb; das ist vor Prinzersdorf. Die Männer zechen gewaltig; Maria ißt ein Stückchen Brot mit Käse im Winkel. Sowie sie Prinzersdorf verlassen haben, belebt sich die bislang öde Landstraße mit Wagen und Reitern, und man hört viel von der Exekution sprechen. — Maria lehnt ihre Wange an die Hand und hält sich dabei das Ohr zu; sie will nichts hören.

Die Gegend wird flach und immer flacher. Sie hat diese Gegend nie gesehen. Der Regen fällt, und die Nebel tanzen über den Wäldern wie Hochgerichtgespenster. Vorn im Aurezbergerwagen schreit jemand: ‚St. Pölten!' Der Rietmüllerwagen nimmt die Reib; da ruft auch der Rietmüller: ‚St. Pölten!' Im grauen Nebel sieht man Türme und Mauern....

Die wackeren Pechlinger, vom Prinzersdorfer Wein duselig, werden auf einmal alle munter.

‚Jo, St. Pölten! Sixt den Turn? Der ist vom Dom. Dort is's Rathaus. Franziskaner! Wo is dann das Wilhelmspurgertor? — Narrentattel, wir fahren jo darauf zue! Wo die steinern Köpf herschauen. — Ho jo, i sieh's schon. Der dicke Turn in der Mitt, do sitzt jetzt der Herr Jesse. Wird ihm nit recht schmecken 's Essen heunt. Jucken wird's ihn am Hals. — Jo, Herr Jesse, jetzt kummen die Philister von Pfaffstätten Ewer Halsgericht anschauen! Das hätt ihm der junge Herr nit traumen lassen zu Leopoldi, wie er uns vom Roß herunter hat g'spott und verhohnekelt.' —

Maria warf einen traurigen Blick auf das Tor, das mit einem riesigen, grauen Turm, mehreren kleinen Türmen und anderen Zubauten fast wie eine kleine Stadt aussah; dann sah sie weg; das Wasser kam ihr in die Augen. Hier liegt er jetzt im Elend, der junge Bursch, der lustige

Vogel;... alte Leut brauchen nit sterben, er muß.... In dem Augenblicke vergaß sie, was er Böses getan, vergaß sogar, warum sie herkommen ist, und kann nur einen Gedanken fassen: Du armer Mensch, du armer Mensch!

Der Wagen fuhr über die Brücke und am Torturm vorbei. Die Leute machten einander aufmerksam, daß vor dem Turm und im Rondel Soldaten lagen. Jemand erzählte, es wären Buschière, Dragoner aus Wien, eigens des gefährlichen Hauptketzers wegen hergesandt zu seiner besseren Bewachung.

Rietmüller fuhr durch die Linzerstraße hinauf zum Domplatz. Im Lueglein, dem Klosterwirtshaus, wird er seine Gäste absetzen. Der Aurezberger fahrt zum Hirschenwirt.

In der Mitte der Linzerstraße angekommen fuhr der Rietmüller langsam. Hier gab es viele Menschen. Von der linken Seite her hörte man mächtiges Hämmern wie von einem Zimmerplatz, und die Menschen fluteten durch ein schmales Gäßchen ab und zu.

‚Dort drüben ist der breite Markt,‘ sagte der Rietmüller. ‚Dort wird die Bühne aufg'richt.‘

‚Sieht man's?‘ sprangen alle im Wagen auf. Maria verhielt sich die Ohren; ihr Herz setzte aus; sie meinte aus dem Wagen fallen zu müssen. Zu sehen ist nichts. Aber die gräßlichen Schläge sind ebensoviel Nägel, die man ihr hineintreibt ins Herz....

Die Pechlinger sprangen alle vom Wagen. Sie kummen nach zum Lueglein; sie wollen die Bühne sehen.

Maria stieg auch aus. Sie zog den Schleier vor das Gesicht und legte noch die Hand über den Schleier, um nur ja nichts von dem Schrecklichen zu sehen, was sich in nächster Nähe vorbereitete. Sie fühlte sich elend; trotzdem ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte sogleich an ihr Werk. Dieses gräßliche Pochen dort drüben treibt sie an wie mit Geißelschlägen. Schnell, schnell, der Tod, der Tod lauert schon! Aufm Breiten Markt sitzt er und lauert auf den Leib; rette, rette die Seele!

Sie stand vor dem mächtigen Gebäude. Der alte, fürchterliche Turm sah sie an wie ein wilder Riese und die kleineren Türme rundum wie dessen Gefolg von Kielkröpfen.

Sie schritt, das Haupt gesenkt, den Schleier herabgezogen, auf das Zwingtor zu. Dragoner und Bürgerwehr lagen davor. Das Tor war offen, aber eine Kette vorgezogen. In der schwarzen Einfahrt sah man auch Dragoner.

Maria fühlte an den Busen; da steckt der kostbare Zettel grad überm Skapulier. Stattlich sich aufrichtend schritt sie auf den Dragonerleutnant zu. Will der Herr sie hineinlassen? Sie hat drin zu tun.

‚Was und bei wem?‘

‚Beim Herrn von Velderndorff.‘

‚Zu dem darf niemand dann der Beichtvater. — Strikter Befehl vom Landmarschall.‘

Maria zog den Zettel aus dem Busen; dabei fiel der Schleier zurück, und man sah ihr Gesicht.

‚Ich bin eine Fronleichnamsschwester,‘ sprach sie, den Zettel dem Offizier bietend.

‚Ah!‘ Er maß sie. Dann hielt er den Zettel unter die Nase.

‚Richtig.‘ Der Marssohn kann nicht lesen; die schöne Schwester braucht das nicht zu merken. ‚Passiert!‘

Die Sperrkette vor der Einfahrt fiel nieder; sie schritt zwischen den glotzenden Soldaten durch. In der Einfahrt wird sie von einem Hausbedienten angehalten; der Zettel tut aufs neue seine Wirkung; der Diener schickt sie zum Kommandanten.

‚Wohnt im ersten Stock, dritte Tür.‘

Die Stiege war halsbrecherisch, von schießschartenartigen Fenstern schlecht erhellt. Der Zugang zur Kommandantenwohnung sah desolat aus. Der Vorraum war eng und mit schmutzigen Ziegeln gepflastert. Kreuzspinnen groß wie Maikäfer krochen aus den Mauerlöchern. Maria dachte: ‚Mein Gott, wenn's da schon so wüst ist, wie wird's erst aussehen, wo die armen Gefangenen hausen!‘

Sie klopfte an die dritte Tür, die mit Dreikönigskreide beschrieben war. Ein Frauenstimme schrie zänkisch heraus: ‚Wer is's?‘

‚Ich, eine Schwester von der Fronleichnamsbruderschaft.‘

Sesam öffne dich, die Tür fliegt auf, der Hausdrache des Kommandanten, eine Alte mit einer Hakennase, stechenden Augen und spärlichem, grünlichschimmerndem Haar, grüßt die geistliche Schwester, teilt ihr mit, daß sie selbst Mitglied der Gürtelbruderschaft ist, und führt sie sogleich zum gnädigen Herrn.

Dieser sitzt in einem geraumen Gemach voll Heiligenbilder an einem Schrank, der zugleich Schreibtisch ist, und kleckst soeben sein dickes ‚Vidi‘ auf ein mit gewässerter Tinte in bebenden Zügen beschriebenes Briefblatt.

‚Wer ist die?‘ staunte er, als er der Eintretenden gewahr wurde. Mit ihrem edlen, blassen Gesicht, mit dem weißen Kragen und schwarzen Habit sah sie wie eine aus dem Rahmen gestiegene Chantal aus.

‚Was wollt Ihr?‘ fragte er beinahe ehrerbietig.

Sie aber sprach mit bittender, lieber Stimme, — die Heiligenbilder rundum heimelten sie an und ließen sie hoffen, der Herr werde gut sein: ‚Euer Gnaden, ich bin gekommen, mit dem gefangenen Herrn von Veldern-

dorff zu sprechen. Wollet mir Zulaß gewähren! Ich bin eine Fronleichnamsschwester, und wir haben das Privileg.' Und sie legte ihren Zettel auf das Schreibpult neben den vidimierten Brief.

Der Beamte sah den Zettel an, sah das schöne Weib an, plötzlich verzog sich sein schlecht rasiertes Gesicht zu einer verletzenden Lache: ‚Die gut Fraw will diesen Kerl vielleicht gar bekehren? Das ist fameux.'

‚Ja, mit Gottes Hilf,' entgegnete sie treuherzig.

Sein Lachen verflüchtigte sich schnell, und er sagte kopfschüttelnd:

‚Es wird Euch nicht gelingen. Über einen Mensch, bei dem der Pater Mulli nichts ausrichtet, kann man das Kreuz machen. Außer die Fraw hat besondere Hilfsmittel, die einem Pater nicht zu Gebot stehen.'

Maria hörte die Zweideutigkeit nicht heraus.

‚Ich hab' die Sach' Gott empfohlen,' sprach sie innig, die Augen zum Himmel hebend. ‚Er wird mir auch, wenn's not ist, ein besonderes Mittel finden lassen.'

Der Kommandant grieflachte in sich hinein, stand auf und zog eine Schelle, und es erschien der Drache. ‚Der Jorig soll kommen!'

Eine Viertelstunde war Maria mit dem Beamten allein. Er saß am Pult, scheinbar schreibend und in Wirklichkeit in ihre Reize verschaut. Sie sah mit ihren strahlenden Augen die schönen Heiligenbilder an und dann die übrigen Einrichtungsstücke des Zimmers.

Auf einem Tisch lagen Packete, zwei in Papier, zwei in zerrissene Tücher eingehüllt, mit Spagat verschnürt. Sie dachte: ‚Wer denn so schlecht zusammenpackt, ich hätt's besser gemacht . . .' Sie näherte sich dem Tisch; ihr Ordnungssinn trieb sie, das eine Packet, das förmlich auseinanderfiel, festzubinden. Der Kommandant beobachtete sie von seinem Schreibtisch aus und sagte:

‚Weiß die Frau, was das ist? Das seind Vermächtnisse von dem Lumpen, den Sie eben besuchen will. Sein Geld ist zum Teufel, recte fiscus, sein Schloß ist unterm Hammer, aber er besitzt noch zwei ganze Anzüge, vier Hemden, vier Paar Strümpf, einen Ovidius, eine gestickte Brieftasche, mit nichts drinnen, ein Medaillon, — also wird testiert: Das bekommt der teure Bruder Hans und das der innigstgeliebte Freund Sigmund Landersperger, — das Medaillon bekommt's Weiberl . . . Mein' Seel, das Weiberl tut mir leid. Ein Gesichterl wie ein Wachsengel. Die hätt' einen andern Mann verdient.'

Maria hatte unter diesen Worten ihre Hand vom Packet, das sie anfassen wollte, zurückgezogen. Die letzte armselige Habe von einem zum Tode verdammten Menschen, — rühr' nicht dran, das ist was Heiliges! — Und der Mann macht Spaß darüber! O, der ist nicht gut, nicht gut, wenn auch der ganze himmlische Hof im Zimmer herumhängt . . .

Es wurde ihr auf einmal schwül in dem heiligen Zimmer. Sie fühlte jetzt auch, daß der Herr vom Schreibtisch sie immerfort ansah, mit sehr sonderbaren Augen. ‚Seid Ihr ehlich, Frau?‘

‚Ja, Euer Gnaden!‘

‚Habt Kinder?‘

‚Ja, Euer Gnaden!‘

‚Frau —!‘ stand er auf. Dieser Blick ist schlecht! Jesus! Sie wich gegen die Tür zurück und rief den Schutzengel an. Gott wollte es, daß in diesem Augenblick der Schließer erschien.

‚Diese Frau führ' zu dem Kerl, der morgen abgeköpft wird!‘ herrschte der Herr Plöckner höchst ungnädig. ‚Frau, wenn Sie's geschaffen hat, kommt Sie wieder zu mir!‘

Maria tat, als höre sie nicht, grüßte steif mit dem Kopf. Hoch auf atmete sie, als das ‚heilige‘ Zimmer hinter ihr lag.

Der Schließer, ein alter Graukopf mit fröhlichem Weingesicht, führte sie die bröckelige Stiege wieder hinab, auf der sie gekommen war; dann auf einer Wendelstiege weiter abwärts. Jetzt, wo sie so nahe an ihrem Ziel, kam ihr erst wieder die lähmende Angst von gestern. Ihr Blut fing an kalt zu rinnen, und zitternd suchte sie nach ihrem Rosenkranz.

Sie frug mit versagender Stimme: ‚Saget mir . . ., wie ist denn der Herr v. Velderndorff jetzt, ist er sehr wild?‘

‚Mein Gott,‘ sagte der Mann, ‚bald so, bald so! . . . Er tuat einem recht erbarmen . . . Vor daß die Bestätigung kommen ist, hat er recht trutzt. Die Bestätigung ist am Samstag kummen. — Gibt die Frau acht, daß sie nit fallt! Wir krieg'n noch zehn Stuefen und einen Stock, nur stad! — Jo, da is die Bestätigung kummen. In der Früh hab' ihm noch die Suppen bracht, da war er lustig und sagte mir: „Jorig, denk dir, mir hat tramt, der Kaiser hat mich begnadiget!“ Eine halbe Stund später sind die Landrät kummen und han ihm den Tod angekündigt. War am Samstag.‘

‚Am Samstag,‘ sagte Maria vor sich hin, ‚wir haben's Sonntag g'hört.‘

‚Jo,‘ sagte der Alte, ‚war am Samstag. Er hat zu die Herren gesagt: „Ich bin froh, daß ich bald erlöst bin;“ das war aber aa nur so g'redt. Wie er ist in die Sünderzellen geführt worden, hat er seine Händ zum Himmel aufgehoben und geschrien: „Mein Gott, du weißt, wie's war, und wie ich derzu gedrungen war; ich bin schuldig, aber die Frau, die mich verraten hat, die ist nicht unschuldig!“‘

‚Hat ers verwunschen?‘ fragte Maria ganz leise.

‚Wen dann?‘

‚Dieselbig Frau?‘

‚Nein.‘

Sie waren am Fuß der Treppe angekommen und befanden sich in einem halbdunkeln, engen Gang mit ganz unebenem Boden, auf dem Mörtel und Scherben lagen; das spärliche Licht fiel durch Kellerlucken ein.

‚Jetzt seind wir zu unterst im Turm,‘ erklärte der Wärter; ‚wann der Stadtgraben voll ist, kann man da nit sein, aber jetzt ist er trucken. Von hier ist kein Auskommen. Daher seind hier die Verurteilten und die, so schon einmal ausgebrochen sind.‘

Etwa zwanzig Schritt ging Maria hinter ihm; da deutete er gegen eine Tür, vor der zwei Dragoner auf- und abschritten.

‚Da liegt er. Das ist die also genannt Georg-Prunnerkeuchen, weilen der Prunner drin enthaupt ist worden. Das ist aber gar lange her.‘

Die Dragoner, als sie das Weib erblickten, riefen: ‚Halt da!‘ und streckten ihre Schwerter vor. Da sprach der Schließer:

‚Die Fraw hat Zulaß, ist eine geistlich Schwester.‘

Die Schwerter senkten sich. Der Schließer löste den Schlüsselbund vom Gürtel und steckte einen Schlüssel an.

Maria hatte Herzklopfen und Brausen in den Ohren; wie von fern hörte sie die Stimme des Schließers, der ihr erzählte, daß der arme Sünder den ersten Tag viel gebetet und evangelische Lieder gesungen; auf die Nacht hab ihn aber die Todesangst packt und die Verzweiflung; da hab er geschrien, daß man's auf der Stiege hören kunnt: ‚Mein Gott, warumb hast mich verlassen!‘ und denen Dragonern hab er sein Herz gewiesen und gebittet, sie söllten da zustoßen mit ihre Schwerter; also habe ers trieben, daß man ihm Eisen anlegen müessen, die trag er noch zur Stund.

Maria war erschüttert. So kläglich geht es aus mit dem schönen, stolzen, dem lustigen Herrn.

‚So,‘ sagte der Schließer und stieß die Tür auf.

Maria segnete sich, dann sprach sie zurück auf den Schließer:

‚Sperrt nit zu hinter mir!‘

‚Das mueß ich, aber ich warte bei der Tür.‘

Mit zitterndem Fuß überschritt sie die Schwelle und betrat den Kerker, der lichter als der Gang und nicht besonders kalt war. Nichts rührte sich als eine Fliege, die im bleichen, durch das vergitterte Fenster einfallende Licht summte.

Maria stand, die Hände unter der Brust verschlungen und schaute herum.

Ach Jesus! Dort im Dunkel! Bretter sind dort über den gestampften Erdboden gelegt, und auf den Brettern ist das Bett gemacht. Dort sitzt er, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, das Gesicht im Schatten; seine Hände, das sieht sie trotz dem Schatten, halten ein Kreuz.

‚Maria vom Taferl, hilf, hilf, heilige Katharina!‘ betete sie, und dann ganz leise sagte sie den christlichen Gruß.

Er drehte sich auf seinem Lager um. Was ist das für eine Stimme? Mit seinen hohlen, blauen Augen starrt er das Weib an, — plötzlich springt er auf, in seinen Ketten rasselnd, wilden Blickes. Ja, sie ist es! Ja, sie —, die ihn verraten, den Priestern ja ausgeliefert hat; ohne sie hätt er die Tat nicht getan und läge er jetzt nicht hier! Da kommt sie, die Heilige, ihn in seinem Elend anschauen, und dann trägt sie's den Pfaffen zu. Gelegen ist er und hat geweint und gewinselt . . . Nein, du Weib du, so sollst du ihn nicht sehen!

‚Was sucht die Frau da?‘ versuchte er, seinen spöttisch herablassenden Ton aus alter Zeit anzuschlagen, zieht dabei seine noch immer schöne Figur so stramm, als die schweren, seine Gelenke belastenden Fesseln es gestatten.

‚Will die Frau mich im Elend sehen und sich freuen an ihrem Sieg über mich? Ja, ich bin erlegen; die Dummheit hat dem Geist obsiegt und die Gans mit ihrem Schnabel den Adler zuschanden gehackt . . . Aber darum ist der Adler doch ein König, und die Gans bleibt eine Gans.‘

Er lachte über seinen Witz, man sah alle seine Zähne; sein Gesicht war stark eingefallen, gelb, nur an den Backenknochen von Fieber und Tränen aufgezogen.

‚Die Geschichte ist schon so oft passiert, daß ich mich gar nicht unglücklich fühlen brauche . . . Dem Apostel Paulus ist's so ergangen, und Cicero und König Karl von England sind gestorben durchs —.‘

Er fuhr sich mit der Hand ins Gesicht; er nennt es nicht, das Gespenst, das scheußliche, das nach ihm zielt und züngelt — das Schwert.

‚. . . In Pechlarn wär' ich ganz anders dagestanden, wenn ich mich nicht soviel geärgert hätte. Heute sollen sie uns konfrontieren, heute!‘ schrie er, von Aufregung geschüttelt; alle Wunden, die seinem hoffärtigen Herzen geschlagen worden sind an jenem Tag, fangen zu toben an beim Anblick seiner Überwinderin.

‚Da würde ich reden. Nicht mehr Ehre dieser Frauen, sondern Ehre diesem Mann hieß es dann. Ach was, — ich hab's hinter mir! Und jetzt seid Ihr also da und lacht mich aus, Frau Judith von Pechlarn!‘

Maria hatte ihm zugehört, als gehe seine Rede sie gar nichts an. Der arme, elende Mann, laß ihn sich ausschimpfen, vielleicht tut's ihm gut!

Als er ruhig war, sprach sie mit ernster Stimme: ‚Der Herr söllt sich nicht mit die alten Sachen martern. — Der Herr tut mich verkennen; ich komm gewiß nit her, ihn auslachen oder an seinem Mißgeschick mich freuen. Es tut mir vielmehro sehr leid, daß es vor den Herrn so hat kommen müssen. Ich hätt' aber an den Herrn ein Gebitt, und darumb bin ich hier.‘

Er sah sie fragend, zugleich freundlicher an. Ein Gebitt — so was freut ihn. In der Rolle eines Gönners gefällt er sich seit je, mehr, weil er eitel, denn weil er gut ist.

Und Maria hob ihre Augen und ihr Herz zu Gott und rief Maria und die hl. Katharina an und sprach laut und fest wie zu Marbach im Kretschan, als sie ihm die Kommission ankündigt:

‚Der Herr ist jetzt so nahe der Ewigkeit. Darumb bitte ich den Herrn gar herzlich und ernstlich, er möchte an seine Seele denken und möcht' den Beichtiger kommen lassen und seinem falschen Glauben entsagen und seine Sünden bekennen und das heilig Sakrament des Altars empfahen.'

‚Und was denn sonst noch?' fragte er.

‚Was sonst noch not ist, wird Euch schon der Beichtiger sagen.'

‚Steht er draußen?'

‚Nein, aber ich kann ihn holen,' rief sie freudig.

‚Halt, es ist nicht not!' streckte er die Hand aus. Jetzt erst merkt sie, woran sie mit ihm ist. Auf diese Ironie ist sie nicht eingeschult.

‚Der Herr will nicht?'

‚Nein, der Herr will nicht.' Sein Hohn schneidet in ihr Herz. So weit ist sie hergefahren, so viel ausgestanden hat sie. Sie fängt vorzustellen an, obwohl sein Gesicht ihr sagt, daß er auf nichts eingehen wird.

‚Es ist ja viel von dem Herrn verlangt, ich weiß es; aber der Herr wird dafür solchen Trost und solche Süßigkeit haben. Von der Beicht da wird einem im Herzen so wohl, so leicht ... Der Herr wird's erproben, — und die heilige Kommunion — o was ein Glück tät ihn da erwarten nach allen seinen Schmerzen!'

‚Weiß auch der Herr, daß es nit zwei Christi gibt und also nit zwei wahre Kirchen geben kann? Weiß er, daß Jesus zum heiligen Petrus gesagt hat: „Weide meine Lämmer!" und ihm die Bindegewalt hat geben? — Des heiligen Petrus sein Nachfolger ist aber der Papst zu Rom. Und weiß der Herr, daß sieben Sakrament von Gott seind eingesetzt, nicht drei oder zwei, wie die Unkatholischen sagen? Der Herr sollt das alles denken, so wird der Herr in einem Glauben, der nichts dann ein zerstümpeltes Christentum ist, nicht ein' Stund mehr beharren.'

Sie kam in immer größere Wärme; die Argumente, die wohl nicht alles Perlen waren, flossen perlgleich von ihren schönen Lippen.

Jesse schritt im Kerker, die Beine schleppend, auf und ab und sah mit seinen fieberglänzenden Augen nach dem Stand der Sonne aus. Noch neunzehn Stunden, rechnete er. Auf das Reden der Frau gab er kaum acht.

‚Will der Herr nicht den Beichtiger holen lassen? Ich bitte gar schön.'

Nicht was sie sagt, nur der vizioſe Zirkel regt ihn auf. Sie kann eine Stunde ſo fortmachen.

‚Laßt mich doch! Ich werde es nicht tun.‘

‚Hat denn der Herr nicht gehört —?‘

‚Ich hab gehört, ich hab gehört.‘

Angſt faßt ſie. Er will nichts reden; er laßt ſich nicht anfaſſen. Streiten und ſchimpfen wenn er würde! Es wird umſonſt ſein, und du wirſt ſo fortgehen müſſen. — Die arme Seele geht in Verlor. Das darf nit ſein! Gilt's, was es gilt!

‚Herr Jeſſe!‘ Ihre Stimme wird drohend, ihre Augen leuchten ihn zornig an. ‚Unſer Herrgott laßt nit mit ihm ſpielen. Morgen um dieſe Zeit werdet Ihr im Sarg liegen, und Ewer Seel iſt vor Gott!‘

‚Jeſus, Jeſus!‘ keuchte er. Im Sarg, ſchreckliches Wort! Er lebt ja noch, ſein Blut iſt warm, ſeine Muskeln ſpannen ſich! Das alles ſoll morgen ein Kadaver ſein — im Sarg? Entſetzlich! Er glaubt's noch nicht, — kann nicht. —

Sie ſah, wie er außer ſich kam; da ſchrie ſie noch dringender, die ganze Kraft ihres Glaubens in ihre Worte legend:

‚Herr, Ewer Leib iſt verloren und kein' Rettung! Ihr müßt an Ewer Seel denken, es iſt die letzte Stund!‘

‚Ich denk an meine Seel,‘ ſagte der Unglückliche. Er ſchleppte ſich an ſein Bett und nahm das Kreuz vom Kiſſen und wies es Marien.

‚Da ſchaut, mit dieſem Kreuz iſt mein' Mutter geſtorben! Sie hat's in einer Hand gehabt, die andere hat ſie auf meinen Kopf gelegt und hat geſagt: „Bub, bleib deinem Glauben treu!“ Mit dieſem Kreuz und treu meinem Glauben werde ich ſterben, und ich hoffe ſonder Zweifel, daß mich mein Chriſtus nicht verſtoßen wird.‘

‚Auf dem Kreuz iſt kein Chriſtus, es iſt nicht das recht,‘ ſprach Maria. ‚Wer wird Euch Eure Sünden vergeben? Es geht nichts Unreines in den Himmel ein, und Ihr ſeid gar ein großer Sünder.‘

‚Was hab ich denn ſo Böſes getan?‘ fragte er.

‚Das wißt Ihr nicht? Den Prieſter habt Ihr verletzt mit mörderiſcher Hand; die heilige Kirche habt Ihr verfolgt und das Heiltum Unſerer Lieben Frau zerſtören wöllen.‘

Jetzt fährt ihm das Rot auf; ſeine Hände ballten ſich und zuckten krampfhaft.

‚Wie es mit dem Prieſter damals war, weiß Gott, und Ihr wißt es auch. Ihr wart dabei, wie er mich geſcholten hat; auf Ewere Wort hin hat er mich verdammt; — ich will nimmer drauf denken, es iſt fürbei. — Mit dem Bild aber‘ — er reckte ſich auf und zog die Fäuſte

an die Brust, und seine Augen brannten auf — ‚da war ich im Recht. Nehmt mir jetzt meine Ketten ab, ich geh hin und zerstör' es noch heute! Ein Schandfleck, eine Schmach Gottes und der Menschheit ist das Bild! Gott ist die Schönheit; ihr habt einen Weibsteufel zu Gott gemacht. Und das soll Sünde sein, daß ich gegen Euren Aberwitz zu Feld gezogen bin? Ich soll es Eurem Pfaffen beichten, nicht wahr? — Morgen,' — er hob die Hand zum Himmel, — ‚wenn ich unterm Schwert liege, will ich beten um Feuer vom Himmel über Euren Greuel.'

Er hielt inne, am ganzen Körper vor Aufregung zitternd. Das Weib aber in ihrer Entrüstung, daß er jetzt und hier die Heilige zu schmähen wagt, in ihrem Schmerz, daß das Werk, wozu sie Gott berief, an seinem Starrsinn scheitert, vergaß sich, und Worte scharf wie Schwerter kamen von ihren sanften Lippen:

‚Feuer wird kommen, aber Euch wird's brennen! — Geht hin mit Eurem falschen Kreuz und Eurem falschen Glauben und Eurem Herzen voll Lästerung!... Ich möcht den Ort nit sehen, wohin Ihr kommt. Gestert ist einer bei uns droben gestorben ohne Sakrament, unglückselig.... Ihr wisset Eure Stunde, ihm war seine nit bekannt.'

‚Wer ist gestorben?' fragte Velderndorff; eine plötzliche Angst verschlug ihm fast die Stimme.

‚Der Landersperger.'

Noch im Sprechen reut sie's. Aber es ist heraus.

Er ward weiß wie die Wand, gegen die er taumelte.

‚Es ist nicht wahr!'... keuchte er. ‚Eine Lug ist's,... ich laß mich nicht anlügen.'

Sie sagte kein Wort, ihr Gesicht sagt aber klar: ‚Es ist nicht gelogen.'

‚Wann?' — fragte er heiser, mit zitternden Lippen.

‚Gestert,' sagte sie kaum vernehmbar. ‚Verzeiht mir, Herr, daß ich es Euch hab gesagt!... Mein Gott, ich hätt nit söllen!' —

‚Hans, mein Hans!' rief er im Schmerz. ‚Ist es denn wahr, bist du gestorben? Warum han sie mich nicht gestern abgetan? Muß ich noch diesen Schmerz zu allem haben?' Er setzte sich auf das Bett, die gläsernen Augen über sich gerichtet. ‚Alle han mich verlassen,' redete er mit erstickter Stimme vor sich hin, ‚nur du, nur du warst mir treu! O ja, in Pechlarn, — wo alle über mich hergefallen sind, — und in Schallaburg, — in Schallaburg!'

Er legte den Kopf auf das Kissen, bedeckte sich das Gesicht mit den abgemagerten Händen und fing zu schluchzen an.

Maria hatte das Taschentuch hervorgezogen und drehte es in den Händen herum. Was hat sie getan! Den elenden, verlassenen Menschen ins Herz getroffen an seinem letzten Tag! — ‚Herr Jesse, verzeiht mir!'

‚Die steht noch da!‘ richtete er sich auf. ‚Geht!‘ wies er mit der Hand nach der Tür. ‚Jetzt könnt Ihr's den Priestern sagen, daß ich vor Euch gelegen bin und geweint habe; aber sagt ihnen auch warum!... Um den treuesten Freund,... den besten,... den's gibt.‘

Die Tür ging, der Schließer kam herein. Er hatte gemerkt, daß etwas Besonderes drinnen vorging. ‚Fraw!‘ winkte er. Sie kam, die Augen niederschlagend und das Taschentuch drehend wie ein schuldbewußtes Kind. Der Sünder lag und schluchzte: ‚Hans! Hans!‘

‚Wos hobts dann g'macht mit eahm? Er ist ruhig g'west den ganzen Tag,‘ sagte der Schließer grob.

‚Sein Freund ist gestorben,‘ sagte leise das Weib, ‚und ich hab ihm's gesagt.‘

‚Warumb hobts es ihm g'sagt?‘ knurrte der Alte. ‚Es geistlinga Schwestern sads die wahren.‘

‚Jorig!‘ rief es vom Bett her.

‚Bleibts do stehen!‘ herrschte der Alte Marien an und schritt an das Bett.

Jesse setzte sich auf und fragte ihn etwas ins Ohr.

‚Wir haben nichts bekommen,‘ sagte der Schließer. ‚Wann wir ein' Post bekommen, sagen wir's Euch gleich.‘

Maria zog ihren Schleier vors Gesicht. Sie war voll Leid und Scham. Sie hat dem armen Sünder den letzten Schmerz angetan, das war ihr Sankt Katharinendienst.

‚Ja, die frummen Frawen!‘ sagte der Alte, sie aus der Tür führend und diese absperrend. ‚Die han Zungen, die stechen wie die Nadeln. Lieber zehn Kapuziner als eine soliche helbige Nonn'!‘

Maria fragt mit Herzklopfen, was der Mann fürhin ihm, dem Schließer, zugeflüstert habe. Sie meint, es war über sie. Der Schließer grollte: ‚Was geht Euch's an? Na', Ihr mögt es wissen. Er hat gefragt, ob nichts von St. Georgen kommen ist. Sein' Fraw ist am Entbinden. Seit dreien Tagen wart er hart auf eine Post. So oft ich hineinkomm, fragt er.‘

‚Mein Gott!‘ sagte Maria, und heißer brannte sie die Scham. ‚Der Arme, so gepeinigt, und du gehst her und peinigst ihn noch mehr!‘

‚Mein Gott!‘ äffte der Alte nach. ‚Tut er eng erbarmen, jo?‘

Gebeugt, hinter ihrem Schleier weinend, verließ sie das traurige Gebäu. Wohin soll sie jetzt gehen? Geschaffen hat sie gar nichts. Heimlich von Haus ist sie weg, ist über die Thonau gefahren und unter den wilden Gesellen weit durchs Land, und nichts hat sie geschaffen. Das Beten war umsonst . . ., vor gar nichts, das Beten. Sie steht auf dem fremden Pflaster da, verlassen und verloren; — drinnen liegt der Jesse

im Schmerz elendiger, als er war; — das hat sie geschaffen. Was soll sie jetzt anfangen? Heimb wegfahren? Oder morgen? — Morgen, da geschieht das Schreckliche; — nichts sehen, nichts hören will sie davon. Sie steht vorm Tor, und es ist ihr, als hörte sie die greulichen Hammerschläge vom breiten Markt bis daher . . . Da flieht sie aus dem Tor und über die Brücke auf das freie Feld hinaus. Sie ist auf der Mariazeller Straße, wo sie hergefahren ist, weiß es aber nicht; ganz wirr ist ihr im Kopfe. Das Haus mit dem roten Dach, das der Schließer als das Sundersiechenhaus bezeichnete, liegt links, eine Kapelle und ein Friedhof rechts; mitten geht der große Fahrtweg, die Mariazellerstraße, wo sie hergefahren ist; sie weiß es nicht mehr, ganz wirr ist sie im Kopf. Sie steht und schaut über die niedere Mauer in den Friedhof hinein. So klein sind die Kreuze. Es ist der Unschuldigenacker, wo die ungetauften Kindlein liegen; auch die Evangelischen werden dahier beerdigt. Hier wartet ein offenes Grab auf den Leib des armen Jesse. Maria weiß nichts; aber die vielen kleinen Kreuzlein, die herüberschauen, machen sie weinen. Die Tränen tun ihr gut.

‚Da ist ein Kapellein,‘ denkt sie, ‚und der Heiland darin,‘ — und sie geht matt und müde hinein und setzt sich in die letzte Bank. Es ist kein Mensch im Kirchlein, sie und der Heiland sind allein. Überm Altar im Bilde kniet die heilige Barbara ganz weiß und wird enthauptet.

‚O Heiland!‘ hebt Maria die Hände zum Tabernakel auf, ‚hast nit du mir's auftragen? Hast nit du mich berufen? Warum, warum hast mich denn verlassen? Ich hab dich doch so gebittet: Steh mir bei! . . .‘

In der Stille und Gottesruhe, die sie umgibt, fangt wieder die Stimme an: ‚Ein Engel oder eine Jungfrau! Wärst du eine Jungfrau, hätteſt du's schaffen mögen . . .‘

Und sie fühlt, vermessen war sie, daß sie sich der Arbeit unterwinden wollte, die eine reine Braut Christi vollbracht . . ., und eine Angst kommt ihr, die ihr fast das Herz abwürgt: Es war alles nur Stolz von ihr, nicht Seeleneifer oder Seelenliebe . . . Des Beichtigers Wahrwort fällt ihr ein: Das ist der Teufel, der dir die Demut nehmen will; der dir Mitleid gibt, ist nicht der Teufel. O, jetzt ist es da, das Mitleid, macht ihr so weh; jetzt, wo's nichts mehr nützt! Jetzt stellt sie sich den armen Menschen vor, den sie geplagt hat, statt ihn zu trösten, — mit seinem verhärmten Gesicht, seinen vom Fieber geweiteten Augen; — die wirste Hexe hätte müssen weinen, die ihn gekannt hätt', wie er war, und dann in solchem Jammer ihn wiedergesehen hätte! Und du hast ihn angepellt! In seinem todeswunden Herzen hast herumgestochert, vom Sarg ihm gesagt, in den man ihn legen wird, sein armes Kreuzl ein falsches genannt . . . Ja, sein Sterbekreuz hast du geschmäht und in einem Atem ihm's verwiesen, daß er das heilige Bild

schmähe! . . . Und zuletzt da hast du ihm's gesagt, sein liebster Freund sei gestorben; so grob und schief hast du es gesagt, eine üble Hex könnt' nit schiecher reden. Wärst du in Pechlarn blieben und hättest dort vor ihn gebetet, bei Gott, du hättest tausendmal mehr getan! Gott wird ihm's verzeihen, daß er die Gnad zurückgewiesen hat, die ihm so ungetan geboten wurde; er ist arm, ist blind, vom Mutterschoß an verblendet. Dir aber wird Gott es nicht vergeben, daß du die Gnade, das kostbare Himmelsgut, in einer Schale des Hasses und Zornes statt der Liebe ihm hinbotest. Da fällt ihr ein von den zwei Martyrern, — Pater Schwaiger erzählte die Geschichte, — der eine, der Unbarmherzige, ist im letzten Augenblick abgefallen; der andere, der viel gesündigt hatte, ist Christo treu gestorben. O ja, wenn morgen der arm Mensch zum Tode geht mit seinem Kreuzlein in der Hand, wird Jesus etwa sich erbarmen und selber zu seinem Herzen reden; nit ungeschaffen wie die Menschen, sondern mild, und ihn an sich ziehen wie den rechten Schächer . . . Die Maria aber wird er fortweisen: ‚Ich war gefangen, und du hast mich nicht getröst; gepeinigt hast du mich noch in meiner Gefängnis.' Sie kniete nieder und barg den Kopf in den Händen. Die Verlassenheit kam wieder über sie wie damals nach der Beicht, aber noch schmerzlicher heute. Damals zürnte der Beichtiger; heute zürnt der Heiland.

Ein Wort, das sie dem elenden Mann im Kerker gesagt hat, stellt sich vor sie hin und schaut ihr ins Gesicht. Sie hat ihm gesagt, daß er ein großer Sünder ist. Welcher Mensch darf das zu seinem Bruder sagen? Und gar sie? Was hat sie getan vor sieben Jahren? — Darf sie Steine auf andere werfen, sie, die treulose Braut? —

Sie stand auf und schritt aus der Bank und ging zum Altar vor. Das Kirchlein war durch ein Gitter unterteilt. Das Gitter war geschlossen. Sie streckte ihre Hände durch die Stäbe zum Tabernakel und sprach aus ihrem traurigen Herzen zu ihrem Herrn:

‚Ich hab' mich überhoben, o Herr, in Vermessenheit hab' ich's angangen, was ich hätt söllen in Demut beginnen! Verzeih mir und mache guet, was ich hab' schlecht gemacht! Tu ihn erleuchten, ich hab' ihn nur noch mehr verfinstert; gib ihm einen Trost vor den Schmerzen, den er durch mich, durch mich erlitten hat!'

Vom Unschuldigenfreithof hört man Kinderstimmen herein. Da geht ihr für, was der Kerkermeister ihr gesagt hat; er wartet hart auf eine Post, er wartet schon drei Täg; die müessen dort niemanden zum Fortschicken haben. Das ist ihr so aufs Herz gegangen. Als sie den kleinen Peterl bekam, da ist ihr Mann in der anderen Stube betender gesessen, und beim ersten Schrei, den das Bubel tat, ist er hereingestürzt ganz bleich; er hatte sich schwer gesorgt in seiner Liebe.

Wie mag sich der Jesse erst sorgen und martern um seine Frau, so fein und zart ist die, und um das Kindlein! — In der Gefängnus ist er beschlossen, ach, in der Sünderzelle! — Er darf sie nicht sehen, — keinen Abschied, — das Kindlein nicht sehen, — nicht segnen! —

‚Lieber Herr!‘ bat Maria, die Hände um die eisernen Stäbe klammernd. ‚Tu ihm doch dieses Leid vom Herzen nehmen! Schick eine Seele, die ihm sagt, das Kindlein ist geboren, und sein' liebe Frau hat es guet überstanden!‘

Innig betete sie; die Eisenstangen drückten sich in ihre Schulter und Wange. Dann trat sie vom Gitter zurück, machte eine tiefe Kniebeugung und schritt rasch aus der Kapelle.

So, wie sie geht und steht, geht sie jetzt hinaus in das Ort, wo die Frau des Jesse wohnt. Dort wird sie anklopfen bei den Dienstboten, — niemand behelligen, nur grad einen Dienstboten fragen, ob die Fraue schon entbunden ist, und ob's ein Büblein oder Mägdlein ist. Und dann wird sie jemanden in den Wilhelmsburgertorarrest schicken, aber nicht, als ob's von ihr käme; der arme Mann soll ihren Namen nicht mehr hören. Im Beten vorm Tabernakel ist ihr der Gedanke gekommen, und der ist von Gott; er macht ihr keinen Sturm, er gibt ihr Frieden.... Der Weg, den sie jetzt gehen will, ist ein Sühnungsweg,... ein Liebesweg.... Sie fühlt, wie ihre Nerven sich wieder spannen; die Müdigkeit ist vorbei. Vorm Kapellentor fragt sie einen Bauern, der auf der Mariazellerstraße des Weges kommt, ob er St. Georgen weiß, und wie weit es bis hin ist. — Das Bäuerlein gibt Bescheid: ‚Grad an dieser Straßen liegt's, durt am Steinfeld.‘ Mit dem Finger weist er gegen die fernen Wälder. ‚Droben liegt Ochsenburg, das Schloß, und herunt im Tal liegt St. Georgen. Ein' Stund, ist die Fraw schon durt.‘

Es ist zwei Uhr. Soeben hat es aus der Stadt geschlagen. Ohne Säumen machte sich Maria auf den Weg.

Er ging auf sonniger Haide zwischen Feldern und Gärten eben fort; da und dort lag ein kleines Gehöft in den Bäumen. Die Bäume werden mehr; es stehen Wälder da; hoch und schwarz starren die Tannen rechts, zur linken wellen sich Hügel. Maria schritt, die einzige Wanderin in der ganzen Gegend, schnell dahin; manchmal kam sie ins Laufen. Weilweise aber erlahmte ihr Schritt, und sie schleppte sich mühsam weiter. Das war, wenn ihr die Bühne einfiel und das Schwert, — das Schwert. — Sie mußte dann geschwind auf das Kindlein und seine Mutter denken, um wieder Kraft zu schöpfen für den Weiterweg.

Nach anderthalbstündigem Weg sah sie einen spitzigen Kirchturm, und links davon auf einer Anhöhe schien weiß ein Schloß mit vielen Fenstern. — Das mußte der Harthof sein.

Sie klopfte bei einer Keuſche an und fragte; da hört ſie: Nein, das Schloß iſt Ochſenburg; der Harthof liegt drenten am Wald. Die Keuſchlerin beſchrieb ihr den Weg hin.

Maria bat, ehe ſie weiterging, das Weiblein um eine Labung, weil ſie ſich erſchwachen fühlte; ſeit fünf Uhr morgens iſt ſie auf den Beinen. . . .

Das Weib brachte ihr Buttermilch, und als ſie ſich geſtärkt hatte, ſetzte ſie ihren Weg fort, der empfangenen Weiſung folgend, quer durch das Dorf an der Kirche vorbei, die von einer feſtungsartigen Mauer umfriedigt war, dann feldeinwärts gradaus bis an ein Wegkreuz und vom Kreuz wieder rechts.

Still lag die Gegend; fern dort auf dem Heerweg fuhr ein Wagen, und die Peitſche knallte. Das war der einzige Laut.

Aus dem Wald, an deſſen Saum Maria ſchritt, wehte Kälte; weilweiſe bewegte der Wind die Wipfel; dann fielen Schauer von Tropfen auf die einſame Wanderin herab.

Wo der Wald ſich endet, lagen einige Keuſchen, und weiter zurück ſchaute ein Dach mit zwei Giebeln her. Das iſt der Harthof. Zween Dachgiebel, hat die Keuſchlerin geſagt.

Maria hat das Berglein erſtiegen. Man ſieht Ochſenburg auf der drübern Leite und weit, weit in Duft und Nebel den Domturm von St. Pölten. Der Harthof iſt kein Schloß; er iſt ein ebenerdiges Gehöft mit Stadel und Stall daneben. Aus dem Stall hörte man einen Eſel mit dünner Stimme ſchreien. Gewiß iſt es das Eſelein, auf dem die Anna Maria immer zu ihrem gefangenen Liebſten ritt. In Pechlarn haben ſie davon erzählt.

Vor dem Tor war ein großer Knabe mit dem Putzen einer Flinte beſchäftigt. Von weitem rief er der fremden Frau entgegen, ob ſie etwas vom Vater will? Der iſt in Wien.

Maria erwidert ehrerbietig nein, vom Herrn Vatern will ſie nichts; . . . ſie kommt nur fragen, wie es der Frau Velderndorffin gehe.

‚Mein' Schweſter liegt im Bett,‘ erwiderte der Knabe. ‚Sie wird aber bald wieder geſund werden.‘

‚Iſt nit . . . ein kleines Kindlein ankummen?‘

Der Hackerbub machte runde, erſtaunte Augen. Woher weiß das die Frau?

‚Ja, es iſt eins ankommen.‘

‚Iſt es ein Bübel oder ein Mägdlein?‘

‚Bübel,‘ ſagte der Hackerbub. Seine Augen glänzten. ‚So lieb!‘

‚O, da bin ich froh!‘ ſagte das Weib. ‚Er ſoll es gleich heute hören,‘ denkt ſie in Freude und Weh.

Sie grüßt den Buben und wendet sich zum Gehen; da fragt er zutraulich: ‚Wöllet Ihr nit anschauen meiner Schwester ihr Bübel? Ich zeig Euch's.‘ — Er hat's soviel gern. Allen Leuten möcht er's zeigen.

Maria tät es auch viel gerne sehen, ... aber sie zögert. ... Ist's nicht die arme Wochenfrau, der du so weh getan hast, ihr Liebstes ihr genommen? — Nie kannst du dich vor ihren Augen zeigen!

‚Nur durch die Tür, Herrlein! Nur ein Nun —.‘

‚Kommt!‘ sagte der kleine Hacker und zog sie bei der Hand ins Flur. Hier lief er im Dunklen vor ihr her an mehreren Türen vorbei bis zur letzten. ‚Da, schauet!‘

Ein Spalt ging auf; vor Mariens Augen zog sich ein Schleier; durch den Schleier sah sie ein weißes Bett, auf dem Polster ein schmales Gesicht wie Wachs so bleich, kleine, dünne Hände auf einer blauen Decke und daneben in der Wiege das Kind. Schlafen tut's, ... sieht wie ein Christkindl aus. ... Ein Sonnenstrahl spielt über sein Stirnlein. ...

‚So lieb! Geltet ja!‘ flüsterte entzückt der Hackerbub.

Die Frau nickte abgewandt. Schluchzen steckt ihr in der Kehle. ... Ein' Witwe! Ein Waislein! — Wer ist schuld? Wer hat ihn verraten? —

Drin in der Wochenstube bewegt sich etwas. Es ist noch eine dritte Person drinnen; sie saß im Schatten neben dem Bett, und Maria sah sie nicht. Jetzt steht sie auf und geht gegen die Tür: ‚Ist jemand hier?‘

‚Ich, Mutter!‘ sagte der Bub. ‚Dieser Frauen hab nur wöllen unser Bübel schauen lassen.‘

‚Ferdinand, wie oft muß ich dir's noch schaffen, laß keine fremden Leut herein?‘

Maria sah sich einer großen Frau mit gramvollem Gesicht und stark angegrautem, blondem Haar gegenüber.

‚Wer seid Ihr? — Wer hat Euch geschickt? Warum lauscht Ihr an den Türen? Will man uns noch elender machen, als wir schon sind?‘

Maria bat: ‚Verzeiht! Ich geh alsogleich. Ich hab's grad nur wöllen wissen, ob das Kindlein da ist, damit ich's — dem Vatern melden kann; ... er wart't so hart.‘

Die Dame — es war Frau Salome von Hacker — sprach: ‚Wart't er hart? — Ich glaub's. Der arme Mann! Das Kindlein ist gestert kommen; mein Mann ist in Wien, und alle Dienstleute sind uns fort; ich konnt' niemanden nach St. Pölten schicken. — Ich komm' von der Angst nicht los, daß man uns das Kind nehmen will. Wenn einen das Schicksal trifft, so kommen zehn Unglück zu einem. Frau!‘ — die Stimme der Dame wankte, und sie hielt das Tuch vor — ‚glaubet Ihr's mir, daß ich keine Ambl für das Kind finde? — Jedwede vom Dorf, die könnt', weigert sich — um-

wegen des gottlosen Vaters, wie sie sagen. Meine arme Tochter ist zu schwach zum Säugen; sie hat's versucht, weil das Kind für Hunger so geschrien hat, und Blut ist kommen statt Milch. O über die Römischen!' brach die Frau in ihrer Bitterkeit aus. ‚Juden und Heiden haben ein Herz, aber die frommen Katholiken haben Stahl und Stein anstatt.'

‚Gnädig' Fraw,' sagte Maria, — sie stand noch immer an der Schwelle, — ‚darf ich zu dem Kindlein hinein?'

‚O ja! Kommt! Meine arme Tochter ist recht schwach. Das Kind war sehr groß und hat ihr alles Blut kostet, das sie in ihrem zarten Leibe hätt. Aber mit Gottes Hilf wird sie sich erholen; — ja, sie muß sich erholen! O Frau, ein so liebes, gutes Kind, nie einer Fliege was zuleid getan, und solches Leid ist über sie kommen! — Ist das gerecht?'

Maria sagte leise: ‚Unschuldig leiden ist baß dann schuldig.' Ganz geräuschlos glitt sie neben der Frau Salome in die Wochenstube. Ein Spinnrädlein stand im Winkel; ein Stickrahmen lag auf dem Schrank. . . . Bis daß das Stündlein kommen war, haben sich die zarten Hände für den Liebsten emsig geregt. . . . Nun fingern sie schwach auf der blauen Decke herum, so elend liegt sie dahin, die kleine Schöne; die Augen sind groß und irr, die Schläfen eingesunken; um das Näschen und den lieben Lachemund ziehen die Linien, die nicht trügen. . . . Mariens Herz krampft sich zusammen. Eine Wöchnerin hat sie sterben gesehen, die sah so aus.

‚Sie wird sich schon erholen!' flüsterte die Frau Salome, in Mariens Gesicht angstvoll lesend.

‚Amey, mein Engel, willt du etwas?'

Die kleine Dulderin ist weit, weit fort. Bei den Landräten ist sie und fleht: ‚Herr de Rosini, — er hat's nicht schlecht gemeint! O laßt ihn doch aus dem häßlichen Turm heraus, ich bitte, bitte Euch viel tausendmal!'

Das Kind in der Wiege schrie. Maria ward an ihr Vorhaben erinnert, nahm es behutsam aus der Wiege und öffnete sich die Brust — ‚verstattet die edel Frau?' — und legte das Kind an.

Frau Salome schlug freudig in die Hände; Amey lächelte — ihr süßes Engelslächeln; sie weiß nichts von sich; die Seele wandert, aber im Delirium fühlt sie's doch, daß ihrem Kindlein gut geschieht. So gut geschieht ihm. . . . Die Nährerin hält es im Arm, und es trinkt und trinkt an ihrer weißen Brust. Dieweil es trinkt, betet sie den Rosenkranz an den Fingern. So pflegt sie's bei ihren Kindern zu Hause.

Als das Kindlein satt war, da lachte es sie an. Dann fing es sich wie ein Fischchen in der Fasche zu schnellen an. Gewickelt will es sein. Maria nahm es aus den Windeln und legte es zu Füßen seiner Mutter, die mit schwacher Stimme einen Kinderreim sang, aufs Bett, es neu zu wickeln.

Da das Kindlein nackt vor Marien lag, sah es sie mit seinen großen, blauen Augen an und schlug die Händchen zusammen, als bitte es um etwas.... Es bittet, ja, es bittet, das arme: Laß meinen Tatta nicht umbringen! O Kindlein, wann ich Kaiser wär, heunt ging er frank und frei!

Sie wickelte es und küßte es unter Tränen, gab es der armen Amey, die verloren lächelnd mit den Händen danach spielte, zum Küssen und legte es in die Wiege zurück. Die Sonne schien schräg ins Zimmer, rötlich;... es will Abend werden. Da fiel ihr aufs Herz, was sie noch zu schaffen hat, und nachdem sie der jungen Wöchnerin das Kreuz nach Bauernsitte gemacht hatte, schritt sie davon;... ihren Namen will sie der Frau Salome, die darum fragt, nicht sagen. —

Sie schritt durch die Wälder und Felder und über die Heide gen St. Pölten. Der Himmel glühte wie Feuer, wie Blut; — im Osten ragt der Domturm von St. Pölten.

* * *

Der Himmel wie Feuer und Blut schien durch die Kerkergitter des Wilhelmsburgertors. Der arme Sünder ging, die Ketten nach sich schleifend, matt in seiner Zelle herum. Jetzt ist es fünf Uhr. Vom Dom schlägt's. Jetzt noch vierzehn Stunden, — dann —.

Draußen ist ein schöner Abend. Man hört Hunde bellen und Kinder lachen im Zwingergartel. In das Gartel hat er auch einmal dürfen; das Lieb hatte fürgebeten beim Kommandanten. Das war noch ein' gute Zeit, wenn sie auf ihrem Esel mit ihrem Körblein angeritten kam, wenn sie ihm vorsang mit ihrer zarten Stimme: Blau, blau Blümelein....

So lieb, so gut ist sie gewesen! Käm sie jetzt, — könnt er sein müdes, wirres Haupt in ihren süßen Schoß legen!... Sie kommt nicht.... Sie liegt und leidet Schmerzen um ihrer Liebe willen, das gute Kind.... Dafür die andre haben sie zu ihm gelassen. ... Ihr seid ein großer Sünder!... Feuer wird kommen, Euch wird's brennen ... und so weiter; — eigentlich zum Lachen war sie, die Pfaffenschwester!

Er stellte sich gegen das Fenster auf, verschrägte die Arme und lachte in sich hinein. Dabei überannen ihn kalte Schauer. Noch vierzehn Stunden, dann legt man ihn in den Sarg. — Der arme Haus ist gestorben, hat seine Stund nicht gekannt, dir ist sie wissend.

Der große Sünder geht ihm im Kopf herum; er findet sich auf einmal beschäftigt, sein Leben — lang ist's ja nicht — durchzugehen;... ein schlimmer Bub war er immer, haben wollte er alles für sich; in Wittenberg ist er im Karzer gewesen, hat auch ein Mädel angeführt; er tät es jetzt nicht wieder . . . Aber sind das Verbrechen, die die Höll verdienen? . . .

Es kommt doch immer wieder auf die Tat heraus, um derentwillen er hier liegt, und die ist im Jähzorn geschehen; gezwungen, gedrungen war er. Er büßt sie ja mit seinem Blut! Gott wird ihm gnädig sein. ‚Gott, sei mir gnädig!‘ bittet er und drückt das Kreuz an seine fiebernden Lippen.

Die Schlüssel rasseln, und der Wärter kommt herein. Er hat im Arm eine Flasche, einen Zinnbecher und einen zugedeckten Teller und setzt alles auf den Steinblock in der Mitte des Kerkers, den Richtblock des Georg Prunner.

‚Der Herr Velderndorff söllt sich das auf den Abend schmecken lassen, das schickt ihm der Herr Propst; absonderlich der Wein ist guet vor das Herz stärken.‘

Jesse warf einen geekelten Blick auf das Gnadenessen.

‚Trag's wieder fort! Eßt Ihr's! Ich mag nichts!‘ — Dann fragt er, zum zehnten Male, ob von St. Georgen nichts kommen ist.

‚Es ist gar nichts kommen. — Etwan kummt Euch später doch der Gusto,‘ deutete der Schließer auf die Speisen und schlürfte davon.

Der Sünder warf sich auf sein Bett, Verzweiflung im Herzen.

Keine Post! Sie vergessen auf ihn an seinem elenden letzten Tag ... Und wenn die Post noch kommt, so weiß er, was es sein wird; — das Kind ist totgeboren. Die Mutter ist — o Gott, Gott, Gott, nur dieses nicht, nur das eine nicht! Aber es wird sein. Mit ihm hat niemand Erbarmen, weder Gott noch Menschen. Blutrot schaut der Himmel zum Fenster herein. Der Sünder liegt auf seinem Bett; das Kreuz ist seiner Hand entfallen. So verlassen, — so verlassen! —

Aufs Wilhelmsburgertor zu wandert müden Schrittes ein Weib.

‚... Fronleichnamsschwester! Passiert!‘

In der Einfahrt verlangte sie den Schließer. Er kommt mit seinem Schlüsselbund. Und sie sagt ihm ihre Kunde. ‚Das Kindlein ist geboren, ist ein Knäblein und gar ein liebes und ist gesund.‘ Er fragt sie, woher sie's weiß. Sie weiß es ..., sie ist dort gewesen. Da wird sein Weingesicht ganz freundlich.

‚Kommet, das müßt Ihr ihm selber sagen!‘

‚O Jesu, nein! ... Ihm nochmals für Augen kommen, darf nit! Ich hab ihn so gekränkt — mehr, als Ihr wisset.‘

‚Das wird er Euch vergessen, kommt nur! Ihr habt das Kindl gesehen, ich aber nit.‘ Er zündete ein Talglicht an; es war schon auf der Stiege. Im Gang brannte Kienlicht.

‚Nehmt mein' Kerzen,‘ sagte Jorig, ‚drin wird's auch schon finster sein!‘

Die Gesperre klirrten, die Tür ging auf. Maria trat leise ein. Er lag auf dem Bett im Winkel; sie meinte, daß er schlafe. Näherkommend sah

sie aber, daß seine Augen offen waren. Er stierte sie mit gläsernem Blicke an. ‚Seh ich Euch wieder? Das ist schön . . . Was gibt es neues? Ist unser Schloß abgebrannt, ist mein Bruder gestorben? Ist . . . mein Kind . . . Ach!‘ ächzte er und griff sich auf dem Herzen herum, ‚was hab ich heut vor einen guten — und lustigen Tag!‘ —

‚Herr Jesse,‘ sprach mit zitternder Stimme, doch lächelnd Maria, ‚das lieb Kindlein ist schon da, ein frisch und gesundes Bübel!‘

Da sprang der Mann in seinen Ketten auf wie ein Tiger: ‚Ist es wahr? — Ich tu Euch nichts, ich tu Euch nichts!‘ ging er ihr, die erschrocken vor ihm zurückgewichen war, nach. ‚Sagt mir nur, ob es wahr ist! Schaut, ich bin ein armer Teufel; narrt mich nicht!‘

‚Herr Jesse, Ihr dörft mir schon glauben!‘ lächelte Maria ihn an. ‚Ich war selbst dorten. Ich kumm von dorten. Ich hab Ewer liebes Bübel *gesehen*.‘

Seine Augen starrten, sein Mund bebte: ‚Wart — dorten? — Ja wann?‘

‚Als ich von Euch wegging.‘

‚... Und gesehen habt Ihr's — und mein' liebe Frau auch?‘ rief er. Sein gelbes Gesicht wurde rot vor Freude, und seine noch eben trüben Augen blitzten hell wie die Sterne. ‚Und geht es ihr gut? Und hat sie keine Schmerzen? Und das Bübel, — *mein* Bübel, — wie sieht's aus? — Ist es schwarz, gel, groß, klein? — Jesus, mein Bübel, mein Bübel!‘

‚Die gnädig Fraw liegt im Bett als ein Tauberl, und geht ihr so gut als bei den Umbständen möglich,‘ erwiderte Maria und lügt dabei nicht. In Liebe und Mitleiden redet sie sich's selber ein, daß es besser steht, als es steht. ‚Das Kindlein ist schön wie ein Christkindel, — so viel lieb, — blaue Augerl hat's und göldene Haar.‘

‚Schön ist es? Mir sieht's gleich?‘ fragte er und lachte wie ein unschuldiger Bub; man sah alle Zähne, weil er so mager war . . . Dann verzerrte sich sein Gesicht, — seine Augen wurden wild und stier; — die Frau hat's gesehen, das Bübel, sein Bübel, so viel lieb, — blaue Augen . . .; er wird's aber nicht sehen. Der Henker wartet mit dem Schwert . . ., vor ihn ist's geschliffen . . ., morgen muß er sterben!

Er lehnte seinen Kopf an die Wand unterm Fenster, drückte die Finger in die Augen; seine Gestalt schütterte von erstickten Weinen.

Der Frau blutete das Herz bei dem Anblick. Sie stellte die Kerze weg und trat zu ihm, und legte ihm die Hand auf den Arm wie eine Mutter ihrem Kinde in Schmerzen.

‚Herr Jesse! Tut nit verzagen! Gott sieht Ewern Schmerz, und Gott wird Euch helfen; der Kaiser kann's Euch noch schenken, es ist noch nicht die letzte Stund.‘

‚Er wird mir's nicht schenken. Ich muß dran. Ich will auch!‘ reckte er sich und wischte die Tränen von seinen Wangen. ‚Es wird mir jetzt viel leichter sein . . . Sie ist nicht allein, — sie hat ein liebes Kind, das wird sie trösten.... Frau, das hab' ich nicht gedacht, daß ich für meinem End noch eine solche Freude haben soll, und daß Ihr sie mir würdet bringen!‘ . . .

Der Himmel war schon fast erloschen mit seinem blutroten Schein; ein Glitzersternlein sah durch die Gitter ins Gefängnis. Da stand er, der arme Sünder, vor dem Weib, das ihn überliefert hatte, und keinen Haß fühlt er mehr; wieder und wieder dankt er ihr, daß sie kommen ist. — Er will noch von seinem Kind hören, und sie erzählt, — so lieb ist es, so lieb!

‚So guet geschmeckt hat's ihm noch, wie's trunken hat bei mir . . .‘ redet sie heraus.

‚Bei Euch? Frau!‘

Sie wurde rot wie eine Blutrose.

‚Frau, wie soll ich Euch danken für Euren Liebesdienst, ich armer Narr?‘

Er sprach von Herzen, und sein Blick war gut; . . . das muß seine junge Vaterschaft machen, daß er so lieb schaut. Marien kommt ein Gedanke, — ein Wort tritt ihr auf die Lippen, — die Bitte: Herr Jesse,‘ schwört ab! — Sie spricht's nicht aus in heiliger Scham; die Liebe, die sie seinem Kind geschenkt, die Milch aus ihrer Brust, mit der sie's tränkte, davor nimmt sie nichts an, verlangt sie nichts . . . Ihre schönen Augen, die ja, zu seinen erhoben, sprechen: ‚O Herr, denke an deine Seel! Nicht vor mich, vor dich!‘ . . . Aber sie spricht kein Wort.

Ob er es fühlt, was sie sich denkt? Seine Stirn beschattet sich, und er geht unruhig zum Bett und zurück. Dann steht er wieder vor ihr und fragt sie, wie sie denn das viele in einem Tag hab schaffen können, von daheim nach St. Pölten, in St. Pölten zu ihm in den Turm und noch auf St. Georgen; es ist so viel, daß er's kaum glauben kann.

‚Bet't hab halt,‘ sagte das arme Weib, ‚so is's schon gangen, . . . zu Unser Frauen vom Tafel . . .‘ Sie verstummt, jetzt hat sie den Dämon gerufen. Er rührt sich auch; aber nicht stark. Er ist gefesselt wie der arme Jesse, durch die liebe Hand, die dem Jessekindlein hat wohlgetan.

‚Euer Bild vom Tafel immer! Sagt mir nur, warum sucht Ihr Euch kein schöners aus?‘

Maria sprach sanft:

‚Herr Jesse, die Schönheit macht's nit aus! Gibt manche Leut, die seind schön, guet seinds aber nit. Gibt auch schön und guete,‘ flocht sie ein, sorgend, er möchte das Wort auf sich beziehen. — ‚Dann gibt's aber Leut,

die recht schiech sein, dabei guet vom Herzen. Kennt der Herr den Meuß? Das ist so einer. Also ist es mit den Bildern auch; — unser Herr zeigt sein Macht und laßt grad die armseligen gnadenreich sein. O Herr, das Bild ist so gnadenreich! So viel Trost in Weh und Schmerzen hab dort bekommen: wie mein Poldl ist gestorben und sonst noch oft — oft! Wann ein rechtes Kreuz über mich kommt, als geh' ich immer auf's Tafel —'

Er unterbrach sie: ‚Schön, sagt Ihr, ist mein Kindl?'

‚Wie ein Engerl.'

‚Das freut mich. Seht Ihr, ich habe schöne Leut einmal gern ... Schön und gut ist mir lieber als gut allein. . . Ihr, Frau, seid ja auch schön und gut!' Die ritterliche Wendung machte sie erröten.

‚Da tut der gnädig Herr mich spotten, ich bin gar nit schön.'

‚Ich müßte kein Mann sein, um das nicht zu sehen. Ich hab das auch schon lang gewußt. Daß Ihr auch gut seid, weiß ich aber erst seit heute.'

Da sprach Maria: ‚Nein, Herr, ich bin nit guet. Ich hab den Herrn heunt gemartert, da ich's ihm vom Landersperger hab gesagt; . . . ich weiß es wohl, — gar leid ist mir derwegen,' fügte sie leise bei.

‚Ja,' sagte er, ‚das hat mir wehgetan. ... Hans, armer Hans!' Seine Brust fing wieder zu beben an; seine Augen blinkten. ‚Getreu bis in den Tod. ... Ihr habt's nicht gewußt, ... wie lieb mir der war, ... und jetzt habt Ihr mich ja ... durch eine andre Post getröstet.'

Der Himmel vor der Luke war schon ganz schwarz, man hörte die Domuhr. Jesse sprach zur Frau:

‚Ihr müßt jetzt gehen, Frau Schinnaglin! Es ist spät, — wir sind da allein, die Welt ist schlecht. Mein Ruf ist nichts, ich bin eine infame Malefizperson; aber Ihr seid eine ehrbare Frau, Euer Ruf ist kostbar.'

‚Wir seind nit allein,' sagte das fromme Weib; sie stand vor ihm, die Kerze in der Hand, wie die kluge Jungfrau; ‚unser zween heilige Schutzengel seind beiwesend.'

‚Wann fahrt Ihr denn heim?' fragte Jesse.

Sie antwortete ganz leise: ‚Morgen früh.'

‚Wenn Ihr daheim seid und seht die schöne, blaue Thonau, grüßt sie mir und jeden Stein hüben und drüben, ... in Marbach, — in Melk, — überall. ... Zeit ich hier lieg, hab ich oft, oft hingedacht. ... Morgen um acht Uhr denkt an mich!'

‚Will schon beten,' flüstert sie, das Haupt tiefgesenkt, den Schleier herabziehend; heiß steigen ihr die Tränen in die Augen, so weh ist ihr um diesen armen Menschen, der sterben muß durch ihre Schuld. ...

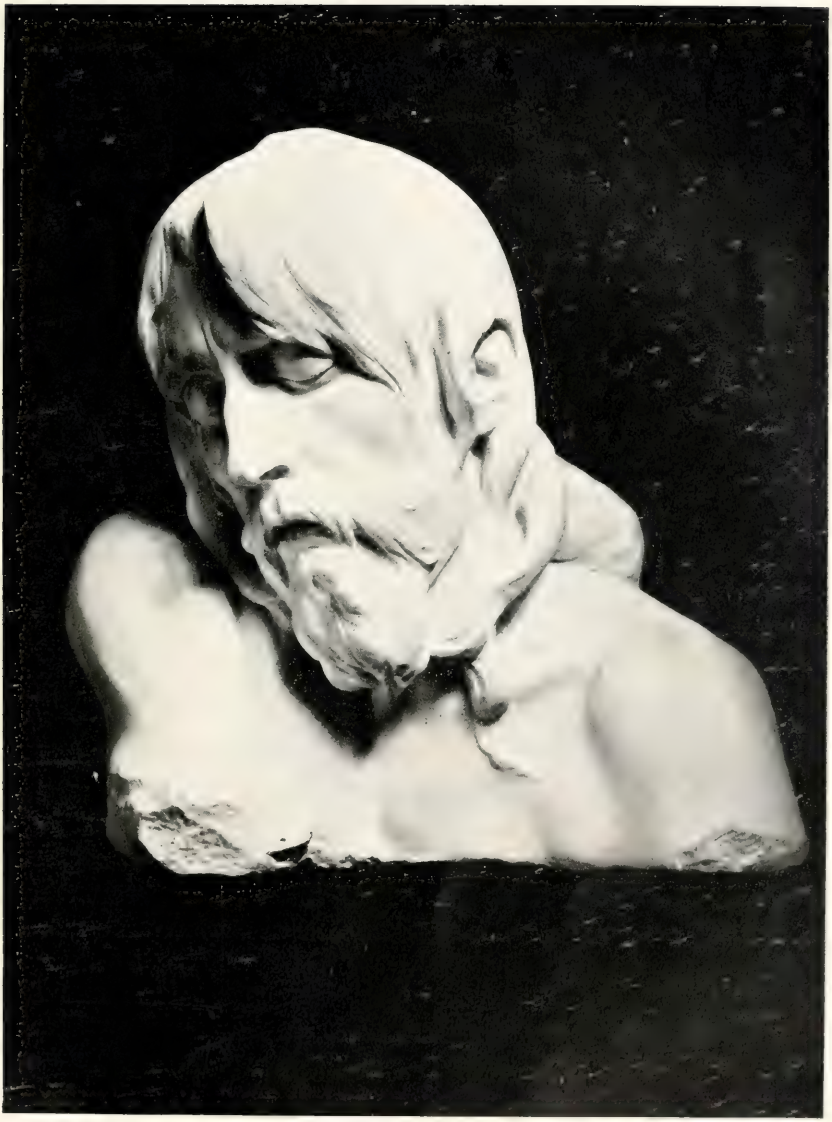
Tiefgesenkt das Haupt, hinter dem Schleier leise weinend, schritt sie an die Tür, klopfte. Der Schließer tat ihr auf; bevor sie die Zelle verließ, warf sie noch einen Blick zurück; da sah sie den Velderndorffer bei seinem Bett stehen und mit der Hand sie noch grüßen.... Die weiße Hand mit der blitzenden Kette daran aus dem Dunkel winkend, das ist das letzte, was sie von ihm sieht.

* * *

Die Nacht ging Maria bis gegen zwölf Uhr in den Straßen um, weil sie sich nicht entschließen konnte, in ein Wirtshaus einzukehren; denn alle lagen voll mit schaulustigen Fremden. Auch auf den Straßen wimmelte es von solchen, und man hörte alle Sprachen, Deutsch, Böhmisch, Hungarisch, auch Wallonisch von Edelleuten und Soldaten. Kienlichter und Laternen warfen ihr Licht auf das seltsame Getümmel, das an Belagerungszeiten denken ließ.... Der Breite Markt war jetzt mit Ketten von allen Seiten abgesperrt; dennoch zog der Menschenstrom immer wieder hin, brach sich an den Ketten und flutete zurück.

Dort stand das fürchterliche Gerüst, im gelben Mondlicht und im wankenden Fackelschein riesengroß, mit schwarzen Tüchern verhangen, überragt vom silbernen Prozessionskreuz.

Maria irrte unter den tausenden Menschen, die im Blick und Reden alle etwas von der Bestie hatten, herzenseinsam und elend herum. So mag Maria in Jerusalem umgegangen sein in der letzten Nacht ihres Sohnes.... Die Kirchen waren geschlossen; sonst hätte sie sich am liebsten für die Nacht zum Tabernakel geflüchtet, hätte dort gebetet und geweint, — für den Armen gebetet immerzu, bis alles wäre vorbei gewesen.... Die Kirchen waren aber alle zu. Aus den Wirtshäusern brüllen bluttrunkene Wolfsstimmen. Sie fragte einen alten Bettler, der mit verbundenem Kopf, seinen Stelzfuß zur Schau vorstreckend, in der Linzerstraße vor einem Herrschaftshaus saß, ob's denn in St. Pölten kein Frauenkloster gebe, wo eine Frauensperson für die Nacht unterkommen könnte. Er sagte, in alter, alter Zeit waren Schwestern da, jetzt nimmer. Es war fast Mitternacht, als sie endlich in einem Beisel elendester Gattung im Judenviertel, wo keine Fremden waren, Unterkunft fand. — Sie lag auf dem schlechten Bett zitternd und frierend die ganze Nacht wach. Entsetzliches litt sie, was sie in ihrem Leben noch nicht gelitten ... Was willt du denn mit deinem Beten, zu was ist dein' Frömmigkeit, Rosenkränz und Kommunionen? Sieh den Mann dort, der stirbt und durch dich; ... sein Bluet ist über dir! Da stand er vor ihr, hinter ihm stand der Henker. Sie sah alles, wie er hinaufstieg, wie er gebunden wurde, wie er niederkniete. Sie fing zu schreien an: ‚Verschonet!



P. Canonica sc. *Jos. Kösel autotyp.*

Sterbender Chriſtus.

Verschonet!' — Und dann wieder: ‚Jesus, Maria und Joseph, steht ihm bei im letzten Kampf! Herr, nimm sein' Seel an, nicht er, ich bin der Sünder!'

Die jüdische Wirtin kam herein und fragte, ob der Frau ist geworden schlecht? — Ob die Frau will haben einen Arzt? —

Da rief Maria, die Hände über sich ringend: ‚Mir hilft kein Arzt, mir hilft nichts! Ich hab einen Mann zum Tod bracht; nicht er, ich bin der Sünder.'

‚Gott der Gerechte, wer ist das? Es ist eine Närrin, oder sie ist die Schwertfegerin von Thury, die umgebracht hat ihren Mann,' sagte die Rachel zum Abraham, und er hängte den Gebetsmantel um, damit kein Unheil kommt über sein Haus.

Als es auf Morgen ging, warf sich Maria neben ihrem Bett auf die Knie und flehte. Um seiner Frauen willen, um seines Kindleins willen, um seiner vielen Schmerzen willen, durch Jesu Kreuz und Leiden, durch Maria, die unbefleckte Mutter, durch die Verdienste aller Heiligen fleht sie den Herrn um sein Leben an....

Aber der Herr Jesus Christ, der zu ihr oft geredet, da sie noch Jungfrau war, mahnt sie an: ‚Maria, Maria! Was ist das Leben, was ist der Leib? Bete für seine Seele!' Der Bräutigam ihrer Seele mahnt.... Da versucht sie, aus ihrem zerrissenen Herzen um einen guten Tod für den Armen zu beten,... und dabei hört sie seine Stimme: ‚Ach, mein Bübel, mein Bübel!' — und sieht sein verhärmtes Gesicht für Freude sich röten, weil er nun ein Vater ist. — O warum ist sie nicht eine Fürstin geboren! — Heute, diese Stund noch ging er frei, — sie selber würde ihm die Ketten lösen....

XXX.

Der Sünder hat sich auf die letzte Nacht vor dem Tod fast mehr als auf den Tod gefürchtet. In der letzten Nacht, da kriechen die Lemuren im Kerker herum . . . Da steht das Hochgericht als ein Spuk vorm Fenster, zehnmal gräßlicher als in der Wirklichkeit . . . Da klettert der Tod beim Fenster herein mit dürren Beinen wie eine Riesenspinne und lacht . . . Die Nacht, wenn er nur darauf dachte, hat ihm den kalten Schweiß aus allen Poren getrieben und seine Haare zu Berg stehen lassen . . . Immer wieder ist ihm der Gedanke gekommen, in dieser Nacht Hand an sich selbst zu legen . . . Dann hat er sein Kreuz ans Herz gedrückt und geschrien: Christus, verlaß mich nicht! . . . und seine Wächter hat er gebeten, ihn kürzer zu schließen in dieser Nacht, damit er sich nicht erdrosseln könne.

Und die Nacht ist kommen. — Er sitzt auf seinem Bett; neun Stunden noch, — achteinhalb, — acht, — die Lemuren kommen aber nicht. Das Gerüst ist schon gezimmert, tausende Menschen sind in der

Stadt, dem Schauspiel beizuwohnen. Der Henker macht das Richtschwert blank. Es ist die letzte Nacht; aber die Lemuren kommen nicht zu ihm; er hat keine Visionen von verwesenden Leibern in der Grube, von Totentänzen ums Rad; . . . ein süßes Bild schwebt vor seinen müden, flimmernden Augen, ach, süßes Bild! Das Lieb sieht er; wie ein Täubchen liegt's im Nest, blickt nach ihm hin mit den Braunaugen. Daneben liegt sein Kind, — schön wie ein Engelein, — göldene Haar, so hat die Frau gesagt.

Die Frau, die ist auch da, die gute Frau! Sie nimmt sein Kindlein an die Brust und läßt es saugen . . . Ach, sein Bübel! Er möcht' es auch haben, sie sollen's ihm auf den Arm geben; er ist ja doch der Tatti . . . Das Bild verblaßt, . . . der Kerker schaut ihn an, . . . die Eisen rasseln. Er kränkt sich und birgt das Gesicht in die Hände, und gleich ist wieder das süße Bild da, ihn zu trösten, — sein Lieb und das Kind und die gute Maria. . . .

Wie hat er dieser Maria so unrecht getan, da er sie Meduſa nannte, ihr Verstand und Herz absprach! . . . Sie hat ein Herz, so zart wie seine Liebste; . . . nur von anderer Mischung ist das Herzensblut . . . Ja, sie ist hart wider ihn gewesen . . . aber er hat es herausgefordert. Er hat sich's nie gestanden, daß er ihr viel angetan hat; . . . jetzt aber ist sein Gewissen wach. Sie hat es aufgeweckt, nicht als sie ihn schalt, sondern als sie mit ihm sanft wie eine Schwester sprach. . . .

‚Das Bilde, Herr, ist unser Trost, — so oft hat's mich getröst, . . . da mein Bub, der Poldl, war gestorben . . . und sonst.' —

Ja, das, das ist der dunkle Punkt, den er nie sehen wollte; noch vor wenig Stunden, als er sein Leben prüfte und die großen und kleinen Flecken herausfand, ging er um diesen absichtlich herum.

Das Bild, der armen Leute höchsten Schatz, den Herzenstrost, den Sorgenbrecher hat er ihnen wollen rauben. — Wer rief ihn denn dazu? Die Satzung seiner Kirche nicht; die verbeut ihm selbst, vor Bildern zu knien, aber sie legt ihm nicht auf, die Bilder zu zerstören . . . Sein Bruder, so gut evangelisch wie er, Fabrizius, der Priester, sie haben ihn gemahnt: ‚Laß deine Hand davon!' . . . Und er ging hin . . . Da will ihm etwas überaus Häßliches einfallen, davon muß er loskommen . . . Von seinem Bett springt er auf und geht im Kerker herum und redet laut mit sich selbst: ‚Gott ist die Schönheit! . . . Ein solcher Popanz ist eine Schmach Gottes, weg damit,' — aber er kann die Vorstellung nicht bannen, sie wird übermächtig . . . Ein Nachmittag ist, die Sonne steht hinterm Tafel; da klöpfelt es, und der arm' Bauer kommt herein, legt den Siegelring und die paar Gulden auf den Tisch und krächzt: Helfet mir, Herr Jesse! . . . Der Jesse ist kein Mensch, der ist ein Engel. Er wirft

dem Schlucker Gold hin, daß es nur so klingt . . . Pfui! Pfui! Abscheulich! War's denn wirklich so? Nein, so war's ja gar nicht . . . Er holt sich den Krug und trinkt. Er hat Fieber, — das Wasser ist gut dafür, . . . frischer könnt's sein.

‚Da ist der Georg Prunner also enthaupt' worden,' stellt er sich vor den Steinblock und fühlt ihn mit der Hand an. ‚Der Prunner war ja doch der Schneider von Emmersdorf —?'

Nutzt nichts, er muß das Scheußliche zu Ende denken: Da liegt das Geld, und nun kommt die ritterliche Alternative: Entweder bekomme ich dein Bild, oder du bekommst mein Geld nicht. . . . Ja, so ist der edle Herr von Velderndorff mit einem elendigen, armen Schelm befahren. Eine solche Tat macht zwar nicht Spektakel wie ein Schuß auf einen Prälaten, aber dafür ist es eine Schurkerei mit Methode.

‚O ich muß ja morgen sterben!' schrie Jesse, warf sich neben dem Richtstein auf die Erde und wühlte mit den Händen die Erde auf. ‚Acht Stund' nur mehr, dann ist es aus. Jesus, warum muß ich denn jetzt noch so gemartert sein?' . . . Er sprang auf und holte sich sein Kreuz und drückte es sich mit den Kanten in die Brust. ‚Jesus, Jesus, erbarme dich meiner!'

Die Glitzersterne schauen zum Fenster herein, — so haben sie hereingeschaut in jener Nacht . . . Es geht ein Licht zum Tafele . . . Der arme Bauer schleppt sich hinauf in Qual und Schmerz, und der edle, großmütige Herr steht unten und lacht wie ein Satan . . . Es hat aber nicht sein sollen! — Da stand sie auf, das Weib, die Virago, und trat ein vor das Palladium, von da ging's Schlag auf Schlag, und jetzt ist es zu dem gekommen, was der Alt vom Sonntagberg geweissagt hat: ‚Bis daß du liegst und nimmermehr aufstehst' . . . Das Bild und die es lieben, haben obsiegt.

‚Das häßlich Bild!' zischte noch einmal der giftige Wurm in seinem Herzen, den er aus dem Mutterschoß auf die Welt mitgebracht, und der mit ihm gewachsen ist; jetzt ist das Untier aber krank und will absterben. ‚Das häßlich Bild, mag sein, aber es tröstet diese armen Leut . . . wie mich mein Kreuz hier.' . . . Wenn jetzt seine Hüter kämen und würden ihm sein Kreuz entreißen wollen, er würde sich darum wie ein Löwe wehren . . . Das Weib auch wehrte sich wie eine Löwin um ihr Heiltum; sie war im Recht.

Mit ihrer süßen Stimme hat sie gesagt: ‚Herr, es tröstet uns! Als mein Kind starb, hat mich's getröstet.' Der einer süßen Seele, der armen, mühseligen, beladenen Menschen solches Leid zufügen, der ihnen ihre Seelenfreud, den Tröster in der Not, bübisch entwenden wollt, was soll man dem Menschen tun? . . . Jetzt fiel er neben dem Richtstein auf die Knie, legte sein Haupt, das in wenig Stunden vom Rumpf getrennt wird, auf den Stein und schlug mit der Faust an seine Brust: ‚Ich Sünder!'

Es war drei Uhr. Die Stadt stand schon auf.

Er lag lang auf den Knien; als er sich erhob, war sein Herz wund, als hätt' man's ihm mit Eisen abgestoßen. Sein eingebildetes Heldentum lag vor ihm im Staube, aber er fühlte, daß jetzt der Frieden kam.... Wenn die Frau jetzt käme, würde er vor ihr das Knie beugen und ihr seinen Frevel abbitten.

Er wollte den Morgen betend erwarten. Aber große Müdigkeit kam über ihn. Er streckte sich auf sein Lager; das Sterbekreuz auf dem Herzen, an sein Weib und Kind und an die gute Maria denkend schlief er ein. Er sah im Traum lauter Schönes. Er sah Schiermannsreit; er war ein Kind, und alle Geschwister waren da und waren auch Kinder. Die Helene mit ihren langen Zöpfen springt im Garten herum, und er will sie fangen ... Der Vater kommt von der Stadt geritten; was hat er denn mitgebracht? — Dort unter der Linde sitzt der Doktor Renner und liest in einem Buch; die Lindenblüten fallen auf seinen geistlichen Rock.

Draußen wogt schon die Menge. Sie suchen sich ihre Plätze aus.

Der arme Sünder wacht auf, schaut um sich herum. Ganz schwach lichtet sich's schon hinter den Gittern. — Der letzte Tag bricht herein. O, der letzte! — Muß es sein? Das Leben ist so schön! — Der Schlaf hat ihn erfrischt, und er fühlt sich kräftig. Jetzt muß er sich hinausführen lassen!... Die Seele hat sich ergeben, der junge Körper bäumt sich noch. — Wenn der Kaiser, — die Frau hat es ja gesagt, es könnte doch sein, — wenn der Kaiser in letzter Stunde noch einen Boten schickt: Gnade! — Freiheit!... Leben! Freiheit! Die Liebe wiedersehen! Das Kindlein sehen! Für diese beiden leben! Taglöhnern, Holzfällen, Schiffziehen, alles tät er für die zwei. Ach, mein Bübel, mein Bübel!... Es wird aber nicht sein. ... Der Himmel wird schon rosig.... Die Sonne kommt; allen Menschen bringt sie Licht und Leben und ihm den Tod, den Tod....

Die Gesperre gehen; der Schreiber des Kommandanten tritt herein mit dem Schließer. Umb halber acht soll er sich bereit halten.

Er fragte, auf seinem Bett sitzend, das Kreuz krampfhaft in beiden Händen haltend, wer ihn abholen werde.

‚Der Stadtprofoß.'

Sie boten ihm eine Labung an. Er dankt, er will keine. Vor eine Herzstärkung hat er noch den Wein vom Dompropst da. — Ob die Frau sich nimmer gezeigt hätte?

‚Nein.'

Etwas später wurde er von seinen Fesseln befreit. Er bat um laues Wasser und um ein Handtuch und wusch sich. Dann vertauschte er sein armseliges Wams gegen ein hübsches. Er hätte sich dieses von einem

St. Pöltinger Schneider zu seiner Gerichtsverhandlung machen lassen; es war das einzige Stück von seinen Habseligkeiten, das er niemandem testiert....

Um sieben Uhr hörte man die Domglocken stark läuten. Das Getümmel in der Stadt ward so groß, daß man es bis in die Keuche hörte.... Die Sonne stieg flammenwerfend auf.... Jesse betete laut; vor der Keuche lauschten der Schließer und die Soldaten.... Viel schön ist das Gebet.... Es war eines zum gekreuzigten Jesu von Philipp Melanchthon. Auf seinem Bett sitzend und betend erwartete der arme Sünder den Profoßen. Ein hartes Warten ist das,... härter als dazumal auf Ostern,... als die Schwieger sein holdes Lieb davongeführt hatte, um es zur Hochzeit zu schmücken.... Er sann und träumte indes verliebt;... die Tür springt auf,... sein Mädel kommt herein; ... ein grünes Kränzlein hat es auf; süß lacht's ihn an: ‚Da bin ich, Friederl!'

‚— Velderndorff!'

‚Hier!' sprang er auf. Totenbleich, die Augen tief in den blauen Gruben, aber mit festem Schritt ging er dem weißbärtigen Mann entgegen, der an der Seite des Kommandanten beim Eingang der Zelle stand.

‚Mir ist die Pflicht, Euch an das Ort zu führen, wo das geschöpfte Urtel an Euch vollstreckt werden soll.'

‚Wo wird das sein?' fragte Velderndorff. Der Profoß entgegnete: ‚Auf dem Breiten Markt.'

‚Ist es weit bis hin?'

‚Nur ein' kleine Viertelstund. Wir gehen durch die Linzerstraße.'

Der Profoß war ein alter, hagerer Mann; sein Blick war gut, seine Rede war ruhig und gedehnt und hatte einen lehrhaften Ton. Er fragte den Verurteilten, ob er eine Stärkung genommen habe. Jesse ging über sein Zureden in den Kerker zurück, füllte sich den Becher, der auf dem Richtstein stand, aus der Flasche und trank.

‚Mit Gott, so gehen wir!' sagte dann der Profoß. Er zog Jesse, der sich links von ihm stellen wollte, bei der Hand an seine rechte Seite und schritt mit ihm rasch durch den Gang nach der Stiege. Der Kommandant ging nach. Jesse hielt das Kreuz an seinem Herzen.

‚Damit Ihr wisset, wie dort alles vor sich gehen wird,' sprach der Profoß. ‚Wir werden also ankommen, und Ihr werdet zuerst hinaufsteigen, dann ich. Dort wird der Stadtrichter und der Bannschreiber sein, und zuerst wird man Euch die Exklusion fürlesen. Ihr müßt es Gott aufopfern, wenn es Euch schmerzt; die Sach ist nur ein' Form; solang ein Mann den Adel hat, kann man ihn nicht richten.'

‚Die Exklusion ist mir schon Samstag im Gefängnis fürgelesen worden,' sagte Jesse. ‚Es macht mir nichts; meine Brüder und mein Kind trifft's nicht, und ich bin ja ein toter Mann.'

‚Habt Ihr ein Kind?‘ fragte der Alte freundlich.

‚Diese Tag ist's auf die Welt kommen.‘ Jesses Augen wurden naß.

‚Da habet Ihr in Eurer Jugend ein Glück, um das ich Alter dreißig Jahr umsonst gebetet hab.... In Gottes Namen! — Nach der Exklusion wird man Euch das Urtel fürlesen. Da müßt Ihr nicht die Geduld verlieren. Ewer Tat wird mit recht argen Worten benennt werden, und dann wird Eure Denunziantin mit Namen benannt und belobt. Ich bitte Euch, verliert nicht die Geduld!‘

‚Die Denunziantin wird gelobt,‘ sagte Jesse, leise lächelnd, ‚ich werde das schon noch ertragen.‘

‚Entkleiden werdet Ihr Euch selbst. Dann werdet Ihr auf einer Matten hinknien und den Kopf hübsch tief beugen und Ewer Seel Gott befehlen. Das Zeichen gebe ich mit meinem Stab und spreche: Schlag zu!‘

Jesse schauerte. ‚Ich dank Euch; ich werde nach Euren Worten tun.‘

Der Profoß fragte: ‚Wes Glaubens seid Ihr?‘

‚Lutherisch,‘ sprach Jesse sehr entschieden.

‚Auch guet. Aber Ihr werdet dannoch mit mir ein Räntel in die Kapellen gehen, nicht? Ihr verleugnet damit nicht Euren Glauben,‘ setzte er lächelnd bei.

Sie waren in der Einfahrt. Eine Abteilung Dragoner, die Buschiere selbst führte, stand hier in Bereitschaft. ‚Wir gehen noch ein Räntel in die Kapellen,‘ sagte der Profoß.

Die sehr kleine Kapelle lag links von der Einfahrt hinein. Der Profoß betete. Jesse stand an seiner Seite und sah mit seinen hohlen, irren Augen herum.

‚Was stellt das Bild für?‘ fragte er, als sie herauskamen.

‚Die Marter der heiligen Agatha.‘

‚Es ist doch schändlich, ein Weib so zu quälen. Die Frauen sind gut; man soll keine kränken und quälen schon gar nicht,‘ sagte der Sünder.

‚Nicht alle Frauen seind gut,‘ sagte der alte Herr und dachte an seine Xanthippe daheim. ‚Aber jeder Mann, der die Frauen ehrt, ehrt sich selbst.‘

Er nahm seinen Delinquenten wieder bei der Hand. Buschiere zu Pferd voran, Dragoner zu beiden Seiten, Bürgerwehr zum Beschluß, ordnete sich der Zug. Das Tor ward aufgetan. Ein Menschenmeer, tausend und tausend Köpfe, wogte vor dem Tor. — Jesse faßte sein Kreuz fester. Der Wall war schwarz von Menschen; selbst aus den Schießscharten des Rondels schauten sie, auf den Schornsteinen und Dachtraufen ritten sie; die Dächer schienen aus Menschenleibern zu bestehen. Von ganz Niederösterreich sind sie hergewallfahrtet, Ritter, Städter, Bauern, Lumpenpack, den mörderischen Ketzer in seiner letzten Pein zu sehen. ‚Dos is er,‘ lauft's

von Mund zu Mund, als er nun aus dem Tor tritt, nachdem Buschiere den Weg freigemacht. Das Meer fangt zu branden an. — ‚Wos, dos is er?‘ fragen die Fremden vom flachen Land. ‚Der junge Bursch mit die blonden Haar und dem blonden Schnurrbärtl, der saubere Bursch, — das is der Erzketzer und Rottierer? — Aber ja, er ist es. Das Kreuz hot er, koa Priester geht aber nit mit eahm.‘ . . . Wie zorniges Murren eines Giganten geht's auf einmal vom Tor bis zum Spittel. Des Volkes Zorn bricht aus: ‚Rottierer! Erzketzer! Schandketzer!‘ Die Kinder heben ihre kleinen Hände auf und schreien: ‚Schandketzer!‘

Er drückte das Kreuz in seine Brust, zernagte sich die bebenden Lippen und richtete die Augen auf ein kleines Wölkchen, das im glänzend blauen Himmel schwamm. ‚Die Eliaswolke,‘ sagte er, dem Profoßen mit der Hand es weisend. ‚Regnen wird's.‘ Und sein Herz barst, weil die Kinder, die Kinder gegen ihn schreien.

‚Eine Schandbagage,‘ deutete der Profoß mit seinem Stabe auf die Schreier. ‚Herr Oberst Buschiere, schafft uns Ruhe!‘ Der Oberst brüllte fürchterlich, und es ward Ruhe.

Als Jesse mit seiner Begleitung in der Linzerstraße erschien, begann vom Dom die Predigtglocke dumpf zu läuten.

‚Läuten sie mir zum Tod?‘ fragte der Sünder.

Der Profoß schwieg mitleidig. Die grausen Töne fielen wie Hammerstreiche auf Jesses Herz. Er hörte zwischendurch Posaunenstöße, die Posaune des Gerichtes, seines ewigen Gerichtes; er ist geladen, und Gnad ist keine. Er fragte bleich wie ein Sterbender: ‚Herr Profoß, bekomme ich ein christliches Begräbnis?‘

‚Ja, das bekommt Ihr.‘

‚Wo wird man mich begraben?‘

‚Auf dem Acker, wo die unschuldigen Kinder liegen,‘ sagte der Alte.

‚Ah, . . . das freut mich!‘ . . . sagte der junge Mensch und lächelte; plötzlich verzerrte sich sein Gesicht vor Schmerz. ‚Daß mich die Kinder auch verwunschen haben!‘ keuchte er.

‚Die Bankerten han Kreuzer kriegt, damits schreien,‘ beruhigte ihn der Profoß.

* * *

Indes der Sünder seinen Kreuzweg schritt, lag im Dom vorm Schmerzhaften-Mutteraltar in Tränen aufgelöst ein Weib. Seit sechs Uhr früh liegt sie hier und betet und weint und bittet Gott um Gnade für den Mann, der sterben muß durch ihre Schuld. . . . Ihre Augen sind verschwollen und wund von Tränen; ihre Hände bluten, so oftmals hat sie sie gerungen an den goldbedeckten Marmorwänden des Gotteshauses; sie will um einen

guten Tod für ihn beten, und immer wieder schreit sie um Erbarmen; um sein Leben bittet sie, seiner Frauen, seines Kindleins, seiner vielen Schmerzen willen. — Als kurz vor acht die Predigtglocke anhub und der Mesner in der Sakristei einem Meßbuben sagte: ‚Jetzt wird er ausgeführt,‘ da überkam sie eine Schwachheit, daß sie für einige Augenblicke nichts von sich wußte. Als sie sich erholt hatte, schleppte sie sich zu der ersten Station nahe beim Eingang des Domes und fing den Kreuzweg zu beten an, alles für ihn aufopfernd. An zwei Altären waren Messen, und die Priester schauten öfters erstaunt und ungehalten nach ihr hin; sie betete ganz laut, und zwischen den einzelnen Kreuzweggebeten flehte sie in der Inbrunst fast schreiend: ‚Verschone! Verschone! Verschone!‘ — Ein Priester meldete, vom Altar zurückkehrend, dem Propst, eine Närrin befinde sich in der Kirche. Der Propst kam nachschauen, sah das Weib längere Zeit an, ließ sie jedoch nicht abschaffen. Er meint, daß es keine Närrin, vielmehr eine Ekstatische ist.

* * *

Die Glocke klang schwächer; traurig verhallen die Töne; jetzt schweigt sie, nur die Luft summt leise nach.... Der Profoß spricht: ‚Jetzt links hinein!‘

‚Kommen wir jetzt hin?‘ fragte Jesse mit versagender Stimme.

‚Ja. Befehlt Euch Gott!‘...

Zwanzig Schritt noch, und sie sind auf dem Breiten Markt. Man sieht keinen Stein vom Erdboden. Vom Rathaus bis hinauf zur Bindergasse Kopf an Kopf. Zwischen Rathaus und Brunnen dräut das Gespenst, die schwarze Bühne. Rundum starren Lanzen und Musketen; drüber ragt das Kreuz auf; Blitze fliehen vom silbernen Christus, und links vom Kreuz — da blinkt in der Faust eines halbnackten Riesen das schreckliche Schwert.

Am Platz hatte es vor einem Augenblick noch gebraust wie vorm Hochgewitter; jetzt war alles still. Nur leises Wispeln hört man, während der arme Sünder die Treppe hinansteigt. Jetzt steht er oben zur Schau für alle, ein Scheuel allen trotz seiner Jugend, trotz der erlittenen Schmerzen, die aus seinen Zügen sprechen.... Der Schandketzer! Der Priestermörder! — Da steht er; sein Blick flieht das Menschenmeer, irrt an den Dächern entlang, haftet an der Rathausuhr.... Bei der Uhr schaut der Tod heraus. Die Archonten sitzen üppig an den Fenstern; Hofräte und Prälaten,... auch Lilienfelder Kutten sieht man. — Auf dem Balkon bläht sich der Landmarschall in seiner Pracht....

Für allen diesen muß er sterben.... ‚Ja, ja,‘ trotzt er, ‚mach mir nichts daraus. Schaut nur, Ihr! Ja, bin der Jesse!‘ Er lacht; man sieht alle seine Zähne....

Der Profoß kommt die Stiege herauf, faßt ihn bei der Hand und führt ihn vor den Stadtrichter hin. Der steht ganz in Schwarz beim

Kreuz, sein Schreiber neben ihm. Mit einem scheuen Blick streift Jesse die strohgeflochtene Matte. Die wird sein Blut trinken.... Tod, bittrer Tod!...

Ein Trommelwirbel zerreißt die Stille. Der Stadtrichter nimmt aus der Kapsel ein Pergament, und über den lautlosen Platz tönt seine Stimme:

‚Demnach die zwei oberen politischen Ständ, Herren- und Ritterschaft, des Erzherzogtums Österreich unter der Enns durch den Herrn Landmarschall erinnert worden, daß der Jesse von Velderndorff wegen versuechten Mordes an einer geistlichen Person durch das adelige Kriminal-Judizium ad poenam capitalem ex meritis kondemnieret worden sei, als soll er für seine Person aus der Zahl der Landständ und der löblichen obern zwei politischen Ständ adeligem Konsortio hiemit ausgeschlossen sein.‘

Jesse sprach laut: ‚Im Herzen ist der Adel, oder der Adel ist gar —‘

‚Still!‘ mahnte der Profoß. Ein zweiter, stärkerer Trommelwirbel ertönt.

‚Todesurtel über Jessen Velderndorffer, ehemaligen Landmann, geschöpft vom adeligen Kriminal-Judizio und von Seiner kaiserlichen Majestät allergnädigst konfirmieret.‘

Der Sekretar des Judiziums hat sich selbst übertroffen. Das Urteil ist drei Seiten Folio lang. Mit dem Vorleben des Delinquenten fängt es an, brandmarkt ihn als einen Unruhgeist, lutherischen Rottierer und Leutverführer schon von zwei Jahren her. Dann kommt das Meritorische.

‚. . . nachdem ersagter Velderndorffer solches Unwesen bei einem halben Jahr trieben, ist er endlichen durch ein gemeine, aber ehrlich und christlich Weibsperson, Maria Schinnagel mit Namen, als Übertreter der Generalmandat der geistlichen Obrigkeit angezeigt worden, wornach dann von der n. ö. Regierung agieret und ein ordentliche Reformations-Kommission angericht worden ist, von welcher mehrersagter Velderndorff zitiert, zum Exilium kondemniert, er sich solcher Pön aber nicht fügen wöllen und in gottloser Unsinnigkeit und unsinniger Gottlosigkeit mit bewaffneter Hand den Herrn General-Kommissarius Hrn. Tit. Matthäum Kohlweiß tückisch angriffen und gravè verwundet, derwegen er immediatè in Haft getan, nach St. Pölten transportieret und hierorts am 21. J. a. c. durch ein adeliges Kriminal-Judizium zum Tod durch das Schwert und Konfiskation der Gueter verurteilt worden, welches Urteil Ihrer kaiserlichen Majestät zur allergnädigsten Resolution und Begnadigung überreicht, von derselben am 29. Januarius konfirmieret worden und dergestalt nunmehro in Rechtskraft erwachsen ist.‘

Der Sünder hörte den Wortschwall mit zur Schau getragener Gleichgültigkeit an. Er stützte die Hand auf die Hüfte und sah auf die Rathausuhr. Als Mariens Name vorkam, zuckte er und legte die Hand über die Augen. Der Profoß raunte: ‚Gott zulieb.‘ Er aber denkt: ‚Die

gute Frau! Meine Liebe besucht, mein Kindlein gestillt hat sie.' ... Dann aber runzelt er die weiße Stirn. Das Urtel ist lügnerisch. Der Mann in ihm erhebt sich. Keine Lugen hie an der Stätte des Todes. Er sagt ihnen die Wahrheit, den Henkern und den Priestern; dann geht er und legt sich unters Schwert. Er tritt an den Rand der Bühne. Die Archonten recken ihre Hälse. Er hebt die weißen Hände zum Himmel mit dem Sterbkreuz seiner Mutter: ‚Ich will die Wahrheit sagen.' Bis in die Nebengassen hört man die Stimme, die Stimme schon aus einer andern Welt....

‚Ich stehe hier zum Tod verdammt, weil ich den Priester angefallen habe. Gott, du weißt, wie es kommen ist, ob ich's in Tücke tat oder in Hitze! Diese Schuld ist meine schwerste nicht. Tückisch bin ich ein andersmal gewesen, ... da ich ... arme Leut' — hier wankt seine Stimme, die Hände fallen ihm herunter, todschwer ist das, kaum will's über die Lippen, aber es muß — „... betrügen und bestehlen wollt — um ihren einzigen Schatz und Trost, den sie in ihrer Armut hatten ... Das ist mein' Todesschuld, ich will sie büßen; nehmt mich jetzt und gebt mir meinen Lohn!'

Die Leute ringsum starren. Was ist das gewest? Vom Rathaus ruft eine Baßstimme: ‚Komödiant!' Das ist der Landmarschall. ‚Komödiant!' wiehern die Landräte nach; Gelächter hebt sich ...

‚Sie lachen mich aus!' sagte Jesse mit schmerzerstickter Stimme zum Profoßen, der zu ihm trat und tröstend die Hand auf seine Achsel legte. Ja, sie lachen, ein Spott ist er ihnen ... jetzt, wo er, vermeinend seine Schuld zu offenbaren, unwissentlich seine geläuterte Seele vor ihnen entblößt; ... sein Herz, darin der giftige Wurm erstorben ist, und eine Rose ist anstatt entsprungen. Erbarmen mit dem Leid der Armen, Ehrfurcht vor dem, was ihnen Trost und Freud gibt ...

Die Landräte an den Fenstern kicherten noch, als der Stadtrichter schon den Stab zerbrach und ihn dem Sünder vor die Füße schleuderte: ‚Zum Tod, den du verdienst!'

‚Den ich verdiene,' wiederholte der Velderndorffer.

Der Stadtrichter verläßt die Bühne. Der letzte Augenblick ist da für Jesse von Velderndorff, den argen Ketzer. Er entkleidet sich. Der Platz liegt wie ein Grab. Den Rock wirft er achtlos zur Erde; den Seelenwärmer, von weißer Wolle, mit phantastischen Tieren gestickt, hält er einen Augenblick in der Hand. Eine Arbeit der Liebsten ist's ... Die süße, kleine Gestalt taucht auf vor ihm, traurig lächelnd, ... sein kurzes Glück mit ihr, die schönen Tage ... ‚Wo liegt denn St. Georgen zu?' fragte er den Profoßen. Der zeigt ihm mit dem Finger die Weltgegenden. ‚Orient — Okzident — gen Abend zu liegt's.'

Da zieht er sein Taschentuch heraus und winkt gen Abend: ‚Leb wohl, Amey, du meine Freud! Leb wohl, mein teures Kind! Meine guten Brüder, lebet wohl, ich muß von hinnen fahren!‘ . . .

‚Ramhartner!‘ winkte der Profoß. Der Henker hatte bislang an seinem Platz, links vom Kreuz, ruhig gestanden, mit einem Lederlappen das Schwert noch blanker scheuernd, als es schon war. Jetzt kam er heran; die Bühne schütterte unter seinen wuchtigen Schritten, und mit seiner Stimme, die an einen Eber gemahnt, grunzt er: ‚Kumm, Bua!‘

Jesse maß ihn; das haarige Ungetüm ließ ihn an die Donaubauern denken, seine alten Freunde: ‚Bist von der Donau?‘

‚Vo Ybbs,‘ sagte der Bär. Es mußte ja so sein.

Rasch schritt der Junge zur Matte. Das braune Ungetüm schob sich hinter ihm her, packte im Schreiten mit den klebrigen Händen seine Arme und bog sie ihm nach rückwärts. Jesse entwindet ihm die Arme. — Nein, er will nicht gebunden sein, mit seinem Kreuz in Händen will er sterben. . . .

Der Profoß mahnt ihn: Gott zulieb. Unserm Herrn ist's auch geschehen. Es ist, damit er nicht nach dem Schwert fahrt und der Streich danebengeht . . . Das Kreuz stecken wir Euch an den Gürtel. — Nun läßt er sich binden. Hals und Brust werden ihm freigelegt. Die Augen verbinden sie ihm nicht; er hat sich das, wie der arme Schelm von der Rosenburg, schon auf dem Todesweg verbeten.

‚Nein, meine Augen verbind mir nit. Ich will die Welt erschauen.‘

Die Menschen all, die Bürger und Bauern, die Bettler und Spitaler heben sich auf die Spitzen, steigen einer auf den andern, um ihn jetzt gut zu sehen. . . . Die Mütter heben ihre Kinder hoch. . . . Er liegt auf seinen Knien, seine blauen Augen sind starr zum Himmel gerichtet, die blutleeren Lippen regen sich. ‚Ketzerisch beata tuat er,‘ zischen die Betteln.

Der Henker mit dem Schwert tritt an. Da hört man noch einmal des armen Sünders Stimme. Er redet zum Profoßen.

‚Ich bitte Euch: Sagt der Frau, ich laß sie um Verzeihung bitten — um alles dessen willen, was ich ihr und ihrem Mann hab angetan.‘ —

‚Welche Frau?‘ fragte leise, wie man zu Kranken redet, der Profoß.

‚Maria Schinnagel.‘ Ein Seufzer dehnt die entblößte Brust. Ach, nun ist's gut! Und nun beugt er den Blondkopf.

Der Profoß fuhr sich über die Augen, wandte sich mit Plötzlichkeit ab und krächzte: ‚Schlag zu!‘

Das Schwert zischt durch die Luft, — hochauf spritzt das rote Blut. Der Körper stürzt auf die Matte, das Haupt springt davon gegen den Rand der Bühne, der Henker springt ihm nach, greift's bei den Haaren und hebt es hoch in die Luft. Wie sie das blutrieselnde Haupt sehen, die Augen

stehen offen und der Mund lacht hippokratisch, da erknallt wie ein Donnerschlag der Beifall der Hunderttausende. — Die Fenster zittern, die Mauern schüttern, — eine Wolke von Hüten und Tüchern ist in der Luft, . . . ein Jubel bricht los, als hätte der arme Elende jedem von ihnen Vater und Mutter erschlagen . . .

Bei dem Körper, der auf der Matte im Blut schwimmt, die Hände gebunden, steht im wilden Freudengetös der alte Profoß und betet. Wie eine Steinfigur steht er da, nur der weiße Bart bewegt sich im Winde.

* * *

Die arme Maria liegt im Dom vor der Schmerzensmutter. Jesus, Maria und Joseph, euch schenk ich sein Herz und seinen Leib und seine Seele! Jesus, Maria und Joseph, möge seine Seele mit euch in Frieden —

‚Verschone, ach, verschone!‘ Ihr ist, sie hat zu ihren kleinen Büblein noch einen großen überkommen, und der ist ihr der liebst . . . O nicht, nicht abschlagen!

‚Nimm, o Herr, mein Leben für seines! Nimm dir's, laß mich sterben! Die Kindlein finden ein' besser' Mutter und mein armer Mann ein' besser' Frau. Aber laß, o laß ihn nicht sterben, den Armen, den ich überliefert hab! Tu auf den Himmel und sende deinen Engel, du hast Engel genug!‘ —

Ein dumpfer Lärm von weit, weit her hebt an, kommt näher. . . .

‚Tu deinen Engel senden!‘ schreit das arme Weib; drei Chorherren stehen bei der Sakristei, schauen und staunen.

‚Den heiligen Michael, daß er mit sei'm goldenen Schwert das Schwert weghaut, den Gabriel mit der Ilgen!‘ —

Näher wälzt sich der Lärm, bis in den heiligen Dom herein hört man die tausende Stimmen, Flöten und Hörner klingen, Trommeln wirbeln, Musik. . . . Das Weib taumelt von den Knien auf. Nur fest vertrauen! — Ja, begnadiget, — davon machens Musik. . . . Sie möchte laufen, kann aber nicht; an den Bänken tastet sie sich mit zitternden Händen weiter, jetzt steht sie im Tor, schaut aus wie die Schmerzensmutter, da sie ihren Sohn begegnen ging. . . .

Der Domplatz ist voll. Von der Wienerstraße folgen die Leute herüber. O sagt's nicht so laut, dort ist ein Herz, das wird jetzt brechen!

‚Hast du es auch gar guat gesehen, das Haupt? Die Augen seind gangen, an dem toten Haupt — bliet't hot's und d' Augen seind gangen.‘

Maria hört's, ihr Herz tut einen Sprung, dann steht es still, — die Augen vergehen ihr, — sie haben ihn abgeschlachtet! Es ist fürbei, . . . kein Engel ist kommen, . . . hingemordet ist er und durch deine Schuld. . . .

Der Domplatz wogt, die Leute schwatzen, wie er dagestanden ist und wie er geredet hat, und wie er sich kniet, und wie das Haupt fallt und das Bluet springt — vom Samstagplatz, Buschieres Hauptquartier, gellen die Pfeifen, ertönen Trommeln und Pauken; unterm Domtor auf dem Stein liegt sie, die auf dem Blutgerüst in Ehren ist genannt worden; — wie tot liegt sie da, — und kein Mensch ist, der ihr hilft . . . Es könnt ihr auch kein Mensch helfen. Um neun Uhr kommt der Propst Fünfleuthner aus der Klosterpforte geschritten; der sieht die Arme ohnmächtig liegen, erkennt sogleich das Weib, über deren sonderbare Andacht sich das ganze Chorstift aufgeregt hat; auf seinen Ruf erscheint der Mesner, und sie wird in die Sakristei getragen, wo sie sich langsam erholt.

‚Ich weiß nit, was mir ist beschehen,‘ lallt sie, die Hand an der Stirn.

‚Es war Euch schlecht, guete Frau,‘ sagte der Propst freundlich, ‚und wir haben Euch hereingebracht, denn draußen so ein Getümmel wegen dieser Hinrichtung ist. Man hätt Euch zusammengetreten —.‘

‚O Herr!‘ schrie sie da herzzerreißend, ‚hättet Ihr mich lassen liegen, und daß sie mich zertreten hätten! Rührt mich nicht an, o Herr! Ich bin eine Sünderin! Bluet ist an meinen Händen.‘

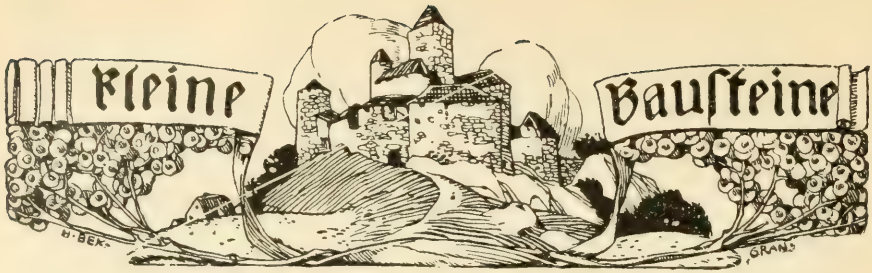
Der Probst sah sie an, schüttelte den Kopf, flüsterte dem Mesner etwas zu und verließ die Sakristei. Der Mesner sagte: ‚Jetzt ist Euch ja schon guet, nit wahr? Und kintet jetzt heimschauen, nit?‘

Maria nickte schwerfällig mit dem Kopf und schleppte sich in die Kirche zurück. Der Mesner ging ihr leise nach und knurrte etwas zwischen den Zähnen, als sie wieder beim Schmerzhaften Mutteraltar auf die Knie fiel. ‚Das unsinnig Weib, nicht weiter geht sie . . .‘

‚Maria,‘ keuchte das arme Weib. Tränen kommen keine mehr von ihren wunden Augen, sie ist ganz ausgeweint; nur ihr Herz weint Blut . . . ‚Nun ist es fürbei, — ja fürbei, — er kann dir‘ — sie wimmerte wie ein kleines Kind — ‚nimmer schaden. . . . Ein Herz will dir weihen, . . . ist mein . . . ist mein . . . zerbrochenes . . . zerstochenes . . . Herz . . .‘

Die Schmerzhaftige, fast sieht sie Unserer Lieben Frau vom Taferl gleich, blickt auf die Verlassene herunter, von ihren Augen laufen Tränenströme über die rotgemalten Wangen, ihre steifen Hände halten auf dem mit hellem Goldgewand bedeckten Schoß den Leichnam Jesu Christi, und die kleinen Engel halten über ihrem Haupt das Spruchband:

‚O ihr alle, die ihr des Weges geht, merket auf und schauet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze!‘



Joseph Maria v. Radowitz.

Endlich eine Radowitzbiographie! Es ist nicht zu früh. Das halbe Jahrhundert, das seit dem Tode des merkwürdigen, großen Mannes verflossen ist, hat ihn in die genügende geschichtliche Ferne gerückt, die von allen Seiten her ein ruhiges und nüchternes Urteil ermöglicht. Und er kann dabei nur gewinnen. So bedeutet denn die neueste, in weitestem Rahmen gehaltene Biographie von Paul Hassel, deren 1. Band vorliegt, eine glänzende Rechtfertigung des viel gerühmten, noch mehr verkannten und geschmähten Mannes.[1])

Das Schillersche Diktum vom Charakterbild, das von der Parteien Haß und Gunst verwirrt in der Geschichte schwankt, das zwar etwas abgebraucht ist, paßt auf niemanden besser als auf Radowitz. Alexander von Humboldt nannte den Verkehr mit ihm den Stolz und Lichtpunkt seines Lebens. Nach seinem Tode (25. Dez. 1853) schrieb die Augsburger Allgemeine Zeitung (10. Januar 1854): ‚Radowitz war als Gatte und Vater eine Erscheinung seltener Vollkommenheit, als Mensch überhaupt so achtungswert als irgend einer, als Christ und Katholik von abgeschlossenem Ausbau, als Staatsmann voll großer Ziele und edler Wünsche.‘ Doch Bismarck, im Grunde der erfolgreiche Erbe und Vollbringer der Radowitzschen nationalen Einheitspläne, hart und rücksichtslos auch im Urteil über Gegner, bemäckelt ihn (Gedanken und Erinnerungen II, 64, 65) als den ‚geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie‘ des Königs Friedrich Wilhelm IV., zweifelt sein preußisches Gefühl an und wittert in ihm sogar einen ‚katholisierenden Gegner Preußens‘! Schon zu Lebzeiten hatte ihn der protestantische Junker bei seinen politischen Gesinnungsgenossen als ‚Slovaken‘ verspottet. Der eiserne Kanzler hat den genialen Mann nicht verstanden oder nicht verstehen wollen.

So leicht war es auch nicht. Magyarische Abstammung — der Großvater war Mitglied des ungarischen Komitatsadels und als preußischer Kriegsgefangener im Lande, später in Braunschweig geblieben — französische Ausbildung, protestantische Erziehung: und, um in Taines Weise zu reden, als Produkt dieser Faktoren der glühende, preußische Patriot und der mit allen Fasern seines Wesens an der Kirche hängende Katholik, das scheint auf den

[1]) Joseph Maria v. Radowitz. Von Dr. Paul Hassel. Erster Band 1797 bis 1848. Berlin 1905, Siegfried Mittler und Sohn. Gr. 8°. XVIII und 592 S. Mit einem Bildnis.

ersten Anblick hin ein seltsamer Entwicklungsgang. Weniger seltsam nach gründlicher Einsicht in die neueste Biographie und vor allem in die von Radowitz selbst verfaßten, leider nur bis 1848 reichenden Memoiren ‚Zur Geschichte meines Lebens'. Sie sind im Jahre 1837 begonnen, als der Verfasser in sein 40. Lebensjahr eintrat, und waren nur für seine Familie bestimmt. Unbeschränkter Freimut waltet in ihnen. Sie sind das treue Spiegelbild der Gedanken und Empfindungen, welche die Zeitereignisse in der Seele des temperamentvollen Autors wachriefen. Sie sind das wahrheitsgetreue Spiegelbild seiner männlichen, edlen Seele. Es zeigt von feinem Empfinden Hassels, daß er diese Memoiren zuerst abdruckt, um dann seine eigene mühevolle Arbeit als ‚Ergänzungen' folgen zu lassen. Alle methodischen Bedenken gegen diese in andern Fällen vielleicht störend empfundene Trennung kommen hier nicht in Betracht. Für die allzu bescheiden sogenannten ‚Ergänzungen', die aber nichts anderes als die erweiterte Biographie sind, standen dem Verfasser außer dem ganzen Radowitzschen Nachlasse die Schätze der preußischen Archive zur Verfügung. Durch ihre gewissenhafte Verwertung, durch gefällige, dem Gegenstand entsprechende Darstellung, durch anerkennenswerte Objektivität ist sein Buch eine der interessantesten und wertvollsten Monographien zur neueren preußischen Geschichte geworden.

Wenn es wahr ist, wie Treitschke einmal sagt, daß man nur versteht, was man liebt, dann muß der Biograph seinem Helden vollauf gerecht geworden sein. Denn er hat sein Bild mit sichtlicher Liebe gezeichnet. Eine wohltuende Wärme durchzieht das Buch. Und doch deucht es uns, den Glaubensgenossen, als ob der Verfasser dem Katholiken Radowitz nicht in alleweg das Verständnis entgegenbringe, das unserm — in diesen Sachen feinfühligen — Empfinden als das richtige erschiene. Man hat den Eindruck, als ob er Radowitz' Verhältnis zum Katholizismus doch wohl etwas äußerlich auffaßte, wenn er seine religiösen Ideen zurückführt auf das ‚Vorherrschen des Gefühls über die rein verstandesmäßige Auffassung der Dinge dieser Welt'. Gewiß, Radowitz hatte etwas von den Romantikern in sich; aber er war auch wieder der kühl und nüchtern überlegende Mathematiker. Sein Vater, der katholisch war, hatte ihn bis zum 13. Lebensjahre protestantisch erziehen und ihn dann, als er ihn für den Dienst des damaligen Königreichs Westfalen bestimmte, definitiv katholisch werden lassen. Es war natürlich, daß Radowitz während seiner Jugendjahre unter diesen Umständen zum Katholizismus nur in das Verhältnis äußerlicher Zugehörigkeit trat. Der rastlose Drang nach positivem und materiellem Wissen ließ ihn zunächst während seiner Studienjahre in Paris, wo er Cuvier und Ampère hörte, das religiöse Moment vernachlässigen; aber infolge seines zu ernster Verinnerlichung geneigten Naturells wandte er früh schon dieser Seite seine Aufmerksamkeit zu und kam auf historischem Wege zur Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Offenbarung innerhalb des Katholizismus. Wir haben absolut keinen Grund, an Radowitz diesbezüglichem Bekenntnis und dessen Aufrichtigkeit zu zweifeln: ‚Ich habe das

Bewußtsein, daß es zunächst auf historischem Wege geschehen, daß mir die Überzeugung zuteil geworden ist, in Christo habe sich der ewige Vater wirklich und wahrhaftig dem gefallenen Geschlechte geoffenbart, und wer den Sohn höre, der höre den Vater. Daß die katholische Kirche die von ihm gestiftete, und daß in dieser das Heil der Welt beschlossen liege, trat mir wie eine neue Entdeckung entgegen, und ich ging eifrig damit um, auch hierin zu einer möglichst vollständigen Kenntnis durchzudringen. Die Einsicht, daß die Wahrheiten, welche das Christentum verkündet, zugleich die einzigen seien, die den höchsten spekulativen Forderungen genügen, daß sie allein einen dauernden Anhalt in dem Irrgewinde des Gedankens darbieten, reihte sich bald hieran und erfüllte mich mit unaussprechlicher Freude.' Auch Hassel wagt nicht, Radowitz' Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen, und ungeachtet mancher nicht glücklich angebrachter Versuche, seinen Helden von dem Verdachte eines allzu straffen ‚Ultramontanismus' — diese parteipolitische Wortmünze hat sich leider auch in wissenschaftlichen Werken Geltungsrecht erworben — zu reinigen, sind wir ihm dankbar, daß er durch sein ganzes Buch hindurch den Nachweis geliefert hat, daß treues Festhalten an der katholischen Kirche bei Radowitz die patriotischen Pflichten gegen das protestantische Regime in Preußen nicht im geringsten beeinträchtigte. Im Gegenteil.

1797 hatte Radowitz das Licht der Welt erblickt, 1812 war er nach glänzend absolvierten Studien zu Paris und an der Kasseler Ingenieurschule zum Sekondeleutnant ernannt worden, focht bei Lützen unter Macdonald, wurde bei Bautzen leicht verwundet, erhielt dann, kaum dem Knabenalter entwachsen, das Kommando einer Batterie und deckte an der Katzbach unter Napoleons Augen den Rückzug der Franzosen; bei Leipzig wurde seine Batterie vernichtet, er selbst verwundet und von den Alliierten gefangen. Dann trat er in kurhessische Dienste, focht 1814 gegen Frankreich und wurde, noch nicht 19 Jahre alt, als erster Lehrer der militärischen und mathematischen Wissenschaften an die Kasseler Militärschule berufen. Mit 20 Jahren war er seiner glänzenden Befähigung wegen bereits Stabskapitän.

Das war der Anfang einer fast wunderbaren Laufbahn, wie sie nur wenigen Sterblichen zuteil wird. Radowitz zeigte sich hier schon als den außerordentlichen Mann, der später eine europäische Berühmtheit werden sollte. In Kassel beginnt seine religiöse Entwickelung. Hier hebt seine universelle und ernste Geistesbildung an. ‚Wem Shakespeare und Dante näher stehen als Schiller, der wird auch Sebastian Bach den Mozartschen Opern vorziehen, die gotischen Bauformen der griechischen sinnlichen Schönheit und die altitalienischen und deutschen Maler der sogenannten Blüte der Kunst im 16. Jahrhundert.' Bei Haller, Burke, nachher bei de Maistre schöpfte er seine staatsrechtliche und politische Weisheit. Und mehr als alles dies: er war bereits ein fest durchgebildeter Charakter. In ganz Kurhessen war er der einzige, der der kurfürstlichen Maitresse, der Gräfin Reichenbach, nicht über die Schwelle trat. Unerschrocken verteidigte er die Rechte der geschmähten

Kurfürstin und des Kurprinzen. Seiner Überzeugung opferte er eine glänzende Zukunft. 1823 pensionierte ihn der erbitterte Kurfürst.

Das war ein wichtiger Wendepunkt in Radowitz' Leben. Er trat in preußische Dienste für sein ganzes übriges Leben. In Preußen waren von nun an die Wurzeln seiner Kraft. Der ehedem französische Offizier wurde eifriger Preuße; er würde, sagt er, sich außerstande fühlen, anderswo zu dienen. ‚Mit diesem Lande will ich stehen und fallen!" Er hat ihm alle seine Kräfte geweiht. Mit beispielloser Schnelligkeit rückte er in der militärischen Laufbahn aufwärts. Seine außerordentliche Begabung und seine glänzende Persönlichkeit öffneten ihm rasch die Pforte des Ruhms. Als Lehrer des jüngsten königlichen Prinzen, des vierzehnjährigen Albrecht — seit 1824 — trat er den Hofkreisen näher und wurde mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., bekannt. Zwischen beiden Männern, die eine merkwürdige Gemeinsamkeit der Ideen zusammenführte, entstand jene schwärmerische Freundschaft, die der nüchternen Generation von heute so seltsam vorkommt, und die Radowitz so viel Neid und Feindschaft eintragen sollte. Besser wie er kannte niemand den genialen Fürsten, an dem er mit unerschütterlicher Treue hing, und seine Memoiren sind ein wertvoller Beitrag zu dessen Beurteilung. Radowitz war es, der zuerst den seither bis zum Überdruß wiederholten Vergleich Friedrich Wilhelms mit Hamlet machte. Nachdem er eine glänzende Schilderung seines Charakters entworfen, fährt er fort: „Wäre ein eiserner Wille, eine alles beugende Tatkraft mit einem solchen sehnenden, sinnenden, tieffühlenden Gemüte vereinbar, dann würde er die Zeit zwingen, seine Wege zu wandeln, und Europa könnte auf dem sittlich-politischen Gebiete eine ebensolche Umkehr erwarten, wie sie im schlimmsten Sinne von Bonaparte ausgegangen. Wie der Kronprinz aber beschaffen ist, so kann ich in trüber Besorgnis kommender Dinge sein Bild nur im Hamlet finden und in seiner Seele ausrufen: Die Zeit ist aus den Fugen; weh mir, daß ich zur Welt sie einzurichten kam.' Er ward in der Folgezeit sein treuester Ratgeber, und daß die meisten seiner Ratschläge kläglich scheiterten, weil der König nie die Kraft hatte, sie in die Wirklichkeit umzusetzen, bildet den tragischen Zug in dem Leben Radowitz', der felsenfest überzeugt war, daß bei ihrer Befolgung dem preußischen Staate die schweren Schicksalsschläge unter der Regierung dieses edelsten seiner Herrscher erspart geblieben wären.

Es ist hier nicht der Ort, Radowitz' Tätigkeit in Berlin, die teils im Generalstab, bei der Leitung der Militärbildungsanstalten und teils bei der Generalinspektion der Artillerie ein arbeitsreiches Feld vorfand, zu verfolgen. In der Gräfin Marie Voß hatte er unterdessen eine Lebensgefährtin gefunden, an deren Seite er in reinstem, häuslichen Glücke sich von den Strapazen ausruhen konnte, die das erregte politische Leben von damals ihm verursachten. Dann allmählich war Radowitz Politiker geworden. Ein politischer Militär. Für das ‚politische Wochenblatt', dessen tatsächlicher Leiter er war, schrieb er weithin bemerkte Artikel. Auf weiten Reisen mit dem Prinzen August, dessen

Stabschef er war, bildete er sich zu dem gewiegten, vielbewunderten Diplomaten aus, dem es so oft gelang, in den verwirrten Knäuel der deutschen Bundesangelegenheiten Ordnung zu bringen.

Seit März 1836 war er preußischer Militärbevollmächtigter am Bundestag in Frankfurt. Die Anfeindungen, die ihm seine außerordentliche Stellung zuzog, hatten ihm den Weggang aus Berlin wünschenswert erscheinen lassen. Auch in Frankfurt füllte er seine Stelle ganz aus. Die Reform der Bundeskriegsverfassung war sein Werk. ‚Die glückliche Lösung einer so wichtigen nationalen Aufgabe, die seit zwanzig Jahren nicht um einen Schritt gefördert war, würde allein genügen, um ihm einen ehrenvollen Namen in der Geschichte des deutschen Bundes zu sichern.‘ Auch im Kölner Kirchenstreit wurde sein Name viel genannt. Zu Unrecht. Er stand demselben in kluger Zurückhaltung fern; erst als Friedrich Wilhelm nach seiner Thronbesteigung dem unleidlichen Zustand ein Ende bereiten wollte, hat Radowitz, der aber eine Sendung nach Rom abschlug, dem königlichen Freunde beratend zur Seite gestanden. Es ist hochinteressant, aus seinem Munde zu hören, wie er persönlich von den kirchenpolitischen Ereignissen berührt wurde. ‚Preußen, der Staat, dem ich nicht bloß aus Dienstpflicht, sondern in wahrhafter Liebe anhänge, hat eine Wunde empfangen, aus welcher sein Herzblut ausströmt. Deutschland, selbst Europa gegenüber, hat dieser Hergang dem Rufe unserer Umsicht und Intelligenz unersetzlichen Abbruch getan . . . Was wir an moralischer Autorität über Österreich gewonnen hatten, ist mit einem Schlage verloren worden.‘ In der Zeit des ‚politischen und religiösen Unglaubens‘ ist ihm die Sache doppelt zuwider; ein ‚herzzerreißender Konflikt‘. Die gläubigen Protestanten ‚sind zum überwiegenden Teil in dieser Prüfung schlecht bestanden‘. Aber auch die ‚maßlosen und oft ganz unbegründeten Angriffe der katholischen Tagesschriftstellerei, insbesondere Görres‘, erfahren seinen Tadel. Seine volle Sympathie hat auch der Erzbischof von Droste-Vischering nicht, dessen Verhalten übrigens auf katholischer Seite durchaus nicht volle Billigung findet. Das sei gegenüber dem Biographen Hassel bemerkt, der uns nicht verargen wird, daß seine Auffassung der Kölner Sache nicht unsere Zustimmung findet. Radowitz, der Katholik, der mit Radowitz, dem preußischen Staatsdiener, in Konflikt zu kommen drohte, zeichnete sich folgende Richtschnur: ‚Ich habe weder Beruf noch Mittel, um die Regierung von der Ungerechtigkeit und Schädlichkeit ihres Verfahrens gegen die katholische Kirche zu überzeugen, daher auch keine Pflicht, vorzutreten. Ich bin aber streng gebunden, jede auch indirekte Teilnahme an diesem Unrechte zu meiden, und muß daher sofort den Dienst und Preußen verlassen, sobald mir eine solche angemutet und dienstlich begehrt wird. Außerhalb dieses Falles besteht meine Pflicht des Gehorsams ganz unverändert fort; das Unrecht, welches die Regierung begeht, dispensiert mich durchaus von nichts; ich muß nicht allein in Handlungen, sondern auch in Worten, ja in Gedanken alles fern halten, was nicht mit der beschworenen Treue bestehen kann.‘ Wenn

Hans Prutz in einer Kritik des Hasselschen Buches (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 31) dieses Festhalten an der katholischen Kirche daraus erklärt, daß Radowitz ‚die lebendige Gemeinschaft mit dem echten Preußentum fehlte, wie es geschichtlich geworden ist', so zeigt sich auch hierin die unverhüllte Abneigung des preußischen Historikers gegen Radowitz, an den er nicht den Maßstab gerechter, unbefangener Würdigung zu legen vermag. Auch nach Hassels Buch ist ihm das Wesen des preußischen ‚politischen Generals' ein ‚vielgestaltiges und gelegentlich in den überraschendsten Farben schillerndes', seine Natur unfaßbar.

Vom Jahre 1842 bis 1847 weilte Radowitz als Gesandter in Karlsruhe, abwechselnd in Frankfurt. Es ist die Zeit vorwiegend politischer Tätigkeit, auch auf literarischem Gebiete. Das Jahr 1846 brachte die berühmt gewordenen ‚Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche'. Mancher Leser des Hasselschen Werkes wird bedauern, daß nicht ausführlicher darauf eingegangen wird. Es ist ein prächtiges, noch heute höchst lesenswertes Buch, das in klassisch abgerundeter Form die Parteiungen des öffentlichen Lebens schildert und von dem eigenen Wollen und Hoffen des Verfassers für Preußen und Deutschland beredte Auskunft gibt. Man kennt die Gemeinschaft in den politischen Ansichten des Königs und Radowitz', und wie beide in der ständischen Verfassung allein das Heil erblickten. Diplomatische Missionen in Wien und Paris über die Vermittlung der europäischen Mächte in den schweizerischen Wirren füllten die Zeit von November 1847 bis April 1848 aus. Die Bundesreform verlor der Diplomat nie aus dem Auge. Seine berühmte Denkschrift vom 20. November 1847, die er auf Befehl des Königs abfaßte, und die mit vernichtender Kritik der haltlosen Zustände einen neuen Reformplan entwarf, beweist es zur Genüge. Und zwar, wie Hassel gegen andere Forscher betont, ging einstweilen Radowitz nicht über eine reine und uneigennützige Zweiherrschaft Preußens und Österreichs im Bund hinaus. Er hatte die feste Überzeugung, daß, wenn der von ihm gewiesene Weg betreten worden wäre, Deutschland die Märzrevolution nicht erlebt hätte. Die neuere historische Literatur hat die Radowitzsche Reformpolitik nicht günstig beurteilt. Nach Treitschke lief sie ‚hinaus auf die unmögliche Hoffnung, daß ein Bund von souveränen Staaten, zu denen drei undeutsche Mächte gehörten, die Macht einer nationalen Staatsgewalt ausüben sollte'. Aber der fruchtbare Keim, der in den Vorschlägen für die Erweiterung der gesetzgeberischen Tätigkeit des Bundes lag, ging nicht verloren. Die Frucht zeigte sich später in der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches.

Die Märztage brachten auch in Radowitz' politischer Anschauung eine Änderung hervor. Durch die Anerkennung des Patentes vom 18. März kehrt er dem reaktionären Feudalismus den Rücken und stellt sich auf den Boden des repräsentativen Bundesstaates. Die Schrift ‚Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.' dokumentierte die politische Wandlung. Aus dem

preußischen Staatsdienst trat er aus. Wir treffen ihn wieder im Frankfurter Parlament, wohin ihn, ohne sein Zutun, der Arnsberger Kreis berufen hatte.

Er war der bedeutendste Redner der Paulskirche. ‚Den kriegerischen Mönch‘ nannte ihn damals Alfred Meißner. Man hat das Wort nachher oft wiederholt. In den Augen der Gegner war es kein Lob. Aber es lag etwas in Radowitz' Persönlichkeit, das den Ausdruck erklärlich macht. Etwas Mönchisches hatte er an sich; das war schon in Berlin einer so feinen Beobachterin wie der Gräfin Elisabeth von Bernstorff aufgefallen, und damit stimmt zusammen eine merkwürdige Äußerung in einem Briefe an seine Frau: ‚Wäre mir nicht in dir und unsern Kindern, das Ziel meiner Liebe, ein anvertrautes Amt und Pfand gegeben, so würde ich die Existenz in einem der gelehrten Orden beneidenswert finden.‘ Und erinnert nicht das ernste, bleiche Gesicht etwas an manche Mönchsbilder der altspanischen Schule? Er war kein Freund leichten Lebensgenusses. Doch trifft es bloß für seine Jugendzeit zu, wenn Treitschke sagt, daß die warme Sinnlichkeit Goethes ihm unverständlich gewesen sei. Im reifen Mannesalter war sein Verhältnis zum großen Dichter ein ganz anderes. Wohl die wenigsten Goetheforscher dürften wissen, daß Radowitz in einer eigenen Denkschrift vom Jahre 1842 den Ankauf der Hinterlassenschaft Goethes seitens des Deutschen Bundes befürwortete. In der glänzenden, edlen Persönlichkeit Radowitz' lag ein gut Teil seiner Erfolge begründet. Er war ein anregender Gesellschafter ohnegleichen. Ein unheimliches und sicheres Wissen auf fast allen Gebieten stand ihm jeden Augenblick zu Gebote. Seichte Geister wichen ihm aus. Sein Fehler war, daß er andere nur selten zu Worte kommen ließ. Aber dem Zauber des Zusammenseins mit ihm konnten sich viele nicht entziehen. Die Pariser Legitimisten, in deren Zirkeln er verkehrte, trieben einen wahren Kultus mit ihm. Die besten Männer seiner Zeit waren seine Freunde. Und sein Freund auf dem preußischen Throne hat ihn den edelsten Menschen genannt.

Mit der Wahl zum Frankfurter Parlamente schließt der erste Band der neuen Biographie. Wir freuen uns jetzt schon auf den zweiten. Er wird nur wenige Jahre umfassen, die letzten und bedeutsamsten des talentreichen Lebens. Er wird Licht verbreiten über die Radowitzsche Politik dieser Jahre. Was Radowitz mit heißem Bemühen erstrebte, gibt nichts besser zu erkennen als ein von der Hand des bereits auf den Tod Erkrankten flüchtig beschriebenes Blatt mit der Jahreszahl 1900, das das Bild Deutschlands nach 50 Jahren zeichnete: ‚Ich sehe ein hergestelltes deutsches Kaisertum mit preußischer Spitze, Frankreich, nach verlorenem Elsaß, auf seine wirklichen, natürlichen Grenzen gebracht und ungefährlich geworden.‘

Der ‚geschickte Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs‘ war doch ein weitsichtiger Staatsmann.

Dr. Luzian Pfleger.

Die Angst vor dem Lachen.*

Es war einmal ein Mann, der zog mit seinem Sohn und einem Esel ruhig des Weges.... Nun, ihr wißt gewiß schon, wie es weiter geht: Sie begegneten einem Wanderer, der blieb stehen und sagte: ‚Nein — so etwas Lächerliches! Wozu habt Ihr denn euren Esel? Warum setzt Ihr denn nicht den Buben hinauf?' Der Mann befolgte den Rat und war ganz zufrieden, denn nun ging es schneller vorwärts. Da kamen sie an einer Mühle vorbei. Der Müller lag gerade unter dem Fenster und hatte nichts zu tun, als sich über andere Leute aufzuhalten. Und er rief hinunter: ‚Schämt sich denn der Bub dort gar nicht, seinen alten Vater laufen zu lassen und selber zu sitzen? Das ist ja eine Schande!' Der Bub wurde ganz rot und rutschte schnell herunter. Der Vater stieg hinauf, und weiter ging es. Und als sie in der Nähe der Stadt waren, da kam ein Mann; der trug eine Mütze, auf welcher zu lesen stand: ‚Tierschutzverein Babenhausen.' Der trat mit grimmigem Gesicht auf sie zu und sagte: ‚Sie, schäme Sie sich denn au gar nit, das arme Tierle so z'schinde? Was würde Sie wohl sage, wenn das Tierle so auf Ihne herumreite tät?' — Da kletterte der Vater schnell herunter von dem armen Tierle, und sie zogen alle drei nebeneinander in die Stadt ein. Da liefen die Gassenbuben zusammen und riefen laut hinter ihnen her: ‚Das Tierle hat die, scheint's, beide abg'schmisse, sonst täte sie nit so dumm danebe laufe!'

Welche Art von Leuten mit dieser Geschichte gemeint ist, das wißt ihr wohl sofort. Es sind diejenigen, welche niemals den Mut haben, sich selber treu zu bleiben, sondern bei allem, was sie tun oder lassen, immer danach fragen, was wohl die Leute dazu sagen, und ob auch nicht irgend jemand über sie lachen könnte. Und dabei sehen sie gar nicht, daß die Leute immer irgend etwas zu lachen oder auszusetzen haben, man mag es machen, wie man will. Nur wer sich gar nicht um sie kümmert und ruhig und fest tut, was sein Herz und seine Vernunft ihm vorschreiben, der sichert sich allmählich Respekt; denn alles, was Charakter hat und Festigkeit, das imponiert schließlich den Menschen, wenn sie sich auch noch so dagegen wehren. Wißt ihr, daß z. B. die Panther in Südamerika selbst den kleinen Kindern nichts tun, wenn sie nicht vor ihnen fortlaufen? Sowie aber jemand den Rücken dreht und sich in Trab setzt, dann mag es sogar ein Erwachsener sein: der Panther springt auf ihn zu. Ebenso könnt ihr es täglich bei den Hunden auf der Straße sehen; fängt ein Kind an zu schreien und vor ihnen fortzulaufen: gleich ist eine ganze Meute hinterdrein. Dreht man sich dann um und sieht ihnen fest in die Augen, dann tun sie alle, als wenn sie es nicht gewesen wären, schnuppern am Boden und verteilen sich. Das kann man

* Wir geben mit gütiger Erlaubnis des Verlags Georg Reimer, Berlin, diese Probe aus Försters ‚Lebenskunde' als Ergänzung zu den theoretischen Ausführungen auf S. 641.

dann noch beschleunigen, wenn man einen Stein nimmt und ihnen damit droht; aber dann bellen sie aus der Ferne weiter. Besser ist schon, sie durch gänzliche Nichtachtung zu beschämen. Leider sind bisweilen die Leute in diesem Punkte noch nicht viel weiter als die Tiere, besonders wenn mehrere zusammen sind; das muß man sich ein- für allemal merken. Wer da meint, daß er sich vor dem Gerede und Geklatsche und Gespötte sichert, wenn er den Leuten nachgibt, der irrt sich gründlich; denn haben sie einmal gesehen, daß man auf sie hört und sich nach ihnen richtet, dann spielen sie erst recht mit einem wie die Katze mit der Maus.

Es gibt z. B. manche Söhne, die sich genieren, mit einem Korb auf die Straße zu gehen, wenn ihre Mutter sie darum bittet. Sie selber möchten der Mutter gern den Gefallen tun; aber sie fürchten sich vor dem lachenden Gesicht irgend eines Knaben, und wenn sie sich schließlich doch dazu bequemen, dann gehen sie mit ängstlich schielenden Augen — so, als wenn sie ein böses Gewissen hätten. Und dabei singen sie in der Schule: ‚Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,‘ und begeistern sich für Wilhelm Tell, der kein fremdes Joch tragen wollte, und für die Stauffacherin, die lieber ins Wasser springen wollte, als Fremden zu Willen sein! Ich finde, ein tapferer Knabe sollte sich sogar eine Gelegenheit suchen, den Kampf mit dem Lachen der Leute aufzunehmen um irgend einer guten oder hilfreichen Tat willen. Und wenn er den Korb seiner Mutter trägt, so sollte er stolz einhergehen, als wenn eine Krone darin läge, und sogar zu der Zeit gehen, wo gerade eine Schule aus ist, und mitten durch den Knäuel hindurch, nur um zu zeigen, daß er seinem guten Gewissen gehorcht und nicht erst bei den andern anfragt, ob sie ihn gütigst ohne Spott und Gerede passieren lassen wollen. Wo wären wir heute, wenn es nicht einmal solche Menschen gegeben hätte, die keine Angst vor dem Lachen gehabt haben? Wißt ihr nicht, wie man über Kolumbus gelacht hat, als er mit seinen Schiffen auszog, um den neuen Weg nach Indien zu finden? Da die Erde rund sei, so werde er an der andern Seite herunterrollen, und ähnliches hat man ihm zugerufen; aber er ließ die Leute lachen und entdeckte Amerika. Und so gibt es fast keinen Entdecker und Erfinder, hinter dem nicht gellendes Gelächter dreingeschallt hätte; das ist einmal so bei allen Menschen, die vorangehen. Sicher aber waren alle diese Erfinder und Entdecker Leute, die als Knaben sich nicht geniert haben, mit dem Korb für ihre Mutter hinzugehen, wohin sie wollte. Aber ihr seid in guter Gesellschaft, wenn ihr euch nicht ums Lachen und Schwatzen schert, wo ihr das Rechte tut. Als ich einmal mit einem Knaben aus dem Fenster blickte, da sahen wir eine alte Frau, der auf der Straße alle Äpfel aus dem Korbe gefallen waren. Als ich dem Knaben sagte: ‚Schnell spring hin und hilf einpacken!‘, da merkte ich, er genierte sich, es hätte Aufsehen erregt, wenn er da mit eingepackt hätte; er fürchtete sich vor den Leuten. Und dabei las er den ganzen Tag von Helden und Rittern. Was soll man da machen? Soll man ihn an den Ohren zu der Frau führen? Das hätte nicht geholfen; denn man will doch, daß er

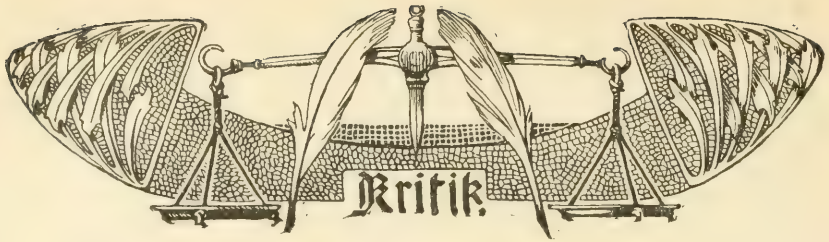
es aus eigenem Antriebe tut. Ich denke, ich konnte nichts tun, als ihm ſagen: ‚Du mir jetzt einmal die einzige Liebe und laufe hinunter und hilf; ich will dir dann nachher auch ein Geheimnis ſagen!‘ Und als er wiedergekommen, da ſagte ich ihm: ‚Ich danke dir, daß du dich ſelbſt überrumpelt haſt und gegangen biſt. Das Geheimnis iſt folgendes: Wenn du dich nicht jetzt einfach zwingſt, nicht rechts und nicht links zu ſehen, wenn dir dein Herz und dein Gewiſſen etwas befehlen, dann kannſt du ſicher ſein, daß ſich dir keine Seele auf der Welt jemals anvertrauen wird. Die Angſt vor den Leuten wird eine Gewohnheit, von der du nicht wieder loskommſt: Du wirſt einſt deine Freunde verleugnen, und der Klatſch der Leute wird dich hinfegen, wo er will, und wenn ſie dir deine eigenen Eltern verläſtern, du wirſt den Leuten recht geben. Haſt du einmal auf der Straße den kleinen Lohndiener geſehen, der auf ſeiner Mütze die Worte trägt: „Müller & Co.“? Siehſt du, auf deiner Stirn, in deinen Augen und auf deinem Munde wird einſt geſchrieben ſtehen: „Müller & Co.“; das heißt: Ich bin nicht ein feſter Mann und gehöre mir ſelbſt, ſondern ich bin „Müller & Co.“,* ich gehöre jedem beliebigen, ich gehöre den Leuten, ich bin der Laufburſche von jedem, der über mich ziſchelt und lächelt, und ſtehe gern zu Dienſten, hochachtungsvollſt und ergebenſt.‘

Wenn ihn das nicht aufweckt, nun dann hilft nichts; dann muß er eben den Dienſt bei Müller & Co. antreten, und ich kann ihm nicht helfen. Denn zum Manne kann ſich jeder nur ſelbſt erziehen.

---

* Natürlich kann auch ein Laufburſche ein ſehr ſelbſtändiger Charakter ſein, wenn er nämlich in bezug auf das Gute und Rechte niemals der Laufburſche der Leute iſt, ſondern nur der Stimme des Gewiſſens folgt.

Dr. Fr. W. Förſter



Das Staatslexikon der Görresgesellschaft.

Es hat immer sein Mißliches, die staats- und gesellschaftsrechtlichen Maximen bestimmter politischer oder religiöser Gruppen programmatisch fixieren zu wollen. Über die grundlegenden Prinzipien wird man sich ja rasch verständigen; sobald es sich aber um deren konkrete Ausgestaltung, um ihre Ausstrahlung auf Volkswirtschaft und Sozialpolitik handelt, so zeigen sich die Schwierigkeiten und Divergenzen — zumal angesichts der Kompliziertheit des modernen öffentlichen Lebens. Insbesondere für den katholischen Volksteil häufen sich hier die Bedenklichkeiten gegenüber den zahlreichen Konfliktsmöglichkeiten, die sich aus den kitzlichen Beziehungen der Kirche zum Staate ergeben. Trotzdem ist das katholische Deutschland unserer Tage — und darin erkennen wir ein Zeichen seiner öffentlichen Reife — im allgemeinen zu einem gewissen Block durchgehends anerkannter und ziemlich übereinstimmender Anschauungen über die einschlägigen Fragen gelangt, so daß man auch in dieser Beziehung, zwar nicht offiziell, aber trotz gewissen Sondergängern unbedenklich von einem Programm und sogar von einem ‚Germania docet' reden darf. Nicht in dem Maße allerdings, daß es geraten schiene, das Ganze schon jetzt in ein System zu gießen; einzelnes hat wohl noch einen gewissen Gärungsprozeß durchzumachen, und andere Verhältnisse werden ihrer Natur nach immer im Flusse bleiben.

Es war daher nicht nur ein verdienstliches, sondern auch höchst einsichtsvolles Unternehmen der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, als sie auf Grund eines im Jahre 1878 aufgestellten Programms die Herausgabe eines Nachschlagewerkes der ‚Staatswissenschaften'[1]) im katholischen Sinne in die Wege leitete. Durch die gewählte Form war eine gewisse Bewegungsfreiheit und die Berücksichtigung einzelner Nuancen ermöglicht — unter selbstverständlicher Wahrung des katholischen Standpunktes, aber auch der Anforderungen der Wissenschaft und der Bedürfnisse des modernen Lebens. Als Frucht sorgfältiger Vorbereitung erschien so das erste katholische ‚Staatslexikon' in erster Auflage fünfbändig zwischen 1887 und 1897 bei Herder unter der Redaktion von Dr. Bruder und nach dessen 1896 erfolgtem Tode von Dr. Julius Bachem, denen sofort ein Stab auserwählter Mitarbeiter, Kleriker wie Laien, zu Gebote stand, wenn es auch damals für einzelne Artikel schwer fiel, im eigentlichen Deutschland Bearbeiter zu finden, so daß vielfach auf österreichische Autoren zurückgegriffen werden mußte. Als das Werk, welches durchaus dem vorgezeichneten Plane nach Maßgabe der damaligen Umstände gerecht geworden war, erstmalig abschloß, durfte die katholische Welt auf die Leistung stolz sein,

[1]) Ich gebrauche hier der Kürze halber diese ungenaue, aber hinreichend verständliche Bezeichnung, unter der die gesamte Lehre von Recht, Gesellschaft, Staat, Volkswirtschaft und deren Grenzgebieten verstanden werden soll.

und auch die urteilsfähigen nichtkatholischen Kreise erkannten allgemein nicht nur seine wissenschaftliche und objektive Haltung an, sondern erklärten ausdrücklich die Zugänglichmachung der katholischen Auffassung neben den bestehenden Handbüchern der Staatswissenschaften ꝛc. als ein Bedürfnis. Trotzdem hätte wohl keiner von den Vätern des Werkes den Erfolg zu hoffen gewagt, daß bereits 1899 mit den Vorarbeiten zur zweiten Auflage begonnen werden konnte, deren Leitung ganz in den bewährten Händen Julius Bachems lag. Dieser förderte die Neuherausgabe so energisch, daß schon 1901 der erste und 1904 der Schlußband fertig vorlagen. Die fünf stattlichen Bände dieser zweiten Auflage[1]) dürfen hier mit Fug und Recht eine Würdigung beanspruchen.

Man hat in gelegentlichen Besprechungen während des Erscheinens wohl gesagt, die Neuausgabe stelle sich in vielfacher Beziehung als ein ganz neues Werk dar. Ich habe mich der Mühe unterzogen, Seite für Seite unter steter Vergleichung mit der ersten Auflage durchzugehen, und kann daraufhin jene Behauptung nur bestätigen. Der Nomenklator ist zwar im großen und ganzen derselbe geblieben — unter mancher Bereicherung allerdings, besonders nach der biographischen Seite —, aber der innere Gehalt ist fast überall wertvoller geworden; nicht nur wurde eine große Reihe sehr wichtiger Artikel durch ganz neue Beiträge ersetzt, sondern auch da, wo der alte Rahmen beibehalten wurde, begegnet man auf Schritt und Tritt der verständnisvoll verbessernden Hand — teils der Verfasser selber, teils des wachsamen und unerbittlichen Redakteurs. Das war bedingt nicht nur durch die Entwicklung der Zeitereignisse, die naturgemäß manche tatsächliche Angaben überholte, sowie durch den Fortschritt der Wissenschaft, — diese Momente werden bei jeder Neuauflage eines gediegenen Lexikons Änderungen veranlassen, — sondern vor allem auch durch den der neuen Fassung zugrunde liegenden, wohlüberlegten Plan, der die Billigung nicht nur der Sektion der Görresgesellschaft für Rechts- und Sozialwissenschaft, sondern auch vieler andern hervorragenden deutschen Katholiken aus dem Laienstande sowohl wie aus dem Welt- und Ordensklerus gefunden hat. Gerade die dabei innegehaltenen Gesichtspunkte stempeln die gegenwärtige Ausgabe des Staatslexikons in eminentem Sinne zu einem Programm, und zwar nicht nur zu einem wirtschafts- und sozialpolitischen, sondern in gewissem Umfange auch zu einem kirchenpolitischen Programm der deutschen Katholiken.

Zunächst hat die Neubearbeitung die Eigenart des Werkes als Staatslexikon, d. h. als staatswissenschaftliches Nachschlagewerk, strenger zu wahren gesucht. Während die erste Auflage in manchen Punkten noch an ein Kirchenlexikon erinnerte, stellt die zweite durchgängig, auch da, wo kirchliche Dinge mit in Frage kommen, die staatsrechtlichen Beziehungen in den Vordergrund, und vielleicht hätte in dieser Beziehung noch ein Mehreres geschehen können. Sodann wurden die statistischen Angaben, die naturgemäß rasch veralten, ferner die politisch-geographischen Artikel und gewisse juristisch-technische Details auf das Unerläßliche und dauernden Wert Behaltende beschränkt. Daß dagegen den Biographien hervorragender Theoretiker der Staatswissenschaften und der Nationalökonomie sowie einzelner bedeutender moderner Politiker ein größerer Raum ge-

[1]) Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln. — 1.—5. Bd. (1440, 1444, 1444, 1440 und 1512 Sp.) — Freiburg i. Br. Herdersche Verlagsbuchhandlung 1901—1904.

währt wurde, ist bereits erwähnt worden. Vor allen Dingen aber bestimmt den Charakter der neuen Auflage folgendes. Die Redaktion betont als selbstverständlich, daß die ursprüngliche programmatische Grundlage des Staatslexikons unverändert bleibe, daß es also mit katholisch-kirchlicher Korrektheit wissenschaftliche Haltung und kluge Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse verbinde. In jenem ersten Programm hieß es knapp und schön: ‚Das Hauptgewicht wird auf die Erörterung der fundamentalen Begriffe von Religion und Moral, Recht und Gesetz, natürlichem und positivem Recht, von Staat und Kirche, Familie und Eigentum zu legen sein. Das Recht ist auf seinen ewigen Urgrund, den Schöpfer selbst, zurückzuführen, das Naturrecht als Grundlage und Norm der positiven Rechtsbildung zur Anerkennung zu bringen; es sind die sittlich-rechtlichen Momente zu betonen, welche die Verbindlichkeit menschlicher Gesetze für das Gewissen der Individuen bedingen. Staat und Gesellschaft sind als die von Gott gewollte Ordnung mit dem Zweck des Menschen und der Menschheit in Verbindung zu bringen . . . Für die Darlegungen der Beziehungen zwischen Staat und Kirche werden selbstverständlich die feststehenden Prinzipien der kirchlichen Lehre und der katholischen Wissenschaft maßgebend sein.‘ Aber dieser Rahmen ist noch verhältnismäßig weit und läßt, wie einzelne minder haltbare Leistungen der ersten Auflage zeigen, Raum für bestimmte extreme Auffassungen, die, zumal in schroffer Form vorgetragen, unter den heutigen Zeitumständen nicht mehr am Platze und überhaupt verfehlt sind. Mit Recht fügt daher die Redaktion dem Versprechen, jenem Programme treu zu bleiben, im Vorwort zur zweiten Auflage hinzu: ‚Bei strenger Innehaltung des katholischen Standpunktes wird jedoch in einzelnen, neuzeitliche staatliche Verhältnisse behandelnden Artikeln den Bedürfnissen der Gegenwart in höherem Maße Rechnung zu tragen, zwischen den katholischen Prinzipien und deren Anwendung auf die Gegenwart, zwischen feststehenden Lehren der Kirche und mehr oder minder autoritativen Schulmeinungen genauer zu unterscheiden sein.‘

Das ist alles so *selbstverständlich*, daß man nicht begreift, wie man auf gewisser Seite an dieser ebenso maßvollen als verständigen Erklärung Anstoß nehmen und sogar Analogien ‚aus der Zeit der altkatholischen Bewegung‘ als Schreckbilder an die Wand malen konnte. Nun, Dr. Julius Bachem hat durch die konkrete Durchführung des Planes jene Befürchtungen als gegenstandslos erwiesen, so daß auch die schärfsten Kritiker ihm keine Schiefheiten auftrumpfen konnten. Aber wenn schon die Ankündigung, man wolle Dogmen und Schulmeinungen, wie es sich doch geziemt, hübsch auseinanderhalten, nervös macht, so beweist das wieder einmal, wie schwer es manchen Leuten fällt, sich von der liebgewordenen Meinung zu trennen, daß gerade *ihre* ‚Schulmeinungen‘ die allein ‚kirchlichen‘ seien. Und so dürfen wir von vornherein auch vermuten, daß es dem Herausgeber nicht immer leicht geworden ist, die wahrhaft katholische Weitherzigkeit seines großen und freien Programmes überall durchzusetzen; ich habe mir erzählen lassen, daß sich da auch aus den ursprünglichen Mitarbeiterkreisen merkwürdige Hemmnisse geltend machten, die aber durch die Einsicht der Verfasser oder die Festigkeit des Redakteurs im wesentlichen überwunden wurden. In einer, wie es scheint, von beteiligter Seite herrührenden Zuschrift an die ‚Kölnische Volkszeitung‘ wird daher z. B. zugegeben, ‚daß in dem Staatslexikon noch keine durchweg einheitliche prinzipielle Auffassung bezüglich der kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Artikel herrscht. Daß und warum dies nicht der Fall ist, darüber hat der Herausgeber in der Generalversammlung der Görresgesellschaft zu Mainz

mit aller Offenheit sich ausgesprochen und auch die Bemerkung einfließen lassen, der Herausgeber der dritten Auflage werde in dieser Beziehung wohl besser daran sein als er.' Doch muß, um kein Vorurteil aufkommen zu lassen, bemerkt werden, daß jene ‚Unstimmigkeiten' eigentlich nur für den intimer Eingeweihten bemerklich sind, während im allgemeinen ein harmonischer Grundakkord durch das Ganze klingt. Und dieser Akkord ist ein froher und freier, ein katholischer, nationaler und moderner. Wenn ich persönlich an der Verwirklichung des Gesamtplanes etwas auszusetzen hätte, so wäre es dies, daß hie und da die Erörterung der naturrechtlichen Grundlagen etwas sparsamer gehalten wurde als in der Urausgabe. Bei der grundsätzlichen Wichtigkeit der Begründung unserer Position aus dem Naturrecht, wo sozusagen die ganze übrige Wissenschaft der Jetztzeit gegen uns steht, und wo wir keinen Schritt breit weichen dürfen, hätte meines Erachtens die Behandlung einschlägiger Artikel durch Frhrn. v. Hertling vorbildlich sein dürfen, der diesen Gesichtspunkt stets meisterhaft hervorhebt, auch wo die betreffende Darlegung nicht unmittelbar ‚praktisch' erscheinen sollte.

Der Habitus dieser Zeitschrift verbietet es, hier auf fachliche Einzelheiten einzugehen; die berufenen gelehrten Organe haben in dieser Hinsicht gesprochen und — auch von akatholischer Seite — mit warmer Anerkennung nicht zurückgehalten. An dieser Stelle mögen daher ein paar generelle Bemerkungen genügen, die Details des mehrfach hervorgehobenen programmatischen Charakters des Werkes betreffen.

Wichtig für unsere Volks- und Konfessionsgenossen ist vor allem die Stellungnahme zu dem, was man die sogen. ‚modernen Ideen' nennt, und gegenüber den geistigen Errungenschaften der Kultur; davon hängt es ab, ob wir Katholiken einen Einfluß unseres Geistes auf die Entwicklung des öffentlichen Lebens werden geltend machen können, oder ob man uns — mit oder gegen unseren Willen — aus dem Strome der Zivilisation ausschalten wird. In diesen Fragen bedarf es sehr sorgfältiger Diskretion, um festzustellen, was einerseits die richtig verstandene katholische Idee, andererseits wahre Kultur ist. Unser Staatslexikon hat es in seiner jetzigen Gestalt nirgends an der dazu erforderlichen Feinfühligkeit fehlen lassen, so daß derjenige, welcher gewillt ist, bei aller kirchlichen Treue Anteil zu nehmen an den berechtigten Erscheinungen des neuzeitlichen Lebens und Strebens, sich ihm als zuverlässigem Führer getrost anvertrauen kann. Da es hier an Raum gebricht, dies ausführlich darzutun, so mag ein markantes Beispiel zur Illustration dienen. Der beste Prüfstein in dieser Beziehung ist wohl der vielbeschrieene Syllabus. Man vergleiche nun den mit überlegener Ruhe und Sachlichkeit über diesen Gegenstand geschriebenen Artikel von Schanz, ein Muster theologischer Erudition und politischer Klugheit, und man wird gestehen, daß nur eine solche Auffassung und Behandlung dieser und ähnlicher Fragen die Zuspitzung zu Konflikten vermeidet, ohne daß der kirchlichen Korrektheit das geringste vergeben würde. Der Verfasser präzisiert, durchdrungen von augenscheinlicher Liebe zur Kirche, die Autorität, Verpflichtungsweite und Bedeutung jenes Aktenstückes über ‚die hauptsächlichsten Irrtümer unserer Zeit' so klar und scharf, daß über die Auslegung kaum noch ein Zweifel bestehen, daß aber auch niemand sich dadurch in der Mitarbeit an wahrhafter Zivilisation gehindert fühlen kann und der Vorwurf der absoluten Kulturfeindlichkeit der Kirche ehrlicherweise fallen muß. Beachtenswert ist insbesondere, daß Schanz der Meinung Ehrhards, der in seinem Buche ‚Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert' den Syllabus auf

eine nur zeitgeschichtliche Tragweite beschränken will, nicht beipflichtet, wie denn auch Ehrhard selber in seiner Abwehrschrift ‚Liberaler Katholizismus?' weniger weit geht.[1]) Das Staatslexikon steht somit auch in dieser schwierigen Materie völlig auf der Höhe der Situation.

Sodann kommt hier in Betracht das ebenso diffizile Verhältnis zwischen Kirche und Staat, welches in eine überaus große Anzahl von Artikeln hineinspielt, in denen sich jetzt fast überall die verbessernde oder doch präzisierende Hand bemerklich macht. Hier ist es auf der einen Seite vonnöten, die unveräußerlichen Rechte der Kirche und ihre Freiheit und Selbständigkeit gegenüber den vielfachen Übergriffen und Angriffen der staatlichen Gewalten zu wahren; und das ist im Lexikon allseitig, mit denkbar prinzipieller Exaktheit geschehen. Wenn trotzdem extravagante Kanonisten vom Schlage eines de Luca dabei nicht auf ihre Rechnung kommen, so liegt das keineswegs am guten Willen unserer Autoren, sondern an deren Sachlichkeit, vermöge deren sie wohl mit Recht der Ansicht zu sein scheinen, daß sich wahre ‚Kirchlichkeit' durchaus nicht immer mit dem Extremsten zu decken braucht. Nicht zu übersehen ist nämlich gerade auf diesem Gebiete der Berührungen zwischen Kirche und Staat die Notwendigkeit, wie die Redaktion sich ausdrückt, ‚zwischen den katholischen Prinzipien und deren Anwendung auf die Gegenwart . . zu unterscheiden.' Das Recht und sein jeweiliges konkretes Zeitgewand sind ja nicht identisch; das beweist für unsern Fall die Tatsache, daß sich die positive Ausgestaltung der kirchlichen Rechtsgrundsätze je nach den Bedürfnissen der Zeit und der Umstände vielfach geändert hat. Unwandelbar sind die kirchliche Moral und die ewigen Grundlagen des kirchlichen Rechtes; wohl aber sind die zeitlichen Äußerungen jener Rechtsansprüche dem Wandel unterworfen. So kommt es, daß z. B. im Mittelalter das Kirchenrecht in seinen Beziehungen zum Staate Formen angenommen hat, die in der Gegenwart nicht mehr möglich und der Kirche selber wie auch der bürgerlichen Gesellschaft nicht zuträglich wären. Demnach ist auch noch die Differenz zwischen dem historischen und dem positiv geltenden Rechte wohl auseinanderzuhalten, damit, wie es in einer Besprechung des Staatslexikons in der ‚Germania' heißt, ‚den Gegnern der katholischen Weltanschauung, welche die Katholiken der Gegenwart auf die Forderungen des mittelalterlichen Rechtes festnageln möchten, die Möglichkeit eines solchen Taschenspielerkunststückes genommen und Klarheit über die Stellung der Kirche im öffentlichen Leben der Gegenwart geschaffen wird.' Wollten gar Katholiken selber um jeden Preis das zeitgeschichtliche Gewand mittelalterlicher Kirchenpolitik und staatskirchlicher Verhältnisse festhalten, so wäre das eine Kurzsichtigkeit, welche die politische Betätigung des modernen Katholizismus empfindlich schädigen müßte. Ich kann auch nicht finden, daß die zweite Auflage des Lexikons in dieser Hinsicht Konzessionen gemacht hätte; etwas mehr Einheitlichkeit wäre ja wohl hie und da zu wünschen. Man braucht aber z. B. nur die teils stark revidierten, teils ganz neuen Artikel: Zivilisation, Entbindung vom Eid, Kirchliche Gerichtsbarkeit, Gewissensfreiheit (insbesondere bezüglich der Heranziehung des brachium sæculare), Kirchliche Immunität, Kirche und Staat, Kirchenstrafen, Religion (Toleranz, Parität!), Staat, Staatsgewalt, Staatskirchentum, Syllabus, Toleranz, sowie die meisten biographischen Beiträge zu lesen, um zu erkennen, ein

[1]) In Nr. 856 der ‚Kölnischen Volkszeitung' vom 15. Okt. 1904 hat Professor Schanz seine Stellung zu den einzelnen theologischen Ansichten über den Syllabus auf sehr bemerkenswerte Art ausführlich dargelegt.

wie seiner und diskreter Geist über all dem gewaltet hat, der freilich von jener ‚Kirchlichkeit' weit entfernt ist, welche die Konstitution ‚Unam sanctam' für dogmatisch erklärt, noch immer von einer potestas directa oder wenigstens indirecta ecclesiæ circa temporalia träumt und sich nicht scheut, von den ‚gesegneten Scheiterhaufen' zu reden.

Endlich ist das Staatslexikon in seiner jetzigen Gestalt ein ausgezeichneter Leitfaden für den modernen katholischen oder meinetwegen auch ‚ultramontanen' Politiker. Man darf zwar nicht sagen, das Werk sei eine programmatische Kundgebung des deutschen Zentrums; manche Mitarbeiter sind vielleicht nicht einmal Mitglieder dieser Partei. Aber ich stehe nicht an, zu behaupten, in dem Lexikon stecke als Grundmotiv das Programm oder wenigstens der Geist des Zentrums, welches allezeit in seinem kirchenpolitischen, bürgerlich-politischen und sozialpolitischen Wirken von den Ideen sich hat leiten lassen, die dieses literarische Unternehmen an der Stirne trägt. Wenn man wissen will, was der moderne ‚Ultramontanismus' als Faktor des öffentlichen Lebens erstrebt, so kann man die Auskunft darüber klipp und klar und ziemlich vollständig im Staatslexikon finden. Und wenn die ‚Kölnische Volkszeitung' einmal in einer Polemik gegen die ‚Kölnische Zeitung' das Wesen katholischer oder ultramontaner Politik mit den Worten definierte: ‚Unter Ultramontanismus verstehen wir die nach Lage der Verhältnisse mögliche, erlaubte und vernünftige praktische Anwendung der kirchlichen Grundsätze im privaten und politischen Leben', so glaube ich nicht fehl zu gehen in der Annahme, daß der Schreiber dieses Satzes dem Staatslexikon nicht allzu fern steht; jedenfalls ist das Lexikon die Anwendung jenes Satzes. Darin ist aber auch schon eingeschlossen, daß der moderne katholische Politiker sich sorgfältig hüten wird, gewisse staats- und kirchenrechtliche Maximen und Gepflogenheiten verklungener Zeiten ohne weiteres auf neuzeitliche Verhältnisse anzuwenden, und nicht minder liegt darin, daß jene ‚praktische Anwendung der kirchlichen Grundsätze' in concreto eine ‚nationale Prägung' erhalten wird. Diese Erkenntnis, verbunden mit der Wahrung seines rein politischen Charakters — eine parlamentarische Partei mit konfessionellem Charakter ist heutzutage weder nützlich noch möglich — hat das Zentrum groß gemacht und läßt gerade Windthorst, dem das Staatslexikon einen vorzüglichen Artikel widmet, als den vorbildlichen katholischen Politiker unserer Zeit erscheinen.

So steht dieses staatswissenschaftliche Nachschlagewerk als ein Ehrendenkmal des deutschen Katholizismus da, dessen sich die Katholiken, die es angeht, hoffentlich auch erinnern werden, damit ein weiterer Ausbau es immer vollkommener und harmonischer gestalten könne. Wenn ein Wunsch an die verdienstreiche Görresgesellschaft erlaubt ist, so möchte ich in Anregung bringen, zunächst als eine Art Supplement einen Sonderdruck derjenigen Artikel zu veranstalten, die im Sinne der obigen Ausführungen in der neuen Ausgabe am meisten verändert sind, damit die Besitzer der ersten Auflage, deren Wert sonst problematisch bleibt, in etwa für ihre Opferwilligkeit bei der Abnahme des ersten Versuches entschädigt werden. Eine Befürchtung der Gefährdung weiterer Auflagen braucht sich nicht daraus herzuleiten: dieses Werk wird seinen Weg machen!

Johannes Mumbauer.

Unmögliche Forderungen

stellt der bekannte Ästhetiker Gerhard Gietmann S. J. neuestens an die literarische und Kunstkritik auf katholischer Seite. Man könnte es getrost der Praxis überlassen, seine Ausführungen (in der ‚Allgemeinen Rundschau' Nr. 32) zu widerlegen, wenn nicht dergleichen Äußerungen gar zu gerne von gegnerischer Seite als die allgemeingültige katholische Auffassung zitiert würden. Deshalb ist eine kurze Verwahrung nicht zu vermeiden.

Gietmann schreibt über die ‚reinliche Sonderung der ästhetischen und religiösen Kritik' und bestreitet die Möglichkeit einer völligen Scheidung beider. Damit rennt er offene Türen ein. Als ob einer von den ernsthaften katholischen Kritikern eine prinzipielle Trennung beider Wertmaßstäbe je angestrebt oder durchzuführen gesucht hätte! Nur über die Grenzregulierung im einzelnen bestehen Meinungsverschiedenheiten, und diese beruhen im wesentlichen auf der höheren oder geringeren Meinung, welche der betreffende Kritiker von seinem Leserkreis hat. Gietmanns diesbezügliche Meinung muß recht geringschätzig sein, sonst könnte er nicht Sätze schreiben wie die folgenden:

> ‚Werden Frenssens „Jörn Uhl" und Hiltys „Glück" nicht auch deshalb von Katholiken so viel gelesen, weil man die Kunst in diesen Werken unklug gepriesen hat? [Was hat der Begriff Kunst mit einem populär-philosophischen Buch wie Hiltys „Glück" zu tun?] Ja, unklug auch hinsichtlich des ästhetischen Werts. Doch davon spreche ich hier nicht. Die allgemeine Mahnung, der Leser müsse darauf gefaßt sein, einer Weltanschauung zu begegnen, die nicht die seinige ist, klingt dem Wunsche gleich, es möchten doch alle Leser so gescheit (!) und so prinzipienfest (!) sein wie der Kritiker.'

Ein solcher Wunsch aber ist nach Gietmanns Urteil dem großen Publikum gegenüber eitel. Und was folgt für ihn daraus?

> ‚Bei den genannten Werken und vielen anderen täten die katholischen Kritiker besser, zu schweigen (!!!), wenn sie glauben, im andern Falle das Lob stark auftragen zu müssen. Es handelt sich ja nicht um einen erheblichen Ausfall für die geistige Bildung.'

Schweigen, totschweigen! Das ist freilich eine sehr bequeme Art der Kritik. Wenn sich dieses Rezept nur nicht die akatholischen Kritiker auch gegenüber katholischen Werken zur Richtschnur nehmen! Wie lange klagt man schon ohnehin mit gutem Grund über das geflissentliche Totschweigen katholischer Kunst- und Geistesarbeit auf der andern Seite, über die vielfache Geltung des Grundsatzes: ‚Catholica non leguntur'!*

* Katholisches wird nicht gelesen.

Wenn wir von den Andersdenkenden für unsere tüchtigen Leistungen Beachtung, gerechte Anerkennung und gegebenenfalls auch ‚starkaufgetragenes Lob' verlangen, dann dürfen auch wir uns bei entsprechender Gelegenheit nicht in Schweigen hüllen, zumal Totschweigen einem Dichter und Künstler meistens weit mehr schadet als der schroffste Tadel. Und woher weiß P. Gietmann, daß solches Schweigen keinen ‚erheblichen Ausfall für die geistige Bildung' bedeute, sintemalen er doch rät, just solche Werke totzuschweigen, die, wenn der Kritiker von ihnen sprechen würde, für vieles Einzelne wenigstens sein Lob stark herausforderten? Wo bleibt da die Logik?

Glaubt übrigens Gietmann wirklich, daß in einem Falle wie dem des ‚Jörn Uhl' das Schweigen der katholischen Kritiker etwas Wesentliches geholfen hätte? Der Ruf eines so viel- und lautgepriesenen Buches wäre dem katholischen Lesepublikum trotzdem zu Ohren gedrungen und die Wertschätzung auch in diesen Kreisen eben völlig — kritiklos geworden. Gerade in solchen Fällen wird von dem Kritiker unbedingt ein klares Urteil verlangt, und wenn er trotzdem schweigt, dann fragt man ihn in Zukunft überhaupt nicht mehr und mit Recht!

Vielleicht hielte das Gietmann bei vielen Kritikern nicht einmal für ein Unglück. Denn was er diesem Stande (s. o.) an ‚Klugheit' und ‚Prinzipienfestigkeit' zugesteht, das ist doch nur sehr relativ zu verstehen, nämlich im Vergleich zu dem ‚großen Publikum'. Im Grunde kann man sich, so meint er, auch auf sehr viele Kritiker nicht verlassen; namentlich dann nicht, wenn Fälle der ‚realistischen Behandlung ganz unsittlicher Szenen' zur Beurteilung stehen.

> ‚Das Urteil über eine solche (sittliche) Gefahr sollte man nie einseitig dem Laien vorbehalten, da der Priester in erster Linie berufen ist, darüber zu entscheiden.'

Also auch hier wieder die dem Laienstande und selbst einem gebildeten Teil desselben entgegengebrachte geringschätzige Meinung. Als ob moralisches Empfinden, soziales Verantwortlichkeitsgefühl, Urteilskraft in bezug auf die Zulässigkeit ‚ganz unsittlicher Szenen' in einem Werk der Unterhaltung oder der Kunst lediglich eine scientia infusa des Theologen wäre! Hätte P. Gietmann sich wenigstens noch damit begnügt, Stellung gegen jene Kritiker zu nehmen, die durch jugendliche Unerfahrenheit oder sichtbar zu Tage tretenden Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl in der Tat zur Ausübung eines jeglichen Richteramtes unfähig sind! Aber nein: Der Laienstand als solcher wird hier mit einem Mißtrauen beleidigt, das um so peinlicher wirkt, als es mit einer Überhebung einherschreitet, die durch die Tatsachen keineswegs gerechtfertigt ist. Es sind heute wahrlich bei weitem mehr Kleriker in literarischer und Kunstkritik tätig als katholische Laien. Wir beklagen das nicht im geringsten, soweit es sich um fähige Köpfe handelt, versprechen uns vielmehr von einem einträchtigen Zusammenwirken literarisch gebildeter Theologen und Laien eine große sachliche und propagandistische Förderung

auch auf diesem Gebiet. Aber sind nicht gerade in den oben angedeuteten Grenzfragen hervorragende priesterliche Literatur- und Kunstkenner wesentlich anderer und im einzelnen oft geradezu entgegengesetzter Meinung als P. Gietmann? Um also die Durchführung der von ihm aufgestellten Prinzipien zu sichern, bleibt kein anderes Mittel, als daß die gesamte Literatur- und Kunstkritik auf katholischer Seite eben — P. Gietmann übernimmt.

* *

Eine Klärung in der Frauenbewegung.

Als sich die protestantischen und später auch die katholischen Frauen in besonderen konfessionellen Verbänden zusammentaten, mußten sie von manchen Ideologen beider Geschlechter den Vorwurf hören, ihre Absonderung bedeute eine Schwächung der gesamten Bewegung. Rascher, als man erwarten konnte, stellt sich nun heraus, daß gerade die sogen. fortschrittlichen Frauenvereine Elemente bergen, die jeden tatsächlichen Fortschritt aufs höchste gefährden. Das müssen sie sich jetzt sogar von der radikal-demokratischen ‚Frankfurter Zeitung' (Nr. 207) sagen lassen.

Eine der furiösesten Frauenrechtlerinnen nämlich, Fräulein Dr. Augspurg, hat sich in einem Artikel der Wochenschrift ‚Europa' den unglaublichen Satz geleistet, ‚für eine Frau von Selbstachtung sei es unmöglich, eine gesetzmäßige Ehe einzugehen, wenn sie die gesetzlichen Wirkungen der bürgerlichen Eheschließung kennt; es bleibe ihr nur die Möglichkeit der ‚freien Ehe'.

Nun ist es allerdings richtig, daß die deutsche Ehegesetzgebung die Frau in einigen Punkten benachteiligt. Aber daß die Sache, nüchtern betrachtet, gar nicht so schlimm ist, dafür zeugt, was die ‚Frankfurter Zeitung' der überhitzten Ansicht der Frauenrechtlerin überraschend vernünftig entgegenhält:

‚Wie die Dinge heute noch liegen, ist diese ganze Frage überhaupt nur eine Frage sehr vereinzelter, besonders sensibler Naturen, denn praktisch ist der Druck, den die Ehegesetzgebung auf die Frau ausübt, nicht gerade überwältigend. Die meisten Frauen gerade der Kreise, die Frl. Augspurg offenbar im Auge hat, verspüren so wenig davon, daß sie nicht einmal wissen, wie die Ehegesetzgebung beschaffen ist, und das „Vorbild", das Frl. Augspurg empfiehlt, gar nicht verstehen würden. Aber angenommen, Frl. Augspurg hätte das Malheur, daß dies Vorbild unter den Frauen fleißige Nachahmung fände, so garantieren wir, daß es an Männern nicht fehlen würde, die darauf eingehen, aber auch nicht an solchen, die sich nach einer gewissen Zeit der ihrer Frau gegenüber eingegangenen moralischen Verpflichtungen für ledig halten und, da nichts Gesetzliches sie bindet, die Frau ihrem Schicksal überlassen würden. Der Grundirrtum, den manche Intellektuelle so oft begehen, ist der, daß sie meinen, weil sie der äußeren Bindung nicht bedürfen, die Bindung überhaupt nicht nötig sei, oder, wie im vorliegenden Falle, einem mangelhaften Bande vollständige Ungebundenheit vorgezogen werden müsse. Diese Theorie hätte aber praktisch nur die Folge, daß das Schicksal sehr vieler Frauen sich unvergleichlich ungünstiger gestalten würde, als es heute bei gesetzlicher Eheschließung allenfalls sein mag . . .' Und dann: man redet immer nur vom Rechte der Frau, der Frau und noch-

mals der Frau. Wo bleibt denn das Recht des Kindes, das doch in der Regel aus der Verbindung von Weib und Mann hervorgeht?'

Nun will man allerdings gerade auch von radikaler Seite neuerdings den unehelichen Kindern und Müttern unter der Parole ‚Mutterschutz' zu Hilfe kommen, aber keineswegs in rein charitativer Absicht, wie es von christlicher Seite schon lange, wenn auch noch unzureichend, geschieht; sondern

‚in letzter Linie geht es darauf hinaus, eine „neue Ethik" zu gründen. Worin diese neue Ethik im einzelnen bestehen soll, das ist zwar den Leitern dieser Bewegung, z. B. Frl. Dr. Helene Stöcker, nach ihrer eigenen Versicherung nicht ganz klar (!!!), aber so viel geht doch schon aus den bisherigen Veröffentlichungen hervor, daß es sich da auch um so etwas wie ‚freie Ehe' handelt, nur wieder unter einem anderen Gesichtspunkt, hier unter dem sexuellen.'

Man propagiert also förmlich des sogen. ‚Verhältnis' an Stelle der Ehe. Auch dazu bemerkt das Frankfurter Blatt erstaunlich ‚unmodern':

‚Abgesehen davon, daß tausenden von Mädchen wohler sein würde, wenn sie kein Verhältnis eingegangen wären, tritt hier wieder die schwerwiegende Frage des Rechtes auf, das mit dem Kind geboren wird. Schon kommen in Deutschland jährlich 180,000 uneheliche Kinder (!) zur Welt: will man die und die Mütter in Mütterheimen unterbringen? Und glaubt man nicht, daß die Zahl der unehelichen Kinder erklecklich zunehmen würde, wenn eine ganze Bewegung sich dafür engagierte, sie unterzubringen? Ein Engagement, dem man ja doch nicht nachkommen könnte; und die Folge? Es ist statistisch erwiesen und ja auch leicht erklärlich, daß die Sterblichkeit unter den unehelichen Kindern viel größer ist als unter den ehelichen, und daß die unehelichen, die am Leben bleiben, durchschnittlich den ehelichen körperlich und geistig weit nachstehen. Je mehr uneheliche Kinder, desto mehr Elend und desto mehr Verletzung des Rechtes auf Vater und Familiengemeinschaft, welches das Kind durch die bloße Tatsache seiner Geburt erworben hat. Wie kann man das alles übersehen und Ideen huldigen, die direkt oder indirekt gegen die Frau und das Kind gerichtet sind?'

Man sieht, die Art und Weise, wie hier ein weder katholisches noch protestantisches Blatt die höchsten Rechte der Frau gegen gewisse ‚Frauenrechtlerinnen' verficht, führt notwendig zur Übereinstimmung mit der christlichen Grundauffassung von Ehe und Familie. Vielleicht wußten also doch die christlichen Frauenbünde bei ihrer Absonderung sehr wohl, was sie taten, während das Verhalten ihrer radikalen Schwestern eher den Eindruck macht, daß sie ‚nicht wissen, was sie tun'.

r.

Zeitgeschichte.

In Wilhelm Storck, dem ältesten Vertreter der Germanistik an der Hochschule zu Münster i. W., der in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli d. J. verschied, hat Deutschland nicht nur einen trefflichen Gelehrten, sondern auch einen seiner ersten Übersetzungskünstler verloren.

Sein Leben floß ruhig dahin wie das unserer meisten Gelehrten. Er war ein echter Sohn des Sauerlandes. Geboren am 5. Juli 1829 als Sohn eines katholischen Lehrers in der Grüne bei Letmathe besuchte Storck das Gymnasium in Arnsberg, absolvierte hier 1850 mit Auszeichnung, studierte dann Philologie in München, Münster und Bonn. Nicht lange litt es den begabten jungen Mann in der engen Welt des Gymnasiallehrerlebens, — 1855 war er Probekandidat in Paderborn, — ein Staatsstipendium ermöglichte ihm die nähere Vorbereitung auf die akademische Karriere, der er von 1856—59 mit rastlosem Eifer zu Berlin oblag. Hier promovierte er auf grund einer Arbeit über die Palisprache und trat 1850 mit einer Paligrammatik als Habilitationsschrift die damals für Anfänger noch nicht so dornenvolle Laufbahn eines akademischen Lehrers an der Akademie zu Münster an. Schon Herbst 1859 wurde der Dreißigjährige zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur, 1868 zum ordentlichen ernannt. Ein günstiges Geschick führte den jungen Gelehrten in den Kreis so bedeutender Männer ein wie Eduard Heis, Franz Jakob Klemens, Bernhard Schlüter u. a. Storck war ein tüchtiger Lehrer. Während der 46 Jahre, die er im Lehrkörper der Münsterschen Hochschule zubrachte, ist er einer der geschätztesten und beliebtesten Lehrer gewesen. Sein leutseliges, gleichmäßig freundliches Wesen gewann ihm die Herzen der Studierenden, die es überdies zu schätzen wußten, daß der Professor auch im Examen ein menschliches Rühren verspürte. Storck war ein kerndeutscher Mann, und wenn er im Kolleg Gelegenheit fand, sich an dem ‚Erbfeind' zu reiben, konnte er, bereits ein Greis, in Harnisch geraten.

Er war eine tief religiöse Natur; bei der Erörterung literargeschichtlicher Probleme, namentlich aus der altdeutschen Zeit, in die er sich als Forscher und als Mensch ganz hineingelebt hatte, deren Gedankenwelt ihm eigenster Besitz geworden war, trat dieser Zug seines Charakters unverhüllt hervor; mit heiliger Entrüstung konnte er gegen neuere Kunstströmungen donnern, die die sittlichen und religiösen Ideale untergraben. Jeder Student, so erklärte er, müsse das Neue Testament gelesen haben. Storck war eine frommgläubige Seele, in der leider das Jahr 1870 eine tief-

gehende Störung hervorrief. Er trat den Anhängern der Antiinfallibilitätsbewegung an der Akademie bei und zog sich nachher verstimmt zurück, ohne aber, wie man wohl annehmen darf, der Kirche innerlich ganz entfremdet zu werden. Wenige Wochen vor seinem Hinscheiden hat er die gelockerten Bande wieder fest geknüpft.

Storck war ein feinsinniger Übersetzungskünstler. Wie Herder und die beiden Schlegel — ein Vergleich liegt hier wirklich nahe — konnte er seinen Geist in dem Genius fremdsprachiger Schöpfungen restlos aufgehen lassen und mit überraschender Treue den feinsten Nüancen fremden poetischen Empfindens in der Muttersprache, die er leidenschaftlich liebte und meisterlich handhabte, Ausdruck verleihen. Ausgedehnte linguistische Kenntnisse kamen ihm dabei sehr zustatten; in der Kenntnis neuer und alter Sprachen wird ihm von seinen deutschen Fachgenossen, wenn man Alexander Baumgartner ausnimmt, keiner gleichgekommen sein. Mit derselben Leichtigkeit übertrug er die Dichter des sonnigen Südens und des nebligen Nordens. Schon als Student übersetzte er die von ihm mit Schlüter herausgegebenen Gedichte des Spaniers Luis Ponce de Leon (1853), die Gedichte des hl. Johannes vom Kreuze und der hl. Theresia (1854). Für seine zahlreichen folgenden Arbeiten sei auf Kürschners Literaturkalender verwiesen, wir können sie hier nicht alle aufzählen. Sein Hauptverdienst bleibt aber die Übersetzung des großen Portugiesen Camoens; mit unnachahmlicher Meisterschaft hat er den unsterblichen Dichter uns Deutschen näher gebracht. Die gesamte Kritik war einstimmig in dem Lob, das besonders der Verdeutschung der ‚Lusiaden' entgegengebracht wurde, als Storck von 1880 bis 1885 ‚Luis de Camoens' sämtliche Gedichte zum ersten Male deutsch' in sechs Bänden erscheinen ließ. Im Vaterlande Camoens' dankte man dem deutschen Nachdichter die Mühe mit großen Ehrungen; im 3. Zentenarium des Todes von Camoens', 1880, verlieh der König von Portugal dem bescheidenen Gelehrten die höchste Landesauszeichnung, den Christusorden zweiter Klasse mit Stern und den Orden von S. Jago dritter Klasse; fast alle gelehrten Gesellschaften des Landes wählten Storck zum Ehrenmitgliede. Auch weiterhin bewahrte er der portugiesischen und auch der brasilianischen Dichtung das lebhafteste Interesse. In den letzten Jahren aber wandte sich dies Stoffen zu, die dem religiösen Zug seines Herzens besonders entsprachen. Im Jahre 1903 erschien aus der Feder des ergrauten, aber stets rüstigen Verfassers eine Übersetzung der Psalmen, 1904 die ‚Lieder und Sprüche der Heiligen Schrift', wobei der Übersetzer, seiner Vorliebe für die altdeutsche Dichtungsform folgend, stabreimende Langzeilen anwandte. Auch bei der Handhabung dieser Form, die uns heute doch fremd und gezwungen anmutet, bewährte er die alte Meisterschaft. Der altdeutschen Dichtung und ihrem künstlerischen Ausdruck blieb er auch treu in dem letzten Werk, das er kurz vor seinem Hinscheiden der Öffentlichkeit übergab, wohl selbst von Todesahnungen erfüllt, da es den Titel trägt: ‚Die letzten Dinge. Muspilli und Gedichte verwandten Inhaltes.' (Münster, Aschendorff 1905.) Einige Proben daraus mögen Storcks Übersetzungskunst veranschaulichen.

Aus ‚Muspilli', Nr. 3:

Wenn des Satans Gesinde ersiegt die Seele,
Das leitet sogleich sie, wo Gram sie belastet,
In Feuer und Finsternis: das ist furchtbare Folter.
Doch erhält und beschirmt sie die Schar aus der Höhe,
Daß den Engeln sie eignet für immer als Erbe,
Die führt sie behende zu den Freuden des Himmels.
Da ist Leben ohne Tod, ist Licht ohne Trübung.

Aus ‚Otfried von Weißenburg':

Es hat der Herr dem Erdenring
Bestimmt ein allgemeines Thing,

Ein Gericht, so ernst und scharf,
Daß jeder drob sich ängsten darf.

Aus ‚Seelenfriede' nach dem Schwedischen:

Wenn die Mächt'gen wild befehden
Ein verachtetes Geschlecht
Und in Süd und Nord für jeden
Rings Gewalt geht über Recht;
Wenn, den Dolch im Gurt, der Schwache
Schlingen dem Bedrücker stellt:
Flüchte du ins Herz und mache
Drinnen Frieden mit der Welt!

Naht der Morgen freud'gen Scheines
Und bestrahlt das Erdenrund,
Hasse nicht! Es schaut sein reines
Aug' in deiner Seele Grund;
Tritt der Abend mit der Sterne
Pracht, der Friedensfreund, herfür:
Schließ dem Haß dein Herz so gerne
Wie dem Nachthauch deine Tür!

Aus ‚Das himmlische Sion', nach Camoens:

O du göttliches Gefilde,
Mein wahrhaft'ges Vaterland!
Hebt's die Seel' empor vom Tand,
Wenn sie dich erschaut im Bilde,
Was geschieht, wenn sie dich fand?

Selig, wer zu dir zu kommen,
Heil'ges Land, sich hält bereit,
So entsühnt durch Reu und Leid,
Daß in dich er aufgenommen
Ruhe dort in Ewigkeit!

Dies sind die letzten Strophen des wahrhaft erhebenden Buches. Sein Verfasser ruhe in Frieden!

Dr. L. P.

Unionsbestrebungen in der englischen Kirche. Wer einerseits die Verschiedenheit der religiösen Konfessionen betrachtet und andererseits erwägt, wie sehr eine einheitliche Religion dem Wesen des Menschen und den Anforderungen der Vernunft entspricht, wird es begreiflich finden, daß ernstgesinnte Geister sich ganz der Aufgabe widmen, eine Einigung der Religionen herbeizuführen. Diese Einigung kann in verschiedener Weise geschehen, entweder so, daß die verschiedenen Religionen sich zusammenschließen nach Art kleinerer Staaten zu einem Bundesstaat, oder so, daß sie nur eine Religion bilden. Erstere Lösung ist die meistenteils von protestantischen Konfessionen vorgeschlagene, letztere jene von solchen Konfessionen, die eine Einheit, nicht bloß eine Einigung annehmen. Auf diese und andere Lösungen der Einigungsfrage näher einzugehen, wäre hier nicht angebracht. Ich will jedoch auf die vor kurzem erschienene Übersetzung eines englischen Werkes über diesen Gegenstand aufmerksam machen: ‚England und der Heilige Stuhl.' Ein Beitrag zur Wiedervereinigung mit Rom. Von Dr. Spencer Jones, Pfarrer der englischen Staatskirche. Mit einem Geleitwort von Viscount Halifax. (Autorisierte Übersetzung von einem Mitglied der Beuroner Benediktiner-Kongregation. Graz und Leipzig, Ulr. Moser 1904. 12°. 30* und 306 S. M. 3.) Wie der Titel zu erkennen gibt, wird bloß die Vereinigung der anglikanischen mit der katholischen Kirche besprochen. In dem Empfehlungs- und Geleitwort erklärt Lord Halifax, der Begründer des ‚Bundes zur Förderung der Einheit der Christenheit', das zu erstrebende Ziel sei ‚nicht eine bloß eingebildete, äußerliche Einigung, nicht ein Bündnis unabhängiger Kirchen, welche sich zu abweichenden Glaubenslehren bekennen, sondern eine Einigung, die sich auf das Bekenntnis eines und desselben Glaubens gründet, im Gebiet der Zucht und der Religionsübungen aber nur solche Verschiedenheiten aufweist, welche nach Fug und Recht zugestanden werden können' (S. 28*). Der Verfasser, Rektor einer größeren anglikanischen Pfarrei in der Diözese Gloucester, beginnt mit Aufstellung einiger (20) Leitsätze, die bei den späteren Ausführungen stets zu beachten sind. Hier einige dieser Leitsätze: Christus hat gewollt, daß wir eins seien, und der Kirche, als einer einigen, seine Gegenwart versprochen; die römische Kirchengemeinschaft nimmt schon nach der hl. Schrift (Römerbr. 1, 8) eine ausgezeichnete Stelle ein und steht in der ganzen späteren Geschichte als eine hervorragende, einzigartige Erscheinung

da; Rom ist die Mutter der englischen Christenheit und kann, da es die Unfehlbarkeit für sich beansprucht, nicht aufhören, das zu sein, was es ist; England kann, wenn es nicht unfehlbar ist, nicht so bleiben, wie es ist. Diese Leitsätze werden im Laufe des Werkes entwickelt und näher begründet. Es ist Tatsache, daß wir geteilt sind, und es ist auch Tatsache, daß Gott will, daß wir eins seien. Wie ist dann die Vereinigung zu verstehen? Der Verfasser zeigt, daß diese Vereinigung nur durch eine Annäherung Englands an Rom erfolgen kann. Rom kann sich formell, d. h. in seinen dogmatischen Lehrsätzen nicht ändern, während man dasselbe nicht von der anglikanischen Kirche sagen kann, wie deren kurz dargelegte Geschichte, Entwicklung und jetziger Standpunkt (S. 16—35) beweisen. Es ist darum auch notwendig, zu wissen, was Rom ist, und was es lehrt. Die Einheit ist das erste Merkmal der Kirche, das man in der Urkirche und zur Zeit der Kirchenväter verwirklicht findet. Wenn in der anglikanischen Liturgie, in dem offiziellen Gebetbuch (Book of Common Prayer) um Einheit gebetet wird, so ist diese Einheit nicht aufzufassen als bloße Vereinigung der Herzen oder als Einigung von mehreren getrennten Zweigen, die wohl durch apostolische Sukzession auf Christus zurückgehen wollen, sonst aber ganz getrennt sind. Diese Einheit besteht vor allem in der strengen Einheit der Lehre, wie sie die römische Kirche aufweist. Petrus ist nach der hl. Schrift und den Vätern das sichtbare Oberhaupt der Urkirche gewesen, und die Geschichte zeigt, daß er als Oberhaupt stets Nachfolger gehabt hat. Einheit ist aber nicht Einförmigkeit, sie hindert darum auch nicht die eigenartige Entwicklung des Charakters und verträgt sich mit jeder Nationalität; in dieser Hinsicht hat das vatikanische Konzil nichts geändert. In der anglikanischen Kirche herrschen peinliche Widersprüche in bezug auf die Lehre selbst. Verschiedene Lehren und Einrichtungen der römischen Kirche scheinen dem oberflächlichen Beobachter und dem, der sie nur durch die Gegner Roms kennt, unannehmbar. Aber wer diese Lehren und diese Einrichtungen genau betrachtet und kennen lernt, wird in ihnen nichts Vernunftwidriges entdecken können, so z. B. in der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit (S. 215—228), von der Verehrung der seligsten Jungfrau Maria (S. 228—239), von der Glaubensregel, Schrift und Tradition usw. Jones schließt mit Erläuterungen über Bibellesen, römische Kongregationen, Jesuiten, Ablässe, Meinung und Ärgernisse (S. 240—291).

Wie aus dieser kurzen und mangelhaften Skizze ersichtlich ist, enthält das Werk des anglikanischen Geistlichen eine wirkliche Apologie der römischen Kirche. Es ist darum begreiflich, daß es bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregte. Binnen wenigen Monaten war die erste Auflage vergriffen; die deutsche Übersetzung ist nach der zweiten verbesserten Auflage ausgearbeitet worden. ‚Anhänger fast aller Parteien und Richtungen innerhalb der Staatskirche, von den Evangelikalen (von stark protestantisierender Richtung) bis zu den Hochkirchlern (von katholisierender Richtung) — mit Ausnahme des rechten Flügels der Ritualisten, dem Spencer Jones angehört — erhoben sich in Ärger und Entrüstung gegen die Schrift, deren Tendenz und Verfasser. Man schalt Spencer Jones einen Verräter, der die englische Kirche an Rom ausliefern wolle, einen Meineidigen, der seinen Ordinationseid gebrochen, einen verkappten Jesuiten, der die katholische Lehre fälschlicherweise in günstigem Lichte darstelle, um die Einfältigen und Unwissenden über ihren wahren Charakter zu täuschen.‘ (S. 3*.) Wie ungerechtfertigt solche und andere Vorwürfe sind, wird jeder Leser, der ohne Voreingenommenheit das Werk liest und prüft, leicht erkennen. Dieses Werk ge-

währt uns ‚als treues Spiegelbild einen tiefen Blick in die gegenwärtige kritische Lage der englischen Staatskirche; es leiht dem vielfach in ihr gefühlten Heimweh nach der katholischen Mutterkirche, ihrer Einheit und Glaubenssicherheit einen ergreifenden Ausdruck, es zeigt offen und klar den letzten Zielpunkt, dem die ganze Bewegung des sogen. Anglokatholizismus und besonders des Ritualismus folgerichtig, wenn auch häufig unbewußt, zustrebt, nämlich die Rückkehr zur katholischen Kirche . . . .; es ist endlich ein Kontroverskatechismus, eine wertvolle Apologetik katholischer Lehren aus der Feder eines edlen, wahrheitsliebenden Nichtkatholiken‘.

-ag.

Literatur.

Paul Keller, der schlesische Dichter, hat mit seinem neuesten Buch ‚Das letzte Märchen. Ein Idyll‘ (Allg. Verlags-Gesellsch. München) den Weg zurückgefunden zu vielverheißenden Anfängen. Aber nicht diese Anfänge (‚Gold und Myrrhe‘, Eine Musikantenfahrt u. ä.) haben merkwürdigerweise seinen Ruf begründet. Das geschah vielmehr durch zwei dickleibige Erzählungen, die fälschlich als Romane in die Welt gingen, und die von dem Besten, was Paul Keller, der Dichter, zu geben hat, nur weniges unter einer großen, allzu großen Menge von unfreiwillig Naivem, Konventionellem, Spießbürgerlichem und völlig Leblosem enthielten. Kellers Bestes aber ist seine naive Phantasiewelt, seine Lust am Fabulieren, seine Freude, aus dem Kopf zu malen mit freiester Wahl der Farben und reicher Palette. Er ist kein Impressionist, der sich um die konzentrierteste Wiedergabe der Natur, der Wirklichkeit Tage und Monate lang studierend bemühen kann; er sucht am liebsten seine Vorwürfe, Stoffe, Motive in dem durch die Sinnenwelt nicht eingeengten Bereich der Phantasie-Anschauung, wo er mit seinem Beobachtungsmaterial künstlerisch frei schalten und walten kann; aber seine Kraft versagt, wo er es unternimmt, das gesellschaftliche Leben poetisch zu gestalten und gestaltend zu meistern. Unter diesem Gesichtspunkt sind die ‚Romane‘ ‚Waldwinter‘ und ‚Heimat‘ Schöpfungen naiver Erzählungsart, ohne künstlerische Durchbildung und in bezug auf die Menschen darin ohne jene Kunst der Darstellung, die das zur Vermittlung lebensechter Wirkungen allein Wesentliche heranzieht. In dem Roman als künstlerischer Arbeit, die, wie der Verstand über unserm Gefühl und unseren Stimmungen, so über dem gefühlsmäßig erschauten Poetischen des Lebens ordnend und Beziehungen schaffend schweben muß, ist eine jede Situation, Figur, Unterhaltung, Begebenheit unerträglich, die dem ganzen Lebensausschnitt nicht mit innerer Notwendigkeit angehört. Der Dichter will in jedem Schicksal, in jedem Lebensbild eine Welt im kleinen geben. Er muß also zusammenziehen, ausscheiden, nur das Bedeutsame wählen. Bei Kellers großen Erzählungen ist vieles direkt unbedeutsam. Es kommt zum Teil daher, daß er zu ängstlich chronologisch erzählt, was mit einem Mangel an technischer Geschicklichkeit zusammenhängt; zum Teil ist es eine Folge seiner oben gekennzeichneten Begabung. Hier nur zwei nächstliegende Beispiele.

Der ‚Waldwinter‘ beginnt mit einer Wagenfahrt eines jungen Mannes, der aus der Stadt in waldwinterliche Einsamkeit flüchtet. Die Unterhaltung, die er mit dem Kutscher führt, ein Brief eines Freundes, den er hier liest, einige Betrachtungen, denen er sich überläßt, orientieren den Leser über den Zweck der Reise. Das Ganze ist eine durch eingestreute Dialoge lebendig gestaltete Beschreibung. Und beschreibend geht's weiter, als wir bei der Einfahrt ins Dorf aus dem Mund des Fuhrmanns dörfliche Einzelheiten erfahren,

wo dieser und jener wohnt, was die und der treibe usf. Dann das Absteigen im Wirtshaus, die ersten Bekanntschaften, kleine Beobachtungen u. dgl. mehr. Hierauf der Einzug in das vorbereitete Winterquatier, die Beschlagnahme des Zimmers, die Bekanntschaft der Mitbewohner, das Auspacken, die erste Nacht usw. In vielen seiner Wanderbücher gibt Hansjakob so seine Reiseerlebnisse wieder, und er will gewiß keinen Roman schreiben. So geht's nun noch eine ziemliche Weile im ‚Waldwinter' fort, ohne daß der Leser sagen könnte, daß ihn irgendwelche Teilnahme an einem dieser Menschen festhalte, daß er aus einem anderen Grund weiterlese, als um eben weiterzulesen, immer in der Hoffnung, daß die Sache nun doch endlich komme, ich meine irgend etwas, was mich menschlich tiefer berührt, anspricht, in Bann zwingt. Kleine Scherze, lustige Charakterstücke, amüsante Zwischenfälle erleuchten ja den Weg; aber es dauert lange, bis der Widerhacken wirklich tieferer Teilnahme in der Seele des Lesers haftet. Es liegt mir fern, hier in eine ausführliche, exakte Kritik dieser Erzählung einzutreten; nur mit einem kleinen Beispiel sollte das oben gefällte allgemeine Urteil begründet werden. Auch aus der ‚Heimat' dient gleich der Beginn als Beispiel. Wir lernen den Helden als Kind kennen bei einem Kinderspiel. Nach dem Gesetz, daß in einem planvoll gedichteten Roman keine Episode um ihrer selbst willen dastehe, daß alles dem Ganzen von innen heraus diene und geheimer Bezüge voll sei, wird es nicht unbillig sein, auch in dem einleitenden Kinderspiel mehr als nur einen Anfang der Geschichte zu sehen oder einen Anlaß, uns den Helden als Kind mit seinem heimatlichen Drum und Dran vorzustellen. Vielmehr wird man sich sagen, daß der mit künstlerischer Berechnung erzählende Dichter schon in dem ersten Auftreten seines Helden und gerade hier besonders gewisse Grundzüge seines Charakters, seiner Sinnesart zum präludierenden Ausdruck kommen lasse. Denn warum führt er uns ihn gerade in dieser, warum nicht in einer andern Lage und Stellung vor? Ob gute oder schlimme Anlage, durch die er sein Schicksal und damit die Handlung des Romans schafft, — schon im ersten Auftreten, im ersten Handeln muß sie, und wenn auch nur wie fernes Wetterleuchten, aufzucken.

Paul Keller hat sich dieses so einfach wahrzunehmenden und doch so großen Vorteils gleich zu Anfang seines Romans unbegreiflicherweise begeben. Er wählte eine Kinderspielszene, die mit jeder anderen ausgetauscht werden kann, ohne daß dadurch dem ideellen Organismus des Werkes etwas Wesentliches entzogen wird. Eine durchgehende Betrachtung der beiden Romane unter solchen Gesichtspunkten würde noch zu manchen einschneidenden Ausstellungen führen. Aber nicht um dieser Kritik willen sollen diese Zeilen ja geschrieben sein, sondern um uns über ein Phänomen klar zu werden, das wir oft in der Entwicklung eines von Hause begabten Autors wahrnehmen, wie er nämlich seiner Stärke unbewußt durch äußere Beeinflussung auf ein Gebiet abgedrängt werden kann, wo all das ursprünglich quellende Leben seiner Natur nicht zu reiner Erscheinung, zu klarer Ergießung zu kommen vermag.

Paul Kellers Entwicklung zum Schriftsteller größeren Stils fiel in jene überreizte Zeit, da mit einem Male das auf katholischer Seite stark empfundene Defizit an schöngeistiger Literatur durch eine mittelst Preisausschreiben angeregte Produktion wett gemacht werden sollte. Sei es nun, daß er solchen Anregungen nachlebte, was ich nicht annehmen möchte, sei es, daß die Not der Zeit ihn zu hastiger Produktion in einer gangbaren Gattung trieb, es erschienen diese beiden Romane in so rascher Folge, daß frühere Freunde von Kellers zu stiller und tiefer Innerlichkeit neigender Muse erschraken und

schon wieder einmal vor dem zur geschäftsmäßigen Schriftstellerei herabgesunkenen Talent eines Vielversprechenden zu stehen glaubten. Zu allem Unglück erschienen diese Romane gleichzeitig und in gleicher buchtechnischer Aufmachung mit einer Reihe anderer minderwertiger sogenannten Romane, und der ‚Waldwinter' insbesondere war durch eine so beispiellos blöde Illustrierung verhunzt, daß es den Anschein haben mußte, als gelte nun auch diesem offenbar zu besserem berufenen Schriftsteller der Erfolg über alles.

Zum Glück haben sich die Freunde getäuscht, hat Paul Keller sich selber wiedergefunden, nachdem er schon vor dem jähen Zusammenbruch dieser ganzen unreifen Bewegung eine stille Abseitsstellung eingenommen hatte. Die schöne Frucht dieser neuen Entwicklungsphase aber ist ‚Das letzte Märchen'. Es ist ein Werk, das in keine der landläufigen Gattungen paßt. Nur ein Dichter von wirklicher Eigenart, von einer ganz seltsamen Mischung naiven Empfindens mit zielbewußter Fabulierungskunst, von fast sentimentaler Freude an allem Ursprünglichen und Kindhaften und gleichzeitig von einer in spitzigste Ironie auslaufenden männlichen Herbheit, kurz ein romantischer Träumer und moderner Beobachter in einer Person konnte so was schreiben. Es ist ebensosehr satirisch-komischer Roman wie heiter-poetische Phantasiedichtung mit fernen Reminiszenzen an den allerdings bedeutend tiefer stehenden Jules Verne oder an Wells oder vielleicht am meisten noch an Jonathan Swift, nur daß dessen gallenbittere, welt- und menschenhaßende Satire durch einen übermütigen, herzenswarmen Humor abgelöst ist.

‚Ich will euch ein großes Geheimnis anvertrauen, meine Freunde,' so heißt es in der Einleitung ‚An die Verwunderten', ‚eines, das ihr mir heilig halten sollt.'

‚Meine Seele kann sich wandeln: sie kann zur Kinderseele werden, zur Kinderseele, die jung und keusch ist, unwissend und fröhlich. Ihr kennt die Kinderseele nicht, ihr kennt nur die andere, . . . die alte. Die Kinderseele habe ich nur, wenn ich fort bin, auf weiter Reise, in unendlich fernen Ländern, nach denen kein hölzerner Wegzeiger weist.

Wißt ihr, was ich manchmal im Frühling gern tun möchte? Einen Backofen im Sande bauen oder ein kleines Grab graben auf der Wiese oder einen Zweipfennig auf die Eisenbahnschienen legen und am Damme mit klopfendem Herzen lauern, wie ihn der Zug breitfährt.

Merkt ihr, daß ich das niemandem sagen kann? Sie würden lachen, und meine arme, kleine Seele würde sich tot schämen und dann gar nicht mehr wiederkommen.

Sie kommt schon so selten. Vor der Arbeit und der Schuld, vor der Liebe und dem Verrat, vor dem wirbelnden Leben und dem bleichen Tode, vor dem vielen Gelächter und vielen Geschrei im Lande ist sie scheu geworden.

Aber sie lebt noch. Manchmal, wenn ich im Sturmwind wandere, fürchte ich mich auch jetzt noch, umzublicken, weil ich glaube, daß ein prustender Riese hinter mir schreitet; manchmal sehe ich auch jetzt noch am Himmel weiße Berge mit leuchtenden Almen und einsamen Fußpfaden; manchmal, wenn ich auf dem Rasen liege, weiß ich wieder, daß da unten die Welt ist, in der die reichen Zwerge wohnen.

Und es geschah zuweilen, wenn ich am Schreibtisch saß, daß mir ein Kinderlachen aus der eigenen Seele hineinschallte in den ernsten Text. Dann freute ich mich, aber ich fürchtete mich auch, fürchtete mich vor denen, die es mir nicht verzeihen würden, wenn ich so jung wäre. Und dann habe ich oft Jugend und unbesorgte Fröhlichkeit aus meiner Stube hinausgesperrt.

Jetzt ist mir die Furcht vergangen. An diesem Buche darf der Mann schreiben und das Kind.'

Der Mann und das Kind haben in der Tat an dem Buche geschrieben. Alles, was an süßen Kindheitsträumen für den Mann noch lebendig und wach geblieben, nahm von neuem unter dem Schöpferhauch des Dichters Gestalt an, um in einer unserer Kulturwelt fein-ironisch nachgebildeten Gnomenwelt in Aktion zu treten.

Wie Gulliver kommt auch der Ich-Held unseres ‚Märchens' in ein Reich von Liliputanern. Aber nicht wie jener durch Leibesgröße ist er von ihnen unterschieden, sondern nur durch sein ‚überirdisch' menschliches Bewußtsein, Wissen und Fühlen. Denn da er — ein erfolggekrönter Schriftsteller — noch in seiner schlesisch-heimatlichen Oberwelt am Schreibtisch saß, stellte sich ihm plötzlich in der Sylvesternacht von seinem Tintenfaß aus ein Abgesandter jenes unterirdischen Reiches Heridibafoturanien vor, um ihn als Chefredakteur einer neu zu gründenden Zeitung, der ersten in diesem Zwergkönigreich Europas und des Mittelmeeres, zu verpflichten. Im Nu verwandelt, tritt er auch schon in Zwerggestalt die Reise an, die bei der Boberquelle die Erdrinde verläßt; tiefer und tiefer geht's ins Erdlicht und bald in die Zwergreichshauptstadt Marilkaporta.

In diesem köstlichsten aller Länder scheint die Zeit stillzustehen. Und doch welcher Fortschritt! ‚Wir haben ausgezeichneten Post- und Eisenbahndienst, telegraphieren ohne Draht, waschen mit Chlor, fahren elektrisch und schießen mit Steilfeuergeschützen. Neuerdings hat sich die Regierung sogar entschlossen, eine Zeitung einzuführen.' So rühmt der Abgesandte die Kulturhöhe seines Landes; und als unser Schriftsteller ein erstauntes ‚Wie? Was?' vernehmen läßt, ‚bei solcher Kulturhöhe noch keine Zeitung?' erhält er ein beneidenswertes ‚Nein!' zur Antwort und die Belehrung: ‚Sie sind übrigens sehr im Irrtum, wenn Sie meinen, daß Zeitungen mit Kultur etwas zu schaffen haben.' Und der kleine Mann hat recht; denn kaum ist diese verhängnisvolle Institution in das friedfertig-fortschrittliche Zwergkönigreich verpflanzt, da beginnt auch schon allenthalben das Bestehende zu wanken, das Althergebrachte bekämpft, das bisher Zweifellose angezweifelt, kurz, aller Friede gestört, alle Eintracht zerrissen zu werden. Seit undenklichen Zeiten ist der Alkohol verpönt, ist die Einhaltung der nur im Kalender bestehenden Jahreszeiten gesetzlich geregelt, ist das Räuberhandwerk aus literarisch-volkswirtschaftlich-moralischen Zweckmäßigkeitsgründen staatlich eingeführt und konzessioniert. Gegen dieses Erbe einer weisen Vergangenheit erhebt sich aber sofort der Widerspruchsgeist, die Neuerungssucht, die Sensationslust und das Reklamebedürfnis der neuen ‚Zeitung', die, kaum gegründet und schon in den Kampf gegen eine Konkurrentin verwickelt, eines die Massen erregenden Reformprogramms bedarf, um — Geschäfte zu machen. Anarchie, Staatsrevolte, Krieg, Königsmord sind die Folge; sie machen den weiteren Inhalt des Märchenromans aus; doch siegt schließlich der gute Prinz Juvento über den bösen Hamrigula und heiratet nach langen Herzensqualen des schönen Paares die liebliche Prinzessin Goldina. Auf ein Jahr war unser Schriftsteller kontraktlich als Chefredakteur angestellt. Nach dieser Frist, so will es heridibafoturanische Verordnung, muß er das Reich verlassen. Es ist wieder Sylvester; da tritt er die Heimreise an, aber nicht allein. Im Märchenlande hatte er ein anderes Menschenkind kennen gelernt; als Geliebte führt er sie, da der Märchentraum geendigt, hinaus ins Leben.

Das ist so die Hauptschlagader der Handlung. Ein reizvolles Episodengeflecht umrankt sie, und ich frage mich, ob nicht die Episoden, die kleinen Seiten- und Irrpfade, noch schöner sind als die große Hauptstraße. In ihnen vor allem ist

die ganze Sagen- und Märchenwelt zu einem höchst eigentümlich realistischen Leben erwacht.

Und dieser Realismus ist hineingetragen ohne jede Vernünftelei mit seinem, kicherndem Spott und dem hellauflachenden, frischen Humor des naturverliebten, im Schöpferübermut spielenden Dichters. Märchenland ist geblieben, was es war und allzeit sein wird, das reine, feine, liebe Kinderland. Oder wer wollte sagen, daß die putzigen Gestalten des Parlamentariers und Redaktionsmitglieds Dr. Nein und des Lokalredakteurs Schnaaf, so unheimlich sie auch an manchen Berufskollegen von der Oberwelt erinnern, nicht ebenso hineingehörten und hineinpaßten in diese empirisch nicht auffindbare Welt Schneewittchens und des ‚Letzten der Sieben' wie der unvergleichliche Waldarzt Dr. Schnugu oder jener grimmig gutherzige Staatsräuber Brumbu, den uns Stift wie Pinsel Hermann Vogels und Heinrich Schlitts bis heute noch schuldig sind?

Diese Episoden nebst den humoristisch-satirisch gehaltenen Teilen machen in der Tat den größten Reiz des seltsamen Buches aus. Auf diese Tonart möchte man das Ganze gestimmt wünschen. Paul Keller wollte indes nicht nur die komischen, er wollte auch die ernsten, die feierlichen Klänge im deutschen Märchendom zum tönen bringen. Neben dem Allegro das Adagio und Maëstoso! Das brachte just für seine Begabung eine Gefahr mit sich, der er auch wirklich nicht ganz entgangen ist. Denn in Kellers Empfinden liegt eine leichte, schnell geweckte Neigung zum Sentimentalen, zum Gefühlsweichlichen. Auch diese Note war ja schließlich im ‚letzten Märchen' am rechten Platz; aber sie durfte nicht mehr als ein künstlerisches Mittel in der Hand des Dichters sein, das er mit Überlegenheit und innerer Freiheit gebrauchen, dessen Gebrauch er mit künstlerischer Ironie, um diesen Lieblingsausdruck der romantischen Ästhetik hier einmal zu seinem vollen Recht kommen zu lassen, handhaben mußte. Statt dessen ließ er sich selber von der Stimmung überwältigen, wurde er selber sentimental und zieht damit auch den Leser in den Stoff hinein, über dem er doch wie in reiner Götterluft selber unerschüttert und wunschlos stehen sollte. Das ist ein Mangel an der Dichtung, die keinem künstlerisch reingestimmten Leser entgehen wird. Aber er ist nicht derart, den Glanz und Schimmer des Schönen darin zu trüben oder gar auszulöschen. Ist doch auch in diesen Stellen (es sind meist die erotischen und tragischen) der Stil von so anmutiger Beweglichkeit, daß man manche Seite gerne um seinetwillen liest. Über die Aufnahme dieses schwer qualifizierbaren Buches durch die Tageskritik darf man einigermaßen gespannt sein. Wie wenig vorbereitet und empfänglich der Geschmackssinn für solche Kost noch vor zwei Jahren war, hat sich bei dem im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift veröffentlichten Zyklus ‚Erzog mit seiner Muse' von B. Wieman gezeigt. Die beiden Werke sind ja stofflich sehr verschieden. In Empfindung und Stilgebung gleicht aber das ältere Werk des Westfalen dem neuesten Buch des Schlesiers merkwürdig. Da auch das erstere in wenig Wochen als Buch vorliegen wird, ist ein schicklicher Anlaß geboten, die damals meist gedankenlos kolportierten Urteile nachzuprüfen und womöglich sich an beiden Dichtern herzlich zu freuen.

M.

Julius Stinde, der jüngst im 64. Lebensjahr gestorben ist, bildet ein typisches Beispiel für die Gefahren, welche in unseren Tagen jeder schriftstellerischen Begabung aus der fortschreitenden Industrialisierung der schönen Literatur erwachsen. Seine ersten humorvollen Schilderungen des Berliner Spießbürgerlebens: Buchholzens in Italien (1883) und der

‚Familie Buchholz‘ erster und zweiter Teil (1884 und 1885) waren ganz eigenartige und wirklich belustigende Leistungen. Die Gestalt der Frau Wilhelmine mit allen ihren häuslichen, gesellschaftlichen und ‚gebildeten‘ Freuden und Schmerzen kann man auch als die Schöpfung jener bescheideneren Art von Heimatkunde bezeichnen, wie sie sonst meist von humoristischen Dialektdichtern der verschiedenen Himmelsgegenden gepflegt wird. Auch der Holsteiner Stinde hatte mit plattdeutschen Komödien aus dem Hamburger Leben begonnen. Indem er aber bei seinen Buchholzens die isolierende Dialektschicht abstreifte und durch Verwendung des Reisemotivs die rein lokalen Beziehungen in den Hintergrund drängte, gelang es ihm, weit über die Berliner Eingesessenen hinaus fröhliches Verständnis zu finden, und gar mancher in der ‚Provinz‘ draußen, der sich bis dahin unter dem Berliner eine durchweg unangenehm schnoddrige Menschengattung vorstellte, hat sich von diesen Mittelstandsidyllen recht gemütlich angeheimelt gefühlt. Kein geringerer als Bismarck soll an dieser lebenswahren, anspruchslosen Scherzhaftigkeit seine große Freude gehabt haben, zumal sich seine Kenntnis der neuesten deutschen Literatur nicht beträchtlich weiter ausdehnte. Leider hat der außerordentliche buchhändlerische Erfolg seiner in mehreren Hunderttausenden verbreiteten Schilderungen den Autor dazu verführt, das gleiche Motiv bis ins Unendliche auszuschlachten, so lange, bis selbst die getreuesten Verehrer von Mutter Wilhelmine ihrer überdrüssig wurden. Und als es so weit gekommen war, hatte Stinde bereits seine ursprüngliche Vielseitigkeit eingebüßt — er begann mit naturwissenschaftlichen Plaudereien und Fantasiegeschichten - und war seit Jahren ein literarisch abgestandener Mann. Und so schließt sich an sein Andenken nebst dem Dank für manche harmlos fröhliche Stunde der Wunsch, andere möchten sich durch den Gang seiner schriftstellerischen Entwicklung warnen lassen.

* *

Kunst.

Ein Streit um das deutsche Kunstideal. Mit einem ‚Fall Böcklin‘ fing es an. Meier-Graefe hat ein Buch so betitelt (Stuttgart 1905, bei Julius Hoffmann), in dem er sein reiches kunsthistorisches und impressionistisch-technisches Wissen dazu mißbraucht, Böcklins unverstandene Kunst herunterzureißen. Seine Gedankenentwicklung verfolgt im ganzen den Weg, welchen er selbst bei dem Meister aufzudecken vermeint: Sie ‚gleicht der Ungeduld eines Klavierspielers, der immer derber auf die Tasten schlägt, je unreiner er spielt‘. Nebenher schlachtet Meier noch ein paar andre ‚mehr oder weniger beschränkte Persönlichkeiten‘ ab, wie ‚Watts und andere Engländer, wie Moreau und andere Franzosen, wie Thoma und andere Deutsche‘. Könnte man Meiers Urteil über Böcklin noch als fanatische Reaktion gegen einseitige Verhimmelung begreifen wollen, die obige Verallgemeinerung, die Ausdehnung sogar auf den späteren Menzel nötigt uns zu einem Achselzucken; wir überlassen ihn seiner französelnden ‚Anatomie der Farben und Flecken‘ und trauen ihm nur noch das Verständnis solcher Künstler zu, die nichts Tieferes anstreben.

Professor Thode, der begeisterte Herold Thoma's, hielt eine gründliche Abfertigung Meiers vonnöten. Er veranstaltete daher einen Vorlesungszyklus ‚Böcklin und Thoma‘, und darin fielen scharf ablehnende, aber noch lange nicht meyerisch stilisierte Worte gegen den Impressionismus, wie ihn in Deutschland namentlich Liebermann vertritt. Da war es nun wieder Liebermanns gutes Recht, sich zu wehren; und das tat er in der ‚Frankf. Ztg.‘ kräftig, mit persönlicher Schärfe; er sprach dem Heidelberger Kunsthistoriker das Verständnis der alten wie neuen Kunst glattweg ab. Nunmehr griff Thoma selbst

ein, und erst hierdurch kam die Debatte auf eine sachliche Höhe. Er bezeichnet Meier-Graefes Buch als ‚eine Herausforderung, gerichtet gegen das eigentlichste Wesen der deutschen Kunst, wie eine solche kaum je vorgekommen ist, — eine Herausforderung, die gerade das beste, was aus der deutschen Volksseele herausgewachsen ist, mit Füßen oder eigentlich mit Phrasen tritt. Thode in seiner mannhaften Tat will nur helfen, uns Deutschen das Recht zu wahren, unsere Kunst so zu gestalten, wie wir sie haben wollen. Wenn die deutschen Maler mit dem deutschen Dichter die Sehnsucht nach Wunderländern der Schönheit haben, nach solchen suchen, die nicht gerade auf dem Wege von Berlin nach Buxtehude liegen, so ist das ihr gutes Recht. Gerade in diesem Suchen, und wenn es auch oft in die Irre geht, liegt deutsche Art, und es ist schon Herrliches aus ihr hervorgegangen. — Seit Dürers Phantasie, die so herrlich zu formen verstand, seit Holbeins unerbittlichem Realismus ist freilich viel Not und Zerstörung über die deutsche Kunst gekommen; das deutsche Volk mußte andere als Kunstaufgaben mit seinem Blute, ja fast mit seinem Ersterben lösen, aber wir besitzen doch noch gar viel Köstliches aus jener Zeit, um das uns die Völker beneiden. Ich will nur an das große Malerwerk erinnern, welches in Colmar sich befindet, den Isenheimer Altar von M. Grünewald; das ist ein Zeugnis deutscher Kunst und zugleich eines der größten Meisterwerke der Malerei aller Völker und Zeiten. Wer hier nicht deutsches Wesen empfindet, nicht die Fähigkeit des Deutschen, seine innere Anschauungswelt, bei Grünewald darf man auch sagen seine Traumwelt, stark und deutlich als Farbenwunder zu gestalten, erkennt, der hat in Sachen der Kunst überhaupt nicht mitzusprechen.‘

Die Mode des Plein-Air hat demgegenüber nicht einmal den Vorzug der Neuheit. Bereits Piero della Francesca, Botticelli und andere alte Meister haben Plein-Air gemalt; sie wußten es nur noch nicht. Es handelt sich auch nach Thoma gar nicht um Gründe für oder gegen Plein-Air als solches, ‚es handelt sich nur darum, daß wir nicht gewillt sind, uns von Berlin aus aufgewärmten Kohl als Kunstgesetze diktieren zu lassen, und darum, daß wir uns deutsche Art und deutsches Wesen nicht wollen beschimpfen lassen durch Proklamierung einer in Paris schon abgewirtschafteten Mode, der wir besseres entgegenzustellen haben.

Der Angriff auf Böcklin ist freilich schlau gewählt, gerade in ihm sollte das deutsche Wesen aufs empfindlichste getroffen werden, das Stück deutscher Romantik, das gerade durch Böcklin wieder aus den Schlacken von Philistertum und Internationalität so schön hindurchgebrochen ist, und zwar siegreich. — Es war zugleich ein Angriff auf das Deutschtum, das in dieser freien Schweizernatur zu neuer Geltung gelangt ist. Die Angelegenheit wird von den Deutschen recht ernst genommen werden, obgleich die Meier-Graefesche Meinung vor dem Anblick einiger guter Böcklinscher Bilder von selbst zusammenfällt.‘

Für die von Thoma angeschlagenen Saiten zeigt Liebermanns nunmehrige Duplik kein Verständnis; aber er begnügt sich wenigstens (abgesehen von einem späteren keifenden Schlußwort gegen Thode) in Ruhe seinen Standpunkt zu wahren:

‚Ich maße mir nicht an, dem deutschen Volke seine Ideale zu rauben; ich gestatte mir nur, gegen die Unduldsamkeit Einspruch zu erheben, mit der Herr Thode das, was er für recht und gültig hält, als das Ideal des gesamten deutschen Volkes proklamiert. Malerisch und poetisch ist nicht nur „die mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, sondern auch — um mich der Worte des Herrn Thoma zu bedienen — „zwischen Berlin und Buxtehude“ gibt es dessen genug. Die Kraft der Darstellung, nicht

die Wahl des Stoffes macht den Künstler. Durch kein Dogma, durch keine noch so volltönende Phrase, durch kein nationalisierendes Schlagwort kann das weite Reich und das freie Recht der Persönlichkeit eingeengt und beschränkt werden.'

Noch selten sind sich in Äußerungen zweier hervorragender bildender Künstler entgegengesetzte Kunstauffassungen so scharf und deutlich gegenübergetreten wie im vorliegenden Fall. Diese reinliche Scheidung ist um so lehrreicher, wenn man sich (anders wie die allzu getreuen Parteimänner Meyer-Graefe und Thode) die Unabhängigkeit des Urteils wahrt und auf keine der beiden ‚Richtungen' blindlings schwört. Gewiß gibt die ganze Vergangenheit der deutschen und jeder großen nationalen Kunst dem Meister Thoma insofern recht, daß dem freien Schaffensdrange der romantischen Fantasie um keiner natursklavischen ‚Impressionen' willen irgend welcher Eintrag geschehen darf. Der Impressionismus, insoweit er eine auf alle seelischen Kunstwerte verzichtende rein technische Mode ist, hat in der Tat bereits wieder abgewirtschaftet, oder vielmehr er ist eigentlich nie über den engeren Dunstkreis gewisser großstädtischer Ateliers und Kunstmärkte siegreich hinausgedrungen. Anders aber steht es mit der impressionistischen Technik, soweit sie, wie jede Technik, nur ein *Mittel zum Zweck* sein will, zu dem Zwecke nämlich, die seelischen Werte der farbigen Natur von einer, wenn nicht neuen, so doch bisher minder beachteten Seite zu erfassen und dann mit freier Künstlergewalt zu fertigen Bildern auszugestalten. Ein Künstler kann sogar trotz aller impressionistischen Auffassung in der seelischen Grundkonstitution Erzromantiker sein. Erinnert sei hier nur an das früher einmal (Hochland I, S. 448) zitierte Urteil Stauffer-Berns über *Courbet*, welches diesem nach seinem ganzen künstlerischen Naturell die nächste Verwandtschaft mit - Böcklin zuspricht. Selbst Liebermann findet es ja gut, zu betonen, daß es zwischen Berlin und Buxtehude genug des ‚malerischen und *poetischen*' gibt: poetisch aber ist nie die reine sinnliche Impression, sondern erst das, was ein seelisch vertiefender Künstler aus ihr macht.

Wir urteilen über den ganzen Streit nur vom Standpunkt des ehrlichen Kunstfreundes und meinen, wer die Kunst als solche liebt, dürfe sein Urteil niemals einer einzelnen Kunstrichtung, seien ihre Vertreter auch noch so bedeutend und sympathisch, gefangen geben. Man kann Thoma verehren, ohne deshalb Liebermann zu mißachten. Und wer die Eigenart beider versteht, der wird auch wohl begreifen, daß die beiden sich gegenseitig nur schwer verstehen können; um so schwerer, je mehr Meyer-Graefes dazwischen schwatzen.

Dr. Max Ettlinger.

Moderne Restaurierungen. Im Hinblicke auf die prinzipiellen Ausführungen über das ‚kirchliche Stilelend' im Augustheste erhalten wir eine Zuschrift, welche aus den Klagen und Warnungen Johannes Mumbauers für einen aktuellen Fall praktische Folgerungen gezogen wissen möchte, und der wir nachstehendes entnehmen:

In den Zeitungen lese ich mit Schrecken, daß man jetzt auch den *Wetzlarer Dom*, dieses Wunderbild aus dem Mittelalter, das uns in seiner gegenwärtigen Unberührtheit mit dem Zauber märchenhaft-romantischer Poesie umfängt, mit einem Kostenaufwand von einer Million restaurieren will, und zwar unter ‚Wiederherstellung', d. h. also in diesem Falle Ausbau *ursprünglich gar nicht vollendeter* Teile. Also wieder eine Million in den unersättlichen Rachen des Moloch, den Montalembert so treffend ‚vandalisme restaurateur' nennt, — um im günstigsten Falle auf Kosten unersetzlicher poetischer Werte die Stilarchaisten einen billigen Triumph feiern zu lassen — ganz ähnlich wie beim Heidel-

berger Schloß! Bei der Heidelberger Affäre scheint die Wucht der öffentlichen Meinung wenigstens das Äußerste abgewehrt zu haben. Ist niemand da, der von einer der romantischsten Kirchenruinen — denn mehr als eine Ruine ist der Wetzlarer Dom tatsächlich nicht — das Schicksal, ‚zu neuem Glanz erstehen' zu müssen, abwendet? Ein Vorschlag zur Güte! Man nehme die Hälfte jener Million und teile sie unter die beiden jetzt im Besitze des Domes befindlichen Kirchengemeinden; dann wird das Kapital in der Zeit, während welcher der jetzige Bau noch benutzbar ist, so anwachsen, daß bei eintretendem schlimmerem Zerfall jede der beiden Konfessionen sich eine eigene neue und praktische Kirche bauen kann. Dann ist allen geholfen und — viel Geld gespart.

Das in jenem Aufsatze erwähnte Schicksal des Karolingischen Münsters in Aachen läßt mich übrigens an ein anderes Beispiel moderner ‚Renovierungen' denken. Was aus dem Trierer Dome, dem interessantesten Kirchenbau, den wir in Deutschland besitzen, und an dem man nun auch schon über ein Jahrzehnt herumrestauriert, einmal werden wird, soll mich wundern. Auf ‚Stileinheitlichkeit' scheint man da ja glücklicherweise verzichten zu wollen; aber wenn es so weiter geht wie bisher, dann ist unser alter, lieber, trauter Dom, auf dem die Patina aller christlichen Jahrhunderte lag, unwiederbringlich dahin.

*

Anton Burger †. Die engen Gassen von Alt-Frankfurt mit ihren schmalgiebeligen, überhängenden Häuschen, mit ihren zahlreichen Höfen und kleinen Plätzen bergen eine Fülle malerischer Winkel, die den meisten Besuchern und selbst gar manchen Einheimischen der stolzen Handelsstadt verborgen bleiben. Leider fällt ein solches Winkelwerk nach dem andern den Verkehrsdurchbrüchen zum Opfer. An Stelle der auch kulturhistorisch so interessanten Judengasse (die eines unserer Bilder wiedergibt), ist längst eine ‚Börnestraße' mit abscheulichen Mietskasernen getreten, und wir wollen nur hoffen, daß die Frankfurter Künstlerschaft, wenn sie demnächst ihr neues Heim in dem lang vernachlässigten, gotischen ‚Steinernen Haus' bezieht, auch auf die Erhaltung ihrer altertümlichen Nachbarschaft ein scharfes Auge hat.

Anton Burger, selbst ein Kind Alt-Frankfurts (geb. am 14. November 1824 in der Altegasse), hat mit anspruchsloser, aber sicherer und traulicher Künstlerschaft in der Heimatsstadt eine Fülle der prächtigsten Motive gefunden, und wir müssen ihm dies nun an seinem Grabe (er starb am 5. Juli) doppelt danken, dem Maler und dem Menschen. Er war ein Heimatskünstler, lange ehe dieser Begriff in Mode kam, und ebendrum war er's ohne alle Künstlichkeit und Absicht. Auch wenn er nach landschaftlichen Motiven Umschau hielt, genügte ihm durchweg die nächste Umgebung seiner Vaterstadt. Die zahlreichen Dörfer und einzelstehenden Gehöfte der Mainebene, die milden Reize der Taunusberge, an denen selbst der Schwarzwäldler Thoma seine Freude fand, boten ihm übergenug des Schönen. Seit 1857 lebte er in dem Taunusstädtchen Cronberg in stiller Emsigkeit. Aber nur verhältnismäßig wenige seiner Werke — er malte auch Aquarelle und war kein übler Radierer — paradierten auf den großen Ausstellungsjahrmärkten. Sie paßten auch schlecht hin und fanden ohne das ihre Liebhaber. Dem künstlerischen Rang nach hätten sie sich freilich schon sehen lassen können; bereits 1869 trug Burger die Münchener Goldene Medaille davon. Auch die Menschen, mit denen Burger seine Straßenszenen und Interieurs (meist Bauernstuben, Dorfwirtschaften, Kegelbahnen und dgl.) belebt, sind stets von trauter Heimatart; hie und da mit innigem Ernste, aber viel öfter noch mit stillvergnügt verstehendem Humor charakterisiert. Einen Teil dieser

prächtigen Bildchen hat Eißenhardt trefflich gestochen.

Zum siebenzigsten Geburtstag des Meisters erschien bei Hanfstaengl in München ein wertvolles Burger-Album, in dem des Künstlers Hauptwerke in vollendet schönen Heliogravüren mit längerem einleitenden Text von Spier vereinigt sind.

* *

Verschiedenes.

Die Interessen des Schriftstellerberufs sind in vielen Punkten noch so wenig gesichert, daß Dinge vorkommen, die wenig zur geistigen und sozialen Bedeutung eines der Hauptfaktoren unseres modernen Lebens passen wollen. Ein besonders krasser Fall dieser Art ist in der letzten Zeit mit seltener Einmütigkeit von Autoren, Verlegern und Volksvertretern oft und scharf erörtert worden: die Schutzlosigkeit des deutschen Schriftstellers und Künstlers in den Vereinigten Staaten. Während der Amerikaner in Deutschland den gesetzlichen Schutz literarischer, künstlerischer und photographischer Werke vollauf genießt, muß der deutsche Autor von Büchern, die er geschützt haben will, den Satz, von sonstigen Drucken die Platte, von Photographien das Negativ in den Vereinigten Staaten herstellen lassen, ferner von diesen Werken sowie von geographischen Karten, Musikalien, dramatischen Werken, die nicht aufgeführt werden sollen, zwei Exemplare an die Reichsbibliothek abliefern. Von Werken der bildenden und zeichnenden Kunst ꝛc. wird eine eingehende Beschreibung und eine Photographie in vorgeschriebener Größe verlangt. So kann man denn verstehen, daß literarische Werke, die in Deutschland viele Mark kosten, in Amerika zu Kolportagepreisen oder als Gratiszeitungsbeilagen verbreitet werden können; ein Zustand also, der nicht einmal als Basis eines Abkommens, geschweige als Prinzip der Gegenseitigkeit möglich ist. Der Verband deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine hat nun durch den Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein eine Enquête über Art und Umfang der Ausbeutung erheben lassen, die infolge dieser Sachlage die deutschen Schriftsteller in Amerika erfahren. Das Resultat ist abenteuerlich. Da drüben bestehen eigene Bureaus, die ins Englische übersetzte deutsche Romane stereotypieren und die Platten verkaufen; ebenso erscheinen deutsche Werke als fortlaufende Beilagen zu Zeitungen, gehen als Kolportagehefte um. Aus deutschen Zeitschriftenaufsätzen macht man drüben Bücher. Ein Autor hätte 34000 Mark eingenommen, wenn sein Werk bei seinem Verleger, statt bei seinen Ausbeutern gekauft worden wäre. Denn riesenhaft ist diese Ausbeutung; die Verlustziffer deutschen Arbeitslohnes übersteigt zehn Millionen Mark; die Räuber geistigen Eigentums aber sind vielfach Millionäre; der deutsche Buchhandel wie der deutsche Schriftsteller im Land der Freiheit selber aber wird zugrunde gerichtet. Und in Deutschland genießt der Amerikaner unbedingten, vollen Urheberschutz!

* *

Unsere Bilder.

Unser Mezzotinto ‚Häusliche Andacht' von Anton Burger stellt eine Bauernstube im Taunus dar. Ländliche Sonntagsstille! Von dem Korb auf dem Fußboden vielleicht abgesehen hat der Künstler aus ‚malerischen Gesichtspunkten' nichts ‚arrangiert'. Alles ist schlichte, liebe Wahrheit. So ist der ganze Burger; es ist das eine Seite, die man an ihm schätzen muß, aber gewiß nicht die einzige. Nach manchen Stoffen möchte ein oberflächlicher Beurteiler geneigt sein, Burger auch als Künstler zu einer alten, ja altmodischen Klasse zeitgenössischer Maler zu rechnen. Es wäre weit gefehlt. Wohl gehörte Burger zu den Stillen im Lande, er machte keine Reklame, beschickte keine Sammlungen; aber in der Einsamkeit des Ateliers folgte er jedem technischen Fortschritt seiner Kunst, so zwar, daß man seine letzten Bilder (man vergleiche das herrliche Burger-Album, das Freunde zu des Künstlers 70. Geburtstage bei Hanfstaengl, München, mit Text von Spier herausgegeben) durchaus modern nennen kann, ja, eine Familienmahlzeit direkt als von einem Uhde-Schüler stammend ansprechen möchte. Bei vielen seiner Bilder aus dem alten Frankfurt hält das naturgeschichtliche Interesse dem künstlerischen die Wage. Sie gewähren uns Einblicke in das Frankfurt zur Zeit Goethes, aber Einblicke durch ein Künstlerauge, nicht durch ein photographisches Objektiv. ‚Die Judengasse im Winter' ist Beweis dafür. Auch vom ‚Kuhhornhof' kann das gelten, der ein zum Teil wohl schon entschwundenes und bald durch den modernen Fortschritt ganz verwischtes Landschaftsbild mit Liebe und poetischem Sinn festhält.

Unsere Beilage ‚Sterbender Christus' von Pietro Canonika ist gleichsam ein Nachtrag zu dem Artikel im vorausgehenden Heft, wo auch diese tiefempfundene Schöpfung gewürdigt ist. (Das Original befindet sich im Besitz von Frau Dr. Noah in Berlin.)

Offene Briefe.

Frau J. B. in Königsbach. In der Tat, der Verteidiger eines vernünftigen und echten Katholizismus kann es nur beklagen, wenn ohnehin bestehende Vorurteile und Verleumdungen auch noch durch Missionsblätter, wie das Marienhiller ‚Vergißmeinnicht' genährt und scheinbar bestätigt werden. Wir wollen jedoch annehmen, daß es nur eine gedankenlos gebrauchte Redewendung ist, wenn es in dem Bericht über die Konsekration eines Hochaltars an leitender Stelle in Nr. 8 vom 1. August 1905 heißt: ‚Der allgemeine Andrang war so groß, und die ziemlich geräumige Missionskirche so gedrängt voll, daß man dem Hochwürdigsten Konsekrator nur mit Mühe Platz schaffen konnte, als er mit seiner zahlreichen Assistenz in feierlicher Prozession von dem neben dem Kirchenportale errichteten Altar die Reliquien abholte. Heiden wie Christen lagen anbetend (sic!) auf den Knien, als er damit segnend die langen Reihen durchschritt.'

Herrn H. H. in Salzburg. Besten Dank für die freundlich übersandte Kritik. Es soll bei einer späteren Beurteilung des betreffenden Werkes auch auf diese Seite ein Augenmerk gerichtet sein, inwieweit künftig die Tatsache gilt, ‚daß im deutschen Reiche und namentlich in Preußen leider nur zu oft schon auch ernste Autoren sich eine einseitige Darstellung historischer Ereignisse zurechtlegen und wir Österreicher zusehen müssen, wie man uns nachgerade systematisch aus geschichtlichen Ehrenplätzen expropriiert.'

K. W. in F. Das in dem Artikel ‚Zoologie und Blitzlicht' erwähnte Werk von Schillings, ‚Mit Blitzlicht und Büchse,' ist bei Voigtländer in Leipzig erschienen und kostet 14 Mark.

Verantwortlich: Chefredakteur **Karl Muth, München-Solln.**
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten,** Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.